c. 40/7

Digitized by Google

<36602272040017

<36602272040017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Siebenter Band.

O bis Q.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz frischen Drucke ist es durchaus nöthig, wenn die Bände gleich gebunden werden sollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da sie sonst, selbst wenn beim Schlagen Maculatur dazwischen gelegt worden, doch abschwärzen würden, was wegen des frischen und engen Druckes nicht anders seyn kann. Am besten wäre es freilich, wenn die Bände einstweilen bloß broschirt (also nicht geschlagen) und nicht vor der Mitte des Jahrs 1820 förmlich gebunden würden.

59

Digitized by Google

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelassen, und wird außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft;

2) die dritte und letzte Lieferung von 2 Bänden (dem 9. u. 10.) wird zur Leipziger Michaelis-Messe oder spätestens zu Ende 1819 erscheinen;

3) Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können ⅐tel des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

4) für die Besitzer der vier ersten Auflagen wird das Neue dieser fünften in besondere Supplemente gesammelt, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben werden. Die erste derselben ist in der Jubilate-Messe 1819 erschienen und sollen die 3 folgenden von 3 zu 3 Monaten nachgeliefert werden. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (an 120 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.).

Nach diesen Bestimmungen sind die bei den fünf ersten Bänden dieser fünften Auflage gemachten zu berichtigen.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Siebenter Band.

O bis Q.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1819.

Digitized by Google

Enc. 40

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Neuen Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage heraus kommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

Digitized by Google

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Literarische

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Im Verlage des Herausgebers dieses Lexicons erschienen in der ersten Hälfte dieses Jahrs (1819) folgende neue Journale, Flugschriften und größere Werke, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs, Rußlands *), Schwedens **), Dänemarks ***), der Niederlande *†) und in Amerika *††), zu den beigesetzten Preisen zu erhalten sind.

I.

Die Isis, von Oken.

Diese berühmt gewordene Zeitschrift wird für das Jahr 1819 auf das regelmäßigste fortgesetzt.

Sie erscheint in monatlichen Heften in Quart-Format. Jedes Heft ist gegen 12 bis 14 Bogen stark, ganz compendiös gedruckt, und von zwei bis drei Kupfern (meist über naturhistorische Gegenstände) begleitet.

Von den Jahren 1817 und 1818 sind auch noch einige Expl. vorräthig. Jener kostet 6 Thlr., dieser wie der von 1819, 8 Thlr.

II.

Allgemeine Medizinische Annalen des 19ten Jahrhunderts, auf das Jahr 1819.

Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer.

Preis des Jahrgangs in 12 Heften 6 Thlr. 16 gr. oder 12 Fl.

Die früheren Jahrgänge sind auch noch zu erhalten. Die gesammte Folge dieser Zeitschrift von 1798 bis und mit dem Jahre 1815, wird gegen baare Zahlung zu 24 Thlr. Conv. Geld (43 Fl. 12 Xr.) erlassen. Von den Jahrgängen 1816, 1817 und 1818, kostet ein jeder 6 Thlr. 16 gr. oder 12 Fl.

---

*) In Rußland insbesondere bei Hartmann, Meinshausen, Leiste in Riga; bei Deubner und Treuy in Mietau und Riga; bei Kosegarten in Reval; bei W. Gräff, Carl Lißner, Weyher und Schwetschke in St. Petersburg; in Abo bei Meyer; in Wilna bei Moritz; in Moskau in der Vehschen Buchhandlung; in Warschau bei Glücksberg u. Comp.

**) In Schweden bei Em. Bruzelius in Upsala und in Stockholm; und bei Wiborg in Stockholm.

***) In Dänemark bei Bonnier, Brummer und in der Gyldendalschen Buchhandlung in Copenhagen.

*†) In den Niederlanden bei Müller und Comp., und bei Sülpke in Amsterdam; im Haag bei Volke.

*††) In Amerika kann man sich an die Herren Hennings und Zinkernagel in Philadelphia wenden.

Digitized by Google

III.

H e r m e s

herausgegeben vom Professor Krug.

Von diesem kritischen Jahrbuche der Literatur (das sich die berühmten englischen Journale: the Edinburgh Review und the quarterly Review zum Muster genommen), und welches schon be seinem ersten Erscheinen in einem bedeutenden Grade die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, ist so eben das zweite Stück des ersten Jahrgangs erschienen, und in allen soliden deutschen Buchhandlungen zu erhalten. Dieses Stück enthält wie das erste eine Reihe der gediegensten Abhandlungen, bloß über die wichtigsten Werke der in- und ausländischen Literatur.

Jedes Vierteljahr erscheint ein Stück von etwa 25 Bogen compendiösen Drucks und äußerlich schön ausgestattet. Der Jahrgang von vier Stücken kostet 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Xr. Einzelne Hefte aber 2 Thlr. 6 gr. oder 4 Fl. 3 Xr.

IV.

Z e i t g e n o s s e n;

Biographien und Charakteristiken. Heft XV.

Diese Lieferung enthält: Millin von Krafft und Böttiger; Romilly; Friedrich von Schiller; Dr. Charles Burney.

Preis auf Druckpapier 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.), auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) und auf Velinpapier 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Von den früheren Heften (I — XIV.) sind gegenwärtig auch wieder vollständige Exempl. zu erhalten.

V.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus,

oder Neues Askläpieion.

Allgemeines Zeitblatt für die Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus.

Herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart, Professor der Heilkunde in Berlin.

Zweiten Bandes erstes Heft, mit einem Steindruckblatt.

(Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.)

VI.

A n t i - S t o u r d z a.

Auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, oder Würdigung der Denkschrift des Herrn von Stourdza in juridischer, moralischer, politischer und religioser Hinsicht

Vom Professor Krug in Leipzig.

(Preis 6 gr. oder 27 Xr.)

Dieselbe Schrift in französischer Uebersetzung (vom Prof. L. de Villers) unter nachfolgendem Titel:

Digitized by Google

Etat actuel de l'Allemagne ou examen et réponse au mémoire de Mr. de Stourdza sur l'état de l'Allemagne sous le rapport juridique, moral, politique et religieux.
Par le Prof. Krug à Leipsic.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

VII.

Steffens und das Turnwesen.

Die gute Sache von Henrich Steffens.
Eine Aufforderung zu sagen was sie sey, an alle die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

VIII.

Herbart gegen Steffens.

Ueber die gute Sache. Gegen Herrn Professor Steffens.
Von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg.
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

IX.

Die Geschwornen-Gerichte.

Ueber Geschwornen-Gerichte und das Verfahren in peinlichen Sachen.
Von C. J. von Sparre-Wangenstein.
(Preis 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr.)

X.

Der sächsische Landtag.

Auch etwas über den letztern Landtag im Königreiche Sachsen.
Geschrieben im Monat März 1819.
(Preis 6 Gr. oder 27 Xr.)

XI.

Kotzebue und die deutschen Universitäten.

Ueber Deutsches Universitätswesen, mit Rücksicht auf Kotzebue's literarisches Wochenblatt und gewaltsamen Tod.
Vom Professor Krug, d. Z. Procanzler und Dechanten der philosophischen Fakultät in der Universität zu Leipzig.
Zweite Auflage.
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XII.

Das preußische Zollgesetz, die preußische Staatszeitung und der Zeitgeist.

Ein kritischer Versuch vom Professor Krug in Leipzig.
Zweite Auflage.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

Digitized by Google

XIII.

von Jakob, über academische Freiheit.

Academische Freiheit und Disciplin, mit besonderer Rücksicht auf die preußischen Universitäten.
Von L. H. von Jakob, Kais. Ruß. Staatsrathe 2c.
(Preis 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Xr.)

XIV.

Grävell

(Verf. des Werks: Der Mensch.)
Das Wiedersehen nach dem Tode.
Daß es seyn müsse und wie es nur seyn könne.
In Beziehung auf das Werk:
Der Mensch,
näher entwickelt (und als Anhang zu demselben)
von Dr. M. C. F. W. Grävell.
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XV.

Ueber Ehre und Freiheit.

Zunächst den Studirenden auf deutschen Universitäten zur Beherzigung empfohlen.
(Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

XVI.

Kritik der Preuß. Zoll-Gesetzgebung.

Andeutungen zur Kritik der neuen Königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchsteuer-Gesetzgebung.
(Preis 20 Gr. oder 1 Fl. 30 Xr.)

XVII.

Taschenbuch für Bade- und Brunnenreisende.

Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz.
Bearbeitet von Dr. C. Fr. Mosch.
In zwei Theilen mit 36 Kupfern und 1 Charte.
(Preis gebunden 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Xr.)

XVIII.

Taschenbuch der Conversation.

(Manuel pour la conversation.)
Taschenbuch für die Conversation in ausländischen Sprachen; der französischen, englischen, italienischen, mit deutscher Erklärung.
(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

Digitized by Google

XIX.

Die Nibelungen,

von Franz Rudolph Hermann.

In drei Theilen.

I. Der Nibelungen Hort. II. Siegfried. III. Chriemhildens Rache.

(Preis des Ganzen 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Xr.)

XX.

Hans Sachs,

von Friedrich Furchau.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil: der Ehestand.

(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

(Der erste Theil, die Wanderschaft, kostet ebenfalls 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Gr.)

XXI.

Shakspeare's Schauspiele,

von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß.

Mit Erläuterungen.

Dritter Band

(enthält 1. Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; 2. König Lear von H. Voß; 3. Die gezähmte Keiferin, von A. Voß; 4. Timon von Athen, von A. Voß.)

(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

XXII.

Shakspeare's König Lear,

von H. Voß.

Mit Erläuterungen.

(Besonderer Abdruck aus der vollständigen Uebersetzung.)

(Preis 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Xr.)

XXIII.

Die Jungfrau vom See.

Frei nach Walter Scott, von Henriette Schubart.

(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24. Xr.)

XXIV.

Quandts Reise nach Italien.

Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise nach Italien.

Von G. Quandt.

3 Theile in einem Bande.

(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

Digitized by Google

XXV.

Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca.

Uebersetzt vom Freiherrn Ernst F. G. O. von der Malsburg.
Zweiter Theil; enthält: 1. Fürst, Freund, Frau. 2. Wohl und Weh.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXVI.

Ernst Schulze's (Verfassers der bezauberten Rose) poetisches Tagebuch und Psyche.

Ernst Schulze's poetische Schriften.
Dritter Band
enthaltend
I. Poetisches Tagebuch.
II. Reise durch das Weserthal.
III. Psyche, ein griechisches Märchen in sieben Büchern.

(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXVII.

Psyche,

ein griechisches Märchen in sieben Büchern.
Von Ernst Schulze.
(Aus vorstehendem 3ten Bande besonders abgedruckt.)
(Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.)

XXVIII.

Der Zug der Normannen nach Jerusalem.

Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen.
Von
J. Georg Grötsch.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXIX.

Johann Georg Hamann's Schriften.

Sibyllinische Blätter des Magus in Norden.
(Johann Georg Hamann's.)
Nebst mehreren Beilagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer.
Mit einem Bildniß Hamann's.
(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXX.

Gabriele.

Ein Roman von Johanna Schopenhauer.
Zwei Theile.
(Preis 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Xr.)

Digitized by Google

XXXI.

Brittische Dichterproben.

Nro. I.

Nach Thomas Moore und Lord Byron.

(Uebersetzt von Reg. Rath Breuer.)

Mit gegenüber gedrucktem Original-Text.

(Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.)

XXXII.

Classisches Theater der Franzosen.

Nro. I.

Zaire von Voltaire.

Uebersetzt und mit einer Einleitung begleitet von Peucer.

Mit gegenüber gedrucktem Original-Text.

(Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.)

XXXIII.

Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde.

Alt-Russische Heldenlieder.

(Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.)

XXXIV.

Saladdin.

(Preisgedicht aus der Urania 1819.)

Saladdin.

Romantisches Gedicht in vier Gesängen von Friedrich Teuscher.

Mit 4 Kupfern.

(Preis 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Xr.)

XXXV.

Baggesen's Parthenais.

Parthenais oder die Alpenreise.

Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen von Jens Baggesen.

Zwei Theile.

Neue Auflage mit 6 Kupfern.

(Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr.)

XXXVI.

Mémoires et Considérations

sur les principaux événemens de la revolution françoise.

Ouvrage posthume

de Mde. la Baronne de Staël.

3 volumes.

(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

Digitized by Google

XXXVII.

Examen critique des mémoires et considérations sur les événemens de la révolution françoise de Mde. de *Staël* par *Bailleul.*

2 volumes.

(Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

XXXVIII.

Childe Harold's Pilgrimage by Lord *Byron.*

2 volumes.

(Preis 2 Thlr. 3 Fl. 36 Xr.)

XXXIX.

Supplemente zum Conversations-Lexicon

für die Besitzer der ersten, zweiten, dritten und vierten Auflage.

Enthaltend die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen der fünften Auflage.

In vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung, A bis E.

(Pränumerationspreis dieser Supplemente für alle vier Abtheilungen die zusammen gegen 120 Bogen betragen werden, auf Druckp. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr. und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl. — Sämmtliche vier Abtheilungen werden im Laufe dieses Jahrs 1819 erscheinen.)

XL.

System der practischen Heilkunde,

auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet.

Von Dr. F. L. Kreysig,

Königl. Sächs. Leibarzt und Professor.

Erster Band.

Heilgrundsätze.

Zweiter Theil,

(hat auch den Titel: Handbuch der praktischen Krankheitslehre, 2ter Thl.)

(Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr.)

XLI.

Das absolute Prinzip der Ethik.

Von Nikolaus Möller.

(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XLII.

Die Constitution Spaniens durch die Cortes und die Constitution Südamerika's.

Mit historischen Einleitungen 2c.

(Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.)

Digitized by Google

XLIII.

Winkells Handbuch für Jäger.

Handbuch für Jäger und Jagdberechtigte von G. F. D. aus dem Winkell.
Drei Bände mit Kupfern und Tabellen.
Neue ganz umgearbeitete Auflage.
(Preis 8 Thlr. oder 14 Fl. 24 Xr.)

XLIV.

Curtii Sprengel Institutiones medicae.
Tom. III — VI.
Editio altera auctior et emendatior.
(Preis 8 Thlr. 4 Gr. oder 14 Fl. 42 Xr.)
(Von Tom. I — II. sind noch Exemplare der ersten Auflage da; ein completes Exemplar von 6 Theilen kostet 13 Thlr. 4 Gr. oder 23 Fl. 42 Xr. — Die Theile sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten.)

XLV.

Sicklers Versuche mit den herkulanensischen Handschriften in England.

Die herkulanensischen Handschriften in England, und meine, nach erhaltenem Ruf und nach Auftrag der englischen Regierung im Jahre 1817 zu ihrer Entwickelung gemachten Versuche.
Von Dr. F. C. L. Sickler.
Mit einem Steindruck, die sieben behandelten Rollen vorstellend.
(Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Xr.)

Sir Humphry Davy's Versuche,

die herkulanensischen Handschriften in Neapel zu entwickeln.
A. d. Engl. Von Dr. F. C. L. Sickler.
(Ein Nachtrag zur vorstehenden Schrift.)
(Preis 10 Gr. oder 45 Xr.)

XLVI.

Neuestes, vollständigstes und wohlfeilstes chemisches Wörterbuch.

In dieser Jubilate Messe ist auch der vierte und letzte Theil des mit so allgemeinem Beifalle aufgenommenen chemischen Wörterbuchs des Hrn. Professor John in zwei Abtheilungen fertig geworden. (Dieser vierte aus zwei Bändchen bestehende Theil kostet 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 Fl. 36 Xr.)

Das ganze aus 4 Theilen in 5 Bändchen bestehende Werk kostet 11 Thlr. oder 19 Fl. 48 Xr.

XLVII.

Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungs-Geschichte desselben;

ein Buch für Eltern und Erziehende.
Herausgegeben von dessen Vater, dem Prediger Dr. Karl Witte.
In zwei Bänden.
(Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr.)

Digitized by Google

XLVIII.

Aubin Louis Millin.

Geschildert von Karl Wilhelm Krafft; mit Skizzen zu Millin's Schilderung von C. A. Böttiger.
(Aus dem 15ten Hefte der Zeitgenossen besonders abgedruckt.)
(Preis 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.)

XLIX.

Pierer's Medizinisches Realwörterbuch.

Medizinisches Realwörterbuch zum Handgebrauch practischer Aerzte und Wundärzte, und zu belehrender Nachweisung für gebildete Personen aller Stände.
Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer.
Erste Abtheilung, Anatomie und Physiologie.
Dritter Band. F — Ha.
(Hat auch den Titel: Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der körperlichen und geistigen Natur des Menschen im gesunden Zustande, 3ter Band.)
(Preis auf Druckp. 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 Fl. 45 Xr., auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Xr.)
Der 1ste u. 2te Bd. haben denselben Preis, jeder 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 Fl. 45 Xr. Druckp.

L.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit

seit dem Anfange der französischen Revolution.
Von Prof. F. Saalfeld.
In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen.

Dritten Bandes erste oder des ganzen Werkes fünfte Abtheilung: von den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens bis zum Frieden von Tilsit. Von 1802 — 1807. (Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr.)

Der Inhalt und Preis der ersten vier Abtheilungen ist folgender:

Band 1 Abthl. 1. Einleitung: (die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum J. 1789). 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)
Bd. 1 Abthl. 2. Von dem Anfang der franz. Revolution, bis zur Gründung der frz. Republik. Von 1789—92. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)
Bd. 2 Abthl. 1. Von der Gründung der franz. Republik bis zu dem Frieden von Campo Formio. Von 1792 — 97. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)
Bd. 2 Abthl. 2 Von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens. Von 1797 — 1802, 1 Thlr. 12 Gr, (2 Fl 42 Xr.)
Die bis jezt erschienenen 5 Abthl. zusammen 9 Thlr. (16 Fl. 12 Xr.)

Die noch rückständigen drei Abthl. werden enthalten:

Bd. 3 Abthl. 2. Von dem Frieden von Tilsit bis zu Anfang des russischen Krieges. Von 1807 — 1812.
Bd. 4 Abthl. 1. Von dem Anfang des russischen Krieges bis zu Ende des Wiener Congresses und dem zweiten Frieden von Paris. Von 1812 — 1815.
Bd. 4 Abthl. 2. Von dem Ende des Wiener Congresses und dem zweiten Frieden von Paris (1815), bis zum Ende des Aachner Congresses. Von 1815 — 1819. Sammt dem allgemeinen Register.

Digitized by Google

O.

O, der funfzehnte Buchstabe des deutschen Abc, und unter den Selbstlautern der vierte.

Oase. Oasen (al Wahat) nennt man nach Einigen zwei (nämlich die große jenseits Abydus und die kleine am See Möris), nach Andern drei fruchtbare Landschaften Ober-Aegyptens, (die dritte bei dem Orakel des Ammon), welche mit Wüsteneien rings umgeben sind.

Obadja, Obadias, der vierte unter den sogenannten kleinen Propheten (s. d. Art.), von dessen Weissagungen oder Reden uns in der Bibel wahrscheinlich nur ein Fragment aufbehalten ist, welches sich auf die Schicksale des Landes Idumäa bezieht, daher ihn Einige auch zu einem Idumäer haben machen wollen. Er trat wahrscheinlich zwischen 586 und 581 vor Chr. auf.

Obduction, in der gerichtlichen Arzneikunde die von den Wundärzten unter Autorität des Gerichts angestellte Besichtigung der Wunden und Beurtheilung ihrer Tödtlichkeit. (Vergl. den Art. Visum repertum.)

Obelisk. Die Obelisken (ὀβελίσκοι und ὀβελοί, welcher griechische Name Spitzsäule bedeutet), gehören zu den ältesten und einfachsten Denkmälern der ägyptischen Baukunst, und sind hohe vierseitige Säulen, welche gegen die Spitze zu schmäler werden, und in einer kleinen Pyramide endigen. Schon Herodot erwähnt derselben. Am ausführlichsten aber spricht davon Plinius. Er hält für den ersten Errichter von Obelisken den König Mestphres oder Mesfres, der Theben beherrschte, gibt aber weder sein Zeitalter an, noch kommt dieser König bei Herodot und Diodor vor. Wahrscheinlich wurde der Anfang des Obeliskenbaues schon vor Moses gemacht, wenigstens schon ein paar Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege. Noch jetzt findet man mehrere Obelisken in Aegypten, zwei zu Alexandrien zwischen der neuen Stadt und dem Leuchtthurm, einen stehenden und einen umgeworfenen; einen zu Matarea, unter den Ruinen des alten Heliopolis; einen in der Landschaft Fejum, nahe bei dem alten Arsinoe; acht oder zehn unter den Ruinen von Theben; die zwei schönsten bei Luxor, an dem Eingange des großen Tempels u. s. w. — Die meisten Obelisken sind, ohne das Fußgestell, 50 bis 150 und mehr Fuß hoch, und meistens aus rothem polirten Granit, wenige spätere aus weißem Marmor und andern Steinarten. Unten, wo sie aufstehen, nehmen sie gewöhnlich einen Raum von 4 1/2 bis 12 und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Verschiedene sind bald auf allen vier Seiten bald nur auf einigen mit Hieroglyphen geziert, die vertieft (oft 2 Zoll tief) ausgearbeitet, meistens felder- oder eingegra-

weise eingetheilt und mit Farben ausgefüllt sind; bisweilen sind sie auch mit verschiedenen Farben angestrichen. Einige Obelisken sieht man auch ganz glatt, und ohne Hieroglyphen. Der Fuß des Obelisken steht auf einem einfachen viereckigen Postamente, das gemeiniglich 2 bis 3 Fuß breiter ist als der Obelisk selbst, und eine Aushöhlung hat, in welcher er ruht. Sie wurden meistens aus einem einzigen Steine in den Steingruben Ober-Aegyptens ausgehauen, und auf angelegten Canälen in den Nil bis an den Ort gebracht, wo sie aufgestellt wurden. Mehrere Gelehrte haben es unmöglich finden wollen, so ungeheure Steine aus dem Felsen zu brechen und manche andre Erklärungsart versucht; aber nach dem Zeugnisse der Reisenden findet man vorzüglich in Ober-Aegypten noch die alten Steinbrüche, und in einigen derselben schon angehauene Obelisken. Von ihrer Entstehung läßt sich wenig Gewisses sagen. Vielleicht kam man auf den Gedanken, Obelisken zu errichten, durch die ältesten Götterbilder, welche nichts anders als pyramidenförmige Steine waren. So war das uralte Bild der Venus zu Paphos eine Pyramide aus weißem Marmor. Nach Herodot waren die ersten dem Sonnengotte zu Ehren errichtet und ein Symbol der Sonnenstrahlen. Dieß sollte auch ihre Benennung und Gestalt anzeigen. Auch konnten sie das Andenken gewisser Begebenheiten verewigen, so wie der Inhalt der Hieroglyphen das Lob der Götter und Könige, oder Gegenstände der heiligen Lehre enthielt. Daß sie zu Sonnenzeigern bestimmt gewesen wären, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil die obere Spitze derselben keinen scharfen Schatten wirft. Doch wurden sie später dazu angewendet, und auf die Spitzen einiger Obelisken Kugeln gestellt, wie auf dem, welchen August auf dem Marsfelde zu Rom hatte aufrichten und durch den Astronomen Manilius zum Sonnenzeiger einrichten lassen. So viel ist aber gewiß, daß sie bei den alten Aegyptern eine vorzügliche Zierde der freien Plätze und Tempel ausmachten, vor deren Haupteingange gemeiniglich zwei oder mehrere solcher Prachtkegel standen. Man brauchte aber dazu nur Obelisken von ansehnlicher Höhe. Nach der persischen Eroberung Aegyptens wurden keine mehr aufgeführt, und die Lagiden haben Alexandrien nur mit den Obelisken der ältern Könige ausgeschmückt. Die römischen Kaiser schafften mehrere Obelisken aus Aegypten nach Rom, Arles, Constantinopel, die in der Folge meist umgestürzt, in neuern Zeiten aber wieder zusammengesetzt und aufgerichtet worden sind. August z. B. ließ zwei große Obelisken aus Heliopolis nach Rom bringen. Von dem einen ist eben gesprochen worden. Der andre stand auf der Spina im Circus Maximus und soll eben derjenige seyn, den der König Semneserteus, nach Plinius, errichtet hatte. Bei der Verheerung Roms durch die Barbaren ward er umgestürzt und blieb viele Jahrhunderte lang in drei Stücke zerbrochen unter dem Schutte liegen, bis ihn 1589 Sixtus V. durch den Baumeister Domenico Fontana wieder ergänzen und bei der Kirche Madonna del Popolo aufrichten ließ. Unter Caligula kam ein anderer großer Obelisk nach Rom, der im Circo Vaticano aufgestellt wurde (der Vaticanische). Er steht seit 1586 vor der Peterskirche und ist ohne Hieroglyphen; man schätzt sein Gewicht auf 10,000 Centner. Claudius soll die zwei Obelisken aus Aegypten haben bringen lassen, welche vor dem Eingange des Mausoleums des August standen, und wovon der eine 1587 ergänzt und bei S. Maria Maggiore wieder aufgestellt worden ist. Auch Caracalla soll für seinen Circus an der Appischen Straße einen

Obelisk aus Aegypten haben holen lassen. Den größten Obelisk (wahrscheinlich der von Ramesses erbaute) ließ Kaiser Constantius II. im großen Circus in Rom aufstellen. Im fünften Jahrhunderte wurde auch dieser von den Barbaren umgeworfen, und lag von der Zeit an, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte begraben, bis ihn Sixtus V. im Jahre 1588 auf dem Platze vor der Johanniskirche vom Lateran wieder aufrichten ließ, daher der lateranische genannt. An ihm ist auch die Sculptur am schönsten. Das Gewicht beträgt über 13,000 Centner, die Höhe, ohne das Fußgestell, 140, mit demselben 179 Fuß. Mehrere andere sind unter den späteren Päpsten wieder aufgerichtet worden. — Das vorzüglichste Werk über die Obelisken ist von Zoëga (de origine et usu obeliscorum etc. Romae 1797 f.).

Obereit (Jacob Hermann), ward 1720 zu Arbon geboren, trat 1740 bei einem geschickten Wundarzt in die Lehre, dessen Anweisungen er mit Eifer und Fleiß benutzte und mit eignem Studium der Wundarzneikunst verband, ward 1743 losgesprochen, begab sich dann, von dem Magistrat der Stadt Lindau durch ein dreijähriges Stipendium unterstützt, nach Halle, wo er Arzneikunde und Philosophie studirte, und besuchte 1747 Berlin, um sich dort in der practischen Chirurgie und Entbindungskunst zu üben; worauf er 1750 als Operateur und ausübender Arzt in Lindau angestellt wurde. Er schrieb hier seine neugegründeten Betrachtungen über einige chirurgische Materien (Lindau 1757). Unglück und Neid verleideten ihm jedoch seine medicinische Praxis, weßhalb er sie aufgab und sich ganz der Philosophie, Theosophie, Poesie und Chemie widmete. Er studirte die philosophischen Systeme der Alten und Neuen mit rastlosem Fleiße und folgte zugleich seinem Hange zum Mysticismus, der schon früh in ihm Wurzel gefaßt hatte. Nachdem er für seine Disquisitio de universali methodo medendi confortativa von der bayerischen Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede und von Wieland, als damaligem Kanzler der freien Reichsstadt Bieberach, zum Doctor der Philosophie ernannt worden, schrieb er 1775 eine Schrift zur Vertheidigung des frommen Einsiedlerlebens gegen Zimmermann, welche dieser auf Obereits wiederholtes Bitten unter dem Titel: Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen den Leibarzt Zimmermann u. s. w. zum Druck beförderte. Von 1776 bis 1780 gab er noch mehrere Schriften mystisch-philosophischen Inhalts heraus. Kurz darauf lud ihn Lavaters Bruder, ein Arzt, Chemist und eifriger Maurer, nach Zürich zu sich ein und öffnete ihm sein Laboratorium. Hier verlebte er glücklich und sorgenfrei ein Jahr und schrieb sein ausführliches Werk gegen Zimmermann, welches unter dem Titel erschien: Die Einsamkeit der Weltüberwinder, erwogen von einem lakonischen Philanthropen. Diesem Werke, worin das ascetische Mönchs- und Anachoretenleben mit vielem Reiz herausgehoben wird, verdankte Obereit seine Berühmtheit und Zimmermann fand sich dadurch veranlaßt, sein großes Werk über die Einsamkeit zu schreiben. Im J. 1782 begab sich Obereit zu seinem Bruder nach Dresden, wo er die Schrift: Die Natur und die Heiden über Steinbart schrieb und mit der Stiftung einer Privatverbindung von Christusverehrern umging. Dann besuchte er Hannover, verlebte zwei Jahre bei einem Freunde in der Oberlausitz, kam 1784 nach Leipzig und ging von da nach Weimar, wo Wieland und andre Freunde sich seiner

annahmen. Er schrieb damals seine Supplik an philosophische Damen u. s. w., worin er sich, jedoch ohne Glück, mit den Waffen der Satire gegen Zimmermann versuchte. Von Weimar ging er nach Jena, wo er in sehr beschränkten Verhältnissen lebte. Die Beschuldigung der berliner Monatsschrift, daß er den Jesuitismus zu befördern suche, beantwortete er in der sehr derben Schrift: Dr. Obereits gerade Schweizererklärung vom Centralismus, Erjesuiterei u. s. w. Auf des Herzogs von Meiningen Einladung begab er sich 1786 dorthin, lebte daselbst bis 1791 in einer guten Lage und schrieb mehrere Werke. Darauf ging er mit einer Pension nach Jena zurück, wo er sich vornehmlich mit dem Studium der Fichteschen Philosophie beschäftigte und 1798 starb. Dieß ist das Leben eines durch die Mystik für die Philosophie und durch diese für den Mysticismus verdorbenen Mannes.

Oberhaus, Haus der Lords, s. Großbritannien.

Oberlin (Jeremias Jacob), Professor und Bibliothekar an der Universität zu Straßburg, Correspondent des französischen Instituts, Mitglied des Stadtraths von Straßburg, geboren daselbst den 7ten August 1735, trat 1750 unter die Zahl der Studirenden dieser Universität, und vertheidigte sieben Jahre darauf öffentlich eine Abhandlung: Dissertatio philologica de veterum ritu condendi mortuos. Argent. 1757. Nachdem er den Cursus seiner philologischen und philosophischen Studien beendigt hatte, studirte er drei Jahre lang Theologie; doch beschäftigte ihn mehr der philologische und antiquarische Theil der Theologie, als das Studium der letztern in ihrem ganzen Umfange. Nachdem er den Cursus der Theologie geendigt hatte, widmete er sich ganz dem Studium der alten und neuen Sprachen, der Literatur, der Denkmäler des Alterthums, der Geschichte und Diplomatik. Diese wichtigen und vielfältigen Arbeiten erwarben ihm den Ruf eines der gründlichsten Alterthumsforscher und Diplomatiker. Seine Ausgaben einiger Werke des Ovid, des Vibius Sequester, Horaz, Tacitus und Cäsar werden mit Recht geschätzt. Unter seinen übrigen gelehrten Werken zeichnen wir aus: Miscella litteraria Argentoratensia; Museum Schoepflini T. I. (der zweite Theil ist nie erschienen); Orbis antiqui monumentis suis illustrati prodromus; Rituum romanorum tabulae; Artis diplomaticae primae lineae (die letztgenannten Elementarwerke dienten ihm zum Leitfaden bei seinem akademischen Unterrichte); Litterarum omnis aevi fata, tabulis synopticis exposita (diese Tafeln geben die Namen der vorzüglichsten Schriftsteller, die Gegenstände, worüber sie geschrieben, die Nation, zu welcher sie gehört, und die Zeit, wann sie gelebt haben, an); Essai sur le patois lorrain, du comté du Ban de La Roche; Exposé d'une découverte faite au Forum de Rome, par le chevalier de Fredenhain; Essai d'annales de la vie de Jean Guttemberg, inventeur de la typographie. Das Studium der deutschen Sprache des Mittelalters beschäftigte Oberlin sehr und bewog ihn zur Herausgabe von J. G. Scherzii glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suaevicae, 2 Foliobände. Auch ist Oberlin der erste gewesen, der einen Abriß der Statistik des ehemaligen Elsaß lieferte, indem er von 1782 zehn Jahre lang den Elsaßer Almanach herausgab. Endlich bearbeitete er auch die Alsatia litterata, wozu Schöpflin ihm viele Materialien lieferte. Die beiden ersten Bände erschienen 1782 und 1786. Oberlin starb zu Straßburg den 10ten October 1806.

Digitized by Google

Oberschlächtig heißt im Mühlen- und Bergbau ein Wasserrad, welches durch die Schwere des von oben darauf fallenden oder schlagenden Wassers umgetrieben wird. Es erfodert eine ungleich geringere Wassermasse als ein unterschlächtiges Rad, das durch die Gewalt des darunter wegströmenden und in die Schaufeln eingreifenden Wassers in Bewegung gesetzt wird, und ein starkes Gefälle.

Object, Objectiv, Objectivität. Object, Gegenstand, ist entgegengesetzt dem Subject, d. i. einem Wesen, welches den Gegenstand vorstellen, erkennen kann. Es versteht sich, daß jedes Subject in andrer Beziehung auch Object seyn kann, der Vorstellende, Erkennende, Betrachtende wird selbst das Vorgestellte, Erkannte, Betrachtete. Ja, jedes menschliche Subject kann sich selbst zum Object seines Vorstellens und Erkennens machen. — Objectiv ist demnach gegenständlich, und steht entgegen dem Subjectiven, d. i. Persönlichen oder dem Subject Angehörigen: Objectivität, Gegenständlichkeit, ist entgegengesetzt der Subjectivität oder Persönlichkeit. Ob eine Erkenntniß oder eine Darstellung objectiv oder nur subjectiv sey, macht einen bedeutenden Unterschied. Im ersten Fall ist sie der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, im zweiten nur der Vorstellung, die sich irgend einer davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellung immer erst zu entscheiden ist. Uebrigens hat das, was allen Subjecten als das Richtige und Wahre erscheint, den Werth des Objectiven. Von diesen Ideen sind die Aesthetiker ausgegangen, welche in den Darstellungen der schönen Künste auf Objectivität, als auf dasjenige dringen, was den Styl bewirke, da hingegen aus der Subjectivität bloße Manier entstehe, dort also etwas allgemein Wahres, Nothwendiges, hier nur ein bedingt Wahres und Zufälliges. Die Objectivität allein bewirkt eine wahre Darstellung, die Subjectivität eine bloße Vorstellung; jene gibt Bild, Gestalt und Anschaulichkeit, und ist daher der Plastik verwandt; diese ist zerflossener, dunkel, und gleicht mehr dem Eindrucke der Musik. Aber selbst im Musikalischen soll Objectivität seyn, mithin auch im Lyrischen: der Künstler soll sich in einem Gegenstande außer sich hinstellen. Indeß ist hier noch gar manches näher zu bestimmen, besonders aber der Umstand: wie sich der Künstler zu verhalten habe, wenn er nicht bloß bildend, sondern auch stimmend zu verfahren hat, und wie, wenn es ihm überhaupt nur um Stimmung des Gemüths zu thun ist? Offenbar kann nicht jedem Künstler das Gesetz der Objectivität gleich streng vorgeschrieben seyn. — Bisweilen scheint man unter einer objectiven Darstellung bloß eine solche zu verstehen, bei welcher nie der Künstler in seiner Schöpfung selbst hervortritt, oder seine Persönlichkeit durch eine eingestreute Reflexion oder einen Ausbruch des Gefühls einmischt. Daß dieses nur in der epischen und dramatischen Poesie Statt finden könne, bedarf keiner Frage. Der Epiker und Dramatiker, der mehr in einer Außenwelt lebt, kann sich auch selbst mehr entäußern, und bleibt im Schaffen unvermischt mit seiner Persönlichkeit. — Wessen dichterische Natur hingegen mehr zum Lyrischen hinneigt, bei dem wird freilich auch in andern Gattungen die objective Darstellung durch die subjective Stimmung leicht unterbrochen werden, wie z. B. in Klopstocks Messias. dd.

Objectivglas heißt in einem Fernrohre dasjenige Glas, welches dem Gegenstande zugekehrt ist.

Digitized by

Oblaten sind dünne, leicht zerbrechliche Scheiben, aus ungesäuertem Weizenmehle gebacken, welche bei geringer Anfeuchtung ganz weich und schleimig werden. Daher braucht man sie, vorzüglich die gefärbten, zur Versiegelung der Briefe statt des Siegellacks, indem sie den Brief nicht schwer machen und mehrere damit versiegelte Briefe, ohne es zu fühlen, in ein Couvert geschlossen werden können, auch der Brief, wenn die Oblate trocken geworden, ohne Verletzung des Siegels nicht zu öffnen ist. — Auch bedient man sich der Oblate zu allerlei Gebackenem. Vorzüglich jedoch ist ihr Gebrauch beim Abendmahle statt des Brotes in der katholischen und lutherischen Kirche, und daher kommt wahrscheinlich ihr Name, weil das Abendmahlsbrot und der Wein in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche von den **Oblationen** (freiwilligen Geschenken an Brot und andern Lebensmitteln), welche die Glieder der Gemeinden darbrachten, genommen wurde. (S. d. Art. **Opfer**.) Die jetzt in der katholischen und lutherischen Kirche beim Abendmahle gebräuchlichen kleinen, dünnen, runden, weißen Scheiben von ungesäuertem Weizenbrot, mit verschiedenen Aufschriften und Figuren (z. B. dem Crucifix und den Buchstaben I. N. R. I.), welche am besten andeuten, daß nicht von einer leiblichen Speise die Rede sey, scheinen erst im elften Jahrhundert aufgekommen zu seyn, und wurden, wie jene, **Oblaten** genannt. Die reformirte Kirche bedient sich statt derselben größerer Scheiben von gewöhnlichem Brote, die bei der Austheilung gebrochen werden. Die griechische Kirche hat nach dem Beispiele der in solchen Dingen weniger bedenklichen älteren Christengemeinden den Gebrauch des gesäuerten Brotes beim Abendmahle beibehalten. S. **Hostie**.

E.

Oblaten, Laienbrüder, s. **Orden** (geistliche).

Obligat (vom italienischen Worte obligare, verpflichten, verbinden) wird in der Musik von denjenigen Stimmen oder Instrumenten gesagt, welche entweder allein, oder mit andern zugleich, die Hauptmelodie des Stücks führen, also nicht bloß begleitend sind. **Obligat** spielen, heißt also so viel, als die Hauptstimme spielen. Die begleitenden oder Nebenstimmen könnte man eher weglassen, wollte man aber die obligate Stimme überschlagen, und bloß die Begleitung spielen, so würde diese, als nackter, todter Körper, dem die Seele (die Melodie) fehlte, nur Ekel erregen. Nun kann ein Instrument entweder durchaus obligat gesetzt seyn, in welchem Falle man das Musikstück ein **Concert** für dieß Instrument nennt, (daher auch die Ausdrücke **obligat** und **concertirend**, **obligate Stimme** und **Concertstimme**, **obligater** Spieler und **Concertspieler** oft gleichbedeutend gebraucht werden) oder dasselbe kann nur hin und wieder einzelne Solo- oder obligate Sätze haben, wie dieß meistens in Singestücken, aber auch oft in Concerten, der Fall zu seyn pflegt. Hieraus geht hervor, daß jedes Instrument obligate Sätze vorzutragen haben kann, etwa den Contrabaß ausgenommen, theils, weil die Solospieler auf demselben sehr selten sind, theils insbesondere, weil die Solostimme, von diesem Instrumente vorgetragen, zu tief liegen würde, als daß sie von den andern begleitenden Instrumenten könnte gehörig unterstützt werden, daher man es schicklicher zur Grundlage der Harmonie gebraucht. Daß einige Virtuosen auf dem Contrabasse Concerte spielen, gehört unter die musikalischen Curiositäten. Uebrigens wurde der Ausdruck obligat ursprünglich nur bei der **gebundenen** oder **fugenartigen** Schreibart von solchen

Stimmen gebraucht, welche bei dem Vortrage nicht weggelassen werden durften, wenn nicht dadurch das ganze Tonstück zerrissen werden sollte. Pq.

Obligation, s. Schuldschein.

Obligo, in Obligo stehen, ein kaufmännischer Ausdruck, der besonders von Banquiers gebraucht wird, um zu bezeichnen, in welcher Gesammtverbindlichkeit sie nicht bloß durch reellen Vorschuß oder Credit, sondern auch durch Wechselgiro u. s. w. zu ihren Correspondenten stehen.

Oboe oder Hoboe (ital. Oboe franz. Hautbois), eines der bekanntesten Blasinstrumente, welches aus einer geraden, aus mehreren Stücken zusammengesetzten, gemeiniglich aus Buxbaumholz gearbeiteten und mit Löchern versehenen Rohre besteht, die sich unten in einen kleinen Trichter endigt, und durch ein oben aufgesetztes enges Mundstück von Rohr geblasen wird. Es hat einen hellen scharfen Ton, und reicht vom tiefen oder einmal gestrichenen d (auch c) bis ins dreimal gestrichene d (höchstens f). Daher ist die Oboe als durchdringendes Discantinstrument, vorzüglich bei der Feldmusik gebraucht worden, und man hat von ihr, als dem Hauptinstrument, das ganze Corps der Feldmusiker Hautboisten genannt. In der neuesten Zeit hat die Clarinette ihr großen Eintrag gethan, wozu vieles beiträgt, daß die Güte und Reinheit des Tons der Hoboe gar sehr von der Güte des Mundstücks abhängt, und eine sehr delikate Behandlung des Instruments verlangt wird, wenn der Ton nicht schreiend und kreischend seyn, und in der Tiefe etwas Gänsemäßiges haben soll. Besonders ist das sogenannte Ueberschnappen auf diesem Instrumente unerträglich, und doch kann es kaum von den besten Spielern immer vermieden werden. Indessen verdient die Hoboe nicht nur als Orchesterinstrument, sondern auch als concertirendes Instrument in einzelnen Sätzen eine größere Aufmerksamkeit und Ausbildung, als ihr jetzt meistens zu Theil wird, da der ihr eigenthümliche Ton weder durch die Clarinette noch durch irgend ein anderes Instrument ersetzt werden kann, und in dem Colorite der Instrumentalmusik eine Hauptfarbe ausmacht. Man bedient sich ihrer mit Recht in Serenaten, Notturno's, Sätzen von idyllischem Charakter rc. Die Oboe gehört zu den neuern Instrumenten, und wurde erst unvollkommen bei den französischen Feldregimentern gebraucht, dann von Tenner in Nürnberg verbessert und mit Klappen versehen. Die sogenannte Hoboe d'amour, welche eine Terze tiefer stand als die gewöhnliche, und eine unten zugemachte Sturze hatte, deren Mündung etwa einen Finger dick war, ist nicht mehr im Gebrauche. Die neuste Anweisung, die Hoboe zu spielen, ist von Fröhlich.

Obolus, eine griechische Silbermünze, auch von Kupfer, den sechsten Theil einer Drachme geltend, etwa 10 4/5 Pfennige an Werth. Früher bediente man sich statt derselben kleiner spitziger Stücke Eisen oder Kupfer (daher der Name ὀβολὸς ὀβελὸς, Spieß) beim Tauschhandel, deren sechs die Hand füllten, und ebenfalls eine Drachme ausmachten; dieser Name ging dann auf jene kleine Silbermünze über. (In einigen sprichwörtlichen Redensarten bedeutet Obolus eine kleine, geringe Münze [Pfennig, Heller] überhaupt.) Einen Obolus steckten die Griechen auch den Todten als Fährlohn für den Charon in den Mund. Als Gewicht beträgt der Obolus ebenfalls den sechsten Theil einer Drachme, diese selbst aber hatte nicht durchaus einerlei Werth.

Obotriten, ein Wendisches Volk, s. **Wenden** und **Mecklenburg**.

Obrigkeit. Unter dem Worte Obrigkeit werden überhaupt alle diejenigen begriffen, welche im Namen des Staats oder der Regierung eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andre üben. Es werden daher auch ganze Behörden Obrigkeiten genannt; man spricht von Civil- und Militärobrigkeit u. s. w. Doch wird auch der **Regent** selbst Obrigkeit genannt, und als hohe Obrigkeit von den Unterobrigkeiten unterschieden. Ist eine Regierung einmal bestehend (selbst wenn ihr Ursprung über ihre Rechtmäßigkeit Zweifel zuließe), und eine Obrigkeit von der höchsten Staatsgewalt angeordnet worden, so ist sie als eine rechtmäßige von den Unterthanen anzusehen; jede Untersuchung über die Rechtmäßigkeit ihres Ursprungs, jede Weigerung, ihr unter dem Vorwande, als sey sie unrechtmäßig, Gehorsam zu leisten, ist Aufruhr und Meuterei; — es gilt in dieser Rücksicht durchaus der Spruch: eine jede Obrigkeit ist von Gott geordnet. Nur derjenige, der eine ordnungswidrige Gewalt übt, kann nicht als Obrigkeit angesehen werden. Fällt jemand in die Gewalt von Räubern, so werden diese nie seine Obrigkeit seyn können, wenn er ihnen gleich, durch Gewalt gezwungen, gehorchen müßte. Cz.

Obscuranten, Obscurantismus (von obscurare, verfinstern oder verdunkeln). Der **Obscurant** (**Verfinstrer** oder **Verdunkler**) steht dem **Aufklärer** entgegen. Während dieser bestrebt ist, die Begriffe der Menschen von physischen und moralischen, religiösen und politischen Gegenständen, so wie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des menschlichen Lebens möglichst klar und deutlich zu machen: so ist jener dagegen bestrebt, das dunkle und verworrene Denken über dergleichen Gegenstände und Angelegenheiten, wie es bei ungebildeten oder verbildeten Menschen in der Regel vorkommt, zu erhalten, wo nicht gar zu vermehren. Das Bestreben des Aufklärers ist an sich löblich; denn da, wo klare und deutliche Begriffe möglich sind, soll auch der Mensch darnach streben. Es kann aber doch in eine einseitige Verstandescultur ausarten, bei welcher die höheren Interessen des menschlichen Geistes gefährdet werden und insonderheit die ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle des Menschen an Innigkeit, Lebendigkeit und Kraft verlieren. Das Streben nach Aufklärung wird dann zu einer eitlen und schädlichen Aufklärungssucht oder Aufklärerei. Wenn nun der Obscurant sich bloß dieser entgegensetzte, so würde sein Streben auch nicht zu tadeln seyn. Allein er bleibt dabei nicht stehen, sondern verschmäht das klare und deutliche Denken überhaupt und selbst da, wo es möglich und nöthig ist. Er kündigt sich daher als einen **Feind des geistigen Lichts** oder als einen **Freund der geistigen Finsterniß** an, entweder weil er, wie die sogenannten Nachtmenschen oder Kakerlaken das materiale, so das geistige Licht nicht vertragen kann und sich daher im Dunkeln gleichsam gefällt, oder weil er glaubt, es sey dem Menschen nicht zuträglich, von den oben bezeichneten Gegenständen und Angelegenheiten klare und deutliche Begriffe zu haben, oder endlich weil er dieß in Beziehung auf sich selbst für nachtheilig hält. Obscuranten der ersten Art sind alle sogenannten Gefühlsmenschen, weil sie von Natur das Helldunkel lieben; daher ist auch mit ihrem Obscurantismus eine gewisse Gutmüthigkeit verknüpft, besonders bei solchen, deren sympathetisches Gefühl sehr lebhaft ist. Die Obscuranten der

Digitized by Google

zweiten und dritten Art aber sind meistens Egoisten, welche zwar selbst gern klar und deutlich sehen möchten, aber Andre nicht an ihrem Lichte Theil nehmen lassen wollen. Vornehmlich ist dieß der Fall bei denen von der dritten Art. Sie wollen gern über Andre herrschen und meinen, dieß sey um so leichter, je unaufgeklärter Andre seyen, nach dem Sprichworte: Im Trüben ist gut fischen. Daher sind sie die hartnäckigsten Gegner aller Aufklärung und konstituiren eine Art von Partei, die man nun eben Obscuranten nennt, so wie ihr gemeinschaftliches Streben Obscurantismus. In frühern Zeiten bezog sich dieser Obscurantismus hauptsächlich auf das Religiöse und ging von der Geistlichkeit aus, welche das Volk (die sogenannten Laien, hohen und niedern Standes) in der Dummheit zu erhalten suchte, um es desto leichter für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. In unsern Zeiten aber bezieht er sich mehr auf das Politische und seine meisten Anhänger finden sich in den höhern Ständen der Gesellschaft, welche wünschen, daß das Volk (worunter sie aber nur das gemeine, oder die niedern Stände verstehen) nicht über seine Rechte aufgeklärt werde, um es ebenfalls desto leichter für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen. Indessen verbinden sich auch oft der religiöse und der politische Obscurantismus mit einander, weil beiderlei Obscuranten in gewisser Hinsicht ein gemeinsames Interesse haben und durch gemeinschaftliche Operationen ihre Absichten besser zu erreichen hoffen. Da aber das Licht ein natürliches Bedürfniß der Menschen (körperlich und geistig) ist, so ist der Obscurantismus ein widernatürliches und eben darum vergebliches Bestreben. D.

Obsequium (lat.) ist 1. Gehorsam, Ergebenheit, insbesondere der unbedingte Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Ordensgelübde verpflichten (s. Klostergelübde); 2. ein Gefängniß, in das sie wegen bewiesener Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen.

Observanten, Observantes, Fratres de observantia, fratres minores S. Francisci regularis observantiae, s. Franciscaner.

Observanz (observantia), im Allgemeinen soviel als Gewohnheit, Herkommen; im besondern Sinne eine in einer Gesellschaft (universitas) durch stillschweigende Einwilligung ihrer Mitglieder eingeführte Norm.

Observatorium, s. Sternwarte.

Obst nennen wir gemeiniglich diejenigen Baumfürchte, von welchen nicht der Saame oder die Kerne, sondern das saftige wohlschmekkende Fleisch genossen wird, welches den Saamen umschließt, also Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirschen, Aprikosen u. s. w.

Obstbaumzucht, s. Pomologie.

Occam oder **Ockam** (Wilhelm von), s. Nominalisten und Scholastiker.

Occident, die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Abend, Westen; dann auch die westlichen Länder unserer Erde.

Occidentalisches oder **weströmisches** (abendländisches) **Kaiserthum**. Theodosius der Große, letzter Alleinherrscher über das ganze römische Reich, hatte kurz vor seinem Tode jene ungeheure Ländermasse durch testamentarische Verfügung unter seine beiden unmündigen Söhne, Arcadius (18 Jahr alt) und Honorius (11 Jahr alt), also getheilt, daß jener den Orient (s. den

Digitized by Google

Art. Byzantiner), Honorius aber den Occident erhielt, welcher Italien, Afrika, Gallien, Spanien, Britannien und die Hälfte von Illyrien, mit den Hauptstädten Rom und Mailand, dann Ravenna, umfaßte. So in zwei große Reiche zerspalten, sollten, nach des Theodos Bestimmung, beide doch immer als das vorherige Ganze, als Ein Reich, jetzt zwar von zwei Herrschern regiert, aber der Wiedervereinigung beider Kronen auf einem einzigen Haupte stets fähig, betrachtet werden, indem dem Scharfblicke dieses Kaisers nicht entgangen war, daß beide Throne nur durch eine solche Verbindung sich in der Dauer aufrecht erhalten konnten. Mit dem letzten Athemzuge des großen Kaisers (11ten Januar 395 nach Chr.) traten die von ihm bestellten Vormünder seiner Söhne, der Minister Rufin, ein Gallier, für Arcadius, und der Oberfeldherr Stilicho, ein Vandale und angeheiratheter Neffe des verstorbenen Theodos, für Honorius, in ihre Rechte ein. Doch bald unterlag Rufin der größern Kraft des Feldherrn, so wie die Plane des letztern in der Folge an den Ränken des Hofes von Constantinopel scheiterten. Stilicho theilte zwar auf Rufins Verlangen sogleich die Länder, das Heer und die unermeßlichen Kostbarkeiten aus dem kaiserlichen Nachlasse, war aber nicht gemeint, auch die Regentenmacht an den Minister, als den Vormund über den jungen Beherrscher des Orients, zur Hälfte abzutreten. Der Feldherr hatte sich an die Spitze der dem Arcadius zugehörigen Armeeabtheilung gestellt, um sie ihrem Gebieter zuzuführen und sich so zugleich den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht beider Reichstheile zu sichern. Schon war er auf dem Wege nach Constantinopel bei Thessalonich angelangt, als Rufin, den Helden und seine persönliche Erscheinung über Alles fürchtend, diesem den Befehl entgegenschickte, Halt zu machen, indem man jeden Schritt, mit dem er für seine Person der Hauptstadt des Orients näher kommen würde, als eine Feindseligkeit betrachten werde. Stilicho war zu fein, um nicht scheinbar zu gehorchen, aber auch entschlossen genug, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, der es wagen durfte, ihm, dem Feldherrn und Retter des kaiserlichen Hauses, sich entgegenzustellen. Gainas, ein gothischer General, von ihm zum Oberbefehlshaber des morgenländischen Heeres bestellt, erhielt seine Aufträge, und Rufin fiel auf dem Marsfelde vor Constantinopel, umgeben von dem angekommnen, darauf vorbereiteten Heere, durch das Schwert eines kecken Soldaten, unter den Augen des Kaisers Arcadius. Doch Stilicho hatte irriger Weise geglaubt, seinem großen Ziele dadurch näher zu kommen; ja, er war in der That jetzt weiter als vorher davon entfernt, indem die Politik eines Eunuchen aus dem Innern des byzantinischen Palastes gegen ihn in die Schranken trat. Der kluge Hofling Eutropius, oberster Kämmerling und erster Günstling des Arcadius, und die eben so geistvolle als reizende Kaiserin Eudoxia gefielen sich selbst zu wohl in der leicht errungenen Herrschaft über einen schwachen Herrn und Gemahl, als daß sie dem Feldherrn einen Einfluß hätten gestatten sollen, der dem Günstlinge so gefährlich werden konnte. Arcadius selbst mochte es auch vorziehen, dem Höflinge und der schönen, schmeichelnden Gemahlin sich hinzugeben, als dem kraftvollen Ernste des Generalissimus, und sich der weisen, ihm jedoch unbequemen, Berathung und Leitung eines Mannes zu überlassen, der des Vaters Stelle zu ersetzen wohl verstand. Man wußte sich der Anhänglichkeit der Truppen und ihres Befehlshabers, Gainas, zu versichern und nachdem man

Digitized by Google

alles versucht hatte, um Stilicho in der öffentlichen Meinung zu stürzen, gelang es, wider ihn ein Decret des Senats von Constantinopel zu erhalten, wodurch er für einen Feind des Reiches und seiner, in den Gränzen des Orients liegenden, großen Besitzungen für verlustig erklärt wurde; meuchelmörderische Anschläge auf sein Leben glückten aber seinen Widersachern nicht. Diese offene Feindseligkeit gegen den Administrator der occidentalischen Regierung gab das erste Zeichen zur ewigen Trennung beider Reiche, und des vorsichtigen Theodos weise Absichten scheiterten an den Leidenschaften einiger wenigen Menschen und an der Schwäche seiner jungen Söhne, welche jene nicht zu zügeln vermochten. Wahrscheinlich hätte Stilicho, der weltberühmte Feldherr, sich mit dem Schwerte in der Hand den Weg zu dem Palaste des Arcadius bahnen können, doch ihn schreckte das Bild des Bürgerkrieges ab; er überließ dem Eunuchen das Steuerruder des Orients und widmete sich nun einzig den Angelegenheiten seines Mündels Honorius, oder vielmehr der Regierung des Abendlandes, dessen besondere Geschichte, nach der nun vollendeten gänzlichen Scheidung von dem verschwisterten Morgenlande hier eigentlich beginnt. Die Kindheit des Kaisers Honorius machte seinen Vormund-Minister zum alleinigen Regenten. Die erste Sorgfalt des letztern war der Besiegung des aufrührerischen Statthalters in Afrika, Gildo, gewidmet. Als diese durch dessen eignen Bruder, den maurischen Prinzen Mascezel, der die Ermordung zweier Kinder an seinem tyrannischen Bruder zu rächen hatte, vollbracht, Gildo selbst todt, auch Stilicho's Feldzug in Griechenland gegen die Gothen beendigt war, vermählte Stilicho seine Tochter Maria ihrem Vetter, dem 14jährigen Kaiser Honorius (398 nach Chr. Geb.), welche jedoch zehn Jahre darauf, und wie die Geschichtsschreiber versichern, noch als Jungfrau, starb. Schon zwei Jahre nach jener Vermählung brach ein Unglück über Italien aus, das Stilicho in seinem raschen Gange nur aufzuhalten, doch nicht abzuwenden vermochte. Alarich, der tapfere König der Westgothen, durch Stilicho im Jahr 397 nach Chr. Geb. an der gänzlichen Unterjochung Griechenlands gehindert, beschloß, sich dafür zu rächen und seine Fahne auf den Wällen Roms aufzupflanzen. Er fiel im Jahr 400 nach Chr. Geb. in Italien ein. Schon nahte er sich der Residenz des Kaisers, Mailand, schon hatte dieser sich in das feste Asta am Tanarus (Asti) geflüchtet und mußte, darin belagert, sich den demüthigenden Antrag einer schimpflichen Capitulation gefallen lassen, als Stilicho, der mit reißender Thätigkeit die weit umher zerstreuten abendländischen Truppen gesammelt hatte, durch die Fluthen der Adda schwimmend erschien und Italien rettete. Alarichs Lager (bei Pollentia), mit diesem die großen zusammengeraubten Schätze Griechenlands, und Alarichs Gemahlin wurden die Beute der Sieger, die, als der gothische König dennoch auf Rom marschirte, und selbst nicht um den Preis der ihm abgenommenen Schätze und Gemahlin, die ihm zurückgegeben werden sollten, zum Rückzuge zu bewegen war, ihm eine zweite Schlacht bei Verona (403) lieferten, und nach einer gänzlichen Niederlage, in der er fast selbst umgekommen wäre, zur Räumung Italiens zwangen. Honorius, an seiner Seite der ruhmgekrönte Stilicho, zogen (404) im Triumph in das alte Rom ein, das jubelnd seinen Kaiser empfing, und verewigte das Andenken seiner Anwesenheit in dieser Stadt durch ein Edict, wodurch er die Fechterkämpfe bei den öffentlichen Spielen für immer aufhob. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verließ Hono-

Digitized by Google

rius Rom, um in Ravenna seine Residenz aufzuschlagen; da di[e] in dem unbefestigten Mailand kaum überstandne Gefahr ihm die B[e]wohnung einer Festung anzurathen schien; und er pries seine Vorsicht, als zwei Jahre später Radegais, an der Spitze von 200,000 deutschen und gothischen Kriegern, über die Alpen hereinbrach und bis Florenz vordrang. Da eilte Stilicho, der sich bis dahin nur mit der Organisation eines Heeres beschäftigt hatte, ohne die Verwüstungen der Barbaren verhindern zu können, mit der kaum 40,000 Mann starken und letzten Armee des seinem Verfalle immer mehr sich nähernden Reichs herbei, schloß durch eine ungeheure Kette von Verschanzungen das Heer des Radegais ein, versah das bedrängte Florenz mit Lebensmitteln, während die Barbaren allmählig ausgehungert wurden, und ließ endlich, in einem allgemeinen Angriffe auf den entkräfteten Feind, das Werk des Hungers durch das Schwert vollenden. Radegais wurde gefangen und hingerichtet, die gefangenen Barbaren aber als Sclaven verkauft. — So war Italien noch einmal gerettet; doch Stoß auf Stoß traf das in seinen Grundfesten längst erschütterte Reich. Der Ueberrest der Armee des unglücklichen Radegais fiel (407) in Gallien ein, und bald waren die Germanen (Vandalen und Alanen, mit Sueven vereint) Herren der sieben gallischen Provinzen und des blühenden Rheins, der damals von allen Truppen entblößt war, indem sie Stilicho zur Besiegung der Deutschen in die Felder von Florenz gerufen hatte. Zu gleicher Zeit empörte sich die römische Armee in Britannien, und wollte sich selbst einen Kaiser geben; doch erst der dritte, Constantin, ein gemeiner Soldat, wegen seines Namens von ihnen zum Herrscher gewählt, erhielt sich, nachdem seine beiden Vorfahren, Marcus und Gratian, nach wenigen Monaten ihrer Herrschaft, durch Dolchstöße vom neuen Throne wieder herabgeworfen worden waren. Constantin landete in Boulogne, und gern unterwarf sich ihm das von Honorius verlassene, den Barbaren Preis gegebene Gallien; der Gothe Sarus, beauftragt, Constantins Haupt nach Ravenna zu bringen, mußte sich glücklich schätzen, nach einem siebentägigen Sturme auf des gallisch-britannischen Kaisers Verschanzungen bei Vienne, sein fast aufgeriebenes Heer über die Alpen zurückzuführen, welche jetzt die Gränzscheide zwischen Honorius und Constantin machten. Letzterer verleibte kurz darauf (408) auch Spanien seinem neuen Reiche ein, wo er einen schwachen, bald besiegten Widerstand von Seiten der daselbst auf reichen Besitzungen wohnenden vier Vettern des verstorbenen Kaisers Theodosius, und dagegen viele Anhänglichkeit unter dem Volke fand. Während dies unter dem weiten Himmelsstriche zwischen den Alpen und den Säulen des Hercules sich begab, entwickelten sich am Hofe zu Ravenna Begebenheiten, welche die Anfangsglieder einer großen Kette von Unfällen, Schwächen und Verbrechen waren, in denen der Thron des Occidents unterging. Alarich, der Gothen König, hatte sich seines würdigen Gegners Stilicho Freundschaft erworben, und auf den Grund derselben ein Friedens- und Vereinigungsbündniß mit Honorius geschlossen, durch welches er zum Oberbefehlshaber der römischen Kriegsmacht in der Präfectur von Illyricum ernannt wurde. Stilicho hatte längst die Absicht, die morgenländische Hälfte dieser Präfectur wieder mit der occidentalischen zu vereinigen, und zugleich den immer gefährlichen Alarich durch die Aussicht auf die Pforten von Constantinopel entfernt von Italien zu beschäftigen. Zwar unternahm dieser auch einige Bewegungen in Thessalien und Epirus;

Digitized by Google

allein von Aemona aus sandte er nach Ravenna seine Foderung, ihm eine große Rechnung gehabter Auslagen für Honorius zu bezahlen, und seine Vorschläge, ihn in den Besitz irgend einer occidentalischen Provinz, als bleibender Stätte für sein Volk, zu setzen, wofür er den Usurpator von Gallien demüthigen wolle. Nach den heftigsten Auftritten in dem römischen Senate drang Stilicho mit dem Antrage durch, den ungestümen Mahner jetzt mit einer Summe von 4000 Pf. Gold, unter dem Namen einer Subsidie, zu beschwichtigen. Aber den geheimen Groll des Senats über diese Nachgiebigkeit, die doch nur lediglich aus Stilicho's Kenntniß von der Kraft des Gothenkönigs floß, theilte, vielleicht angereizt, auch die Armee. Honorius Vertrauen zu seinem alten Minister ward immer mehr untergraben. Er fing an ihn zu fürchten, dann zu hassen, als man ihm Nachrichten über die geheime Absicht des Stilicho, seinen eignen Sohn Eucherius auf den Thron zu setzen, einflüsterte, und so gab er seine Einwilligung zur Hinrichtung eines Mannes, der bisher die einzige Stütze des wankenden abendländischen Throns gewesen war. Stilicho's Haupt fiel am 23sten August 408; ihm folgten auf gleiche Weise sein Sohn und viele seiner Freunde; auch ließ sich zugleich Honorius von seiner zweiten Gemahlin, Thermantia, der zweiten Tochter des Stilicho, scheiden. Von nun an befand sich dieser schwache Monarch in den Händen einiger Günstlinge, die bloß von Fanatismus und Selbstsucht erfüllt, nicht zu beurtheilen wußten, welchen großen Dienst sie dem lauernden Könige der Gothen durch Stilicho's Fall geleistet hatten. Auch rächten diesen Fall die diesem alten Feldherrn treu ergeben gewesenen fremden Hülfstruppen dadurch, daß sie, 30,000 Mann stark, unter Alarich's Fahnen traten. Noch hatte man diesem jene sogenannte Subsidie nicht bezahlt, und als man noch zu Ravenna darüber berathschlagte, was man auf Alarichs Frage darnach thun wolle, war dieser schon über die Alpen, den Po, bis Rimini vorgedrungen, hatte die Pässe der Apenninen erobert, die triumphalischen milchweißen Stiere an den Ufern des Clitumnus seinen Soldaten Preis gegeben, und lagerte sich unter den Mauern von Rom (408), welches er mit seinem Heere so eng einschloß, daß bald die schrecklichste Hungersnoth in demselben herrschte. Als eine Deputation Roms, in Alarichs Lager gesandt, diesem zu erklären wagte: „daß, verweigere er eine ehrenvolle Capitulation, die ganze Bevölkerung sich auf ihn losstürzen werde," sprach er die wenigen Worte: „je dichter das Gras, desto leichter läßt es sich mähen," und als er endlich das ungeheure Lösegeld bestimmt hatte und man ihn fragte: „wenn du dies, o König, von uns foderst, was willst du uns denn lassen?" antwortete er kurz: „Euer Leben!" Doch ließ er von seinen Foderungen Einiges nach, verließ die Umgebungen Roms und nahm seine Winterquartiere im herrlichen Tuscien, nachdem ihm von der zitternden Hauptstadt des Reichs 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers, 4000 seidene Kleider, 3000 Stück feinen Scharlachtuchs und 3000 Pfund Pfeffer geopfert worden waren. Bald vermehrte sich sein Heer bis über 100,000 Mann, als sein Schwager Adolf (Astaulf) mit einer Armee von Gothen und Hunnen von der Donau aus sich bis zu ihm durchgeschlagen hatte. Nach fruchtlosen Friedensunterhandlungen mit Honorius, eilte Alarich, der sich des Hafens und der Stadt von Ostia bemächtigt hatte, wieder auf Rom zu, ernannte in der Person des Präfecten Attalus, mit Einwilligung des Volks und Senats, einen neuen Kaiser (409) und zog mit diesem, von demselben als Ober-

Digitized by Google

befehlshaber der occidentalischen Kriegsmacht anerkannt, vor Ravenna. Schon war Honorius im Begriff, sich in die Arme seines Vetters, des jungen Kaisers Theodos zu Constantinopel, zu werfen, als er durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände, die Anhänglichkeit und Klugheit seines Feldherrn Heraklian in Afrika und die durch Geldspenden erhaltene Treue seiner Leibwache, im Vereine mit den falschen Maßregeln des Attalus, seinen Thron geretet sah. Ja, Alarich setzte selbst den Attalus wieder ab, und schickte dessen Purpur nach Ravenna. Zum Lohne dafür überfiel ihn des Honorius Feldherr Sarus, tödtete ihm viele Leute und erklärte ihn als Reichsfeind jedes Bündnisses mit seinem Kaiser für unwürdig. Doch fürchterlich rächte sich der schwer beleidigte Feind. Er wandte sich wieder gegen Rom und nahm es ein in der Mitternacht des 24sten August 410, nachdem ihm von innen durch die Hände verrätherischer Sclaven das salarische Thor geöffnet worden war. Die alte Hauptstadt der Welt wurde geplündert und zum Theil verbrannt, wobei außer den Schätzen der Einwohner, auch viele kostbare Werke römischer und griechischer Kunst ein Raub der Barbaren wurden, die das wenigstens zerstörten, was in ihren Augen keinen wesentlichen Werth hatte, wobei auf Alarichs ausdrücklichen Befehl nur das Heiligthum der Kirchen anerkannt wurde, und ihr Eigenthum unberührt blieb. Dies geschah 1163 Jahre nach Erbauung der Stadt des Romulus. Alarich verließ nach sechs Tagen Rom, plünderte das ganze südliche Italien, und war im Begriffe, Sicilien und Afrika zu erobern, als ihn zu Corentia in Unteritalien der Tod erreichte (410). Noch zwei Jahre lang mußte Italien die Anwesenheit der Barbaren ruhig dulden, bis Adolf, Alarichs Nachfolger, es verließ, als er nach vollzogener Vermählung mit Placidia, des Honorius Schwester, mit der Beute aus Rom und dessen südlichen Provinzen beladen, nach Gallien und Spanien zog (412), wo er der Stifter des westgothischen Reichs wurde. Italien athmete wieder freier, Rom erhob sich prächtig aus seiner Asche, und das Reich hätte vielleicht zu neuer Kraft gelangen können, wenn sein Beherrscher, der nach Adolfs Abzug noch elf Jahre lebte, nicht selbst zu kraftlos gewesen wäre. Gallien kam zwar einen Augenblick durch die Tapferkeit des römischen Feldherrn Constantius, der den Usurpator Constantin besiegte, und dafür die Hand der Wittwe Placidia erhielt, ja sogar zum Mitregenten des Honorius ernannt wurde, wieder unter dessen Herrschaft, doch es wurde wie Spanien durch unaufhörliche Kämpfe im Innern zerrissen. Britannien, das nach einigen Jahren (427) gänzlich von den Römern geräumt werden mußte, und Afrika waren damals schon verloren, als Honorius ihre Unabhängigkeit anerkennen mußte, und die unseligsten Zwistigkeiten herrschten im Palaste zu Ravenna, wo Placidia zum zweiten Male Wittwe, nach des Augustus, Constantius, Tode ihre Herrschsucht walten ließ, als Honorius nach einer zwar ereignißreichen, aber ruhmlosen, 28jährigen Regierung starb (24sten August 423). Placidia empfing die Nachricht davon zu Constantinopel, wohin sie sich wegen der drohenden Unruhen zu Ravenna mit ihren Kindern geflüchtet hatte, und unter dem Schutze ihres Neffen, des jungen Kaisers Theodosius II. vom Orient (der bei wenigerer Selbstbeherrschung und feurigerer Seele leicht das Diadem des Occidents mit dem des Orients hätte vereinigen können, statt dessen aber den Geheimschreiber Johannes, der, von einigen Truppen begünstigt, den abendländischen Thron sich angemaßt hatte, besiegte und enthaupten ließ), wurde der Sohn der

Digitized by Google

Placidia und des Constantius, Valentinian der Dritte, ein sechsjähriges Kind, zum abendländischen Kaiser ausgerufen. Placidia ward zur Vormünderin erklärt, und behauptete sich als solche fünf und zwanzig Jahre lang, während welcher Zeit das abendländische Reich seinem gänzlichen Untergange immer näher gebracht wurde. War die Regierungszeit des Honorius durch Alarich berühmt geworden, so wurde es die des Valentinian zuerst durch den Einfall des Genserich, Königs der Vandalen, in Africa (428), der das vandalische Reich in den dortigen Provinzen Roms stiftete, welcher Verlust durch die Abberufung des römischen Statthalters Bonifaz, der als ein Opfer der Eifersucht des römischen Feldherrn Aëtius fiel, befördert worden war. Ein zweiter empfindlicher Verlust für das weströmische Reich war die Abtretung des westlichen Illyricum an den Orient, womit Placidia für ihren Sohn eine Gemahlin (die Tochter des Theodosius und der Athenais, Eudoxia) erkaufte (437) und zugleich dem Hofe von Byzanz die Kosten des Krieges gegen den Usurpator Johannes ersetzte. Doch alles trat in den Schatten des Hintergrundes, als plötzlich Attila, der Hunnen König, und des Vandalen Genserich Bundesgenosse, auftrat, und nachdem er, im Angesichte der Thürme von Constantinopel, dem Theodosius einen harten, jährlichen Tribut abgepreßt hatte, die Hand der Honoria, des Valentinian Schwester (die von Constantinopel aus, wohin sie wegen eines zu vertrauten Umgangs mit ihrem Kammerherrn Eugenius verwiesen worden war, im Gefühle aller Leidenschaften sich selbst und ihre Ansprüche auf Italien dem Hunnen hatte antragen lassen), nebst ihrem Erbtheile begehrte. Die abschlägige Antwort hierauf entschied den Krieg, welchen Attila mit einem Einfalle in Gallien begann, und der mit der gewaltigen Schlacht in den catalaunischen Feldern (bei Chalons 450) sich wieder endigte, wo der römische Feldherr Aëtius, verbunden mit Theodorich, der Gothen König, das Heer des Attila schlug und dessen Macht vielleicht gänzlich hätte vernichten können, wenn nicht die politische Rücksicht, in den Hunnen ein Gegengewicht wider die mächtigen Gothen zu erhalten, ihn zum Rückzuge und zur Trennung von seinem Verbündeten veranlaßt hätte. Doch schon im folgenden Frühjahre (451) wiederholte Attila seine Foderungen auf die Prinzessin Honoria und ihr väterliches Erbe, und kaum war die abermals verneinende Antwort ertheilt, als er auch schon in Italien einbrach, Aquileja, Padua, Vicenza, Verona und Bergamo gänzlich zerstörte, Mailand, Pavia plünderte, und bis Rom vordrang, wohin Valentinian aus Ravenna geflohen war. Da entschloß sich dieser, durch eine Gesandtschaft um Frieden zu bitten; und die unwiderstehliche Redegewalt des Bischofs von Rom (Papst Leo I.), der an der Spitze der römischen Abgesandten stand; der Eindruck, den seine Umgebungen auf den Hunnen machten, bewogen diesen, von der Eroberung Roms gegen ein Lösegeld, das den Werth des Erbtheils der Honoria betrug, abzustehen, während seine ausschweifende Leidenschaft zu der schönen Ildico derselben die Honoria aufopferte, die mit lebenslänglicher Einkerkerung den romantischen Einfall, Königin der Hunnen zu werden, abbüßte. Attila's Tod (453) befreite den Kaiser des Occidents von einem der furchtbarsten Feinde, und Valentinian hätte glücklich regieren können, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen wäre. Verführt durch die Einflüsterungen des Eunuchen Heraklius, sah er mit einem Male in dem Stolze seines Oberfeldherrn Aëtius die Grundlage verrätherischer Absichten; er fing an

ihn zu fürchten, und dieselben innern Gründe, welche die Hinrichtung des Stilicho einst anriethen, machten den Kaiser Valentinian zum Mörder des Aëtius, dem er in der Hitze eines leidenschaftlichen Wortstreits im Palaste zu Rom mit eigener Hand sein Schwert in die Brust stieß. Die Nemesis erreichte den unbesonnenen Tyrannen, als er die Gemahlin des Senators Maximus geschändet hatte; der beschimpfte Gemahl rächte sich, und Valentinian, der letzte römische Kaiser aus dem Stamme des Theodosius, fiel (15ten März 455) auf dem Marsfelde, mit seinem Günstlinge Heraklius zugleich, durch die Schwerter zweier Anhänger des ermordeten Aëtius, die sich unter des Kaisers Leibwache befanden. Sein erbittertster Feind, der Senator und Patricier Petronius Maximus ward vom Senat und Volk zum Kaiser ausgerufen. Sein erstes Werk bestand darin, daß er seinen Sohn mit der ältesten Tochter des vorigen Kaisers vermählte und dessen Wittwe, Eudoxia, ihn zu heirathen zwang. Doch schon nach drei Monaten ward er das Opfer ihres Hasses und der Volkswuth. Eudoxia ergriff (da ihr von Constantinopel keine Hülfe kommen konnte) das sonderbare Mittel, den König Genserich in Carthago um seinen Beistand zu ihrer Befreiung von einem verhaßten Gemahle und um Rache zu bitten. Wie im Fluge erschien dieser mit seinen vandalischen Horden im Hafen von Ostia, der fliehende Maximus wurde in den Straßen Roms gesteinigt, und verstümmelt in die Tiber geworfen, die Hauptstadt selbst aber, durch Leo des Großen muthvolle Beredsamkeit noch einmal von Brand und Mord gerettet, vierzehn Tage und Nächte lang geplündert; alle Denkmäler aus der Vorzeit und alle Kostbarkeiten, die in den seit Alarichs Einfall verflossenen 45 Jahren wieder aufgehäuft waren, aller öffentliche und Privatreichthum wurde ein Raub der Eroberer, die außerdem noch viele Tausende der unglücklichen Römer beiderlei Geschlechts auf ihren Schiffen nach Afrika schleppten, wo sie in der thätigen Theilnahme des Bischofs von Carthago, Deogratias, den einzigen Trost fanden. Während sich dieses zu Rom begab, wurde in Gallien der abendländische Kaiser ausgerufen. Avitus, ein Gallier, unter Valentinian prätorianischer Präfect von Gallien, dann von Kaiser Maximus zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer in Gallien ernannt, ein eben so talentvoller als kenntnißreicher Kopf, wurde unter dem Einflusse des westgothischen Königs Theodorich, zu Arles von den Repräsentanten dieser Nation mit dem Diadem des abendländischen Kaiserthums geschmückt (15ten August 455), auch sogleich vom Hofe zu Constantinopel, aber mit heimlichem Unwillen vom Senate und Volke zu Rom anerkannt. Das erste Jahr seiner Regierung war daher auch sein letztes. Er sah in demselben die spanischen Provinzen von Theodorich, der unter dem Vorwande, als Bundesgenosse der Römer die dort eingefallenen Sueven wieder zu verjagen, dieselben als erobertes Eigenthum behandelte, dem Reiche so gut als entrissen und gab sich selbst der Sinnlichkeit so sehr hin, daß er nicht nur gehaßt, sondern auch verachtet wurde. Ricimer, einer der obersten Anführer der zur Vertheidigung Italiens bestimmten fremden Truppen, der aber nach einem gewonnenen Siege über eine vandalische Flotte im Triumph zurückkehrte, und vom Volke als Befreier begrüßt wurde, kündigte dem Avitus das Ende seiner Herrschaft an (16ten October 457); dieser entfloh, als über ihn das Todesurtheil vom Senate ausgesprochen worden war, und kam auf dieser Flucht ums Leben. Auf des Patriciers Ricimer, des allgewaltigen Feldherrn, Stimme

Digitized by Google

wurde **Majorian**, sonst Soldat unter Aëtius, auf den abendländischen Thron erhoben (457), den er durch Tugend und Verstand zierte. Seine heilsamen Verordnungen, besonders in Ansehung der Abgaben und deren Erhebungsweise, die Erneuerung der sogenannten Stadtvertreter (Defensores civitatum) und seine Sittengesetze zeichnen seine Regierung in Hinsicht der innern Verwaltung aus, während er so glücklich war, den Theodorich zu schlagen, und auch über Genserich, der aufs neue Italien anfiel, Vortheile zu erringen. Nur der unverschuldete Verlust seiner Flotte (460) hielt ihn von der Vernichtung des vandalischen Reichs ab. Doch war Rom eines solchen Regenten nicht mehr würdig, und Majorian wurde ein Opfer der allgemeinen Verderbniß und Charakterlosigkeit, so wie des Hasses seiner Feinde. Man nahm ihm den Purpur plötzlich wieder, und wahrscheinlich am fünften Tage darauf auch das Leben, während verbreitet wurde, er sey an der Ruhr gestorben (7ten August 461). Ein gewisser **Libius Severus** wurde zum Kaiser ernannt, doch 465 wieder aus dem Wege geräumt. Die Regierung sowohl im Laufe dieser fünf, als auch der zwei folgenden Jahre, in denen der Thron unbesetzt blieb, war einzig in Ricimers Händen, der es jedoch nicht wagte, den Herrschertitel selbst anzunehmen. Allein bald sah er sich genöthigt, bedrängt von den Vandalen, die Hülfe des Orients anzurufen, und der Hof von Constantinopel schloß mit Rom unter der Bedingung ein Bündniß, daß es dem Kaiser Leo die Ernennung eines abendländischen Herrschers überlassen wolle. So ward der griechische Patricier **Anthemius** Kaiser des Occidents, in dessen Hauptstadt er (12ten April 467) mit großem Pompe einzog. Dem Ricimer gab er seine Tochter zur Ehe, und es schienen jetzt zur Wiederbefestigung Roms viele sonst getheilte Interessen glücklich vereinigt. Aber der Krieg gegen die Vandalen ward mit sehr abwechselndem Glücke geführt, und kostete ungeheure Summen, und bald entwickelten sich Mißverständnisse zwischen Anthemius und Ricimer, welcher letztere von Rom sich weggewendet und nach Mailand gezogen war. Durch die Vermittelung des Bischofs von Pavia, Epiphanias, wurde zwar eine Versöhnung zwischen beiden zu Stande gebracht und Bürgerkrieg vermieden; doch kurze Zeit darauf stand Ricimer, mit einem großen Heere, durch Burgunder und morgenländische Sueven verstärkt, vor Rom, ernannte den Senator Olybrius, Schwiegersohn des Valentinian, zum Kaiser (23sten März 472), und eroberte Rom, welches Anthemius mit dem ihm ergebenen Volke drei Monate lang vertheidigt hatte. Anthemius wurde auf seines Schwiegersohns Befehl auf grausame Weise ermordet (11ten Juli 472), die Stadt geplündert und mit dem Blute ihrer edlen Bürger bedeckt, und **Olybrius** als Kaiser eingesetzt. Einen Monat darauf (20sten August) starb der tyrannische Gothe Ricimer, bald darauf (23sten October) auch der neue Kaiser, und Rom sah sich der Willkür der Barbaren, an deren Spitze jetzt ein burgundischer Fürst, Gundobald, Ricimers Neffe, als Oberbefehlshaber stand, von neuem Preis gegeben. Gundobald ernannte den **Glycerius**, einen seiner Soldaten, zum abendländischen Kaiser, unterstützte ihn aber so wenig, daß er durch den, vom constantinopolitanischen Hofe ernannten, **Julius Nepos**, Neffen des Marcellin und Regenten von Dalmatien (474), wieder verdrängt wurde, und das Bisthum Salona dafür erhielt. Kurz nach seiner Thronbesteigung schloß Nepos mit den Westgothen einen Frieden, in dem er ihnen Auvergne abtrat, sah aber durch einen Aufruhr der ver-

bündeten Barbaren, unter Anführung ihres Feldherrn Orest, sich veranlaßt, aus Ravenna nach Dalmatien zu flüchten. Fünf Jahre lang lebte er dort als landflüchtiger Kaiser, als er zu Salona auf Anstiften des Glycerius ermordet wurde, der vielleicht dafür das Erzbisthum von Mailand erhielt. Des Orest Sohn, **Romulus Augustus**, wurde als Beherrscher des Occidents ausgerufen (476). Doch das Ende dieses Reichs war gekommen; die verbündeten deutschen Truppen, Heruler, Rugier u. s. w., empörten sich unter ihrem Führer **Odoaker**, als Orest ihre Foderung, daß sogleich ein Drittheil der Ländereien Italiens unter sie vertheilt werden sollte, zurückwies; Pavia, wo der letztere sich vertheidigen wollte, wurde von ihnen mit Sturm erobert, Orest selbst hingerichtet, Augustus dankte ab, Odoaker wurde von seinem Heere zum Könige ausgerufen, und die Senatoren von Rom ließen durch eine Gesandtschaft dem Kaiser Zeno in Constantinopel die Eröffnung machen: „daß sie es weder für nothwendig erkennten, noch daß es ihr Wunsch sey, daß Italien noch fernerhin durch eigne Kaiser regiert werde, daß sie daher im Namen des Volks einwilligten, wenn der Sitz des allgemeinen Reichs von Rom nach Constantinopel verlegt werde, daß sie dem Rechte, einen eignen Herrn zu wählen, entsagen, die Republik aber sich den Tugenden des Odoaker anvertrauen und demüthig bitten wollten, der Kaiser möge ihm den Titel eines Patriciers und die Verwaltung der Diöces Italien ertheilen." So tief war Rom gesunken, daß sein Senat selbst das Daseyn eines Reichs vernichtete, dessen vormalige Größe von jenem Augenblicke an nur noch in der Erinnerung fortlebte. Kaiser Zeno gab zwar anfänglich dem Senate zu verstehen, daß der damals noch lebende Nepos in Dalmatien der rechtmäßige Beherrscher Roms sey, aber bald gefiel er sich selbst in der dargebotenen Würde des Alleinherrschers, und ließ sich die Ehrenzeichen des weströmischen Kaisers überreichen. Der entthronte Romulus Augustus, dessen erster Name zu Constantinopel in Momyllus, und dessen zweiter von den Römern spottweise in das Diminutivum **Augustulus** verwandelt worden, wurde von Odoaker mit einer jährlichen Leibrente von 6000 Goldstücken auf das Lustschloß des Lucull in Campanien verwiesen. So waren denn die Barbaren, die in demselben Grade, als der alte Geist der Römer nach und nach verschwand, sich emporgehoben hatten, aus Söldnern Roms dessen Bundesgenossen, und endlich dessen Herren geworden. König Odoaker regierte Italien vierzehn Jahre. Da kam 491 Theodorich, König der Ostgothen, besiegte Odoaker und stiftete das **ostgothische** Reich auf Italiens altclassischem Boden. Vom großen römischen Reiche blieb nichts als der Name seiner ehemaligen Hauptstadt. Aus der Geschichte des Verfalls dieses sonstigen Riesenstaates ergeben sich auch die Ursachen dazu. Zunehmende Sittenlosigkeit zog den Verlust aller moralischen Kraft und Würde nach sich, und man kann wohl behaupten, daß seit Theodosius Tode und des Honorius Thronbesteigung bis zu des Reichs gänzlichem Untergange dasselbe sich in einem unaufhörlichen Todeskampfe befand. Das seit Diocletian (284) schon angenommene System der Theilung des Reichs, die Theodosius zuletzt vollendete, ward der nächste Grund zu seiner politischen Ohnmacht und endlichen Vernichtung, welche bei jener, selbst durch die Verbreitung der christlichen Religion nicht abzuwendenden moralischen Schwäche, durch nichts mehr aufgehalten werden konnte, während die wachsende Civilisation der eindringenden fremden Völkerschaften diesen ein niederdrückendes Uebergewicht ver-

Digitized by Google

lich. Wie einst Griechenland, so fiel jetzt Rom. Eine neue Ordnung der Dinge trat ein; das von den Ostgothen mitgebrachte Lehns- oder Feudalsystem änderte alle Verhältnisse eines Staates, der Jahrhunderte lang seinen Stolz in der republikanischen Verfassung gefunden hatte; ganz neue Erscheinungen traten hieraus hervor (s. Italien), und der neuerstandene Geist jener Zeit übte seine unwiderstehliche Gewalt vorzüglich auch in dem Untergange der römischen Volkssprache, die in die italienische sich umwandelte, und zugleich allmälig in die nach und nach sich ausbildende französische, spanische und englische Sprache überging. Von Romulus, dem starken kühnen Manne, ward Rom gestiftet, zwölf Geier erschienen ihm über dem Grundsteine seiner Colonie, der Augur Vettius prophezeiete daraus die zwölfhundertjährige Dauer der neuen Stadt, und wirklich ging Rom zwölfhundert Jahre nach seiner Entstehung unter, und sein letzter Beherrscher hieß, wie der erste, Romulus.

Occupation, Bemächtigung, Besitzergreifung, Besitznahme, ist nach dem Naturrechte diejenige Handlung, wodurch jemand eine herrenlose Sache (rem nullius) zu der seinigen macht. Da durch da Gesetz im Staate und die ihm gleichgeltende Gewohnheit gewisse Dinge als herrenlos bestimmt sind, so ist kein Zweifel, daß dieselben durch Bemächtigung in das Eigenthum des Bemächtigenden übergehen. Ob und in wiefern aber überhaupt und vor allen Bestimmungen der bürgerlichen Gesellschaft die Occupation das Eigenthumsrecht begründe, darüber sind von jeher die verschiedensten Meinungen gewesen (s. Eigenthum). Die gewöhnlichste ist die, jeder Mensch besitze ein ursprüngliches Recht, sich solche Sachen anzueignen, welche weder zu dem ursprünglichen, noch erworbnen Eigenthume eines Andern gehören. Vermöge dieses Rechts gehöre eine solche Sache dem ersten Bemächtigenden (res nullius cedit primo occupanti), und die occupatio sey daher ursprüngliche Erwerbsart (modus acquirendi originarius) des Eigenthums. In Rücksicht des Gegenstandes unterschied man dann eine unmittelbare oder eigentliche Bemächtigung (occupatio primaria seu principalis), durch welche unmittelbar von einer Sache Besitz genommen wird — und man erfoderte zu ihr eine wirklich herrenlose Sache, die in das Verhältniß des Eigenthums gebracht werden kann, eine allgemein erkennbare Willenserklärung, die Sache als eigne besitzen zu wollen, und eine Bezeichnung der Sache — und eine mittelbare (occupatio accessoria oder accessio), welche durch Verbindung einer Sache mit bereits erworbenem Eigenthume geschehe. Die durch Accession zu occupirende Sache (accessorium, Zuwachs) besteht in einer neuen Form, (dann heißt sie auch Formgebung, specificatio) oder Materie, und geschieht durch Natur (accessio naturalis) oder Kunst (accessio industrialis) und im erstern Falle zufällig (accessio fortuita casualis) oder durch Wirkung der Hauptsache (accessio productiva). Jedoch bewirkt nicht jede Accession das Eigenthum, sondern nur die, welche ein Zeichen der unmittelbaren Occupation, oder als Ausfluß eines schon zustehenden Eigenthums- und Nutzungsrechts angesehen werden könne. In dieser Rücksicht sagt auch das römische Recht, die Nebensache richtet sich nach der Hauptsache (accessorium sequitur suum principale).

Ocean, ein aus dem Griechischen abstammendes Wort (s. Oceanus) — das große Weltmeer, das die Erde umgiebt, und nach den verschiedenen Ländern, deren Küsten es berührt, verschiedene Namen erhält.

Digitized by

Oceaniden (Okeaninen), die Töchter des Oceanus und der Tethys, dreitausend an der Zahl. Man verstand darunter, wie aus den Orphischen Hymnen erhellt, nicht nur des Oceanus Töchter, sondern seine ganze weibliche Nachkommenschaft, d. h. alle Göttinnen der unterirdischen, aus dem Weltstrome Oceanus abgeleiteten Brunnen- und Wasseradern; nur unterscheidet man davon die Nereiden, als Nymphen des innern Mittelmeers, ob sie gleich auch von der Oceanide Doris abstammen, und daher vom Antipater von Sidon ebenfalls des Oceanus Töchter genannt werden.

Oceanus (Okeanos), der älteste der Titanen, dessen Geburt sich an die Entstehung des Meers (Pontos) anschließt. Später als Pontos geboren, umströmte er die Erdscheibe, und hinter ihm senkte sich nach allen Seiten der Himmelsbogen auf die Erde herab. Daher konnte Oceanus ein Sohn der Gäa und des Uranus heißen. Er erzeugte mit Tethys die Flüsse und das heilige Töchtergeschlecht der 3000 Oceaniden. Nach einem andern Systeme (vergl. Homer Il. XIV. 201, 246) ist er Vater aller Götter und Menschen. Allenthalben erscheint er als ein friedlicher Gott; er nahm keinen Theil an der Entmannung des Kronos, auch wurde er nicht mit den Titanen in den Tartarus verstoßen. Seiner umsichtigen Gelassenheit wegen gab man ihm die Metis zur Tochter.

Ocellus Lucanus, ein Pythagorischer Philosoph, der, wie man glaubt, den Unterricht des Pythagoras selbst genoß. Er lebte um das Jahr 495 vor Chr. Geb. Außer einigen verloren gegangenen Schriften legt man ihm ein Werk über die Natur der Dinge bei, das wir aber gewiß nicht in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen. Es ist von Rudolphi zuletzt herausgegeben worden. (Leipz. 1801. 8.)

Ocher oder **Ocker** heißen verschiedene abfärbende Metalloxyde, besonders wenn sie sich in der Natur finden. So hat man Eisenocher, Antimonocher, Wismuthocher u. s. w. Vorzugsweise aber versteht man unter Ocher den Eisenocher, er mag künstlich oder natürlich seyn. Seine Farbe fällt verschiedentlich ins Gelbe, Rothe und Braune.

Ochlokratie ist diejenige Ausartung der Demokratie, in welcher nicht die gesammte Bürgerschaft, sondern der unverständige Pöbel die Herrschaft führt.

Oecolampadius (Johann), der Melanchthon Helvetiens, stammte aus einem Schweizergeschlecht und war 1482 zu Weinsperg in Schwaben geboren. Sein eigentlicher Name war Hausschein, aber nach damaliger Sitte durch Oecolampadius ins Griechische übersetzt. Früh kam er auf die Schule nach Heilbronn und in seinem 12ten Jahr auf die Universität Heidelberg, wo er die besten Anlagen zeigte. Von hier schickte ihn sein wohlhabender Vater nach Bologna, um die Rechte zu studiren. Er kehrte aber schon nach einem halben Jahre zurück, und ging nach Heidelberg, um sich der Theologie zu widmen. Bald verließ er auch den churpfälzischen Hof, der ihn zum Prinzenhofmeister annahm, wieder, um zu Hause eine von seinen Aeltern gestiftete Predigerstelle anzutreten. Da er aber hier die Lücken in seinen Kenntnissen wahrnahm, reisete er nach Tübingen, und von da nach Stuttgard zu Reuchlin, wo er Griechisch und bald darauf von einem Spanier Hebräisch erlernte. Nicht lange, so brachte er es in der griechischen Sprache so weit, daß er eine Grammatik herausgab. Darauf kehrte er nach Weinsperg als Prediger zurück, trat mit vielem Ernste auf, und eiferte in seiner Schrift: de risu paschali (über das Osterlachen), gegen die Späße der Prediger auf der

Kanzel zur Osterzeit. Durch seines Freundes Capito Empfehlung wurde er 1515 als Prediger nach Basel berufen, wo er Erasmus kennen lernte, Doctor ward und mit demselben Anmerkungen über das N. T. schrieb. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Prediger nach Augsburg an. Hier faßte er den Entschluß, sich in das benachbarte Brigittenkloster Altenmünster zurückzuziehen. Aber die Lectüre von Luthers Schriften weckte freiere Gesinnungen und Ansichten in ihm auf. Nachdem er noch nicht zwei Jahre im Kloster gewesen war, begab er sich auf das Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen, wo er Schloßprediger wurde. Im J. 1523 ging er nach Basel zurück. Hier wurde er Professor der Theologie und Pastor substitutus. Allein mehrere angesehene Personen, wie Cochläus, suchten ihn vergeblich von der Reformation abzuziehen. Er verfocht sie in mehreren theologischen Disputationen und Religionsgesprächen, besonders zu Basel und Bern, und führte sie in Basel (1527 u. 1528) ein. Er zeigte sich in seiner Schrift: De genuina verborum Domini, hoc est corpus meum, interpretatione, mit einer seltenen Mäßigung, und erklärte den Leib für Symbol des Leibes, nahm also nur einen geistigen Genuß des Abendmahls an. Die Vertheidiger der leiblichen Gegenwart des Leibes griffen ihn darüber heftig an, und belegten ihn und seine Anhänger mit dem Schimpfnahmen Sacramentirer. Oecolampadius antwortete mit Ruhe und Würde, und zeigte sich bis an seinen Tod, der durch den Tod seines Freundes Zwingli herbeigeführt wurde und 1531 zu Basel erfolgte, als einen friedliebenden, edeln und gelehrten Mann. Seine Lebensgeschichte hat Sal. Heß geschrieben. (Zürich 1793).

Oeconomie, Haushaltung, besonders die Haushaltung des Landmanns. S. Landwirthschaft. — Ueber die Staatsöconomie, s. die Art. Mercantilsystem, Nationalöconomie, Physiokratisches System und Staatswirthschaft.

Octaïder, in der Geometrie ein regulärer Körper, der aus acht gleichseitigen Dreiecken besteht.

Octant, Octante, ein astronomisches Instrument, das aus dem achten in Grade u. s. w. eingetheilten Theile eines Kreises besteht, und zur Berechnung der Sternweiten dient, jetzt aber wenig mehr gebraucht wird.

Octave heißt im diatonischen Tonsysteme der achte Ton von einem angenommenen Grundtone. Sie gehört zu den vollkommen consonirenden Intervallen, so daß, wenn sie mit dem Grundtone zugleich angegeben wird, das Ohr fast nur Einen Klang vernimmt, und kaum im Stande ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Eben deßhalb muß auch die Octave in unserm Tonsysteme eine vollkommene Reinheit besitzen, während alle andern Intervalle etwas über oder unter sich schweben dürfen. Die obere Octave, d. h. den nach oben gelegenen achten Ton vom Grundtone, erhält man, wenn die Saite, welche eben diesen Grundton angibt, nur die Hälfte kürzer, die untere Octave, wenn eben diese Saite noch einmal so lang gemacht wird. Die Saite, welche die obere Octave einer andern angibt, macht zwei Schwingungen, während die Saite des Grundtons nur eine macht. Also kommt auf der achten diatonischen Saite der Ton der ersten oder untersten noch einmal so hoch wieder. Eben so wiederholt die neunte Saite den zweiten Ton oder die Secunde, die zehnte Saite den dritten Ton, oder die Terzie, u. s. f. Nach der Einrichtung unsers modernen, d. h. diatonischen Tonsystems ist die

Octave daher die Gränze, innerhalb welcher alle sieben wesentlich von einander verschiedenen Töne enthalten sind; und alle Töne außerhalb der Gränze einer Octave sind nichts anders als Wiederholungen der bereits in dem Umfange der Octave enthaltenen Töne in einer vermehrten oder verminderten Größe. Man nennt daher Octave auch den ganzen Inbegriff der Töne des diatonischen Systems, welche eine Octave umschließt, und die Griechen nannten deßhalb die Octave Diapason, d. h. ein Intervall, welches durch alle vorhandenen Töne geht oder alle Töne des Systems in sich faßt. Die Zahl der obern und niedern Octaven, oder wie viele Octaven von verschiedener Höhe vernehmlich zu unterscheiden sind, läßt sich bei der immer wachsenden Ausdehnung der Instrumente, namentlich der Saiteninstrumente und vorzüglich des Fortepiano, das seit kurzem um eine ganze Octave vermehrt worden ist, nicht fest bestimmen. Die Octave, als Intervall betrachtet, hat von allen Intervallen den wenigsten harmonischen Reiz. Deßwegen sagen die Tonsetzer, die Octave klinge leer, und verbieten, wo nur eine Hauptstimme ist, in Octaven fortzuschreiten, außer im Anfange, oder bei einem Schlusse. Hingegen thut auch eine Reihe auf einander folgender Octaven bei passenden Veranlassungen sehr gute Wirkung. Falsche oder verbotene Octaven sind daher im mehrstimmigen Tonsatze Fortschreitungen zweier Stimmen in Octaven, welche durch ihre Leerheit das Ohr beleidigen. Warum in einem vierstimmigen Satze die Octavengänge verboten sind, läßt sich daraus genügend erklären, weil, sobald zwei Stimmen in Octaven fortschreiten, keine Verschiedenheit dieser Stimmen mehr vorhanden ist, und z. B. der vierstimmige Satz zu einem dreistimmigen werden würde. Es gibt aber auch sogenannte verdeckte Octaven, worunter man solche versteht, die nur dann erst zum Vorschein kommen, wenn der Intervallraum zweier, in gerader Bewegung in Octaven fortschreitenden Stimmen noch mit unwesentlichen Noten ausgefüllt wird. Von diesen werden in dem zweistimmigen Satze, oder in den beiden äußersten Stimmen des drei- und vierstimmigen Satzes, nur diejenigen als fehlerfrei angesehn, bei welchen die Oberstimme eine Secunde, die Grundstimme aber eine Quarte oder Quinte steigt oder fällt. Der Gebrauch der übrigen ist nur unter den Mittelstimmen, oder unter einer äußersten und einer Mittelstimme erlaubt. — Octave heißt auch bei der Orgel dasjenige offne Flötenwerk, welches nur eine oder zwei Octaven höher steht, als das Principal. — Octave bedeutet ferner in der römischen Kirche diejenigen religiösen Gebräuche, welche acht Tage hindurch dauern, und sich auf ein Hauptfest in derselben beziehen. So werden z. B. die acht Tage fortdauernden religiösen Gebräuche, welche sich auf die Auferstehung Christi beziehen, die Osteroctave genannt.

Octavflöte, s. Flöte.

Octavia, eine Tochter des C. Octavius und der Attia, und Schwester des Kaiser Augustus. Alle Schriftsteller loben die Schönheit und den edeln Charakter dieser berühmten Römerin. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls M. Marcellus vermählte sie sich mit dem Triumvir M. Antonius, um dadurch die Freundschaft zwischen ihm und ihrem Bruder noch mehr zu befestigen. Aber Antonius war nicht fähig, ihre Eigenschaften zu würdigen, und zog die buhlerischen Reize der Cleopatra der sittsamen Schönheit seiner Gattin vor. Sie war nach ihrer Vermählung ihrem Gemahle nach Athen gefolgt, wo sie den Winter (39 v. Chr.) mit ihm verlebte, ohne an den ausschweifenden

Digitized by Google

und üppigen Vergnügungen, denen dieser sich überließ, Geschmack zu finden. Ohne ihre vermittelnde Dazwischenkunft wäre schon damals der Bürgerkrieg zwischen Octavius und Antonius ausgebrochen; sie aber besänftigte zunächst durch die dringendsten Bitten ihren Gemahl, der über das Mißtrauen ihres Bruders gegen ihn erzürnt war, begab sich dann, die Beschwerlichkeiten der Reise trotz ihrer Schwangerschaft nicht achtend, mit seiner Bewilligung von Griechenland nach Rom, und bewog ihren Bruder, in eine Unterredung mit Antonius zu willigen, und sich mit ihm auszusöhnen. Als Antonius in den Krieg gegen die Parther ziehen wollte, begleitete sie ihn bis Corcyra und kehrte dann auf seinen Befehl nach Italien zurück, um bei ihrem Bruder zu bleiben. Neue Mißverständnisse entstanden bald zwischen Antonius und Octavius. Um einen scheinbaren Vorwand zum Bruche zu erhalten, befahl Octavius seiner Schwester, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, in der gewissen Erwartung, daß dieser sie zurückweisen werde. Wirklich geschah dieß. Antonius vergnügte sich mit der Cleopatra zu Leucopolis, als Briefe der Octavia aus Athen ihm meldeten, daß sie mit Geschenken und Truppen nächstens bei ihm seyn werde. Dieser Besuch war der Cleopatra so unwillkommen, daß sie nicht eher abließ, bis Antonius seiner Gemahlin den Befehl zur Rückkehr schickte. Auch jetzt trat sie nochmals vermittelnd zwischen beide Nebenbuhler. Octavius befahl ihr, das Haus eines Gemahls zu verlassen, der ihr so verächtlich begegnet sey; sie aber bat ihn im Gefühle ihrer Pflichten, als Gattin und Römerin, sich ihrer nicht gegen einen erzürnten Gemahl anzunehmen, und die Wohlfahrt der Welt und zweier ihr so theuern Personen nicht eines Weibes wegen durch die Gräuel des Krieges zu stören. Octavius erfüllte ihren Wunsch; sie blieb in dem Hause des Antonius, und beschäftigte sich gleich sorgfältig und zärtlich mit der Erziehung der Kinder, welche derselbe mit ihr und seiner ersten Gemahlin Fulvia gezeugt hatte. Ein so edles Betragen der Octavia diente nur dazu, den Unwillen der Römer gegen den Antonius noch mehr aufzuregen. Jeder entrüstete sich mit Recht, einem solchen Weibe eine Buhlerin vorgezogen zu sehen. Endlich traf Octavien der empfindlichste Schlag; ihr Gemahl verstieß sie, und befahl ihr, sein Haus zu verlassen. Sie gehorchte, ohne sich zu beklagen, und nahm alle seine Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, Antyllus, der sich bei dem Vater befand, mit sich. Bald war sie Zeugin des ausbrechenden Bürgerkriegs. Sie starb im Jahre Roms 742; Augustus selbst hielt ihr die Leichenrede, lehnte aber die Ehrenbezeigungen ab, welche der Senat ihr zuerkannt hatte. Kotzebue hat versucht, sie aufs Theater zu bringen.

Octavius oder **Octavianus**, s. **Augustus**.

Octroi oder **Octray**, ein altes französisches Wort aus der Canzleisprache, eine Bewilligung, Verstattung einer Freiheit von Seiten der Regierung; es wird besonders von Handelsprivilegien gebraucht, die einer gewissen Person oder Gesellschaft ertheilt werden. Daher heißen **octroirte Handelscompagnien** solche, denen das ausschließliche Recht, einen gewissen Handel zu treiben, durch ein Privilegium bestätigt worden ist, wie z. B. die ostindische Compagnie in England u. a.

Ocularglas heißt in einem Fernrohr dasjenige Glas, welches dem Auge zugekehrt ist.

Oculiren (Aeugeln), heißt das Verfahren des Gärtners, nach

Digitized by Google

welchem er das mit Sorgfalt ausgeschnittene Auge eines Baums oder Strauchs in die aufgeschlitzte Rinde eines andern so einsetzt, daß es fortwachsen kann. Der Zweck dieses Verfahrens ist die Veredelung des wilden Stammes, der, wenn man ihm alle seine wilden Aeste und Zweige nahm, aus dem eingesetzten Auge fortwächst, und mit dem Baume, von welchem das Auge genommen worden, gleiche Früchte trägt. Das Oculiren kann vorgenommen werden, so lange sich die Rinde von den Zweigen löset; jedoch nimmt man es am liebsten im Frühlinge oder Herbste vor. Wenn man im Frühlinge oculirt, so treibt das eingesetzte Auge noch in demselben Jahre einen Zweig; das im Herbste eingesetzte aber schläft bis zum folgenden Frühlinge. Die Herbstoculation kann bis zum Ende des Augusts geschehen. Die Augen nimmt man allemal von den zuletzt getriebenen Zweigen, welche abgeschnitten werden, ehe sich die Knospen öffnen. Will man dann die Oculation nicht sogleich vornehmen, so schneidet man die Blätter des Zweigs bis über die Hälfte ab, und steckt ihn einige Zoll tief in frische Erde oder ins Wasser. Das Auge wird mit einem Stückchen von der umgebenden Rinde abgelöset, und zwar etwas größer, als man den Schnitt in den zu oculirenden Zweig oder Stamm machen will. Je mehr Rinde man mit dem Auge vereinigt läßt, desto sicherer wächst es. Bevor man das Auge einsetzt, muß man jedoch untersuchen, ob an dem Auge auch der Keim befindlich ist, denn ohne diesen wächst es nicht. Ein durchsichtiges Loch auf der Rinde des Auges ist das Zeichen, daß der Keim nicht daran befindlich, sondern am Holze des Zweiges sitzen geblieben ist. In der Rinde des zu oculirenden Stammes wird ein gabelförmiger Einschnitt gemacht; man hebt dabei die Rinde so weit auf, als nöthig ist, und schiebt das Auge so ein, daß es zwischen dem Einschnitte hervorsteht, bewickelt es mit Bast, und schneidet bei der Frühlingsoculation den Stamm etwa anderthalb Zoll über dem eingesetzten Auge ab, bei der Herbstoculation aber erst im Frühlinge, wenn man sieht, daß das Auge noch Leben hat, und gedeihen will. Sobald das Auge angewachsen ist, öffnet man den Verband. Eine eigene Art des Oculirens ist die, wenn man eine ganze abgestreifte Röhre von der Rinde des Oculirzweigs, woran mehrere Augen befindlich sind, auf einen gleich starken, seiner Rinde beraubten, wilden Stamm zieht. Die Oculation nichtholziger Gewächse gelingt nur selten.

Oczakow, von den Türken **Ozain Crimenda** genannt, jetzt ein russischer Ort, am Einfluß des Dnepr ins schwarze Meer. Es war unter der türkischen Herrschaft eine bedeutende Festung und hatte außerdem eine Citadelle, die mit 25 Fuß hohen Wällen umgeben war. Die Einwohner sind Tartaren. Oczakow ist in den Kriegen zwischen den Russen und Türken berühmt, aber auch sehr zerstört worden. Im J. 1737 wurde Oczakow, das von 20,000 Mann vertheidigt ward, von den Russen, die selbst bei dem Sturm 18,000 Mann verloren, genommen. Die Türken machten in demselben Jahre mit 70,000 Mann einen Versuch, es wieder zu nehmen, mußten sich aber mit einem Verlust von 20,000 Mann zurückziehn. Im J. 1738 verließen es die Russen, nachdem sie die Festungswerke niedergerissen hatten. Die Türken befestigten es 1743 aufs neue, und blieben im Besitz bis zum 17ten December 1788. Damals wurde Oczakow nach einer langen Belagerung von den Russen unter Suwarow gestürmt und im Frieden 1791 sammt der ganzen von den Türken an sie abgetretenen Landschaft zum Gouvernement Nikolaiew geschlagen.

Digitized by Google

Ode. Daß das Gedicht, welches man Ode nennt, zu derjenigen Gattung der Dichtkunst gehöre, welche die poetische Darstellung des den Dichter bewegenden Gefühls enthält, d. h. zur lyrischen, ist außer allem Zweifel. Daß es ferner der reinlyrischen Poesie, oder derjenigen Classe der lyrischen Gedichte angehöre, welche das innere Leben des Dichters, wie es sich in einzelnen Zuständen des bewegten Gefühls verkündet, am unmittelbarsten und reinsten, d. h. in seiner unmittelbaren Aeußerung in der Gegenwart ausdrücken, haben wir unter dem Artikel Lyrik angedeutet. Um nun eine noch genauere Bestimmung von der Ode zu erhalten, müssen wir auf die verschiedenen Bedeutungen Rücksicht nehmen, in welchen diese Benennung seit den Griechen gebraucht worden ist. Letztere nannten jedes lyrische Gedicht, welches sich zum Gesange eignete, mithin vorzüglich das rein lyrische Gedicht, (entgegengesetzt dem elegischen oder der Elegie), eine Ode (ᾠδή), d. i. Gesang, Lied, und umschlossen daher mit dieser Benennung auch das Lied, welches die Neueren von der Ode abgesondert haben. Wir kennen die griechischen Oden durch die Chorgesänge der griechischen Dramen, durch Pindars heroische Oden, welche die Sieger in den geheiligten Nationalspielen und Kämpfen als Söhne der Götter preisen, durch die wenigen Ueberreste der Liebessängerin Sappho, des Alcäus u. a., durch die Anakreontischen Gesänge, durch die Skolien, und durch die Nachahmungen der Römer, besonders des Horaz. Weder der Gegenstand, noch der Grad des Gefühls und der Erhebung schloß einst rein lyrisches Gedicht von diesem Namen aus. Auch die Hymnen oder Lobgesänge der Götter (die Homerischen Hymnen gehören jedoch nicht hieher, denn sie sind epischer Art), die nach den gepriesenen Gottheiten selbst verschiedene Benennungen erhielten, z. B. die Dithyramben (nach der ursprünglichen Bedeutung: Hymnen auf Bacchus) konnten dazu gerechnet werden. Die Oden der Alten unterscheiden sich von den lyrischen Gedichten der Neuern dadurch, daß sie, gemäß dem herrschenden Charakter des Alterthums (s. Antik), das Gefühl mehr durch die Gegenstände selbst schildern. Denn das Plastische, oder die Gestaltung des Innern zur äußern Anschauung, ist ein Hauptzug der griechischen Kunst; in einer bewegten Reihe klarer Bilder, in mannichfaltigen, kunstvoll verschlungenen Rhythmen sprach sich bedeutsam das Gefühl des Dichters aus. — In neuern Zeiten hat man nun die Ode von dem Liede getrennt, so daß man die Ode als diejenige Art der lyrischen Poesie betrachtet, welche die tieferen Bewegungen des Gemüths, und den Wechsel starker, erhabener Gefühle der Lust und Unlust, mit hohem Schwunge der Begeisterung verkündet. Ihre Gegenstände sind die erhabensten, von deren Größe und Macht durchdrungen, der Sänger zu erliegen scheint; aber er richtet sich auf im Gefühle seiner Kraft, und sie heben ihn himmelan. Hier offenbart sich der ganze Reichthum des Gefühls, die kühnste Kraft, das innerste Leben; das Ideal wird im Gefühl ergriffen, und durch die von demselben aufgeregte Phantasie angeschaut. Damit hängt zusammen die höchste Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit rhythmischer Bewegungen, welche sich durch kunstvolle Bildung und Verschlingung der Strophen kund thut, ferner der freieste Gedankenschwung, die Wahl der kühnsten Bilder und Sprachwendungen; — denn wie das Innere eines Kunstwerks, so muß auch das Aeußere beschaffen seyn. Das Lied dagegen nennen die Neueren dasjenige

Digitized by Google

lyrische Gedicht, welches in einem kunstlosern und einfachern Tone den sanftern Erguß des Herzens, oder das ungemischte Gefühl ausspricht. Es sind also auch hier nicht sowohl die Gegenstände, als vielmehr die Grade des Gefühls und seine Steigerung, welche das Lied von der Ode unterscheiden. Zugleich müssen wir hier noch einer dritten Bedeutung des Ausdrucks Ode gedenken, welcher von der erstern abgeleitet ist. Die Beibehaltung und der Gebrauch der von den Alten erfundenen reimlosen lyrischen Strophen (z. B. der Alcäischen Strophe, des Sapphischen Versmaßes ꝛc.) hat bei uns allen lyrischen Gedichten, welche in diesen ehemals für die Oden bestimmten, oder ähnlichen Versmaßen gedichtet werden, den Namen Ode gegeben. Daher kommt es nun, daß viele lyrische Gedichte der Alten, z. B. Gedichte des Anakreon, und viele des Horaz, ja selbst viele von Klopstock und andern deutschen Dichtern schon wegen dieser Versmaße, oder in jener ältern und weitern Bedeutung, Oden genannt werden, die wir in Rücksicht ihres Inhalts Lieder nennen würden. Eben so hat auch die Benennung Lied von den für dasselbe in neuerer Zeit beliebten und gangbaren Reimformen eine abgeleitete Bedeutung erhalten. Lieder nämlich heißen uns gewöhnlich singbare lyrische Gedichte, da wir im Gegentheile die (ungereimte) Ode selten und nur ausnahmsweise mit Musik begleiten, und zu singen pflegen: und wir nennen daher in letzterer Beziehung (d. h. in Hinsicht auf die äußere Form) manches Gedicht ein Lied, das in Rücksicht auf seinen Inhalt Ode in der neuern Bedeutung zu nennen seyn würde; z. B. Luthers Lied: eine feste Burg ist unser Gott, und viele Kirchenlieder von Klopstock, Cramer und Andern. Im Grunde lassen sich die Gränzen zwischen Ode und Lied nicht immer genau festhalten, und überall gibt es Uebergänge, da die Grade des Gefühls selbst wechselnd und unbestimmbar sind. Indessen bedürfen wir, um das weite Gebiet der lyrischen Poesie einigermaßen zu übersehen, dergleichen Classenabtheilungen und Namen, durch welche, wie bei jeder Classificirung, die möglichen Uebergänge nicht geleugnet und aufgehoben werden. — Bleiben wir daher nun bei der Ode im eigentlichen Sinne, oder in der zweiten Bedeutung etwas stehen, und entwickeln aus jenem Begriffe mehrere Eigenthümlichkeiten derselben. Im Zustande des bewegtesten Gefühls wird die dem Gefühle verwandte Phantasie mächtig angeregt; dieses bestimmt die Art, Folge und Verbindung der Gedanken. In diesem Zustande ergreift der Dichter die Gedanken, die seinem Gefühle als Ursachen oder Wirkungen, Veranlassungen oder Zeichen zunächst verwandt oder associirt sind, und ihn am meisten interessiren; das wechselnde Gefühl aber verstattet nicht eine planmäßige Folge der Bilder, durch welche der ruhige Erzähler seine Begebenheit der Einbildungskraft des Lesers und Hörers vorführt, die Gegenstände schildern sich vielmehr in dem Eindrucke auf das Gemüth des Dichters ab. Das Gefühl ist also das Bestimmte in der Ode, wie in der reinlyrischen Poesie überhaupt, und der Zusammenhang ist nur nach der Einheit des dem Gedichte zum Grunde liegenden poetischen Gemüthszustandes, und nach der Uebereinstimmung alles Einzelnen mit denselben zu beurtheilen. Die poetische Begeisterung tritt am meisten in der Ode hervor, und wird daher auch am meisten in ihr vermißt. Letzteres ist der Fall, wo der Eindruck entweder ins Schwülstige, Ueberspannte und Affectirte fällt, oder wo er zu dem Gewöhnlichen, Matten und Gemeinen herabsinkt. Ein bewegtes Gefühl erfodert große Gegen-

Digitized by Google

stände und Gedanken. Wo diese nicht vorhanden sind, persiflirt der pathetische Ausdruck die Sache. — Schwulst, Uebertreibung und Ueberspannung zeigen das fruchtlose Bestreben des Dichters, sich zu vergrößern. Wo aber die Gegenstände erhaben sind, aber das Gefühl des Dichters nicht mit ihnen gleichen Schritt hält, so daß der Ausdruck unedel und ohne idealische Erhebung ist, da fällt das Unvermögen des Dichters noch deutlicher ins Auge. Daher läßt sich auch durch Nachahmung äußerer Formen, und durch die bloße Vernachläßigung eines planmäßigen Gedankenzusammenhangs das nicht hervorbringen, was man oft die lyrische Unordnung fälschlich genannt hat: denn es ist an sich nichts Negatives, sondern vielmehr der tiefer verborgene Gefühlszusammenhang, welcher ohne Tiefe des Gefühls nicht hervorgebracht, und durch äußere Nachahmung nicht erworben werden kann. Der Ode Flug, sagt Schreiber mit Recht, ist kühn und rasch, aber nur dem blinden Auge regellos, welches die schwindelnde Bahn der Begeisterung nicht zu verfolgen vermag. Die sogenannten lyrischen Sprünge sind nichts weniger als „disjecta membra poetae." Die Ode darf daher nicht als ein Werk der kalten Reflexion und künstlicher Zusammensetzung erscheinen, auch der Dichter muß nicht scheinen, als wolle er seinem Gegenstande erst ein höheres Interesse abgewinnen, und suche sich für denselben zu begeistern; — wir müssen vielmehr in jeder echten Ode sehen, wie der Dichter von seinem Gegenstande wirklich begeistert wird. Das Gefühl entwickle sich vor dem Leser oder Hörer, steige nicht allmählig, wie im Liede, sondern rasch und feurig, bis zu einem hohen Grade, und laufe voll mannichfaltiger, kräftiger Uebergänge in die verwandten Empfindungen, durch welche zugleich die verschiedenen Seiten des besungenen Gegenstandes hervortreten, harmonisch in sich selbst zurück. Da aber das starkbewegte Gefühl nur eine flüchtige Dauer hat, so ist Kürze, Fülle und Gedrungenheit, sowohl im Ganzen als in dem einzelnen Ausdrucke, ein Haupterfoderniß der Ode, wenn sie nicht ermatten und abspannen will. Weitschweifigkeit ist ihrem Charakter ganz zuwider. Daß daher auch jene Deutlichkeit des Gedankenzusammenhangs, und jene Klarheit und Ausführung der Bilder nicht Statt finden könne, welche in andern, selbst lyrischen Gedichten, verlangt wird, liegt am Tage. Darum ist aber Dunkelheit der Rede kein positives Erfoderniß der Ode, welches der Dichter bezwecken müßte. Auch gibt es einen Grad des Affects, welcher die Besonnenheit und Herrschaft des Geistes ganz aufhebt, welche jede poetische Darstellung, ja die Bildung jedes Kunstwerks fodert: bei einem solchen Grade des Gefühls wird eine Dunkelheit erzeugt, die allem wahren Kunstgenusse widerspricht, und die Vollendung der poetischen Form unmöglich macht. Was aber die Bilder in der Ode betrifft, so ist z. B. das Gleichniß, wegen der ruhigen Reflexion, welche die Ausführung desselben verlangt, ihrem Charakter eben so widersprechend, als die Metapher und jedes flüchtige, aber starke, neue und überraschende Bild demselben vorzüglich entsprechend ist. Bouterwek setzt die Ode dem Liede, wie Idealpoesie der Naturpoesie gegenüber. „Eine Ode, sagt er, ist durchaus kein populäres Gedicht. Kühne, in das Innerste der Natur und des Geistes eingreifende Gedanken geben der Ode den höchsten lyrischen Schwung, wenn diese Gedanken, wie Anschauungen ihre Wahrheit unmittelbar in sich selbst tragen." Ob nun gleich die Ode überall die höhere geistige Cultur eines Volks, und eine Masse verbreiteter

Digitized by Google

Ideen voraussetzt, so möchten wir doch keineswegs die Anspielung auf Kenntnisse, deren Inbegriff Gelehrsamkeit heißt, zu den Vorzügen der Ode rechnen, weil dadurch die poetische Selbstständigkeit des Gedichts unfehlbar leidet. — Was ferner die verschiedenen Gegenstände der Ode anlangt, so hat man sie hiernach verschieden eingetheilt. Der höchste Gegenstand ist die Gottheit, und was als Bild derselben angesehen, oder mit religiöser Erhebung gefeiert wird. Die höchste Gattung der Ode in dieser Beziehung ist die der religiösen Ode, des Hymnus (sofern er nicht episch ist). Hieher gehören viele ebräische Psalmen voll Größe und Erhabenheit, das sogenannte Lied Mosis und der Debora (s. Hymnus); unter den griechischen einige Oden des Pindar, der Hymnus des Kleanthes und viele Chöre in den griechischen Dramen; einige Oden des Horaz, z. B. das bekannte carmen saeculare, ob es gleich mehr Politur als Schwung hat. Hieher gehören viele christliche Kirchenhymnen, z. B. des Prudentius, und viele altdeutsche Lobgesänge; unter den französischen zeichnet man in dieser Hinsicht einige Gedichte Rousseau's, wegen der edeln, würdigen und großen Gesinnungen aus, die er in einen prächtigen und feierlichen Vers kleidete; unter den Engländern Hymnen des Gray, Akenside, Thomson, Cowley und Prior; unter den Deutschen vorzüglich Hymnen von Klopstock (z. B. dem Erlöser, dem Unendlichen). Nur ist in Hinsicht der letztern Jean Pauls Bemerkung sehr wahr. „Sogar in der Lyrik wirkt es entkräftend, wenn z. B. Klopstock zum Besingen Gottes durch die Erklärungen Anstalten macht, daß er das Besingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beschreibers wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beschreibers gehoben, aber nicht sonderlich der Gegenstand, Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchsten so viel Reflexion und Blick auf sein Beschreiben." Ferner gehören noch hieher unter den frühern Gedichten viele von Denis, Kretschmann, Uz, Cramer; unter den spätern aber vorzüglich Gedichte und Lieder von Lavater, Herder, Maler Müller, Stollberg, Voß u. A. Die Hymne schließt sich durch die Dithyrambe (s. d. Art.), welche das höchste sinnliche Leben zum Gegenstande hat, an die weltliche Ode an. Zunächst der Hymne steht die heroische Ode, welche die höhere Menschheit, die Heroen oder Göttersöhne und Fürsten, das Heldenleben, den Kriegsruhm, die Geistesgröße ꝛc. besingt. Hieher gehören die meisten von Pindars Oden und einige des Horaz; hieher die Bardengesänge und Kriegslieder; viele Oden der Engländer, z. B. Drydens, Pope's, und der genannten deutschen Dichter nebst Gleim, Ramler, Schiller und Göthe. Des letztern Prometheus gibt ein Beispiel einer im Charakter einer bestimmten Person gedichteten Ode. Hieran schließt sich endlich die s. g. didactische Ode, von welcher die s. g. philosophische, und die satirische Ode Unterabtheilungen sind. Didaktisch nämlich nennt man die Ode, sofern sie zum Gegenstande hat große, das Gemüth begeisternde Wahrheiten oder die Ideale der Kunst und des Lebens, deren Begeisterung der Dichter kräftig, aber nicht in abstracto ausspricht, und zwar entweder ohne Beziehung auf seine Zeitgenossen (dann nennen wir sie philosophische Ode), und ohne im eigentlichen Sinne lehren zu wollen, oder mit strafendem und züchtigendem Ernste auf seine Zeitgenossen blickend (satirische Ode), wie z. B. Horaz im tiefer erregten Gefühle Flammenworte ausspricht, wenn die Entartung der Zeit ihn schmerzlich

Digitized by Google

anregt. Hier aber geht die Ode, indem sie lehrendes und ermahnendes Gedicht wird, leicht in kalte Reflexion und trocknes Moralisiren über, wodurch aber der beschriebene Charakter der Ode, und die poetische Selbstständigkeit verloren geht. Endlich gibt es noch eine Gattung der Ode, in welcher bedeutende Gegenstände und Ereignisse der Natur und der Geschichte, wichtige Zeitbegebenheiten (daher politische Oden), und Ereignisse aus dem Leben des Individuums in ihrer mächtigen Einwirkung auf das Gefühl dargestellt werden. Hieher gehört z. B. Klopstocks Ode auf den Zürcher See (die Frühlingsfeier, die Gestirne u. a. aber sind mehr Hymnen oder religiöse Oden); viele Oden Stollbergs auf die gegenwärtige Zeit (andere sind heroische Oden); endlich Klopstocks Genesung ꝛc. Von den zuletzt angegebenen Gegenständen aus verliert sich die Ode in die weite Fläche des Gelegenheitsgedichts. „Soll die Ode, sagt Bouterwek treffend, als Gelegenheitsgedicht ausgeführt werden, so muß der zufällige Stoff nur, wie z. B. in Pindars Preisgesängen, in die höhere und universelle Dichtung hineingezogen werden,“ ja wir möchten hinzusetzen, die Veranlassung selbst eine poetische Anregung enthalten. Gewöhnlich aber stimmt sich der Gelegenheitsdichter erst auf seinen Gegenstand, und verstimmt dadurch den Leser für denselben. „Lyrische Werke, fährt er fort, die im Odenstyl eine Person oder ein besonderes Factum besingen, wie z. B. Cramers Ode an Luther, und so manche andere Schein-Ode auf den und auf die, sind nur Lobreden und Gelegenheitsreden in poetischem Costüm. Die Literatur aller Nationen wäre vielleicht nicht so arm an Oden, die diesen Namen verdienen, wenn man nicht überall zu dem Besingen einzelner Personen und Begebenheiten die Form der Ode mißbrauchte.“ — Uebrigens sind die beiden letztern Gattungen der Ode von den Neuern vorzüglich ausgebildet worden, deren Hauptgebrechen der Uebergang in den eigentlichen Lehrton, und das Hinneigen zum Schwermüthigen, fälschlich s. g. Elegischen sind. Schon Horaz verfällt oft in den Reflexionston, und seine Bilder sind nicht selten nur kalte Erzeugnisse einer gereizten Phantasie; die neuern lateinischen Dichter, selbst der ausgezeichnete Balde (s. d. Art.), Lotichius und Johannes Secundus sind, so wie die Italiener, Nachahmer der Alten. Letztere sind sehr weitschweifig, oft schwülstig, nicht selten spielend und witzig. Unter ihnen hebt man den Chiabrera aus. Die Spanier, unter welchen man einen Garcilaso de la Vega, Quevedo, Gongara u. a. nennt, sind ihnen am ähnlichsten. Die Engländer, deren größte Odendichter wir oben nannten (Cowley, Gray, West, Akenside, Dryden, Young, Shenstone), nehmen meistens einen kräftigen Lehrton an, und haben häufig Zeitgegenstände behandelt. Die Franzosen, unter welchen Rousseau, L. Racine, Gresset, Chenier und Lebrun ausgezeichnet worden, sind äußerst declamatorisch, und strotzen, wie Bouterwek sich ausdrückt, von moralischen Sentenzen und Bildern ohne poetische Anschauung. Die Deutschen haben in dieser Gattung seit Wekherlin, Opitz, Flemming ꝛc., dem kräftigen Haller, Hagedorn, Uz, dem correcten und gewandten Ramler, Stollberg, Voß, Kosegarten, Schubert, Herder, Schiller, Arndt u. A. mannichfaltige Töne angeschlagen. Höchst eigenthümlich, voll starken Gefühls, gedankenreich und gedrängt, ist Klopstock, doch verwirrt er sich ebenfalls oft in Antithesen und harten rhetorischen Wendungen, anderntheils in die Elegie. Ihm ist der geniale Baggesen sehr verwandt. Der oben genannte Schriftsteller zeichnet unter den geschichtlich vorhandenen Gattungen nur

Digitized by Google

drei als epochemachend aus, die Pindarische, Horazische und Klopstockische. — Einige nehmen auch eine scherzende Ode an, und erinnern an einige scherzende Gedichte des Horaz, Catull, so wie an Voß's Ode an Göking. Wenn aber das Erhabene und der Erguß des tief bewegten Gemüths die Ode von dem Liede unterscheiden soll, so kann der bloße Gebrauch der Versmaße der Ode, welcher besonders die Parodie begünstigt, kein scherzendes Gedicht zur Ode machen. T.

Oder, einer von den Hauptstömen Deutschlands und der wichtigste Fluß für den preußischen Staat, indem er mit seinem ganzen schiffbaren Laufe bloß demselben angehört, entspringt westlich von Bodenstadt (einem zum Prerauer-Kreise des Markgrafthums Mähren gehörenden Städtchen), in dem Gebirge an der Gränze des Olmützer Kreises, aus mehreren Quellen. Nach einem kurzen Laufe durch Mähren und das österreichische Schlesien tritt sie bei Oderberg in das preußische Schlesien, wird darin für kleine, von Oppeln an für größere Kähne, und von Breslau an für größere Schiffe, die 8 bis 900 Centner tragen, schiffbar. Nachdem sie ganz Schlesien in seiner Länge von Süden nach Norden durchflossen hat, durchströmt sie die Provinz Brandenburg und tritt in die Provinz Pommern, wo sie bei Garz sich in zwei Hauptarme theilt, wovon der westliche seinen Namen behält, der östliche aber, die große Regelitz genannt, sich in den Dammischen See mündet, in welchen auch die Ihna fällt. Unter Stettin verliert die Oder ihren Namen. Unterhalb des Dammischen Sees ist das Papenwasser, bei dessen Ende das frische oder Stettiner Haff anfängt, welches die Flüsse Ucker und Peene aufnimmt, und durch die drei Mündungen Peene, Swine und Diwenow mit der Ostsee verbunden ist. Die vornehmsten Flüsse, welche die Oder aufnimmt, sind in Schlesien: die Oppa bei Oderberg, die Glazer Neiße bei Schurgast, die Ohlau bei Breslau, und die Bartsch bei Großglogau; und in Brandenburg der durch die Queis verstärkte Bober bei Crossen, die Lausitzer Neiße bei Neuzelle, und die durch die schiffbare Netze verstärkte Warthe bei Küstrin. Von diesen Nebenflüssen sind die Bartsch, der Bober, die Lausitzer Neiße und die Warthe schiffbar. Durch den Friedrich-Wilhelms-Graben ist die Oder mit der Spree und durch den Finowkanal mit der Havel in schiffbare Verbindung gesetzt. Die vorzüglichsten an der Oder liegenden Städte sind Oppeln, Brieg, Breslau, Großglogau, Frankfurt, Küstrin und Stettin.

Odessa, eine 1795 neuerbaute russische Stadt, an einer Bucht des schwarzen Meeres zwischen den Mündungen des Dniestrs und Dneprs, im Gouvernement Cherson, ist die wichtigste Handelsstadt des ganzen südlichen Rußlands. Es befindet sich hier ein sehr guter durch eine Citadelle gedeckter Hafen, welchen Catharina II. anlegen ließ und für einen Theil der Kriegsflotte bestimmte, auch eine Quarantaine, eine Börse, eine Bank und Schiffswerfte. Die Stadt ist durch ihre für den Handel günstige Lage, und durch die ihr ertheilten Freiheiten sehr bald gewachsen, so daß man im Jahre 1816 schon 1800 steinerne Häuser, 7 Kirchen, eine Synagoge, 250 Magazine, 30 Fabriken in Tuch, Seide, Puder und Seife, und über 35,000 Einwohner von fast allen europäischen und asiatischen Nationen zählte. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man hier ein Gymnasium, eine Töchterlehranstalt, eine Schifffahrts- und eine Handelsschule. Im

Digitized by Google

Jahr 1816 liefen 1368 Schiffe aus, und der Werth der Ausfuhr betrug 5,406,000 Rubel. Der Hafen ist für einen Freihafen erklärt.

Odeon, Odeum hieß bei den Griechen, und später auch bei den Römern ein zu poetischen und musikalischen Wettstreiten bestimmtes öffentliches Gebäude. Das erste Odeum wurde zu Athen von Perikles aufgeführt; es wurde späterhin zu Volksversammlungen und Gerichten gebraucht. In der Folge wurden noch zwei andere Odeen von Pausanias und Herodes Atticus erbauet. In verschiedenen griechischen Städten wurden sie nachgeahmt. Rom erhielt erst unter den Kaisern Odeen. Wir finden deren zwei erwähnt, von denen das eine Domitian, das andere Trajan aufführen ließ. Aber auch außer Rom erbaueten die Römer Odeen, namentlich zu Catana auf Sicilien, wovon noch Ueberbleibsel vorhanden sind. Die Odeen waren bedeckte Gebäude, in deren Innerm, den Sitzen der Zuschauer gegenüber, sich eine Bühne befand, deren drei Wände unter stumpfen Winkeln zusammenliefen. Im Ganzen scheint die Form eines Odeums und eines Theaters gleich gewesen zu seyn, nur daß die Odeen kleiner waren.

Odin, s. Nordische Mythologie.

Oedipus, der Sohn des thebanischen Königs Laïos und der Jokaste, der Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon. Ein Orakelspruch hatte dem Laïos verkündigt, daß, wenn er mit Jokaste ein Kind zeugen würde, dieses Kind einst sein Mörder seyn werde. Eingedenk dieser Weissagung ließ Laïos, als ihm ein Sohn geboren worden, demselben die Fersen durchbohren und ihn im Gebirge Cithäron aussetzen. Der damit beauftragte Sclave aber übergab das Kind einem Hirten des korinthischen Königs Polybos, und dieser brachte es dem Könige, dessen kinderlose Gemahlin Merope es aufnahm, und von seinen angeschwollenen Füßen Oedipus nannte. In Unwissenheit über seine Abkunft wuchs der Knabe am korinthischen Hofe auf und bildete sich zum Heldenjünglinge. Einst aber machte bei einem Gastmale ein berauschter Jüngling ihm den Vorwurf, er sey nicht des Königs wirklicher Sohn, und dieser Zweifel nagte fortwährend an seinem Herzen. Die befragten Pflegeältern wiesen ihn an das delphische Orakel; dieses gab ihm zur Antwort: „Vermeide die Fluren deiner Heimath, sonst wirst du deines Vaters Mörder und der Gemahl deiner Mutter werden." Da er nun Korinth für seine Heimath hielt, mied er die Gränze desselben und wanderte nach Theben in Böotien. Auf einem schmalen Wege in Phocis begegnete ihm der König Laïos, der nach Delphi reisen wollte, um das Orakel nach dem ausgesetzten Sohne zu fragen, und dessen Wagenlenker ihm trotzig gebot, auszuweichen. Oedipus weigerte sich zu gehorchen; darüber kommt es zum Kampfe, und Wagenlenker und König fallen unter seinem Schwerte. So hatte er unwissend die Hälfte des Orakels erfüllt. Nichts Böses ahnend, setzte er seinen Weg fort. In Thebens Gebiete wüthete damals die Sphinx (s. d. Art.), die ein Räthsel sang, und jeden tödtete, der es nicht zu lösen vermochte. Noch war keinem die Lösung des Räthsels gelungen; in dieser Noth wurden dem Retter von Theben der erledigte Thron und die Hand der Königin verheißen. Oedipus eilt herbei, lös't das Räthsel, befreit die Stadt und empfängt den Preis. Das Orakel war erfüllt. So schützte und ehrte Theben jetzt den Mörder des Laïos in seinen eignen Mauern, als eine Pest das Land traf,

Digitized by

von welcher das Orakel Befreiung versprach, „sobald der entfernt seyn werde, welcher den Fluch über das Land gebracht." Das zagende Volk wendet sich an seinen ehemaligen Retter, und dieser, unwissend, daß er selbst der Verbrecher sey, strebt mit rastlosem Eifer, denselben zu entdecken. Er selbst zwingt dem Seher Tiresias das unglückliche Geheimniß ab, und führt die schrecklichste aller Entdeckungen herbei: daß er des Vaters Mörder und der Mutter Gemahl sey. Fluchend dem Bette, in welchem der Gatte ihr den Gatten zeugte, der Sohn den Sohn, erhing sich die unglückliche Jokaste; Oedipus aber stach sich beide Augen aus, um seine Qual und seinen Frevel fürder nicht zu schauen. Er selbst verlangte, daß Theben ihn verstoße. Dieß geschah erst späterhin, als er in Theben zu sterben wünschte, auf seiner herrschbegierigen Söhne, Eteocles und Polynices, Verlangen. Erzürnt sprach er den Fluch über sie aus, daß einst das Schwert ihr Erbe theilen solle. Mit kindlicher Zärtlichkeit schlossen sich dagegen die beiden Töchter, Antigone und Ismene, an den blinden verwiesenen Vater an. Von der erstern geleitet, kommt er in den Flecken Colonos nach Attica, wo Theseus herrscht, und ruht im Haine der Eumeniden, den kein sterblicher Fuß betreten darf. Er versöhnt die furchtbaren Göttinnen; das Volk und Theseus selbst nehmen ihn in Schutz. Inzwischen hatte der pythische Apoll verkündet, glücklich und unüberwindlich werde das Land seyn, das unbekannt seine Asche verberge. Daher bemühte man sich jetzt, jedoch vergebens, ihn nach Theben zurückzuführen. Durch nahe Todesahnung getrieben, suchte er bald darauf, von Theseus allein begleitet, sein Grab. Die Götter waren ihm versöhnt; sein Tod war der Tod der leidenden Unschuld. Ueber seinen Begräbnißort waren schon die Alten nicht einig. — Die Geschichte des Oedipus ist als ein wahrhaft tragischer Stoff vielfach für die Bühne bearbeitet worden. Der Oedipus des Aeschylus und Euripides ist verloren gegangen; vom Sophocles dagegen haben sich noch zwei Stücke erhalten, welche die Fabel des Oedipus behandeln: Oedipus der König und Oedipus auf Colonos. Auch Seneca hat die nämliche Mythe bearbeitet.

Odoaker, ein Heruler oder Rugier, merkwürdig durch die Vernichtung des abendländischen römischen Reichs. S. Occidentalisches Kaiserthum.

Odonnel (Don Joseph), Graf von Abisval, ein ausgezeichneter spanischer General, von irländischer Abkunft, geboren in Andalusien gegen 1770, trat mit dem funfzehnten Jahre in die königlichen Garden, diente im Heere von Navarra unter dem Prinzen von Castelfranco im J. 1795 gegen die Franzosen und zeichnete sich durch Muth und Talente aus. Bei dem Angriff Napoleons auf Spanien war er Major eines Infanterieregiments; im J. 1813 ward er bei Eröffnung des Feldzugs Brigadegeneral. Sein Armeecorps, welches die Reserve von Andalusien bildete, machte in Verbindung mit den Divisionen der Generale Hispana und Murtillo eine Bewegung gegen Castilien. Den 28sten Juni nahm er das Fort von Poncorbo mit Sturm, wodurch er zum Erfolg des Feldzugs wesentlich beitrug, indem dadurch eine Verbindung zwischen Vitoria und Burgos hergestellt wurde. Im Julius wirkte er zur Befreiung von Saragossa mit und trieb darauf die Franzosen bei Gerona und im Thale von Aran zurück. Zur Belohnung seiner Tapferkeit erhielt er den Titel eines Grafen von Abisval. Im J. 1814 hatten ihn die Cortes ins Gefängniß setzen lassen

Digitized by Google

und nachher wegen einer gegen sie gerichteten Schrift verbannt. Ferdinand VII. rief ihn aber zurück und übergab ihm 1815 das Commando der spanischen Armee, die gegen Napoleon und dessen Anhänger bestimmt war, aber schon im J. 1816 wieder aufgelös't wurde.

Odyssee, s. Homer.

Odysseus, s. Ulysses.

Ofen, ungarisch Buda, jetzt die Hauptstadt Ungarns, in der Pesther Gespannschaft, an dem westlichen Ufer der Donau gelegen. Sie besteht aus der obern Stadt, welche stark befestigt ist, und nebst dem Schlosse auf einem felsigen Berge liegt; der Wasserstadt, die am Fuße des Berges sehr schön erbaut ist, und aus welcher man mittelst einer auf 46 Pontons ruhenden und mit ihren stehenden Landjochen 1500 Schritte langen Schiffbrücke über die Donau in die Stadt Pesth kommt, und aus dem Neustifte, in welchem die 52 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule zu bemerken ist; und der Raitzenstadt, welche fast ganz von Raitzen bewohnt wird, da hingegen in den übrigen Theilen sowohl Ungarn, als Deutsche ansässig sind. In dieser Raitzenstadt hat ein nicht unirter Bischof seinen Sitz. Auch sind darin berühmte warme Bäder, welche in Hautkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen u. s. w. von guter Wirkung sind. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner beläuft sich auf 22,500, ohne den Hofstaat des Palatinus, den dazu gehörigen zahlreichen Adel, Beamten, Militär und Geistlichen. Die Zahl der Häuser beträgt 2900. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das prächtige königliche Schloß, wo die Reichskrone verwahrt wird, das Zeughaus, die Stückgießerei, die wichtige Druckerei und Schriftgießerei der Pesther Universität mit dem Verlage der Normalschulbücher für ganz Ungarn und die neue zur Pesther Universität gehörige Sternwarte auf dem Blocksberge. Ofen ist der Sitz des Palatinus, der königlichen Statthalterei und anderer Landescollegien. Der Weinhandel macht ein Hauptgeschäft der Einwohner aus, außerdem noch einige Industrie in Seide, Leder, Taback, Kupfer- und Eisenwaaren. Das Schloß dieser Stadt wählte König Ludwig I. zu seiner Residenz, und König Matthias I. legte daselbst eine berühmte Bibliothek an, welche aber nach der türkischen Eroberung 1526 vernichtet wurde. Damals wurde sie von den Türken bald wieder verlassen; allein 1530 fiel sie denselben aufs neue in die Hände, und konnte ihnen, ungeachtet der wiederholten Belagerungen, nicht eher entrissen werden, als im Jahr 1686, wo sie von den kaiserlichen, in Verbindung mit bayerischen und brandenburgischen Truppen, unter dem Herzoge von Lothringen mit Sturm erobert wurde. In dieser Belagerung wurde das Schloß zerstört und blieb in diesem Zustande, bis Maria Theresia es herzustellen befahl, und der neuen Universität einräumte. Diese wurde 1777 von Tyrnau nach Ofen verlegt, und mit trefflichen Anstalten versehen. Die Güter und Einkünfte des Jesuitenordens in Ungarn wurden zur Unterhaltung der Universität bestimmt. Am 25sten Juni 1780 wurde sie mit großer Feierlichkeit eingeweiht, in der Folge aber nach Pesth verlegt. Auf dem der Stadt gehörigen Weinlande werden jährlich an 237,000 Eimer rother Wein gewonnen, wovon ein großer Theil ausgeführt wird. In dem nahe bei der Stadt liegenden Marktflecken Alt-Ofen sind sehenswerthe Ruinen römischer unterirdischer Schwitzbäder, eine kaiserliche Montur-Oeconomie-Commission und eine große Seidenspinnerei.

Digitized by Google

Ofen ist eine Vorrichtung entweder zum Kochen, Braten, und Backen, oder zum Heizen. Die erstere Erfindung verliert sich in das höchste Alterthum; auf die Erfindung des Heizofens wurde der Mensch, als er sich unter den kältern Himmelsstrichen auszubreiten und anzusiedeln anfing, durch das Bedürfniß geführt. Daß die Griechen und Römer noch keine Stubenöfen kannten, ist wohl ausgemacht. Zu Seneca's Zeiten heizte man die Zimmer dadurch, daß man, wie in den Bädern, eine unterirdische Kammer anlegte, sie mit Kohlen füllte und die Wärme davon in einem Zimmer sammelte, aus welchem man sie durch die an den Wänden herumgehenden Canäle oder Röhren, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte, in die andern Zimmer des Hauses leitete. Dieses soll schon zu Augusts Zeiten geschehen seyn, wo man bereits verschlossene Fenster hatte. Die jetzigen Stubenöfen sollen im nördlichen Deutschland erfunden worden seyn. So lange in Deutschland Ueberfluß an Holz war, dachte man nicht eben darauf, sie öconomischer und holzersparender einzurichten. Um so mehr Versuche hat man darin, und nicht ohne bedeutenden Erfolg, in den neuern Zeiten gemacht.

Offenbach, eine offene, wohlgebaute großherzoglich hessische Stadt in der Landesherrschaft Isenburg-Birstein, zur Provinz Starkenburg gehörig, am südlichen Ufer des Mains, mit einem schönen Schlosse, 850 Häusern und 8000 Einwohnern. Deutsche und französische Reformirte, und seit 1740 auch die Lutheraner haben hier eigne Kirchen. Die hiesigen Manufacturen von Schnupf- und Rauchtabak, Seidenzeugen, Strümpfen und Bändern, Hüten, Fayence, Tabaksdosen, Wachslichtern, Wachstuch, Bijouteriearbeiten u. s. w. sind von Bedeutung, so wie auch die Handlung, welche durch die Nähe von Frankfurt Leben erhält. Täglich geht von hier ein Marktschiff nach Frankfurt.

Offenbarung ist nach dem biblisch-kirchlichen Lehrbegriffe 1. active (in Beziehung auf das sich offenbarende Wesen), derjenige freie Act der Gottheit, durch den sie den Menschen einen, ihren Bedürfnissen angemessenen, Religionsunterricht ertheilt; 2. passive (in Beziehung auf die Menschen, welche die Offenbarung erhalten), eine von der Gottheit empfangene Belehrung über die Wahrheiten der Religion. Diese Wirksamkeit Gottes kann als eine mittelbare oder unmittelbare gedacht werden. Die mittelbare oder allgemeine Offenbarung ist der Inbegriff aller derjenigen Anstalten Gottes, wodurch ein Mensch veranlaßt werden kann, sich vermittelst seines Verstandes Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erwerben. Die Natur, die Geschichte und das eigne Herz des Menschen, werden in diesem Sinne Quellen der Offenbarung Gottes für den, der sie mit Nachdenken betrachtet und die sogenannte natürliche oder Vernunftreligion gründet ihre Lehren auf Abstractionen und Schlüsse aus der Beschaffenheit dieser, allen vor Augen stehenden, und an alle Zeiten und Völker sprechenden Zeugnissen des göttlichen Wollens und Wirkens. Doch viel älter, als diese schon einen gewissen Grad von Bildung voraussetzende Gotteserkenntniß durch die reflectirende Vernunft, ist der Glaube an eine unmittelbare und besondere Offenbarung der Gottheit an die Menschen durch Worte und Werke. Alle Völker des Alterthums führen den Ursprung ihrer Religion, ja ihrer gesammten Cultur, auf einen Unterricht zurück, den ihre Vorfahren von höheren Wesen grade so erhielten, wie

Digitized by Google

ein Kind den Unterricht seines Vaters; und wer überhaupt zugibt, der Mensch bedürfe der Erziehung, der wird dieser Tradition die Wahrheit nicht absprechen. So wenig als ein Kind ohne alle fremde Nachhülfe in den Besitz der Kenntnisse und Einsichten gelangt, auf welche es als Mann fortbaut, eben so wenig konnte das Menschengeschlecht in seiner Kindheit die, wenn auch noch so rohen, Anfänge der Kunst und des Wissens ohne Anleitung finden; und sey immerhin diese Anleitung in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die das sinnliche Wohlseyn betreffen, dem Bedürfnisse und Nachahmungstriebe der Urmenschen durch Gegenstände und Erscheinungen der äußern Natur gegeben worden, — vermochte denn diese Natur auch ihre sittlichen Kräfte in Bewegung zu setzen und ihnen Aussichten in die übersinnliche Welt zu öffnen? Dem gemeinen Verstande, der nur aus sinnlicher Erfahrung erkennt, ist die Welt ein Räthsel; das Wort dieses Räthsels, die Kunde von Gott und seinem Verhältnisse zu der Welt, konnte nur Gott selbst geben. Was selbst Menschen davon wissen, das hat er ihnen selbst durch unmittelbare, mündliche Offenbarungen mitgetheilt, ohne die sie weder so früh, noch so sicher zu dieser Kunde gelangt wären. Gott aber nahm bei seinen Offenbarungen Rücksicht auf die Fassungskräfte der Menschen, nach deren allmäliger Entwickelung sich drei Zeitalter der Offenbarung oder Perioden (Cursus) der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts unterscheiden lassen. Die frühesten Offenbarungen, im patriarchalischen Zeitalter, sind den Stammältern aller Völker gemein, und ihre Strahlen leuchten durch die Dämmerung aller uns bekannten heidnischen Mythen hervor, die bei näherer Betrachtung, als mehr oder weniger wunderlich ausgesponnene Phantasien über die einfachen Religionsbegriffe der Urwelt erscheinen, und, was die heilige Schrift sagt, bestätigen: „daß Gott sich nirgend unbezeugt gelassen habe.“ Rein erhalten, und nach und nach vervollständigt wurden diese ältesten Vorbegriffe, im Mosaischen Zeitalter, durch fortgesetzte Offenbarungen Gottes an einzelne Auserlesene, die uns die Bibel als Propheten des Israelitischen Volks von Moses bis Maleachi kennen lehrt. Vollendet hat Gott seine Offenbarungen endlich durch Christum, dessen Religion für alle Völker bestimmt, und das letzte (s. d. Art. Inspiration), vollkommenste, bis zum Ende der irdischen Dinge ausreichende Wort Gottes an die Menschen ist. So hat die Offenbarung das Menschengeschlecht von seiner Kindheit an bis zum Mannesalter auferzogen und unterrichtet, und nun, seit 18 Jahrhunderten aus dieser Schule entlassen, soll es im Lichte dieser empfangenen Belehrungen nur dahin arbeiten, daß solches Licht allen Einzelnen kund, klar und heilsam werde. Die Bestätigung dieses in der Bibel ausgesprochnen und durchgeführten göttlichen Planes der Menschenerziehung durch die Offenbarung lesen wir auf den Blättern der Weltgeschichte, wenn wir anders den Geist, der in ihr waltet, verstehen. Sie beweis't die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes an das Menschengeschlecht, indem sie die Wirklichkeit dieser Thatsache darstellt, eben so wie die Welt selbst für die Möglichkeit des Wunders ihrer Entstehung durch den Willen Gottes keinen andern Erfahrungsbeweis hat, als die Thatsache ihrer Existenz. Weil es sich aber hier von Beziehungen des Unendlichen zum Endlichen handelt, so wird der gemeine Menschenverstand, für den Ersteres gar nicht da ist, niemals aufhören, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Got-

Digitized by Google

tes in Zweifel zu ziehen, zumal da diese außer den Religionswahrheiten, die die Vernunft durch eigne Thätigkeit finden könnte, auch noch geheimnißvolle Lehren (Mysterien) verkündigt, welche der Vernunft zwar nicht widersprechend, aber doch unbegreiflich, und daher von denjenigen, welche mit ihrer Vernunft, wie unentwickelt sie noch immer sey, das Gebiet alles wirklichen Seyns im Himmel und auf Erden ausmessen, mithin auch nichts Neues mehr erfahren zu können glauben, kurz weg verworfen worden sind. Gleichwohl haben gerade diese theoretisch-unbegreiflichen Religionslehren von ihrer practischen Seite so viel Gewicht für das menschliche Herz, daß sie dasselbe trotz den nachdrücklichsten Warnungen und Befehdungen einer das Maß der Menschheit überschreitenden Zeitphilosophie festhält. Denn nicht nur den Einfältigen im Volke, sondern auch Männern von der umfassendsten Geistesbildung ist es, nach ihrem eignen Geständnisse, erfreulich zu wissen, daß Gott sich als Vater, der alles geschaffen und sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, als Sohn, der Mensch geworden ist, um die Welt vom Bösen zu befreien, und als heiliger Geist, der sie durch immerwährendes Lehren, Ermahnen und Trösten im Guten erhalten will, geoffenbaret, und durch solche Herablassung zu den Bedürfnissen der verirrten Menschheit denen, die sich bessern, die Zuversicht ihrer Versöhnung mit ihm, der Vergebung ihrer Sünden und einer himmlischen Unterstützung zu allem Guten eingeflößt hat. Sie überzeugen sich, diese Offenbarung könne Gottes eben so wenig unwürdig seyn, als eines Familienvaters die Weisheit, mit welcher er sich seinen Kindern immer von der Seite zu zeigen sucht, die ihren Fassungskräften, Bedürfnissen und den Zwecken ihrer Erziehung die angemessenste ist. Denn weil Gott den Menschen mit moralischer Freiheit, d. h. so geschaffen hat, daß er nicht nur das Gute wählen, sondern auch irren und Fehler begehen kann, so erfodert die Bestimmung zur Tugend und Gottähnlichkeit, die der Mensch dennoch erreichen soll, Veranstaltungen zu einer außerordentlichen, in der bekannten Natur der Dinge nicht gegründeten Nachhülfe, wie sie durch jene unmittelbaren göttlichen Offenbarungen an das Menschengeschlecht getroffen worden sind. Je mehr nun dieser, durch die Demonstrationen der Skepsis und Kritik des 18ten Jahrhunderts verdächtig gemachte Offenbarungsglaube gegenwärtig wieder überhand nehmen will, desto größer wird die Verlegenheit der Naturalisten, die ihn in der Theorie schon völlig verdrängt zu haben meinten, da sie sich einerseits durch die Erfahrung überführt sehen, wie wenig ein der göttlichen Autorität ermangelndes Religionssystem aus bloßer Vernunft zulänglich und geeignet sey, in das Leben der Völker einzutreten, andrerseits aber der Rüge einer zu wenig erkannten, argen Selbsttäuschung, in der sie Empfangenes für Erfundenes ausgeben, nicht mehr entgehen können. Denn daß sie die Religionswahrheiten, die sie für Producte der bloßen Vernunft erklären, anders woher hätten, als aus den Lehren der göttlichen Offenbarung, unter deren Einflusse sie und ihre Vorgänger auferzogen und gebildet worden sind, werden sie nicht eher beweisen können, als bis sie einen Menschen ausfindig machen, der ohne jemals unter Offenbarungsgläubigen gelebt, ohne ein biblisches, oder von einem, mit der geoffenbarten Religion bekannten Verfasser geschriebenes Buch gelesen, oder überhaupt irgend einigen Unterricht in einer positiven Religion genossen zu haben, nur durch Naturbetrachtung und eigne Vernunftthätigkeit zur Erkenntniß der Sätze gelangt sey, welche die sogenannte natürliche Religion ausmachen. Bis

Digitized by Google

ein solcher, von aller übernatürlichen, göttlichen Belehrung unabhängiger Repräsentant der vergötterten Vernunft auftritt, wird die Offenbarung des lebendigen Gottes die Lehrerin der Menschen und die Stütze des Glaubens der Millionen bleiben, die sich zu ihr bekennen. Um über die Art und Weise, wie sie an die Urväter und Propheten ergangen sey, zuverlässige Auskunft zu geben, müßte man selbst zu diesen Vertrauten Gottes gehören. Seit es keine dergleichen Eingeweihte mehr gibt, ist weder ein näherer Aufschluß hierüber, noch eine weitere Vervollkommnung der geoffenbarten Religion selbst denkbar. Vervollkommnen soll und kann sich aber immerwährend das Verständniß der Offenbarung und ihre Anwendung im Cultus und im sittlichen Leben. Denn hat auch der Mensch sich die Religion nicht selbst gegeben, so liegen doch in seinem Gemüthe alle Keime der wahren Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, und die Offenbarung zeigt und enthüllt ihm nur, was er unbewußt in sich trägt. Je besser er dies Zeigen und Enthüllen des göttlichen Erziehers wahrnimmt und verstehen lernt, desto deutlicher und lebendiger wird er Gottes und seiner Beziehung zu der Welt inne; daher denn die Einbildung, als habe er selbst gefunden, was ihm gelehrt worden ist, wohl möglich und verzeihlich, aber von dem Versuche, die Perfectibilität der geoffenbarten Religion durch die Vernunft zu erweisen, kein andres Resultat zu erwarten war, als was sich von selbst versteht, daß nämlich unsre Erkenntniß und Ausübung dieser Religion und der aus ihren Quellen abstrahirte kirchliche Lehrbegriff einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey. E.

Offenbarung Johannis, s. Johannes.

Offensiv. Ueberhaupt alles, was auf einen Angriff abzweckt, diesen zum Gegenstande hat; so spricht man von Offensivoperationen, Offensivallianzen, (Bündnisse, welche den Angriff eines bestimmten Feindes zum Gegenstande haben) Offensivkriegen u. s. w. (Vergl. Allianz).

Oeffentliche Meinung ist die zu einer gewissen Zeit in dem größern und gebildetern Theile des Publikums herrschende Ansicht von den gesammten Angelegenheiten der Menschheit, insonderheit den bürgerlichen und kirchlichen. Da nämlich Staat und Kirche die beiden Gesellschaften sind, welche nicht nur den größten Umfang haben, sondern auch die höchsten Zwecke der Menschheit umschließen, so bildet sich in denselben nach und nach eine Mehreren gemeinschaftliche Ansicht sowohl von jenen Zwecken selbst als von den besten Mitteln, sie zu verwirklichen, und diese Ansicht verbreitet sich mit der steigenden Cultur und mit der Vervielfachung der Berührungspunkte und Mittheilungsmittel immer mehr, so daß sie den Charakter einer öffentlichen Meinung annimmt und dadurch zu einer wirklichen Autorität in menschlichen Angelegenheiten wird. Die Macht dieser Autorität ist zwar eigentlich unsichtbar, weil sie geistig ist; aber sie ist ebendarum auch desto wirksamer und kann sogar unwiderstehlich werden. Im Zeitalter der Reformation war es öffentliche Meinung, daß die Kirche an Haupt und Gliedern verdorben sey und einer radikalen Verbesserung bedürfe. Und darum gelang auch das Werk der Reformation troz dem Widerstande des Oberhauptes der Kirche und seiner Trabanten. In unsern Zeiten ist es öffentliche Meinung, daß die Staaten einer freien oder stellvertretenden Verfassung bedürfen, wodurch die Gewalt der Herrscher in gesetzliche Schran-

Digitized by Google

ken eingeschlossen werde. Darum sehen wir auch einen Staat nach dem andern eine solche Verfassung annehmen, troz dem Widerstande von Seiten einzelner Regenten und ihrer Minister. Denn da es zu gleicher Zeit auch andre Regenten und Minister giebt, welche selbst der öffentlichen Meinung in diesem Punkte durch Wort und That huldigen, so bekommt ebendadurch jene Meinung ein neues Gewicht und wird so übermächtig, daß auch die bisher Widerstrebenden ihr endlich folgen müssen. Durch merkwürdige Erklärungen mehrerer Regierungen ist die öffentliche Meinung als eine wirkliche Autorität offiziell anerkannt worden; und diese Autorität muß auch die Verfassung kräftiger schützen als jede andre, weil jede andre doch nur ihre innere Kraft von der öffentlichen Meinung entlehnen könnte. Denn wenn die Bundesversammlung in Frankfurt die Befugniß erhalten sollte, die neuen ständischen Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten zu garantiren, so kann dieß nur in Folge der öffentlichen Meinung von dem Bedürfnisse solcher Verfassungen und von der Nothwendigkeit, sie auch äußerlich möglichst sicher zu stellen, geschehen. Ohne diese Meinung würde auch die Garantie der Bundesversammlung ganz ohnmächtig und also überflüssig seyn. — Was das Organ der öffentlichen Meinung anlangt, so ist dieß jezt allerdings die Buchdruckerpresse, weil durch diese allein der schnellste Gedankenverkehr im Großen vermittelt wird. Indessen würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß es vor Erfindung dieses künstlichen Organs gar keine öffentliche Meinung gegeben hätte. Denn dieses Organ bezieht sich auf ein andres, die Schrift, und dieses wieder auf die Rede, welche eigentlich das ursprüngliche und natürliche Organ aller Meinungen, also auch der öffentlichen ist. Daher hatten auch Griechen und Römer und die gebildeten Völker des Mittelalters ihre öffentliche Meinung; aber sie war nur nicht so verbreitet, nicht so entwickelt und ausgebildet, wie sie es jezo mittels der Presse ist. Dieß ist auch der Grund, warum despotische Fürsten, welche sich vor der Macht der öffentlichen Meinung fürchten, wie Napoleon und Konsorten, nichts Angelegentlicheres gehabt, als die Buchdruckerpresse in möglichst engen Schranken zu halten. Und dennoch bedienten sie sich derselben als eines Mittels, die öffentliche Meinung zu bearbeiten und für sich selbst zu gewinnen. Ein thöriges Bestreben! Denn da die öffentliche Meinung nur aus einem freien Gedankenverkehr hervorgeht und dieser Verkehr ihr wahres Lebensprinzip ist, so muß sie jeden verdammen, der dieses Prinzip antastet und seine individuale Meinung mit Gewalt zur öffentlichen erheben will. Darum hat auch die öffentliche Meinung, wo es dergleichen nur immer gegeben, von jeher die Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben in Anspruch genommen; und es kann ebendarum gar nicht fehlen, daß nicht durch die bloße Macht der öffentlichen Meinung nach und nach die Buchdruckerpresse in ganz Europa eben so frei und noch freier werden sollte, als in England. Hier hat sich, bis jezt wenigstens, die öffentliche Meinung eben durch die Preßfreiheit am kräftigsten entfaltet und ausgesprochen. Und da auch in diesem Lande die öffentliche Meinung eine Verbesserung der Verfassung in Bezug auf die Volksvertretung im Unterhause immer lauter und dringender fodert, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß die Regierung endlich dieser Foderung wird nachgeben müssen, wie sehr sich auch die Minister dagegen sträuben mögen. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß die öffentliche Meinung allmächtig sey und daher zulezt jeder unter-

Digitized by Google

liegen müsse, der es wagt, sich mit ihr in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. D.

Oeffentlichkeit. Die Oeffentlichkeit ist eine der ersten Bedingungen einer wohleingerichteten Staatsgesellschaft. Das was alle Actionärs der Gesellschaft betrifft, müssen alle Actionärs auch wissen, insofern die Kenntniß desselben ihres Amtes ist. Aber eben die wichtigsten Angelegenheiten sind ihres Amtes, nämlich die, welche den Geldhaushalt der Gesellschaft betreffen. Jeder will gern wissen, wo das Geld bleibt, so er in Staatssteuern gibt, und wie es verwendet wird. Was die diplomatischen Geheimnisse der Minister betrift, die mögen sie immer für sich behalten, damit sie durch deren Bekanntmachung nicht in unangenehme Spannungen mit befreundeten Mächten kommen. Gewöhnlich werden diese den Deputirten des Volks erst dann vorgelegt, wenn die Verhandlungen geendet sind; und eine besondere Commission untersucht die darauf Bezug habenden Papiere, ohne sie indeß durch den Druck bekannt zu machen. — Die Oeffentlichkeit betrift daher nur die Angelegenheiten der Gesellschaft, nie aber die Angelegenheiten von Privatpersonen, die Fälle ausgenommen, wo diese die Gesellschaft interessiren, oder wo Privatpersonen bei ihren Streitigkeiten sich auf das Urtheil der Gesellschaft oder das der öffenlichen Meinung beziehen. (S. die Art. Preßfreiheit und Staatsverfassung). Seit der Erfindung der Druckerey der Zeitungen und der Posten, hat die Oeffentlichkeit einen ganz andern Charakter angenommen als sie in den Staaten der Alten hatte, und indem die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden, ist sie zugleich besser geworden; überall strebt sie jetzt als eine Macht in gesetzlicher Weise in den Staatshaushalt einzugehen, und sie sucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Preßfreiheit. Sie wird sich nicht eher in ihrem Streben beruhigen, bis sie sie gefunden, da sie so stark geworden, daß sie wohl geneigt seyn dürfte, sich ihre Rechte zu nehmen, wenn man geneigt seyn sollte, sie ihr zu versagen. Bg.

Offertorium heißt in der römischen Kirche derjenige Gesang, welcher während der Messe, wenn das Volk zum Opfer geht, angestimmt, oder auf der Orgel gespielt wird. — Dann auch das Opfergeld, das den Kirchendienern auf den Altar gelegt, — geopfert wird.

Official heißt der Vicarius eines Bischofs in weltlichen Gerichtsangelegenheiten (z. B. Ehesachen); dagegen der Vicarius desselben in geistlichen und Kirchensachen den Titel Weihbischof zu führen pflegt. Das Officialat ist daher das bischöfliche Gericht, hauptsächlich in weltlichen peinlichen Fällen, wo ein solcher Official an des Bischofs Statt den Vorsitz hat, und Recht spricht.

Officinell, (von Officin, Werkstätte, auch Apotheke) was theils als einfaches, theils als zubereitetes oder zusammengesetztes Arzneimittel in den Apotheken nach der Bestimmung der Landespharmakopöe vorräthig gehalten werden muß. H.

Ofterdingen (Heinrich von), oder Afferdingen, Efferdingen, mit dem Beinamen der Ehrenhafte, einer der berühmtesten Minnesänger aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte (dem schwäbischen Zeitalter), von dessen Lebensumständen jedoch wenig bekannt ist. Seine Jugend, heißt es, brachte er in Oesterreich an dem Hofe des Herzogs Leopold VII. zu. Hier bildete er sich zum Dichter, unternahm von Zeit zu Zeit Reisen und verbreitete allenthalben den

Digitized by Google

Ruhm seines Fürsten. Ein Gleiches that er auch an dem Hofe des Landgrafen Herrmann von Thüringen, wo er in einem öffentlichen Wettstreite mit Wolfram von Eschenbach, wovon der Krieg auf der Wartburg Kunde gibt, den Lobpreisern Herrmanns das Lob Leopolds entgegensetzte. Erbittert versuchten seine Gegner allerlei Mittel, ihn bei dem Landgrafen in Ungnade zu bringen und vom Hofe zu entfernen. Endlich wurde auf des Landgrafen Veranlassung Klingsohr aus Ungarn, ein hochberühmter Sänger damaliger Zeit, herbeigerufen, um den Streit als Schiedsrichter zu entscheiden; der Ausspruch desselben war für Osterdingen. Wir haben von Osterdingens Poesie nichts übrig, als einige Stellen des Krieges auf der Wartburg in der Manessischen Sammlung. Auch gehörte ihm ein Theil des Heldenbuches. Daß er der Verfasser des Heldenbuchs oder des Nibelungenliedes sey, wird eben so sehr bestritten als behauptet. Letzteres von A. W. Schlegel und v. d. Hagen. Novalis hat seinen Namen an die Spitze eines schönen Romans gestellt.

Ogyges, Ogygus, wird als der älteste Beherrscher von Attika genannt, welches zu seiner Zeit noch Akta geheißen haben soll, ungefähr 1700 vor Chr. Die Athener hielten ihn für eingeboren. Nach andern Sagen war er Beherrscher der Hektenen, der ältesten Bewohner des Landes, welches späterhin von den Böotiern Böotia, früher von jenem Ogygia geheißen haben soll, und selbst die Erbauung Thebens ward ihm zugeschrieben, und ein Thor desselben von ihm benannt. Doch ward auch letzteres von einer Tochter des Amphion und der Niobe, Ogygia genannt, hergeleitet. Unter der Regierung des Ogyges ereignete sich die berühmte Ueberschwemmung (Ogygische Fluth), welche ganz Attika verwüstete, nach Larcher 1759 vor Chr. Eine neuere Vermuthung ist, daß unter einem ägyptischen Könige Ogyges eine Priestercolonie nach Böotien gekommen sey und sich von da über Attika verbreitet habe. Endlich wird auch die Insel der Calypso (s. dies. Art.) Ogygia genannt.

Ohio, der schöne Fluß, die wichtigste Stromfahrt für den Handel der vereinigten Staaten, gehört zum östlichen Stromgebiete des Missisippi. Zwei Flüsse, der Monongahela und der Alleghany, erhalten da wo sie sich, südlich vom Eriesee, bei Pittsburg (Stadt in Pensylvanien, vielleicht bald Nordamerikas Birmingham) 40° 31′ B. vereinigen, den Namen Ohio. Er strömt südwestlich, nimmt über 40 Flüsse auf, darunter mehrere schiffbare, z. B. nördlich den Miami, Wabasch, Scioto u. a., südlich den Kentucky, den Cumberlandfluß, den New-River und den Tenessee, und mündet sich nach einem Laufe von 200 geogr. Meilen 1000 Ellen breit in den Missisippi aus. An seinen Ufern werden, nach Bristeb, auf mehreren Werften jährlich eine große Zahl Schiffe bis von 400 Tonnen Last gebaut, welche die Erzeugnisse der nordwestlichen Provinzen 2400 engl. M. weit bis nach Neu-Orleans führen, wo sie Zucker, Baumwolle, Taback u. s. w. für die atlantischen Häfen der vereinigten Staaten laden. Stromaufwärts gehen jetzt Dampfschiffe. Der Ohiostaat, am nordwestlichen Ufer des Ohio, ein fruchtbares, von großen Waldungen (Fichten, Eichen, Ahorn und dem prächtigen Sykomore) überschattetes Land unter sehr gesundem Himmelsstrich, das seit 30 Jahren europäische Ansiedler angebaut haben, ward im J. 1802, als ein selbstständiger Freistaat, in den Bund der vereinigten Staaten aufgenommen. Er grenzt an die Staaten Indiana, Tenessee, Ken-

Digitized by Google

tucky und an die Western Territories. Sein Areal beträgt über 3000 deutsche Q. M. (nach Bristed 45000 engl. Q. M. mit 394,752 Einwohnern im J. 1817). Die Bevölkerung hat hier binnen zehn Jahren um 180 auf 100 zugenommen. Unter 24 Ortschaften sind zu bemerken: die Hauptstadt Chilicothe, und die größte, Cincinnati, am Ohio, mit 2600 Einwohnern. Letztere hat eine öffentliche Bibliothek, eine literarische Gesellschaft und Buchhandel. In diesem Staate, dessen Verfassung Melish (in s. Travels through the United States. Philad. 1815) für die beste aller übrigen nordamerikanischen Freistaaten hält, ist die Negersclaverei streng verboten.

K.

Oehlenschläger (Adam), Professor der Aesthetik zu Kiel, (seit 1815) Ritter vom Danebrog, einer der genialsten dramatischen Dichter der gegenwärtigen Zeit. Er gehört seinem Vaterlande nach Dänemark zu, das er, wie überhaupt den skandinavischen Norden, durch poetische Bearbeitung der daselbst einheimischen Sagen und Geschichten verherrlicht. Deutschland eignet sich ihn wegen seiner geistigen Ausbildung zu, und weil er in deutscher Sprache die schönsten seiner Werke gedichtet. Die Verwandtschaft beider Länder und ihres Geistes hat er von neuem als Dichter bestätigt. Er soll früher Schauspieler in Copenhagen gewesen seyn. Auf Kosten der Regierung reisete er mehrere Jahre in Deutschland (ungefähr im J. 1804, Italien (Bruchstücke einer Reisebeschreibung findet man im Morgenblatte) und Frankreich, übernahm darauf die Theaterdirection in Copenhagen, und wurde dann nach Kiel versetzt. In Deutschland wurde er zuerst bekannt durch sein dramatisches Mährchen Aladdin oder die Wunderlampe (Amsterdam 1808). Noch berühmter aber sind seine ernsten Dramen Palnatoke, der kräftige Hakon Jarl (Tübingen 1809 8.), das wunderzarte Liebesdrama Axel und Walburg, und der sinnige Correggio. Die letztern sind auch auf den größern deutschen Bühnen mit mehr oder minder Glück dargestellt worden. Außerdem hat er noch viele Dramen und Opern in dänischer Sprache geschrieben. Seine neueste Oper ist die Ludlamshöhle, deren Süjet eine weiße Frau, eine Art von gutem Geiste in Schottland ist. Sie ist componirt von Weiße, und scheint nicht den Beifall seiner frühern Producte gehabt zu haben, welches auch die Veranlassung zu einer literarischen Fehde zwischen ihm und Baggesen geworden ist.

T.

Ohmacht (Landolin), einer der vorzüglichsten deutschen Bildhauer unserer Zeit, ist um das Jahr 1768 in der ehemaligen Reichsstadt Rothweil geboren und offenbarte schon früh sein Bildnertalent. Er trat bei einem Heiligenschnitzer in die Lehre, hatte nach und nach noch verschiedene andre Lehrmeister, die er bald sämmtlich übertraf, und genoß endlich, auf Verwendung des Rothweiler Magistrats, den trefflichen Unterricht des Bildhauers Melchior in Frankenthal. Hier ward er mit den Grundsätzen der höhern Kunst und eines geläuterten Geschmacks bekannnt, und erwarb sich bereits einen bedeutenden Ruf. Nachdem er einige Zeit in Mannheim und Basel gelebt und hauptsächlich im Porträt gearbeitet hatte, besuchte er zu Anfange der neunziger Jahre Italien, wo er, meist in Rom, zwei Jahre verweilte und seine Bildung vollendete. Er sah dann die Kunstsammlungen in München, Wien, Dresden u. s. w. und verweilte längere Zeit in Hamburg. Hier arbeitete er ein Denkmal, welches dem Bürgermeister Rhode im Dom zu Lübeck errichtet wurde, und Klopstocks

Digitized by Google

Büste, beide in Marmor und von großer Vollkommenheit. Im J
1801 ward Ohmacht nach Straßburg berufen, um das Denkmal fü
den General Desaix daselbst auszuführen. Nur der Entwurf und di
Ausarbeitung der einzelnen Figuren dieses Denkmals gehört ihm; di
Idee des Ganzen, welches mit Recht getadelt worden ist, rührt nich
von ihm her. Nach 18 Monaten verließ er Straßburg, kehrte abe
1803 dahin zurück und hat seitdem seine vorzüglichsten Arbeiten dor
verfertigt. Dahin gehört eine Gruppe von vier Personen in Sand
stein, das Urtheil des Paris vorstellend; zwei colossale Büsten i
Marmor, Hans Holbein und Erwin von Steinbach; Neptun au
einem Felsen sitzend, colossal, in Sandstein; ein junger Faun i
Sandstein; das Monument Oberlins in der Thomaskirche in Straß
burg, Hautrelief in Marmor; eine Venus in Lebensgröße, in Mar-
mor (vielleicht seine gelungenste Arbeit); eine Flora, als Seitenstück
zur Venus; das Denkmal Kochs in der Thomaskirche u. s. w.
Außerdem hat Ohmacht eine Menge sehr schätzbarer Miniaturarbei-
ten in Alabaster, viele Porträts und Büsten u. s. w. verfertigt.
Seine letzte uns bekannt gewordene Arbeit sind zwei weibliche Figu-
ren und ein Christusbild für die neue protestantische Kirche zu Carls-
ruhe, wozu er 1816 den Auftrag erhielt.

Ohnmacht (animi deliquium, lipothymia, syncope) ist eine krankhafte Erscheinung, welche sich durch plötzliche, längere oder kürzere Zeit dauernde, Abspannung aller Funktionen, insbesondre aber der sensiblen auszeichnet, und die wohl eigentlich in einer plötzlichen Unterdrückung der Nerventhätigkeit besteht. Von hier geht sie aus und verbreitet sich auch auf die übrigen Verrichtungen, auf welche die Nerventhätigkeit Einfluß hat. Darum sind auch diejenigen, deren Nervensystem in einem gereizten und geschwächten Zustande sich befindet, zu Ohnmachten sehr geneigt und erleiden sie von Veranlassungen, welche bei andern solche Folgen nicht haben würden. Wir sehen sie aber entstehen von übermäßigen Anstrengungen, vorzüglich bei der Geburt, von übermäßigen und sehr schnellen Ausleerungen, vorzüglich des Blutes, und von allen äußern Umständen, welche das Nervensystem lebhaft erregen, z. B. von starken Gerüchen, heftigem Schreck rc.; von Gemüthsbewegungen, schlechter Luft, Ueberfüllung des Kopfes mit Blut, und von manchen andern Krankheiten, z. B. Brand, Nerven- und Faulfieber, organischen Fehlern des Herzens, der großen Gefäße u. s. w. — Bei einem gelindern Anfalle empfinden die Kranken Schwäche, Wüstigkeit, Betäubung, Schwindel, Angst, Klingen vor den Ohren, sie sehen Nebel, Flor, oder es wird ihnen schwarz vor den Augen; die Augen verlieren den Glanz, und bekommen einen bläulichen Ring; das Gesicht wird blaß, sinkt ein; die Muskeln werden schwach und vermögen den Körper nicht zu tragen. — Bei höhern Graden verliert sich das Bewußtseyn entweder ganz, oder es ist durch verworrne Vorstellungen getrübt; dann ist der Puls sehr matt, klein, träge, kaum zu fühlen, das Athmen träge, die Gliedmaßen kalt. — Gewöhnlich geht dieser Zustand in kurzer Zeit vorüber und hinterläßt bloß das Gefühl von Schwäche, welches sich nach und nach auch verliert, und er hat nicht viel zu bedeuten, wenn er von vorübergehenden Veranlassungen herrührte. — Wenn indeß Jemand häufig ohne äußere Veranlassung in Ohnmacht fällt, so ist dieß schon nach Hippokrates Ausspruch gefährlich. Endlich kann man auch die Ohnmacht in manchen Fällen als eine wohlthätige Naturanstalt betrachten, deren sie sich bedient, um größern Nachtheilen vorzu-

Digitized by Google

zeugen. Die Ohnmacht, welche von Blutungen entsteht, veranlaßt es z. B., daß die Blutung steht; sie ist ein natürlicher Damm gegen das Uebermaß der Schmerzen. — Demohngeachtet sucht man die Ohnmacht immer schnell zu vertreiben und man bedient sich dazu der aufregenden oder flüchtig reizenden Mittel, z. B. der Naphthen, von denen man einige Tropfen nehmen läßt, wenn der Kranke schlingen kann; sonst besprengt man das Gesicht mit einigen Tropfen kalten Wassers, reibt die Schläfe mit Essig, oder hält etwas Starkriechendes unter die Nase. — Zu einer gründlichen Cur ist es aber nöthig, daß die Ursachen berücksichtiget und entfernt, die Hauptkrankheiten gehoben oder die kränklichen Anlagen gehörig beseitiget werden.
B. P.

Ohr, s. Gehör.

Ohrenbeichte wird in der römischen Kirche das dem Priester im Beichtstuhle abzulegende geheime Bekenntniß der Sünden genannt, die der Beichtende seit seinem letzten Abendmahlsgenusse begangen hat. Der Beichtvater pflegt das Beichtkind noch über die nähern Umstände der eingestandnen Sünden auszuforschen und nach Maßgabe derselben sowohl seine Ermahnung, als auch die besondern Büßungen einzurichten, die er ihm als eine Bedingung der Absolution auflegt. Solche Büßungen sind Abbeten des Rosenkranzes in bestimmten Fristen, außerordentliche Fasten, Wallfahrten, Almosen und Messen, die der Büßende für sein Geld lesen lassen muß. Der Beichtende darf keine grobe Sünde, deren er sich erinnern kann, verschweigen, dagegen der Beichtvater zur unbedingten uud strengsten Geheimhaltung der ihm abgelegten Bekenntnisse verpflichtet ist. Diese Verpflichtung heißt das Beichtgeheimniß oder Beichtsiegel. Der Gebrauch der Ohrenbeichte ist in der catholischen Kirche vom Papste Innocenz III. 1215 bei Verlust der Seligkeit angeordnet worden und die dabei zu ertheilende Absolution hat nach dem Lehrbegriffe dieser und der griechischen Kirche sacramentalische Kraft. Da die heilige Schrift keine erweisliche Bestimmung hierüber enthält, so fand der Gebrauch der Beichte vor dem Abendmahlsgenusse in den ältesten Christengemeinden nicht Statt. Wer sich grober Sünden schuldig gemacht hatte, legte vor der versammelten Gemeinde ein öffentliches Bekenntniß der Reue ab, welches gewöhnlich schriftlich aufgesetzt war und von dem Büßenden abgelesen wurde. Papst Leo der Große verwandelte um 450 diese öffentliche Beichte in eine geheime vor dem Priester, deren Ablegung jedoch vor 1215 keinesweges allgemein gesetzlich vorgeschrieben war. Die protestantischen Kirchen haben die strenge Ohrenbeichte bekanntlich abgeschafft (s. d. Art. Beichte). E.

Ohrenklingen (tinnitus aurium), ist die Täuschung des Gehörs, welche in der Wahrnehmung eines hohen Tones besteht, dem kein äußeres Objekt entspricht. Ist der Ton tief, so heißt der Zufall Ohrenbrausen oder Sausen vor den Ohren. Wenn auch diese Erscheinungen zu den krankhaften gehören, so sind sie doch oftmals zu den unbedeutendsten Uebeln zu rechnen; ja sie werden nur dadurch bisweilen wichtig, daß sie Symptome von einer andern und zwar bisweilen gefährlichen Krankheit sind. — Veranlaßt werden sie aber beinahe durch alle Krankheiten, welche entweder das Gehörorgan selbst, oder auch das Gehirn angehen. Auch eine Menge nervöser Paroxysmen beginnen mit diesen Symptomen. B. P.

Ohrenzwang (otalgia) wird der bisweilen sehr heftige und mit einer eigenen Unruhe verbundne Schmerz genannt, der in de-

Digitized by Google

Tiefe des Ohres empfunden wird und dem bald eine Entzündung zu Grunde liegt, bald auch nicht. Erkältung, vorzüglich örtliche be Ohres, Skrofeln, Ansammlung von Feuchtigkeit, oder fremde Körpe im Ohre, so wie auch der Ausbruch des hintersten Backenzahns ver ursachen ihn; und er ist oft mit Ausfluß einer lymphatischen ode eiterartigen Flüssigkeit, mit Ohrenbrausen und schwerem Gehör ver bunden. Man sucht ihn dadurch zu lindern, daß man milde Ding in das Ohr bringt, z. B. Dämpfe von aromatischen Aufgüssen hin eingehen läßt, oder lauwarme Milch oder Oel eintröpfelt, oder (be Entzündung) Blutegel anwendet, Vesicatorien in den Nacken legt und die Ursachen hinwegräumt, wenn es möglich ist. B. P.

Oileus, einer der Argonauten, s. Ajax.

O'keefe (John). Dieser Veteran unter den jetzt lebenden brittischen Dramatikern wurde 1746 zu Dublin geboren. Da er von catholischer Herkunft war, so wurde seine Erziehung dem Pater Austin, einem kenntnißreichen irländischen Jesuiten, der auch als Kanzelredner geschätzt war, übertragen. Unter ihm machte O'keefe bedeutende Fortschritte im Französischen und in der alten Literatur. Auch für die Zeichenkunst, welche er bei der Akademie studirte und übte, bewies er viel Geschmack und Talent. Aber die Flüchtigkeit seiner Entwürfe und eine Schwäche des Gesichts hielt ihn von der Fortsetzung dieser Kunst zurück. Darauf gerieth er in die Gesellschaft theatralischer Herumstreifer (Spouters), deren Umgang eine solche Wirkung auf ihn hervorbrachte, daß er (erst 15 Jahr alt) ein Schauspiel in fünf Aufzügen schrieb. Als er mit dem Schauspieler Mossoz bekannt geworden war, betrat er die Bühne zu Dublin, wo er zwölf Jahre lang mit vielem Ruhme spielte. Einige seiner dramatischen Produkte machten solches Glück, daß der Verfasser dadurch veranlaßt wurde, London zu besuchen. Hier gefiel er als Schauspieler zwar wenig; desto mehr aber als dramatischer Lieblingsschriftsteller. Im J. 1800 wurde er durch Blindheit und andre Unglücksfälle in die traurigste Lage versetzt. Er bekam deßhalb eine Benefizvorstellung auf dem Covent-Garden-Theater und hielt bei dieser Gelegenheit eine dichterische Anrede an das Publikum, worin Humor und Pathos auf die glücklichste Weise gemischt waren. Seine vorzüglichsten Werke sind: Tony Lumpkin in Town. 8. 1778; Son in Law, 8. 1779; The Birth-day, 8. 1783; Omai, 8. 1783; Prisoners at Large. 8. 1788; The Toy, 8. 1789; World in a village Comedy, 8. 1793; London Hermit, 8. 1793; Wild Oats, 8. 1794; Lifes Vagaries, Comed, 8. 1895; Irish Mimic, 1798; Alfred, a drama, 8. u. a.

Oel, s. Oele.

Olavides (Don Pablo), Graf von Pilo, geboren 1740 zu Lima, der Hauptstadt von Peru, kam früh nach Madrid, wo seine Talente und seine Thätigkeit ihn bald zu wichtigen Aemtern erhoben. Er folgte als Secretär dem Grafen von Aranda auf seiner Gesandtschaft nach Frankreich. Durch seinen Umgang mit dieser fröhlichen und leichtsinnigen Nation verlor er sein strenges Betragen, nahm zum Theil ihre Sitten an und gewann ihren Charakter lieb. Nach seiner Rückkehr nach Spanien erhob ihn Carl III. in den Grafenstand und ernannte ihn zum Intendanten von Sevilla. Er entwarf mehrere große und nützliche Plane, vornehmlich den, die Sierra Morena urbar zu machen. Dieses auf seinen Höhen dürre, in seinen Thälern morastige, zu allen Zeiten unwegsame Waldgebirge hat bei

Digitized by Google

einer Breite von fünf bis sechs Stunden eine Länge von 27 Stunden. Um es zum Ackerbaue und Handel geschickt zu machen, berief Olavides Colonisten aus allen Nationen, besonders Deutsche, dahin, welche es unter dem Schutze der Regierung (1767 — 1776) zu fruchtbaren Gegenden umschufen. Bald erhoben sich in bisher wüsten Gegenden bequeme Gasthäuser, und noch jetzt ist dieser District Spaniens derjenige, wo der Reisende sich am besten befindet. Auch wurden neue Ortschaften, deren größte er zu Ehren des Königs Carl III. Carolina nannte, nach den Anordnungen des Intendanten angelegt, welcher daselbst Seidenmanufacturen anlegen wollte und Arbeiter dafür aus Lyon berief, und überall Industrie weckte. Beschuldigungen der Ketzerei unterbrachen diese Erfolge, und der Mann, der seines Vaterlandes Glanz und Wohlfahrt durch glückliche Einrichtungen vermehrt hatte, wurde von der Inquisition 1778 zu einer sechs- bis achtjährigen Gefangenschaft und Bußübungen in einem Kloster verurtheilt. Indeß waren die Dienste, die er Spanien geleistet hatte, zu einleuchtend, um vergessen zu werden; es fanden sich Freunde, die seine Flucht im dritten Jahre beförderten. Er begab sich nach Venedig und kehrte später nach Spanien zurück, wo er im J. 1803 in einem Alter von 63 Jahren starb. Man hält Olavides für den Verfasser eines spanischen Werks unter dem Titel: El Evangelio en triunfo, worin die Religion gegen den Unglauben vertheidigt wird, und das trotz seines mittelmäßigen Gehalts so häufig gelesen wurde, daß binnen zwei Jahren acht Ausgaben erschienen.

Olbers (Wilhelm), geboren zu Arbergen im Herzogthume Bremen im J. 1758, Doctor der Medicin, lebt als ausübender Arzt in Bremen und beschäftigt sich aus besondrer Neigung mit der Astronomie, in der er sich einen bleibenden Namen erworben hat. Er richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Cometen. Einen Beweis von dem Erfolge seiner Bemühungen lieferte er in seiner neuen und bequemen Methode, die Bahn eines Cometen aus eignen Beobachtungen zu berechnen (Weimar 1797). Noch berühmter wurde er durch die Entdeckung der Planeten Pallas und Vesta (s. Planeten). Außerdem hat Olbers einzelne Aufsätze über die Parallarenberechnung, über die vom Himmel gefallenen Steine u. s. w. geschrieben. Seine Inauguraldissertation handelt: De oculi mutationibus internis (1780).

Oldenbarnevelb, s. Barnevelb.

Oldenburg, eine ehemalige Graffschaft im westphälischen Kreise, an der Weser und Hunte, zwischen Ostfriesland, Jever, der Weser und Bremen gelegen, ist das Stammhaus der heutigen Könige von Dänemark. Seit dem J. 1547 mit Delmenhorst vereinigt, fiel sie, nach dem Abgange der ehemaligen Grafen 1667 an die regierende Linie in Dänemark. Diese vertauschte sie 1773 für ihren holsteinischen Antheil an den russischen Großfürsten, der sie seinem Vetter, dem Herzoge von Holstein und Bischof von Lübeck, Friedrich August, (welcher der Stifter des zweiten Astes der holstein-eutinischen Linie wurde,) abtrat. Diesen Tausch sowohl, als die Abtretung, bestätigte der Kaiser im J. 1777. Zugleich erhob er die beiden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zu einem Herzogthume unter dem Namen Oldenburg und ertheilte dem Besitzer desselben auf dem Reichstage die Stimme, welche zuvor die ältere holstein-gottorpische Linie gehabt hatte. Bei den allgemeinen Ausgleichungen im J. 1802 sollte der Herzog den elsfleter Zoll verlieren, welcher im

Digitized by Google

Durchschnitte jährlich 60,000 Thlr. trägt, und trat als Bischof von Lübeck einige Dörfer und die Domstiftsgebäude an die Reichsstadt Lübeck ab. Dagegen erhielt er das Bisthum Lübeck mit den Besitzungen des Domcapitels als erbliches Eigenthum, ferner das hannöversche Amt Wildeshausen und die beiden münsterischen Aemter Vecht und Klopenburg. Der Herzog, welcher am 14ten October 180 dem rheinischen Bunde beitrat, war im Besitze seiner Länder, bis Napoleon durch sein Decret vom 10ten December 1810 sie nebst andern Gebieten Deutschlands seinem Reiche einverleibte. Oldenburg wurde zum Departement der Wesermündungen, Lübeck zum Departement der Elbmündungen geschlagen. Dieser Gewaltschritt des französischen Usurpators wurde vornehmlich von Rußland übel empfunden, das dadurch eine Schöpfung seiner Großmuth vernichtet sah, und durch die Bande der Verwandschaft mit dem herzoglichen Hause Oldenburg verbunden war. Die Entschädigung, welche Frankreich in unbestimmten Ausdrücken anbot, wurde weder von dem Herzoge, noch von Rußland angenommen. Mit Deutschlands Befreiung traten auch für Oldenburg die frühern Verhältnisse wieder ein. Der regierende Herzog, Peter Friedrich Wilhelm, geboren den 3ten Januar 1754, succedirte als Herzog zu Holstein-Oldenburg seinem Vater Friedrich August im J. 1785 unter der Landesadministration seines Vetters, des Fürsten zu Lübeck. Durch den Wiener Congreß wurde ihm eine Gebietsvermehrung von 5000 Menschen von Hannover und von 20,000 Menschen in dem vormaligen Saardepartement versprochen, welche er auch erhalten hat. Demnach begreifen jetzt die sämmtlichen oldenburgischen Besitzungen das eigentliche Herzogthum Oldenburg (welches nebst den dazu gekommenen münsterschen und hannöverschen Landesantheilen, und den Herrschaften Jever und Kniphausen, in sieben Kreise eingetheilt ist), das Fürstenthum Lübeck und das Fürstenthum Birkenfeld, oder den von Preußen abgetretenen Theil des Sardepartements. Den großherzoglichen Titel, welcher ihm gleichfalls durch denselben Congreß gegeben wurde, hat er nicht angenommen. Diese Lande bilden kein geschlossenes Ganzes, sondern liegen sehr getrennt. Das Herzogthum Oldenburg ist von der Nordsee und dem Königreiche Hannover eingeschlossen; das Fürstenthum Lübeck liegt im Umfange des Herzogthums Holstein, und das neue Fürstenthum Birkenfeld liegt auf dem linken Rheinufer, an der Nahe. Sie enthalten zusammen 124 Quadratmeilen und 218,000 Einwohner, größtentheils Lutheraner. Die Gegenden an der Nordsee und der Weser sind fette Marschländer, welche durch Deiche gegen die Ueberschwemmungen geschützt werden müssen, und wo vortreffliche Rindvieh- und Pferdezucht getrieben wird. Getreide zieht man nicht genug; weiter in die Mitte des Landes hinein, besonders in den von Münster erhaltenen Theilen, besteht der Boden aus Geestland, Torfmooren und großen dürren Sandgegenden, wo man Stunden lange Heiden ohne Baum und Wohnung findet. In diesen Heiden unterhalten die Einwohner große Heerden Schaafe mit einer groben Wolle und wichtige Bienenzucht. Auch wird starke Garnspinnerei, Leinewandweberei und Strumpfstrickerei getrieben, deßgleichen beschäftigen sich die Einwohner in der Nähe der Weser und des Meeres mit Fischerei und Schifffahrt. Das Fürstenthum Lübeck ist ein fruchtbares Ländchen; hingegen das Fürstenthum Birkenfeld hat einen unfruchtbaren Boden und ein rauhes Clima. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs betragen 1,200,000 Gulden. Er hat in der engern Bundes-

Digitized by Google

versammlung mit Anhalt und Schwarzburg gemeinschaftlich die 15te Stelle, in der weitern aber eine besondere Stimme. Er stellt zu dem deutschen Bundesheere 2178 Mann. Die Hauptstadt der gesammten Lande heißt Oldenburg, und liegt an der schiffbaren Hunte. Sie ist wohlgebaut und hatte sonst Festungswerke, die jetzt in angenehme schattige Partien verwandelt sind. Man findet daselbst ein schönes Schloß, 700 Häuser und 5000 Einwohner.

Oldendorp (Christian Johann), geboren 1772 zu Schloß Marienborn in der Wetterau, lebte lange Zeit in Dresden. Er hat sich als Maler durch seine Feuersbrünste und Brandstücke bekannt gemacht, von denen er mehrere öffentlich gezeigt hat. Die Kenner der Kunst gestehen ihm in dieser Gattung der Malerei ein nicht gewöhnliches Talent zu, und vermissen nicht sowohl die Kunst der Zeichnung, des Colorits und Helldunkels, als die leitende Idee in der Anordnung seiner Gemählde, ohne welche keine Einheit möglich ist. Den meisten seiner Arbeiten fehlt noch der höhere poetische Charakter, um ächte Kunstproducte zu seyn. Der deutsche Freiheitskrieg entzog den patriotischen Künstler seinen stillen Geschäften und rief ihn in die Reihen des sächsischen Banners; seit dem Frieden übte er erst zu Dresden wieder seine Kunst aus, machte einige Kunstreisen und wurde dann als Lehrer an der Schule zu Pforte angestellt. Auch ist er als humoristischer Schriftsteller aufgetreten.

Oele sind fettige Flüssigkeiten, welche sich nicht mit dem Wasser vereinigen und vermittelst eines Dochtes brennen und verdampfen. Es gibt Substanzen dieser Art aus allen drei Reichen der Natur. Des thierischen Oels ist unter dem Artikel Fett Erwähnung geschehen. Die Pflanzenöle haben mit den thierischen große Aehnlichkeit. Jedoch hat ein Theil derselben noch besondere Eigenschaften. Man unterscheidet zwei Hauptarten der vegetabilischen Oele, nämlich fette und ätherische. Letztere werden auch wesentliche oder riechende Oele genannt. Die Bestandtheile der Pflanzenöle sind Wasserstoff und Kohlenstoff; die ätherischen enthalten mehr von dem erstern, die fetten hingegen mehr Kohlenstoff. Durch allmählige Verbindung mit dem Sauerstoffe werden sie ranzig, durch schnelle Verbindung damit verbrennen sie. Aetherische oder riechende Oele, welche oft auch einen starken Geschmack haben, erhält man aus starkriechenden vegetabilischen Substanzen meistens durch Destillation im Wasser, seltner durch Auspressen, wie z. B. das Citronenöl. Sie lassen sich im Weingeist, auch mehr oder weniger im Wasser, auflösen, entzünden sich am Flammenfeuer ohne Erhitzung, und werden weder brenzlich (empyreumatisch), noch ranzig. Die Flüssigkeit und Schwere der ätherischen Oele ist verschieden, eben so auch ihre Farbe. Einige sind schwerer als das Wasser und sinken darin zu Boden. Mit Zucker vermischt lassen sie sich mit dem Wasser vereinigen. Beim Zugange der freien Luft verbinden sich die ätherischen Oele leichter mit dem Sauerstoffe als die fetten, nehmen dadurch eine Farbe an, werden dicker und in ein Harz verwandelt. Körper, die von diesen Oelen durchdrungen sind, widerstehen der Fäulniß, und hierauf gründet sich die Theorie des Einbalsamirens. Alle gewürzhaft riechende Pflanzen enthalten ätherische Oele, die den Geruch der Pflanze besitzen, von welcher sie kommen. Bei manchen Pflanzen findet man in allen ihren Theilen ein ätherisches Oel, bei andern nur in den Blüthen, in den Blättern, den Früchten oder den Schalen und den Samen, oder endlich in der Rinde und der Wurzel. Bei sehr vielen Pflanzen finden sich in den

ätherischen Oelen derselben entweder alle, oder doch die mehrsten u
vorzüglichsten Arzneikräfte, daher sie für die Apotheker von gros
Wichtigkeit sind. Pflanzen, die an trocknen, sonnenreichen Ort
wachsen, geben das meiste ätherische Oel. Durchs Trocknen derselb
verringert sich die Quantität ihres Oels. Man zieht auch mitte
der Destillation im Wasser aus einigen animalischen Substanzen (z. B
aus den Ameisen, dem Bibergeil u. a.) ein ähnliches Oel. Wen
nun das Wasser, in welches man die aromatischen Pflanzen getha
hat, den Grad der Siedhitze bei der Destillation in der Blase e
reicht hat, so gehen die meisten ätherischen Oele über; doch thun di
einige schon bei einem geringern Grade. Je leichter sie sind, des
eher geschieht ihr Uebergang. Manche Pflanzen bedürfen nur eine
Dampfbades, um daraus das Oel zu erhalten. Mit dem Oele ge
zugleich das Wasser über. Dieß sondert man dadurch ab, daß ma
die ganze, durch die Destillation erhaltene Mischung, welche milchich
aussieht, zugedeckt an einen kühlen Ort stellt. Hier setzt sich da
schwerere Oel zu Boden, das leichtere aber schwimmt auf der Ober
fläche des Wassers und kann ohne viele Mühe vollends abgesonder
werden. Wenn man es von den schleimichten Theilen befreit hat,
die mit übergegangen sind, so muß es in wohlverwahrten Flaschen
aufbehalten werden. — Die **fetten** Oele, welche auch **ausge**
preßte Oele genannt werden, obgleich man nicht alle durch das
Auspressen gewinnt, schwimmen sämmtlich auf dem Wasser, sind
also specifisch leichter. Sie hinterlassen auf dem Papiere einen
durchsichtigen Fleck, der durch das Erwärmen des Papiers nicht wie-
der vergeht, weil diese Oele, um verflüchtigt zu werden, einen weit
höhern Grad der Hitze, als der des siedenden Wassers ist, verlan-
gen. Sie lassen sich im Weingeist nicht auflösen, und erhalten, wenn
sie im frischen Zustande auch noch so mild sind, beim Ranzigwerden
einen scharfen, beißenden, brennenden Geschmack und einen widrigen
Geruch. Viele von diesen Oelen nehmen auch von den Schalen der
Früchte, wenn diese mit denselben gepreßt werden, einen unangeneh-
men Geschmack und Geruch an; auch geben alte, verdorbne, deßglei-
chen unreife Samen ein schlechteres Oel. Die fetten Oele des Pflan-
zenreichs werden aus solchen Pflanzensamen und Kernen gewonnen,
welche mit dem Wasser zerrieben, Emulsionen liefern. Durch das
Auspressen erhält man die mehrsten. Im Großen geschieht dieß auf
eignen **Oelmühlen**. Hier werden die Samen entweder geschält
oder ungeschält zerstampft, sodann, um das Auspressen zu erleichtern,
erwärmt und in die Pressen gebracht. Durch kaltes Auspressen
bringt man nicht alles Oel aus dem Samen; treibt man aber die
Erwärmung zu hoch, so schadet man dadurch dem Oele, welches in
diesem Falle eher ranzig wird. Alle frisch ausgepreßten Oele ent-
halten eine Menge Schleimtheile, welche beim Pressen mit abgeflos-
sen sind, und sehen daher trübe aus. Durch anhaltende Ruhe wer-
den sie völlig klar und können von dem Bodensatze abgegossen wer-
den. Auch durch das Auskochen gewisser Früchte oder Samenkerne
erhält man fette Oele. Es sind dieß insonderheit die sogenannten
Pflanzenbuttern. Manche von den fetten Oelen trocknen an der Luft
zu einer festen Masse aus, andre bleiben dagegen immer schmierig.
Wenn man die erstern kocht, so wird ihr Austrocknen noch mehr be-
fördert, weil dabei die wäßrigen und schleimichten Theile mehr abge-
trieben werden. Diese trocknenden Oele gestehen erst bei einem weit
höhern Kältegrad als die schmierig bleibenden, von denen einige schon

Digitized by Google

bei der gewöhnlichen Temperatur unsers Climas im Sommer zu einer Art von Butter gerinnen. Zum Sieden erfodern alle einen Grad von Hitze, den man auf 600 Grad Fahrenheit rechnet. Erst, wenn sie bis zur Verflüchtigung erhitzt sind, entzünden sie sich. Mit dem Wasser lassen sich die fetten Oele nicht vermengen. Wenn man beide Substanzen unter einander schüttelt, so entsteht eine trübe milchichte Flüssigkeit, aus der sich aber das Oel bald wieder vom Wasser scheidet und obenauf schwimmt. Eine bleibende milchichte Flüssigkeit der Art erhält man, wenn man die öhlichten Pflanzensamen mit Wasser reibt. Diese Pflanzenmilch wird Emulsion genannt. In derselben ist das Oel nicht mit dem Wasser vermischt, sondern nur mittelst des Schleims in demselben vertheilt, und kann daraus abgeschieden werden. In der Wärme lösen die fetten Oele die Harze und den Schwefel auf. Mit den ätzenden Laugensalzen verbinden sie sich aufs innigste, werden in dieser Verbindung auch selbst auflösbar und zur Seife. Wenn man die fetten Oele mit Kalkwasser unter einander schüttelt, so verdicken sie sich. Blei, Kupfer, Braunstein und Arsenik greifen die fetten Oele an und lösen sie allmählig auf. Beim Verbrennen setzen sie einen Ruß ab, welcher von dem, aus Mangel an Sauerstoff unzersetzt und unverbrannt gebliebenen, Kohlenstoffe herrührt. Wenn man daher dem Dochte einer Lampe die Einrichtung gibt, daß die Luft durch die Achse der Flamme gehen kann, so wird aller Rauch vermieden, weil aller Kohlenstoff zersetzt wird, und es bildet sich nur Wasserdunst und kohlensaures Gas. Nach Lavoisiers Versuchen verzehren 19 1/4 Gran Baumöl beim Verbrennen 62 Gran Lebensluft, und dabei bilden sich 54 1/4 Gran kohlensaures Gas und 27 Gran Wasser. Durch die Decarbonisation können die fetten Oele in ätherische verwandelt werden, indem ihnen dadurch ein Theil des Kohlenstoffs entzogen wird. — Diejenigen Oele, die man **prenzliche** oder **empyreumatische** nennt, sind Producte, welche aus den Oelen erst durch die Einwirkung des Feuers erzeugt werden, also nicht besondere Arten der Oele überhaupt. Sie haben einen brandigen unangenehmen Geruch, scharfen, bitterlichen Geschmack, eine dunkle Farbe und etwas dicke Consistenz. Man kann sie durch die trockne Destillation sowohl aus thierischen, als vegetabilischen Oelen ziehen. In mancher Hinsicht verschieden von den beiden genannten Gattungen ist das **mineralische** oder **Erd-** und **Bergöl**. Es ist gemeiniglich braunroth oder schwarzbraun von Farbe; doch gibt es auch eine weiße, wasserhelle, ingleichen eine gelbe Sorte. Das meiste Bergöl quillt aus weißen, schwarzen und gelben Tonschichten, besonders in der Gegend von Derbent, Schamachin und Baku in Medien und Persien. In Lothringen, im Modenesischen und auf der Insel Sumatra quillt ebenfalls einiges aus der Erde. Unter allen tropfbaren Flüssigkeiten ist das weiße Bergöl die leichteste. Sein Geruch ist durchdringend, angenehm, gewürzhaft und ähnelt dem des rectificirten Bernsteinöls. Es ist in ätherischen Oelen und in Vitriolæther, nicht aber in fetten Oelen oder im Weingeiste auflösbar, wenn man nicht Harz hinzusetzt. Schon in einiger Entfernung an Flammenfeuer gehalten, entzündet es sich vermittelst seines Dunstkreises, und brennt mit starkem Rauche in einer bläulichen Flamme. Es ist ausnehmend dünn und verfliegt bald. Wenn man weißes gewöhnliches Papier damit tränkt, so sieht man es in kurzer Zeit verschwinden, ohne eine Spur von Flecken zurück zu lassen. An der freien Luft verdickt es sich, und nimmt eine bräunliche Farbe und einen

widrigen Geruch an. Destillirt man es in Wasser, so geht es unverändert über. Das braunrothe oder schwärzlichbraune Bergöl ist weit häufiger. Es wird in mehrern Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Italien, Frankreich und anderwärts gefunden. Nur durch seine Farbe, durch den unangenehmen Geruch und durch die beträchtlichere Dicke, nicht aber im Wesentlichen weicht es von dem feinen weißen Bergöle ab. Es quillt nicht bloß aus Erdschichten, sondern auch aus Steinritzen hervor, und zwar oft an solchen Stellen, wo man keine Spur von Steinkohlen erblickt, die doch sonst die Mutter des Bergöls zu seyn pflegen. — Was den Nutzen der verschiedenen Oele betrifft, so ist es kaum nöthig, davon etwas zu sagen. Jeder weiß, daß sie für den gemeinen häuslichen Gebrauch, ferner in vielen Künsten und Manufacturen, so wie in Apotheken auf mannichfache Art verwendet werden und von großer Wichtigkeit sind.

Oelbaum, s. Olive.

Olearius (Adam), eigentlich Oelschläger, wurde zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Aschersleben im Halberstädtischen geboren, wo sein Vater ein Schneider war. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er wurde zu Leipzig Magister und Assessor der philosophischen Facultät, auch des kleinen Fürstencollegiums Collegiat, wendete sich aber darauf, aus unbekannten Ursachen, nach Holstein, und wurde des damaligen Herzogs von Holstein-Gottorp Friedrichs III., Hofmathematikus und Bibliothekar. Im Jahre 163[illegible] schickte ihn der Herzog mit einer ansehnlichen Gesandtschaft, bei der sich auch der Dichter Paul Flemming (s. d.) befand, als fürstlichen Rath und Secretär an seinen Schwager, den Czaar Michael Fedeorowitz, nach Moskau, und im Jahre 1635 mit derselben Gesandtschaft zum zweiten Male nach Rußland und von da an den König in Persien Shah Sofi. Er kam 1639 glücklich nach Gottorp zurück und gab von dieser Reise eine in mehrerer Hinsicht merkwürdige und an wichtigen Notizen reichhaltige Beschreibung heraus, die noch jetzt in Ansehn steht, ob es ihr gleich nicht an Beweisen der Leichtgläubigkeit fehlt. Er hatte in Persien die Landessprache gründlich erlernt, und mehrere Handschriften von dort mitgebracht, unter andern die Werke des Dichters Saadi, dessen Gulistan oder Rosengarten er nebst den Fabeln des arabischen Dichters Locman in deutscher Uebersetzung lieferte. Im Jahr 1651 wurde er unter dem Namen des Vielberühmten in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und starb 1671. Außer den genannten Werken hat er theils verschiedene Schriften Anderer herausgegeben, als Flemmings Epigrammata latina, v. Mandelsloh's Reisebeschreibung u. s. w.; theils selbst mehrere verfaßt, als: Gottorpische Kunstkammer; Holsteinische Chronik von 1448 bis 1663; Siegs- und Triumphsfahne Gustav Adolphs; Ballet von der Unbeständigkeit der weltlichen Dinge; Erfundener Weg zum Paradiese; Historie der Cleopatra; Relation von dem gottorpischen Parnasse; Lustige Historie, woher das Tabacksrauchen komme u. s. w. — Olearius verdient auch in Beziehung auf die Sprache ehrenvoll erwähnt zu werden. Seine Schreibart ist männlich und rein, und nirgend durch die zu seiner Zeit schon üblichen Pedantereien entstellt.

Oelfarben, s. Oelmahlerei.

Oligarchie, dem Worte nach: Herrschaft von Wenigen; im gewöhnlichen Sinne diejenige Ausartung der Aristokratie, welche ent-

Digitized by Google

steht, wenn die höchste Gewalt aus den Händen des gesammten dazu berechtigten Corps in die einiger wenigen Familien, oder einzelner Individuen übergeht. (S. Aristokratie.) Die Oligarchie scheint sowohl der Volksherrschaft als der unumschränkten Willkür eines Einzelnen vorzuziehn zu seyn und die Erfahrung zeigt, daß die große Masse des Volks unter der Herrschaft einzelner mächtiger Familien gewöhnlich des blühendsten Wohlstandes und großer persönlicher Freiheit genoß, nur daß sie von der Regierung selbst ausgeschlossen blieb.

Oliva, eine durch den Friedensschluß 1660 berühmte Cistercienserabtei, nicht weit von Danzig. (S. Friedensschlüsse.)

Olivarez (Gasparo de Guzman, Graf von), Herzog von Sanlucar, aus einem vornehmen spanischen Geschlechte, war zu Rom geboren, wo sich sein Vater als Gesandter bei Sixtus V. befand. Das Haus, wo er zur Welt kam, war der alte Palast des Nero, daher seine Feinde in der Folge Gelegenheit nahmen, seine grausame Unbeugsamkeit mit den Barbareien dieses Kaisers zu vergleichen. Sein Vater kam in Verdacht, den Papst durch einen Brief vergiftet zu haben. In diesem Falle wurde er wenigstens schlecht dafür belohnt: denn seine Vermögensumstände waren so beschränkt, daß er kaum seinen Sohn zu Sevilla, und später auf der Universität Salamanca erhalten konnte. In dem Jünglinge entwickelte sich früh ein ehrgeiziges Streben, welches bei seinem Erscheinen am Hofe noch mehr genährt wurde, indem es ihm gelang, die Gunst Philipps IV. als Vertrauter in seinen Liebesintriguen zu gewinnen. Vom Günstlinge schwang er sich an die Stelle des Herzogs von Uzeda zum Premierminister empor, und übte binnen 22 Jahren eine fast unbeschränkte Gewalt aus. Den Anfang seines Ministeriums bezeichnete er durch nützliche Verordnungen. Aber statt den blühenden Zustand des Reichs immer im Auge zu haben, war er nur bemüht, Geld aus demselben zu ziehen, um den Krieg mit den benachbarten Mächten zu unterhalten. Seine unbeugsame Härte war Ursache, daß Catalonien sich empörte, um seine Privilegien aufrecht zu erhalten. Die Portugiesen, der Mißhandlungen müde, zerbrachen das spanische Joch, und erkannten im Jahr 1640 den Herzog von Braganza für ihren König an. Olivarez hatte die Unverschämtheit, dem Könige dieses Ereigniß als etwas Erfreuliches anzukündigen, indem er dadurch berechtigt werde, die ungeheuern Besitzungen des Herzogs in Spanien einzuziehen. Der Krieg, welcher darauf erfolgte, wurde von Spanien, dessen Heere von den Franzosen und dessen Flotten von den Holländern geschlagen wurden, so unglücklich geführt, daß der König sich endlich 1643 genöthigt sah, seinen Minister, welcher der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit geworden war, zu entsetzen. Olivarez mußte in dem Augenblicke vom Schauplatze abtreten, wo er, befreit von seinem furchtbaren Nebenbuhler Richelieu, die Angelegenheiten des Reichs wieder herzustellen vermocht hätte. Vielleicht wäre er zurückberufen worden, wenn er nicht zu seiner Vertheidigung eine Schrift abgefaßt hätte, die mehrere mächtige Personen beleidigte, so daß der König es gerathen fand, ihn noch weiter zu entfernen und auf Toro zu beschränken, wo er im J. 1643 kinderlos starb. Außer der Grausamkeit und dem Geize beschuldigte man ihn noch mancher Verbrechen, die jedoch weniger erwiesen sind.

Olive, die Frucht des Oelbaums, welche äußerlich ein schwärzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleisch hat, in welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Samenkorne ent-

Digitized by Google

halten ist. Roh hat die Frucht einen unangenehmen bittern Geschmack und ist ungenießbar. Die Hauptbenutzung der Oliven ist dem vortrefflichen Baum = oder Olivenöle. Die Früchte, welche dazu dienen sollen, müssen mit Sorgfalt gesammelt werden; sie müssen reif, aber nicht überreif seyn. Sie werden zuvörderst auf einer hiezu bestimmten Mühle zerrieben und sodann in die Presse gebracht. Das erste Mal werden sie nur gelinde gedrückt. Das dadurch erhaltene Oel ist das kostbarste, weiß von Farbe, ungemein mild und süß von Geschmack und träufelt bloß aus dem Fleische. Man nennt es Jungfernöl. Etwas geringer ist die Sorte, welche durch eine zweite, ein wenig stärkere Pressung erhalten wird, wobei schon der Kern und seine Schale Oel fahren lassen, welches aber nicht so gut ist, wie das aus dem Fleische. Wenn endlich nach starkem Pressen kein Oel mehr fließt, so gießt man siedendes Wasser auf den Brei, rührt ihn um und preßt von Neuem. Hierdurch erhält man Wasser mit Oel vermengt. Letzteres sondert sich bald von jenem und schwimmt oben auf, so daß es bequem abgeschöpft werden kann. Letztere Sorte ist die geringste, und wird theils zum Brennen, theils in Manufacturen gebraucht. Der Verbrauch des Baumöls ist sehr groß; es geht daher aus den südlichen Ländern in großen Quantitäten jährlich nach dem nördlichen Europa in eichenen Fässern. Soll das Baumöl lange gut bleiben, so muß es in gläsernen, wohlverwahrten Flaschen mit engen Hälsen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Uebrigens gehen mit dem Baumöl mancherlei Betrügereien vor. Höchst nachtheilig für die Gesundheit ist die Nachahmung dieses Oels durch Rüböl oder Leinöl, welches, um ihm die Süßigkeit und Weiße des Baumöls zu geben, in bleierne Gefäße gegossen wird. Bekanntlich aber lösen die fetten Oele eine nicht unbeträchtliche Menge von Bleitheilen auf, und werden dadurch vergiftet. Die oeconomische Benutzung des Baumöls ist mannichfaltig. Es wird gebrannt und an Speisen genossen. In der Arzneikunst ist es von Wichtigkeit. Vermöge seiner Fettigkeit hüllt es die scharfen Reize im menschlichen Körper ein, macht die Fasern und Gefäße schlüpfrig und geschmeidig, und allzustark gespannte Theile schlaff. Das Baumöl besitzt auch die schätzbare Eigenschaft, die Wirkung scharfer, ätzender Gifte im Körper unwirksam zu machen; es gibt ferner den angefressenen Gedärmen einen schützenden Ueberzug, lindert den Husten, welcher von scharfen Reizen oder vom Krampfe entsteht, mildert Steinschmerzen und viele andere Uebel. Auch äußerlich leistet es in vielen Fällen treffliche Dienste, namentlich gegen den Biß giftiger Schlangen. — Auch eingemacht werden die Oliven weit verschickt und verbraucht.

Olivetaner, s. Benedictiner.

Olla potrida, ein Topf, worin mehrerlei Fleischarten nebst verschiednen Zuthaten unter einander gemischt sind; ein Lieblingsgericht der Spanier. Deßgleichen ein mit wohlriechenden Blumen und Kräutern angefüllter Topf. Daher überhaupt ein Allerlei.

Oelmahlerei. Die Oelmahlerei oder die Kunst mit Oelfarben zu mahlen, welche für größere Gemählde heutzutage die gewöhnlichste Art zu mahlen ist, hat wegen der Lebhaftigkeit, Kraft, Anmuth und Naturwahrheit der Farben, wegen der Mannichfaltigkeit und Mischung der Tinten, kurz wegen des vollkommenen Zaubers des Colorits, vor allen übrigen Arten der Mahlerei große Vorzüge. Die Farben sind etwas dunkler, aber auch glänzender als die Wasser-

farben. Man erreicht in Oelfarben den Schmelz, womit die Natur die Gegenstände schmückt, das Sanfte, Duftige, wodurch sie ihren Landschaften den größten Reiz gibt, das Durchsichtige der Schatten, und das Ineinanderfließende der Farben. Auch leiden Oelgemählde von Wasser und andern Feuchtigkeiten wenig, denn die Oelfarbe löset sich nicht so leicht wieder auf, wenn sie einmal angetrocknet ist, und eine Stelle kann, so oft der Mahler will, übermahlt werden. Durch öfteres Uebermahlen aber kann die beste Harmonie und höchste Wirkung der Farben leichter erhalten werden, als wenn man die Farben einmal muß stehen lassen, wie sie zuerst aufgetragen worden sind. Auch können Oelfarben übereinander gesetzt werden, so daß die untere durchscheint, ein wichtiger Vortheil, den die Wasserfarben nicht haben. Ferner, da die Oelfarbe zähe ist, und nahe an einander gelegte Tinten nicht in einander fließen, so kann der Mahler sowohl eine bessere Mischung, als eine bequemere Nebeneinandersetzung der Farben erreichen, als in Wasserfarben. Hingegen hat die Oelfarbe auch das Nachtheilige, durch einen Schimmer des auffallenden Lichtes zu blenden, daher man ein Oelgemählde nicht von allen Standpunkten gleich gut sehen kann; und daß der Staub fester darauf haftet, welchem Uebel man oft durch einen Ueberzug von Firniß zuvorkommen will. Ferner werden ihre Farben mit der Zeit allmälig dunkler, namentlich nehmen die Fleischfarben einen gelbröthlichen Ton an, wodurch die Wahrheit der Gemählde sehr leidet. Die Schuld davon liegt an dem Oele, mit welchem die Farben angemacht werden: denn jedes Oel wird mit der Zeit gelb und steckt dadurch alle fetten Tinten an. Am gewöhnlichsten bedient man sich dazu des Nußöls, mit welchem die Farben aufgelöset und gerieben werden, und welches seiner Natur nach trocknend ist. Das Leinöl als das gelbste und fetteste wird zum Gründen gebraucht. Auch ersetzt man das Nußöl durch weißes Mohnöl, welches weißer und heller ist als dieses und ebenfalls trocknet. Da aber einige Farben, wenn sie gerieben werden, sehr schwer trocknen, so hat man sich mannichfaltiger Firnisse bedient, welche man unter die schwer trocknenden Farben mischt. Ein großer Vortheil der Oelmahlerei ist auch der, daß der Mahler die Wirkung seiner Arbeit sicherer beurtheilen kann, indem die Farben im Trocknen sich nicht verändern, wie die Wasserfarben; nur muß er, um dem angeführten Nachdunkeln entgegenzukommen, gleich anfangs den Ton etwas kräftiger und heller halten, und das rechte Maß im Oele zu treffen wissen. Viele wenden daher auch einiges Spicköl an, welches die Farben flüssiger macht und bald verfliegt; nur hindert oft der Glanz der Farben die Wirkung des Gemähldes. Man mahlte sonst mit Oel auf Holz, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern, groben Taffent, jetzt aber am gewöhnlichsten auf Leinewand, die auf einen Blendrahmen gezogen und mit Leim oder Goldgrund, von Einigen auch mit weißen Wasserfarben überzogen oder gegründet wird. Wenn die Leinewand zubereitet ist, pflegt man das Bild mit weißer Kreide zu zeichnen, und wenn die Zeichnung richtig ist, fängt man an mit Farben den Grund zu machen. Man reibt die Farben mit dem sogenannten Läufer auf einem Porphyr, bis sie die Steife eines dicken Brei's haben, welche beide nachher jedesmal vor Zubereitung einer andern Farbe gereinigt werden müssen. Der Palette (s. d. Art.) bedient man sich, um die geriebenen Oelfarben zur Arbeit fertig aufzusetzen, welche in gehörigen Stufenfolgen angeordnet und gemischt werden. Man steckt den linken Daumen durch das Loch der

Palette, hält mit eben der Hand die Pinsel (das Haar in die höh mit dem kleinen Finger den Mahlerstock, wodurch die mahlende unt stützt wird. Zuerst wird das Gemählde untermahlt; der Entw muß mit denselben Tinten gemacht werden, womit man ausmahl ist man genöthigt zu ändern, so muß man die Farbe zu verschieden Malen übermahlen. Man hat die Kunst erfunden, die Farben Oelgemählde vom Holze abzulösen und auf Leinewand überzutrag (ein gewisser Piccault wird als Erfinder dieser Kunst genannt); neuerer Zeit pflegt man das wurmfräßige Holz bis auf die Oberflä des Gemähldes ganz fein abzuhobeln, und auf neues Holz überzutr gen (s. Fiorillo, Gesch. der zeichnenden Künste, II. B. S. 716. Noch gewöhnlicher ist jedoch die Kunst, Oelbilder aufzumahlen (retouchiren) angewendet, und auf einen hohen Grad der Fertigk erhoben worden. Doch kann man kaum verhindern, daß nicht na einiger Zeit die Spuren davon bemerkt werden sollten. Auch pfle man die auf Leinewand gemahlten Oelbilder auf neue Leinewand au zuziehen (welches die Franzosen rentoiler nennen), wenn die Leinewan anfängt auszufäßeln, oder Risse zu bekommen und abzuspringen. Ueb die Entstehung und das Alter der Oelmahlerei hat viel Stre geherrscht. (Die Literatur dieses Streites siehe in Sulzers Theo rie rc. Th. III. Th. S. 571, 752, und Blankenburgs Zusätze z Sulzer II., 452). — Die ältere und gewöhnliche Meinung war, da Johann von Eyk, auch Johann von Brügge genannt (s. d. Art Eyk) diese Kunst im 14ten Jahrhundert erfunden habe, indem e einen Firniß zu seinen Wasserfarben suchte, und auf den Gedanke gekommen sey, sie mit Nußöl anzumachen. Als er davon die be schriebenen Wirkungen gesehen, habe er auf diese Weise verschieden Gemählde verfertigt, und dem König von Neapel, Alphons I., ge widmet. Von Eyk habe ferner sein Geheimniß einem gewissen An ton oder Antonello von Messina, welcher aus den Niederlanden nach Italien zurückgegangen sey und diese Entdeckung sehr geheim gehalten habe, anvertraut. Sie sey aber bald in Italien bekannt, und hier vorzüglich vervollkommnet worden. Nach einer andern und zwar neuern Meinung jedoch gibt es weit ältere Oelgemälde, als die des Johann von Eyk, und die Oelmahlerei wurde gleichzeitig mit Eyk in Italien ausgeübt. Nach letzterer Meinung kann diesem niederländischen Meister nur die Vervollkommnung oder Wiederherstellung dieser Kunst, welche vorher noch nicht so geschickt geübt, und wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, wieder in Verfall gerathen war, beigelegt werden (vergl. Büschings Geschichte der zeichnenden Künste, S. 178, und Sprengel zu Roscoe's Lorenzo, S. 368). Einige schreiben sogar diese Erfindung dem genannten Antonello von Messina zu, Andere dem Col. Antonio di Fiore von Neapel. Fiorillo in seiner Geschichte der zeichnenden Künste I. Th. S. 279 und f. f. tritt der älteren Meinung bei, mit dem Zusatze, daß Antonello von Messina diese Kunst den Domenico Venezlano mitgetheilt habe, dem hernach Andrea del Castagno (geboren 1406), als er nach Florenz kam, mit verstellter Freundschaft sein Geheimniß abgelockt habe. Castagno habe, als ihm dieß gelungen sey, seinen Freund verrätherisch auf die schmählichste Art umgebracht, um allein Besitzer davon zu seyn. Dieser Andrea del Castagno habe also die Oelmahlerei zuerst in die toskanische Schule eingeführt. Damals habe man nicht anders, als auf hölzerne Tafeln, oder auf Wände, die vorher mit Gips überzogen worden, gemahlt, und darauf die mit

Digitized by Google

Lein- oder Nußöl abgeriebenen Farben aufgetragen; überhaupt aber nur mit leichten Farben gemahlt, ohne dick aufzutragen und stark zu vertreiben. Diese Weise habe bis auf die Zeiten Tizians fortgedauert, wo man allgemein anfing, auf Leinewand zu mahlen. Später erst wurden verschiedene Methoden der Oelmahlerei erfunden. Gewiß ist es, daß die Oelmahlerei auf hundert Jahre vor Eyk unterbrochen wurde, und man im 14ten und 15ten Jahrhunderte bis auf ihn allgemein mit Wasserfarben mahlte; wie denn auch die Wasserfarben wenigstens bis 1469 noch häufig im Gebrauch blieben. Johann von Eyk aber war ein Freund der Chemie, und die Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft gab ihm zur Wiederherstellung der Oelmahlerei Gelegenheit. Er erfand nämlich einen Firniß, womit er seine Gemählde von Wasserfarben überzog, und ihnen mehr Glanz und Stärke gab; aber dieser Firniß trocknete schwer, und als er einst eines seiner Gemählde in die Sonne setzte, sprang es. Dieß bewog ihn, statt des bisherigen Firnisses einen andern aus Nuß- und Leinöl zu kochen, der besser ausfiel als der erste. Hierbei bemerkte er, daß sich die Farben viel leichter mit Oel, als mit Leimwasser vermischen ließen, und beschloß, dieser Methode zu folgen. Er fing damit zwischen 1402 und 1410 an, und unterrichtete auch zwei seiner Landsleute darin, nämlich Roger von Brügge und Roger van der Weyden. Die folgenden Mahler vervollkommneten die Kunst immer mehr.

Olmütz, die ehemahlige Hauptstadt des Markgrafthums Mähren in dem nach ihr benannten Kreise, zwischen zwei Armen der March, wohl gebaut und stark befestigt, hat 900 Häuser und 11,000 Einwohner ohne die Besatzung, ein schönes Rathhaus, ein Lyceum, eine Ritterakademie, eine Bibliothek von 50,000 Bänden, viele Kirchen und Klöster, von welchen einige aufgehoben worden sind, und in der Vorstadt die weitläufigen bischöflichen Gebäude. Die Stadt hat mehrere Tuchfabriken und einen bedeutenden Handel mit polnischen Ochsen. Eine Viertelstunde von der Stadt auf einem felsigen Hügel liegt Hradisch, ein vormaliges Prämonstratenser-Kloster, jetzt ein Sommerpalast des Erzbischofs. Der Erzbischof bezieht seine beträchtlichen Einkünfte aus zwei Herrschaften und sechs Kammergütern, welche zusammen zehn Städte, fünf Märkte und 112 Dörfer begreifen; ferner aus vielen der Kirche von Zeit zu Zeit heimfallenden Lehen. Im Jahr 1777 wurde das Bisthum zu einem Erzbisthum erhoben, 1778 aber die Universität nebst dem Priesterhause nach Brünn verlegt. Im J. 1642 wurde sie von den Schweden eingenommen und bis zum Münsterschen Friedensschluß behalten; im Jahr 1758 die Stadt von den Preußen belagert, aber von der Besatzung unter dem General von Marschall und von der Bürgerschaft tapfer vertheidigt, bis der Feldmarschall Daun sie entsetzte. Maria Theresia belohnte die Treue der Bürger dadurch, daß sie das Stadtwappen mit einem Lorbeerkranz und ihrem Namenszuge vermehrte, die meisten Rathsherrn unentgeltlich in den Adelstand erhob, andere mit goldenen Schaumünzen und Ketten beschenkte, den erlittenen Schaden bezahlen ließ, und jährlich am 2ten Juli, als dem Befreiungstage, ein feierliches Vogelschießen zu halten befahl, wozu sie jährlich 800 Gulden aussetzte.

Oels, ein Fürstenthum in Niederschlesien, welches gegen Osten an das Briegische, gegen Westen an das Wolauische, gegen Süden an das Breslauische und gegen Norden an die Standesherrschaften Trachenberg und Militsch gränzt, und jetzt zum Regierungsbezirk Breslau gehört. Es enthält 31 Quadratmeilen und 85,000 Einwoh-

ner. Der Boden ist theils eben, theils bergig und im Ganzen fruchtbar, vorzüglich an Getreide. Auch fehlt es nicht an ansehnlichen Waldungen. Die Hauptstadt Oels liegt auf einer Ebene an der Oelsa, und hat 450 Häuser und 4300 Einwohner, die starke Tuchweberei und Bierbrauerei betreiben. Es ist hier ein Gymnasium und ein weitläuftiges, mit einem Graben und Walle umgebenes Schloß, worin sich eine ansehnliche Bibliothek nebst einer Kunst- und Naturaliensammlung befindet. Bei der Stadt liegen die Lustörter Wilhelminenort und Sibyllenort. Das Herzogthum Oels fiel nach dem Tode des letzten Herzogs Carl Friedrich zu Münsterberg und Oels, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, an dessen Schwiegersohn, Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg, den Stifter der Linie Wirtemberg-Oels. Aber auch diese Linie erlosch 1792, in Herzog Carl Christian Erdmann. Durch dessen einzige Tochter und Erbin, Sophie Friederike Charlotte (welche 1789 starb), fiel das Fürstenthum an deren Gemahl, den Herzog Friedrich August von Braunschweig, und nach dessen Tode 1806 an den 1814 in der Schlacht bei Quatre-bras gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm, welchem die Erbfolge bereits 1785 zugesichert worden war. Die jährlichen Einkünfte aus diesem Fürstenthume mögen 150,000 Gulden betragen.

Oelsner (K. E.), geboren in Schlesien 1764. Er wählte die diplomatische Laufbahn und war lange Zeit Agent der Stadt Frankfurt in Paris, zog sich aber unter Buonaparte nach und nach von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften zurück. Das große Schauspiel der französischen Revolution hatte ihn zu Anfange derselben nach Paris geführt, wo er bald in die interessantesten Verbindungen mit den vorzüglichsten Lenkern derselben (insbesondere mit Sieyes, Dumourier und Danton) kam, und mehreres (z. B. für das Journal Minerva, die berühmten Briefe aus dem Dumourier'schen Feldlager von Grandpré, und für die Huberschen Zeitschriften) schrieb. Von ihm wären überhaupt Memoires über die französische Revolution zu wünschen, und wenige möchten sie wie er, mit seinem scharfen, lebhaften und eigenthümlichen deutschen Style, schreiben können. Treu seinem Vaterlande und seiner Gesinnung lehnte er sehr bedeutende und vortheilhafte Anträge, die ihm in Frankreich gemacht wurden, ab, und es ist eine nichtswürdige Lüge, daß er, wie in der geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud und in dem schändlichen Roman les Amours secrets de Buonaparte angeführt wird, ein Anhänger oder Kundschafter desselben gewesen sey. Vielmehr verließ er bei dessen Rückkehr von Elba Frankreich, und erhielt von der preußischen Regierung, mit welcher er bereits längere Zeit in Verbindung stand, durch Wilh. v. Humbold, seinen Jugendfreund veranlaßt, einstweilen eine Anstellung in dem Fache der auswärtigen Angelegenheiten, wo seine umfassende Kenntniß geschichtlicher und staatwirthschaftlicher Gegenstände, so wie eine richtige Ansicht der Dinge und seine große Sprachfertigkeit ihn in den Stand setzen, nützlich zu wirken. Im J. 1810 erhielt er vom französischen Nationalinstitute wegen seiner franz. Schrift über den Einfluß des Muhamedanismus den Preis; sie ist von seinem Freunde Ebel auch ins Deutsche übersetzt worden.

Oelung (letzte) ist eines von den sieben Sacramenten der katholischen Kirche, welches an tödtlichen Kranken durch Salben des Kopfs, der Hände und Füße mit geweihtem Oele (s. d. Art. Chri-

Digitized by Google

sam) unter priesterlichem Gebete verrichtet wird. Da sie nach der Meinung der Katholiken sacramentalische Kraft hat, d. h. die Reinigung des Sterbenden von der Sünde und die Mittheilung der sündenvergebenden göttlichen Gnade bewirkt, so kann sie nur durch Bischöfe oder Priester, und weil sie die eigene Andacht des Genießenden erfodert, nur an solchen Kranken geschehen, denen der Genuß des heiligen Abendmahls verstattet ist. Kleine Kinder und Excommunicirte sind daher dieses Sacraments nicht fähig. Die katholische Kirche gründet ihre Meinung von der letzten Oelung auf den Gebrauch der Apostel, Kranke unter Gebet mit Oel zu salben, Jac. 5, V. 14. 15., um sie dadurch zu trösten und die Heilung ihrer Seele zu befördern. Als ein Sacrament wurde sie erst seit dem 12ten Jahrhundert betrachtet. Die Protestanten haben ihr aber darum die sacramentalische Bedeutung und Kraft abgesprochen, weil nichts von einer förmlichen Einsetzung dieses Gebrauchs durch Christum selbst bekannt ist. In der griechischen Kirche wird sie nicht nur bei Sterbenden, sondern überhaupt bei Kranken aller Art als ein zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden dienliches Sacrament angewendet. E.

Olymp, Olympos. Mehrere Berge führten im Alterthum diesen Namen. Der berühmteste darunter war der in Thessalien gelegene, jetzt Lacha genannt, den die ältesten Griechen für den höchsten Berg, und den Mittelpunkt der ganzen Erdscheibe hielten, und der eben darum in ihrer Mythologie eine sehr wichtige Rolle spielt. Der Olymp wurde zum Himmels- oder Götterberg; auf seinen heitern Höhen wohnten die Götter Homers in verschiedenen Palästen. Ueber dem Haupte desselben glaubte man eine Oeffnung in dem metallenen Gewölbe des Himmels, welches am Rande der Erdscheibe auf Bergsäulen ruhte. Als in der Folge der Begriff des Weltalls und der Gottheit sich erweiterte, versetzte man die ewigen Mächte auf die äußerste, um die Planetenkreise sich drehende Himmelssphäre, und dieser neue Göttersitz über der Himmelsfeste erhielt ebenfalls den Namen **Olympus.** Außer der Oeffnung des Gipfels hatte dieses auf den Rand des Erdkreises geneigte Himmelsgewölbe noch zwei Pforten: eine im Osten, die andere im Westen, durch welche der Sonnengott und die Nacht mit ihrem Gefolge aus dem Ocean in den Himmel aufstiegen und dahin wieder zurückkehrten. — Die Götter selbst hießen von diesem ihren irdischen oder himmlischen Wohnsitze **Olympier,** und als solche bildeten sie einen eigenen Göttersitz, an dessen Spitze Zeus stand. Die großen Götter, die sogenannten Zwölfe, machten den Rath der Alten im Olymp, alle übrigen Gottheiten bildeten die große Versammlung. Nicht in Einem Palaste beisamen, sondern in mehreren zerstreut, auf den verschiedenen Höhen des vielgipfligen Olympus wohnten die mächtigen Götter. Auf der höchsten Spitze desselben stand der Palast des Zeus, wo alle Versammlungen und Gelage in einem großen Saale gehalten wurden. Von dort übersah er den Erdkreis, umzog das Himmelsgewölbe mit Gewölk und schleuderte seinen Blitzstrahl.

Olympia, s. Olympiade und Olympische Spiele.

Olympiade, eine berühmte Zeitära bei den Griechen, welcher die Feier der **olympischen Spiele** (s. d.) zum Grunde lag. Die erste Olympiade, von welcher die Griechen ihre Zeitrechnung anfingen, setzt Petavius 777, Usher 772, Calvisius 774 vor Chr. Geb.; Gatterer und die meisten Neuern nehmen dafür das Jahr 776 an. Der

Zeitraum von einer Olympiade zur andern faßte vier volle Jahre unserer Zeitrechnung in sich, oder eine griechische Tetraeteris von 48 Monden und zwei Schaltmonaten. Anfänglich nannte man die Olympiade mit dem Namen der Sieger; weil indessen bei dieser Bezeichnungsart manche Irrthümer vorgehen konnten, besonders wenn man nicht gleich Gelegenheit hatte, die Verzeichnisse der Sieger zu Olympia nachzusehen: so machte man in der Folge in jedem Staate die Olympiade dadurch kenntlicher, daß man z. B. zu Athen dem Namen des jedesmaligen Siegers noch den Namen des regierenden Archonten, zu Lacedämon den Namen des Ephoren, zu Argos den Namen der Priesterin der Juno, zu Delphi den Namen der Pythia u. s. w. beifügte. Die also eingerichteten und unter obrigkeitlicher Aufsicht gemachten Verzeichnisse wurden in dem Archive jedes Staats aufbewahrt, wo sie jedermann nachsehen konnte. Später nahmen Privatpersonen Abschriften. Leider ist keine derselben auf uns gekommen.

Olympias, die Gemahlin des macedonischen Königs Philipp und Mutter Alexanders des Großen, war eine Tochter des epirischen Fürsten Neoptolemus. Sie verband mit vielem Verstande einen herrschsüchtigen, rachgierigen und hinterlistigen Charakter. Liebesintriguen beider Ehegatten störten ihre Einigkeit und führten endlich zur Scheidung. Diese Beschimpfung entflammte ihr Herz zur Rache. Wahrscheinlich war sie nicht nur Mitwisserin, sondern Hauptanstifterin der Ermordung Philipps. Gewiß ist es, daß Cleopatra, Philipps nachherige Gemahlin, von ihr zum Selbstmorde gezwungen und ihre ganze Familie mit dem schrecklichsten Hasse verfolgt wurde. Ihr Sohn Alexander bewies ihr zwar alle kindliche Ehrfurcht, ließ sie aber nie an der Regierung Antheil nehmen. Nach Alexanders Tode suchte sie während des Streites der Kronprätenden vergebens ihre Herrschaft auszubreiten. Zwar hatte sie nach Antipaters Tode (319 vor Chr.) den Nachfolger Polysperchon auf ihrer Seite, der sie auch aus Epirus, wohin sie geflüchtet war, nach Macedonien als Obervormünderin zurückrief; allein die Grausamkeit, daß sie den blödsinnig gemachten Aridäus, Alexanders Bruder und Nachfolger, umbringen ließ, wurde bald bestraft; Cassander, Polysperchons Gegner, nahm sie gefangen, und veranlaßte die Verwandten jener Ermordeten, sie peinlich anzuklagen. Sie wurde abwesend zum Tode verurtheilt. Auf die Nachricht davon verlangte sie sich zu vertheidigen. Dieß zu verhindern, wurden Meuchelmörder gedungen, welche sie (317 vor Chr. Geb.) umbrachten.

Olympische Spiele, die feierlichsten, größten und berühmtesten unter den vier heiligen Spielen der Griechen, welche als Nationalfeierlichkeit die verschiedenen Nationalstämme aufs genaueste vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geweihten Platze **Olympia in Elis**, wo sie gefeiert wurden, oder auch dem Jupiter Olympius, der hier den berühmten Tempel hatte. Ueber ihren Ursprung waren die Sagen verschieden. Nach Einigen soll Jupiter selbst, nach seinem Siege über die Titanen, diese Spiele gestiftet, und bei ihrer ersten Feier Mars den Preis im Faustkampf, und Apollo über den Mercur den Sieg im Wettkampfe davon getragen haben. Nach Andern soll sie Pelops zu Ehren des Jupiter gestiftet haben. Wieder Andere schreiben ihre Stiftung den Argonauten zu. (S. jenen Art. am Schluß). Noch Andre machen einen der Dactylen, Namens Hercules, zum Stifter, als er sich mit seinen vier Brüdern Päoneus, Ida, Jasius und Epimedes von Creta nach Elis begab.

Digitized by Google

: vier jüngern Brüder stritten mit einander im Wettrennen um Vorzug. Hercules krönte den Sieger mit einem Olivenkranze, von einem aus dem Lande der Hyperboräer in den heiligen Hain Pisa verpflanzten vorzüglich schönen Olivenbaume genommen war. in der Folge wurden immer nur von diesem Baume die Siegerze geflochten. Gewiß ist es, daß schon in den ältesten Zeiten chenlands in der Gegend von Pisa Wettspiele gehalten wurden, n Zweck wahrscheinlich religiöser Art war. Sie wurden mehrere le unterbrochen und wieder erneuert, das erste Mal durch Iphitus, sten von Elis, um 884 v. Chr.; das zweite Mal durch Chorödus 5 oder 77), von welcher Zeit an man die Olympiaden zu zählen ängt. Anfangs hatten die Einwohner von Pisa die Aufsicht über e Spiele. Nachdem aber dieser Ort durch die Elier zerstört wor- war, übernahmen diese die Besorgung derselben und behielten mit einigen Unterbrechungen. Sie waren auch die Kampfrichter, en Anzahl nicht immer unverändert blieb. Ein feierlicher Eid rpflichtete sie zur strengsten Unparteilichkeit. Zur Erhaltung der dnung wurden noch eigene Beamte ernannt. — Unendlich war die enge der Zuschauer, welche zur Feier der Spiele aus allen Gegen- n nach Olympia strömten. Außer den Priesterinnen der Ceres rften ihnen jedoch nur Männer beiwohnen. Die Uebertreterinnen s Gesetzes wurden von einem Felsen herabgestürzt. Der Anfang r Spiele war allemal den 11ten des Monats Hekatombäon (der ngefähr mit unserm Julius übereinkommt), und ihre Dauer auf inf Tage bestimmt. Die Kämpfer mußten sich zehn Monate vorher uf dem Gymnasium zu Elis vorbereitet haben; in den letzten 30 Tagen vorher wurden diese Kampfübungen eben so vollständig ange- tellt, wie sie bei den Spielen selbst vorkamen. Das Fest begann Abends mit großen und feierlichen Opfern, die Spiele aber mit dem Anbruch des folgenden Tages. Diese bestanden in Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, im Springen, Discus werfen, Ringen, Faust- kampf; musikalische und dichterische Wettstreite machten den Beschluß. Die Ehre des Siegs in den olympischen Spielen war außerordentlich; sie ging von dem Sieger (Olympionikes) selbst auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben.

Omar I., der Nachfolger Abubekr's und der zweite Kalif der Moslemin nach Mahommed, seinem Schwiegervater, trat die Regierung 634 nach Chr. Geb. an. Als einer der reißendsten Eroberer, die je die Welt verwüstet haben, brach er zuerst gegen Damascus, die Hauptstadt von Syrien, auf und jagte die Griechen aus dieser Provinz und aus Phönicien. Dann kehrte er seine Waffen gegen Jerusalem, das er 637 nach einer harten Belagerung einnahm. Omar hielt seinen Einzug in diese Stadt auf einem mit zwei Säcken beladenen Kameele, in deren einem Baumfrüchte, in dem andern Getreide war, und die seinen ganzen Mundvorrath enthielten. Eine hölzerne Schüssel war sein einziges Geschirr, und die Erde sein Sessel. Da die Capitulation von Jerusalem vielen andern, welche die Moslemin seitdem schlossen, zum Muster diente, so führen wir hier die Hauptpunkte derselben an: „Die Einwohner behalten ihr Leben, ihr Eigenthum, ihre Kirchen; aber sie sollen keine neue Kirchen bauen, noch auf die vorhandenen Kreuze setzen dürfen. Sie sollen nicht mit den Glocken läuten, sondern sich begnügen zu klingeln. Wenn ein Muselmann durch die Stadt reiset, sollen sie ihn drei Tage frei halten. Sie sollen niemand vom Mahommedanismus abwendig

Digitized by Google

wachen, und ihre Anverwandten nicht verhindern, ihn anzunehmen. Sie dürfen nicht die Sprache, Kleidung, noch die Namen der Mahommedaner annehmen. Sie sollen keine Waffen tragen, keinen Wein verkaufen, dem Kalifen treu seyn und die Abgaben regelmäßig bezahlen." — Omars Statthalter drangen in Persien vor, schlugen das Heer des Jezdejerd, und eroberten die Hauptstadt und das Reich. Amru, einer seiner Statthalter, schlug die Truppen des Kaisers Heraclius 638 bei Antiochia; Memphis und Alexandria ergaben sich; ganz Aegypten und ein Theil von Libyen wurden den Römern entrissen. Damals sollte nach einer alten, neuerlich widerlegten Sage auf Omars Befehl die große Bibliothek zu Alexandria verbrannt worden seyn. Nichts widerstand den Waffen der Moslemin; sie setzten ihre Eroberungen bis weit in Afrika fort. Aber Omar genoß seines Ruhms nicht lange; er wurde im J. Chr. 644, in einem Alter von 63 Jahren, von einem persischen Sclaven ermordet, der ihm einen Messerstich in den Leib versetzte, woran er nach drei Tagen starb. Die Großen baten ihn, seinen Nachfolger zu bestimmen; er aber antwortete: „Wenn Salem noch lebte, so würde ich ihn allen Andern vorziehn." Den Vorschlag, seinen Sohn zur Kalifenwürde zu ernennen, lehnte er mit Lebhaftigkeit ab: „Es ist genug," sagte er, „daß in meiner Familie sich Einer gefunden hat, der diese Last hat übernehmen mögen." So wurde durch ihn das Kalifat ein Wahlreich. (S. d. Art. Kalif.) Der Islam hat nie einen tugendhaftern und eifrigern Apostel gehabt als ihn; er beobachtete streng alle Vorschriften des Coran und wird als gerechter und milder Fürst gerühmt. Cairo wurde von ihm erbaut und unter ihm 36,000 Städte oder Schlösser erobert, 4000 Tempel und Kirchen zerstört und 1400 Moscheen erbaut.

Ombrometer, s. **Regenmesser**.

Omen, Omina (Vorbedeutungszeichen), gewisse zufällig sich ereignende Umstände, welche man als Vorzeichen eines Glücks oder Unglücks ansah. Sie waren entweder 1) gewisse am Körper befindliche oder im Gemüthe sich ereignende Erscheinungen; oder 2) sie kamen von äußern Dingen her, oder 3) sie bestanden in gewissen bedeutenden Worten. — Zur ersten Classe gehörten die Mahle am Körper, plötzliche Unruhe und Bestürzung, überhaupt alle unerwartete Erschütterung des Körpers und der Seele, Herzklopfen, Zittern der Augen oder irgend eines Muskels, das Niesen u. s. w. Alle diese Dinge waren von vieler Vorbedeutung. — Zu den äußern Erscheinungen gehörten folgende. Ein ungewöhnlich heller Schein, der sich in einem Hause oder sonst an einem Orte zeigte, war ein glückliches Zeichen; denn man glaubte, daß irgend eine himmlische Gottheit gegenwärtig sey. Dagegen war es ein nachtheiliges Omen, wenn den Bildsäulen der Götter etwas Ungewöhnliches widerfuhr. — Die ominösen Worte waren glücklich oder unglücklich nach ihrer Bedeutung und zufälligen Beziehung. Wirksam war ein solches Omen nur dann, wann es dem Hörenden auffiel und Eindruck auf ihn machte. — Um die üble Vorbedeutung eines Omens abzuwenden, warf man z. B. einen Stein auf die etwas Uebels bedeutende Sache, oder tödtete das ominöse Thier, damit die Unglücksbedeutung selbst darauf zurückfallen und so vernichtet werden möchte. Unglück bedeutende Worte gab man dem, der sie sprach, mit dem Ausdruck: „auf dein eignes Haupt!" zurück. Man hatte auch einen besondern Zauberapparat, um üble Vorbedeutungen abzuwenden. Man nahm dornichtes und

Digitized by Google

sonst unfruchtbares Holz, verbrannte es zu Asche und warf diese in fließendes Wasser, oder ins Meer, wenn ein böses Omen sich ereignete. Ueberhaupt aber pflegte man, wenn unglückliche Omina sich ereigneten, das angefangene Geschäft liegen zu lassen und es ein ander Mal wieder vorzunehmen.

Ommiaden oder Ommajaden, s. Kalif, Kalifat.

Omnium. Man bezeichnet in England mit diesem Ausdrucke das Ganze der Gegenstände (der öffentlichen Papiere, Stocks), welche die Unterzeichner einer Anleihe von der Regierung dagegen erhalten. Sollen die Unterzeichner z. B. vermöge ihrer Uebereinkunft mit der Regierung für jedes Hundert Pfund, das sie vorschießen, eine gewisse Summe in den Fonds zu 3 pro Cent, eine andere Summe zu 4 pro Cent und einen gewissen Theil in langen Annuitäten erhalten, so bilden diese drei Gegenstände zusammen das Omnium; jeder einzelne Artikel der Anleihe dagegen wird Scrip (eine Verstümmelung des Worts Subscription) genannt. Da das Omnium einer Anleihe nach Maßgabe der Umstände steigt oder fällt, die zwischen dem Tage der Anleihe und dem Tage ihrer Wiederbezahlung eintreten, so ist es der Gegenstand großer Speculationen.

Omphale, die Tochter des lydischen Königs Jardanes und Gemahlin des Tmolus, nach dessen Tode sie selbst die Regierung führte. Hercules wurde ihr vom Mercur als Sclave verkauft und verrichtete in ihrem Dienste mehrere tapfere Thaten. Omphale belohnte ihn dafür durch ihre Umarmung und gebar ihm einen Sohn. Hercules wurde von ihr so berückt, daß er ihr zu Gefallen in weiblicher Kleidung einherging, die Finger mit goldnen Ringen besteckte, die Haare in künstliche Locken legen ließ, hohe goldgestickte Schuhe trug, und unter ihren Sclavinnen an dem Rocken spann, indessen sie die Löwenhaut anzog und die Keule trug. (Vergl. Hercules.) Uebrigens herrschte Omphale sehr despotisch über die Lydier, und war eben so zügellos und ausschweifend als grausam.

Omrah heißt in Ostindien, besonders im ehemaligen mongolischen Reiche, ein vornehmer Kriegsoffizier oder Befehlshaber. Den Omrahs ist ein Mirza (Emir Sadeh) oder Oberfeldherr vorgesetzt.

Oeneus, s. Calydon.

Onomatopöie (aus dem Griech. von ὀνοματοποιΐα) heißt die Namen- oder Wortbildung, vorzüglich wenn sie die Gegenstände durch ihren nachgeahmten Schall bezeichnet. Sie ist eine der ersten Arten der Wortbildung, und auf folgende Weise zu erklären. Die Gegenstände der Sinnenwelt sind die ersten, welche der Mensch kennen lernt, und ihre Bezeichnung knüpft sich an ihre Kenntniß an. So wie wir nämlich die Gegenstände der Sinnenwelt mit unsern Sinnen auffassen, so bezeichnen wir sie auch mit Ausdrücken, welche den Sinnen entsprechen. Die Sprache ist hörbare Bezeichnung der Vorstellungen; sie hält also zunächst und unwillkürlich die hörbaren Eigenschaften der Gegenstände fest, und gibt dieselben mittelst artikulirter Laute wieder, wie das erschütterte Ohr sie empfangen hat. Und darum ist diese Wortbildung durch Nachahmung des Lautes oder Schalles der Gegenstände zugleich die natürlichste, die sich denken läßt, so wie der nachahmende Laut der verständlichste für die Mittheilung, indem er am leichtesten sich mit der Vorstellung des schallenden Körpers verbindet und sie in Andern erweckt. Hier gibt es aber einen doppelten Fall, entweder wird unmittelbar nur der Laut oder Schall eines Dinges

Digitized by Google

nachgeahmt, wie z. B. in den Worten: murmeln, rasseln, lispeln rc., oder ein Gegenstand wird nach einem Schall oder Laut, den er verursacht benannt, z. B. Blitz. Im letztern Falle kann die tönende Eigenschaft des Gegenstandes auch nur Nebensache oder zufällig veranlaßt worden seyn, aber der Schall zog die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und er wurde daher immer so benannt, obgleich späterhin der Ursprung des Namens vergessen ward. Die erstern Arten der Onomatopöie sind die ursprünglichen und nothwendigen, weil man sich bei ihnen an die reine Wahrnehmung des Tons hält; die letztere ist die abgeleitete, aber fast noch ausgebreitetere. Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, warum die Onomatopöie ein wesentlicher Bestandtheil der Bildung aller Sprachen ist, so wie sich anderntheils aus der verschiedenen Beschaffenheit des Gehörs und dem Verlöschen der Naturlaute in einer Sprache durch allmählige Umbildung derselben bei verschiedenen Generationen erklären läßt, nicht nur warum die Sprachen untereinander in solchen Namen (onomatopoetica) oft so verschieden sind, sondern auch, warum wir in den einzelnen Sprachen so wenig Worte als solche erkennen. In Hinsicht des letztern ist jedoch der Unterschied der Naturlaute und der artikulirten Laute, mit welchen die Sprache nachahmt nicht, zu übersehen.

T.

Oenomaus, s. Hippodamia.

Ontologie, Wesenlehre, nennt man denjenigen Theil der Metaphysik, welcher die Eigenschaften, ohne die ein Ding kein Ding seyn würde, vollständig angibt und erweiset. Was nur immer aus dem Begriffe des Dinges erfolgt, das wird hier angegeben, und was den nothwendigen Prädikaten desselben nicht widerspricht, wird ihm als nothwendige Eigenschaft beigelegt. Man handelt in ihr 1) von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit; 2) von Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung; 3) von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge; 4) vom Raum und der Zeit, und 5) von dem Einfachen und Zusammengesetzten. Es ist aber von dem Dinge (dem Wesen, dem Etwas) nur als von etwas Denkbarem die Rede, und es bleibt unentschieden, ob ihm ein wirklicher Gegenstand außer dem Denken entspreche; die Ontologie ist also keine Erkenntniß realer Objecte. — Seit der Umwandlung, welche die Philosophie durch Kant erhielt, ist die ganze Ontologie, wie sie von den früheren dogmatischen Schulen aufgestellt wurde, zerfallen, und an deren Stelle eine Analytik unserer Begriffe und unseres ganzen Vorstellungsvermögens getreten. Diese Analytik wird von Kant Transscendentalphilosophie genannt. S. Metaphysik. dd.

Ontotheologie war sonst ein Zweig der metaphysischen oder natürlichen Theologie, die Lehre von Gott nach dem Begriffe des vollkommensten Wesens (το ὄν schlechthin).

Onuphis, einer von den drei heiligen Stieren, welchen die Aegypter zu Hermunthis in einem prächtigen Tempel göttlich verehrten. Man glaubte, er verändere mit dem Fortrücken der Sonne in jeder Stunde seine Farbe.

Onyx, Onych, s. Achat. Die Alten benannten ihn von der weißen Farbe des Nagels am Finger, in welche er spielt, und pflegten die schönsten Steine dieser Art zu Cameen zu verwenden. Der Onyx wird in mehrern europäischen Ländern, unter andern im säch-

sischen Erzgebirge, im Königreiche Böhmen, im Oesterreichischen, in Italien und in der Levante gefunden.

Doft (Jacob van), ein berühmter Maler aus Brügge, geboren 1600. Er begab sich nach einem wohlgelegten Grunde nach Rom, wo er unter Hannibal Carracci studirte. Nach seiner Zurückkunft wurde er den besten niederländischen Meistern beigezählt. In seiner Jugend copirte er mit solcher Geschicklichkeit nach Rubens und Vandyk, daß seine Gemälde noch jetzt die Kenner täuschen. Dadurch lernte er die Grundsätze einer schönen Färbung und zierlichen Führung des Pinsels. Er malte nur große Geschichten; seine Compositionen sind ungekünstelt und wohlüberlegt; er brachte in denselben nicht mehr Figuren an, als nöthig; keine ist müßig. Die Verzierungen sind sinnreich, voll edler Einfalt und die Gewänder schön. Seine Hintergründe zierte er mit Architektur, die er, wie die Perspective, gut verstand. Seine Zeichnung ist in gutem Geschmack, das Colorit seines Nackten frisch und natürlich. Er starb 1671. — Sein Sohn, gleiches Namens, studirte zu Paris und Rom, lebte lange zu Lille, und begab sich endlich wieder nach Brügge, wo er 1713 starb. Von dessen großen historischen Gemälden sieht man mehrere in den Kirchen und Palästen von Lille. Seine Zeichnung sowohl als sein Colorit sind alles Beifalls würdig. Seine Manier ist pastoser und die Touche freier als seines Vaters. Er drappirte im größten Styl. Seine Compositionen waren nicht überreich, aber sehr verständig geordnet.

Opal, s. Achat. Die Alten nannten ihn Iris. Man unterscheidet zwei Hauptarten: den eigentlichen Opal und den Wachsopal. Vom erstern gibt es wieder mehrere Sorten, wovon der edle Opal, der bei durchfallendem Lichte meist gelb, beim auffallenden aber milchblau ist, ferner der gemeine Opal und das Weltauge oder Hydrophan, die merkwürdigsten sind. Das sogenannte Weltauge scheint ein gemeiner verwitterter Opal zu seyn. Es besitzt die sonderbare Eigenschaft, Wasser einzusaugen, wobei es seine Durchsichtigkeit verliert. Die Farbe desselben ist meistentheils rahmgelb, bisweilen auch regenbogenartig. Beim Wachsopal gibt es vornehmlich zwei merkwürdige Sorten, den Holzopal (ein versteintes Nadelholz von gelblicher und bräunlicher Farbe, woran man zum Theil noch den faserigen Längenbruch und zuweilen schalige Ablösungen der Jahresringe bemerkt), und den Telkobanjerstein, welcher eine wachsgelbe, aber auch braunrothe und olivengrüne Farbe und seinen Namen von einem Orte in Ober-Ungarn hat, wo er meistens gefunden wird. Die Opale sind im Erzgebirge, in Böhmen, in Schlesien u. s. w. nicht selten. Die orientalischen übertreffen alle an Härte und Schönheit; unter den europäischen sind gewöhnlich die ungarischen die besten. Man beurtheilt die Güte und den Werth der Opale nach ihrer Härte, schönen Mischung und nach ihrem Feuer.

Oper, Singspiel. — Das Singspiel, oder die Oper im weitern Sinne, ist ein musikalisches Drama; dieß bestimmt ihren ganzen Charakter. Sie unterscheidet sich dadurch zuerst von dem sogenannten Schauspiele mit Musik, in welchem nur zufällig, wenn es die Fabel eines solchen Dramas verlangt, Tonstücke eingeflochten werden. In der Oper ist die Musik wesentlich; aber daraus folgt noch keineswegs, daß sie über die Poesie herrsche, sondern daß beide in der innigsten Verbindung einander gegenseitig bestimmen. Dem zufolge wird einerseits die Poesie Gesang, die Musik aber erhebt sich andrerseits zur Poesie durch lebendige Schilderung der

Digitized by Google

Stimmungen und Charaktere der Personen. Das erstere gibt dem dramatischen Gedichte der Oper einen lyrischen Charakter; denn alle Poesie neigt sich durch Ausdruck und Schilderung des Gefühls zur Musik hin, und wird in sofern ursprünglich lyrische Posie genannt. Die erste Aufgabe für den Dichter ist daher, eine solche Handlung zu erfinden, durch welche die Personen in Situationen gebracht werden, in welchen sie sich vorzüglich lyrisch aussprechen können, und mannichfaltige Affecten und Leidenschaften in verschiednen Graden und Abstufungen abwechseln. Und wenn dieses einestheils zwar die strenge Ausbildung der Charaktere und den ununterbrochnen Fortgang der Handlung zu hemmen scheint, (weßhalb auch die Oper weder Charaktere noch Handlung in demselben strengen Sinne haben kann, in welchem sie z. B. der Tragödie zukommen), so ist die Oper dadurch auf der andern Seite geschickter, gewisse Stoffe zu versinnlichen, welche dem strengen Drama sich mehr entziehen. Dieß sind vornämlich romantische Zauberstoffe, Feenmährchen, idyllische und romantische Bilder, deren Innerstes erst durch Musik vollkommen lebendig ausgesprochen wird. Denn der Gesang wird in der Oper zur Rede; eine solche ätherische Sprache ist aber am meisten geeignet, die Sprache zauberischer Wesen (Feen, Gnomen, Sylphen) zu seyn, und in dem Gebiete des Wunderbaren und Idyllischen fallt es uns auch am wenigsten auf, daß nicht, wie in der wirklichen Welt, Alles durch Rede abgethan wird. Hieraus folgt von selbst, daß historische und heroische Stoffe, sofern sie nur durch strenge Charakterentwickelung im fortschreitenden Handeln ausgeführt werden können, und ihr Zusammenhang mehr von dem Verstande als von der Phantasie aufgefaßt werden kann, der Natur der Oper am ungünstigsten sind, und daß man nur aus sich selbst mißverstehender Vornehmheit denselben in der letzten Zeit die heroischen, historischen und bürgerlichen Opern vorgezogen hat, die gewissermaßen immer einen Widerspruch in sich tragen, am meisten dann, wenn fade prosaische Worte singend vorgetragen werden. Es folgt daraus aber auch, daß der Dichter der Oper mit der Natur der Musik vollkommen vertraut, ohne Zwang und ohne sich einem fremden Joche zu unterwerfen, musikalisch dichten, d. h. sowohl den dramatischen Stoff, als die einzelnen Theile in der Ausführung so behandeln müsse, daß er der Tonkunst Gelegenheit gebe, das was der Poesie unaussprechlich bleibt, auf die ihr eigenthümliche Weise auszudrücken. Haupterfordernisse der Behandlung sind daher nach dem Vorigen: leicht gezeichnete und gut contrastirte Charaktere, ferner eine erfreuliche Mannichfaltigkeit lyrischer Situationen, Angemessenheit des lyrischen Ausdrucks an den Charakter der Personen rc. Was sonst und überhaupt zur musikalischen Poesie gehöre, die man wohl zweckmäßig andeutende, oder skizzirende Poesie nennen könnte, z. B. einfache, leichte Rhythmen, Gedanken die mehr Gefühl und Phantasie, als den Verstand in Anspruch nehmen), dieß müssen wir an diesem Orte der Kürze wegen übergehen. Aber es leuchtet endlich auch ein, warum der Dichter der Oper so selten ist; denn wer mit Musik nicht innig vertraut ist, dem muß die Verbindung der Poesie mit Musik, zu welcher der Operndichter hinwirken soll, nur als eine unwürdige Dienstbarkeit ein Zwang der Poesie erscheinen; fast eben so wie manchen poetischen Menschen Rhythmus und Reim ein Zwang ihres Gefühls, nicht ein nothwendiges Maaß ist, in welches ihre Gefühle sich wie von selbst ergießen. Aber die Seltenheit der guten Oper in poetischer Hinsicht, bei hoher Ausbildung des musikalischen

Digitized by Google

Bestandtheils kann nichts gegen die Gattung selbst entscheiden. In der That aber finden wir mehrere Opern, deren Stoff vollkommen für Musik geeignet ist, deren Text oder poetische Ausführung aber der Poesie des Stoffes empfindlich widerspricht, und dieß beweist nur, daß ein mit Musik Vertrauter einen günstigen Stoff erfinden könne, ohne ihn auch im Einzelnen mit der erforderlichen Bildung poetisch auszuarbeiten. So ist z. B. gewiß der Stoff des Don Juan und der Zauberflöte höchst musikalisch und an sich auch poetisch, aber wer möchte leugnen, daß die vorhandenen deutschen Texte sowohl im Dialog, als in den den einzelnen Singstücken zum Grund gelegten Versen zum Theil höchst fad, platt und holperich ausgearbeitet sind. Wer möchte aber auch von der andern Seite leugnen, daß es möglich sey, ächt poetische Texte unterzulegen, ohne die Idee des Ganzen anzutasten, wenn nur die Sache an den rechten Mann käme, und er die Arbeit dankbar fände, und daß die Oper noch einen weit größern und tiefern Eindruck auf Gebildete machen würde, wenn sie auch in poetischer Hinsicht sich durchaus vollendete. Wie aber die Oper gewöhnlich ist, nicht wie dieselbe seyn kann und seyn sollte, hat Müllner vollkommen Recht, sie ein Rühreí von Poesie und Unsinn zu nennen. — Es soll aber auch von der andern Seite sich die Musik zur Poesie, und zwar zur dramatischen erheben. Dieß erfodert, daß die Opermusik charakteristischer und gedrängter sey, als eine andere Musik, die sich mit Poesie verbindet, und daß sie nicht durch lange Concertstücke den Gang der Handlung völlig aufhalte. (Ein Muster ist hier Salieri's Axur.) Der Natur des Kunstwerks gemäß, muß sie einen Gesammtcharakter tragen, wie z. B. Mozarts Zauberflöte sich durch ihren feyerlich ernsten Charakter, ungeachtet der eingeflochtnen naiven Parthien, von dem sinnlich lebendigen Colorit eines Figaro oder anderer Mozartischen Opern sprechend unterscheidet. Ferner muß es, wie in den letzten Opern, auch gewisse, durch Musik individualisirte Charaktere geben, und ihre lyrischen Monologen (Arien, Cavatinen, Arioso's) und Dialogen (Duette, Terzette rc.) müssen in gehöriger Abwechselung unter einander und mit dem kräftigen Chor dem Ganzen eine erfreuliche Mannichfaltigkeit verschaffen. Die Hauptaufgabe des Componisten aber ist: die im Texte ausgesprochenen Gefühle und Leidenschaften der handelnden Personen mit der der Tonkunst eigenthümlichen Stärke und Eindringlichkeit auszudrücken. — Das Vorherrschen der ernsten oder heitern Stimmung, welches durch den Stoff der Fabel bestimmt wird, und sonach zugleich des großen oder des leichtern Styls in der Musik, bildet den Unterschied der sogenannten Opera seria (große oder ernsthafte Oper) und der Opera buffa (komische oder scherzhafte Oper); und wiewohl sich jene im Ganzen nach der Seite der Tragödie, diese nach dem Lustspiel hinneigt, so ergibt sich doch aus dem Vorigen, daß weder eine ernste Oper so rein tragisch und einfach seyn könne, als die Tragödie, noch die komische Oper eine so verwickelte Intrigue haben könne, als das Lustspiel. Denn die Musik spricht unmittelbarer zum Gefühle, als zum Verstande; das Komische, dessen Ursprung die Reflexion ist, vermag daher nicht ohne lyrische Beimischung die Oper auszufüllen, und erscheint darum auch an sich mehr als Product der Lustigkeit; daher das Groteske und Burleske der Oper sehr günstig ist. Es gibt aber auch einen gemischten Styl und die Gränzen des Ernsten und Scherzhaften sind überhaupt schwer zu bestimmen. — Beispielsweise würden wir Spontini's Vestalin eine

Opera seria, Cimarosa's Matrimonio segreto eine Opera buffa nennen, und Mozarts Entführung aus dem Serail so wie viele Paer'sche Opern würden wir zu dem mezzo stilo (mittlern Styl) rechnen. — Soll die Oper musikalisches Drama im vollkommensten Sinne des Worts seyn, so darf sie nicht durch gesprochenen Dialog unterbrochen werden, sondern die Stelle des letztern muß das der gesprochnen Rede sich annähernde musikalische Recitativ (s. d. Art.) vertreten. Warum dieß heutzutage bei den Deutschen nicht so sehr ansprechen will, liegt an der Seltenheit gut recitirender Sänger bei den Deutschen, und an der Seltenheit der Componisten, welche das Recitativ über die gewöhnlichen bedeutungslosen Phrasen zu erheben im Stande sind, durch die musikalische und unmusikalische Personen sich gelangweilt finden, endlich vielleicht auch an der Gewöhnung und Entwöhnung der Deutschen. — Frühzeitig jedoch fühlte man die Einförmigkeit, welche schlechte Recitative hervorzubringen im Stande sind, und dieß gab Gelegenheit zur Operette im ältern Sinne, welche man als eine Nachahmung französischer mit Lieder- und Romanzengesang vermischter Schauspiele, von der eigentlichen Oper so unterschied, daß bei dieser der gesprochne Dialog nie eintrat, in jener aber Gesang und Dialog, wie jetzt in den meisten deutschen Opern, abwechselte. Dieß that man anfänglich nur bei komischen Opern, welchen dieser Contrast auch noch am günstigsten zu seyn scheint; daher man diese Gattung bei den Deutschen auch komische Operette, oder komische Oper nannte. Späterhin ward diese Abwechselung auch in die ernste Oper eingeführt; so daß wir neuerdings unter Operette, wie in der frühsten Zeit, nur ein Singspiel von geringerer Ausführung, kleinerm Umfang, und leichterm Charakter, unter Oper aber die umfassendste Gattung des Singspiels verstehen. Dieser regelmäßig wiederkehrende Wechsel des gesprochnen Dialogs und des Gesangs, welcher für das gesunde Ohr immer einen unangenehmen Abfall bewirkt, und die Blößen in der prosaischen Declamation der Sänger und Sängerinnen um so mehr an den Tag bringt, erfodert nun, daß der Dichter alle lyrische Bewegungen der Personen in die Musikstücke verlege, worauf die Prosa um so mehr als Prosa erscheint. Aber um die im Gesange oft so schlecht aussprechenden Sänger zu verstehen, und von der Handlung, die man vor sich sieht, nur etwas zu erfahren, läßt man sich lieber die Zwittergattung gefallen, als daß man die vollkommnere ausbildete. Als die Deutschen die Operette auf ihre Bühne brachten, behandelten sie dieselbe, zu Liebe des damals herrschenden Wahrscheinlichkeitsprinzips, eigentlich als Lustspiel mit Gesang, und suchten alles Singen durch besondere Motive, z. B. Aufruf zum Singen, Versprechen etwas vorzusingen rc. einzuleiten, was sich nicht oft ohne Gesuchtheit wiederholen ließ. Dieß nöthigte allmälig zu größrer musikalischer Ausbildung der Gesangstücke nach dem Vorgange der Italiener (s. unten). Daß sich in gewissen Opern auch die der Musik durch den Rhythmus verwandte Tanzkunst mit der Tonkunst verbinden könne, ist der Oper zufällig. Hierdurch und durch Mitwirkung der malerischen und architektonischen Kunst, welche die Oper (vorzüglich die romantische) auf mannichfaltige Weise unterstützen, wird die Musik zu einem der zusammengesetztesten Kunstwerke, und da diese Verbindung fast aller schönen Künste in einem einzigen Werke so oft nur eine äußere bleibt, so scheint die Aufgabe um so schwerer, „aus hundert Vergnügen ein einziges zu machen." Alle Vorwürfe aber, die bloß von dem Stand-

Digitized by Google

punkte der gemeinen Wahrscheinlichkeit gegen die Oper aufgestellt werden, z. B. daß kein vernünftiger Mensch seine Gefühle und Gedanken im gewöhnlichen Leben singend mittheile, verdienen eben so wenig Beachtung, als der gemeine Tadel, daß kein Mensch im Leben in regelmäßigen Jamben und Trochäen spreche, wie es in der Tragödie geschieht: — denn alle Kunst beruht auf gewissen Voraussetzungen der Einbildungskraft, welche die Illusion ausmachen. — Zu den kleineren und unbedeutenderen Arten des Singspiels gehören das sogenannte Intermezzo der Italiener (s. d. Art.), welches man zwischen größere Stücke oder andere dramatische und musikalische Leistungen einschiebt, weil es nur wenige Personen und musikalisch begleitete Situationen enthält. Die in der letztern Hälfte des 18ten Jahrhunderts bei uns Deutschen beliebten Melodramen (Monodramen und Duodramen), in welchen entweder die Declamation und Mimik ununterbrochen begleitet wird, oder die Musik nur die Pausen der Rede ausfüllt, oder endlich die Musik bald abwechselnd begleitet bald nachfolgt, können zwar musikalische Dramen, aber nicht Singspiele genannt werden, insofern in ihnen nicht gesungen wird. Wohl aber gehört hieher das dem französischen Vaudeville nachgeahmte Liederspiel, worüber man den eigenen Artikel nachsehen kann.
T.

Oper (Geschichte der). Im Anfange des 16ten Jahrhunderts unternahmen es Vicenzo Galilei und Giulio Caccini, berühmte Tonkünstler ihrer Zeit, Gedichte unter einfacher Begleitung eines Saiteninstruments herzusagen oder zu recitiren. Diese Versuche, welche als der Ursprung der Oper angesehen werden, bahnten einem durchaus in Musik gesetzten Drama den Weg, welches Daphne hieß, und von dem Dichter Ottavio Rinuccini verfertigt, von Jiac. Peri in Musik gesetzt war. Es wurde 1597 in Florenz zum ersten Male und mit dem lautesten Beifall aufgeführt. Zwei andere Schäferspiele, die Aegle von Giraldi und die Arethusa von Lolio, sollen um dieselbe Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara aufgeführt worden seyn, so wie man auch sagt, daß Guarini's Pastor fido schon in der Mitte des 16ten Jahrhunderts musikalisch dargestellt worden. Die Musik zu diesen Schauspielen bestand größtentheils in einem Vortrage, der unserm heutigen Recitative ähnlich war, welches nur selten durch Chöre unterbrochen wurde und sich daher dem Vortrage der griechischen Tragödie näherte, deren Dialog ebenfalls unter einfacher Instrumentalbegleitung musikalisch declamirt wurde. Für den eigentlichen Erfinder des Recitativs, so wie wir es jetzt haben, wird jedoch Emilio del Cavaliero (seit 1570 Kapellmeister in Florenz) gehalten, von dem im Jahre 1590 zu Florenz zwei Pastorales, il Satiro und la Disperazione aufgeführt wurden, und welcher auch auf eben dieselbe Weise ein Oratorium, Anima e Corpo, in Musik gesetzt hat. Im Jahre 1597 ließ bereits Horazio Vecchi alle Rollen, auch sogar den Pantalon, den Doctor und spanischen Hauptmann in Versen absingen. Nach mehrern andern dergleichen Versuchen wurde im Jahre 1600 bei der Vermählung Königs Heinrich IV. das Singspiel Eurydice, von Rinuccini gedichtet und von Peri und Coccini componirt, in Florenz öffentlich aufgeführt. Nach einer andern Meinung aber soll bereits um das Jahr 1480 ein gewisser Johann Sulpitius, mit dem Zunamen Verulamo, auf dem Markte zu Rom, so wie auch vor dem Papste und einigen Cardinälen, Schauspiele mit musikalischer

Digitized by Google

Declamation gegeben haben. Die erste Opera buffa soll 1624 zu Venedig aufgeführt worden seyn; daselbst wurde auch die erste Opernbühne (1637) errichtet. Im Jahre 1646, bis wohin die Oper bloß auf ihr Vaterland Italien beschränkt gewesen war, ließ der Cardinal Mazarini zuerst Operisten (Opernsänger) aus Italien nach Paris kommen, welche daselbst die erste italienische Oper, Orpheus und Eurydice, aufführten. Um dieselbe Zeit machte Perrin den ersten Versuch mit einer französischen Oper, wozu er 1669 ein königliches Privilegium erhielt. Außer der ernsthaften Oper zu Paris, die den Namen der königlichen Akademie der Musik führte, ward daselbst auch im Jahre 1678 eine andre eingeführt, die man auf den Messen zu St. Laurent und St. Germain vorstellte, und welche im Jahre 1715 den Namen der komischen Oper erhielt. In Frankreich wurde sie mit glänzenden Balletten und Pantomimen ausgeschmückt. In Deutschland wurden schon zu Hans Sachsens Zeiten (starb 1567) gesungne Fastnachtsspiele aufgeführt. Den ersten eigentlichen Operntext verfertigte Martin Opitz (starb 1669); er hieß Daphne, und ist eine Nachahmung des oben erwähnten italien. Singspiels Daphne. Nachher schrieb Paul Thiemich die Oper Alceste, welche die erste ist, die 1693 zu Leipzig in der Ostermesse aufgeführt wurde. Einige halten die komische Operette, der Teufel ist los, für die erste komische Oper in Deutschland; Flögel hingegen behauptet, daß es dort eben so früh komische Opern gegeben habe, als ernsthafte. Zu Augsburg wurde im Jahre 1697 zum ersten Male eine deutsche Oper aufgeführt und zu Nürnberg 1667 ein Opernhaus erbaut, in welchem man 1697 die erste deutsche Oper, Arminius, aufführte. In Schweden wurde 1774 die erste schwedische Originaloper, Birger Jarl, von gebornen Schweden aufgeführt. — Die italienische Oper unterscheidet sich von der deutschen hauptsächlich dadurch, daß durchgehends nicht darin gesprochen, sondern der Dialog recitativisch (d. h. nach Noten, aber ohne Tact) gesungen wird. — Bei den Italienern sind auch die Gattungen der Opera seria und buffa strenger geschieden, als bei den Deutschen. Jene ist weit ernster, für uns fast leer und langweilig; diese weit mehr grotteskkomisch und ächt national. Dieß bezeichnet auch der ihnen eigenthümliche Ausdruck und Charakter der Buffonerie, welche unnachahmlich ist. Unter ihren ernsten Operndichtern zeichnen die Italiener den Apostolo Zeno und hauptsächlich den Metastasio aus, unter den komischen Goldoni und mehrere andre; unter ihren Componisten Sacchini, Piccini, Cimarosa, Paesiello, Zingarelli, Martini, Rossini, Genrali rc. (S. Arteaga's Geschichte der ital. Oper übers. von Forkel, 2 Theile 1789). Unter den Franzosen dichteten für die Oper Quinault, la Fontaine, l'a Motte, Marmontel, Javay, Sedaine; Componisten waren Gretry, Monsigny, Dalayrac, Isouard, Boyeldieu, Catel, Mehul und die nationalisirten Spontini und Cherubini. Unter den Engländern dichteten für die Oper Addison, Gay, Fielding, Kenrick rc.; ausgezeichnete Componisten sind uns unbekannt. Unter den Deutschen wurde die Operette (s. oben) in der zweiten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich von Weiße und Hiller mit allgemeinem Beifalle bearbeitet. Um mehr musikalischen Genuß in dieses Schauspiel zu verweben, wurden nach und nach die Gesangstücke immer weiter ausgeführt und bekamen die Form der ernsthaften Oper. Endlich ertheilte die Benutzung des von den Italienern erfundenen

Finales, in welchem die Handlung fortrückt, und die Musik zu einer Folge sehr interessanter und abwechselnder Sätze Gelegenheit gibt, dieser Art von Oper gleichsam den allgemeinen Vorzug, so daß sie von nun an die herrschende Gattung des mit Musik verbundenen Schauspiels wurde. Und so entstand unsere gegenwärtige deutsche Oper, in welcher gesprochener Dialog und Gesang abwechselt. Die jetzige komische oder romantische Oper ist also eine Zusammensetzung der Opera seria und der Opera buffa der Italiener, nur mit dem Unterschiede, daß der Dialog derselben wirklich gesprochen und nicht recitativisch gesungen wird. Für die deutsche Oper dichteten übrigens noch von Göthe, Gotter, Bretzner, Jacobi, Stephani, J. G. Jacobi, Herklots, Huber, Michaelis, v. Kotzebue, Bürde, Schikaneder rc.; als Componisten nennen wir Mozart, Winter, Weigl, Reichardt, Kunzen, Wölfl, Beethoven rc. Zu den vorzüglichsten deutschen romantischen Opern gehören: die Zauberflöte, Don Juan, das unterbrochene Opferfest u. a. Pq.

Operation heißt in der Medicin eine durch chirurgische Instrumente ausgeführte Verrichtung; die chirurgischen Operationen bestehen in Schneiden, Stechen oder Sägen. In der Chemie versteht man unter Operation die Ausübung chemischer Versuche, in der Absicht Körper zu zerlegen oder zusammenzusetzen, oder endlich die Eigenschaften derselben kennen zu lernen. In der Kriegssprache ist Operation gleichbedeutend mit Unternehmung. Der Operationsplan ist der vorläufig gemachte Entwurf, nach welchem die Unternehmungen eines Feldzugs eingerichtet werden sollen.

Operment, s. Arsenik.

Opfer sind Gaben, die man der Gottheit darbringt, um dadurch die Hingebung seiner eignen Person auszudrücken. Dieser Gebrauch war die erste Wirkung der Anerkennung höherer Wesen und ein Haupttheil des Gottesdienstes in allen Religionen des Alterthums; und noch heute glaubt der Orientale vor Gott eben so wenig mit leeren Händen erscheinen zu dürfen, als vor seinem Fürsten und Herrn. Die Vorstellung, daß Gott sinnliche Bedürfnisse habe und an Speise, Trank und Wohlgeruch Gefallen finde, so wie die Lebensart der Opfernden bestimmte die Beschaffenheit ihrer Gaben. Hirten und Jäger brachten Thiere, Ackerbauer Früchte und Brot; und die Ehrfurcht vor der Gottheit gebot, ihr das Beste, was der Opfernde besaß, zu widmen. Daher wollte Abraham selbst den geliebten Sohn und einzigen Erben opfern, und Agamemnon seine Tochter Iphigenia; doch zeigte sich in der glücklichen Wendung, die diese Opfer nicht zur Ausführung kommen ließ, schon früh die reinere Idee, daß Gott kein Menschenblut verlange und durch die fromme Gesinnung befriedigt werde. Die Verirrungen des Naturdienstes erhielten gleichwohl den grausamen Gebrauch, Menschen zu opfern, auch bei solchen heidnischen Völkern aufrecht, die der ersten Roheit entwachsen waren. Die Phönicier opferten ihrem Götzen (Moloch) Kinder, wie in gleichem Sinne die germanischen Völker und die ältern Mexicaner und Peruaner. Denn zu der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die früher zum Opfern antrieb, kam, da man Unfälle und Plagen als göttliche Strafen für begangne Sünden zu betrachten anfing, der neue Beweggrund, die erzürnte Gottheit zu versöhnen, und dazu schien ein Menschenleben nicht zu kostbar. Aber während die Altäre der heidnischen Welt vom Blute unschuldiger Kinder und wehrloser Gefangnen trieften, be-

Digitized by Google

stimmte Moses in seinen Opfergesetzen reine, makellose Thiere und Früchte zu Stellvertretern der Hingebung und Buße seines Volks vor Jehova. Die israelitischen Opfer waren blutige, wenn Rinder, Ziegen, Schafe, oder im Nothfall Tauben, von den Priestern geschlachtet und ganz oder zum Theil verbrannt wurden (Brandopfer); unblutige dagegen, wenn man Mehl, Kuchen, Salz, Oel, Honig und Weihrauch (Speisopfer), oder Wein, der um den Altar her ausgegossen wurde (Trankopfer), darbrachte. In Rücksicht der Gesinnungen, die sie ausdrücken, und der Zwecke, zu denen sie dienen sollten, waren diese Opfer entweder Dank- und Freudenopfer, die in Rind- und Kleinvieh bestanden und gewöhnlich mit Speisopfern begleitet waren, oder Sühn- und Schuldopfer, zu denen nur Thiere gebraucht wurden. Bei den letztern pflegten die Priester die Darbringenden zum Zeichen ihrer Versöhnung mit Jehova mit dem Blute der geschlachteten Thiere zu besprengen, und wenn es einer allgemeinen Buße und Entsündigung des ganzen Volkes galt, das Opferthier zu verbrennen, dagegen, wenn es nur Privatpersonen anging, das Fleisch selbst zu essen. Denn die Opfer an Thieren und Erstlingen der Früchte, die an gewissen Festen und bei wichtigen Familienbegebenheiten oder zur Entsündigung Einzelner dargebracht werden mußten, gehörten zu den Naturaleinkünften der Priester, die nur den ungenießbaren Theil derselben verbrannten. Diesen Vortheil verschafften sich auch die heidnischen Priester, die, wenn gleich bei Juden und Heiden nur die Priester opfern durften, an ihren Opfermahlzeiten die Geber Theil nehmen ließen, wie von den Hekatomben (s. d. Art.) der Griechen vor Troja an, bis zu den Opfergelagen, denen Theodosius durch ein Decret im Jahre 392 mit dem ganzen heidnischen Cultus zugleich im römischen Reiche ein Ende machte, hinlänglich bekannt ist. Die Hekatomben der Griechen und Römer waren Brandopfer, ihre Libationen Trankopfer, und Speisopfer die Gaben, die sie in den Mysterien darbrachten. Die schon von den Propheten des alten Bundes erkannte Wahrheit, daß der Mensch der Gottheit nichts anbieten könne, was nicht schon an und für sich ihr Eigenthum und ihre Gabe sey, machte das Christenthum dadurch geltend, daß es den heidnischen und jüdischen Opferdienst, welcher letztre nach Zerstörung des Tempels zu Jerusalem ohnehin aufhören mußte, gänzlich abschaffte, und den Tod Jesu als die ein für allemal und immer gültige Genugthuung für die Sünden der Menschen, und als die letzte Erfüllung der alten Opferidee darstellte. Zugleich verwarf es den Eigennutz, der die Gunst der Gottheit durch Geschenke zu erkaufen, und den Leichtsinn, der sich damit bei ihr abzufinden meinte, und foderte von seinen Bekennern nur die moralischen Opfer der Entsagung vom Bösen und Eitlen, der Aufwendung aller Kräfte und Güter für das Wohl der Menschen und die völlige Hingebung des Herzens an Gott. Ganz ließ sich jedoch die Vorstellung, daß man Gott auch sinnliche Gaben schuldig sey, bei den zum Christenthume bekehrten Völkern nicht ausrotten, und das Bedürfniß der Armen in der Gemeinde und Kirche zur Unterhaltung des Cultus und der Geistlichkeit machte gewisse Gott geweihte Abgaben immerwährend nothwendig. Als solche sind die Oblationen (s. Oblaten) der ersten Christen zu betrachten. Sie wurden, auch da die Leistung des Zehnten an den Clerus schon eingeführt war, beibehalten nnd meistentheils in Geld verwandelt; mit ihnen stehen die Opfer der Offertoria, welche nach ei-

Digitized by Google

nem, noch jetzt fast bei allen christlichen Religionsparteien bestehenden Gebrauche, zu gewissen Zeiten für die Geistlichen auf den Altar gelegt werden (Opferpfennig u. s. w. genannt), in geschichtlichem Zusammenhange, ohne doch auf irgend eine Weise zu den gottesdienstlichen Handlungen zu gehören. Dagegen wird eine Haupthandlung des Cultus in der catholischen Kirche, die Messe, noch jetzt das unblutige Opfer genannt, weil nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche der Meßpriester durch Consecration des Brots und Weins den Leib und das Blut Christi im Sinne der jüdischen Sühnopfer gleichsam aufs neue opfert (Meßopfer). Bei den Heiden findet der alterthümliche Gebrauch gottesdienstlicher Opfer auch in unsern Zeiten Statt; der Chinese weiht seinen Göttern Früchte, der Caraibe Tabak, der Neger in Westindien Brantwein, und bei den wilden Inselbewohnern und Anthropophagen zeigen sich immer noch Spuren von Menschenopfern. E.

Ophit, Ophites heißt auch der Serpentinstein.

Ophiten, Ophianer oder Schlangenbrüder, ward eine im 2ten Jahrhunderte entstandene gnostische Partei genannt, die mit den Valentinianern (s. d. Art. Gnosis) die Annahme zweier Grundwesen, die Aeonenlehre und die damit verbundnen Theogonien gemein, übrigens aber das Eigne hatte, daß sie sich bei ihren gottesdienstlichen Mysterien einer lebendigen Schlange, als Symbol des sinnlichen Princips im Menschen und der Klugheit, die es erzeugt (Sophia), bedienten. Die Ophiten küßten die Schlange, in der sie nach Anleitung des chaldäischen Schlangendienstes die Verführerin der Eva im Paradiese auf ähnliche Weise verehrten, wie feindliche Götter von den Heiden angebetet wurden.

Ophthalmie, die Augenentzündung, (von dem griechischen Worte ophthalmos, das Auge), ist verschieden, theils nach dem Sitze der Entzündung (in der Bindehaut des Auges, oder in den Augenlidern und deren Drüsen), theils nach dem verschiednen Grade derselben. Die gewöhnlichen Zeichen der Augenentzündung sind: ungewöhnliche Röthe, Schmerz in dem Auge, anfangs, als wenn Sand oder etwas dergleichen hineingefallen wäre, ungewöhnliche Hitze, meistens auch Ausfluß von Feuchtigkeit, Geschwulst der Augenlider. Oft ist gänzliche Lichtscheue damit verbunden. Zuweilen schwillt die Bindehaut des Auges so sehr an, daß sie Falten auf dem Augapfel bildet. Wenn die Entzündung sich bis auf die durchsichtige Hornhaut fortsetzt, was zuweilen in Form eines Bläschens, das einem Geschwürchen ähnlich ist, geschieht, so verliert sie ihre Durchsichtigkeit, bekommt Flecken, und es entsteht Blindheit, weil die Lichtstrahlen nicht mehr durchdringen können. Auch kann Eiterung die Hornhaut ergreifen und ganz zerstören, oder es erfolgt eine Eitersammlung im Innern des Auges, welche sich in den Augenkammern bildet, und, ohne gehörige Hülfe, die Hornhaut durchbricht und zerstört. Auch entstehn zuweilen nach Entzündungen Auswüchse auf der Hornhaut. H.

Ophthalmologie, die Lehre vom Auge, s. Auge und Augenpflege.

Opiat, s. Opium.

Opitz (Martin), einer unsrer besten ältern Dichter, wurde den 23sten December 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren. Er besuchte anfangs die Stadtschule seines Geburtsorts, deren Rector sein Oheim, Christoph Opitz, und nach dessen Tode Valentin Sanftleben war.

Letzterm besonders scheint Opitz die Entwickelung seines dichterischen Geistes verdankt zu haben. Im Jahre 1614 ging er nach Breslau, wo er auf dem dortigen Marien-Magdalenen-Gymnasium unter Hockelshofen seine Studien bis 1616 fortsetzte. Dieser gelehrte Mann erweckte bei ihm die Liebe zur Philosophie, womit er noch das Studium der Beredsamkeit und des Alterthums verband. Uebrigens entschied er sich jetzt für die Rechtsgelehrsamkeit. Als er Breslau verließ, gab er eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte in den Druck, welche er Neujahrsgeschenke (Strenae) nannte; ein Tribut des Dankes, an seine ehemaligen Lehrer oder andre Gelehrte in Bunzlau gerichtet. Im J. 1617 vertauschte er das breslauische Gymnasium mit dem damals berühmten zu Beuthen an der Oder, wo ihm der kaiserliche Kammerfiscal und Pfalzgraf, Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz die Aufsicht und Führung seines Sohnes anvertraute. Auch jetzt gab er verschiedene lateinische Gedichte, deßgleichen seinen Aristarchus, eine Schrift, die seinen Patriotismus für die deutsche Literatur bethätigte, heraus. Im J. 1618 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er, mit Vernachlässigung der Jurisprudenz, ein Jahr seinen Lieblingsstudien und der Dichtkunst widmete. Zwei Brautlieder waren hier sein erster Versuch, in deutscher Sprache zu dichten. Nach damaliger Sitte begann er nun seine Wanderungen. Im J. 1619 hielt er sich auf der Universität zu Heidelberg auf. Der churpfälzische Geheimerath Lingelsheim nahm ihn als Lehrer seiner Söhne in sein Haus, und stellte ihn bei Hofe vor. Er wurde mit dem berühmten Janus Gruter und andern trefflichen Köpfen bekannt, und schrieb daselbst viel, sowohl deutsch als lateinisch, in Prosa und Versen, scherzhaft und ernsthaft. Im Jahr 1620 besuchte er Straßburg, wo er Matthias Berneggers Freundschaft gewann, der den künftigen Virgil der Deutschen in ihm prophezeite. Ueber Tübingen ging er nach Heidelberg zurück, von wo er, um den Kriegsstürmen auszuweichen, zu Ende des J. 1620 mit seinem Freunde Hamilton, einem Dänen, in die Niederlande reisete. Zu Leiden kam er in Bekanntschaft mit Scriver, Vossius, Rutgersius, und dem großen Daniel Heinsius, welche sehr vortheilhaft auf ihn wirkten. Während der Krieg sich immer weiter über Deutschland verbreitete, lebte Opitz 1621 im Holsteinischen sieben Monate lang den Musen und der Freundschaft. Damals schrieb er sein treffliches Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, welches er jedoch erst 1633 drucken ließ. Zu Ende des Jahrs kehrte er in sein Vaterland zurück, und wurde an den Hof des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz berufen. Im J. 1622 ging er auf Bethlen Gabors Einladung als Lehrer der Philosophie und Humanioren nach Weißenburg. Hier lebte er in der Gunst des Fürsten und äußerm Glanze, und begann ein gelehrtes Werk, Dacia antiqua, dessen Vollendung, nachdem er sechszehn Jahre darauf verwendet hatte, sein Tod verhinderte. Aber es bemächtigte sich seiner eine traurige Gemüthsstimmung. Die Uncultur des Landes weckte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er nahm seine Entlassung, mit dem Vorsatze, fortan der Ruhe und den Musen zu leben. Dennoch ging er im J. 1623 von Bunzlau abermals nach Liegnitz an den Hof Georg Rudolphs. Hier dichtete, arbeitete, edirte er. Im J. 1624 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, von Zinkgref besorgt, die Opitz aber für übereilt erklärte und bald durch eine selbst veranstaltete verdrängte. Der Herzog Rudolph, auf dessen Befehl er die Sonn- und Festtagsepisteln

Digitized by Google

nach dem Sylbenmaße der französischen Psalme in Verse gebracht hatte, ernannte ihn zu seinem Rathe. Auch erschien jetzt sein Buch von der deutschen Poeterei, wodurch er den Anfang zu einer deutschen Poetik machte. Nachdem er zu Ende des Jahrs 1624 nach Sachsen gereiset, fast ein halbes Jahr in Wittenberg verlebt, und über Dresden den geschmackvollen Hof des Herzogs Ludwig von Anhalt, des Stifters der fruchtbringenden Gesellschaft, besucht hatte, in welche er unter dem Namen des Gekrönten aufgenommen wurde, kehrte er 1625 nach Schlesien zurück, um noch in demselben Jahre seinen Freund Kirchner, der in Geschäften des Herzogs nach Wien ging, dahin zu begleiten. Hier empfahl er sich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog Carl dem Kaiser Ferdinand II., aus dessen Händen er den poetischen Lorbeerkranz empfing. Nach einem kurzen Aufenthalte kam er 1626 nach Schlesien zurück, wo er abwechselnd zu Breslau, Brieg und Liegnitz lebte, und bald im Geräusche des Hofs, bald in den stillen Cirkeln seiner Freunde Erholung von seinen Arbeiten fand. Noch in demselben Jahre trat er als Secretär in die Dienste des gelehrten und tapfern Burggrafen zu Dohna, Carl Hannibal, und lebte jetzt größtentheils zu Breslau; doch machte er mehrere kleine Geschäftsreisen an fremde Höfe und zu andern Großen des Reichs. Auch ließ er sich gelüsten, seinen Heldenmuth auf die Probe zu stellen, und einen Ausfall unter dem General Pechmann mitzumachen; aber schon dieser einzige Versuch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß er zum Krieger keinen Beruf habe. Im J. 1628 erhob ihn Kaiser Ferdinand II. aus freiem Antriebe in den Adelstand, unten dem Namen Martin Opitz von Boberfeld; jedoch bediente er sich dieses Titels nur selten oder gar nicht. Im J. 1630 unternahm Opitz in Angelegenheiten des Burggrafen eine Reise nach Paris, erneuerte auf derselben alte und schloß neue Bekanntschaften mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. In Paris ward er mit Hugo Grotius bekannt, dessen Haus der Sammelplatz aller durch Rang und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männer war. Er übersetzte das Gedicht desselben von der Wahrheit der christlichen Religion aus dem Holländischen in deutsche Verse, wofür der Verfasser ihn mit den ehrenvollsten Lobsprüchen überhäufte. Ein Ruf seines Burggrafen riß ihn noch in diesem Jahre aus seinem literarischen Hochleben zu Paris. Am Ende desselben kam er, bereichert mit neuen Kenntnissen und einem Schatze von seltnen Büchern, Handschriften, Münzen und geschnittenen Steinen nach Breslau zurück, wo er zwei Jahre blieb. Aber nachdem 1633 der Burggraf zu Dohna gestorben war, ging er, da die unruhigen Zeiten ihm nicht erlaubten, einsam sich selbst zu leben, an die fürstlichen Höfe von Liegnitz und Brieg zurück. Hier gab er sein Lehrgedicht Vesuv und sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs heraus. Im Frühlinge 1634 folgte er dem Herzoge Johann Christian von Brieg nach Thorn, wohin dieser wegen der Kriegsunruhen sich begab, und nahm bald darauf seinen Wohnsitz zu Danzig, wo er sich mit Ruhe und Sicherheit seinen Studien widmen konnte. Das Singspiel Judith und die Uebersetzung der Antigone des Sophokles waren die Früchte dieser Muße. Als der König Uladislaus IV., der ihn bereits aus einem trefflichen deutschen Lobgedichte kannte, womit er ihn bei seiner Rückkehr von einem Zuge gegen Rußland begrüßt hatte, im Jahre 1638 nach Danzig kam, ließ dieser den Dichter vor sich kommen, und erlangte endlich durch dringendes Zureden von ihm, daß er mit Bewilligung des Herzogs als

königlich polnischer Secretär und Historiograph unter sehr vortheilhaften Bedingungen in seine Dienste trat. Er fuhr fort, seine Muße gelehrten Arbeiten zu widmen. Im J. 1637 gab er die Sammlung seiner geistlichen Poesien heraus, sammelte und revidirte seine weltlichen Poemata, arbeitete an den dacischen Alterthümern, und vollendete seine Psalmenübersetzung nach den gewöhnlichen Melodien. Nur auf kurze Zeit besuchte er Thorn und Königsberg. So hatte Opitz die Blüthe der männlichen Jahre und seines Ruhms erreicht. Die würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen liebten und ehrten ihn. Sein Urtheil und Geschmack hatten eine vollkommne Reife erlangt, von seinem thätigen Geiste erwartete man die vollendetsten Früchte. Diese Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Opitz wurde ein Opfer der Pest, welche 1639 Danzig verheerte, und auch ihn am 20sten August hinraffte. Sein literarischer Nachlaß ging in jener Zeit allgemeiner Verwirrung verloren. — Als Dichter war Opitz in unserm Vaterlande der erste, der sich zur wahren Poesie emporschwang; und in sofern heißt er mit Recht der Vater der neuern deutschen Dichtkunst. Er war mit den Alten vertraut, und hatte seinen Geist mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert; daher sind seine Gedichte, besonders die größern, reich an kräftigen und wahren Gedanken und feiner Erfindung. Die Sprache verdankt ihm neue Verbindungen und Formen, größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höhern Nachdruck und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von hundert wilden Auswüchsen. Der Prosodie gab er zuerst ihr Daseyn. Der erste Platz unter seinen Gedichten gebührt den lyrischen, nächst diesen den didaktischen; der schwächste Theil sind seine Uebersetzungen. Unter den Ausgaben ist die vollständigste die Breslauer, 1690 bei Fellgibel, 3 Theile 8., die zierlichste die Amsterdamer, 1646 bei Jansson, 3 Theile 12.

Opitz, zuletzt Schauspieler und Regisseur der königl. sächsischen Hofschauspielergesellschaft, hat sich den Ruf eines Schauspielers vom ersten Range zu verschaffen gewußt. Indessen scheinen seine unbedingten Lobredner ihn zu hoch gestellt zu haben. Eigen war ihm eine glückliche Routine, ein klingendes Organ, und ein kräftiger, gefälliger Körperbau. Mit diesen einnehmenden Vorzügen verband er eine glückliche, leichte Fassungsgabe für gewisse charakteristische Einzelnheiten, besonders in den sogenannten Chevaliers, ohne jedoch durch ein tieferes Studium seiner Kunst sich zu einer höhern Stufe zu erheben. Auch mochte das Lob, welches ihm in zu hohem Maße zu Theil ward, nachtheilig für seine künstlerische und geistige Bildung wirken. Erstere ging nicht weiter, als ein eitles Streben nach Effect gebot. Von der letztern gaben seine in einem sehr schwülstigen, pedantischen Style abgefaßten Briefe kein vortheilhaftes Zeugniß. Indessen bleibt doch — da es so wenig mittelmäßig gute Schauspieler in Deutschland gibt, — sein Verlust der Kunst schmerzhaft. Er starb in den besten Jahren, nachdem er früher zu schnell gelebt hatte.

Opium, der eingetrocknete Saft aus den Samenköpfen der Mohnpflanze (Papaver somniferum). Im Oriente, besonders in Natolien, Arabien, Persien, Aegypten und Ostindien, wächst diese Pflanze zu einer vorzüglichen Größe, so daß sie z. B. in Persien vierzig Fuß hoch wachsen und Köpfe tragen soll, die zwei Pfund Wasser fassen. Der milchichte Saft der Pflanze wird gesammelt, indem man die halbreifen Mohnköpfe gegen Abend aufritzt, den hervorgequollenen und an der Luft verdickten Saft am folgenden Mor-

Digitized by Google

gen abschabt und in einem Gefäße zusammenknetet, bis er die gehörige Steifigkeit hat, worauf er die Gestalt kleiner Kuchen empfängt. Eine geringere Sorte von Opium soll durch das Auspressen und Kochen der Stengel, Blätter und schon aufgeritzten Köpfe bereitet werden, indem diese Abkochung bis zur gehörigen Dicke eingekocht wird. Von Theben in Aegypten kam sonst das reinste Opium (opium thebaicum). Das gute Opium muß schwer, dicht, äußerlich von rothbrauner Farbe, auf dem Bruche glänzend seyn. In der Medicin wird dieses Mittel als Arznei gebraucht, indem es mächtig auf das Nervensystem wirkt, in geringer Gabe zuerst das Gefäßsystem und das Nervensystem zu stärkerer Thätigkeit reizt, hintennach aber schwächt, welches in größerer Gabe bis zur Betäubung, ja bis zur gänzlichen Vernichtung der Nervenkraft steigen kann. Es wird deswegen unter die betäubenden Gifte gerechnet. Als Medicament ist das Opium schon über zweitausend Jahre im Gebrauche. Auch haben wir noch mehrere Vorschriften zu Opiatmischungen (Opiaten) aus den damaligen Zeiten, z. B. das Philonium vom Philo, den Mithridat vom Damocrates, u. a. m. Noch mehreren Gebrauch machten die arabischen Aerzte von dem Opium, und Paracelsus empfahl es unter den europäischen Aerzten zuerst und sehr eindringlich. Im Oriente, besonders unter den Türken, giebt es viele Personen, die man Opiophagen (Opiumsesser) nennt, weil sie an den Genuß desselben sich allmälig so gewöhnt haben, daß sie es dazu gebrauchen, sich, anstatt des Weins, eine Art von Rausch zu verschaffen. Anfangs nehmen sie ganz kleine Portionen, etwa von der Größe eines Nadelkopfes, allmälig steigen sie bis zur Größe einer Erbse. Bald nach dem Genusse empfinden sie eine angenehme Munterkeit, sie sind weit lebhafter und thätiger und stimmen sich in jeden Ton, den sie wählen. Dieser gegebene Schwung dauert aber nur so lange, als der Rausch des Mohnsaftes nachhält; nach einigen Stunden verfliegt dieser, und Erschlaffung, Unmuth und Schmerz tritt an die Stelle des vorigen Wohlbehagens. Wider diese Folge wird eine neue Dosis Opium genommen, die immer größer seyn muß, wenn sie dieselbe angenehme Wirkung hervorbringen soll; allein auch immer unerträglicher wird der nachfolgende Zustand von Trägheit, Verdrossenheit und Erschlaffung; die Farbe des Gesichts verschwindet, der Körper magert ab, die Glieder zittern, alles Gefühl wird stumpf. Sinnlos, und wie unvernünftiges Vieh sterben sie endlich mit hinzukommender Wassersucht oder andern Cachexien. Da dieses Mittel denen so schädlich ist, welche sich doch durch öftern Gebrauch daran gewöhnt haben, so ist leicht zu ermessen, daß sein Gebrauch als Arzneimittel die größte Vorsicht erfodert. Um so weniger ist es zu entschuldigen, wo die Medicinalpolizei nicht den Verkauf desselben den Materialisten, Droguisten, und selbst den Apothekern an Andre, als auf Verordnung der Aerzte, verbietet. Auch die Kinderpulver, die sogenannten Ruhpulver, unter welchen Opium ist, sollten nicht verkauft werden dürfen, da schon manches Kind mit solchen Ruhpulvern in die ewige Ruhe befördert worden ist. Gegen die Opiatvergiftung, welche sich durch heftige Unruhe, Erbrechen, Zuckungen, Unbewußtheit, kalten Schweiß, endlich Schlafsucht und gänzliche Unempfindlichkeit äußert, und zuletzt unter Zufällen von Schlagfluß tödtet, ist nach vorausgeschicktem Brechmittel der reichliche Genuß eines starken Caffees, oder eines guten Rheinweins, auch von Säuren mit Kampfer, das beste Gegenmittel.

H.

Digitized by Google

Oporinus (Johann), eigentlich Herbst, ein gelehrter Buchdrucker, geboren zu Basel 1507, war der Sohn eines unbemittelten Malers. Er studirte zu Straßburg, indem er seinen Unterhalt durch Stundengeben, Abschreiben und Correcturenlesen erwarb. Um seine Umstände zu verbessern, verheirathete er sich mit einer alten Frau, die zwar einen sehr unfreundlichen Charakter, aber ein beträchtliches Vermögen hatte. Er ertrug ihre üble Laune bis an ihren Tod, ohne auch nur durch einen Theil ihres Vermögens entschädigt zu werden. Da seine Freunde ihm zum Studium der Medicin und Physik riethen, trat er als Lehrling und Schreiber in die Dienste des berüchtigten Paracelsus, der ihm die Mittheilung einiger seiner medicinischen Arcana versprach. Allein Oporinus sah sich in dieser Hoffnung getäuscht, verließ ihn und legte zu Basel eine griechische und lateinische Schule an. Endlich übernahm er gemeinschaftlich mit einem gewissen Robert Winter, der seinen Namen auch ins Griechische übersetzte und sich Chimerinus nannte, eine Buchdruckerei. In diesem Geschäfte war er unermüdlich; er beschäftigte sechs Pressen und gab kein Buch heraus, das er nicht selbst sorgfältig corrigirt hatte. Aber sein großer Fleiß wurde nicht durch Glücksgüter belohnt. Sein Compagnon starb insolvent, und nur durch die Unterstützung seiner Freunde konnte Oporinus das Geschäft fortsetzen. Er starb im J. 1568 und hinterließ beträchtliche Schulden. Außerdem, daß er den Druck vieler schätzbaren Werke besorgte, ist er auch durch mehrere grammatische und philologische Schriften bekannt. Sein Druckerzeichen ist Arion mit einem schwimmenden Delphin, bisweilen mit der Beischrift: Invia virtuti nulla est via, oder Fata viam invenient.

Oporto oder Porto, eine wichtige Handelsstadt, und nach Lissabon die größte Stadt in Portugal, in der Provinz Minho e Duero, in einem engen Thale, zwischen hohen Bergen, an beiden Seiten des Duero, hat 11 Plätze, 90 Kirchen, 17 Klöster, 14 Hospitäler, 10,000 Häuser und (ohne Fremde) 63,000 Einwohner. An dem Flusse sind schöne Kaien, und überhaupt zeichnet sich die Stadt durch Reinlichkeit aus. In den durch ein kleines Fort beschützten Hafen laufen jährlich an 1200 Schiffe ein. Porto treibt einen sehr beträchtlichen Handel, vorzüglich mit Portowein, dessen Verkauf besonders die Handelsgesellschaft vom obern Duero besorgt, die auch an 30 Brantweinbrennereien unterhält, und viele Menschen beschäftigt. Man findet hier an 220 Handelshäuser, darunter 25 brittische, und zahlreiche Fabriken in Seide, Strümpfen, Kattun, Tuch, Leinwand, Leder, Metall 2c. 1790 betrug der Werth der Einfuhr über vier Millionen Thaler, und der Werth der Ausfuhr über fünf Millionen Thaler. Viele geschmackvolle Landhäuser verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt. Oporto hat seinen Ursprung von einem Orte Cale, der auf der andern Seite des Stroms auf einem Berge lag, von welchem sich ein Theil der Einwohner an diesem bequemern Platze niederließ, der Porto Cale (der Hafen von Cale) genannt wurde, und von welchem der Name des Königreichs Portugal herkommt.

Oppian, ein späterer griechischer Dichter aus Cilicien (um 200 n. Chr. Geb.), welcher seinen vom Kaiser Severus auf die Insel Malta verbannten Vater Agesilaus, einen Philosophen, nach Malta begleitete, sich hier auf die Dichtkunst legte und ein Gedicht vom Fischfange (Helieuticon) verfertigte, welches so vielen Beifall fand, daß er nicht allein die Befreiung seines Vaters aus dem Exil, sondern auch für jeden Vers ein Goldstück zur Belohnung erhielt.

Digitized by Google

Bald nach seiner Rückkunft in sein Vaterland starb er an der Pest in einem Alter von kaum 30 Jahren. Außer jenem Gedichte schreibt man ihm auch ein Gedicht von der Jagd (Cynegetica) in vier Büchern zu. Schneider, der beste Herausgeber des Oppian (Straßburg 1776 und Leipzig 1813), hat den Ungrund davon gezeigt. Von einem Gedichte über den Vogelfang (Ixeuticon) ist nur eine griechische Paraphrase in Prosa vorhanden.

Opponent, s. Disputation.

Opposition (in der Astronomie), s. Aspecte.

Opposition, Obstand, Widerstand, Gegendruck, wird vorzüglich von der öffentlichen Meinung gebraucht, wann ein Theil im Volke den Grundsätzen oder den Ansichten, welchen die Staasbehörden in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten folgen, widerspricht; doch ist der Name vorzüglich in England gewöhnlich. Hier gab es in dem öffentlichen Leben, wie auf dem Elemente, das zunächst die Unabhängigkeit des brittischen Volks bedingt, ein fortwährendes Schwanken. Seit dem kämpfen die Partei der Minister und die des Volks mit einander durch Rede und Gegenrede über alles Oeffentliche um den Besitz der öffentlichen Meinung. Aber die sichre Grundlage der gesetzlichen Freiheit, die Constitution, befestigt in der Mitte das Zünglein des Gleichgewichts. Die Opposition ist so alt, als die Constitution selbst. Kein Engländer, er mag auch noch so sehr für den König seyn, wird und kann wünschen, daß keine Opposition mehr seyn möchte; denn ohne sie würde die Verfassung bald zu Grunde gehn, und in eine unumschränkte Monarchie, oder nach und nach in eine noch verhaßtere Aristokratie ausarten. Die Opposition ist ein Spiegel für den König, in dem er ohne Unterlaß seine eingeschränkte Macht sieht; sie ist eine fortwährende Warnung für die Minister, theils aufmerksam des Staates Wohlfahrt zu beachten, theils ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen. Der Minister weiß, daß die Opposition das Recht hat, ihn anzuklagen, und daß sie ihm durch die Macht ihrer Gegenrede die Stimmenmehrheit entreißen kann, ohne welche er nicht zu regieren im Stande ist. (S. d. Art. North.) Durch die Opposition wird das Unterhaus der Wächter für die Rechte des Volks, (z. B. für die Habeas-Corpus-Acte) und in diesem Sinne hieß Fox, auch wenn er irrte, der Mann des Volks. Denn, daß die Opposition stets Recht habe, wer wird das glauben? Beide Parteien widersprechen und feinden sich an, oft aus unedlen Beweggründen; doch die Wahrheit liegt in der Mitte der Prüfung. Durch die Reibung selbst werden Redner und Staatsmänner erzeugt, geschärft, unterrichtet und thätig; ohne die Opposition würden Geist und Kraft erschlaffen, der Mißbrauch Wurzel fassen, und die Willkür den Sieg davon tragen. Wenn auch die Opposition Privatzwecke im Auge hat, und in ihrer Politik alle Volkskünste aufbietet, wie das Ministerium die Hofkünste, so urtheilt doch der unbefangene Theil des Volks über beide, und erkennt das Rechte. Dieß geschah z. B. unter dem Ministerium des Sir Rob. Walpole, unter Pitt u. A. Die Opposition rief unaufhörlich, Verfassung und Freiheit seyen in Gefahr, und das Volk erklärte sich für die Minister. Oft trennen sich die Mitglieder der Opposition in ihren Ansichten (s. Burke und Fox), wie die des Ministeriums, und es entsteht eine dritte Partei. Dieß ist jetzt der Fall in Ansehung der Parlamentsreform, der jährlichen Parlamentswahlen, der Emancipation der Katholiken u. s. w. Man erinnere sich an die Namen Sir Francis

Digitized by Google

Burdett, Grattan, Sheridan, Grenville, Posonby, Whitbread u. A. Unter den Mitgliedern der brittischen Opposition bilden sich freundschaftliche Verbindungen, die aus der Politik in das Familienleben übergehen; doch werden oft die bedeutendsten Führer derselben durch Ertheilung wichtiger Aemter für das Ministerium gewonnen, oder in dasselbe aufgenommen, wie Canning u. A. Die Oppositionsblätter, z. B. der Morning Chronicle, der Star u. a. schreiben im Sinne der Opposition, ohne von ihr abzuhängen oder verfaßt zu werden; so wenig als die ministeriellen Zeitungen in England (wie der Courier) einen officiellen Charakter haben. Uebrigens gibt es überall eine Opposition, wo ein Volk politisches Leben hat, d. h. eine Verfassung, eine wahre Volksvertretung und Preßfreiheit. Nur haben sich nicht überall Ministerialpartei und Opposition durch so scharfe Gegensätze geschieden, wie in England. (Vergl. die Art. Ministerialpartei, und Torys.) K.

Ops, s. Rhea und Cybele.

Optik ist ein Theil der angewandten Mathematik, die Lehre vom Lichte in der umfassendsten Bedeutung des Worts, und in diesem Sinne würde auch die ganze Lehre vom Sehen und von der scheinbaren Größe und Lage der Gegenstände, als die Perspective, einen Theil derselben ausmachen. Im engern Verstande aber begreift die Optik nur das, was zu den eigenthümlichen Eigenschaften und Erscheinungen des Lichts, als Materie betrachtet, gehört. Die beiden allgemeinsten Erscheinungen sind die der Zurückstrahlung und der Brechung. Auf dem einfachen Gesetze der erstern, daß die Lichtstrahlen von einer Fläche unter demselben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem sie auffallen, beruht die Catoptrik (s. d. Art.), so wie die Dioptrik (s. d. Art.) auf dem Gesetze der Strahlenbrechung, worüber der Art. Brechung der Lichtstrahlen nachzusehen ist. Aus diesen Gesetzen wird nun mit Hülfe der Mathematik die Theorie der Farben (s. Farbenlehre), der Spiegel und Linsengläser (vergl. d. Art. Brennglas, Concav und Linsengläser), der Telescope, Fernröhre und Microscope (vergl. d. Art. Fernrohr und Microscop) u. s. w. abgeleitet. Daher wird auch sowohl der der Optik Kundige, als insbesondere der mechanische Künstler, welcher optische Werkzeuge, besonders Augengläser, verfertigt, Opticus genannt. L.

Optimaten nannte man bei den Römern im Gegensatz der Populares, welche für das Interesse des gemeinen Volks waren, diejenige Partei, welche dem Senat und dem Adel anhing.

Optimismus wird die philosophische und religiöse Lehrmeinung genannt, welche behauptet, Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht. Leibnitz entwickelte diese Lehrmeinung in seiner Theodicee (s. d. Art.) besonders mit Hinsicht auf Bayle's Zweifel und Einwürfe von dem Uebel in der Welt, und macht besonders darauf aufmerksam, daß, was im Einzelnen unvollkommen erscheine, keinesweges Unvollkommenheit des Ganzen sey. Man brachte diese philosophische Behauptung sonst auch gewöhnlich auf das Trilemm zurück: wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine vollkommnere entweder nicht gekannt, oder nicht haben schaffen können, oder nicht schaffen wollen; nun streiten letztere drei Fälle mit der Allweisheit, Allmacht und Güte Gottes, folglich ist diese Welt als die

Digitized by Google

beste zu betrachten. Vergl. Sammlung der Schriften über die Lehre von der besten Welt, Rostock, 1759 8., die französischen Preisschriften der berliner Academie über diesen Gegenstand (Berlin 1755 4.) und Leonh. Creuzer Leibnitii doctrina de mundo optimo etc. Lips. 1795. 8.

Orakel, Götteraussprüche, welche angeblich den anfragenden Laien durch inspirirte Personen ertheilt wurden; dann auch die Orte, an welchen Aussprüche dieser Art unter besondern Vorbereitungen und Ceremonien ertheilt wurden. Ihre Entstehung und Beschaffenheit zu bestimmen, fehlt es fast ganz an unparteiischen Nachrichten des Alterthums. Die ägyptischen Orakel entstanden in solchen Zeiten, bis zu welchen nicht einmal Ueberlieferungen, viel weniger historische Denkmäler hinaufreichen. Das älteste war das zu Meroe, nächstdem zu Theben und Ammonium. An allen drei Orten herrschte der Dienst des Jupiter Ammon. Wie diese Orakel mögen beschaffen gewesen seyn, könnten wir aus einem Abkömmlinge des letztern, dem Orakel zu Dodona (s. d. Art.), dem ältesten in Griechenland, vielleicht mit größrer Sicherheit schließen, wenn dieses Orakel nicht ein Gemisch aus Pelasgischem und Aegyptischem geworden wäre. Herodots Erzählung von dem Ursprunge dieses Orakels unter den Pelasgern zeigt, daß man von Afrika aus versuchte, sich durch Gründung eines Orakels in Griechenland festzusetzen; allein früher schon war die heilige Buche hier orakelgebend und das Rauschen in ihren Wipfeln das Orakelzeichen gewesen; die heiligen Weiber (Wahrsagerinnen, die schwarzen Tauben bei Herodot) aus Afrika ammonisirten bloß dieses pelasgische Orakel. Von demselben Alter war vielleicht das Orakel in Böotien, welches zuerst der Gäa, dann der Themis angehört hatte, und nachher an den Apollon kam. Später bildete sich das Orakel zu Delphi aus, welches theils wegen seiner günstigen Lage, theils wegen seiner Verbindung mit dem Amphiktyonengerichte zu Pylä das wichtigste von allen wurde (s. Delphi). — Außerdem hatten Zeus und Apollon noch verschiedne andre Orakel, Zeus zu Elis, zu Pisa, und auf Creta in einer unterirdischen Höhle, Apollon aber auf Delos, wo das Rauschen der Bäume das Orakelzeichen gab, zu Milet, wo eine heilige Quelle, zu Klaros, unweit Kolophon, wo ein heiliger Brunnen begeisterte u. a. m. Nächst den Zeus- und Apollonorakeln standen in Griechenland in großem Ansehn das Orakel des Trophonius zu Lebadia in Böotien und des Amphiaraus zu Oropus, auf der Gränze zwischen Attika und Böotien. Here hatte eins im corinthischen Gebiete, Hercules zu Bura in Achaja, wo das Orakel entwürfelt wurde, Dionysus zu Amphiklea in Phocis, das sich durch Träume erklärte u. a. m. Eines Orakels des Ulysses gedenkt Tzetzes, und auch andre Heroen und Seher hatten deren. Die Römer hatten, wenn man die Albunea, die cumanische Sibylla, die sibyllinischen Bücher, das Orakel des Faunus und der Fortuna zu Präneste abrechnet, welche sämmtlich in die älteste Zeit gehören und nachher verschollen, keine einheimischen Orakel, sondern nahmen ihre Zuflucht zu den gangbaren griechischen und ägyptischen. — Wegen Gründung von Städten und Colonien, Einführung neuer Verfassungen, wichtiger Unternehmungen im Kriege und Frieden, besonders aber in allen großen Nöthen wendete man sich, mit Geschenken reichlich versehen, an die Orakel, deren Vorsteher eben so vieler Behutsamkeit als Klugheit bedurften, um sich nicht bloß zu stellen. Dunkelheit und Zweideutigkeit in den Aussprüchen war ein

Digitized by Google

gewöhnliches Auskunftsmittel. Dennoch kamen zuweilen Widersprüche vor. Trotz deren aber und trotz der bekannt gewordnen Bestechungen behaupteten sie sich lange in ihrem Ansehn und sanken nicht eher als nach dem Verluste der Freiheit und Unabhängigkeit von Griechenland. Unter der Regierung des Theodosius wurden die Tempel der weissagenden Götter entweder zerstört oder geschlossen.

Orang=Outang (in der malayischen Sprache so viel als Waldmensch). Dieser oft mit dem afrikanischen Waldmenschen oder Schimpanse, dem menschenähnlichsten von allen Affenarten, verwechselte, von Linné aber sogar als eine Gattung von Menschen unter dem Namen Homo troglodytes aufgeführte Affe ist einzig auf Borneo zu Hause, und wird ungefähr vier Fuß hoch. Er lebt in den großen Wäldern dieser Insel, und ist sehr geschickt im Klettern und Springen. Der Arme und Hände bedient er sich wie der Mensch zum Zugreifen und Festhalten. Er bricht Aeste von den Bäumen und schlägt damit nach seinen Feinden. Bei seiner ungeheuern Kraft schlägt er den stärksten Menschen mit leichter Mühe nieder. Man kann daher auch nur die Jungen lebendig fangen. Diese werden zahm, gewöhnen sich an den Menschen und lassen sich, da sie sehr gelehrig und dabei geschickt sind, zu allerlei Künsten und Geschäften abrichten. Unter andern lernen sie auf dem Seile tanzen, Wasser holen, Reiß stampfen, Gläser und andre Gefäße ausspülen, den Bratspieß umdrehen und dergleichen. An das europäische Clima gewöhnen sie sich nicht wohl, und sterben meistens nach kurzer Zeit.

Oranien, Orange, ein kleines Fürstenthum, das nach dem Tode Königs Wilhelm von England von dem Könige von Preußen, welcher Erbschaftsrechte darauf hatte, an Frankreich abgetreten, und 1714 zum Gouvernement der Dauphiné geschlagen wurde. Jetzt gehört es zum Departement von Vaucluse. Die Stadt Orange liegt an der Meyne in einer an Wein, Oel, Seide und Krapp fruchtbaren Gegend, und hat 1500 Häuser und 7200 Einwohner, welche Leinwand= und Sergefabriken, Färbereien und Seidenmühlen unterhalten. Man findet hier noch mehrere römische Alterthümer, worunter besonders die Reste eines Triumphbogens und einer Wasserleitung merkwürdig sind. Ueber das Haus Oranien s. Nassau und Niederlande.

Oratorium ist ein durchaus lyrisches, mit Musik begleitetes Drama, welches einen geistlichen Stoff (besonders eine biblische Handlung) hat und zum gottesdienstlichen Gebrauche bei hohen Feiertagen bestimmt ist. Es soll die Herzen der Zuhörer mit Empfindungen für irgend einen erhabnen Gegenstand der Religion durchdringen: deßhalb muß die Poesie fromm und einfach, die Musik ohne gesuchte Zierlichkeit, durchdringend, erhaben, feierlich seyn. Den Ursprung der Oratorien setzt man in die Zeiten der Kreuzzüge, wo ganze Haufen christlicher Pilgrimme das Leben und den Tod des Erlösers, das jüngste Gericht, wohl auch die Wunderwerke der Heiligen und ihre Martern auf Straßen und öffentlichen Plätzen besangen. Ihre jetzige Form erhielten die Oratorien in Italien, wo sie zuerst der heilige Philipp von Neri (geboren zu Florenz 1515, gestorben zu Rom 1595), der Stifter des Oratorienordens, um das J. 1540 eingeführt haben soll, und wo sie anfangs unter dem Titel Laudi spirituali gedruckt wurden. Den Namen Oratorium bekamen sie erst in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wahrscheinlich von der vorgedachten Gesellschaft. Anfangs waren sie mehr Erzählung als Drama, indem eine besondre Person den Zuschauern die Geschichte vorerzählte

Digitized by Google

und nur wenige Arien Statt fanden. Diese langweilige Art wurde zuerst von Spagna (1656) abgeschafft, und die Oratorien ihrer jetzigen Form näher gebracht. Unter den italienischen Oratoriendichtern ist Metastasio ausgezeichnet. Die Musik der neuern Oratorien ist zu sehr opernmäßig geworden. In England wurde das Oratorium zuerst von Händel eingeführt. In Frankreich ist diese Gattung erst in den neuesten Zeiten im Concert spirituel eingeführt worden. In Deutschland sind die bekanntesten Oratorien der Tod Abels und Abraham auf Moria von Rolle componirt, die Schöpfung von Haydn und Ramlers Tod Jesu von Graun componirt, wenn letzterer nicht vielmehr eine Passions-Cantate zu nennen ist. Auch bedeutet Oratorium einen Betsaal, ein Betzimmer, besonders in Klöstern.

Oratorium (Priester vom), oder vom Bethause, heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, den der heilige Philipp von Neri 1574 in Rom zur Leitung geistlicher Uebungen der Andächtigen und zum Studium der theologischen Wissenschaften stiftete, ohne sie durch Klostergelübde zu binden. Dieser Orden besteht noch in Italien, eingegangen ist aber die viel berühmtere Congregation der Väter vom Oratorium Jesu in Frankreich, welche 1611 zu Paris ebenfalls ohne Verpflichtungen zu Klostergelübden vereinigt, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie der Philosoph Malebranche, der Orientalist Morin und der freimüthige Theolog Richard Simon (s. d. Art.) zu Ansehn und Einfluß gelangten und sich als Lehrer an Schulen und Seminarien für Geistliche verdient machten. Beide Orden folgen der Regel des heiligen Augustinus. E.

Orbilius Pupillus, ein Grammatiker von Benevent, that anfangs Kriegsdienste in Macedonien, unterwies dann einige Zeit in seinem Vaterlande die Jugend, und kam unter Cicero's Consulate nach Rom, wo er mit großem Beifalle lehrte. Dem Horaz, der ihm wegen seiner Strenge den Beinamen plagosus gibt, verdankt er hauptsächlich die Ehre, daß noch jetzt sein Name als Appellativum für einen Alles einbläuenden Schulmeister gebraucht wird.

Orcadische Inseln, Orkneys, eine nordwärts von Schottland liegende und zu diesem Lande gehörende Gruppe von Inseln, welche der Pentland Frith von Schottland trennt. Es sind 67 Inseln, aber nur 28 davon sind bewohnt; die übrigen sind Grasplätze oder Felsen. Die Verbindung unter denselben wird durch das stürmische Meer in den sie umgebenden Canälen erschwert. Das Innere der meisten Inseln ist mit Bergen von mittlerer Höhe bedeckt, die Ebenen derselben sind mit Sand verschüttet. Auf einigen baut man Getraide, besonders Gerste und Hafer, aber wichtiger ist die Viehzucht; die Schafe geben eine vortreffliche Wolle. An Holz fehlt es gänzlich, welches der Torf ersetzt; auch hat man Kalk, Eisen und Blei. Der Fischfang ist ergiebig, besonders fängt man Kabliau, Häringe, Austern, Hummern und Korallen, Ambra, Wallrath, Schwamm; auch die sogenannten Moluckabohnen spült das Meer an die Küsten. Auch beschäftigen sich die Einwohner mit dem Fange von mancherlei Vögeln, die in den Felsenhöhlen nisten; ihre Industrie beschränkt sich auf Kelpbrennerei und Verfertigung der für ihren Hausbedarf nöthigen Leinwand, wollnen Zeuges und Strümpfe. Die Anzahl der Einwohner beträgt 34,000. Sie sprechen englisch nach schottischer Mundart, und erreichen ungeachtet des feuchten Klima's und des schnellen Wechsels von Hitze und Kälte ein hohes Alter. Sie sind abgehärtet, stark und mäßig. Anhänglichkeit an alterthümliche Sitten, an Vor-

urtheilen und Aberglauben sind ihnen eigenthümlich. Die größte dieser Inseln heißt Pomona oder Mainland. — Die orcadischen Inseln gehörten in frühern Zeiten zu Norwegen, wurden aber vom Könige Christian I. 1474 seiner an König Jacob III. von Schottland verehelichten Tochter zum Brautschatze gegeben, seit welcher Zeit sie bei Schottland geblieben sind.

Orchester (Orchestra) hieß bei den Griechen der Raum vor der Bühne bis zu den Sitzen der Zuschauer, welcher den Platz für den Chor und die Musiker, bei den Römern die Ehrenplätze der Senatoren enthielt; bei den Neuern der in dem Schauspielhause vor dem Theater befindliche und durch ein Geländer von den Zuschauern abgesonderte Ort, und in dem Concertsaale diejenige, gewöhnlich etwas erhöhte, Abtheilung desselben, wo sich die Musiker befinden. Sehr oft versteht man darunter auch die Gesellschaft der Tonkünstler selbst, die an diesem Orte die Musik ausüben oder das Ganze der in der heutigen Concert-, Opern- und Kirchenmusik gebräuchlichen Instrumente. (Vergl. d. Art. Capelle).

Orchestik, s. Tanzkunst.

Orchestrion, ein vom Abte Vogler, so wie auch ein von Kunz in Prag erfundenes Instrument, welches die Wirkung eines ganzen Orchesters nachahmen soll.

Orcus, gleichbedeutend mit Hades oder Pluto; dann auch das Reich des Pluto. S. Pluto und Tartarus.

Ordalien, (altdeutsch so viel als Urtheile). Ehemals glaubte man, (und dieser Glaube findet sich auch bei den Engländern, Dänen, Norwegern und andern Nationen) daß da, wo dem menschlichen Richter alle Beweise für Recht oder Unrecht, Schuld oder Unschuld fehlten, der wahrheits- und gerechtigkeitsliebende Gott selbst das Wahre durch ein Wunder kund machen werde. In dieser Meinung ließ man denjenigen, gegen welchen ein Verdacht vorhanden war, gewisse Handlungen, welche ihrer Natur nach dem Handelnden schaden mußten, feierlich in Gegenwart der Priester vornehmen, und erklärte ihn für unschuldig, wenn er sie ohne Nachtheil überstehen konnte. Diese Handlungen nun heißen Ordalien oder Gottesurtheile, und waren bei den Deutschen besonders üblich. Da das Gelingen oder Mißlingen derselben, einzelne Zufälle abgerechnet, immer von denen abhing, welche die Vorbereitungen zu diesen Proben trafen, so war dadurch dem Betruge und der Tücke, besonders der Pfaffen, ein weites Feld geöffnet. Tausende von Unschuldigen wurden aufgeopfert, während die abscheulichsten Verbrecher triumphirend entrannen. Nach Fr. Majers Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland (Jena, 1795) waren in Deutschland vorzüglich folgende Gottesurtheile üblich: der gerichtliche Zweikampf, in welchem der Besiegte für strafbar geachtet wurde, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Abendmahl, das Kreuzgericht und das Bahrrecht. In peinlichen Fällen bediente man sich derselben, wenn man den Thäter nicht ausfindig machen konnte, einiger derselben auch in bürgerlichen, so daß der Beklagte sich dadurch von des Gegners nicht ganz erwiesenen Ansprüchen befreien konnte. Schon unter unsern heidnischen Vorfahren waren Ordalien einigermaßen bekannt; und die Celten sollen Kinder, deren Mutter wegen Ehebruchs verdächtig war, in einem Schilde auf den Rhein gesetzt und aus dessen Untersinken gefolgert

Digitized by Google

haben, daß die Mutter eine Ehebrecherin sey. Die Salfranken hatten zu Anfange des fünften Jahrhunderts die Probe des heißen Wassers, und später kam auch die des kalten Wassers vor. Am meisten kamen die Ordalien nach Einführung des Christenthums auf. Ihr Gebrauch ward bald allgemein, da theils der Reinigungseid wenig oder gar nicht bekannt war, theils die Geistlichkeit durch die Ordalien Gelegenheit bekam, Rechtshändel aller Art ihrer Entscheidung zu unterwerfen, und deßhalb zu ihrer Ausbreitung beitrug. Die Feuerprobe bestand darin, daß der Beklagte über glühende Kohlen oder eine dergleichen Pflugschaar mit bloßen Füßen gehen, oder ein glühendes Eisen mit bloßer Hand einige Schritte weit tragen mußte, oder daß man ihm glühende Kohlen auf den bloßen Busen legte, oder ihn durch ein Feuer gehen ließ, bei welchem letztern Versuche ihm oft ein mit Wachs überzognes Hemde angezogen wurde (die Probe des wächsernen Hemdes); fand man keine Verletzung durch das Feuer, so erklärte man ihn für schuldlos. In andern Fällen gab ein Geistlicher dem Angeklagten einen geweihten Bissen unter vielen Verwünschungen in den Mund. Derjenige, welcher ihn sogleich ohne Mühe hinterschlucken konnte, und nachher weder Krankheit noch Schmerzen empfand, wurde von der Strafe befreit. Eine ähnliche Bewandniß hatte es mit der Probe des heiligen Abendmahls, die besonders unter Geistlichen und Mönchen gebräuchlich war. Sie nahmen nämlich zum Beweise ihrer Unschuld das Abendmahl, indem man glaubte, daß Gott den Schuldigen nach dessen Genusse sogleich tödten oder krank machen werde. Das Kreuzgericht war nach Majer doppelt. Entweder stellte man den Kläger und den Beklagten mit ausgestreckten oder kreuzweis ausgebreiteten Armen eine bestimmte Zeit lang unter ein Kreuz, und verurtheilte den, der zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ; oder man führte den angeblichen Verbrecher zu Reliquien oder in die Kirche, bezeichnete von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze und zog einen von beiden. Hatte der Gezogene das Zeichen des Kreuzes, so folgte die Befreiung von der Strafe. Endlich bediente man sich, und zwar schon in den frühesten Zeiten, bei Erforschung der Mörder, des Bahrrechts, d. h. man legte den Ermordeten auf eine Bahre und ließ den vorgeblichen Mörder die Leiche, vornehmlich die Wunden, berühren. Floß dabei Blut aus denselben, oder trat Schaum aus dem Munde, oder veränderte und bewegte sich der todte Körper, so bestrafte man den Verdächtigen als Mörder. Bisweilen nahm man hierbei anstatt der ganzen Leiche bloß die Hand; und dieses hieß das Scheingehn. Aberglaube und Betrug hatten diese vernunftlosen Gebräuche im höchsten Ansehn erhalten; und selbst die Verbote aufgeklärter Kaiser, die von Ludwig dem Frommen an (im 9ten Jahrhunderte) bisweilen erlassen wurden, konnten ihnen nicht Einhalt thun. Stärker wirkte denselben der päpstliche Stuhl durch häufige Untersagungen und durch Einführung einer bessern Gerichtsverfassung entgegen. Viele Obrigkeiten sahen auch selbst das Abgeschmackte und Abscheuliche derselben ein. Die Ordalien wurden daher seit dem vierzehnten Jahrhunderte seltner, und im funfzehnten fingen sie an, durch den zunehmenden Gebrauch des kanonischen Rechts, welches zur Ablehnung des Verdachts andre Mittel, besonders den Reinigungseid, einführte, noch mehr aber durch den allgemein verbreiteten Gebrauch des römischen Rechts, nach und nach zu erlöschen. Nur des Bahrrechts bediente man sich in

Digitized by Google

dem sechzehnten Jahrhunderte, und selbst in den ersten Jahren des achtzehnten, noch ziemlich häufig; und der fortdauernde Glaube an Zauberei erhielt in Hexenprozessen die Probe des kalten Wassers. Die vermeintlichen Hexen wurden nämlich auf das Wasser gelegt, und wenn sie schwammen, für überführt erklärt; ja es wurde bei denselben außer dieser Probe (die man das Hexenbad nannte, und die im 17ten Jahrhunderte in Preußen und den benachbarten Gegenden noch in der ersten Hälfte des 18ten angetroffen wird) zuweilen auf die Hexenwage erkannt; man wog sie nämlich, und erklärte sie, wenn sie ein ungewöhnlich leichtes Gewicht hatten, für schuldig. Diese Albernheiten hörten nach und nach gänzlich auf, als es dem großen Thomasius gelungen war, den Glauben an Hexen fast ganz zu verbannen. Als eine Seltenheit verdient es erwähnt zu werden, daß noch 1728 zu Szegedin in Ungarn eine Wägung mehrerer Hexen vorgenommen wurde. — Demnach ist, diese wenigen jetzt ebenfalls erloschnen Reste der Ordalien abgerechnet, das Ende des 15ten und der Anfang des 16ten Jahrhunderts als der letzte Zeitpunkt des Ordalienunfugs in Europa festzusetzen. Aber leider führte das römische Recht, das zu ihrem Sturze ungemein viel beitrug, an ihre Stelle ein eben so abscheuliches Beweismittel in peinlichen Prozessen, nämlich die Tortur, ein, welche anfänglich nur an Leibeignen, nachher aber auch an freigebornen Personen vollzogen wurde. — Uebrigens findet man noch jetzt die Gottesurtheile bei vielen außereuropäischen Völkern. So halten die Senegambier in Afrika den wegen Verbrechen verdächtigen Personen ein glühendes Eisen an die Zunge; einige Neger auf der Küste von Guinea geben denselben Kräuter und Rinden von gewisser Art in die Hände und glauben, daß die Schuldigen sich daran verbrennen. Die Einwohner von Siam und Pegu haben die Probe des kalten Wassers. Die Tschuwassen und Ostiaken im asiatischen Rußland verbinden das Gottesurtheil des geweihten Bissens mit einem Eide; die Chinesen haben die Feuer- und Wasserprobe; die meisten Ordalien aber sind bei den Hindu's.

Orden (geistliche), sind Verbrüderungen zu einem andächtigen und enthaltsamen Leben, wie es der Verkehr mit der Welt nicht erlauben will. Von den geistlichen Brüderschaften unterscheiden sie sich durch die lebenslängliche Verpflichtung zu den s. g. Klostergelübden (s. d. Art.) oder Ordensregeln. (Vergl. die Art. Klöster und Mönchswesen. Ueber eine andre Bedeutung s. d. Art. Ordination) Die Mönche und Nonnen im Oriente, besonders die griechischen, richten sich nach der Regel des heil. Basilius, der auch die Basilianer in Spanien folgen; in der römischen Kirche hingegen erhielt das Mönchswesen seine Grundregel vom heil. Benedict von Nursia, der als der erste Stifter eines geistlichen Ordens betrachtet werden muß; denn die Klöster der orientalischen Kirchen tragen den Namen gemeinschaftlicher Stifter und Schutzheiligen, ohne darum in einem so engen Zusammenhange und festen Verbande mit einander zu stehen, wie die Glieder der geistlichen Orden im Occidente. Nach Benedicts Regel sind die Hauptgelübde, welche jeder Noviz nach Beendigung des von ihm zuerst eingeführten Probejahrs ablegen muß, eine canonische (vorschriftsmäßige) Lebensart, welche die Verpflichtung zum Gebete in gewissen Stunden des Tages, zur Arbeit, ewigen Keuschheit und Entsagung von den Freuden der Welt in sich schließt, ein unbedingter Gehorsam gegen die Ordensobern und die Clau-

fur oder das beständige Bleiben im Kloster. Insofern diese Regel und die schwarze Kutte vom 6ten bis zum Anfange des 10ten Jahrhunderts fast allen Mönchen und Nonnen im Occidente gemein war, konnte der Benedictinerorden während jener Zeit für den einzigen gelten, wenn gleich die dazu gehörigen Klöster ohne gemeinsame Ordensobre noch unter den Bischöfen standen und sich durch partielle Erweiterung, Schärfung oder Milderung der Grundregel in mehrere Congregationen theilten. Z. B. die Benedictiner von Clugny, von Monte Cassino, von Monte Vergine, von Monte Oliveto (Olivetaner), von Valladolid, von St. Vannes, von St. Maurus, von Mölk u. s. w. (s. d. Art. Benedictiner.) Das Bestreben, dem Mönchsleben noch größere Strenge und Heiligkeit zu geben, äußerte sich im Mittelalter durch die Stiftung mehrerer Orden, die auf die Grundregel Benedicts neue Constitutionen bauten. So entstanden die Camaldulenser, die grauen Mönche von Vallombrosa, die Silvestriner, die Grandmontaner, die Cartheuser, die Cölestiner, die Cisterzienser, wozu die Bernhardiner, Feuillans, Recollectinnen, die Nonnen von Portroyal und die Trappisten gehören, und der Orden von Fontevraud (s. diese Art.) Von einer bedeutenden Anzahl geistlicher Orden wurde die vermeinte Regel des heil. Augustinus angenommen. Augustinus hatte zwar nur die Geistlichen an seiner Cathedrale und mehreren andern Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des canonischen Lebens, d. h. zur Ehelosigkeit, Armuth, Clausur und gemeinschaftlichen Andachtsübung in bestimmten Stunden vereinigt und keineswegs an die Stiftung eines Mönchsordens gedacht; auch konnten die Mönche, welche man noch im 7ten Jahrhunderte unter die Laien rechnete, die zunächst für Kleriker bestimmten Vorschriften Augustins nicht auf sich anwenden. Aber schon im 8ten Jahrhunderte fing man an, sie als Glieder des geistlichen Standes zu betrachten und im 10ten Jahrhundert wurden sie durch die Verwilligung der Tonsur förmlich für Kleriker erklärt. Ja die Meinung des Volks und manche Auslassungen der Päpste setzten sie wegen ihrer vorzüglicheren Heiligkeit noch über die Weltgeistlichen, welche daher selbst häufig in den Mönchsstand übergingen, oder sich doch zur Beobachtung der Mönchsgelübde und des canonischen Lebens vereinigten. Von dieser Art sind die nach der Regel Augustins gebildeten Congregationen der regulirten Chorherrn oder Kanoniker, z. B. von St. Salvator im Lateran, vom heil. Grabe, von St. Genoveva, die Kreuzherren oder Kreuzträger und die meisten Hospitaliter (s. d. Art. Stift). Eigentliche Mönchsorden nach der Regel des heil. Augustinus sind die Prämonstratenser, Augustiner, Serviten, Hieronymiten, Jesuaten und der Birgittenorden. Unter die Classe der bisher genannten, nach der alten Idee des Mönchslebens mehr der stillen Contemplation ergebenen und von der Welt zurückgezogenen Orden gehören auch die ganz eigenthümlich constituirten Carmeliter. Schon mehr Neigung der Welt zu dienen zeigten die Trinitarier oder Mathurinen und der Orden von der Gnade. Charakteristisch aber wurde das Streben nach hierarchischer Bedeutung und Einfluß auf die Welt bei den im Anfange des 13ten Jahrhunderts gestifteten Mendicanten oder Bettelorden der Dominicaner (Predigermönche, Jacobinen) und Franziscaner (Minoriten, Conventualen, Observanten, Casariner, Amadeisten, Clareniner, Spiritualen, Eremiten oder Cölestiner, Frati-

cellen, Alcantariner, Cordeliers, Capuziner), von denen die auch unter diese Rubrik gehörigen Minimen oder Paulaner sich durch mehrere Neigung zum stillen, beschaulichen Leben unterscheiden. Die Dominicaner und Franziscaner erhielten von den Päpsten die Vorrechte, welche als die Privilegien der Bettelorden bekannt sind und späterhin auch den Carmelitern, Augustinern, Serviten und Paulanern zu Theil wurden. Sie bestehen in der Exemtion von jeder weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit und in der Befugniß, außer dem Kloster von Jedermann Almosen zu fodern (in der Kirchensprache terminiren), ohne Rücksicht auf die Parochialrechte der Pfarrer überall zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen und die päpstlichen Ablässe zu verkaufen. Diese Befugniß sollte ihnen zum Ersatz für die Strenge dienen, mit der ihre alte Regel ihnen verbot, irgend ein Eigenthum zu besitzen. Obwohl die Stiftung neuer Mönchsorden von einigen Kirchenversammlungen ausdrücklich untersagt worden war, so wußten sich doch mehrere seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts entstandne Institute dieser Art durch Angabe ihrer Bestimmung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit die päpstliche Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie nicht für neue Mönchsorden gelten wollten, sondern sich regulirte Chorherrn des heiligen Augustinus nennen lassen und die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen tragen. Der große Verlust, welchen die alten Orden durch die Reformation erlitten hatten, machte die Päpste geneigt, dergleichen Unternehmungen eifrig zu unterstützen. Unter diese Rubrik gehören die Theatiner, Barnabiten, Somasker, die Väter der christlichen Lehre zum catechetischen Volksunterrichte in Frankreich, die Priester und Väter vom Oratorium, die Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen und barmherzigen Brüder. — Da das Klosterleben der Mönche bald nach seiner Entstehung Anlaß zu ähnlichen Verbindungen gottseliger Jungfrauen gegeben hatte, so schlossen sich bei der Bildung neuer Mönchsorden gewöhnlich auch Nonnen gleiches Namens und gleicher Regel an. Es gibt Benedictinerinnen, Camaldulenserinnen, Cartheuserinnen, Cisterzienserinnen, Augustinerinnen, Prämonstratenserinnen, Carmeliterinnen, Trinitarierinnen, Dominicanerinnen, Franziscanerinnen, Paulanerinnen und Chorfrauen mehrerer Orden der regulirten Chorherren, welche mit den männlichen Zweigen ihrer Orden Gelübde und Farbe der Kleidung gemein haben, aber von der priesterlichen Wirksamkeit derselben ausgeschlossen bleiben. Der männliche Zweig eines Ordens heißt der erste Orden, der weibliche dagegen der zweite; so gehören z. B. die Capuziner zum ersten und die Capuzinerinnen zum zweiten Orden des heiligen Franziscus. Es gibt auch Congregationen von Klosterfrauen, welche sich an gewisse Mönchsorden angeschlossen haben, ohne ihren Namen zu tragen, wie die Clarissinnen, die Urbanistinnen, die Nonnen von der Empfängniß U. L. Fr. in Italien und Spanien und die Annunciaden oder Nonnen von der Verkündigung Mariä, welche zum zweiten Orden des heiligen Franziscus gehören und die Angeliken oder englischen Schwestern, welche der Regel der Barnabiten folgen. Weibliche Orden, welche für sich bestehen, keinem männlichen angehören und sämmtlich nach der Regel des heiligen Augustinus leben, sind die Klosterfrauen von der Buße der Magdalena (s. Magdalena), die Salesianerinnen, die himmlischen Annunciaden, die Ursulinerinnen und die Hospitaliterinnen oder

Digitized by Google

barmherzigen Schwestern. — Außer den Klosterfrauen, welche die zweiten Orden ausmachen, erhielten fast alle bedeutend gewordne geistliche Orden noch neuen Zuwachs durch den Zutritt von Laienbrüdern (fratres barbati oder conversi) und Laienschwestern, die man zur Verrichtung der nöthigen Hausarbeiten in den Klöstern und zur Besorgung des Verkehrs mit der Welt annahm, damit die Choristen d. h. die eigentlichen Religiosen, welche im Chore der Kirche die Horas (canonischen Betstunden) abzuwarten haben, in ihren Andachtsübungen und Studien nicht gestört würden. Das erste Beispiel dieser Einrichtung gab der Orden vom Vallombrosa und, bald auch in den Klöstern andrer Orden nachgeahmt, wurde sie allmälig ein Mittel, die Macht und den Wirkungskreis des Mönchswesens beträchtlich zu vergrößern. Unter dem Namen von Oblaten d. h. Dargebrachten, und Donaten d. h. Geschenkten widmeten unzählige Andächtige ihre Personen, oder ihr Vermögen und ihren Einfluß, dem Dienste der geistlichen Orden, ohne förmlich Glieder derselben zu werden. Ganze Familien, Eheleute aus allen Ständen traten auf diese Art in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu dem regulirten Klerus, das nach ihrem Glauben, dadurch dem Himmel näher zu kommen, immer noch vortheilhaft genug erscheinen mußte, wenn es gleich die lästigsten Aufopferungen nach sich zog. Der heilige Franz von Assisi gab diesem Verhältnisse zuerst eine bestimmtere Form, indem er Laien, die sich mit seinen Minoriten verbrüdern wollten, ohne Kleriker zu werden, in eine besondre Corporation unter dem Namen des dritten Ordens der Minoriten vereinigte. Nach diesem Muster gesellten sich außer sämmtlichen Bettelorden auch die Cisterzienser, Trinitarier und die Religiosen von der Gnade dergleichen dritte Orden zu, von denen nur wenige in die Clausur traten und feierliche Klostergelübde leisteten. Die meisten Mitglieder derselben sind Laien, bleiben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen und verpflichten sich nur zu einem frömmern Leben, als Weltkinder zu führen pflegen. Dazu gehört, daß sie täglich einige Ave Maria und Paternoster beten und zu gewissen Zeiten fasten. Die Mitglieder jedes dritten Ordens heißen Tertiarier oder Tertianer und werden im gemeinen Leben vorzüglich daran erkannt, daß sie die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in den Kirchen ihres Ordens suchen, die Klöster und Mendicanten desselben reichlich beschenken und seinen Vortheil auf alle Weise befördern. Sie dürfen die Kleidung ihres Ordens anlegen, begnügen sich aber in der Regel, das Scapulier oder den Gürtel desselben wie ein Amulet unter ihrer bürgerlichen Kleidung zu tragen. Diese Abzeichen der Verbrüderung mit einem geistlichen Orden, denen der herrschende Glaube eine geheime segensvolle Kraft beilegt, werden theuer erkauft und mit ihrem Besitze ist gemeiniglich die Versicherung großer Ablässe verbunden. Außer solchen Einkünften verschaffte die Anschließung dritter Orden den ersten so viele Mittel zu Ansehn und Einfluß, daß die Sorgfalt, mit der sie erhalten, erweitert und begünstigt worden sind, sich leicht erklären läßt. Auch entstanden besonders in Rücksicht dieser verbrüderten Laien zwischen den geistlichen Orden über die Grenzen ihrer Werbedistricte, Hut und Weide die heftigsten Streitigkeiten, welche nur durch förmliche, die Demarcationslinien ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bestimmende Verträge und durch gegenseitiges Cartel wegen der Ueberläufer von einem Orden zum andern beigelegt werden konnten. — Zu dem ursprünglichen Endzwecke des Mönchswesens,

Digitized by Google

Gott durch Gebet und der Welt durch Lehre, Beispiel und Wohlthätigkeit zu dienen, hat die Politik der päpstlichen Hierarchie allmälig den großen Plan der Herrschaft über die Völker gesellt und in den Verfassungen der geistlichen Orden deutlich genug zu Tage gelegt. Die Orden älterer Stiftung regierten sich anfangs auf aristokratisch-republikanische Weise selbst. Die Benedictinerklöster blieben lang von einander ganz unabhängig, die Cisterzienser gehorchten einem hohen Rathe, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalsuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimand und 20 andern Definitoren bestand und anfangs jährlich, später in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalcapiteln der Aebte und Prioren aller Cisterzienserklöster verantwortlich war; schwächere Orden, wie die Cartheuser, Grandmontaner u. a. m. hatten bei ähnlichen Verfassungen überdies noch mit den Bischöfen zu kämpfen, deren alte Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über alle Klöster ihres Sprengels sie nicht so leicht abweisen konnten, als die durch päpstliche Exemtionen begünstigten Benedictiner und Cisterzienser. In ein viel engeres Verhältniß zum Papste setzten sich aber gleich bei ihrem Entstehen die Bettelorden. Vermöge der ihnen verliehnen Privilegien einzig und unmittelbar abhängig von Rom, bewährten sie die Stärke ihrer monarchisch militärisch geordneten Verfassung mit Erfolgen, welche sich in der Regierung großer Corporationen nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam der Glieder bewirken lassen. Bald folgten die meisten der übrigen Orden ihrem Systeme, welchem gemäß an der Spitze jedes geistlichen Ordens ein General oder Regent steht, der alle drei Jahre von Neuem aus den Ordensobern gewählt wird, zu Rom residirt und nur dem Papste verantwortlich ist, jedoch bei einigen Orden noch einen Admonitor zur Seite hat, der seine Schritte im Namen des Ordens controllirt und ihn bei constitutionswidrigen Handlungen erinnern darf. Die Definitoren oder Räthe des Generals sind die Provinzialen, Obere, denen die Visitation und Regierung der Klöster in den einzelnen Provinzen obliegt. Sie bilden unter dem Vorsitze des Generals das Generalcapitel des ganzen Ordens und präsidiren wiederum als Generalvicare auf den Provinzialcapiteln, an denen die Obern der einzelnen Klöster einer Provinz als stimmfähige Capitularen (suffraganei) Theil nehmen. Diese, die nach den bei verschiedenen Orden hergebrachten Namen Aebte, Prioren, Superioren, Ministri, Guardiane, Pröpste oder Rectoren heißen und im Sinne des canonischen Rechts Prälaten sind, verhandeln jeder für sich die Angelegenheiten seines Klosters in einem Capitel oder Convente mit den zum Chore gehörigen Religiosen desselben. Daher führen die Choristen den Namen der Conventualen und Väter (Patres), zum Unterschiede von den niedern Mönchen, welche, weil sie noch Neulinge und der höhern priesterlichen Weihen nicht theilhaftig, oder nur Laienbrüder sind, die das Kloster zu Hausdiensten braucht, Brüder (Fratres) heißen. Auch werden bei den Bettelorden nur die letzteren zum Terminiren ausgesendet, dagegen die Väter allein zur Verwaltung priesterlicher Amtshandlungen im Kloster und auf den Pfarreien, die seinem Patronate zugehören, berechtigt sind. Die Capitel der einzelnen Klöster einer Provinz stehen unter dem Provinziale, als ihrer Behörde in erster Instanz; die letzte Instanz für alle Glieder eines Ordens ist der General desselben, der auch die zweiten und dritten Orden dirigirt. Die Frauenklöster haben eine ähnliche Verfassung,

Digitized by Google

nur können sie nicht ohne einen Propst bestehen, der mit seinen Caplänen das geistliche Amt bei ihnen verwaltet. Wenn sie keinem zweiten Orden angehören, so sind sie, wie die Hospitäler und alle nicht eximirte Klöster der Jurisdiction und Aufsicht des Bischofs oder des mit bischöflicher Gewalt versehnen Prälaten des Sprengels untergeben, in dem sie liegen. Die nicht eximirten Orden und Klöster haben der Hierarchie von jeher weniger gedient und ihre ursprüngliche Bestimmung, wenn sie nicht von ihrer Regel abfielen, treuer erfüllt, als die eximirten und strenggeschloßnen Ordenscorporationen, welche um so weiter von ihrer religiösen Bestimmung abwichen, je schärfer und militärischer das Verhältniß ihrer Subordination unter ihre Obern und je mehr es ihr Hauptzweck wurde, sich der Herrschaft über die Gemüther zu bemächtigen, politischen Einfluß zu gewinnen und Anmaßungen der Hierarchie mit allen ihren Kräften und Mitteln zu befördern. Die treusten, folgsamsten und brauchbarsten Werkzeuge des römischen Stuhls zur Ausführung seiner gewaltigen Pläne waren die Bettelorden, die man darum mit Recht häufig die stehenden Armeen des Papstes genannt hat. Auch fehlt es ihnen dabei eben so wenig an Aufmunterung, als den Soldaten der sogenannten großen Nation. Mönche, die sich durch Geschick und Eifer im Dienste des Papstes hervorthaten, können von seiner Gunst die einträglichsten Pfründen erwarten. Zu Bisthümern, die nicht von adeligen Capitularen abhängig sind, steht ihnen der Weg viel eher offen, als den gemeinen Weltgeistlichen und es ist bekannt, daß Generale und Definitoren der geistlichen Orden häufig in das Cardinalscollegium übergegangen, ja selbst zur päpstlichen Würde erhoben worden sind. — Die größte Bedeutung unter allen geistlichen Orden errangen sich die Jesuiten, deren Fall daher auch der Vorbote des Unterganges und der Beschränkung der übrigen war. Joseph II. untersagte 1781 jede Verbindung der Ordensglieder in seinen Staaten mit auswärtigen Obern, namentlich mit dem Generale und Rom, annullirte alle Exemtionen und stellte die Religiosen jeder Gattung unter bischöfliche Aufsicht, die Ausländer unter ihnen entfernte er, verbot auf unbestimmte Zeit die Annahme von Novizen und decretirte bald darauf die völlige Aufhebung aller Orden, die ein bloß beschauliches Leben führen. Dadurch erloschen die Trinitarier, Serviten, Cartheuser und Paulaner und beinahe alle weiblichen Orden in den österreichischen Erbstaaten; bald darauf wurden alle noch übrigen Orden, außer den Benedictinern von der Congregation Mölk, den Piaristen, Ursulinerinnen, barmherzigen Brüdern und Schwestern, auf eine bestimmte Zahl von Gliedern jedes Klosters gesetzt und durch das auf immer ausgedehnte Verbot, keine Novizen mehr anzunehmen, zum allmäligen Aussterben verurtheilt, so daß die in zehn Jahren von 882 bis auf 469 herabgesunkne Zahl der Klöster im Oesterreichischen sich von Jahr zu Jahr vermindern mußte. Der jetztregierende Kaiser hat jedoch den Orden, die sich auf irgend eine Weise dem allgemeinen Besten widmen, erlaubt, Novizen aufzunehmen. Die Franziskaner blühen besonders in Ungarn, wo sie an mehreren Orten den Schulunterricht besorgen; auch in Böhmen sichern sie, wie die Capuziner, Augustiner, Prämonstratenser und Kreuzherren, das Bestehen ihrer Klöster durch neuen Zuwachs. In Frankreich hob die Nationalversammlung 1790 alle geistlichen Orden auf und setzte die vorhandnen 18000 Mönche und 30000 Nonnen auf kärgliche Pensionen, die aber nicht lange ausgezahlt wurden, und im deutschen Reiche, wo das Loos der Secula-

Digitized by Google

risation 1803 fast alle geistlichen Stifter und Klöster traf, mußten die Orden von selbst weichen. Das Zeitalter Napoleons dehnte diese Maßregel auch auf Italien und Polen aus; der König von Preußen erklärte die Klöster in seinen Staaten 1810 für erloschen, um seinen Schulfonds zu verstärken, und nur in Rußland, das alle Religionen in ihren Gewohnheiten läßt, in Oesterreich, Sardinien, Sicilien, Irland und den außereuropäischen Colonien, wo der französische Einfluß nicht hinreichte, in Portugal und Spanien, wo er nicht ganz durchdrang, gab es noch Klöster mit Religiosen verschiedner Orden, jedoch ohne das alte Ordensband; als Pius VII. 1814 die Wiederherstellung aller geistlichen Orden proclamirte. Im Grunde ging dieser Auferstehungsruf nur den Kirchenstaat an, wo der Papst die geistlichen Orden als freiwillige Pfleger des Schul- und Armenwesens braucht, für das er bei seinen zerrütteten Finanzen nicht selbst sorgen kann. Aus ähnlichen Gründen und wohl auch aus Bigotterie folgten die Höfe von Madrid, Turin, Modena, Lucca und Neapel seinem Beispiele und haben angefangen, die von gemeinnützigen Anstalten verdrängten Religiosen in ihre alten Besitzungen wieder einzuweisen. Die neuesten Concordate des Papstes mit Neapel, Frankreich und Baiern enthalten Bestimmungen zu Gunsten der geistlichen Orden. In Neapel sollen die bestehenden erhalten und zum Theil, wie die Franziscaner, wieder vermehrt, eingegangene Klöster nach Maßgabe der auszumittelnden Dotationen hergestellt und alle Ordensgeistliche ihren Generalen und Ordensobern wieder untergeben werden. Baiern, das alle Klöster aufgehoben hatte, soll wenigstens einige wieder errichten. Doch ist die Epoche, wo geistliche Orden gedeihen konnten, in Frankreich, wie in Deutschland vorüber, weil in diesen Ländern der vorgeschrittene Zeitgeist alles Mönchswesen entbehrlich findet und zu geistlichen Stiftungen fast überall Geld und guter Wille fehlt. Ueber die einzelnen hier nur genannten Orden sind die ihnen gewidmeten Artikel nachzulesen. E.

Orden (Ritter-). Die weltlichen Ritterorden, wie wir sie gegenwärtig in allen europäischen Staaten finden, sind von dem Fürsten gestiftete Vereine, deren auch durch äußere Zeichen kenntlich gemachte Mitgliedschaft solchen Personen verliehen wird, die sich besondere Verdienste um Fürst und Staat erworben haben oder denen vermöge ihrer Geburt die höchsten Auszeichnungen im Staate auch ohne vorhergegangenes Verdienst zu Theil zu werden pflegen. Sie entstanden ursprünglich aus den Instituten der Ritterschaft und geistlichen Corporationen und waren anfangs Verbrüderungen würdiger Männer, die, mit Uebernahme bestimmter Pflichten unter dem Gesetz der Ehre, zu vaterländischen oder allgemeinen christlichen Zwecken zusammen getreten waren. Freie Geburt und untadelhaftes Leben waren die Bedingungen der Aufnahme. Verdienste sollten erst in dem Orden selbst erworben werden. Die ältesten christlichen Orden, deren Erwähnung geschieht, sind der Orden sanctae ampullae, den Clodwig I. im Jahre 499, der Orden von der Eiche, den Garcias Ximenes, König von Navarra, im J. 722 gestiftet haben soll, und der Orden von der Bisamkatze (de la Génette), von Carl Martell im J. 726 gestiftet, von denen jedoch die beiden erstern ungewiß sind. Nächstdem entstanden die ersten Orden während der Kreuzzüge, und diese wurden Vorbild und Muster aller nachherigen. Aus Vereinigungen von Personen, deren frommer Zweck unter Beobachtung gewisser Regeln Krankenpflege, so wie Verbreitung und Beschützung

Digitized by Google

der christlichen Religion war, gingen zuerst die geistlichen Ritterorden, von denen der älteste der Orden des heiligen Johannes von Jerusalem war, hervor. Ihre Gesetze waren den Gesetzen der Mönchsorden ähnlich. Der Papst mußte ihnen zu ihrer Gültigkeit seine Bestätigung geben und war gewissermaßen ihr Oberhaupt; ihre Vorsteher und Meister aber wählten die Mitglieder durch Stimmenmehrheit. Nach ihnen bildeten sich späterhin die weltlichen Ritterorden, welche gottesdienstliche Uebungen mit ritterlichen verbanden. Auch sie nahmen, wie früherhin die geistlichen Orden nach dem Muster der Kreuzfahrer gethan und vermöge ihrer Verhältnisse zu einander und zu der übrigen Welt hatten thun müssen, ein äußeres Abzeichen an, wodurch sich die Mitglieder von den Nichtmitgliedern unterschieden. Dieses Abzeichen war für die geistlichen Ritterorden am gewöhnlichsten ein Kreuz; und so nahmen es auch die weltlichen an, doch unterschieden von jenen einfachen Sinnbildern ihrer geistlichen Mitbrüder durch Einmischung mehr weltlicher und irdischer Zierden, mannichfacher Farben, kostbarer Steine und edler Metalle. Die Folgezeit nahm mancherlei Veränderungen damit vor und fügte Bänder und Sterne hinzu. Aber sie änderte auch bei ihren veränderten Bedürfnissen den ursprünglich frommen Zweck dieser Ritterorden und gab ihnen nach und nach ihre gegenwärtige Bestimmung, welche darin besteht, das Verdienst zu belohnen, hohen Rang und Geburt auszuzeichnen und nebenbei den Glanz eines Hofes zu erhöhen. Von Vertheidigung des christlichen Glaubens und ähnlichen frommen Zwecken sprechen zwar hin und wieder noch die Statuten, allein zur Ausführung kommen dergleichen Vorschriften nicht mehr. Die Staaten, welche Ritterorden der zuletzt bezeichneten Art haben, sind gegenwärtig Baden, Baiern, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Hannover, Hessen, der Kirchenstaat, Neapel und Sicilien, Niederland, Oesterreich, Parma, Polen, Portugal, Preußen, Rußland, Sachsen, Sardinien, Schweden, Spanien, Toscana, Türkei, Weimar und Würtemberg: ferner außer Europa China, Haiti und Persien. Wir haben sie meistentheils bei den Ländern, denen sie angehören, angeführt, weßhalb wir dahin verweisen.

Orden von der Gnade, s. Trinitarier.

Ordensgeneral und **Ordensprovinzial**, s. d. Art. Orden (geistliche).

Ordinaten werden vorzüglich in der Geometrie diejenigen geraden parallelen Linien genannt, die von einer ihrer Lage nach gegebenen geraden Linie (Abscissenlinie) an eine krumme oder auch andere gerade Linie gehen.

Ordination heißt die **Priesterweihe** oder Einsegnung zum geistlichen Amte, weil sie die Aufnahme in den Stand oder Orden der Geistlichen ist. Dem **Ordinandus** (zu weihenden Candidaten) sind bei dieser Handlung von einem obern Geistlichen die Pflichten des geistlichen Amtes vorzuhalten und die Rechte und Befugnisse desselben zu ertheilen, welches der Ordinirende durch Anreden, Segensprechen und Auflegung der Hände thut. Bei diesem uralten Gebrauche des Händeauflegens wird die Assistenz mehrerer andrer Amtsgeistlichen erfodert, welche damit einen Segenswunsch für den Ordinandus verbinden. Dieser genießt nach dieser Handlung, zum Zeichen seiner Kirchengemeinschaft, das heilige Abendmahl. Dieß ist das Wesentliche der Ordination, welches die protestantischen Kirchen beibehalten haben und bei Jedem anwenden, der zu einem Predigtamte

Digitized by Google

berufen, und in der vorhergehenden Prüfung dazu tüchtig befunden worden ist. Die Fähigkeit, Candidaten zu ordiniren, hat an und für sich eigentlich jeder Amtsgeistliche, doch wird der Ordnung wegen die Befugniß dazu von den Kirchenräthen und Consistorien nur den als Examinatoren und Consistorialassessoren angestellten Superintendenten oder Inspectoren übertragen, welches in England und in den nordischen Reichen die protestantischen Bischöfe sind. Auch bedürfen protestantische Geistliche beim Hinaufrücken in höhere Aemter keiner weitern Ordination. Dagegen unterscheidet seit dem 3ten Jahrhunderte die catholische Kirche und mit ihr die griechische acht verschiedne Grade der Geistlichen, die nach dem catholischen Kirchenrechte ebenfalls Orden (ordines) genannt werden, von denen jeder mit besondern Ceremonien ertheilt wird. Die untersten Kleriker der alten Kirchen waren die Ostiarien oder Kirchenthürhüter, auch Sacristane und Glöckner, welche das Läuten, das Aufschließen der Kirche und Sacristei, und das Aufschlagen der Lection zu besorgen haben. Hierauf folgen die Lectoren, welche die Lection aus der Bibel vor der Gemeinde lesen oder absingen. Dann die Exorcisten, die die Befugniß zu Teufelsbeschwörungen haben und dem Taufpriester durch Vorlesung des Exorcismus (der Beschwörungsformel) bei der Taufe assistiren. Endlich die Akolythen oder Akoluthen, welchen die Ceremonienbedienung der Bischöfe und Priester bei der Messe und bei Processionen mit Anzünden und Tragen der Lichter, und Darreichung des Weines und Wassers zum Abendmahle obliegt. Dieß sind die vier niedern Grade oder Orden (kleineren Weihen), welche den Candidaten des geistlichen Amtes von dem Bischofe durch angemessene Ceremonien gewöhnlich an einem Tage nach einander ertheilt werden, jedoch als nichtheilige Weihen weder zur Ehelosigkeit verpflichten, noch den Charakter der geistlichen Würde aufdrücken und zu keiner eigentlichen geistlichen Amtshandlung berechtigen. Deßhalb werden auch Kapellknaben, Küster und andre Kirchendiener, die sich verheirathen dürfen, mit den Geschäften dieser Grade beauftragt; doch muß jeder sie erhalten haben, der zu den höheren oder heiligen Weihen gelangen will. Letztre machen zum Cölibate verbindlich, berechtigen zur geistlichen Amtskleidung und Tonsur und drücken dem Ordinirten den unauslöschlichen Stempel (character indelebilis) des geistlichen Standes auf. Die unterste der heiligen Weihen ist das Subdiaconat, welches zur Obsicht über alle bei der Messe nöthigen Gefäße und Geräthschaften, zur Bekleidung des Altars, zum Aufsetzen des Brotes und Weines und zum Absingen der Epistel vor der Gemeinde verpflichtet. Um einen Grad höher stehen die Diaconen, welche bei der Messe administriren (Oblaten austheilen), taufen, predigen, das Evangelium vor der Gemeinde absingen und sich durch Tragen der Stola und Dalmatica von den Subdiaconen auszeichnen. Höher im Range als die Diaconen sind die Priester oder Presbyter, welchen die Verwaltung aller Sacramente außer der Firmelung und Ordination zukommt und das Meßgewand bei der Messe zur Auszeichnung dient. Auch diese drei höheren Weihen pflegt der Bischof denen, die Priester werden sollen, an einem Tage mit großen rührenden Feierlichkeiten nach einander zu ertheilen. Der höchste Grad unter den geistlichen Würden der catholischen Kirche ist der bischöfliche, dem die Verwaltung der Sacramente, der Firmelung und Ordination vorbehalten ist. (Vergl. d. Art. Bischof). Die Bischöfe werden von den Erzbischöfen geweiht und diese letzteren be-

Digitized by Google

dürfen keiner weitern Weihe, sondern erhalten ihre Bestätigung mit dem Pallium vom Papste. Der Glaube, daß die Ordination von den Aposteln nur durch die Bischöfe fortgepflanzt und bis jetzt in ihrer Kirche erhalten worden sey, macht in den Augen der Katholiken die Ordination protestantischer Prediger durch verheirathete Superintendenten und Decane ungültig, und zur Ertheilung der priesterlichen Würde unzulänglich, jedoch weichen hier die Begriffe der Protestanten so weit von dem katholischen Lehrbegriffe ab, daß sie darum bei ihren Predigern nichts vermissen. (Vergl. d. Art. Prediger.) E.

Oreaden, s. Nymphen.

Orestes, des Agamemnon und der Clytämnestra Sohn, der als Rächer seines Vaters durch den Mord seiner Mutter, und als Befreier seiner Schwester einer der Haupthelden der griechischen Tragödie wurde. Von den Stücken, die sein Schicksal darstellten, besitzen wir noch des Aeschylus Coephoren und Eumeniden, des Sophokles Electra, des Euripides Electra, Orestes und Iphigenia in Tauris. Orest, auf Electra's Veranstaltung durch seinen Erzieher von dem Schicksale seines Vaters gerettet, wurde bei seinem Oheime Strophius, Fürsten von Phocis, auferzogen, und schloß mit dessen Sohne Pylades jene innige Freundschaft, welche der spätern Zeit als Muster genannt wird. Zur Rache von dem delphischen Gotte selbst aufgefodert, eilt er nach Mycene zurück. Um unerkannt zu bleiben, nimmt er zur List seine Zuflucht. Sein Erzieher und Pylades bringen eine Urne mit, welche angeblich des Orestes Asche enthält. Clytämnestra empfängt die Nachricht von des Sohnes Tode mit kaum zu verbergender Freude, und bald fällt sie von seinem Dolche. Gleiche Rache trifft den Aegisth. Aber nach einem religiösen Mythus der Griechen war der Muttermörder den Eumeniden verfallen. Unablässig verfolgen die gräßlichen Göttinnen den Unglücklichen und stürzten ihn in Wahnsinn. Da befiehlt ihm Apollo, nach Delphi zu flüchten. Die Rächerinnen folgen ihm auch dorthin, aber durch einen Orakelspruch macht ihm der Gott bekannt, daß seine Qual endigen werde, wenn er die Schwester von Taurien nach Argos zurückgeführt habe. Auf diese Weisung schifft Orestes mit Pylades nach Taurien, wo Diana, des Apoll Schwester, verehrt wurde, deren Statue Orestes zu entführen kam. Hier war Iphigenia (s. d. Art.), seine Schwester, als unbekannte Fremdlingin Priesterin der Diana. Ein altes Gesetz befiehlt, jeden Fremdling der Diana zu opfern. Iphigenia soll die Opferung ihres Bruders vollziehen. Aber Beide erkennen sich, und von seiner Schwester begünstigt, entführt Orest das Dianenbild, und kommt mit Pylades und Iphigenia glücklich nach Argos. Jetzt waren die unterirdischen Göttinnen versöhnt. Mit des Menelaus Tochter Hermione vermählt, herrschte er über das väterliche Reich Mycene und über Argos, als dessen König ohne Erben starb. Ein Orakelspruch bewog ihn aber, nach Arkadien auszuwandern, wo er in der Stadt Orestia wohnte, und, von einer Schlange gebissen, in hohem Alter starb. Seine Gebeine wurden später nach Sparta gebracht.

Organ, organisch, Organisation, Organismus. Organ, von dem griechischen Worte ὀργανον, bedeutet jedes Werkzeug, womit etwas zu Stande gebracht wird. In dieser wörtlichen Bedeutung könnte es auch ein mechanisches Werkzeug (Instrument) seyn, welches durch fremde Anregung, oder durch fremdes Leben erst in Bewegung gesetzt wird. Allein der Sprachgebrauch hat zwischen

dem Ausdrucke Organ und dem lateinischen Instrumente, welcher eigentlich dasselbe bedeutet, einen auffallenden Unterschied begründet. Unter Instrument versteht man ein Werkzeug der Kunst, wodurch ein vorhandener Stoff bearbeitet wird, Organ vorzugsweise von Naturprodukten, und zwar von einem solchen Theile eines Naturerzeugnisses, welcher eben sowohl durch alle übrigen Theile, als um ihrer willen vorhanden ist, oder ein durch eignes inneres Leben in Thätigkeit gesetzter Körper, der zwar ein in sich geschlossenes Ganzes ausmacht, jedoch wiederum Theil eines andern Ganzen ist, das sich selbst erhält, und zu dessen höhern Zwecken der einzelne Theil in Thätigkeit gesetzt ist. Organisch heißt dasjenige, was vermöge des ihm inwohnenden eignen Lebens von selbst zu seiner eignen Erhaltung thätig ist. Ein organisches Wesen ist also dasjenige, dessen sämmtliche Theile sich zu einander wie Mittel und Zweck verhalten. In allen mechanischen Kunstwerken findet sich zwar ein ähnliches Wechselverhältniß, z. B. in einem Uhrwerke; allein man nennt das Rad, die Feder darin rc. nicht Organe, sondern Werkzeuge, denn es ist zwar jeder Theil um den andern, alle sind um des Ganzen willen da, und dienen einem Endzwecke, aber sie sind nicht durcheinander da. Dieß setzt eine dem organischen Wesen inwohnende Lebenskraft und Bildungstrieb voraus, an welche das Entstehen und Bestehen der organischen Wesen geknüpft ist. Unter Organisation im eigentlichen Sinne versteht man demnach eine solche Beschaffenheit oder Einrichtung eines mit eigenthümlicher Lebenskraft und Bildungstrieb versehenen Naturwesens, kraft deren alle Theile desselben sich einander wechselseitig hervorbringen, erhalten und ersetzen, oder die Verbindung mehrerer Organe oder Theilganze zur Erreichung eines Zwecks. Organismus aber bedeutet entweder dasselbe, oder ein aus solchen Theilganzen bestehendes Wesen selbst, dessen Zwecke die Einrichtung und Wirksamkeit aller einzelnen Organe untergeordnet ist. Höchst zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung ist die Folge davon. Da das Leben durch Seyn und Thätigkeit sich offenbart (vergl. den Art. Leben), so wird die materielle Existenz durch das Organ, die Thätigkeit durch dessen Function dargestellt; da aber das ursprünglich ewige und unendliche Leben in der Endlichkeit auf verschiedenen Stufen sich offenbart, so muß auch das dadurch bedingte Verhältniß in den Organen zwischen Materie und Kraft in unendlich verschiednen Modificationen erscheinen. So zeigt sich selbst im unorganischen Naturreiche, wo das Seyn im relativen Uebergewichte existirt, und durch dasselbe das Thätige gänzlich gebunden ist, doch in den physischen Verhältnissen desselben, dem Wachsthume, den Veränderungen von äußern Einflüssen, den Anziehungen der Wahlverwandtschaften eine Spur des allgemeinen Lebens, welches sich in der Crystallisirung am höchsten zu offenbaren scheint. In dem eigentlichen organischen Reiche ist nun erst Seyn mit eigner Thätigkeit vereint, und durch Selbsterhaltung zur Individualität erhoben, so daß das organische Leben sich an einzelnen Geschöpfen offenbart, deren jedes einen Organismus darstellt, gleichsam das Band, wodurch das Leben mit dem Individuum verbunden wird, in welchem nun die vollkommenste Einigung zwischen Vielheit und Einheit herrscht, indem das Besondre dem Ganzen gleich, aber auch für sich selbst wieder ein Einzelnes, vom Ganzen Verschiednes ist, jedes Theilganze für sich, aber auch zugleich für das Ganze und in dem Ganzen lebt. Schreitet aber

Digitized by Google

selbst im organischen Naturreiche das Leben in verschiednen Abstufungen immer höher, so müssen auch die Organisationen selbst verschieden seyn. In der Pflanze zeigt sich das Leben zwar schon durch die innige Vereinigung von Leben und Thätigkeit, allein ihre ganze Lebensäußerung ist nur auf ihr individuelles Seyn bezogen, ist vom Allgemeinen und Aeußern völlig abgeschieden. Das Leben ruht gleichsam völlig in sich selbst, und äußert sich bloß durch Aufnehmen des Stoffes von Außen, und durch ein stilles Bilden und Produciren, zur Behauptung seiner organischen Form. Diese Beziehung des Lebens nur auf das individuelle Seyn nennt man Reproduction (Selbsterneuerung, Selbsterhaltung), daher ist die Vegetabilität in der organischen Welt überhaupt der Repräsentant der Reproduction, und in so fern diese im thierischen Leben im Schlafe vorherrschend ist, kann man auch sagen, daß die Pflanzenwelt das organische Leben im Schlafe ist. Die Organisation der Pflanze ist daher auch nur zur Reproduction bestimmt; die Nahrungssäfte werden vom Wurzelgefäßsysteme aufgenommen, von dem Stamme zugeführt und durch das Lungensystem der Blätter der Körpermasse gleich verarbeitet. Das animalische Leben offenbart eine höhere Stufe; es ist nicht mehr bloß in sich versenkt, sondern aus sich in das Allgemeine und Aeußere übergegangen, die Thätigkeit beschränkt sich nicht mehr auf das bloße Seyn und dessen Erhaltung, sondern geht in Wechselwirkung auf die Außenwelt, in willkürliche Bewegung und Aufnahme der Außenwelt in sich, über. Diese mannichfaltigern Lebensäußerungen erfodern also auch eine vollkommnere zusammengesetztere Organisation. Der animalische Organismus enthält daher mehrere Theilganze, die von einander geschieden, und doch auf das engste verbunden, ihr verschiedenes Leben haben, und doch Einem Zwecke untergeordnet sind. Der thierische Organismus nimmt zwar den Pflanzenorganismus in sich auf, in so fern er seine Thätigkeit auch auf seine Reproduction wenden muß, allein er erhebt sich zugleich über die Vegetation, in so fern das thierische Leben zugleich aus sich selbst heraustritt, der Außenwelt sich hingibt und mit derselben in Wechselverhältniß übergeht. Dieß bezeichnet man durch Irritabilität und Sensation, oder Bewegung und Empfindung; es erfodert also zugleich Organe der Bewegung und Empfindung. So wie aber das vegetabilische Leben nur in sich lebt, und den organischen Schlaf darstellt, so lebt die Animalität außer sich und im Erwachen, doch ohne beides noch im Bewußtseyn zu vereinigen. Der Mensch nimmt die höchste Stufe des organischen Lebens ein, in ihm ist das Leben weder bloß in sich versenkt, noch bloß der Außenwelt hingegeben, sondern Beides mit Freiheit und Selbstbewußtseyn vereinigt, die klarste Unterscheidung des Ichs von der Außenwelt und allen äußern Verhältnissen in der Intelligenz (Vernunft) vorherrschend. Die Organisation des Menschen ist daher die vollkommenste, zarteste, und zusammengesetzteste, da sie nicht nur die Organe des vegetabilischen und animalischen Lebens in sich begreift, sondern diese auch für das eigentliche menschliche Leben in der Vernunft sämmtlich beziehungsweise thätig und eingerichtet sind. Organe und Functionen laufen also parallel mit einander, bestehen gleichzeitig mit einander und sind unauflöslich an einander gebunden, keins ist ohne das andere denkbar, eins durch das andre bestimmt. Der menschliche Organismus hat deßhalb eigens modificirte Organe und Functionen der Reproduction (Vegetation). Dahin gehören die Organe der Verdauung, der As-

similation, der Ernährung (s. d. Art.), der Erhaltung der Gattung, zu welchem Zwecke die Geschlechtsorgane, die Organe der Aussonderungen unbrauchbarer Stoffe aus dem Organismus, wohin die Nieren und Blase, die Haut, und zum Theil die Lungen gehören; die Organe der unwillkürlichen (der Reproduction dienenden) und der willkürlichen Bewegung (der Irritabilität), das sämmtliche Muskelsystem, von welchem das Herz und Gefäßsystem, die Muskelfasern der Gedärme, der Reproduction angehören, das Zwerchfell (der Zwerchmuskel) so wie die Brustmuskeln den Uebergang zu der willkürlichen Bewegung der Muskeln des Gesichts, der Gliedmaßen bilden (indem sie theils der unwillkürlichen theils der willkürlichen Bewegung dienen); die Organe der Sensation, wohin das sämmtliche Nervensystem gehört (s. d. Art.). So stellt der menschliche Organismus das Bild aller übrigen Organismen in der Natur dar, die sich in ihm wiederholen, nur dem Zwecke des menschlichen Lebens untergeordnet, erhöht und veredelt, so daß ein Organ auf das andre bestimmend wirkt, eine Function in die andre eingreift, ein System von Organen in dem andern sich wiederholt. So ist z. B. in jedem Organe Vegetation durch Ernährungsgefäße, Irritabilität durch Muskelfasern, Sensibilität durch Nervenfäden angedeutet; so ist die vegetabilische Reproduction durch willkürliche Annahme und Auswahl der Nahrungsmittel, durch Herrschaft des Geschmackssinnes, durch die Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft zur menschlichen Ernährung veredelt. Da aber das Organ nur durch Inwohnung eignen Lebens zum Organe wird, so folgt daraus, daß mit der Entweichung desselben auch die Thätigkeit des Organs verlöschen muß, und das Organ als solches nicht mehr gedacht werden kann. Aus dieser innigen Vereinigung von Organ und Function erhellt aber auch, daß Hemmung oder Störung der Functionen das Organ verändern, gegentheils jede materielle Abweichung des Organs eine Veränderung der Function zur nothwendigen Folge haben muß, wobei die ungetrübte Idee des Lebens in dem Individuum nicht bestehen kann (s. d. Art **Gesundheit**), sondern eine Abweichung von derselben entsteht (s. **Krankheit**), woraus endlich gänzliches Unvermögen des Organs, seinem Zwecke zu entsprechen, hervorgehen muß, so daß das Individuum, als solches, sich nicht länger behaupten kann (s. **Tod**), sondern das Leben zu seinem Urquelle zurückkehrt, das Organ aber der allgemeinen unorganischen Natur und deren physischen Gesetzen wieder anheimfällt. H.

Organisation in der Kunst. Seit einiger Zeit hat man angefangen, die Werke der schönen Kunst als Organisationen zu betrachten, und macht an sie die Anfoderung, daß sie organischer Natur seyn sollen. Dann setzt man den Organismus des Kunstwerks der mechanischen Composition ungefähr so entgegen, wie in der Naturgeschichte der Organismus dem Aggregate, die zufällige Anhäufung einer **in sich selbst** begründeten und bedingten Bildung. Nur das, was in der darzustellenden ästhetischen Idee liegt, soll aus derselben entwickelt werden, und zwar auf eine Weise, daß alles wie durch einander und für einander erzeugt erscheine, alles sich wechselseitig verhalte wie Mittel zum Zwecke, und nichts getrennt werden könne, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Daß auf solche Weise die höchste Zweckmäßigkeit, die reinste Einheit, die vollkommenste Ganzheit erreicht werde, und eine in sich selbst beschlossene Form entstehe, springt eben so bald in die Augen, als daß eine solche Kunst-

Digitized by Google

bildung nur aus der innern Lebenskraft, dem eigenthümlichen Bildungstriebe des ästhetischen Genies, welches hier der Natur gleichartig wirkt, hervorgehen könne. (S. Kunst.) dd.

Orgel hat ihren Namen von dem griechischen Worte ὀργανον, welches sonst eben so viel als Instrument bedeutete, und ist im eigentlichen Sinne ein musikalisches Instrument, welches in einem großen Gehäuse eine Menge harmonisch geordneter Pfeifen enthält, in welche der Wind durch Blasebälge vermittelst der Windlade getrieben (daher auch Windorgel, ὀργανον πνευματικον) wird, wodurch der Ton entsteht, welchen der Spieler auf der mit den Pfeifen in Verbindung stehenden Claviatur angibt. Ihre Hauptbestandtheile sind die Pfeifen (zinnerne oder hölzerne), deren Länge durch die Höhe oder Tiefe des Tons bestimmt ist (sie sind vier-, acht-, sechszehnfüßig, — s. d. Art. Fuß), die Register oder Züge, wodurch einer jeden Orgelstimme der Zugang des Windes entweder versperrt oder eröffnet wird (Orgelstimmen, auch selbst Register genannt, sind zusammengehörige Pfeifen gleicher Gattung), das Manual, aus einer oder mehreren Claviaturen bestehend, und das Pedal (s. d. Art.), die Blasebälge und die Windlade. (Schlimmbach über die Structur, Erhaltung, Stimmung und Prüfung der Orgel. Leipzig 1801). Dieses in Rücksicht auf die Einrichtung unsers Tonsystems und auf die Erfindung und Ausbildung der Harmonie so merkwürdige Instrument, sagt Koch in seinem Handwörterbuche der Musik, ist zugleich das größte und volltönigste, so wie in Ansehung seiner mechanischen Einrichtung das künstlichste unter allen unsern Instrumenten. Der Vortheil, daß auf der Orgel, so wie auf jedem Clavierinstrumente, Melodie und Harmonie zugleich ausgeübt werden kann, verbunden mit der Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Stimmen, gewährt eine Pracht und Fülle der Harmonie, die hinreichend ist, den Mangel zu ersetzen, daß verschiedene Feinheiten des Geschmacks, besonders solche, die aus den verschiedenen Modificationen der Stärke und Schwäche des Tons bei andern Instrumenten hervorgehen, auf der Orgel nicht anzuwenden sind, welchem Mangel der Franzose Grenié 1811 durch die Erfindung seiner Orgue expressive abzuhelfen suchte. Ueberdieß gewinnt sie durch die Eigenschaft, daß jeder Ton fortklingend erhalten werden kann, den Vortheil, daß sie vorzüglich zu dem gebundenen, ernsten und feierlichen Style, wie er namentlich in der Kirche erfodert wird, und zu den stärksten Verwickelungen in der Harmonie geeignet ist; weßhalb sie aber auch einen Spieler erfodert, der, mit dem Wesen und Umfange der Harmonie vertraut, die Geschicklichkeit besitzt, seine musikalischen Gedanken schnell zu ordnen und in sein Spiel zu übertragen. Aus den angeführten Gründen, vorzüglich aber wegen der diesem Instrumente vorzüglich nothwendigen Bindungen ist nicht jeder gute Clavierspieler auch ein guter Orgelspieler (Organist), und das Clavierspiel vom Spiele der Orgel bedeutend verschieden. Daher sich Fertigkeit der Finger und schnelle Läufe sehr schwerfällig ausnehmen, und den majestätischen Ernst dieses Instruments auf eine widrige Weise entweihen und vernichten. Als Schriftsteller über das Orgelspiel sind Türk, Kittel, Knecht (besonders dessen vollständige Orgelschule, in drei Abtheilungen. Leipzig) ausgezeichnet. Dieselben, so wie J. S. Bach, Häßler, A. F. Müller, Rombt, Rink, Umbreit, Vierling, Wolf haben auch Orgelstücke und Choralvorspiele verschiedner Gattung geliefert. — Ueber den Ursprung und die Erfin-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

dung der Orgel ist man noch streitig. Einige leiten ihren Ursprung von den Pfeifenwerken z. B. der Hebräer, deren Nachkommen die Orgel, ohne Beweis, schon in dem Tempel Salomonis versezen, oder von der Sackpfeife; Andre mit größerer Wahrscheinlichkeit von einem der Orgel ähnlicheren, obwohl sehr unvollkommnen Instrumente der Griechen, nämlich der Wasserorgel (s. d. Art.) ab, da man weiß, daß die ersten in Italien bekannt gewordenen Orgeln aus dem griechischen Kaiserthume dahin gebracht worden sind, woselbst sie auch schon im 7ten Jahrhunderte auf Veranlassung des Papstes Vitalian († 671) in einigen römischen Kirchen soll eingeführt worden seyn. (Vergl. auch den Art. Cäcilie.) Die jezt gebräuchlichen Orgeln werden für eine Erfindung der Deutschen gehalten, über deren Zeit man aber nicht einig ist. Schon im J. 1298 soll der Münster in Straßburg durch den Brand eine Orgel verloren haben, die keine Wasserorgel gewesen zu seyn scheint. Nichts desto weniger behaupten Einige, daß die erste Orgel, so wie wir sie jezt haben, nicht früher als 1312 durch einen Deutschen zu Venedig erbaut worden sey. Gewiß ist es, daß erst im 14ten Jahrhunderte ihr Gebrauch allgemeiner wurde. Anfangs waren sie noch sehr unvollkommen; einen vollständigen Accord konnte man nicht darauf greifen, noch viel weniger einen Choral darauf spielen. Der ganze Nutzen bestand zur Zeit noch darin, daß man beim Absingen eines Chorals mit der Hand eine Taste, die zwei Zoll breit und ziemlich dick war, niederschlug, um den Ton des Liedes festzuhalten. Denn die ersten Werke hatten nicht leicht mehr als zehn Tasten, welche so breit und schwer zu bewegen waren, daß daher wahrscheinlich die Redensart entstanden ist, die Orgel schlagen. Sie waren tragbar, etwa wie unsere Positive, und hatten vielleicht keine Register. Mit der Zeit wurden die Tasten schmäler, und man schob auch zwischen die diatonischen Töne die Semitonia ein. Auch der linken Hand gab man durch Verfertigung eines neuen Claviers Beschäftigung. Zwischen 1470 und 1480 soll ein Deutscher, Namens Bernhard, Hoforganist des Dogen von Venedig, die Orgel mit dem Pedale bereichert haben. Die größte Orgel, die man bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts in Deutschland kannte, war die in dem Stifte zu St. Blasius zu Braunschweig, welche Heinrich Kranz 1499 daselbst erbaut hatte. Im 16ten Jahrhunderte folgten die Verbesserungen der Orgeln schneller auf einander, und man erfand jezt die Scheidung des Pfeifenwerks in besondre Register, und sezte die Stimmung der Orgel nach dem Chortone (s. Cammerton) fest. Besonders wurden die Windladen und Blasebälge verbessert, da von leztern bis dahin an einem Werke oft 20 bis 24 gewesen waren und von 10 bis 12 Menschen hatten getreten werden müssen. Den jetzigen Grad von Vollkommenheit konnte die Orgel jedoch nicht eher erreichen, als bis im 17ten Jahrhunderte von Christian Förner die Windprobe erfunden worden war, durch welche bei allen Bälgen ein völlig gleicher Druck des Windes erhalten werden kann. (S. Sponsels Orgelhistorie. Nürnb. 1771.) In der Peterskirche zu Rom ist die größte Orgel; sie hat hundert Stimmen. Die große künstliche Orgel in der Petri- und Paulkirche zu Görliz (1703 von Casparini erbaut) hat 57 Stimmen und 3270 klingende Pfeifen; ihre Erbauung kostete 25,000 Thaler. Die Orgel im Münster zu Straßburg hat 2136 Pfeifen, deren größte 14 Eimer und etliche Maß Wasser faßt. Die Orgel zu Ulm hat über 3000 Pfeifen. Zu Rothenburg an der Tauber ist eine Orgel, auf welcher drei Organi-

Digitized by Google

ken zugleich spielen können. Die Orgel in Maria Magdalena zu Breslau hat 56 Stimmen und 3342 Pfeifen. Die größte zinnerne Pfeife wiegt 3 1/2 Centner, ist 12 1/2 Ellen lang, im Durchmesser 14 Zoll breit und faßt 8 Scheffel in sich. In der neuern Zeit haben die deutschen Orgelbauer Trost, Schröter, Hildebrand, Silbermann, und die Gebrüder Trampeli sich berühmt gemacht; auch hat der Abt Vogler durch sein Simplificationssystem, welches eine Vereinfachung des Orgelbaues bezweckt, großes Aufsehn erregt, indem nach demselben eine natürlichere Pfeifenstellung, weniger getheilter Wind, ein bequemerer Anschlag für die Spielenden bewirkt worden, und die nach seiner Angabe verfertigten Orgeln zwar kleiner und einfacher als die gewöhnlichen, aber im Tone eben so stark seyn sollen. (S. Vogler.) Pater Julian hat eine Orgel von Pappe verfertigt, die sich zu Saintes befindet und sehr angenehme Töne gibt. In Paris hat ein Liebhaber eine Orgel aus Spielkarten gemacht, welche eben so reine Töne hören lassen soll, als zinnerne Röhren.

Orgelpunkt heißt eine Stelle am Schlusse gewisser, besonders kirchlicher Tonstücke, wobei die obern Stimmen einige Zeit lang sich zum Schlusse fortbewegen, während die Baßstimme schon längst den Schlußton festhält. Solche Stellen findet man vorzüglich in Orgelsätzen, weil die Orgel für gebundne Harmonien sich besonders eignet, — daher der Name — und sie werden vorzüglich in Fugen beim Hauptschlusse gebraucht, wo sie den Hauptschluß und das allmälige Ausruhen der Stimmen vorbereiten.

Orgien, ein allgemeiner Name der mit mystischen Ceremonien und trunkner Wildheit gefeierten Feste des Bachus (s. d. Art.), in der Folge auch andrer geheimen enthusiastischen Feste und Mysterien der Alten, welche mit wildem Geräusche, lärmenden Instrumenten (Cymbeln, Trompeten rc.), und tobendem Geschreie gefeiert wurden; daher noch heut zu Tage wilde Feste, besonders nächtliche Gelage, mit stürmischer Fröhlichkeit und ungezügelter Lust begangen, Orgien genannt werden. Orgiasmus, festliche Raserei beim mystischen Gottesdienste der Alten.

Orient, die Morgengegend oder die Gegend, wo die Sonne am Himmel aufzugehen pflegt (s. Morgen), dann die nach Morgen gelegenen Länder. Wir Europäer verstehen im Allgemeinen unter dem Oriente die Länder Asiens. Orientalisch, morgenländisch. Orientalische Christen, griechische Christen.

Orientalische Literatur, orientalische Sprachen. Bei der Eintheilung der Sprachen in orientalische und occidentalische lag ehemals die Vorstellung zum Grunde, daß alle Sprachen von der Arche Noahs ausgegangen wären. Die Sprachen der Semiten und Hamiten sind die orientalischen, die Sprachen der Japhetiten die occidentalischen. Die Gelehrten (z. B. Olaf Celsius, C. G. Anton) haben sich bemüht, allgemeine charakteristische Unterscheidungszeichen anzugeben, allein bis jetzt sind diese Bestimmungen sehr mangelhaft geblieben, da wir noch keine vollständige Uebersicht der gesammten Sprachen haben. — Im gemeinen Leben versteht man unter der Benennung orientalische Sprachen die Sprachen Asiens ohne Unterschied, und unter orientalischer Literatur besonders die indische, chinesische, persische, arabische, türkische, hebräische rc. (davon die besondern Art.)

Orientalisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Oriflamme (Auriflamme), die ehemalige Reichsfahne Frankreichs, war ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei von St. Denys, und wurde von dem Abte jedesmal dem Beschützer dieses Klosters, welches ehedem die Grafen von Vexin und Pontoise waren, überreicht, wenn es die Noth erfoderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter desselben die Waffen zu ergreifen. Es war dieselbe ein Stück feuerrother Taffent (daher der Name) in Form eines Paniers, unten an drei Orten ausgeschnitten, an den Spitzen mit grünseidnen Quasten geziert und an einer goldnen Lanze befestigt. Als in der Folge König Philipp I. Vexin mit der Krone vereinigte, kam es ihm auch als Schirmvogt der Abtei zu, die Fahne zu tragen. Sie wurde nun bei den Heeren geführt und in der Folge die Hauptfahne der französischen Truppen. Seit Carl VII. wurde sie nicht mehr in den Krieg mitgenommen.

Origenes, einer der berühmtesten und gelehrtesten Kirchenschriftsteller, geboren zu Alexandria im J. 185 nach Chr. Geb., mit dem Beinamen Adamantius wegen seines unermüdlichen Fleißes, wurde von seinem Vater Leonides früh in dem Christenthume und den Wissenschaften unterrichtet. Nachher waren Clemens Alexandrinus und Ammonius seine Lehrer. Schon in seiner zarten Jugend gab er Beweise seiner Seelengröße. Als sein Vater unter Kaiser Severus der Religion wegen ins Gefängniß geworfen worden, ermahnte er ihn, eher den Märtyrertod zu leiden, als dem Christenthume zu entsagen. Nachdem er seinen Vater verloren, erhielt er seine Mutter und Schwester durch Unterricht, den er in der Grammatik gab. In einem Alter von achtzehn Jahren erhielt er den Auftrag, die Gläubigen zu Alexandrien zu unterrichten. Männer und Weiber strömten herbei. Um der Verläumdung zu entgehen, kam er auf den Gedanken, sich zu entmannen, und glaubte diese Handlung durch eine Stelle im Evangelium zu rechtfertigen. Nachdem Septimius Severus im Jahr 211 gestorben war, ging Origenes nach Rom, wo er sich Freunde und Bewunderer erwarb. Nach seiner Rückkehr nach Alexandria setzte er hier auf des Bischof Demetrius Verlangen seinen Unterricht fort. Ein Volksaufruhr bewog ihn, sich insgeheim nach Palästina zu begeben. Die Bischöfe von Palästina schätzten ihn so sehr, daß sie ihm erlaubten, in ihren Versammlungen Vorträge zu halten. Aus Eifersucht rief ihn sein Bischof zurück. Bald darauf wurde er nach Achaja berufen, das mehrern Ketzereien Preis gegeben war. Auf seiner Reise nach Cäsarea in Palästina wurde er von den Bischöfen, die sich hier beisammen fanden, zum Presbyter geweiht. Dieß war der Anfang der Verfolgungen, die sein Leben verbitterten. Demetrius behauptete, nur ihm komme es zu, den Origenes zu weihen. St. Alexander vertheidigte den Origenes, der in Alexandria seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vornahm; aber Demetrius, dessen Aussöhnung nur erheuchelt war, versammelte zwei Concilien, entsetzte ihn des Priesteramts, untersagte ihm in Alexandria zu lehren, nöthigte ihn, sich von dort zu entfernen, und excommunicirte ihn. Diese Verurtheilung wurde zu Rom, wie von den meisten andern Bischöfen, gebilligt. Aber die Kirchen von Palästina, Arabien, Phönicien und Achaja blieben mit Origenes in Verbindung. Demetrius schrieb nach allen Orten, um ihn verhaßt zu machen. Origenes beklagte sich darüber bei seinen Freunden, leugnete die Irrthümer, die man ihm Schuld gab, und zog sich nach Cäsarea zurück. Theocrist, der daselbst Bischof war, nahm ihn als seinen Lehrer auf, und ver-

Digitized by Google

traute ihm das Geschäft an, die heilige Schrift auszulegen. Nachdem sein Verfolger im J. 231 gestorben war, genoß Origenes die Ruhe des verdienten Ruhms. Gregor der Thaumaturg und sein Bruder Athenodor begaben sich zu ihm, und ließen sich von ihm unterrichten. Die Verfolgung der Christen unter Maximinus nöthigte ihn, sich zwei Jahre verborgen zu halten. Als Gordian 237 der Kirche den Frieden wieder gegeben hatte, benutzte ihn Origenes zu einer Reise nach Athen. Nach seiner Rückkehr ging er nach Arabien, wohin die Bischöfe dieser Provinz ihn riefen, um den Bischof Beryll zu widerlegen, welcher leugnete, „daß die göttliche Natur Christi vor seiner Menschwerdung existirt habe." Origenes sprach mit so hoher Beredsamkeit, daß Beryll widerrief, und ihm für seine Belehrung dankte. Dieselben Bischöfe beriefen ihn zu einer Kirchenversammlung, die sie gegen gewisse Ketzer hielten, welche behaupteten, „der Tod sey Leib und Seele gemein." Origenes sprach auch über diesen Gegenstand so kräftig, daß er alles für sich gewann. Bei einer neuen Verfolgung unter dem Kaiser Decius wurde Origenes, den man für eine Hauptstütze der Kirche ansah, eingekerkert und mußte harte Martern erdulden. Erschöpft durch diese Mißhandlungen, starb er zu Tyrus im Jahr 254. Wenige Schriftsteller haben so viel gearbeitet wie er, wenige Menschen sind so bewundert und geachtet, und doch so lebhaft angegriffen und verfolgt worden, als er, sowohl bei seinem Leben, als nach seinem Tode. Man warf ihm vor, daß er die Wahrheiten der christlichen Religion Platonischen Ideen habe anpassen wollen. Besonders in seinem gegen die Ketzer gerichteten, nur in einer Uebersetzung des Rufin in Fragmenten vorhandenen Buche De Principiis stellt er ein auf die Philosophie des Plato gegründetes System auf; aber er gibt seine Meinungen nur als Möglichkeit; überdieß hatten, wie er selbst klagt, die Ketzer seiner Zeit seine Schriften verfälscht. Man hat ihm ohne Grund vorgeworfen, daß er dem Materialismus günstig gewesen. Er widerlegt ausdrücklich diejenigen, die sich Gott als körperlich dachten. Von seinen Werken (angeblich 6000 an der Zahl) sind außer den angeführten noch folgende vorhanden: eine Ermahnung zum Märtyrerthume; Commentare, Homilien und Scholien über die heilige Schrift, die er vielleicht zuerst ganz zu erklären unternahm. Wir haben deren noch eine große Menge, aber die meisten sind sehr freie Uebersetzungen. Er machte überhaupt die bildliche oder allegorische Erklärungsart der Juden allgemeiner und verwarf den buchstäblichen Sinn, den er bloß als Körper der erstern ansah. Außer diesen exegetischen Werken, machte er sich um die Kritik verdient durch seine Hexapla (s. d. Art.), von welcher Montfaucon und später Chr. Fr. Bahrdt eine Ausgabe besorgt haben. Seine Schrift gegen Celsus ist als die vollständigste und bündigste Vertheidigung des Christenthums anzusehen, welche das Alterthum aufzuweisen hat. Sämmtliche Werke sind in 4 Foliobänden von de la Rue herausgegeben worden, Paris 1733—1759. — Ueber des Origenes Rechtgläubigkeit haben sich viele Streitigkeiten erhoben. Im vierten Jahrhundert beriefen sich die Arianer auf ihn, um die Wahrheit ihrer Lehrsätze zu beweisen. Sowohl unter seinen Vertheidigern als unter seinen Gegnern finden sich die gelehrtesten und berühmtesten Kirchenväter.

Original, Originalität, Originell. Im Allgemeinen bezeichnen diese Ausdrücke die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Ursprung, namentlich bei Gegenständen, welche der Vervielfäl-

Digitized by Google

tigung oder Nachahmung fähig sind. Ein Original n
somit das ursprüngliche, der Nachahmung oder Nachbildun
gende Product (z. B. eine Urkunde in der Urschrift), in
hung auf diese Nachahmung oder Vervielfältigung (entge
also der Copie), daher oft so viel als Muster, Musterbil
bild, wenn es auch nicht immer musterhaft, d. h. so besch
daß es zum Muster dienen sollte. In engerer Bedeut
vorzüglich in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst n
den Menschen oder Gegenstand originell, oder auch o
(ureigen), und ein Original, der in seiner Art einzig
durch eigenthümlichen Charakter von dem Gewöhnlichen
abweicht; diese Eigenthümlichkeit selbst Originalität (
heit, Ureigenthümlichkeit). Auch in dieser Abweichung liegt
Musterhaftigkeit, wohl aber der Begriff einer nich
geahmten Richtung der innern, und zwar freien Kraft.
ist der Grund, warum wir nur den Menschen und sei
ducte, nicht die Natur und ihre Erscheinungen or
nennen; denn der Mensch kann sich durch Freiheit über d
der Bildung erheben, die durch Gewohnheit und Natur der
Theile der Menschen ohne Bewußtseyn und Willen mitgeth
Weil nun die Meisten auch mehr auf die Wirkung und i
druck, als auf die wirkende Kraft sehen, so hat man
Originelle mit dem Frappanten, Seltsamen, Paradoxen u
ren verwechselt. Der Grund, sagt ein scharfsinniger Beobac
darin, daß man fühlt, jeder wahre Ursprung sey nur durc
möglich; die Freiheit aber frappirt oder erscheint ungewöhn
halb, weil der Mensch nicht frei geboren, sondern erst durc
gebildet wird, und die meisten im gewöhnlichen Laufe d
diese Stufe der Bildung gar nicht erreichen, sondern nur vo
Naturtrieben bestimmt und gebildet werden. Ein originell
ist daher eine frappante Erscheinung, nur mehr oder we
nachdem das Zeitalter, oder die Gesellschaft, worin er lebt,
heit gewohnt ist oder nicht. Das Originelle kann oft
Verstand allein hervorgebracht werden, das Genielle
gegen immer eine Wirksamkeit aller Kräfte der Menschhei
einigung voraus. Es kann daher originelle Narrheiten,
genialische geben. Zu einem originellen Menschen kann
selbst nach und nach bilden, zu einem genialen nicht.
originelle Erscheinung erregt daher wohl Aufmerksamkeit,
derung, stößt aber auch nicht selten ab; die geniale erreg
Bewunderung, Liebe, Zuneigung. Genial ist, was d
einer nach Gesetzen der höhern und edlern Menschheit eig
wirkenden Bildungskraft deutlich an sich trägt. Das Geni
immer originell, d. h. ursprünglich und eigenthümlich
Hervorbringungen, und Originalität (eine eigenthüml
anschauung sagt Jean Paul), ein so wesentliches Me
Genies, daß selbst der Ausdruck: Originalgenie, nur
nasmus ist; aber nicht immer erscheint das Genielle ori
so fern die Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit genieller
in der Betrachtung derselben um so weniger hervorstechende
je mehr man beim Genusse des Kunstwerks den Künstler
Kunst zu vergessen pflegt. Dieß geschieht, wenn der Kün
Eigenthümlichkeit dem Geiste der Kunst und seinem Werke u
net, oder sich ganz in sein Werk verloren hat. Letzteres

Digitized by Google

lich auf Naturpoesie (s. d. Art. Naturdichter, Naturpoesie) anzuwenden, weßhalb auch Homer und Göthe nicht originell erscheinen, wiewohl ihren Werken Originalität im weitern und engern Sinne nicht abzusprechen ist. In dem Genius lebt ein Ideal des Schönen; und je vollendeter dieses ist, desto weniger wird es eigentlich frappiren, oder durch seltsame Form die Aufmerksamkeit reizen. Durch reines Ebenmaß und inneres Leben verkünden sich die Schöpfungen des wahren Genies, und eine edle Einfalt ist oft gerade sein unterscheidendstes Merkmal. Die echte Originalität (Neuheit mit Musterhaftigkeit verbunden, nennt sie Kant) ist dagegen zugleich Genialität. Einen Jean Paul, van Beethoven, Cherubini möchten wir mehr originell als geniell nennen; ihre Originalität ist nicht immer liebenswürdig, wenigstens erscheinen sie gerade da oft liebenswürdiger, wo diese zurücktritt. Immer jedoch ist Originalität ein Vorzug, weil sie als stark ausgedrückte individuelle Lebenskraft erscheint, welche deßhalb auch einer verschönernden Bildung mehr oder weniger fähig ist. So scheint sich im Grunde Originalität zur Genialität, wie das Charakteristische zum Schönen zu verhalten, und es ist einzusehen, warum die Künstler und Dichter der neuern Zeit mehr originell als geniell sind. T.

Orinoko, s. Oronoko.

Orion, ein berühmter Heros des mythischen Alterthums. Gewöhnlich hält man ihn für einen Sohn des Neptun und der Berylle. Nach Homer war er ein schöner Jüngling, in dessen Reize Aurora sich verliebte. Die Götter beneideten diese Liebe und Diana erlegte ihn auf der Insel Ortygia mit ihren Pfeilen. Nach Andern war er ein König und großer Jäger, der, nach Homer, noch in der Unterwelt fortfuhr, auf einer großen Wiese das Wild zu jagen, das er schon auf der Oberwelt getödtet hatte. Er war von so riesenhaftem Wuchse, daß er auch in den tiefsten Stellen des Meers mit den Schultern hervorragte. Dafür, daß er des Oenopion Tochter entführen wollte, ließ ihm dieser die Augen ausstechen. Das befragte Orakel rieth ihm, im Meere den Sonnenstrahlen so lange entgegen zu gehen, bis er wieder sehend würde. Er starb von dem Stiche eines giftigen Scorpions. Andere erzählen so: Diana liebte den Orion so leidenschaftlich, daß sie ihn zu ihrem Gatten begehrte. Diese Erniedrigung beleidigte ihren Bruder Apoll so, daß er den Tod des verwegnen Sterblichen beschloß. Als einst Orion durch das Meer daherschritt und nur mit dem Kopfe hervorragte, foderte Apollo Dianen auf, zu versuchen, ob sie jenen schwarzen, über dem Meere befindlichen Punkt mit ihrem Geschosse erreichen könne. Diese sandte den unglücklichen Pfeil ab, der das Haupt ihres Geliebten traf. Erst als die Wellen den Leichnam ans Ufer warfen, erkannte sie ihren Irrthum. Der getödtete Heros wurde sammt seinem Hunde als ein Gestirn an den Himmel versetzt, welches von allen das glänzendste ist und noch jetzt diesen Namen führt. (S. Sternbilder.)

Orixa oder Orissa, ein Königreich in der ostindischen Halbinsel dießseits des Ganges, zwischen Golconda und Bengalen. Es ward 1765 von dem Großmogul an die Engländer abgetreten, die jedoch nur einen Theil besitzen. Das übrige ist in den Händen der Maratten, namentlich des Rajah von Berar. Es ist jedoch zu vermuthen, daß dieser übrige Theil von Orixa neuerlich auch von der Ostindischen Compagnie in Besitz genommen worden, nachdem der bis-

Digitized by Google

herige Rajah von Berar, der sich mit andern in schen Fürsten wider die Engländer verbunden hatte, von diesen am E ide des Jahrs 1817 völlig besiegt und abgesetzt, einer seiner Verwan en aber als Rajah, jedoch nur dem Namen nach, von den Englänb n eingesetzt worden.

Orkney-Inseln, s. Orcadische Ins ln.

Orleans, an der Loire, mitten unter We bergen gelegen, die Hauptstadt des ehemaligen Gouvernements und d : Landschaft Orleanois, jetzt die Hauptstadt im Departement des L iret, und eine von den großen Städten in Frankreich, welche 25 K :chen, 4500 Häuser und 42,000 Einwohner hat. Sie ist altmodi) gebaut, und die Straßen sind enge und krumm, außer der schön ı langen Straße in der Pariser Vorstadt, welche zu der Brücke füh . Vier ansehnliche öffentliche Plätze zieren die Stadt. Merkwürdig sind die nach gothischer Art gebaute Domkirche, die öffentliche B bliothek im Kloster Notre Dame de bonne nouvelle; das ehemali e Jesuitercollegium, das Rathhaus, das Chatelet, die große Mailb hn im Stadtgraben, die 1760 fertig gewordene prächtige Brücke mit echzehn Bogen über die Loire, sonst mit dem metallenen Denkmale g ziert, welches König Carl VII. und die Jungfrau von Orleans vor dem Kreuze Christi knieend vorstellte, zum Andenken an die 1429 b irch dieses Mädchen bewirkte Befreiung der Stadt von den Engländer ı, welche sonst jährlich am 12ten Mai durch eine feierliche Prozes ion gefeiert wurde. Während der Revolution wurde jenes Denkmal vernichtet. Im J. 1312 hatte König Philipp IV. eine juristische U iversität hier errichtet, die vormals sehr berühmt war, jetzt aber durch ein Lyceum ersetzt worden ist. Die Stadt hat ausgebreiteten Handel, ferner Strumpf-, Wollenzeug-, Papiertapeten-, Leinwand-, Fayencefabriken, eine Porzellanfabrik und siebenzehn Zuckerraffinerien, welche vor der Revolution bedeutend waren, jetzt aber gesunken sind; auch verfertigt man viele Konfituren. Die Gegend um die Stadt ist äußerst angenehm. Seit 1344 war Orleans ein Herzogthum und eine Pairie, welche verschiedene Prinzen des königlichen Hauses besaßen. Ludwig XIV. gab sie seinem Bruder Philipp, bei dessen Nachkommen sie bis zur Zeit der Revolution blieb.

Orleans (Jungfrau von), s. Jeanne d'Arc.

Orleans (Philippe, Herzog von), Regent von Frankreich, geboren 1674, Sohn Philipps, Herzogs von Orleans (des einzigen Bruders Ludwigs XIV. und des Stifters der noch blühenden Linie Bourbon-Orleans), und dessen zweiter Gemahlin Charlotte Elisabeth von der Pfalz, einer der geachtetsten Frauen in Frankreich. Als Regent (seit 1715 bis 1723) hat er, ungeachtet seiner Talente und Temperamentsgüte, durch seine Persönlichkeit sowohl, als durch seine Staatsverwaltung die Revolution vorbereitet. Das schamlose Leben an seinem Hofe und der furchtbare Staatsbankerott, System genannt, sind die erste Wurzel der französischen Revolution. Der Herzog von Orleans (so lange sein Vater lebte, der 1701 starb, Duc de Chartres genannt) vereinigte Witz und Beredsamkeit mit Anmuth und Liebenswürdigkeit. Bei großer Fassungskraft und einem treuen Gedächtnisse hatte er sich spielend eine Menge Kenntnisse erworben, so daß er leicht das Verworrenste übersehen und den Hauptpunkt auffinden konnte. Von Heinrich IV., dem er ähnlich zu seyn wünschte, besaß er das einfache, gütige, fröhliche und zutrauliche Wesen, die Gabe Beleidigungen zu vergessen, und die Eigenschaften eines Kriegers. Aber um ein großer Mann zu seyn, fehlten ihm Kraft und Seelen-

stärke. Dubois, sein Lehrer (s. d. Art.), war sein Verführer. „Es ward dem Abbé Dubois leicht," sagt Marmontel in seiner Regence du Duc d'Orléans; Paris 1805, „aus seinem Zöglinge einen Wüstling zu machen. Der Prinz lernte von ihm die Güte als eine Schwäche ansehen, die Tugend als eine Thorheit, die Religion als ein Hirngespinnst, Rechtschaffenheit als das Verdienst der Einfältigen; die Kunst zu lügen aber, und mit gegebenen Worten zu spielen, als die einzige Regierungskunst. Diese höllische Lehre würde aus einem energischen Menschen ein Ungeheuer gemacht haben; da sie aber bei dem von Natur leichtsinnigen Prinzen weder den Muth noch die Spannkraft des Bösen fand, so machte sie aus ihm nur einen Lasterhaften, der sich ohne Scheu sinnlichen Leidenschaften hingab und der öffentlichen Meinung spottete, der das Geräusch aufsuchte, um sich zu betäuben, und mit verkehrter Geschmackslust der schändlichsten Genußgier fröhnte, um den durch Uebersättigung abgestumpften Nervenreiz immer wieder zu schärfen. Bei dieser Denkart blieb der Prinz gut aus Schwäche, der Rache unfähig aus Schlaffheit; er liebte in seiner Größe nur die Leichtigkeit ganz nach seinem Gelüste zu leben; er schenkte seine Gunst Jedem, der ihn zu unterhalten wußte und war aus Freigebigkeit ein Verschwender. Vorzüglich zeigte er durch sein schimmerndes Beispiel und durch die lachende Verspottung alles Ehrwürdigen, mehr als ein Andrer vor ihm, das Laster in jener reizenden Gestalt, die den leichtsinnigen Franzosen so schnell verführt. — Bei den Talenten des Prinzen ward es dem Abbé Dubois leicht, vor dem Hofe glänzende Prüfungen mit ihm anzustellen. Durch diese Triumphe, die er seinem Zöglinge verschaffte, und durch die Dienerinnen der Wollust, die er ihm des Nachts heimlich zuführte, erwarb er sich seine Anhänglichkeit. Der Prinz ließ sich daher leicht von ihm überreden, Ludwigs XIV. Wunsche gemäß, gegen den Willen seiner Mutter, Mlle. de Blois, die natürliche legitimirte Tochter des Königs zu heirathen, mit welcher er sechs Töchter und einen Sohn zeugte. Der Vater des Prinzen, ein höchst ausschweifender Mann, stand zu sehr unter fremdem Einflusse, als daß er hier eine Stimme gehabt hätte. Die Ehe war nicht glücklich; desto nothwendiger machte sich Dubois. Der Prinz vernachlässigte seine Gemahlin, die weniger schön und geistvoll, als stolz und kalt war. Der strenge Ton des Königs, welcher von seinen Verirrungen hörte, reizte ihn zum Aufsuchen geheimer Wollüste. Hier trieb er unter Menschen, die er Roués (Galgenschwengel) nannte, und unter Buhldirnen, frechen Spott mit Allem, was Sitte heißt, und verlachte die Frömmigkeit des alten, der Sünde abgestorbnen Königs. Dennoch behandelte Ludwig seinen Neffen, an dem er die Eigenschaften eines Helden erblickte, mit Schonung, und nannte ihn ziemlich treffend un fanfaron de crimes. Im J. 1692 machte der Prinz seinen ersten Feldzug unter dem Marschalle von Luxemburg in den Niederlanden mit. Hier bemerkte Dubois, sein Begleiter, daß den Prinzen auf dem Schlachtfelde von Steenkerke der Anblick der Verwundeten rührte, und rieth ihm, sie auf seinem Wagen fortschaffen zu lassen. Man bewunderte nun seine Menschlichkeit, und er verdankte sein Verdienst dem klugen Abbé. Im J. 1701 machte er ihn zu seinem Privatsecretär und unumschränktem Verwalter seines Hauswesens. Im spanischen Erbfolgekriege erhielt der Herzog von Orleans 1706 ein Commando in Italien. Man hörte nicht auf seinen Rath, und Italien ging verloren. Der König stellte ihn darauf

an die Spitze eines Armeecorps in Spanien unter Berwick. Allein er glaubte, daß man ihn nicht gehörig unterstützt habe, und fand sich auch durch die Weigerung, seine Maitresse zur Hofdame der Königin zu ernennen, beleidigt. Als man nun in Spanien den Untergang des schwachen Philipps V. für wahrscheinlich hielt, so willigte er ein, daß eine Partei auf diesen Fall für seine Erhebung auf den spanischen Thron arbeiten sollte. Allein der Plan wurde verrathen; die Unterhändler des Herzogs wurden verhaftet, und man berathschlagte zu Versailles, ob man ihm nicht selbst den Proceß machen müsse. Seine Feinde beschuldigten ihn, er habe Philipps V. Soldaten gegen ihren König zu den Waffen rufen wollen, und der Dauphin verlangte daher die Hinrichtung des Herzogs; auch Frau von Maintenon hielt ihn für schuldig. Der Kanzler aber, und der Sohn des Dauphins, der tugendhafte Herzog von Bourgogne, welcher den Herzog von Orleans wegen seiner natürlichen Anmuth und aus Dankbarkeit liebte, weil dieser sich einmal für ihn und Fenelon mit Wärme gegen ihre Feinde erklärt hatte, sprachen so nachdrücklich für ihn, daß man ihm erlaubte, sich zu rechtfertigen. Hierauf erklärte ihn der König gegen Philipp V. für unschuldig. Alles sey nur ein Spiel der Rache gewesen von der Maitresse des Herzogs, aus Verdruß, daß sie nicht Hofdame geworden. Seit dieser Zeit ward der Herzog unaufhörlich von Haß und Verläumdung verfolgt. Dadurch verlor er die letzte Achtung für Menschen, welche schlecht handelten und doch für rechtliche Leute galten. Sein Lieblingsstudium war Chemie. Er laborirte fleißig mit einem gewissen Homberg, und als seine Gemahlin einmal von einer Kolik befallen wurde, hieß es gleich, der Herzog habe sie vergiften wollen. Sie genas wieder, und man schwieg. Als aber 1711 und 1712 der Dauphin, der Herzog von Bourgogne, dessen Gemahlin und ältester Sohn schnell hinter einander starben, und nur ein Wundarzt ein bösartiges Faulfieber und die Rötheln als natürliche Ursachen so plötzlicher Todesursachen ansah, wo die übrigen Aerzte Spuren von Vergiftung erkennen wollten, da klagte die öffentliche Stimme laut den Herzog, der mit Novés umgehe und Gifte koche, als den Mörder an. Selbst Frau von Maintenon erklärte sich in Gegenwart des Königs für diese Meinung. Nur zwei Glieder von der Familie des Dauphins blieben am Leben, der Herzog von Berry, der Schwiegersohn des Herzogs von Orleans, und der schwächliche Herzog von Anjou, ein Kind, das nur durch Gegengift, wie zwei Hofdamen vorgaben, gerettet worden seyn sollte. Am eifrigsten verbreitete der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn, das Gerücht von dieser Vergiftung. Es ward allgemein geglaubt, und der Herzog kam in Gefahr, von dem Pöbel in Stücken zerrissen zu werden. Da verlangte er von dem Könige, daß er ihn und seinen Chemiker in der Bastille vernehmen lassen sollte. Diese Erniedrigung mißfiel dem Könige. Auf wiederholte Bitte des Herzogs willigte er zwar ein, daß Homberg in der Bastille sich einstellen könnte, allein er nahm bald diese Erlaubniß zurück; denn er fand es eben so würdig als schicklich, des Herzogs Unschuld ohne Untersuchung anzuerkennen. Nicht so der Hof. Wo der Herzog hinkam, wich Jeder vor ihm zurück. Dieß kümmerte ihn jedoch wenig, und als Regent hatte er jede Beleidigung vergessen. — Jetzt starb auch plötzlich der Herzog von Berry, und dießmal traf der Verdacht seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Orleans. Ihrem wilden Charakter nach konnte sie eine solche That begehen; man wußte, daß zwischen ihr

und ihrem Vater eine schändliche Vertraulichkeit herrschte; Grund genug, um diesen für den Mitschuldigen zu halten. Doch machte der Vorfall wenig Eindruck. Der stumpfsinnige König mochte nichts wissen, und der Hof fürchtete die Rache des Herzogs, wenn er zur Gewalt kommen sollte. Damals unterschrieb Ludwig XIV. das Edikt, worin er dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouse, seinen natürlichen Söhnen, das Erbfolgerecht zusicherte. Doch wollte er den Herzog von Orleans, dem als erstem Prinzen von Geblüte die Regentschaft gebührte, nicht ausschließen, und ernannte deßhalb in seinem Testamente einen Regentschaftsrath, in welchem der Regent zwar den Vorsitz führen, aber kein andres Vorrecht, als bei gleichen Stimmen die entscheidende haben sollte. Die Person des unmündigen Königs und sein ganzer Hof = und Militärstaat sollten unter der Aufsicht des Herzogs von Maine stehen. Aber dieses dem Parlamente unter eisernen Riegeln übergebene Testament ward 24 Stunden nach dem Tode des Königs von demselben Parlamente in Gegenwart des jungen Königs, der Prinzen und der Pairs auf den Antrag des Regenten für nichtig erklärt. Denn schon in der letzten Krankheit des Königs ward die Ehrfurcht der Höflinge für den Herzog immer reger, je mehr sich der Tod Ludwigs XIV. näherte. Auch die Nation haßte den Herzog nicht mehr, und das Militär trat entschieden auf seine Seite. Dasselbe geschah von dem Parlamente, den Herzögen und Pairs, die durch den, jenen Bastarden ertheilten Vorzug beleidigt waren. Mehrere der angesehensten Männer, Voisin, der Marschall Villeroi, dem Ludwig XIV. die Erziehung seines Nachfolgers im Testamente zugesichert hatte, und der Polizeiminister d'Argenson boten dem Herzog insgeheim ihre Dienste an. Für 1/2 Million Livres erklärte sich der Herzog von Guiche im Namen des Garderegiments für ihn. Kurz alle Maßregeln waren genommen, um der Protestation des Herzogs von Orleans gegen die Gültigkeit des Testaments am Tage der Eröffnung (den 2ten September 1715) Nachdruck zu geben. Also wurde, nach kurzem Widerspruche von Seiten des Herzogs von Maine, die dem Letztern übertragene Vormundschaft für ungültig erklärt und dem Herzoge von Orleans die höchste Gewalt zugesichert. Hierauf versprach der neue Regent, die Regierung nach einem Plane einzurichten, den er unter den Papieren des Herzogs von Bourgogne gefunden habe, und kehrte sodann unter dem Jubel des Volks nach seinem Palaste zurück. Den 12ten September ließ er den fünfjährigen Ludwig XV., zu dessen Füßen die Gouvernante saß, ein Lit de Justice halten, wo der Kanzler Voisin, der das Testament geschrieben hatte, die Vernichtung desselben feierlich aussprach. Einer der ersten Schritte seiner Regentschaft war, daß er die Bürgerlichen (la roture) von allen obern Staatsämtern ausschloß. Die Besetzung der verschiedenen Conseils erfolgte nach persönlichen Rücksichten; und bald erhob der Regent seinen alten Lehrer Dubois, den man nur den Abbé Friponneau (Schuftlein) nannte, ohne die Bitten seiner Mutter zu hören, zum Staatsrathe; doch sagte er ihm vertraulich: „Aber ein bischen Rechtlichkeit, Abbé; ich bitte darum!“ Dubois hatte bald Gelegenheit sich verdient zu machen. Frankreich stand seit dem Utrechter Frieden allein in Europa. Die Handlungen des Regenten waren dem Könige von England verdächtig; die Holländer trauten dem französischen Systeme noch weniger, und näherten sich daher dem österreichischen Hofe, welcher ebenfalls mit Frankreich in keinem guten Vernehmen stand; mit Spanien

Digitized by Google

endlich war der Regent in persönlicher Feindschaft. Nur eine Allianz mit England konnte ihn sicher stellen, und nicht bloß diese vermittelte Dubois, sondern auch den Beitritt der Generalstaaten, wodurch die berühmte Tripelallianz im Haag (4ten Januar 1717) zu Stande kam, welche des spanischen Ministers Alberoni Plane vereitelte, und die Politik des französischen und spanischen Hauses Bourbon gänzlich trennte. Als Dubois, der dafür zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben worden war, späterhin eine Doppelheirath zwischen dem Könige Ludwig XV. mit einer Infantin, und dem Prinzen von Asturien mit der Prinzessin von Chartres zu Stande brachte, sagte der Herzog von Orleans: „Dubois ist gewandt wie der Teufel; er kann durchsetzen was er will.“ Als aber dieser Minister an den Folgen seiner Ausschweifungen den Tod erwartete, und eben ein Gewitter am Himmel heraufzog, rief der Regent noch weit spaßhafter: „Das, hoffe ich, ist Reisewetter für meinen Kauz!“ — Daß unter ihm Law's Finanzsystem für Frankreich so verderblich wurde, dieß lag in der Art und Weise, wie man es ausführte, und in dem Leichtsinn des Regenten, der durch jenes System eine volle Goldgrube für seine Maitressen und Günstlinge gefunden zu haben wähnte. Durch Herabsetzen des Metallwerthes suchte er vergebens, die Bankzettel und Staatspapiere in ihrem Nennwerthe zu erhalten; endlich erließ er (24sten Februar 1720) das tyrannische Gesetz, daß Niemand mehr als 500 Livres in Silber, weder gemünzt noch ungemünzt, bei Strafe von 10,000 Livres, bei sich haben sollte. So verschwand mit einem Male Treue und Glaube, und der erste Keim der in unsern Zeiten erfolgten Revolution war gelegt. Wie leichtsinnig der Regent bei dem Unglück, das er selbst verschuldet hatte, dachte, beweis't die Antwort, welche er damals dem abgedankten Prévôt des marchands Trudaine auf seine Klagen gab: „Sie sind ein viel zu ehrlicher Mann für uns!“ — Uebrigens ließ der Regent, da er jede Anstrengung scheute, die Minister machen was sie wollten, daher die Politik seines Hofes immer schwankender wurde. Den legitimirten Söhnen Ludwigs XIV. ließ er ihr Recht zur Erbfolge, und den Vorzug, sich Prinzen vom Geblüte zu nennen, absprechen. Aus Rache wegen dieses Gewaltschritts verband sich die Gemahlin des Herzogs von Maine mit dem spanischen Gesandten Cellamare (s. d. Art), um dem Regenten die Obergewalt zu entreißen; aber er verzieh ihr, weniger aus Großmuth als im Gefühle seines Unrechts. Doch mußten vier ihrer Mitverschwornen auf dem Blutgerüste sterben. Der Präsident des Parlaments, de Mesmes, betheuerte dem Regenten seine Unschuld an der Verschwörung, allein der Prinz bewies ihm das Gegentheil durch einen Brief und verzieh ihm, weil er jetzt auf seinen unbedingten Gehorsam rechnen durfte. Sonst wurde das Recht streng und parteilos verwaltet. Ein Graf Horn sollte wegen eines an einem Wechsler begangenen Mordes lebendig gerädert werden. Die Familie und die Hofleute stellten dem Regenten vor, der Graf sey mit den vornehmsten Häusern, ja selbst mit ihm verwandt. „Meine Herren, erwiederte der Prinz, die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Bestrafung, und was mich betrifft, so will ich die Schande mit ihnen theilen.“ — Endlich legte er die Regentschaft am 15ten Februar 1723 in des jungen Königs Hände nieder, den er nach und nach auf eine gefällige Weise mit den Geschäften bekannt gemacht hatte. Von nun an überließ er sich ungestört den wildesten Ausschweifungen. Doch nahm er nach Dubois Tode die Stelle eines

Digitized by Google

Premierministers an; indeß verstattete er seinen Günstlingen (Roués) keinen Einfluß in die Geschäfte; selbst im wildesten Taumel entfiel ihm nie ein Staatsgeheimniß. Schon faßte man von ihm gute Hoffnungen, als er in seinem funfzigsten Jahre, den 25sten December 1723 am Schlagflusse, einer Folge seiner Unmäßigkeit, starb. Ueber sein Leben geben die Mémoires secrets et Correspondance inédite du Card. Dubois, par Mr. de Sevelinges (Paris, II Vols. 1815. 8.) vielen Aufschluß; sie berichtigen zugleich Manches, was in der Schrift: Le vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France etc., par Mr. L. M. D. M. Londres 1736. 2 Vols. (welche man dem Jesuiten la Motte zuschreibt) gesagt wird.

K.

Orleans (Louis Joseph Philippe, Herzog von), Urenkel des Vorigen, und gleich ihm durch Ausschweifungen berüchtigt, geboren zu St. Cloud den 13ten April 1747, hieß Herzog von Chartres bis 1787, wo sein Vater, Ludwig Philipp von Orleans, starb. Seine Mutter war Louise Henriette von Bourbon und Conti. Eine gemeine Natur, aufgedunsen von den Gelüsten einer verbrecherischen Zeit, schwamm dieser Mensch, getragen von der Woge der Revolution, dem Strome nach, bis dieser ihn verschlang. In der Jugend war sein Ruhm die höchste Sittenlosigkeit. Er soll absichtlich seinen Schwager, den Prinzen von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthievre, in seine Ausschweifungen hineingezogen und zu Grunde gerichtet haben, um sein Vermögen zu erben. Seine Gemahlin, Louise Marie Adelaide von Penthievre (geboren den 23sten März 1753), glich an Tugend und Frömmigkeit ihrem Vater. Orleans machte sie unglücklich. Sie wandte dagegen ihre ganze Sorgfalt auf die Bildung ihrer Söhne, die, wenn die jetzt regierende Linie Bourbon ausstirbt, dem Throne die nächsten sind. — Die Natur hatte viel für den Herzog von Orleans gethan, das Glück noch mehr, er war unermeßlich reich. Von mehr als mittler Mannslänge, gefiel er durch seine Gestalt und angenehme Gesichtsbildung; aber seine Ausschweifungen hatten sein Gesicht mit bösartigen Pocken bedeckt. Er war geschickt in körperlichen Uebungen; nicht ohne Verstand, aber unwissend und leichtgläubig; ein gutmüthiger Schwächling ohne eignen Willen, außer wo ihn Leidenschaften reizten. Nachdem er allen Sinnenkitzel bis zur Sättigung genossen, fand er in der Revolution neue Spannung für seine abgestumpften Nerven, und in der Befriedigung der Rache ein neues wollüstiges Gefühl. — Sein öffentliches Leben war durchaus das Werk der Umstände. Durch seine Geburt zur Stelle eines Großadmirals berufen, führte er im Jahre 1778 eine Abtheilung der Flotte gegen den Admiral Keppel in dem Treffen bei Quessant, an. Aber seine Abtheilung stand im Hintertreffen, und man warf ihm Feigheit vor, so daß er, statt Großadmiral zu werden, die Stelle eines Generalobersten der Husaren erhielt; Stoff genug zu Epigrammen! Seitdem fing er an Ludwig XVI. zu hassen. Als er einige Jahre darauf in einem Luftballon aufstieg, sagten die Spötter: er habe alle Elemente zu Zeugen seiner Feigheit machen wollen. Indeß war er nicht ohne Ehrgeiz. Daher suchte und erhielt er die Stelle eines Großmeisters aller Freimaurerlogen in Frankreich; daher trat er 1788, wo der Hof mit den Parlamenten in Streit gerieth, auf die Seite des Volks und widersetzte sich in der königlichen Sitzung vom 19ten November dem Könige; er ward deßwegen verwiesen, vom Volke aber verehrt. Denn er kaufte Korn auf, um es den Armen

wohlfeil oder unentgeltlich abzulassen. Er ließ im Winter 1788 und 89 Zimmer für die Armen heizen, sie speisen, und Geld unter sie vertheilen. Um dem Volke zu gefallen, war er persönlich bei der Plünderung der Papiermanufaktur zu Reveillon zugegen, und ließ sich vom Adel zu Crepy in Valois zum Mitgliede der ersten Nationalversammlung ernennen. Bald trat er ganz auf die Seite des dritten Standes. Er nahm an geheimen Zusammenkünften Theil, wo ihn listige Parteihäupter mit der Aussicht kirrten, Generallieutenant des Königreichs zu werden. Hätte er Muth gehabt, so würde er an die Spitze des Volks getreten seyn. Kaum vermochte er den 12ten Juli 1789, wo er mitten unter den Volkshaufen im Palais royal trat, das Wort hervorzubringen: „Es gibt nur ein Mittel: greift zu den Waffen!" Eiligst zog er sich in den Palast zurück. Seitdem brauchten ihn seine Anhänger nur für ihre Zwecke, doch schmeichelten sie seiner Ehrsucht so lange, als es ihnen nöthig schien. Von ihnen verleitet bestach er das Regiment der französischen Garden. Er ließ Schmähschriften gegen die Königin vertheilen, die er mit dem giftigsten Hasse verfolgte; dafür trug der Pöbel seine Büste im Triumphe durch die Stadt. Welchen Antheil er seitdem an allen Ausbrüchen des wilden Jacobinismus genommen, kann nicht mit Bestimmtheit gezeigt werden, allein die Spur der Orleanischen Partei läuft deutlich genug durch die dunkelsten Windungen der Revolutionsgräuel hin. Doch hatte er nicht Kühnheit genug, rasch nach der Krone zu greifen. Daher gelang der Plan in der Nacht vom 5ten und 6ten October, als dessen Haupturheber alle Aussagen den Herzog einstimmig bezeichneten, nur halb. Lafayette bedrohte ihn deßhalb mit gerichtlicher Untersuchung, und der erschrockne Orleans ging mit Erlaubniß des Königs nach England. Nach acht Monaten kam er zurück, leistete den Bürgereid und die Nationalversammlung sprach ihn von jeder Anklage frei. Bei der Flucht Ludwigs XVI. erklärte er, daß er auf die Regentschaft, im Falle sie ihm angetragen werden sollte, Verzicht leiste. Er beschäftigte sich damals mit Aufkäufen von Getreide und Zucker, daher verließen ihn die meisten seiner Anhänger. Jetzt riethen die Minister zu einer Aussöhnung mit Orleans. Er wurde zum Admiral von Frankreich ernannt, und der Minister Bertrand von Moleville leitete eine Unterredung ein, die der König mit Orleans hatte. Aber unglücklicher Weise mußten die Hofleute nichts von dieser Annäherung. Sie behandelten daher, vom blinden Royalismus bethört, den Herzog, als er wenige Tage nachher (im Januar 1792) bei Hofe erschien, mit der beleidigendsten Verachtung, so daß beim Hinabsteigen der Treppe auf den Herzog sogar gespuckt wurde. Dieß brachte Orleans in Wuth, und er trat als der unversöhnlichste Feind des Königs und der Königin zur Revolutionspartei. Der Hof schlug ihm daher sein Gesuch ab, bei dem Heere unter Luckner zu dienen, worüber der Herzog bei der Nationalversammlung Klage führte. Nun erfolgten die Schreckenstage vom 20sten Juni und 10ten August 1792, an denen Orleans wohl Theil haben mochte, ob er gleich einsehen mußte, daß hier eine mächtigere Partei als die seinige ihn selbst mit sich fortriß. Er ward hierauf nebst Marat, Robespierre und Danton, zum Deputirten von Paris bei dem Nationalconvente ernannt. Um dieser Gesellschaft würdig zu seyn, ließ er sich den 15ten September 1792 von der Gemeine von Paris den Namen Egalité beilegen; auch erklärte er im December durch den Druck, daß er auf sein Thronfolgerecht verzichte. Seine Verbindung mit den Maratisten

Digitized by Google

aber machte ihn der Gironde verdächtig. Diese Faction gab vor, die Municipalität von Paris habe die Absicht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen, und verlangte, als die Stadt Paris die Verurtheilung Ludwigs foderte, daß Philipp von Orleans und alle Bourbons aus der Republik verbannt werden mußten. Das Betragen des Herzogs in dem Prozesse des Königs, wo er mit herzloser Kälte für die Hinrichtung seines Vetters stimmte, empörte selbst einen Theil der Jacobiner, und erregte lautes Murren in der Versammlung. Bei der Hinrichtung war er zugegen, und fuhr hierauf nach Raincy, um diesen Tag durch eine Orgie zu feiern. Am darauf folgenden 9ten März besuchten ihn Danton, Robespierre, Marat u. A., um Geld zu einer Volksbewegung, die sie zu seinen Gunsten veranstalten wollten, von ihm zu empfangen; allein Orleans hatte in dem entscheidenden Augenblicke nicht den Muth auf das Rathhaus zu gehen, und seine Rolle auszuführen. Nun gab ihn selbst Robespierre auf, und ließ ihn im April aus der Liste der Jacobiner streichen. Endlich traf ihn das Anklagedecret. Vergebens flehte er den Convent und seine ehemaligen Freunde um Theilnahme und Schonung an. Umsonst berief er sich auf sein „Verdienst, für den Tod des Königs gestimmt zu haben!!“ Alle Parteien waren gegen ihn, jede machte der andern die Verbindung mit einem so verächtlichen Menschen zum Vorwurfe. Er ward daher nebst seiner Familie in die Gefängnisse von Marseille gebracht. Hier lebte er in solcher Völlerei, daß der Prinz von Conti den Convent schriftlich ersuchte, ihn von seinen Mitgefangenen zu trennen, dessen Nähe ihn eine härtere Strafe dünke, als der Tod. Der Convent nahm auf diese Bitte keine Rücksicht. Als hierauf das Criminalgericht der Rhonemündungen den gefangenen Philipp Egalité für unschuldig erklärte, verbot der Wohlfahrtsausschuß dessen Freilassung, und ließ ihn nach Paris bringen, wo er den 6ten November früh um 4 Uhr sich vor dem Revolutionstribunale mit ziemlicher Ruhe und Gewandtheit vertheidigte. Man beschuldigte ihn der Verschwörung gegen die Sicherheit der Republik; aber seine Hauptverbrechen waren sein Vermögen und sein königliches Blut; weßhalb man ihn nach Abhörung eines einzigen Zeugen verurtheilte. Er hörte das Todesurtheil mit Standhaftigkeit an, und starb denselben Tag (den 6ten November 1793) um 5 Uhr; doch erblaßte er, als er dem Schaffotte sich näherte. Unter Verwünschungen rief das Volk ihm zu: Tu as voté la mort de ton cousin, comptant lui succéder, mais tu ne lui succéderas que dans la Guillotine. Seine beiden Söhne wurden im November 1796 von Marseille nach Philadelphia gebracht. Seine den 22sten Juli 1792 geschiedene Gemahlin wurde im September 1795 in Freiheit gesetzt, erhielt aber erst im J. 1797 den Genuß ihres Vermögens wieder. Nach dem 18ten Fructidor wurde ihre Deportation beschlossen; sie begab sich nach Spanien, wohin man ihr ein Jahrgeld von 100,000 Franken verabfolgen ließ. Nach der Restauration Ludwigs XVIII. kam sie im Jahre 1814 wieder nach Paris und blieb durch Krankheit zurückgehalten daselbst, als Buonaparte sich im März 1815 des Thrones von Frankreich zum zweiten Male bemächtigte. Ihr und des Obigen Sohn, der einzig noch lebende, ist

Orleans (Louis Philippe, Herzog von), erster Prinz von Geblüte, geboren den 6ten October 1773, erzogen von seiner trefflichen Mutter und von der Frau von Genlis, vor der Revolution Herzog von Chartres genannt. Er verließ Frankreich, nachdem ein

Verhaftsbefehl gegen ihn ergangen war, im Jahr 1795, und ging mit 100 Louisd'or, seiner ganzen Baarschaft, von Mons aus in die Schweiz. Um seine Familie vor aller Verantwortlichkeit wegen seiner Emigration zu befreien, und sich selbst jeder Vorfolgung zu entziehen, verbarg er sich unter einem angenommenen Namen in einem einsamen Thale der hohen Alpen, fern von der Heerstraße und besuchten Gegenden. Er hatte seiner Schwester das wenige ihm noch übrige Geld zurückgelassen; daher litt er vier Monate lang die größten Entbehrungen. Alle Sonn- und Festtage gab er nicht mehr als etwa 8 Groschen für sich und seines alten Dieners, der ihn nicht verlassen wollte, Bekostigung aus. Als er nur noch einen Louisd'or hatte, suchte und erhielt er die Professur der Geometrie an einem Collegium in Graubünden. Hier blieb er sechs Monate, ohne daß ihn jemand kannte, und erwarb sich die Achtung seiner Mitlehrer in so hohem Grade, daß ein Herr von Salis, der ihn vorher als Herzog von Orleans hatte verfolgen müssen, von der Geschicklichkeit des jungen Professors eingenommen, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei seinen Kindern antrug. Allein der Herzog lehnte dieß ab, und fuhr fort, in seinem Collegium die Geometrie zu lehren. Erst nach Robespierre's Tode, als er nicht mehr wegen seiner Mutter und Geschwister in Sorgen war, verließ er seinen Zufluchtsort, und entdeckte sich einigen alten Freunden; doch lebte er noch eine Zeitlang in einer kleinen Schweizerstadt einfach und unerkannt. Späterhin begab er sich nach Hamburg, und war entschlossen nach Nordamerika zu gehn. In der Folge lebte er als Herzog von Orleans in England und zu Palermo in Sicilien. Hier vermählte er sich den 25sten November 1809 mit Amalie, König Ferdinands von Sicilien Tochter, die ihm zwei Söhne und fünf Töchter geboren hat. Nach der Restauration kam er mit seiner Familie von Palermo nach Paris. Bei Napoleons Einfall im März 1815 begab er sich nach England, und lebte zu Twickenham. Er blieb daselbst, weil die Gunst einer Partei in Frankreich zwischen ihm und den Prinzen des königlichen Hauses eine Spannung veranlaßt hatte. Allein sein durchaus tadelfreies Verhalten mußte ihm die Achtung des Königs sichern, und er kehrte im J. 1816 nach Paris zurück, wo er im Palais Royal, oder auf seinem Landsitze Neuilly wohnt, und Generaloberster der Husaren, auch Großkreuz der Ehrenlegion (seit 1816) ist. Seine Söhne haben die nächste Aussicht zum Throne, da der Herzog von Berry bis jetzt noch keine Söhne hat. K.

Orlow oder Orlof. In der russischen Geschichte sind mehrere Männer dieses Namens berühmt geworden. Die Familie Orlow gehört zu den altadelichen Geschlechtern Rußlands. Ein gewisser Gregor Orlow war unter Peter I. Oberstlieutenant der Strelitzen, und hinterließ fünf Söhne, unter denen wir des zweiten und dritten weitläuftiger erwähnen wollen. — Gregorej Orlow kam nebst seinen beiden ältesten Brüdern in das Landcadettencorps. Von da trat er in ein Garderegiment zu Fuß, wurde aber bald Adjutant des Generalfeldzeugmeisters Schuwalow. Er lebte mit seinen Brüdern ausschweifend und verschwenderisch, und wußte sich, als sein Vermögen aufgezehrt war, durch Spiel und andere Kunstgriffe zu helfen. Im siebenjährigen Kriege wurde er mit dem zum Gefangnen gemachten Grafen Schwerin nach Petersburg geschickt, und hier zufällig von der Großfürstin Catharina gesehen, die eben in Poniatowski ihren Liebling verloren hatte. Der Anblick des schönen Mannes fesselte ihr

Herz, und bald entspann sich ein Liebesverständniß. Die Nacht verbarg die geheimen Zusammenkünfte bei Gregor, deren Folge eine Unpäßlichkeit war, von welcher Catharina erst unter Peters III. Regierung wieder hergestellt wurde. Die Idee einer Thronrevolution, welche die Kaiserin ihrem Günstlinge mittheilte, wurde von diesem mit Feuer ergriffen. Er zog seine Brüder ins Geheimniß, welche es hauptsächlich übernahmen, die Garden zu gewinnen. Gregor aber erhielt auf der Großfürstin Empfehlung die Zahlmeisterstelle bei der Artillerie, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, bedeutende Geldsummen für das Interesse der Kaiserin anzuwenden. Als man sich genöthigt sah, die Revolution früher, als beschlossen, auszuführen, blieb Gregor, während sein Bruder Alexis die Kaiserin von Peterhof abholte, in der Stadt, spielte und trank die Nacht hindurch mit einem gewissen Persiliew, der von Peter den Auftrag hatte, Catharinens Anhänger zu beobachten, und verließ ihn erst gegen Morgen, als er nicht mehr schädlich werden konnte. Darauf ging er zu den Garden, fuhr dann der Kaiserin entgegen, und kündigte ihr an, daß alles bereit sey. Die Revolution hatte den erwünschten Erfolg. Orlow wurde ungesäumt dem ganzen Hofe als erklärter Liebling feierlich vorgestellt. Bei der Cour im Sommergartenpalais saß er neben dem Throne, und gleich darauf bezog er eine Wohnung im Winterpalais, ganz in der Nähe der neuen Monarchin. Dies geschah noch bei Peters Lebzeiten. Nach des Kaisers Tode empfing er den Kammerherrnschlüssel und den Alexander-Newskyorden. Die Grafenwürde für ihn und seine Brüder, und höhere Ehrenstellen folgten bald nach. Endlich wurde er Generalfeldzeugmeister, Ritter des blauen Bandes von Rußland, so wie verschiedner fremder Orden, und Reichsfürst. Er war lange der Einzige, der das Portrait seiner Monarchin im Knopfloche tragen durfte. Dabei waren seine Reichthümer ungeheuer. Seiner Macht fehlte nichts als der kaiserliche Titel, und auch diesen würde er mit Catharinens Hand empfangen haben, wenn nicht die Grafen Bestuschew, Woronzow und Panin entgegengewirkt hätten. Orlows rohes und rücksichtsloses Betragen war nicht geeignet, die Kaiserin dauernd zu fesseln. Ihre Zuneigung erkaltete und seine Nähe fing ihr an lästig zu werden. Catharina überredete ihn daher, als 1771 die Pest 150,000 Menschen in Moskau hinraffte, persönlich Anstalten gegen das Uebel zu treffen, und sich dadurch den Dank der Nation zu erwerben. Orlow ging dahin, und wurde bei seiner Rückkehr mit scheinbarer Freude empfangen. Ein marmorner Triumphbogen und eine Medaille, auf welcher er, ein zweiter Curtius, sich in den Pfuhl stürzt, verherrlichten das Andenken seines Verdienstes. Ihn jedoch aufs Neue zu entfernen, überredete ihn die Kaiserin, nach Fockschani in der Wallachei zu gehen, wo ein Congreß zur Beendigung des Türkenkriegs eröffnet werden sollte. Orlow erschien hier mit einer kaiserlichen Pracht, benahm sich aber mit einer so empörenden Anmaßung gegen die Türken, daß der Zweck durchaus verfehlt wurde. Noch in Fockschani erfuhr er, daß die Kaiserin sich einen neuen Günstling gewählt habe. Wüthend machte er sich sogleich auf den Weg nach Petersburg, bekam aber unterwegs die Weisung, sich einstweilen auf sein Schloß Gatschina zu begeben. Ein Vierteljahr lebte er hier unter unaufhörlichen Ausbrüchen seines gereizten Charakters, ohne daß es der Kaiserin gelang, ihn durch Unterhandlungen zur Ruhe zu bringen. Eben so fruchtlos waren Drohungen. Die Kaiserin, die nicht ohne Furcht vor seiner Rache war, schrieb endlich

Digitized by

selbst an ihn, überschickte ihm das Fürstendiplom, nannte ihn Durchlaucht, und bat ihn, eines ihrer Lustschlösser zu seinem Aufenthalte zu wählen. Orlow ging nach Sarskoe-Selo, und lebte hier mit der Pracht eines Kaisers. Aber im December 1772 überraschte er Catharinen in Petersburg. Beide söhnten sich mit einander aus. Orlow blieb den Winter über in Petrersburg, und trat in seine vorigen Verhältnisse zurück. Die Kaiserin machte ihm unter andern den prächtigen Marmorpalast zum Geschenke. Fürst Orlow schenkte ihr dagegen den berühmten großen Brillanten, und ließ auf seine Kosten das Arsenal in Petersburg bauen. Dennoch wurde er nicht ruhig, und kam plötzlich auf den Einfall, sich in Reval niederzulassen. Von hier ging er auf Reisen, besuchte Frankreich, kehrte aber bald nach Petersburg zurück. Hier fand er Potemkin in der Gunst der Kaiserin, begab sich nach Moskau und besuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Endlich heirathete er in Petersburg und fand sich in der Ruhe des Privatlebens glücklich, ging mit seiner Gemahlin auf Reisen, hatte aber das Unglück, sie sehr bald zu verlieren. Nach ihrem Tode kam er 1782 nach Petersburg zurück, und sogleich ergriff ihn auch die vorige Unruhe wieder. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm viele Feinde gemacht. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er auf ihre Veranstaltung ein verzehrendes Gift bekommen hatte, welches seine Wirkungen dadurch äußerte, daß es anfänglich periodische Anfälle von Wahnsinn hervorbrachte, und endlich im April 1783 seinem Leben unter den schrecklichsten Qualen eines schuldbewußten Gewissens ein Ende machte. Unter Catharinens Lieblingen war Orlow der schönste. Er hatte mehr Verstand als Kenntnisse, war mehr leichtsinnig als boshaft, mehr verschwenderisch als gutthätig, dabei entschlossen und muthig, und bewies in den letzten Lebensjahren die strengste Rechtschaffenheit. Seine Ehe war kinderlos. — Alexis Orlow, der dritte Bruder, genoß mit den beiden ältern gleiche Erziehung und trat ebenfalls als Unteroffizier unter die Garde. Bei der Revolution im Jahre 1762 bewies er von allen seinen Brüdern vielleicht die meiste Kühnheit. Als die Verschwornen in der Nacht vor dem entscheidenden Tage die Rollen unter sich vertheilten, erhielt Alexis den Auftrag, mit dem Sergeanten Bibikow die Kaiserin von Peterhof abzuholen. Dem gemäß eilte er zur bestimmten Zeit hin, ließ die Kaiserin ein schlechtes Fuhrwerk besteigen und nahm selbst als Kutscher die Zügel. Sobald sie im Quartiere der ismailowsche Garde angekommen waren, begann die Revolution. Nachdem man sich der sämmtlichen Gärden versichert hatte, fuhr die Kaiserin in demselben Wagen nach der kasanschen Kirche. Alexis schwang sich auf ein Pferd, ritt voran, und als die Kaiserin bei der Kirche ankam, rief er sie daselbst zur Monarchin von Rußland aus. Peters III. Tod wurde beschlossen; Alexis ritt mit einigen Andern nach Ropscha, um ihn zu beschleunigen. Er überbrachte die Nachricht davon der Kaiserin. Jetzt wurde er für seine Dienste reichlich belohnt; aber Catharinens glänzender Hof gab seinem Ehrgeize keine Befriedigung. Der erste Türkenkrieg bot ihm Gelegenheit dar, sich Ruhm zu erwerben. Orlow war Generallieutenant, Generaladjutant der Kaiserin, Lieutenant der Chevaliergarde, Oberstlieutenant der Garde Preobratschensky, und Ritter der russischen Orden; er konnte folglich keine subalterne Rolle übernehmen, zum Oberbefehle über eine Landarmee aber fehlten ihm Kenntniß und Erfahrung. Er übergab der Kaiserin den Operationsplan einer Flotte in den Gewässern des Archipelagus.

Digitized by Google

Der Plan würde genehmigt, und Alexis Orlow 1768 zum Generaladmiral der ganzen russischen Flotte im Archipelagus mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Die Hauptunternehmung dieser prächtigen Rüstung war der Angriff auf die türkische Flotte bei Tschesme und ihre Verbrennung, wofür er den Beinamen Tschesmenskoy (der Tschesmier) erhielt. Orlow war noch bei der Flotte, als sein Bruder die Gunst der Kaiserin verlor. Letztre, die seinen unternehmenden Geist kannte, schickte ihm den Befehl, nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß die Flotte zu verlassen. Orlow besuchte Italien; damals täuschte er zu Livorno die hülfsbedürftige, aber gewiß nicht gefährliche Tochter der Elisabeth, und ließ sie zu ihrem Tode nach Rußland führen. Als er nach Verlauf einiger Jahre nach Petersburg zurückkam, ward ihm der glänzendste Empfang zu Theil. Alle Künste mußten wetteifern, seine Siege zu verkündigen und zu verewigen. In Sarskoe-Selo wurde ihm eins der schönsten und kostbarsten Monumente errichtet. Ueberdies verlieh ihm die Kaiserin unermeßliche Reichthümer. Dennoch gefiel sich Orlow am Hofe nicht, und ging nach Moskau. Er war damals General en Chef. Als sein Bruder Gregor starb, gab die Kaiserin ihr Portrait, das derselbe getragen hatte, dem Grafen Alexis; ein Ehrenzeichen, welches damals nur Potemkin trug. Im Sommer 1791 kam er nach Petersburg, und wohnte dem Thronbesteigungsfeste in Peterhof bei. Seitdem blieb er in Moskau, bis Paul I. den Thron bestieg. Dieser beschied ihn nach Petersburg, und nahm dadurch Rache an ihm, daß er ihn zwang, bei der feierlichen Abholung der Leiche Peters III. aus dem Alexander-Newskykloster, von dort bis an das kaiserliche Winterpalais, und von da bis in die Festung vor dem Sarge herzugehen und die Kaiserkrone zu tragen. Gleich darauf mußte er wieder abreisen, durfte auch nicht in Moskau bleiben, als der neue Monarch sich dort krönen ließ. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß zu reisen, und ging nach Deutschland. Erst nach Pauls Tode kehrte er nach Rußland zurück, und starb zu Moskau im Januar 1808. Er war verheirathet und hinterließ eine Tochter und einen natürlichen aber legitimirten Sohn, dem er seinen Beinamen Tschesmenskoy gab.

Orlogschiff, so viel wie Kriegsschiff.

Ormus, eine kleine zu der Provinz Kerman des eigentlichen Persischen Reichs gehörige Insel, am Eingange des persischen Meerbusens. Auf derselben lag die Stadt und Festung Ormus mit einem guten Hafen. Die Portugiesen nahmen sie 1507 in Besitz, und trieben von dort aus einen für sie sehr einträglichen, den Persern aber beschwerlichen Handel, bis Schah Abbas sie mit Hülfe englischer Kauffahrteischiffe 1622 vertrieb. Seitdem ist Ormus ein Steinhaufen; der Handel aber zog sich nach dem benachbarten Bender Abassi. Die Insel hat an allen Bedürfnissen, selbst an gutem Wasser Mangel. Letztres muß von der benachbarten Insel Kischmisch geholt werden. In neuern Zeiten haben sich Araber hier angesiedelt, und die Insel steht unter der Herrschaft eines arabischen Scheikhs.

Ormuzd, s. Ahriman.

Ornithologie, die Naturgeschichte der Vögel. S. Vögel.

Orographie, Gebirgsbeschreibung, heißt derjenige Theil der physikalischen Erdbeschreibung, welcher von den Bergen und Gebirgen handelt. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Orologie oder Geognosie (der Lehre von den Gebirgsarten, Gebirgskunde). Sie liefert 1. eine allgemeine Erklärung und Ein-

theilung der Gebirge (s. d. Art. Berge), und da fast alle Gebirge mit einander in Verbindung stehen, so handelt sie 2. von dem Zusammenhange der Gebirge. — Betrachtet man nun die Berge und Gebirge einzeln, so hat man zu berücksichtigen 3. ihre Höhe und endlich 4. die Besonderheiten der einzelnen Berge und Gebirge. dd.

Oronoco oder Orinoco, einer der größten südamerikanischen Ströme, welcher besonders die Generalcapitanerie Carracas durchfließet. Sein östlicher Hauptarm kommt aus dem großen Sumpfe oder See Parima und wendet sich anfangs gegen Westen. Er hat aber auch noch einen andern Hauptarm, der unter dem 5° der nördlichen Breite im Gebirge Ibirinoko entspringt. Nach dem Einflusse des Guaviare verändert er seinen westlichen Lauf, und strömt zuletzt in einem großen Halbbogen, und nach einem Laufe von 370 Meilen, durch viele Mündungen, der Insel Trinidad gegenüber, in das atlantische Meer. Gewöhnlich fließt er 3/4 Meilen breit, hat mehrere Untiefen und große Wasserfälle, und bei seinem Ausflusse viele Inseln, Sandbänke und Klippen, welche die Schifffahrt sehr gefährlich machen. Er strömt sehr schnell, und wächst regelmäßig vom April bis September. Während der Regenzeit richtet er große Ueberschwemmungen an, so daß er nicht selten eine Breite von 25 Meilen hat, 500 Fuß tief ist, und so langsam fließt, daß man auf einem großen See zu fahren glaubt. Sein heftiges Ausströmen zum Ocean zur Zeit der Ebbe empfinden die Schiffer auf 60 Meilen in offner See. Von manchen wird er auch Paria, von dem östlichen Districte Paria in Neu-Andalusien, an welchem er hinfließt, genannt. Zu seinen vorzüglichsten Nebenflüssen gehören, außer dem Guaviare, der Meta, Apure und Caroni. Ein Arm des Orinoco, der Cassiaquari, ergießt sich in den Rio Negro, wodurch der Orinoco mit dem Amazonenflusse in Verbindung steht, und wodurch beide Flüsse eine sehr große Binneninsel bilden, welche Guiana und einen Theil von Brasilien in sich faßt.

Orosius Paulus, von Geburt ein Spanier, Freund des Augustinus, schrieb (um 417 nach Chr.), außer mehreren theologischen Schriften z. B. gegen die Pelagianer, ein historisches Werk in sieben Büchern, worin er zugleich den Vorwurf der Gegner des Christenthums zu widerlegen suchte, als sey dieses an dem Unglücke des römischen Reichs Schuld. Havercamp hat dasselbe herausgegeben, Leyden 1738. 4.

Orpheus, ein weissagender Barde der Griechen, (etwa 40 Jahre vor dem trojanischen Kriege) nach der gewöhnlichen Sage der Sohn der Müse Kalliope und des thrazischen Stromgotts Oeagrus, nach Andern des Apoll. Sammt dem Thamyris und Hercules war er von dem jüngern Linus unterrichtet worden. Sein süßer Gesang und seine siebensaitige Leier zog ihm, wie die Sage erzählt, Felsen und Bäume nach, bezähmte die wildesten Thiere der Bergwälder und bändigte Ungewitter und Meerstürme. Dichter nennen ihn König von Thrazien, die Geschichtschreiber schweigen davon. Die unter seinem Namen noch vorhandene, unstreitig aber spätere, Argonautik nennt ihn Beherrscher der heerdenreichen Ciconen. Dorthin setzt auch Ovid die Hochzeitfeier desselben mit Eurydice oder Agriope. (S. Eurydice.) Nach dem Verluste der geliebten Gattin schweifte er trostlos umher. Als er einst von seinem Irren heimkehrte, wurden die ciconischen Weiber, die durch sein Uebermaß von ehelicher Zärtlichkeit sich verschmäht fühlten, bei einer schwärmenden Bacchusfeier so er-

Digitized by Google

bittert, daß sie den unbezwingbaren Jüngling in der Wuth zerrissen. In der Argonautik hingegen hat Orpheus schon ein ehrwürdiges Alter, als er mit den Argonauten den Zug nach Colchis machte. Früher besuchte er mehrere andre Länder, vornehmlich Aegypten. Mit Kenntnissen bereichert, kehrte er von dort zurück, und wurde der Stifter der Mysterien in Griechenland, vermehrte und berichtigte die Götterlehre, und führte eine besondre, die Reinheit befördernde (Orphische) Lebensweise ein. Von seinen Werken sprechen durchgängig die Alten, und Jamblich bezeugt, daß er sich des dorischen Dialects bedient habe. Dennoch bleibt es glaublicher, daß Orpheus nicht eigentlich geschrieben, sondern seine Ideen, Lehren und Fabeln, in Form von Gedichten verfaßt, nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt worden sind. Sehr früh schon waren Gedichte vom Orpheus in Griechenland im Umlauf, und wenn sie auch untergeschoben waren, so beweist es doch im Allgemeinen den alten Glauben an Orphische Gedichte, der sich am Ende wohl auf Wahrheit stützen mußte. Man zweifelte aber auch schon in alten Zeiten an der Echtheit der vorhandenen Orphischen Werke, und wahrscheinlich war schon zu Aristoteles Zeiten keins derselben ganz echt, vielleicht aber enthielten sie Bruchstücke alter Orphischer Lehre. Wir besitzen unter des Orpheus Namen noch eine Argonautik (herausgegeben von Schneider, Jena 1803; deutsch von Voß, 1806), Hymnen oder Weihungslieder, ein Werk von den Kräften der Steine, wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhunderte nach Chr. (herausgegeben von Tyrwhitt, London 1781 8.) und mehrere Fragmente. Die beste Ausgabe der Werke ist von Hermann, Leipzig 1805 8.

Orphika, 1. Gedichte, welche dem Orpheus beigelegt werden; 2. ein von Röllig in Berlin erfundenes Saiteninstrument mit einer kleinen Claviatur, welches auf dem Schooße liegend oder an ein Band gehängt, wie eine Guitarre gespielt werden kann. Die Saiten werden durch Hämmer berührt, welche in einem unter dem Wirbelstocke angebrachten Kästchen liegen, der obere Theil des Kästchens bildet den Resonanzboden, worauf der Steg angebracht ist. (Eine Beschreibung ist davon erschienen, Wien 1810 8.)

Orrery (Planetarium) ist eine Maschine, welche durch Räderwerk die Bewegungen der Planeten und alle Erscheinungen unsers Sonnensystems darstellt. Der englische Physiker Desaguliers gab diesen Maschinen zuerst jenen Namen, weil Lord Orrery die erste in England fertigen ließ und sie in Aufnahme brachte. Man hat Orrerys von 18 bis 1000 Pfund Sterling an Werth. Zum anschaulichen Unterrichte in den Anfangsgründen der Astronomie sind sie ein treffliches Hülfsmittel.

Orsini, eins der berühmtesten und ältesten Fürstenhäuser Italiens, welches vormals in Umbrien sehr bedeutende Herrschaften besaß. Als ältester bekannter Stammvater wird Johann Cajetan genannt, dessen Nachkomme, Matthäus Rubens, drei Söhne hatte, welche drei Linien gestiftet haben, von denen nur die letzte, Orsini-Gravina, noch vorhanden ist, welche von Napoleon Orsini, dem jüngsten Sohne des Matthäus, herstammt. Franz Orsini, von dem gedachten Napoleon abstammend, wurde im Jahr 1417 zum ersten Grafen von Gravina, einer Stadt in der neapolitanischen Landschaft Baci, ernannt. Sein Sohn, Jacob, erlangte den herzoglichen Titel. Der elfte Herzog nach ihm, Peter Franz, trat im Jahre 1667 das Herzogthum Gravina an seinen Bruder

Dominicus ab, und wurde im Jahre 1724 unter dem Namen Benedict XIII. zum Papste erwählt. Er regierte bis 1730, da abermals ein Orsini unter dem Namen Clemens XII. die dreifache Krone erhielt. Dieser erhob den Brudersſohn Benedicts XIII., Fürsten Beroald Orsini, zum Fürsten des päpstlichen Stuhls, nachdem Kaiser Carl VI. ihm bereits im Jahre 1724 die deutsche Reichsfürstenwürde ertheilt hatte. Der Wohnsitz der Familie ist meistentheils in Neapel, und es stammt von ihr auch das fürstlich-reichsgräfliche Haus Rosenberg in Deutschland her, welches dem Namen Orsini seinen eigentlichen Namen Rosenberg vorsetzt. Das Geschlecht der Orsini hat eine beträchtliche Reihe berühmter Staatsmänner und Feldherrn aufzuweisen; mehrere derselben glänzten in der Geschichte Venedigs, wo seine Mitglieder unter die des güldnen Buches fähigen Edeln gezählt wurden. Doch hatte es auch große Unglücksfälle mit andern berühmten Geschlechtern Italiens gemein. Zu letztern gehört besonders das Schicksal Ludwig Orsini's im Jahre 1583, welches nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa großes Aufsehen erregte. Sixtus V. hatte, um seinem Hause einigen Glanz zu verschaffen, schon als Cardinal seiner Schwester Sohn an Kindes Statt angenommen, und ihm seinen eignen Familiennamen, Peretti, beigelegt. Er vermählte ihn mit Victoria Accoramboni, deren Schönheit und Geist in Rom eine Menge Verehrer fanden. Allein Marcellus Orsini ließ ihren Gemahl durch Meuchelmörder erschießen. Sie vermählte sich bald darauf mit Paul Giordano Orsini. Die ganze Stadt murrte, Victoria wurde in der Engelsburg verhaftet, aber als unschuldig bald wieder entlassen. Als nun Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, wich der neue Gemahl der schönen Victoria dem ihm drohenden Ungewitter aus, und zog mit seiner Gattin nach Salo am Lago di Garda, woselbst er bald an einem hitzigen Fieber starb. Seine Wittwe begab sich mit den von ihm ererbten Reichthümern nach Padua unter den Schutz der Republik Venedig. Hier wurde sie eines Morgens in dem Palaste Cavalli, den sie bewohnte, mit ihrem jüngern Bruder todt gefunden. Es war eine Bande vermummter Banditen in den Palast gedrungen, und hatte die Unthat an ihnen verübt. Ein aufgefangener Brief nannte Ludwig Orsini als den Thäter. Der Senat sandte den Staatsinquisitor Bragadino zur Untersuchung des Verbrechens nach Padua. Ludwig Orsini verließ sich auf den Adel seines Hauses, hatte funfzig der entschlossensten Edelleute bei sich, und verschanzte sich in dem Palaste Barbarigo. Der Staatsinquisitor mußte den Palast förmlich belagern, und Ludwig sah sich, nachdem der Vordertheil desselben durch die Kanonen gänzlich zerstört worden war, zur Uebergabe genöthigt, worauf ihn der Staatsinquisitor am folgenden Morgen mit einem seidenen Stricke endrosseln ließ. Der Graf Paganelli, welcher der Accoramboni den Dolch in die Brust gestoßen, und denselben so lange umgedreht hatte, bis sie todt war, mußte auf gleiche Weise sein Verbrechen büßen. DH.

Orthodoxie, orthodox wird derjenige genannt, der sich in Hinsicht der religiösen Ueberzeugung streng an den Lehrbegriff seiner Kirche hält. Der Begriff der Orthodoxie oder Rechtgläubigkeit ist in den protestantischen Kirchen, bei dem Schwanken, in dem sich die Meinung von der Autorität der symbolischen Bücher als kirchlicher Glaubensnorm befindet, jetzt noch mehr relativ, als er es sonst war, und in der katholischen Kirche jemals werden kann.

Digitized by Google

Die Billigsten und Liberalsten lassen schon den für orthodox gelten, der nichts den erweislichen Lehren der heiligen Schrift Widersprechendes glaubt und lehrt. Vergl. d. Art. Heterodox. E.

Orthographie, s. Rechtschreibung.

Ortsbestimmung, Bestimmung der geographischen Länge und Breite (s. d. Art.) eines Orts.

Orville (Jacob Philipp d'), ein berühmter Philolog, 1696 zu Amsterdam geboren, wohin sich seine Familie aus Frankreich begeben hatte. Er bereisete mehrere Länder von Europa, um die Bibliotheken und Kunstsammlungen zu sehen und Verbindungen mit Gelehrten anzuknüpfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1736 zum Professor der Geschichte, der Beredsamkeit und griechischen Sprache zu Amsterdam ernannt. Diesem Amte stand er mit großem Ruhme bis 1742 vor, wo er es niederlegte, um sich ganz dem Studium und literarischen Arbeiten zu widmen. Unter diesen Beschäftigungen lebte er meistens auf seinem Landgute zu Harlem bis an seinen Tod, der 1751 zu Amsterdam erfolgte. In der Kritik und Geschichte hat er sich große Verdienste erworben, und es erschien nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines Classikers, woran er nicht einen ansehnlichen Antheil gehabt hätte. Man verdankt ihm die erste Ausgabe des Romans vom Chariton, den er mit einem reichhaltigen philologischen Commentar begleitete (wieder neu gedruckt Leipzig 1783). In Verbindung mit Burmann setzte er die von einigen gelehrten Engländern angefangenen vermischten Anmerkungen über die Alten (Miscellaneae observationes in auctores veteres et recentiores, 10 Bände) fort, zu denen er später allein noch vier Bände hinzufügte. Gegen Pauw schrieb er eine gelehrte Streitschrift, auch gab er seines gelehrten Bruders Gedichte mit den seinigen vermehrt, unter dem Titel heraus: Petri d'Orville ICti poëmata. Seine Reisebeschreibung von Sicilien, worin er viele alte Denkmäler erläuterte, erschien nach seinem Tode: Sicula, quibus Siciliae veteris rudera additis antiquitatum tabulis illustrantur, ed. P. Burmannus Sec. 2 Bände, Fol. 1764.

Oryktognosie, ein Theil der Mineralogie. (S. diesen Art.)

Oryktologie, die Lehre von den Gebirgsarten, d. h. von dem Gestein, woraus ein Gebirg besteht. Man unterscheidet die Gebirgsarten in mineralogisch einfache und gemengte. Die erstern, die in ihrem ganzen Gefüge eine Gleichartigkeit der Theile zeigen, sind entweder schiefrig, wie beim Thonschiefer, oder körnig, wie bei dem meisten Urkalkstein, oder dicht, wie beim Serpentin. Die letztern, die aus meist sichtlichen Theilen einfacher Gebirgsarten bestehn, sind nach ihrem Gefüge entweder körnig (vom mikroskopischen Korne bis zu ellenlangen krystallinischen Gemengtheilen), oder schiefrig, mit platten- oder lagenartig über einander geschichteten Gemengtheilen, wie der Gneis, Glimmerschiefer u. s. w. (doch so, daß die über einander befindlichen Lagen eine größere Ausdehnung in die Länge und Breite, als in die Dicke haben); oder flaserig, wenn die Lagen nicht gleich stark bleiben, sondern oft absetzen und dann in der Mitte dicker als am Rande sind, wo sie scharf zulaufen und so gleichsam linsenförmig aufliegen, wie mancher Gneis; oder porphyrartig mit einzeln zerstreut eingewachsenen Gemengtheilen, wobei aber das Korn der Gemengtheile nie so fein wie beim eigentlichen Porphyr ist, wie der Grünsteinporphyr u. s. w.; oder endlich mandelsteinartig, wo das völlig oder länglich runde Korn den Unterschied macht, wie der Mandelstein selbst. Außerdem

Digitized by Google

unterscheidet man noch die zusammengekitteten Gebirgsarten, bei welchen die Gemengtheile von verschiedener Art und Größe durch ein Bindungsmittel gleichsam zusammengeleimt sind, wie die Breccien oder Conglomerate, der Puddingstein und die Nagelflühe.

Oscilliren, Oscillation, so viel wie schwingen, Schwingung, S. diesen Art.

Oeser (Adam Friedrich). Dieser verdienstvolle Künstler war den 18ten Februar 1717 zu Preßburg in Ungarn von evangelischen Aeltern sächsischer Nation geboren, und widmete sich aus Neigung frühzeitig den bildenden Künsten. Sieben Jahre genoß er den Zeichenunterricht auf der Akademie zu Wien, und gewann in einem Alter von achtzehn Jahren durch sein Brandopfer Abrahams die goldene Prämie. Von Raphael Donner erhielt er Unterricht im Bossiren; so wie er auch seine Kenntniß des Costums und der Antike diesem gelehrten Bildhauer verdankte. Indeß entschied er sich schon damals vorzüglich für die Malerei, und ging 1739 nach Dresden, wo sich um dieselbe Zeit Dietrich und Mengs ausgebildet hatten. Späterhin ward dort Winkelmann sein vertrauter Freund. Oeser war es, der Winkelmanns erste Schritte bei seinem Studium der alten Kunst leitete. Er selbst machte indessen immer größere Fortschritte, namentlich in der Frescomalerei durch die Bekanntschaft mit Ludwig Sylvestre. Einem Rufe nach Petersburg zu folgen (1744) wurde er durch den Tod der Kaiserin Anna zurückgehalten. Während des siebenjährigen Kriegs hielt er sich meistens zu Dahlen bei dem Grafen von Bünau auf. Gegen das Ende desselben ging er nach Leipzig, und wurde, da er hier zu bleiben wünschte, zum Director der neuen Zeichnungs-, Malerei- und Architekturakademie ernannt, nachdem er schon Professor der Dresdner Kunstakademie und churfürstlich sächsischer Hofmaler, aber ohne Gehalt, gewesen war. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich große Verdienste durch die Bildung vieler Zöglinge. Leipzig besitzt mehrere seiner schönsten Arbeiten; dahin gehören die Frescogemälde im Concertsaale und in der Nicolaikirche, deren innere Verschönerung hauptsächlich sein Werk ist. Verständige Erfindung und Gedankenreichthum, ausdrucksvolle Wahrheit und Haltung, Natürlichkeit in der Composition, skizzenhafte Leichtigkeit und Richtigkeit in den Formen, sind die charakteristischen Eigenschaften seiner Gemälde, unter denen die allegorischen den ersten Platz verdienen. Von seiner Geschicklichkeit in der Bildhauerkunst geben seine Arbeiten, als die marmorne Statue Friedrich Augusts, welche, zumal auf dem unverhältnißmäßigen Postamente, die Esplanade in Leipzig nicht sonderlich ziert, ein Denkmal in der catholischen Capelle daselbst, das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark zu Zelle, und das von Gellert in einem Privatgarten zu Leipzig, die sämmtlich nach seiner Erfindung und seinen Modellen theils von ihm selbst, theils unter seiner Aufsicht von Andern ausgeführt worden, keinen vortheilhaften Begriff. Als Mensch, Staatsbürger und Freund war Oeser höchst achtenswerth und im Umgange liebenswürdig. Das Alter hatte seinen Geist und seine Thätigkeit nicht geschwächt, und noch wenige Tage vor seinem Tode, der den 18ten März 1799 am Stickflusse erfolgte, hatte er einen Christuskopf vollendet. Seine zahlreichen Werke haben Meusel und Rost verzeichnet; viele derselben sind auch durch Kupferstiche bekannt geworden. Seine beiden Söhne, die er ebenfalls zu Künstlern gebildet hatte, sind vor ihm gestorben.

Digitized by Google

Osiander (Andreas), einer der ersten Schüler Luthers, war 1498 zu Gunzenhausen in Bayern geboren, studirte Theologie zu Ingolstadt und Wittenberg, wurde der erste lutherische Prediger zu Nürnberg und 1569 Prediger und Professor der Theologie zu Königsberg, wohin er sich des Interims wegen begeben hatte. Er starb 1552. In der Theologie, den Sprachen, der Philosophie, Mathematik und Medicin besaß er gründliche und ausgebreitete Kenntnisse. Er war nicht bloßer Nachbeter Luthers, sondern stellte seit 1550 in der Lehre von der Buße, vom göttlichen Ebenbilde, und besonders der Rechtfertigung eigenthümliche Ansichten auf, und veranlaßte dadurch sehr heftige Streitigkeiten, die nach seinem Tode fortdauerten. Er ist aber in seinem Vortrage etwas dunkel und inconsequent. Sein Sohn und seine Enkel haben sich ebenfalls als gelehrte (besonders polemische) Theologen bekannt gemacht. Mehrere haben die Stelle eines Propstes und Kanzlers in Tübingen bekleidet, z. B. **Lucas Osiander** der jüngere (starb 1638), **Andreas** der jüngere (starb 1617, und **Johann Adam Osiander** (starb 1697), welchem letztern Scharfsinn, ausgebreitete Wissenschaft, glückliches Gedächtniß, Nachdruck und Fertigkeit im akademischen Vortrage, besonders in den Streitübungen, einen Rang unter den größten und verdientesten Theologen geben. Seine Werke sind noch jetzt nicht unbrauchbar, namentlich seine Theologia casualis, sein Commentarius in Pentateuchum u. s. w. Sein Sohn, **Johann Osiander**, würtembergischer wirklicher Geheimerath und Consistorialdirector (geboren zu Tübingen 1657), war ein Mann von großen Talenten, der mit der akademischen Gelehrsamkeit practischen Verstand, Beredsamkeit, Weltkenntniß, Muth und Patriotismus verband, und sich um sein Vaterland bleibende Verdienste erwarb. Bei dem französischen Einfalle 1693 wurde ihm die ganze Stadt und Festung anvertraut. Ueberdieß hat er als Abgesandter, besonders bei den Königen von England und Schweden, welcher letztre ihn mit einer goldnen Kette beehrte, und selbst als Anführer würtembergischer Völker sein vielseitiges Talent bewährt. Er starb 1724.

Osiris, einer von den Hauptgöttern Aegyptens, Symbol der Sonne, des Sonnenjahrs, des Nils, und der befruchtenden Kraft der Natur, der Dionysos der Griechen. Nach Einigen wurde er nebst vier andern Geschwistern, unter denen vorzüglich Isis merkwürdig ist, von Kronos (Saturn) und Rhea, und zwar ungesetzlich gezeugt, vermählte sich mit Isis (s. d. Art. **Isis**), zeugte mit ihr den **Horus** und beherrschte mit ihr gemeinschaftlich Aegypten. Beide werden als vorzügliche Beförderer der Landescultur gepriesen, und zwar wird ihnen zugeschrieben: Abschaffung der Menschenfresserei; Erfindung des Pfluges; des Ackerbaues überhaupt; Bereitung der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche; Obstzucht, vornehmlich Weinbau; Gründung von Städten; Einführung der Gesetze, besonders des Eigenthumsrechts; ferner in Verbindung mit Theut Ausbildung der Rede, der Schrift und Musik; Kenntniß der Gestirne, des Sternenlaufs und des daraus hervorgehenden Gesetzes der Zeit; endlich Geschmeidigkeit und Anstand im Gebrauche des Körpers. — Nicht zufrieden, bloß Aegypten zu beglücken, brachte Osiris ein Heer zusammen, um auch außerhalb der Gränzen dieses Landes seine Wohlthaten zu verbreiten. Er erreichte dieses Ziel ohne Waffen, bloß durch Ueberredung. Osiris wird im flammigen Gewande, auf dem Kopfe mit Ochsenhörnern, oder einem Habichtskopfe, oder auch mit

Digitized by Google

der Erdkugel, bisweilen auch als Bild der Sonne, auf einem Wagen sitzend, abgebildet.

Osmanisches Reich (türkisches Reich, die ottomanische oder die hohe Pforte). Die schönsten Länder der alten Welt, Thrazien und Griechenland, Kleinasien, Kolchis, Armenien, Mesopotanien, Syrien und Aegypten, nebst den Inseln des Archipelagus und dem gewürzreichen Arabien, deren Küstenhandel Asien und Afrika mit Europa, den Orient mit dem Occident verbindet, beherrscht ein vor fünfhundert Jahren aus Tatarn, Räubern, Sklaven und geraubten Christenkindern entstandenes Mischlingsvolk, die Türken oder Osmanen. Sie sind die einzigen Barbaren, welche gebildete Nationen unterjocht haben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, ohne Sprache, Glaube, Wissenschaft, Kunst und Sitte von ihnen anzunehmen. Dieses Volk, das durch Raub entstand und durch Eroberung emporwuchs, ist ein roher Fremdling geblieben in Europa, und durfte, nun schon vier Jahrhunderte lang, den classischen Boden von Athen, Sparta, Korinth und Theben, auf welchem vor dritthalbtausend Jahren die Selbstständigkeit unseres Welttheils, die Freiheit des gesetzlichen Bürgerthums und die edelste Bildung des geistigen Lebens erblühte, durch asiatischen Despotismus entweihen! Am Ganges und am Anadyr, am Platastrom und am Missisippi, an der südlichen Spitze des Weltrückens (am Cap) und jenseits des blauen Gebirgs von Neu-Südwales, hat der Europäer das Gesetz seiner Bildung und Macht gegründet; nur in der heiligen Heimath seines Glaubens und seiner Freiheit, seines Geistes und seines Ruhmes, am Jordan und am Ilyssus, im Palästina und Griechenland, duldet er die Schmach der Unterdrückung! Der Enkel des Leonidas, Themistokles und Epaminondas beugt seinen Nacken unter das Joch eines Scythen! Wie es gekommen, daß eine Räuberhorde aus den Steppen Hochasiens ihr Standlager in dem Vaterlande des Homer, des Solon und des Perikles genommen hat, und wie sich diese Zwingburg, von Asien in Europa aufgerichtet, noch jetzt zu dem Staatengebäude europäischer Gesetzgebung verhält, kann hier nur mit Wenigem angedeutet werden. — Erst seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts kennt die Geschichte den Namen der Türken. Dieser scytisch-tatarische Volksstamm hatte sich damals an den Ufern des Irtisch, unter dem Schutze des Altaischen Gebirgs, in Hochasiens Steppen-Wildniß gelagert; an den Gränzen von Sina und Persien, wo jetzt Kirgisen, Bucharen, Usbeken und Turkmanen seßhaft sind. Er führte Kriege mit den Sassaniden und Byzantinern, bald mit diesen, bald mit jenen im Bunde. Endlich wurde um die Mitte des achten Jahrhunderts das östliche Gebiet der Türken von Sina abhängig, und ihr westliches von Persien, das die Araber unterjocht hatten. Sie nahmen jetzt den Islam an, und bald darauf errichtete aus ihnen der Kalif von Bagdad seine Leibwache. Nach und nach gab diese türkische Sklavenmiliz den Arabern die Heerführer und den Kalifen die Emir al Omrahs (erste Minister, wie die Majores Domus der Franken), endlich mehrere Herrscher-Dynastien. So regierten in Palästina, Syrien und Aegypten im neunten und zehnten Jahrhunderte die türkischen Geschlechter der Tuluniden und Akschididen; so in Persien und Indien, vom Ende des zehnten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts, das der Gasneviden. — Gleichzeitig machte sich ein türkischer Stamm in Turkestan, der alten Heimath der scythischen Massageten, jetzt der Tatarn, am Jaxartes (Sir) und Orus (Amu-

Digitized by Google

Darja), zwischen dem Aralsee und dem caspischen Meere, die Seldschucken (nach ihrem Heerführer so genannt), von Sina frei und unterwarf sich im elften Jahrhundert ganz Vorderasien, wo die Helden Togrul Beg, der Enkel Seldschucks, Alp Arslan und Malek Schah ein großes Reich gründeten, mit welchem die Kreuzfahrer um den Besitz von Palästina kämpften. Als dasselbe um das Jahr 1100 in drei Theile, Persien, Syrien mit Medien, Chorasan und das Land jenseits des Oxus, zerfallen war, erhoben sich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Mongolen, eine von den Tatarn, zu welchen die Türken gehörten, in Sprache und Sitte ganz verschiedene Nation. Im Bunde mit andern Horden vernichteten sie die Macht der Seldschucken in Kleinasien, und es entstanden mehrere kleinere mongolische Völkerschaften. Aber bald drangen die von den Mongolen verjagten Stammhäupter (Emir) der Seldschucken und Turkmanen aus den Bergthälern des Taurus wieder hervor, und theilten unter sich Kleinasien. Einer dieser Emirn war Osman, der Sohn Erdogruls, der Enkel Solimans, von dem Stamme der Oguzischen Turkmanen. Er überwältigte um 1289 mit seiner tartarisch-kaukasischen Horde von einigen hundert Familien die Engpässe des Olympus, wo noch jetzt gegen 800 turkomanische Familien herumziehen, und schlug in den Ebenen Bithyniens, unter dem Schutze des seldschuckischen Sultans von Iconium, sein Heerlager auf. Durch Räuber, entlaufene Sklaven und Gefangene verstärkt, verheerte er weit umher das Land, und nahm den Oströmern einige Provinzen in Kleinasien weg. Nach dem Tode seines Schutzherrn, im J. 1300 (700 der Hegira) nannte er sich Sultan. Er starb 1326. So gründete ein kühner und glücklicher Räuberhauptmann auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschucken und Mongolen, von der politischen Ohnmacht der eitel-hoffärtigen, in sich selbst verzwisteten Byzantiner nicht gehindert, den Staat der osmanischen Türken oder der Ottomanen in Asien, und nach ihm erhoben der Muth und die staatskluge Thätigkeit acht großer Fürsten, die durch die Kalifenwürde im Besitz der Fahne des Propheten, und von kriegerischem Ruhme wie von dem Fanatismus des Islam — beide hatten das Schwert der Kreuzfahrer zur kühnsten Wagniß gereizt — begeistert waren, den asiatischen Räuberstaat von 1300 bis 1566 zur ersten Waffenmacht in Europa. Zuerst Orkan, Osmans Sohn. Er nahm 1328 seinen Sitz in dem von ihm kurz vor seines Vaters Tode eroberten Brussa *) der Hauptstadt Bithyniens, und errichtete zum Theil aus Christensklaven, die er im Islam und in den Waffen unterweisen ließ, ein tapferes Fußvolk, das er besoldete. Darauf unterwarf er sich Kleinasien bis an den Hellespont und nannte sich Padischah. Das Thor seines noch in den Trümmern stolzen Palastes hieß die Pforte. Er war ein Eidam des griechischen Kaisers Kantakuzen. Dieß und die Verbindung mit den Genuesern, welche, aus Handelseifersucht gegen die in der Levante mächtigen Venetianer, bald dem Hofe von Constantinopel, bald dem mächtigen Sultan an Kleinasiens Küste schmeichelten, und ihre Schiffe den Türken zur

*) Ueber diese blutige Wiege des osmanischen Staats, dessen Säugamme die Zerstörung war, über die daselbst befindlichen Grabmäler Osmans und seiner Nachfolger bis auf Murad II., s. Joseph v. Hammer's Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olymp. Pesth 1818.

Ueberfahrt darliehen, machte Orkan und seine Nachfolger bekannt mit der Schwäche des oströmischen Reichs und mit den Spaltungen des Abendlandes, wo das Schisma die Kirche, und das Lehnwesen die bürgerliche Ordnung zerrüttete, wo es keine Macht und keine Staatskunst gab, die das Ganze umfaßt und gelenkt hätte. Asien fürchtete keinen Kreuzzug mehr. Staatsklüger und unterrichteter als die Padischahs des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, beschlossen Orkan und seine Nachfolger das kleine, ihnen verächtliche, in sich uneinige Europa dem Islam zu unterwerfen. In mehrere Herrschaften zerstückelt, lockte es, wie kürzlich erst Kleinasien, sie zu Sieg und Beute. Also betrat zuerst Orkans Sohn, der tapfere Soliman im Jahr 1355, Europa. Er befestigte Gallipoli und Sestos, und behauptete dadurch die Meerenge, welche beide Welttheile schied. Nun breiteten sich die Waffen der Osmanen gleichzeitig in Europa und in Asien aus. Orkans Sohn und Nachfolger Amurat I. eroberte 1360 Adrianopel, den Sitz des Reichs in Europa, und besiegte mit seinen neuen, aus jungen im Islam erzogenen Christenknaben gebildeten Soldaten, den Janitscharen, dem ersten stehenden Heere, und mit seinen zum Reiterdienste durch Lehngüter verpflichteten Timarioten und Zaims, Macedonien, Albanien und Servien. Als er aber auf dem Schlachtfelde von Kaschau seines Sieges froh war, rief ihn der Servier Corbelitza, der umsonst für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft hatte und schwer verwundet zu Boden lag, herbei, raffte sich auf und stieß ihm den Dolch in das Herz, so daß mit dem Besiegten der Sieger starb (1389). Nach ihm drang in Thessalien ein und bis vor Constantinopel der wilde Bajased, genannt der Blitz. Er schlug 1396 die abendländischen Christen unter Siegmund von Ungarn und Böhmen bei Nikopolis (in der Bulgarei), baute am Bosphorus ein festes Schloß und legte dem griechischen Kaiser einen Tribut auf; aber des Mongolen Timur (s. Tamerlan) Waffen riefen ihn nach Asien, und in der Schlacht bei Ancyra 1402, wo mehr als eine Million Krieger um die Herrschaft der Welt kämpften, ward der stolze Bajased überwunden und gefangen. Darauf vertheilte Timur die Provinzen unter Bajaseds Söhne. Endlich setzte sich wieder auf Osmans ungetheilten Thron der staatskluge und gerechte Muhammed I. Seine Waffen drangen, während die Väter des Conciliums zu Costnitz, um der Kirche den Frieden zu geben, Huß verbrannten und drei Päpste absetzten, im J. 1415 bis Salzburg und in Bayern vor. Dann besiegte er Venedig in Thessalonich (1420); und sein berühmter Großvezir Ibrahim erschuf die türkische Seemacht. Ihm folgte der weise und tapfere Murad II. Diesem widerstanden nur der tapfere Georg Castriota (Iscander-Beg d. i. Fürst Alexander) in Epirus, der heldenmüthige Johann Hunyad, Fürst von Siebenbürgen, und das starke Bollwerk des Abendlandes, die Feste Belgrad. Als er darauf nach beschworenem Frieden (1440) die Regierung niedergelegt hatte, entband der Papst den König der Ungarn und Polen Wladislav von seinem Eide, und die Christen drangen vor bis an das schwarze Meer, aber Murad umgürtete sich aufs neue mit dem Säbel Osmans, rief die Rache des Himmels gegen die Meineidigen an, und schlug die Christen bei Varna 1444. Wladislav und der päpstliche Legat Julian waren unter den Todten. Noch einmal entsagte der große Murad dem Throne, und noch einmal rief ihn die Gefahr auf denselben zurück. Er bändigte den Trotz der Janitscharen und überwand

Digitized by Google

die Christen bei Kaschau 1449. Schon war das Reich der Byzantiner vom Abendlande abgeschnitten. Da vollendete Murads II. 26jähriger Sohn und Nachfolger Muhammed II. (1451—1481) das Werk staatskluger Eroberung. In ihm hatte das Lesen alter Schriftsteller den Ehrgeiz, groß wie Alexander zu seyn, entzündet. Rasch griff er Constantinopel an. Es fiel den 29sten Mai 1453, und der letzte Paläologe, Constantin XI., begrub sich unter den Trümmern seines Throns. Seitdem ist Stambul der Sitz der hohen Pforte. Darauf baute Muhammed die Schlösser der Dardanellen und ordnete die Grundverfassung des Reichs, wobei er Nuschirwans Einrichtungen des persischen Reichs zum Muster nahm. Dann unterjochte er Morea (1456) und führte den letzten Comnener, den Kaiser von Trebisonde, als Gefangenen nach Constantinopel (1461). Vergebens rief Pius II. die Christenheit zu den Waffen. Muhammed eroberte (1470) den Rest von Bosnien und nach Skanderbegs Tode Epirus (1465). Darauf nahm er den Venetianern Negroponte und Lemnos, den Genuesern Kaffa, und zwang den Khan der krimmischen Tatarn, aus Dschingis Khans Geschlecht, ihm zu huldigen (1473). Dreihundert Jahre lang war die Krimm von der Pforte abhängig. Schon hatte Muhammed Otranto in Neapel (1480) erobert, da starb er mitten unter großen Entwürfen gegen Rom und Persien (s. d. Art. Mahomet II.). Hierauf drängte sein Enkel Selim I., der den Vater entthront und getödtet hatte, die Macht der Perser bis an den Euphrat und Tigris zurück. Er schlug die Mamlucken und eroberte (1517) Aegypten, Syrien und Palästina. Mecca unterwarf sich und Arabien zitterte. Funfzig Jahre lang waren die Waffen der Osmanen zu Lande und zur See das Schrecken Asiens und Europas; am furchtbarsten unter Suleyman II. (1519—1566) dem Prächtigen, auch der Gesetzgeber genannt. Er entriß den Johannitern Rhodus (1522), und unterwarf sich nach dem Siege bei Mohaiz (1526) halb Ungarn; die Moldau zahlte ihm Tribut; in Asien schlug er die Perser, so daß Bagdad, Mesopotanien und Georgien ihm unterthan wurden. Schon drohte er Deutschland zu überziehen und die Fahne Mohammeds im Abendlande aufzupflanzen, da brach sich sein Ungestüm an den Mauern von Wien (1529). Doch als Ungarn aus Haß gegen Oesterreich seinen König Johann von Zapoyla unter des Padischah mächtigen Schutz stellte, der glückliche Seeräuber Kair-Uddin das mittelländische Meer beherrschte, Nordafrika unterwarf (vergl d. Art. Barbaresken) und Minorca, Sicilien, Apulien und Corfu verheerte, da konnte Suleyman Europa unterjochen, hätte er seinen Planen Zusammenhang und Festigkeit zu geben gewußt. So scheiterten die Entwürfe des Eroberers an der Staatsklugheit Carls V.; ihm widerstanden zur See die Venetianer und der Genueser Andreas Doria, die Tapferkeit des Großmeisters La Valette auf Malta, und die Mauern von Sigeth, welche Srini vertheidigte. — Zwölf Sultane, alle muthvoll und kriegerisch, fast alle unaufhörlich siegend, hatten bis jetzt, im Laufe von dritthalbhundert Jahren, die Macht des Halbmonds erhoben; aber die innere Kraft des Staats blieb unentwickelt. Zwar vollendete Suleyman durch seine Gesetzbücher die von Muhammed II. gegründete Staats- und Hofordnung, auch vereinigte er (1538) die Priesterwürde des Kalifats mit Osmans hoher Pforte; allein er verstand es nicht, die überwundenen Völker zu einem Ganzen zu verbinden, und verschloß die Thronfolger in das Serail. Dieses aber erzieht so wenig Helden als Staatsmänner.

Digitized by Google

Von der Zeit an artete das Geschlecht Osmans aus und die Macht der Pforte sank. Seit Suleymans Tod (1566) bis auf unsre Zeit regierten achtzehn Sultane, und unter allen nicht zwei muthvolle Krieger, nicht ein siegreicher Fürst. Denn diese Herrscher stiegen aus dem Gefängnisse auf den Thron, und lebten im Serail, bis sie nicht selten den Thron wieder mit dem Gefängnisse vertauschten. Nur einzelne große Vesire, die Kiuprili und Ibrahim bis auf den unglücklichen Mustapha Bairaktar, hielten den Fall des Staates auf. Aber im Innern versank das Volk immer tiefer in den Schlamm der Unwissenheit und des Despotismus. Raubgieriger noch und willkürlicher, als der Sultan und sein Divan, herrschten in den Provinzen die Paschas. Nach außen wurde die Pforte das Spiel der europäischen Politik, und mehr als einmal von dem Cabinet zu Versailles in Kriege gegen Oesterreich und Rußland verwickelt. Während überdieß Europa in jeder Kunst des Friedens und des Krieges vorwärts schritt, hingen die Osmanen, Staat und Volk, träge und gleichgültig an dem Alten. Denn im blinden Glauben an ein unvermeidliches Schicksal befangen, und von ihrem alten Waffenruhme aufgebläht, verachteten sie die Fremden als Ketzer (Gauren). Ohne festen Plan, als den des wilden Hasses und der Eroberung, setzten sie die Kriege mit Persien, Venedig, Ungarn und Polen fort; aber gefahrvoller waren die Empörungen der Janitscharen und der Statthalter. Darum bewaffnete sich der Argwohn des Despoten mit Dolch und Schnur; oder er opferte feig die tüchtigen Männer seines Divan dem Hasse der Soldaten und der Ulema auf. Gewöhnlich ließ der Thronfolger seine Brüder ermorden (vergl. d. Art. Mahomet III.); aber auch das Volk sah gleichgültig den verhaßten Sultan erwürgen, oder den unfähigen absetzen. Mustapha I. wurde zweimal entthront (1618 und 1623), Osman II. und Ibrahim wurden erdrosselt; jener 1622, dieser 1648. Zwar eroberte Selim II. Cypern 1571; aber in demselben Jahre schlug D. Juan d'Austria die türkische Flotte bei Lepanto. Hundert Jahre später, unter Muhammed IV. (s. d. Art.), fiel nach dreizehnjährigem Widerstande Kandia 1669, und der Vesir Kara Mustapha gab den von Oesterreich gedrückten Ungarn ihren Heerführer, den Grafen Tökeli, zum König, 1682; aber schon im folgenden Jahre wurde er von Wien, das er belagerte, zurückgeschlagen, und nach der Niederlage bei Mohacz (1687) verloren die Osmanen die meisten festen Plätze in Ungarn. Darüber erbittert stieß das Volk den Sultan ins Gefängniß. Auf kurze Zeit stellte der Großvesir Kiuprili Mustapha die Ordnung, den Muth und den Sieg wieder her; allein er blieb in der Schlacht gegen die Deutschen, bei Salankemen 1691. Endlich zog der Sultan Mustapha II. selbst zu Felde; aber ihm gegenüber stand der Held Eugen, der Sieger bei Zentha (1697), und am Don eroberte Peter der Große Asof. Also mußte er im Vertrage zu Carlowitz (1699) auf Siebenbürgen und das ganze Land zwischen der Donau und Theiß verzichten, den Venetianern Morea zugestehn, den Polen Podolien nebst der Ukraine zurückgeben, und den Russen Asof lassen. Damit begann der Fall der Macht der hohen Pforte. Hierauf zwang ein Aufruhr der Janitscharen, welche, der alten strengen Zucht entwöhnt, Gewerbe treiben und häuslich leben wollten, den Sultan abzudanken. Gleichgültig sah sein Nachfolger, der träge und üppige Achmed III., den Unruhen in Ungarn, dem spanischen Erbfolgekriege und dem großen nordischen Kriege zu. Endlich gelang es seinem Schützling, dem bei Pultawa

Digitized by Google

besiegten Carl XII. (s. d. Art.), ihn zum Kriege gegen Peter zu reizen; aber leicht erkaufte der mit seinem Heere eingeschlossene Czar den Frieden am Pruth (1711) mit der Rückgabe von Asof. Nun griff der Großvesir Venedig an und nahm Morea (1715); aber Oesterreich stand der Republik bei, und Eugens Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717) entrissen der Pforte im Passarowitzer Vergleiche (1718) Temeswar und Belgrad mit einem Theile von Servien und der Walachei; doch behielt sie Morea. Eben so unglücklich waren Achmeds Waffen gegen Persien; darum stieß ihn ein Aufruhr ins Gefängniß (1730). Hierauf demüthigte der russische Feldherr Münnich den Stolz der Osmanen (1736); aber Oesterreich, Rußlands Bundsgenosse, war nicht glücklich, und der französische Gesandte in Constantinopel bewirkte den Abschluß des Belgrader Vergleichs (1739), durch welchen die Pforte Belgrad mit Servien und der Walachei wieder erhielt. Als hierauf nach dreißigjähriger Ruhe Mustapha III. Rußlands steigende Größe wahrnahm, und deßhalb von Catharina II. verlangte, daß sie Polen räumen sollte, so entschieden im Kriege von 1768 bis 1774 Romanzow's Triumphe das politische Uebergewicht Rußlands. Schon damals siegte eine russische Flotte in den griechischen Gewässern und Alexis Orlow rief die Griechen zur Freiheit auf. Ein unglücklicher Versuch! Doch mußte Abd-ul-Hhamid im Frieden zu Kutschuck Kainardsche (1774) auf die Hoheit über die Krim verzichten, und das Land zwischen dem Bog und Dnepr mit Kinburn, so wie Asof an Rußland abtreten und seine Meere den russischen Handelsschiffen öffnen. Hieraus entstand eine so heftige Reibung zwischen dem Stolze der gedemüthigten Pforte und den gebieterischen Foderungen Rußlands, daß der Divan 1787 an Catharina II. den Krieg erklärte, der aber unter Selims III. Regierung so unglücklich geführt wurde, daß Rußland im Frieden zu Jassy (1792) Taurien behauptete, das Land zwischen dem Bog und Dniester nebst Otschakow erhielt und am Kaukasus sich vergrößerte. Auch Oesterreich, dem die Pforte 1777 ein Stück der Moldau, die Buckowina, zugestanden hatte, war auf dem Kampfplatze für Rußland aufgetreten, hatte aber, von Preußen bedroht, das eroberte Belgrad im Frieden zu Szistowe (1791) zurückgeben müssen. Um diese Zeit stieg im Innern die Verwirrung immer höher. Selim III. hatte wohl Geist und Kenntniß, aber nicht die Kraft, welche durchgreifende Verbesserungen bewirkt. Wie konnte er den antieuropäischen Nationalgeist der Türken, den prätorianischen Trotz der Janitscharen, die alte, durch den Islam geheiligte und durch die Ulema vertheidigte Staats- und Rechtsform, wie konnte er endlich den Orientalismus des Hofs und der ganzen Staatsverwaltung mit seinem Divan umbilden! Es gab keinen andern Zusammenhang in der weitschichtigen Ländermasse, als den Glauben an das Kalifat des Padischah und die Furcht vor der Macht des Großherrn. Jenen ererschütterte die erst im Jahre 1818 bezwungene Secte der Whaabys (Wachabiten), und von dieser machten sich mehrere kühne Statthalter in den Provinzen gänzlich frei. So regierten wie kleine Sultane, Paßwan Oglu in Widdin, Jussuf (bis 1810) in Bagdad, mehrere Paschas in Anadoli u. A. m. So noch jetzt Ali Pascha in Janina! In Aegypten herrschte abermals die Kriegerkaste der Mamlucken, und der Statthalter des Großherrn hatte nichts als den Namen. Daher beständige Empörungen und allgemeiner Druck. Das Volk selbst brütete fort, bis auf einzelne Ausbrüche seiner asiatischen Wildheit,

Digitized by Google

in dem alten Stumpfsinn. Dagegen regte sich der Geist der Freiheit bei den Griechen in ohnmächtigen Versuchen, im kräftigsten Widerstande bei den Serviern (s. d.) seit 1801 bis 1814. Eben so sehr verwirrten sich die auswärtigen Verhältnisse. Schon früher war die Pforte gegen Frankreich mißtrauisch geworden, als Maria Theresia mit Frankreich das Bündniß von 1756 geschlossen hatte. Jetzt blieb sie ruhige Zuschauerin bei dem Ausbruche der Revolution; und der Großvesir hoffte, die Republik werde wenigstens keine Erzherzogin heirathen. Ueberhaupt hielt der Divan von jeher die bestehenden Verträge gewissenhaft, und benutzte in Asien so wenig als in Europa günstige Verhältnisse, um dort die alte Macht der Osmanen gegen Persien, hier gegen Oesterreich wieder herzustellen. Zudem stand Rußland gerüstet auf den Höhen des Kaukasus, wie vor den Mündungen der Donau. Endlich reizte Buonaparte's Zug nach Aegypten den Unwillen der Pforte so, daß sie — das erstemal! — (den 1sten September 1798) an Frankreich den Krieg erklärte, und auf die Seite der Coalition trat. Nun kam sie durch ihr Bündniß mit Rußland (im December 1798), England und Neapel (im Januar 1799) unter die Leitung des Cabinets von Petersburg und St. James. Eine russische Flotte segelte durch die Dardanellen und eine türkische eroberte, mit derselben verbunden, die ionischen Inseln. Darauf stiftete Paul I. und Selim III. durch den Vertrag zu Constantinopel vom 21sten März 1800 die Republik der sieben Inseln, welche, wie Ragusa, unter dem Schutze der Pforte stehen sollte. Im folgenden Jahre gab England zwar Aegypten an die Pforte zurück; aber die Mamlucken-Beys und die Arnauten stürzten das Land in blutige Zerrüttung, bis der neue Statthalter Mehemed Ali Pascha durch Verrath (1sten März 1811) die Mamlucken gänzlich vertilgte. Seitdem regiert er Aegypten fast unabhängig. Uebrigens hatte jene Verbindung mit der Coalition den Sultan Selim und einige Großen seines Reichs zu der Ueberzeugung geführt, daß, wenn die Pforte sich in ihrer Stellung behaupten wollte, sie nothwendig ihr Heerwesen im Geiste der neueren Taktik umbilden und dem Divan eine zeitgemäßere Form geben müsse; daher arbeitete eine Commission, der Resumi Dscheddid, an der Aufstellung eines europäisch-türkischen Heeres, das die Janitscharen entbehrlich machen sollte. Allein in dem Divan gab es nach dem Frieden mit Frankreich 1801 zwei Parteien, eine russisch-brittische und eine französische. Rußlands Uebergewicht drückte nämlich auf die Pforte in den ionischen Inseln und in Servien; darum neigte sie sich wieder nach Frankreich hin. Als nun Rußland sogar die Moldau und Walachei besetzte (1806), brach der alte Haß los, und die Pforte erklärte, auch noch von Frankreich dazu gereizt, an Rußland, das schon mit Persien und Frankreich Krieg führen mußte, ebenfalls den Krieg (den 30sten December 1806). Da ward die Schwäche des Reichs der Osmanen offenbar. Eine englische Flotte drang feindlich durch die Dardanellen und erschien (20sten Februar 1807) vor Constantinopel; doch der französische General Sebastiani leitete mit Erfolg den Widerstand des Divans und des erbitterten Volks. Dagegen machten die Russen große Fortschritte. Das Volk murrte laut; Selim III. ward (29sten Mai 1807) von dem Mufti abgesetzt, und Mustapha IV. mußte die verhaßten Neuerungen aufheben. Aber nachdem die türkische Flotte von der russischen bei Lemnos (1sten Juli 1807) gänzlich geschlagen worden war, benutzte Selims Freund, der kühne Pascha von Ruschtschuck, Mustapha Bairactar, das Schrecken

Digitized by Google

der Hauptstadt, um sich derselben zu bemächtigen; der unglückliche Selim verlor darüber das Leben (28sten Juli 1808) und Bairactar erhob, an des abgesetzten Mustapha IV. Stelle, den jetzt regierenden Großsultan Mahmud II. (geb. 1785) auf den Thron. Als Mahmuds Großvesir stellte er das neue System des Heerwesens wieder her und schloß mit den Russen einen Waffenstillstand; aber die Wuth der Janitscharen brach aufs neue los (16ten November 1808), und vernichtete ihn und sein Werk. Nur Mahmud behauptete den Thron, denn er war nach Mustapha's IV. Hinrichtung der einzige Fürst aus Osmans Geschlecht. Er zeigte bald ungewöhnliche Kraft und Klugheit, versöhnte sich mit Großbritannien (5ten Januar 1809) und setzte den Krieg gegen die Russen, welche schon die Engpässe des Hämus bedrohten, mit doppelter Anstrengung fort. Zweimal (1810 und 1811) mußten sich die Russen über die Donau zurückziehn; dennoch gelang es der russischen Staatskunst, im Divan die französische zu besiegen. Vergebens hatte der französische Kaiser in seinem Waffenbunde mit Oesterreich (14ten März 1812) die Aufrechthaltung des ganzen Gebiets der Pforte erklärt; diese erkaufte dessen ungeachtet, ehe noch das französische Heer über den Niemen ging, den Frieden von Rußland zu Bucharest (28sten Mai 1812) durch die Abtretung der jenseit des Pruth liegenden Moldau und Bessarabiens mit den nördlichen Festungen am Dniester und an der Donaumündung, so wie der südlichen Pforten des Kaukasus am Kur. Die sich selbst überlassenen Servier wurden aufs neue den Türken unterthan; doch behielten sie in dem Vertrage mit der Pforte (November 1815) die eigene Verwaltung ihres Landes. Seit jenem Frieden steht Rußland drohender als je der Pforte gegenüber in Asien, wie in Europa, seine Flagge herrscht im schwarzen Meere und sein Einfluß im Divan. Darum mußte Mahmud 1817 die Hauptmündung der Donau an Rußland überlassen, und leicht können einst die Angelegenheiten der türkischen Moldau und der Walachei, so wie die Sache der wehrlosen Servier und Griechen, ein russisches Heer über den letzten Vorwall des Reichs führen, über die Höhen des Hämus in die Ebenen von Adrianopel bis vor die Thore der Hauptstadt. — Das Reich der Osmanen hat nach ungefähren Schätzungen, gegenwärtig einen Umfang von 42,400 Quadratmeilen mit 23 1/2 Millionen Einwohnern. Davon in Europa: 9300 Q. Meilen mit 9 Millionen Einwohnern, und zwar die Länder Romanien (Thrazien), Bulgarien, Arnaut Vilajeti (oder Makdonien und Albanien), Janjah (Thessalien), Livadien (Hellas), Morea (Peloponnes), den griechischen Archipelagus, die Insel Kandia (Kreta), die Königreiche Servien und Bosnien und die mittelbaren Fürstenthümer Moldau (bis an den Pruth) und Walachei (s. d. Art.). In Asien: 24,300 Q. Meilen mit 11 Millionen Einwohnern, und zwar die Länder: Anadoli (Natolien, Levante), Syrien mit Palästina, Al Dschesira (Mesopotamien), Ssa Atabago (türkisch Georgien) und Turkomanien (türk. Armenien) nebst Kurdistan (Assyrien) und Irak Arabi (Babylonien und Chaldäa); außerdem die Inseln Cypern, Rhodis, Saki-Adassi (Chios) u. a. m. (s. d. Art.) In Afrika: Aegypten, 8800 Q. Meilen mit 3 1/2 Millionen Einwohnern (s. d. Art.). Die europäische Türkei gränzt an Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Gallizien, Illyrien, Dalmatien, die ionische Republik und an das adriatische, ionische und mittelländische Meer. Die Herrschaft über das schwarze Meer theilt die Pforte mit Rußland. Der Bosphorus aber (s. d.), das Marmor-Meer und die Dardanellen-Straße stehn nebst den

griechischen Gewässern allen europäischen Handelsschiffen offen, di
nach russischen Häfen bestimmt sind. Die Lage des Landes ist be
seiner großen Küstenstrecke und bei seinen vielen Einbuchtungen fü
den Levantehandel äußerst wichtig und eben so gesichert durch sein
Stromthäler (Save und Donau) an der Gränze, wie durch die Hö-
henzüge des Balcan (Hämus), die vom Cap Emineh bis zum illyri-
schen Gebirge sich erstrecken, und mit welchem die Bergrücken de
Rhodope, des Pangäus und mehrere andere, die Griechenland durch-
schneiden, zusammenhängen. Abgesondert liegt der 5900 Fuß hohe,
mit 65 großen Klöstern, 500 Zellen und 6000 Religiosen, Einsied-
lern u. s. w. bevölkerte Monte Santo, oder Athos (s. d. Art.). Die
asiatische Türkei gränzt an Persien, das russische Kaukasien, Arabien,
die Landenge Suez, die es mit Aegypten verbindet, und an das mit-
telländische Meer. Von den Gebirgen Armeniens herab strömen der
Euphrat und der Tigris (s. Euphrat) und ergießen sich als Ein
Strom bei Bassora in den persischen Meerbusen; in Anadoli ist der
Kisil Irmack (Halys) merkwürdig, welcher in das schwarze Meer
fließt, und in Palästina der Jordan (s. d.), dieser fällt in das durch
vulkanische Ausbrüche entstandene, 12 Meilen lange, 1—2 Meilen
breite todte Meer, dessen mit Salz, Pech und Schwefel vermischtes
Wasser keinen Abfluß hat. Hauptgebirge sind in Natolien der Tau-
rus (s. d.), in Syrien der Libanon (s. d.) und Antilibanon u. a. m.
Die ebenste Provinz ist Irak Arabi; im Südosten breiten sich große
Wüsten bis in die arabische Halbinsel aus. Ueber das türkische Afri-
ka s. d. Art. Aegypten und Nil. — Das Klima ist gemäßigt in
dem nördlichen, milde und erfrischend in dem mittlern, und heiß in
dem südlichen Landstriche. Unter dem glücklichen Himmel liegt die
hellenische Halbinsel mit ihrer Eilandsflur, wo der Mensch, das Thier
und die Pflanzenwelt durch gleiche Schönheit und Fülle sich aus-
zeichnen. Die drückendste Luft weht in Mesopotamien und Aegyp-
ten, wo der erschlaffende Samum (s. Samiel) über brennende
Wüsten haucht und wo die Pest zu Hause gehört. Jeder Himmels-
strich bringt hier seine Erzeugnisse mit üppiger Kraft hervor. Der
Waizen aus Rum-Ili, der Reiß im Süden des Hämus und aus
Aegypten, das Olivenöl aus Attica, die Baumwolle und der Tabach
aus Makdonia, die Seide aus Arnaut und aus Anadoli, die Korin-
then aus Morea (jährlich 10 Millionen Pfund), die Feigen aus Ana-
doli, der Krapp aus Böotien, der Safran, die Galläpfel und der
Meerschaum aus Anadoli, die Sennesblätter, das Natrum, der
Salmiak und Saflor aus Aegypten, der Mastix aus Saki (Chios),
der Wein aus Cypern und andern Orten (z. B. Malvasier). Das
Angorahaar aus Anadoli, der Honig vom Hymettus (bei Athen
jährlich 360,000 Pfund), das Naphtha aus Mesopotamien, die Wolle
aus der Walachei u. s. w. sind Stapelwaaren für das Ausland.
Außerdem noch Opium, lemnische Erde, Salpeter, Marmor, beson-
ders parischer u. a. m. Der Bergbau ist ganz vernachlässigt. Uebri-
gens wird wenig im Lande verarbeitet; doch gibt es einzelne vorzüg-
liche Gewerbe, wie die Saffian-Bereitung, die Rothfärberei des
Garns (vorzüglich in Thessalien), die Baumwollen- und Teppich-
weberei, und die Stahlarbeiten (z. B. treffliche Säbelklingen) der
Osmanen und Griechen. Der Türke verachtet den Landbau und über-
läßt ihn den unterdrückten Völkern, die er plündert, wenn er Reich-
thum und Wohlstand unter ihnen wahrnimmt. Nur da, wo der
Barbar keine Macht hat, wie im Lande der Drusen auf dem Libanon,

Digitized by Google

oder wo kein Osman hinkommt, wie auf einigen Inseln des Archipels, zeigt sich eine glückliche Betriebsamkeit. In Asien gibt es Landbau bloß in der Nähe der Städte; die weiten Ebenen an den Stromufern sind mit Nomaden bedeckt, welche Räuberei treiben, wo sie können. — Der Seehandel ist größtentheils in den Händen der Europäer, wobei die Griechen, Armenier und Juden die Mäkler machen. Die wichtigsten Märkte sind in Europa: Saloniki und Istambul (Constantinopel); in Asien: Ismir (Smyrna) und Basra; in Aegypten: Skanderik (s. Alexandrien). Was unter osmanischer Flagge das mittelländische Meer befährt, sind meistens Hydrioten oder Schiffer von den Inseln des Archipels. Der Landhandel verbindet durch Karavanenzüge jene Seeplätze durch Aleppo, Damask, Mosul, Cairo u. a. O. m. mit Persien, Indien, Arabien und dem innern Afrika. Bei der Menge der reichen Erzeugnisse des Orients und bei den wenigen Bedürfnissen des Morgenländers haben die Osmanen die Bilanz des Handels für sich. Aus Griechenland z. B. beträgt die jährliche Ausfuhr 9 Millionen, die Einfuhr dagegen nur 5 Millionen Piaster. — Die 24 Millionen Bewohner dieses Reichs sind ein durch Zwang und Furcht verbundenes Gemenge der verschiedenartigsten, sich gegenseitig hassenden oder verachtenden Völker. 1) Herren des Landes sind alle Sunniten (s. Mahomet), wie die Araber, Tatarn, und Turkomanen, insbesondere aber die osmanischen Türken, ein durch seine Naturkraft starkes, und durch politisch-religiösen Fanatismus noch immer begeistertes Volk. Sie sind kaum der vierte Theil der Bevölkerung, und am zahlreichsten in den nördlichen asiatischen Provinzen. Ohne unduldsam zu seyn, verachten sie die Ungläubigen als Hunde oder Schweine, unter welchen sie die wilde Rolle der ersten Eroberer noch immer fortspielen. Der Charakter dieses Volks zeigt lauter Gegensätze. Sie sind zu gleicher Zeit, je nachdem das Aeußere auf sie einwirkt, tapfer und feig, gutmüthig und wild, stark und schwach, unternehmend und träg, Knabenschänder und gewissenhaft, sinnlich uud abgehärtet. Die Großen bei Hofe, der Armee und in den Provinzen sind stolz und kriechend, mißtrauisch und undankbar. Ueberhaupt ist der Türke eben so unwissend als gleichgültig und unempfindlich. Er denkt an keine Anstalten für die Zukunft zum Besten seiner Enkel; denn kein Volk hat mehr die Ueberzeugung, daß auf Erden alles der Veränderung unterworfen sey, als der Türke. 2) Die Turkomanen sind theils in Armenien seßhaft, theils als Nomaden in Anadoli und den Stromthälern des Innern verbreitet. Sie sprechen türkisch; so auch 3) die Tataren, die aus der Krimm in die Donauprovinzen gezogen sind. 4) Araber (s. d. Art.). 5) Kurden, ein Volk von ungewisser Abstammung, in Kjurdistan, mit persischer Sprache, theils Schiiten, theils nestorianische Christen. 6) Griechen (s. d.) und unter ihnen mehrere Stämme, wie die Mainotten (in Morea), Sulioten (im alten Epirus) und Sphagioten, welche sich durch Freiheitssinn und tapfern Widerstand gegen die Türken ausgezeichnet haben. Unter den Hydrioten versteht man die Bewohner der Insel Hydra im Archipel, bekannt als die geschicktesten Seeleute im Mittelmeere. 7) Armenier (s. d.) als Kaufleute und Handwerker fast über alle Provinzen verbreitet. 8) Copten (s. d.) in Aegypten. 9) Slaven in mehreren Stämmen, als: Albanier oder Arnauthen (s. d.); Bosniaken in Bosnien, theils Moslemin, theils katholische Christen; Servier (s. d.) oder Raizen; Bulgaren (in der Bulgarei, von der Do-

Digitized by Google

nau nördlich, vom Hämus südlich begränzt, 800,000 Menschen auf 1740 Q. Meilen), größtentheils griechische Christen, doch haben sich viele von ihnen zum Islam gewendet; Montenegriner (s. d.); 10) Drusen (s. d.) auf dem Libanon; 11) Juden; 12) Walachen; 13) Zigeuner und mehrere kleine Stämme unbekannten Ursprungs, vorzüglich in den Gebirgen Asiens. — Die Türken oder Osmanen haben keine Nationalliteratur. Ihre Hof- und Schriftsprache ist die arabische; auch sind alle ihre Kenntnisse, welche sich meistens auf die Auslegung des Korans, welche Politik und bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit in sich begreift, auf Sterndeuterei und etwas Geschichte beschränken, arabischen Ursprungs. In der Dichtkunst haben sich einige gute Köpfe ausgezeichnet, z. B. der Türke Molla Chosrew durch sein romantisches Gedicht Chosru und Schirin. Auch hat uns Joseph v. Hammer in seinem morgenländ. Kleeblatt (Wien 1819) mit türkischen Eklogen bekannt gemacht. Noch schätzt man einige historische Werke in türkischer Sprache. Allein der Styl hat orientalischen Schwulst. In Constantinopel gibt es griechische, armenische und jüdische Buchdruckereien, aber nur eine türkische; daher beschäftigen sich in allen Städten eine Menge Leute von der Feder (Kodjakians) mit Abschreiben der Kalender, des Korans u. s. w. Sie bilden in Constantinopel eine viel vermögende Innung. Die Ulema ist fast allein im Besitz der Gelehrsamkeit. Noch ist Ptolemäus ihr Führer in der Geographie, Aristoteles in Physik und Naturgeschichte. Am Hofe des Sultans ist ein Historiograph angestellt, und in Staatsgeschäften wird noch ein Hofastrologe gebraucht. Ueber die öffentlichen Lehranstalten der Türken in Constantinopel s. d. Art. Die bildenden Künste sind verachtet, weil der Koran die Abbildung menschlicher Formen untersagt. Die Musik ist lärmend und geschmacklos, doch gibt es gute Tänzerinnen (vergl. den Art. Türkische Sprache und Literatur). — Die Staatsverfassung beruht auf sieben Sammlungen politischer Gesetze (Kanunname). Sie ist orientalisch. Der Padischah vereinigt als Kalif die höchste geistliche Würde mit der höchsten weltlichen Macht. Er gebietet unumschränkt über Gut und Blut seiner Unterthanen, insbesondere der höheren Staatsbeamten, die er ohne Urtheil und Recht absetzen oder hinrichten läßt. Sie küssen die Schnur, die er ihnen zuschickt, und er ist ihr natürlicher Erbe. Der Sultan gibt Gesetze, ohne ihnen selbst unterworfen zu seyn; nur die Furcht vor der öffentlichen Meinung, wenn sie sich durch Aufruhr ausspricht, und der Koran binden seinen Willen. Alle Unterthanen sind vor ihm gleich, denn alle sind seine Sclaven. Das Volk hat keine Rechte. Nur das Verdienst, oder Gunst und Ränke erheben den Niedrigsten zu den höchsten Stellen. Es gibt keinen Erbadel. Der jetzige Sultan (auch Selim III.) zeigt jedoch mehr Umsicht und bei großer Kraft ein natürliches Rechtsgefühl. Die Thronfolge ist in der Familie Osmans erblich; oft entscheidet die Wahl der Wille des Volks und der Janitscharen. Nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen Osmans geht die Thronfolge auf die Familie des ehemaligen Tatarchans über. Die Weiber sind vom Throne ausgeschlossen. Der Padischah wird nicht gekrönt, sondern bloß mit dem Säbel Osmans umgürtet, nachdem er die Aufrechthaltung der Religion beschworen hat. Die Weiber seines Harems werden nicht als seine Gemahlinnen, sondern nur als seine Beischläferinnen (Odaliken) angesehen. Sie sind meistens geborne Tscherkassinnen oder Georgierinnen; denn eine freigeborne kann nicht als Odalike in den Harem kommen. Aus ihnen wählt der Sultan (seit Ibrahim) sieben Frauen (Kadin). Die-

Digitized by Google

jenige dieser Frauen, welche zuerst einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakessi Sultana; die übrigen Mütter von Prinzen heißen Sultana Chassecki; die Mutter des regierenden Sultan oder die Sultana Valide genießt große Vorzüge. Sie wird nicht in die Gemächer des Eski Seraj verschlossen und hat ein jährliches Einkommen von 500,000 Piastern (258,166 2/3 Thlr.). Die Prinzen werden sämmtlich in dem Kafes (Käficht) unter Verschnittenen und Odalisken erzogen. Jeder lernt eine mechanische Kunst oder ein Handwerk; mit allen einem Regenten nöthigen Kenntnissen aber bleiben sie unbekannt. Sie haben keine andre Aussicht als den Thron, oder die im Kafes zu sterben. Die Töchter des Sultans heißen Sultana, und werden nach dem Herkommen schon in der Wiege an Vessire, Paschas oder andre Große vermählt; aber ihre männlichen Nachkommen sind nach einem Reichsgrundgesetze gleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Der Hofstaat zählt mit allen Verschnittenen, Weibern, Garden u. s. w. an 10,000 Personen. Der äußere Hofstaat besteht aus dem Oberhofmeisterstabe, sieben Kammern, den Hofämtern, der 3000 Mann starken Leibwache (Bostangi), (diese besteht aus den Thor- und Gartenwächtern, den Holzhauern, Boten, Fourieren des Serai, u. s. w.) den Vertrauten, oder Titular-Würdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünstler, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Vessire der Achsel gehören. Der innere Hofstaat besteht aus dem Harem mit seinen Weibern, weißen und schwarzen Verschnittenen, deren Aufseher, der Kislar- und Kapi Aga, als die vornehmsten Vertrauten des Sultans vielen Einfluß haben; dann aus dem Großvessir und der sogenannten hohen oder glänzenden Pforte, welche die beiden Cabinete des Kiaga Beg oder Minister des Innern, und des Reis Effendi oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bilden. Der Titel des Padischah ist: „Wir Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II., Chan, Sohn des siegreichen Sultan Abd-ül Hhamid, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Wesens, und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Mustapha, des vornehmsten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angesicht wendet, wenn sie betet, Padischah der drei großen Städte Istambol, Edreneh und Burssa, welche alle Fürsten mit Neide ansehen" u. s. w. Das Reichswappen, welches Mahomet II. nach der Eroberung Constantinopels annahm, ist ein grünes Schild mit einem wachsenden silbernen Monde. Für verdiente Europäer stiftete Selim III. 1799, bei Gelegenheit des von Nelson bei Abukir erfochtenen Sieges, den Orden des halben Mondes mit drei Classen. Nelson, Sebastiani und andere Ausländer haben ihn erhalten. — Die Staatsverwaltung ist ebenfalls ganz orientalisch. Im Namen des Sultans regiert der Großvessir oder in seiner Abwesenheit der Kaimacan; doch haben auch die Umtriebe im Serai unter den Weibern und Verschnittenen vielen Einfluß. Der höchste Staatsrath, Divan, wird, unter dem Vorsitze des Großvessirs, im zweiten Hofe des Serai gehalten. Den ordentlichen bilden die höchsten Reichsbeamten (der Kiaga Beg, der Reis Effendi, der Defterdar oder Finanzminister, der Kapudan Pascha oder Großadmiral, und der Tschausch Baschi oder Minister der innern ausübenden Gewalt) und die Agas der Truppen; zu dem außerordentlichen Divan werden auch andere Personen, vorzüglich der Mufti, berufen. — Die Provinzen sind, mit Ausnahme der Moldau und Wala-

Digitized by Google

chei und der beiden Hauptstädte Istambol und Edreneh (Adrianopel), in 25 Ejalets, Paschaliks oder Statthalterschaften mit 290 Sandschaken oder Fahnen, eingetheilt, unter welchen die Statthalter von Rumili, Anadoli und Damas den Titel Beglerbeg führen und drei Roßschweife vor sich her tragen lassen, welches Recht auch der Kapudan Pascha besitzt, die übrigen Paschas führen deren nur zwei. Die Paschas in den Provinzen haben ihren Divan, der wie der Reichsdivan besetzt ist. Uebrigens ist ihre Gewalt, in wiefern die mächtige Ulema ihr nicht einen Damm entgegensetzt, unumschränkt, und ihre einzige Verpflichtung besteht darin, daß sie die Abgaben an den Großherrn entrichten. Doch werden sie bisweilen von ihrem Posten entfernt, wenn das durch unerschwingliche Lasten gereizte Volk sich empört, oder wenn die Ulema sich gegen sie erhebt; oft auch wohl nur, um ihren Trotz zu bestrafen, aus Argwohn, und um ihr Vermögen einzuziehn. In militärischer Hinsicht wird jeder Paschalik in Sandschacks abgetheilt. Bei Ausbruche eines Krieges müssen die im Sandschack wohnenden Jenjitscheri, Spahi, Timariots und Zaimiten sich bei dem Sandschack-Beg einfinden, der die Befehle des Pascha erwartet. Noch gibt es im ganzen Reiche gewisse Lehngüter der Pforte, Kilidsch, Zaim und Timars genannt, deren Besitzer verbunden sind, außer dem persönlichen Dienste, eine gewisse Anzahl Reiter und Fußvolk ins Feld zu stellen. Der Zaims zählt man in Europa 914, in Asien 1479; der Timars in Europa 8356, in Asien 28,276. Die Paschaliks werden ferner in Musselimliks, Woiwodeliks und Agaliks abgetheilt. In einigen Gegenden, z. B. in Griechenland, sind einzelne Musselimliks und Agaliks von den Paschas völlig unabhängig, so daß die Befehlshaber dieser Bezirke, mit Ausnahme der Justiz, jedes Regierungsrecht ausüben dürfen; auch sind verschiedene dieser Stellen gewissen Familien auf ewige Zeiten überlassen. — Die Quelle aller Staats- Civil- und Criminalgesetze ist der Koran; außer dem Gesetzbuche (Multeka) gelten in den Gerichtshöfen die vielen Auslegungen der Ulema (d. i. die mächtige Körperschaft der Gesetzverständigen, die zugleich zum geistlichen Stande gehören). Der Mufti ist nicht allein oberster Priester, sondern auch der höchste Ausleger der Gesetze. Seine Entscheidungen (Fetfah's) werden gesammelt. Das höchste Gericht, Divan Chaneh, wird vom Großvessir viermal wöchentlich in seinem Palaste, oder in dessen Abwesenheit vom Tschausch Baschi gehalten. Die niedern Gerichte verwaltet in den größern Städten der Molla, in kleinern der Kadi. Unter ihnen stehn die Musselims als Vollstrecker der Urtheile. Die Rechtspflege ist eben so einfach als schnell und streng. Gewöhnliche Strafen sind die Bastonade, Henken, Ersäufen, Erdrosseln, Spießen. Der Zeugenkauf ist das größte Gebrechen. An der Spitze des Kirchenstaats steht der Sultan als Kalif, und in dessen Namen der Mufti, welcher vom Großherrn ein- und abgesetzt wird. In größern Städten ernennt der Mufti Untermuftis. Nach ihm sind die Kadileskiers, Mollas und Kadis die wichtigsten Glieder der Ulema. Die Priesterschaft theilt sich in Welt- und Klostergeistliche. Jene (die Imams, Danischmende und Talismane) verrichten den Gottesdienst in den Moscheen, Dschamis (vom Großherrn in den Hauptstädten erbaute Tempel) und Metschets. Diese, die Derwische, bilden dreißig verschiedene Orden oder Brüderschaften. Alle andre Religionsparteien, z. B. Katholiken, Griechen, Armenier, Nestorianer, Monophysiten u. s. w. haben, obgleich verachtet und bedrückt, freie Ausübung ihrer

Digitized by Google

Religion in ihren Tempeln, und stehn unter Patriarchen, Erz- und Bischöfen. — Die Staatseinkünfte fließen in den Miri oder Staatsschatz, und betragen nach Campenhausen gegen 84 Beutel, oder 42 Millionen Gulden nach Eton: 40 1/2 Millionen Gulden, die durch Grund-, Kopf- nnd Vermögensteuern, Zölle, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Hospodare der Moldau und Walachei aufgebracht werdeh. Der Miri hatte 1807 gegen 107 Millionen Gulden Schulden. Von ihm ist verschieden der Schatz des Sultans, Itsch Hazne, in welchen die Pachtgelder der Domänen, die Geschenke und Erpressungen, so wie die Reichthümer der entsetzten Staatsbeamten fließen. — Die Landmacht ist auf asiatischen Fuß in schlechter Verfassung. Sie besteht nach Marsigli aus 220,000 Mann, wovon die Kapikulys oder besoldeten Truppen 74,000 Mann ausmachen, und zwar das Fußvolk (Janjitscheris, von denen 12,500 Garnisondienste thun [s. d. Art. Janitscharen], ferner Atschemoglans, Topschis oder Artilleristen, Schebeschis und Sakkas), zusammen 59,000 Mann, und die Reiterei (Spahis und Tschaus) 15,000 M. Dazu kommen in Kriegszeiten die Serradkulis oder Lehnmiliz, 126,000 Mann, die Contingente der Tartaren 12,000 Mann, die der Moldau und Walachei 8000 Mann. Oberster Feldherr ist der Großwessir; die einzelnen Corps befehligen die Agas; die Provinzialtruppen die Paschas und Sandschaks. Der jetzige Sultan hat seit 1814, mit mehr Erfolg als Selim III., ein europäisch geübtes Kriegsheer nach und nach zu bilden angefangen. Für die Officiere der Seemacht, welche 1806 aus 20 Linienschiffen, 15 Fregatten und 32 kleineren Kriegsschiffen mit 2156 Kanonen und 4000 Matrosen (Levanti) bestand, und die der Kapudah Pascha befehligt, hatte Selim III. eine mathematische Schule errichtet. — Da geborene Türken noch jetzt in den militärischen Republiken Tripoli, Tunis und Algier (s. d. Art. Barbaresken) die Herren spielen, so stehn auch diese Staaten unter der Hoheit des Großsultan. Dieser hat wenigstens durch besondre Firmans ihnen alle Kaperei gegen Schiffe unter russischer, österreichischer und preußischer Flagge mit Erfolg verboten. — Vergl. v. Hammer: Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung (aus Quellen), 2 Theile, Wien 1815. Marsigli hat die militärische Verfassung und Muradgea d'Ohsson die kirchliche, beide aus Quellen, dargestellt. Auch sind von Tott's, der Lady Montague, Olivier's und Thornton's Schriften über das türkische Reich mit neuern Reisenden (von Hammer, von Stürmer, Melling, Forbin, Choiseul Gouffier u. A. m.) zu verbinden, um ein treues Bild von Völkern und Ländern zu bekommen, die aus Trümmern ein Musiv-Gemälde der Weltgeschichte darstellen. K.

Osnabrück, ein ehemaliges Bisthum im westphälischen Kreise, jetzt eine zum Königreich Hannover gehörige Provinz zwischen Oldenburg, Diepholz, den preußischen Regierungsbezirken Minden und Münster, dem hannöverischen Antheil an Münster oder der Provinz Meppen und zwischen der Provinz Lingen. Die Hase und Hunte sind die vornehmsten Flüsse. Die Größe beträgt (nachdem das Amt Reckeberg an Preußen abgetreten worden ist) 43 1/2 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner 126,000. Die Leibeigenschaft herrscht zwar hier noch, ist aber sehr gemildert. Der Boden ist meistens eben, nur durch den südlichen Theil zieht sich eine geringe Hügelreihe. Einige Gegenden sind sehr fruchtbar, in den meisten aber ist Geestland; auch gibt es noch viele Heide- und Moorstriche. Das Land

trägt Rocken, Hafer, Buchweizen, jedoch nicht hinreichend für das Bedürfniß der Einwohner; ferner etwas Gerste und Weizen; Hanf und vielen Flachs, der aber nur von mittelmäßiger Güte ist. Die Viehzucht, besonders die Schweine- und Gänsezucht ist wichtig. Bekannt sind die westphälischen Schinken. Der Bergbau geht bloß auf Salz und Steinkohlen; auch gibt es viel Torf. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Wolle, Vieh, Garn und Leinwand, Löwentlinnen genannt. Dieses Löwentlinnen, oder grobe Leinwand, welches über England, Holland, Spanien und Portugal nach Afrika, Ost- und Westindien geführt wird, verfertigen die Einwohner nach vollendeter Feld- und Hausarbeit gleichsam zum Zeitvertreibe. Man schätzt die Summe, welche durch diese Leinwand und durch das Garn in das Land kommt, jährlich auf fast eine Million Thaler. Nächstdem gehen jährlich an 6000 Beiwohner oder sogenannte Heierlinge, (d. h. solche Leibeigne, welche die Nebenhäuser der Bauern miethweise inne haben), in die vereinigten niederländischen Provinzen, und verdienen sich im Sommer Geld mit Torfstechen, Grabenauswerfen, Mähen und andrer Feld- und Gartenarbeit. Der geringste von diesen bringt 20, der beste Arbeiter wohl 70 Gulden zurück, so daß durch sie wenigstens 200,000 Gulden baares Geld jährlich eingebracht wird. Die Hauptstadt heißt gleichfalls Osnabrück, und liegt in einem Thale, am linken Ufer der Hase. Sie ist nach alter Art befestigt, und hat ein Schloß, eine Domkirche, fünf andere Kirchen, 1300 Häuser und 9300 Einwohner, welche einen starken Leinwandhandel treiben. Bemerkenswerth ist das ansehnliche Rathhaus, auf welchem 1648 der Osnabrücker Frieden geschlossen wurde.

Ossa, ein hohes Gebirge Thessaliens, das durch den Peneus und das Thal Tempe vom Olymp getrennt war und im höchsten Alterthume von den Centauren bewohnt wurde.

Ossian, oder Oisian, der berühmteste aller Barden, der ums J. 300 nach Chr. Geb. gelebt haben soll. Man nennt ihn Sohn des Fürsten von Morven, Fingal (s. d. Art.), welcher entweder ein caledonischer (hochschottischer) Held war, oder nach Andern ein irländischer, dessen Heldenthaten aber, als Vertheidiger einer irischen Colonie gegen die Römer, dem schottischen Boden angehören. (S. Waller in seinen Historical memoirs of the Irish bards.) Ossian war Held und Dichter zugleich, und soll mit vielen berühmten Sängern des Alterthums das Schicksal der Blindheit getheilt, und durch Gesang seinen Schmerz über den Verlust seiner Lieben, z. B. seines gefallenen Sohnes Oscar, gemildert haben. Sein Name ist unter den Bergschotten und Hebridiern noch in sehr ehrenvollem Andenken. Aber auch unter uns ist er seit einem halben Jahrhunderte viel gefeiert worden, seit man in den von Macpherson herausgegebenen Ossianischen Liedern die traurig-süßen Nachklänge seiner Harfe zu vernehmen glaubt. Zwar erwähnt Ossians Namen, nach Smiths Versicherung, schon im 12ten Jahrhundert Giraldus Cambrensis, und man wußte aus Buchanan, daß die Galen in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz ausmachten; aber in ihrer unverstandenen Sprache blieben sie andern Völkern ein vergrabener Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einsamen Gegenden wie auf einer Geisterinsel tönte. Erst mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe jene Stimme vergangener Zeiten in Europa weiter ertönte und mit Freuden überall vernommen

Digitized by Google

ward. Und diesen Genuß verdanken wir Macpherson. Dieser war nämlich seit 1751 auf die altschottischen Balladen und andre Gesänge aufmerksam gewesen, und gab, besonders durch den berühmten Home (Lord Kaimes) veranlaßt, 1760 ein Bändchen solcher Gesänge heraus, unter dem Titel: Remains of ancient poetry, collected in the Highland of Scotland. Darauf ließen Home und Robertson ihn zu den Bergschotten reisen, um zu sammeln. Diesem zufolge gab er 1762 das größre Gedicht Fingal nebst 16 kleinern, und 1763 Temora nebst 5 kleinern heraus. Im J. 1764 erschienen die ganzen Gedichte, die er auf diese Art herausgeben wollte, in zwei Quartbänden, und 1773 in zwei Octavbänden, worauf sie öfters wiederholt worden sind. Alle erklärte er für Uebersetzungen aus den galischen Liedern des alten Barden Ossian, welche theils aus dem Munde des Volks aufgenommen, theils aufgeschrieben gefunden worden seyen. Ihre Ueberschriften haben sie von Helden, deren Thaten, Liebe und Schicksale, oder von Orten, deren Begebenheiten sie besingen. So groß auch der Beifall war, den diese Gedichte an sich selbst fanden, so ward doch gleich vom Anfange an gegen ihre Echtheit gestritten, und theils behauptet, daß diese Poesien Macphersons eigne Erfindungen seyen, denen er nur Ossians Namen leihe; theils, daß sie wenigstens nicht von jenem alten Barden herrühren, wenn sie auch aus alten schottischen Volksliedern gebildet seyen. Die ersten Gegner waren Recensenten 1762, dann der berühmte Johnson 1775, und Shaw 1761, dann Waller, Malcolm Laing (im 2ten Theil s. Gesch. von Schottl. und in einer eignen Schrift) u. A. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung gegen ihre Echtheit (ält. Gesch. der Deutschen, S. 392 ff.). Auf der andern Seite erhoben sich Viele, die Macpherson vertheidigten, besonders Hugo Blair, dann Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Aber alle diese konnten nur beweisen, daß Macphersons Arbeit nicht etwas von ihm selbst Verfertigtes und Untergeschobenes sey, daß man Originale zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter den Bergschotten finde, und daß man solche dem Ossian beilege; nimmermehr aber, daß sie in der That von jenem Ossian herrühren, der ums J. 300 gelebt haben soll. Die Hauptgründe der Bestreiter ihrer Echtheit: 1. daß in jenen Zeiten Gedichte von solcher Zartheit in den Nebelgefilden West-Schottlands, und bei dem damaligen Zustande des Volks nicht gedacht werden könnten (vergl. die Abhandlung über Ossian in Vaters zweitem Theile von Adelungs Mithridat, welche schon im deutschen Mercur gestanden hatte), 2. daß solche unmöglich 14 Jahrhunderte mündlich hätten fortgepflanzt werden können, und 3. wenn auch dieses möglich wäre, nicht mehr so verständlich seyn würden, können nicht wohl aufgewogen werden durch die Bemerkungen, wodurch man ihre Echtheit vertheidigt, daß diese Gesänge einen jüngern Ursprung nicht verriethen (z. B. nichts vom Christenthume), vielmehr in die ganz alte Zeit, so wie in die natürliche Beschaffenheit der Hochländer passen; daß sie von ganz andrer Art sind, als die jüngern irländischen und englischen Balladen; daß Macpherson unmöglich in so kurzer Zeit so viel Gesänge habe hervorbringen können, noch viel weniger (da er zu wenig galisch gekonnt) sich galische Originale (wie er zum Theil herausgegeben, z. B. den 7ten Gesang von Temora, 1763) machen; daß er bei so schönen Gedichten gewiß den Ruhm nicht einem Andern zugewendet und sein eignes Verdienst verleugnet haben würde, wäre er selbst der Verfasser; und daß ihre

lange Erhaltung bei der Vorliebe der Hochschotten für ihre alte Heldenzeit durch das Institut der Bardenschulen möglich gewesen sey. Schon 1797 setzte die edinburger Alterthumsgesellschaft eine Commission zur genauern Untersuchung dieses Gegenstandes nieder. Es ergab sich (wie wir aus Henry Mackenzie's Report of the Committee of the Highland. Edinburgh 1805. ersehn), daß in Irland Sagen von jenen Helden mündlich fortgepflanzt würden, auch fanden sich mehrere Handschriften mit alten Balladen. Solche Sagen und Balladen, die von Barden, wie sie erst seit 1746 aufhörten, als nach der Schlacht bei Culloden die hochländische Verfassung aufgehoben ward, und die Schotten ihre Sitten zu ändern anfingen, nach alten Sagen und im Geiste der alten Zeit gesungen wurden, hielt man nun für die Basis, auf welche Macpherson seine Ossianischen Poesien gebaut habe. Macpherson hat sie frei übersetzt, willkührlich verbunden, ergänzt, veredelt, verfeinert, verschönert, auch entstellt. Daß die längern Heldengedichte: Fingal und Temora, in dieser Gestalt vom alten Ossian herrühren sollten, daran ist noch weniger zu denken. Eine epische Einkleidung ist den Originalen ganz fremd. Sie sind von Macpherson aus kleinen poetischen Erzählungen zusammengesetzt worden, die man auch wieder einzeln lesen muß, wo sie dann treffliche Rundung, überschaubare Kürze und Vollendung haben. Die Haupthandlung im ganzen Balladenkreise ist Fingals Rettung Erins oder Irlands von dem Angriffe des stolzen Königs Swaran von Lochlin (wahrscheinlich Norwegen). Hierdurch macht es Friedrich Schlegel (deutsches Museum I., 16 u. ff.) sehr wahrscheinlich, daß die Ossianischen Gedichte in das Zeitalter der Normannen fallen. „Ossian, sagt er, ist wie der traurige Nachhall eines erlöschenden Volks, so auch der letzte, schwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre." — Mag man nun immer an Macpherson tadeln, daß er wahrscheinlich aus Verblendung und mißverstandnem Patriotismus die Ossianischen Gedichte in die Zeit der Römer hinaufschob, und daß er die zum Grunde liegenden alten galischen Gesänge bisweilen schlecht übersetzt und entstellt habe (wie Sinclair und Ahlwardt gezeigt), so gebührt ihm immer großer Dank, theils wegen des Hervorziehens und der Verbreitung jener altschottischen Volksgesänge (die vielleicht bald nach und nach verloren gegangen wären, da die Schotten ihre alten Gewohnheiten immer mehr verlassen), theils wegen seines eignen poetischen Verdienstes bei der Einkleidung derselben. Die von Macpherson herausgegebenen Gesänge wurden mit Enthusiasmus aufgenommen, und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, in die französische von Le Tourneur, Paris 1777, von Lombard, Berlin 1789, von Jangurs, Paris 1801; in die spanische von Ortin, Valladolid 1788; in die italienische von Cesarotti, Padua 1773 u. 74; in die holländische von Bilderdyk, 1806, und in die polnische von Krasicky; am öftersten von den Deutschen, die auch oft das Englische abdruckten. Schon 1764 erschienen zu Hamburg Uebersetzungen; 1768 von Denis (in unpassenden Hexametern), von Harold 1775 (Prosa), von Petersen 1782, von Rhode, Berlin 1800, 3 Bändchen 8. (rhythmisch, treu und elegant); von Schubart; vom Grafen F. L. zu Stolberg, (kräftig und besonnen) Hamburg 1806, 3 Bände, gr. 8.; von F. W. Jung, 3 Bände, Frankfurt 1808 8. (weicher und aufgelöster) und vieles einzeln, z. B. von Neumann, herausgegeben von Gurlitt, Hamburg 1803 ff., und besonders die so schönen Lieder von Selma,
Digitized by Google

in Göthe's Werther; in der Iris, im deutschen Museum u. s. w. Im J. 1807 gab endlich die hochländische schottische Gesellschaft die galischen Originale von 11 Ossianischen Gedichten in 3 Bänden heraus, nebst einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung von Macfarlan, (auch hat man eine neue englische Uebersetzung von Roß). Diese galischen Originale sogenannter Ossianischer Gedichte (zu deren Verständniß man die Wörterbücher von O'Brien und Shaw, und die galische Sprachlehre von Stewart hat), übersetzte im Metrum des Originals (in dactylischen, katalectischen Trimetern) **Ahlwardt** in Oldenburg, Leipzig 1811, in dessen Uebersetzung sich aber jene Poesieen weniger gefällig ausnehmen, als in der freiern Form Macphersons, der auch aus den härtern Namen lieblichere bildete, z. B. Minona und Malvina. (Vergl. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 72, 1812). Wir fügen hier einige bedeutende Worte **Herders** über die Ossianischen Gedichte nach Macphersons Bearbeitung bei (vergl. Schillers Horen, 1795 St. X., in seiner Adrastea, St. X. und in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst). „Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als rein lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, sich dem Drama nähern." Indem er ihn mit Homer zusammenstellt, sagt er: „Homer dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv. Bei Homer treten alle Gestalten frei und lebhaft hervor; Ossian hat Nebelgestalten. Er wählt seine Helden nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Im Homer sieht man die Handlung, im Ossian ahnt man sie an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl. Homer sang die erste Kriegsunternehmung Griechenlands, Ossian ist dagegen Stimme voriger Zeiten, er verkündet den Ausgang des Heldenstammes." — **Der Inhalt der Ossianischen Poesien**, theils historisch, theils lyrisch, ist: Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, Preis vergangner besserer Tage, helldunkle Gemälde der hochländischen Natur. Klagen über erlittene Leiden, Schicksale Liebender, wehmuthsvolle Klagen lieblicher Jungfrauen am Grabhügel ihrer geliebten gefallenen Heldenjünglinge, Heldenfeste, u. s. w. Die **Form** ist ganz **originell**, eine eigne immer kurz abgebrochene, und darum bisweilen mißfallende Sprache (im Originale metrisch, bei Macpherson unmetrisch, doch rhythmisch), voll concreter Ausdrücke. Glückliche Darstellung der Leidenschaften, treffliche, rührende Schilderungen, malerischer Ausdruck, kühne, aber liebliche Bilder oder Gleichnisse, tiefe, rührende Empfindung, lieblicher Ausdruck sanfter Wehmuth, und Einfachheit (man findet z. B. keine Einmischung höherer Wesen; nur daß die Geister der Todten wie Nebelgestalten bisweilen die Handelnden umschweben), geben diesen Gesängen **eignen Reiz**. Auf der andern Seite wirft man ihnen den Mangel bestimmt geschilderter und verschiedener Charaktere der handelnden Personen, die zu öftere Wiederkehr der nämlichen Gleichnisse (viele bot freilich die arme, nur an Rohr, Felsen, Haiden, Seen, Nebeln und Winden reiche Natur in jenem Lande nicht dar), und zu große Empfindseligkeit, zumal im Munde der Helden vor. Dennoch werden diese schottischen Poesien, so wie die von Smith in seiner Sean Dana (engl. 1780, galisch 1787, deutsch von C. F. Weiße,

Digitized by Google

Leipzig 1781, 2 Bände 8.), von Miß Brookes, 1789, von Arthur Young, deutsch 1792, und von Stewart herausgegebenen, aber andern Barden zugeschriebenen, Lieder jenes gesangliebenden Volks immer sehr interessant bleiben, und manchen zarten, besonders weiblichen Gemüthern, einen hohen Genuß verschaffen. Der Künstler Ruhl hat zu den Ossianischen Gedichten Kupferstiche geliefert, Penig, 1805.
F.

Ost, Osten, soviel als Orient. Ost zum Süden heiß bei den Seefahrern der Compaßstrich, welcher 11 1/4 Grad vom Ostpunkte nach Süden liegt; Ost zum Norden diejenige Gegend, welche 11 1/4 Grad vom Ostpunkte nach Norden liegt.

Ostade (Hadrian van), ein berühmter Maler und Kupferstecher, der zum Unterschiede von seinem minder ausgezeichneten Bruder Isaac gewöhnlich der gute Ostade genannt wird. Ländliche Tanzplätze, Bauernhöfe und Ställe, so wie das Innere von Bauernhütten und Schenken, sind die Orte, wohin Ostade seine Personen versetzt hat, die größtentheils derbe Bauerkerle, betrunkne Tabaksraucher oder mit ihren ländlichen Arbeiten beschäftigte Bäuerinnen sind. Wenn Teniers die Natur zuweilen verschönerte, so stellte sie Ostade nur immer so dar, wie er sie sah, ja schien zuweilen sie noch zu verhäßlichen. Aber, wie Teniers, weiß er in seine kleinen Bilder Geist und Wahrheit zu legen. Sein Pinsel ist voll Feinheit, sein Colorit warm und mannichfach, und seine Zeichnung ist der Gattung, in der er arbeitete, angemessen. Obgleich Ostade in Deutschland (und zwar in Lübeck 1610) geboren war, so wird er doch zur niederländischen Schule gerechnet, indem er sein Talent in Flandern bildete. Er hatte Franz Halß zum Lehrer, und empfing einigen Unterricht von Rembrandt. Bei dem Erstern machte er die Bekanntschaft des ebenfalls berühmten aber unglücklichen Brauwers, der sein treuer Freund und Rathgeber ward. Ostade schlug zuerst seine Werkstätte in Harlem auf, und blieb hier bis zu dem Zeitraume, wo die Heere Ludwigs XIV. die Niederlande bedrohten. Den Schrecken des Kriegs auszuweichen, verließ er den Ort, wo sein Ruhm und sein Glück begonnen hatten. Er wollte mit seiner Familie nach Lübeck zurückgehn, traf aber bei seiner Durchreise durch Amsterdam mit einem reichen Privatmanne zusammen, der seine Besorgnisse zu zerstreuen und ihn in dieser Hauptstadt zurückzuhalten wußte. Er erwarb sich hier neuen Ruhm, brachte durch anhaltenden Fleiß ein ansehnliches Vermögen zusammen, und starb 1685. Er war mit einer Frau verheirathet, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gab, und ihn im Kreise seiner Familie ein hohes Glück finden ließ. Das pariser Museum besitzt ein herrliches Gemälde, worin der Künstler sich selbst neben seiner Frau, die er bei der Hand hält, und von acht Kindern umringt, gemalt hat.

Ostende, eine befestigte Stadt in der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Westflandern, mit 10,500 Einwohnern und einem Hafen an der Nordsee, welcher klein und seicht ist, so daß größere Schiffe nur mit Hülfe der Fluth einlaufen können. Die Festigkeit der Stadt wird auch dadurch befördert, daß sie unter Wasser gesetzt werden kann. Sie ist gut gebaut, und hat ein ansehnliches Rathhaus und eine Börse. Sie ist merkwürdig wegen der Belagerung, die von 1601 bis 1604 dauerte, und damit endigte, daß die holländische Besatzung sich an den spanischen General Ambrosius Spinola ergeben mußte. Im J. 1723 legte Kaiser Carl VI. hier eine Handlungsgesellschaft an, welche jedoch die Eifersucht der Holländer

Digitized by Google

und Engländer erregte, und daher kraft des wiener Tractats 1731 wieder aufgehoben werden mußte. Im J. 1745 zwang der französische Marschall von Löwendahl die Stadt binnen zehn Tagen nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe. Im Aachner Frieden 1748 erfolgte die Rückgabe. Im J. 1757 vertraute Maria Theresia die Bewahrung des Platzes einer französischen Besatzung an. Joseph II. erklärte den Hafen von Ostende 1781 für einen Freihafen, wodurch die Handelsthätigkeit und die Anzahl der Fremden sehr vermehrt wurden. Der Krieg zwischen Frankreich, Holland und England trug überhaupt damals viel zur Aufnahme des Orts bei. Noch lebhafter wurde das Gewerbe der Stadt in den ersten Jahren des französischen Revolutionskrieges; als aber die Franzosen sich in den Niederlanden behaupteten, blockirten die Engländer den Hafen, und der Handel mußte seitdem immer mehr sinken. Doch fängt er jetzt an sich wieder zu heben. Ihn begünstigen die Canäle, wodurch Ostende mit Gent, Brügge und Nieuport in Verbindung gesetzt wird.

Osteolith (Knochenversteinerung) heißen diejenigen fossilen Knochen von mancherlei Landthieren, die theils calcinirt, theils wirklich versteinert gefunden werden.

Osteologie, die Knochenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d. Art.)

Ostera, Ostura, Ostra, s. **Ostern**.

Ostercyclus s. **Calender**.

Ostermann (Heinrich Johann Friedrich, Graf). Dieser in der russischen Geschichte merkwürdige Mann war der Sohn eines lutherischen Geistlichen in Bockum, einer Stadt in der Grafschaft Mark. Nachdem er in Jena studirt hatte, trat er 1704 in die Dienste des russischen Viceadmirals Cruys, eines gebornen Holländers, der ihn dem Monarchen als einen sehr geschickten Mann empfahl. Von diesem Augenblicke an leistete er dem russischen Hofe die nützlichsten Dienste. Alle Regenten Rußlands, denen er diente, setzten das vollkommenste Vertrauen in ihn, und ließen sich angelegen seyn, ihn zu belohnen. Bekanntlich zog Ostermann, in Gemeinschaft mit Catharinen und Schaphirow den Kaiser am Pruth aus der gefährlichsten Lage. Seit der Zeit war Peters Vertrauen zu ihm unbegränzt. Mit nicht minderer Geschicklichkeit unterhandelte er im J. 1721 den nystädter Frieden. Peter selbst gab ihm das Zeugniß, daß er nie einen Fehltritt in Erfüllung seiner Pflichten gethan, ernannte ihn zum Geheimenrath, und erhob ihn in den Freiherrnstand. Unter der Regierung der Kaiserin Catharina I. wurde Ostermann Reichsvicekanzler und wirklicher Geheimerath. Auf ihrem Sterbebette ernannte sie ihn zum Oberhofmeister ihres Nachfolgers, Peters II., und zum Mitgliede des Conseils, das während der Minderjährigkeit des Prinzen die Regierung führen sollte. Ostermann leitete die Erziehung des jungen Kaisers nach bester Einsicht, und schrieb für ihn die bekannte vortreffliche Einrichtung der Studien. Er erhielt dafür von seinem Zöglinge, der noch fast als Kind starb, im J. 1730 die Grafenwürde. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Cabinetsminister. Da aber seinem hellen Blicke die Verwirrung und der Parteigeist, welche am Hofe immer mehr zunahmen, keineswegs verborgen blieben, so suchte er sich durch Zurückgezogenheit, die er mit Kränklichkeit entschuldigte, vor dem drohenden Ungewitter zu sichern, und erschien nur, wenn in wichtigen Fällen die Monarchin ausdrücklich seinen Rath hören wollte. Nach dem Tode der Kaiserin, 1740, wollte

Digitized by Google

er ganz von dem Schauplatze abtreten, aber der damalige Regent, der Herzog von Curland, hinderte ihn daran. Die Regentin Anna, des Kaisers Mutter, ernannte ihn zum Großadmiral, und wiewohl er, als ein eifriger Freund Preußens, viele mächtige Große und unter diesen selbst den Gemahl der Regentin, den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, welche sämmtlich der österreichischen Partei anhingen, zu Gegnern hatte, so entsprangen für ihn doch keine nachtheiligen Folgen daraus, da er sich, um der Regierung mehr Festigkeit zu geben, bewegen ließ, denjenigen beizutreten, welche die Großfürstin und Regentin Anna selbst auf den russischen Thron zu setzen, und den bisherigen Kaiser, ein Kind von einigen Monaten, zu ihrem Thronfolger zu erklären, im Sinne hatten. Die Ausführung dieses Plans wurde durch die Empörung der Elisabeth am Ende des Jahrs 1741 übereilt. Diese schwache Fürstin ließ sich von ihren Ministern und Höflingen überreden, den Grafen Ostermann und mehrere Andere als Verbrecher verhaften und von einer Commission zum Tode verurtheilen zu lassen. Schon hatte Ostermann das Schaffot bestiegen und der Henker das Beil erhoben, als ihm angekündigt wurde, daß die Kaiserin seine Strafe in Verbannung verwandle. Sein Verbannungsort war Beresow, wo Menzikoff gestorben war. Seine Gemahlin, eine geborne Stresnew, so wie seine Dienerschaft, folgten ihm dahin. Seine Tochter und seine zwei Söhne blieben zurück. Er lebte noch fünf Jahre, schwächlich und mühsam, und starb den 25sten Mai 1747. — Ostermann hatte einen weitumfassenden, aufgeklärten Verstand, besaß eine nie trügende Beurtheilungskraft und Menschenkunde, und zeigte in allem seinen Thun die feinste Delicatesse. Seine Zwecke verfolgte er trotz aller Hindernisse. Er war untadelhaft in seinem Lebenswandel, geschäftig, unbestechlich und treu, in den Wissenschaften nicht unerfahren, besonders mit seltenen Sprachtalenten ausgerüstet, ein Beschützer des Verdienstes und der Gelehrsamkeit, und als Staatsmann unübertroffen in der Kenntniß der europäischen Höfe und ihrer Verhältnisse unter einander. Dabei aber war er mißtrauisch, und auf jedes Talent, das ihm den Rang streitig machen zu können schien, eifersüchtig. Seine Leidenschaften wußte er eben sowohl zu beherrschen als seine Meinung in schwierigen Fällen geschickt zurückzuhalten. Ostermanns Söhne, welche beide kinderlos waren, adoptirten ihrer Schwester Söhne, die seitdem Tolstoy-Ostermann (ihr Vater war der General Tolstoy) heißen, und sich in Hof-, Civil- und Militärdiensten rühmlich auszeichnen. Besonders ist der Name Ostermann durch die Schlacht gegen Vandamme bei Culm (30sten August 1813) von neuem berühmt geworden.

Ostern, das Fest der Auferstehung Jesu, hat am wahrscheinlichsten seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpunkte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchen das christliche Osterfest fällt. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die Adelungsche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte oster, osten abzuleiten sey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Vorfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war. Mit dem Cultus, der ihr vor Einführung des Christenthums gewidmet wurde, hängen die Namen der Osterwälder, Osterberge und die abergläubischen Gebräuche des Osterfeuers, der Ostereier ꝛc. zusammen. Der seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts mit vieler Heftigkeit zwischen den

Digitized by Google

orientalischen und occidentalischen Christen geführte und mehreremale erneuerte Osterstreit, worin jene nicht aufhören wollten, dieses Fest mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art. Pascha) und diese darauf drangen, es ohne Paschamal, und nur von einem Sonntage (als dem Auferstehungstage Jesu) an, zu begehen, wurde auf der Kirchenversammlung zu Nicäa nach der Meinung der letztern entschieden. Ueber die Art, wie die Zeit dieses Festes für jedes Jahr bestimmt wird, s. d. Art. Calender. E.

Oesterreich, Haus Oesterreich (Habsburg und Lothringen). Das Kaiserthum Oesterreich ist ein europäischer monarchischer Bundesstaat germanischer, slavischer, magyarischer und italienischer Völker. Der Mittelpunkt dieser Monarchie ist das Land unter der Ens. Hier entstand aus einer Grenz-Landwehr des südöstlichen Deutschlands gegen asiatische Hordenschwärme, im Zeitalter Karls des Großen, um das J. 800, das Markgrafthum Oesterreich. In der Folge wurde dasselbe, mit dem Lande ob der Ens vereinigt, (im J. 1156) ein Herzogthum. Doch begann die Ausbildung desselben zu einem mächtigen Staate erst mit dem J. 1282, in welchem das Haus Habsburg Oesterreich erhielt. Diese Dynastie verband damit nicht nur mehrere Länder (den nachmaligen österreichischen Kreis), sondern auch die römisch-deutsche Wahlkrone im J. 1438, worauf Oesterreich 1453 zu einem Erzherzogthume erhoben ward. Durch den Erwerb von Böhmen und Ungarn (mittelst freier Wahl) im J. 1526 stieg es zu dem Range einer europäischen Monarchie. Das Haus Oesterreich-Lothringen behauptete diesen Rang im Aachner Frieden 1748; befestigte die Einheit seiner Staatenmasse durch die Erhebung der Monarchie im J. 1804 zu einem Erbkaiserthum, und machte seine Würde als eine der Ausschlag gebenden europäischen Hauptmächte geltend, vor und auf dem Wiener Congresse im J. 1815. — An diese Hauptmomente des politischen Schicksals des Ganzen knüpfen sich an die einzelnen Merkwürdigkeiten der Länder und Völker. Seit die Römer 33 nach Chr. die Noriker bezwungen und die Donau besetzt hatten, gehörte das Land nördlich von der Donau nach den böhmischen und mährischen Grenzen hin zu dem Reiche der Marcomannen und Quaden; ein Theil von Niederösterreich und Steiermark gehörte, nebst Wien (Vindobona), einer römischen Municipalstadt, zum obern Pannonien; das übrige, nebst Kärnthen und einem Theile von Krain, bildete einen Bestandtheil von Noricum; Görz gehörte zur römischen Provinz Illyricum, und Tyrol war ein Theil von Rhätien. Die Völkerwanderung zerriß diese Grenzen. Bojer, Vandalen, Heruler, Rugier, Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren wechselten hier im Laufe des 5ten und 6ten Jahrhunderts ihre Wohnplätze, bis seit 568, als die Langobarden in Oberitalien ihr Reich aufgerichtet hatten, der Ensfluß die Grenze zwischen dem deutschen Volksstamme der Baiern, welchen das Land ob der Ens gehörte, und den von Osten her an diesen Strom nachgerückten Avaren bildete. An der Mur, Save und Drave erschienen aber bereits seit 611 die Wenden, ein slavischer Volksstamm. Als in der Folge nach der Auflösung des Herzogthums Baiern im J. 788 (s. Baiern), die Avaren über die Ens gegangen und in die fränkischen Grafschaften im Baierlande eingefallen waren, überzog sie Karl der Große mit Krieg, schlug sie 791 bis an die Raab zurück, und vereinigte das Land von der Ens bis an den Einfluß der Raab in die Donau (Land

unter der Ens), mit Deutschland unter dem Namen Avarien, oder östliche Mark, Marchia orientalis oder Austria, woraus im 10ten Jahrhundert (zuerst in einer Urkunde Otto III. 996) Ostirrichi oder Oesterreich wurde. Carl schickte Colonisten, mehrentheils Baiern, in die neue Provinz, welche er durch einen Markgrafen regieren ließ, während der Erzbischof von Salzburg die Aufsicht über alles Kirchenwesen in derselben führte. Avarien bildete seit dem Theilungsvertrage von Verdun (843) die östlichste Grenzprovinz des deutschen Reichs. Durch den Einfall der Ungarn in Deutschland kam es (900) in deren Besitz, bis Kaiser Otto I. (955), in Folge des Siegs bei Augsburg, einen großen Theil dieser Provinz wieder an sein Reich brachte. Bald wurde sie durch die Kraft und Klugheit der ihr vorgesetzten Markgrafen in ihrem ursprünglichen Umfange mit Deutschland aufs Neue vereinigt, und ihre Grenze unter Kaiser Heinrichs III. Markgrafen Albrecht I. (dem Siegreichen) im J. 1043 bis an die Leytha erweitert. Das Markgrafthum Oesterreich war damals von 982 bis 1156 in dem Geschlechte der Grafen von Babenberg (Bamberg), doch nicht nach dem Rechte der Erstgeburt, sondern nach der Wahl des Kaisers, erblich gewesen. Auch kommen schon 1096 Landstände von Oesterreich in Urkunden vor. Nach der Achtserklärung Heinrichs des Stolzen (Herzogs von Baiern und Sachsen) erhielt Markgraf Leopold V. von Oesterreich vom Kaiser Conrad 1138 das Herzogthum Baiern; als aber Leopolds Sohn, der Markgraf Heinrich, mit dem Beinamen Ja=so=mir=Gott, dasselbe zu Regensburg (1156) an Heinrich den Löwen wieder abgetreten hatte, wurde die bisherige Mark Oesterreich unter der Ens durch die ganze Mark ob der Ens vergrößert und beide zu Einem Herzogthume mit gewissen (durch spätere Verfälschung des Gnadenbriefes sehr ausgedehnten) Vorrechten erhoben. Unter demselben Herzoge Heinrich ward Wien die Residenz. Sein Sohn Herzog Leopold VI. erhielt durch Belehnung vom Kaiser Heinrich VI. 1192 das Herzogthum Steyermark, welches Kaiser Otto I. ebenfalls durch jenen Sieg über die Ungarn (955) erworben hatte. Wahrscheinlich ließ deßhalb Herzog Leopold VI. den König Richard Löwenherz von England, auf dessen heimlicher Durchreise von Palästina, gefangen nehmen und an Kaiser Heinrich VI. ausliefern. — Bisher war die Residenz der Herzöge von Oesterreich in der Burg auf dem Kahlenberge unweit Wien gewesen. Leopolds jüngerer Sohn, Herzog Leopold VII., baute sich aber in der Stadt Wien selbst einen Palast, der noch heutiges Tages unter dem Namen der alten Burg von den Monarchen Oesterreichs bewohnt wird. Leopold VII., mit Recht der Glorreiche genannt, stiftete das Hospital zum heiligen Kreuz, und verlieh der Stadt Wien, die eine ordentliche städtische Verfassung erhalten hatte (1198), das Stapelrecht, indem er ihr zugleich zur Beförderung des Handels 30,000 Mark Silber vorschoß. Vom Hochstifte Freisingen kaufte er einen Theil von Krain für 1650 Mark (1229), und hinterließ das Land dem jüngsten seiner drei Söhne, Friedrich II. dem Streitbaren, in einem blühenden Zustande. Allein dieser wurde, weil er sich mit den lombardischen Städten gegen den Kaiser Friedrich II. verbunden hatte, 1236 mit der Reichsacht belegt, und Herzog Otto von Baiern riß das Land ob der Ens (bis auf Linz) an sich. Der Kaiser gab das übrige Land als eingezognes Lehn einem Markgrafen, und Wien wurde eine Reichsstadt. Doch bemächtigte sich Herzog Friedrich während des Kaisers Zug nach Italien des größten Theils

seines Landes wieder, und der bedrängte Kaiser bestätigte ihm zu Verona 1245 seine Vorrechte aufs Neue. Das reichsstädtische Privilegium Wiens wurde vernichtet; Friedrich sollte sogar die königliche Würde für Oesterreich und Steyermark erhalten, als sein Fall in der Schlacht an der Leytha gegen König Bela IV. von Ungarn (15ten Juli 1246), im 35sten Jahre seines thatenreichen Lebens, alle seine Hoffnungen vernichtete. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des babenbergischen Hauses. Die folgende Zeit von 1246 bis 1282 heißt das österreichische Interregnum. Kaiser Friedrich II. erklärte nämlich Oesterreich und Steyermark als erledigtes Reichslehn für ein Erbgut der deutschen Kaiser, und setzte einen Statthalter nach Wien, deren reichsstädtische Rechte wieder erneuert wurden. Aber die weiblichen Verwandten des verstorbenen Herzogs Friedrich, seine Schwester Margarethe, (Wittwe des Kaisers Heinrich VI.) und seine Nichte Gertraud, (die nach der Trennung von ihrem ersten Gemahle, dem Markgrafen Wladislaw von Mähren, sich mit dem Markgrafen Herrmann von Baden, Statthalter Kaisers Friedrich in Oesterreich, vermählt hatte) erhoben, vom Papste Innocenz IV. hierzu aufgeregt, (1248) ihre Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders. Markgraf Herrmann, vom Papste und einer starken Partei unterstützt, bemächtigte sich Wiens und mehrerer österreichischen Städte; doch in Steyermark leistete ihm der Statthalter, Graf Meinhard von Görz, Widerstand. Herrmann starb aber schon 1250, und sein Sohn Friedrich — der in der Folge mit Conradin von Schwaben zu Neapel (1268) enthauptet wurde, — war erst ein Jahr alt. Da nun verschiedene Parteien das Land verwirrten, und Kaiser Conrad IV. durch den Kampf mit seinem Gegenkönig abgehalten war an Oesterreich zu denken, so faßten die Stände von Oesterreich und Steyermark 1251 den Entschluß, einen von den Söhnen der zweiten Schwester Friedrichs des Streitbaren, Constantia, (Wittwe von Markgraf Heinrich dem Erlauchten in Meißen) zum Herzoge zu ernennen. Schon waren ihre Abgeordneten nach Meißen auf dem Wege, als sie bei ihrer Einkehr zu Prag vom Könige Wenzeslaw überredet wurden, seinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Oesterreich und Steyermark zu erklären, welcher auch durch Waffen, Geld und die Vermählung mit der verwittweten Kaiserin Margarethe seine Ernennung zu unterstützen wußte. Steyermark, dessen sich Bela, König von Ungarn, bemächtigt hatte, nahm er diesem nach dem Siege im Marchfelde (Juli 1260) wieder ab, und ließ sich im J. 1262 von dem römischen Könige Richard mit beiden Herzogthümern belehnen. Darauf fielen ihm durch das Testament seines Vetters Ulrich, des letzten Herzogs von Kärnthen und Friaul (gest. 1269), das Herzogthum Kärnthen, der damit vereinigte Theil von Krain, das Histerreich und ein Theil von Friaul zu. Doch diese Macht zerbrach an der Stärke des, gegen Ottokars Willen zum Kaiser erwählten (1272), Grafen Rudolph von Habsburg. Nach einem unglücklich geführten Kriege mußte er diesem Helden (November 1276) die gesammten österreichischen Besitzungen abtreten. Als er sie (1277) wieder erobern wollte, verlor er in der Schlacht auf dem Marchfelde (26sten August 1278) das Leben, und sein Sohn Wenzeslaw mußte, um seine Erblande zu behalten, allen Ansprüchen auf jene Länder entsagen. Kaiser Rudolph blieb drei Jahre lang in Wien, und ernannte dann seinen ältesten Sohn zum Statthalter. Als es ihm aber gelungen war, die Einwilligung der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie die der drei geistlichen Churfürsten

Digitized by Google

und der Pfalzgrafen am Rheine zu erhalten, belieh er (27sten December 1282) seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit den Herzogthümern Oesterreich und Steyermark, wie auch mit Kärnthen, welches leztere aber beide Brüder dem Grafen Meinhard von Tyrol, Albrechts Schwiegervater, überließen. Doch schon im folgenden Jahre schlossen beide Brüder einen Vergleich, durch welchen Albrecht alleiniger Besitzer von Oesterreich, Steyermark und Krain wurde; Wien, das seinen reichsstädtischen Rechten gänzlich entsagte, ward die Residenz, Oesterreich aber von nun an der Geschlechtsname der Nachkommen Rudolphs und seiner Söhne. Vergl. d. Art. Habsburg und Rudolph von Habsburg. — Mit dem Eintritte der habsburgischen Dynastie ward der Grundstein zu Oesterreichs nachmaliger Größe gelegt. Der despotische Albrecht wurde von Ungarn und Baiern befehdet. Kaum hatte er die römische Königskrone 1298 erkämpft, so wurde er von seinem Neffen, Johann von Schwaben, dem er seine Erbgüter vorenthielt, auf der Brücke bei Rheinfelden (1sten Mai 1308) ermordet. Johann starb in einem Kloster zu Pisa 1313, und sein Erbe fiel des ermordeten Albrechts fünf Söhnen (Friedrich, genannt der Schöne, Leopold, Heinrich, Albrecht, Otto) zu. Diese mußten dem Kaiser Heinrich VII. die Belehnung über die väterlichen Länder, welche im J. 1308 einen Umfang von 1254 Quadratmeilen hatten, mit 20,000 Mark Silber abkaufen. Unter ihrem Vater waren die österreichischen Besitzungen durch die schwäbische Markgrafschaft vermehrt worden (1301), und durch die Fehden mit Baiern erwarben sie Neuburg. Dagegen scheiterte der Versuch des Herzogs Leopold, die unter Albrecht verlorenen helvetischen Waldstädte wieder zu erlangen (1315) an der Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht bei Morgarten. Auch sein, 1314 von einigen Churfürsten zum römisch-deutschen König erwählter, Bruder Friedrich unterlag seinem Gegner, Kaiser Ludwig (von Baiern) bei Mühldorf 1322, und war 2 1/2 Jahre lang dessen Gefangener im Schlosse Trausnitz. Doch der Kampf mit dem Hause Luxemburg in Böhmen und mit dem Papste Johann XXII., vermochte 1325 den Kaiser, seinem Gefangnen die Freiheit zu geben, dagegen dieser aller Theilnahme an der Regierung entsagte und alle Reichsgüter, die noch in österreichischer Gewalt waren, herauszugeben versprach. Allein Leopold hielt diese Uebereinkunft für unrühmlich, und setzte den Kampf gegen Ludwig fort; daher stellte sich Friedrich wieder als Gefangener in München ein. Von dieser Treue gegen sein gegebenes Wort gerührt, schloß Ludwig mit Friedrich den Bund der Freundschaft, und einen Vergleich (7ten September 1325) zur gemeinschaftlichen Regierung des Reichs, der aber, weil er ohne Zustimmung der Churfürsten verabredet worden war, keine Folgen hatte. Unterdessen waren Leopold 1326, und Heinrich von Oesterreich 1327 gestorben; auch Friedrich starb kinderlos (13ten Januar 1330). Darauf verglichen sich dessen Brüder Albrecht II. und Otto mit dem Kaiser Ludwig. Nach dem Tode ihres Vetters Heinrich, Markgrafen von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, (Vaters der Margarethe Maultasch) ließen sie sich vom Kaiser mit Tyrol und Kärnthen belehnen (Mai 1335), traten jedoch Tyrol an den König Johann von Böhmen durch einen Vergleich (9ten October 1336) für dessen Sohn Johann Heinrich, oder vielmehr dessen Braut, Margarethe Maultasch, wieder ab. Als Otto und seine Söhne verstorben waren (1344), vereinigte Albrecht (der Weise) II. die gesammten österreichischen Lande, welche noch durch

Digitized by Google

seine Gemahlin, die Tochter des letzten Grafen von Pfirt, mit dessen Besitzungen (1324), so wie durch die burgundisch-kyburgischen Güter (1326) vergrößert worden waren. Unter Albrechts II. vier Söhnen (Rudolph, Albrecht, Leopold, Friedrich) zeichnete sich Rudolph II. (IV.) durch die Vollendung der Stephanskirche in Wien, durch die Errichtung eines Collegiatstifts und der hohen Schule zu Wien (1365) aus; er starb zu Mailand (1365) kinderlos, vor ihm der jüngste Bruder, Friedrich; und im J. 1379 theilten sich die beiden hinterbliebenen also, daß Albrecht III. (mit dem Zopfe) Oesterreich nahm und alle übrige Länder seinem Bruder Leopold III. (dem Frommen) überließ. Als Leopold hierauf in dem wiederholten Versuche auf die habsburgischen Besitzungen in der Schweiz bei Sempach (9ten Juli 1386), wo Winkelrieds unsterbliche That ihm den Sieg entriß, das Leben verloren hatte, führte Albrecht III. die vormundschaftliche Regierung über die Länder der unmündigen Söhne Leopolds III. (über Steyermark). An ihn trat Margarethe Maultasch Tyrol ab, nachdem ihr einziger Sohn, Prinz Meinhard, vermählt mit Albrechts III. Schwester, gestorben war. Sie behielt bloß einige Schlösser und 6000 Mark Goldes; Baiern aber entsagte seinen Ansprüchen gegen die Ueberlassung von Schärding und der drei tyrolischen Städte, Kitzbühl, Vallenberg, Kufstein und einer Summe von 116 000 Goldgülden. Außer Tyrol kamen bis zu Albrechts III. Tode (1395) noch mehrere Gebiete an Oesterreich. Schon Leopold III. hatte (1365) dem letzten Grafen von Feldkirch seine Besitzungen für 36,000 Goldgülden abgekauft; für 55,000 Goldgülden erhielt Oesterreich von den Grafen von Fürstenberg das Breisgau nebst den Städten Neuburg, Altbreisach, Kenzingen und Villingen; der Rest von Krain und der windischen Mark waren nach dem Tode des letzten Grafen von Görz, die Grafschaft Pludenz von einem Grafen Werdenberg, die gräflich-hohenbergischen Besitzungen für 66,000 Goldgülden, durch Theilnahme an einem Kriege zwischen Ungarn und Venedig die Stadt Triest (1380) erworben, und die beiden Landvoigteien in Ober- und Nieder-Schwaben vom römischen Könige Wenzeslaw dem Herzoge Leopold für 40,000 Goldgülden verpfändet worden. Albrecht III. und sein Bruder Leopold III. hatten zwei Linien, die österreichische und steyermärkische, gestiftet, die 78 Jahre lang fortdauerten. Albrechts III. einziger Sohn, Albrecht IV., war, als sein Vater 1395 starb, in Palästina. Nach seiner Rückkunft wollte er sich an dem Markgrafen Procop von Mähren für dessen verübte Feindseligkeiten rächen, starb aber an Gift vor Znaym (1404). Sein minderjähriger Sohn, Albrecht V., wurde 1410 für mündig erklärt, und vereinigte als Schwiegersohn des Kaisers Siegmund die Krone von Ungarn und Böhmen (1437) mit der deutschen Kaiserkrone (1438). Dieser treffliche Fürst starb aber schon 1439. Sein Sohn Ladislaw (Posthumus) beschloß 1457 die albrecht-österreichische Linie, deren Länder der steyermärkischen zufielen. Von nun an blieb die deutsche Kaiserwürde ununterbrochen bei dem Hause Oesterreich; nur Ungarn und Böhmen gingen durch Albrechts V. Tod auf einige Zeit verloren, so wie, nach blutigen Streitigkeiten mit den Schweizern unter Kaiser Friedrich III., auch die letzten habsburgischen Stammgüter in Helvetien. Dagegen wurden Cilly, Seckingen, Bregenz, Nellenburg, Sonnenberg und Meydberg erworben, und um den Glanz des Hauses zu erhöhen, ertheilte dieser Kaiser ihm die erzherzogliche Würde. Den zwischen Friedrich und seinen Brüdern, Albrecht und Siegmund, aus-

gebrochenen Erbstreit, während dessen der Kaiser in der wiener Hofburg von den Bürgern, die Albrecht ergeben waren, belagert wurde, endigte des Letztern Tod (December 1463). Nun trat auch Siegmund seinen Antheil am Erbe des verstorbenen Ladislaw ab, und Friedrich war alleiniger Herr über Oesterreich. Seine Regierung ward höchst wichtig für Oesterreich durch die Erwerbung der Niederlande. Der Herzog von Burgund, Carl der Kühne, hatte nämlich bei seinem Angriffe auf Lothringen und Helvetien, in der Schlacht bei Nancy (1477) das Leben verloren. Da warb Kaiser Friedrich, gestützt auf eine frühere Zusage Carls, um dessen hinterlassene Tochter, Marie, für seinen Sohn Maximilian. Die Vermählung ward vollzogen, doch kostete es Maximilian viel Mühe, sich in der Regierung der Niederlande, die er als Vormund seines Sohns Philipp führte, zu erhalten. Seine Gefangenschaft zu Brügge endigte (1489) ein Vergleich zu seinem Vortheile; doch verlor er das Herzogthum Geldern. Als er nach seines Vaters Tod (19ten August 1493) deutscher Kaiser geworden war, trat er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande ab. Maximilian (vergl. Deutschland und Maximilian I.) erweiterte die Grenzen seiner Erbländer durch ganz Tyrol und viele andere, besonders baiersche Gebiete; auch erwarb er seinem Hause die Ansprüche auf Ungarn und Böhmen. Der wiener Hof begann unter ihm der Sitz der Künste und Wissenschaften in Deutschland zu werden. Die Verheirathung seines Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien führte das Haus Habsburg auf den Thron von Spanien und Indien; da aber Philipp schon 1506 (13 Jahre früher als sein Vater) gestorben war, so erfolgte die Vereinigung Spaniens und Oesterreichs erst nach Maximilians I. Tode (12ten Januar 1519), indem sein Enkel (Philipps ältester Sohn), Carl I. König von Spanien (s. Carl V.), zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Dieser überließ aber durch die Theilungsverträge von Worms (28sten April 1521) und Gent (7ten Mai 1540) alle deutsche Erbländer (die Niederlande behielt Carl V. für sich) an seinen Bruder Ferdinand. Jetzt besaß das Haus Oesterreich eine Ländermasse von siebzehntausend Quadratmeilen; allein es sollte noch mächtiger werden. Außerdem daß Kaiser Carl V. die Zahl der niederländischen Provinzen bis auf 17 vermehrte, und unter dem Namen des burgundischen Kreises ihre, von seinem Großvater schon beschlossene Einverleibung mit dem deutschen Reiche bestätigte, erwarb Ferdinand I., der mit einer Schwester des ungarischen Königs Ludwig II. vermählt war, nachdem dieser in der Schlacht bei Mohacz das Leben verloren hatte, die Königreiche Ungarn und Böhmen, nebst den zu Böhmen gehörenden Ländern Mähren, Schlesien und Lausitz. Böhmen erkannte Ferdinanden willig als seinen König an. Auch in Ungarn ward er ungeachtet der getheilten Stimmung der Magnaten und des anfänglichen Glücks seines Gegners Johann von Zapolya (man vergl. Ungarn) den 26sten November 1526 durch die Reichsversammlung zum Könige ernannt und den 3ten November 1527 gekrönt. Aber Zapolya vertraute sein Schicksal dem Sultane Soliman I. an, und bald stand dieser (1529) vor den Mauern Wiens; doch die klugen Maßregeln des österreichischen Feldherrn, Grafen von Salm, retteten die Hauptstadt; und die Reichsarmee nöthigte Soliman zum Rückzuge. Nach einigen Jahren (1535) kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Johann von Zapolya den Königstitel und die Hälfte von Ungarn, seine Nachkommen aber nur Siebenbürgen behalten sollten. Als aber Johann ge-

Digitized by Google

storben war, entstanden neue Unruhen, in welche sich Soliman wiederum einmischte, und Ferdinand konnte den Besitz von Niederungarn nur durch einen jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten von dem kriegerischen Sultan erkaufen (1562). Nicht glücklicher war Ferdinand mit dem Herzogthume Wirtemberg, welches der schwäbische Bund dem unruhigen Herzoge Ulrich abgenommen, und dem Kaiser Carl V. verkauft hatte, von welchem es an seinen Bruder bei der Theilung überlassen worden war. Herzog Ulrichs Freund, der Landgraf Philipp von Hessen, benutzte nämlich Ferdinands Verlegenheit im Kriege wegen Ungarn, und eroberte durch Unterstützung Frankreichs Wirtemberg, welches Ferdinand im Vergleiche zu Cadan (29sten Juni 1534) mit der Bestimmung, daß es österreichisches Afterlehn seyn, und nach dem Abgange des wirtembergischen Mannsstammes an Oesterreich fallen solle, an Ulrich wieder abtrat. Diese Verluste wurden freilich durch die Erwerbung der andern Hälfte von Bregenz, der Grafschaft Thengen und der Stadt Costnitz nicht ganz ersetzt; dennoch betrugen die Besitzungen des österreichischen Hauses deutscher Linie 5402 Q. Meilen. Ferdinand empfing auch die Kaiserkrone, als sein Bruder Carl (1558) das Scepter mit der Mönchsgeißel vertauscht hatte, und hinterließ, als er (25sten Juli 1564) mit dem Ruhme eines vortrefflichen Regenten starb, drei Söhne und zehn Töchter. Nach seinem Willen theilten die erstern die väterliche Erbschaft also, daß der älteste, Maximilian II., der auch Kaiser wurde, Oesterreich, Ungarn und Böhmen, der zweite, Ferdinand, Tyrol nebst Vorderösterreich, und der dritte, Carl, Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt. Als aber Erzherzog Ferdinand, der die schöne Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welserin geheirathet hatte, gestorben war (1595), und seine Söhne, Andreas (Cardinal und Bischof zu Constanz und Brixen, auch spanischer Gubernator der Niederlande), und Carl (Markgraf von Burgau) nicht als standesmäßig anerkannt wurden, fielen seine Besitzungen an seine Vettern zurück. Kaiser Maximilian war in Ungarn glücklicher als sein Vater; der Tod Solimans vor Sigeth 1566 hatte einen Waffenstillstand zur Folge; und 1572 ließ Maximilian seinen ältesten Sohn, Rudolph, als König von Ungarn krönen, der darauf auch zum Könige von Böhmen gekrönt und zum römischen Könige erwählt wurde. Dagegen mißlangen ihm die Versuche, die polnische Krone an Oesterreich zu bringen, so wie es in der Folge seinem vierten Sohne, Maximilian, nach dem Tode Stephan Bathori's (1587), ebenfalls nicht gelang, König von Polen zu werden. Kaiser **Maximilian** II. starb den 12ten October 1576; von seinen fünf Söhnen wurde **Rudolph**, der älteste, Kaiser. Unter seiner Regierung waren der Krieg gegen die Türken und Siebenbürgen, die Unruhen wegen des Protestantismus, den er aus seinen Staaten gänzlich verbannen wollte, und die Umstände, unter denen er genöthigt wurde, im J. 1608 Ungarn und Böhmen und 1611 die österreichischen Erblande an seinen Bruder Matthias abzutreten, merkwürdig. Letzterer, der ihm auch (1612) in der Kaiserwürde folgte, schloß zwar einen zwanzigjährigen Frieden mit den Türken, hatte aber desto mehr mit den Böhmen zu thun, welche die Religionsfreiheit mit den Waffen in der Hand erzwingen wollten. Das Ende der Unterhandlungen erlebte Matthias nicht (starb 20sten März 1618). Die Böhmen weigerten sich, seinen Nachfolger, **Ferdinand**, anzuerkennen, und wählten das Haupt der evangelischen Union, den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Kö-

nige. Doch nach der Schlacht bei Prag 1620 ward Böhmen Ferdinanden unterworfen, der nun im eigentlichen Böhmen und Mähren die protestantische Religion gänzlich ausrottete. Zugleich vernichtete er der Böhmen freie Königswahl und den Majestätsbrief, errichtete ein catholisches Reformationsgericht und veranlaßte hierdurch die Auswanderung vieler Tausende. Auch die österreichischen (meistens protestantischen) Stände wurden von Ferdinand zur Huldigung gezwungen, worauf der Kaiser das Lutherthum in Oesterreich streng verbot. Zuletzt ward Ungarn, das unter Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, sich empört hatte, bezwungen. Dieser Religionskrieg kostete dem österreichischen Hause den Flor seiner Länder. Denn unter Ferdinands Nachfolger Ferdinand III. (1637 — 1657) wurden Oesterreichs Länder immer mehr der Schauplatz des furchtbaren Kriegs. Im Laufe desselben trat Ferdinand im prager Frieden 1635 die Lausitz an Sachsen, und am Schlusse desselben, im westphälischen Frieden 1648, das Elsaß an Frankreich ab. Ferdinands III. Sohn und Nachfolger, Kaiser Leopold I., war durch Eugen siegreich in zwei Türkenkriegen. Er verwandelte Ungarn 1687 in ein Erbreich, und vereinigte damit Siebenbürgen, obwohl unter eignen Fürsten. Auch gab die Pforte im carlowitzer Frieden 1699 das Land zwischen der Donau und Theiß an Ungarn zurück. Darauf wollte Leopold seinem zweiten Sohne Carl die Erbfolge in der spanischen Monarchie von dem kinderlosen König von Spanien, Carl II., zusichern lassen; allein seine Unentschlossenheit und Frankreichs feinere Politik vermochten Carl II., den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben seines Throns einzusetzen. Also begann der spanische Erbfolgekrig 1701; während desselben starb Leopold den 5ten Mai 1705. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., setzte den Krieg fort, starb aber ohne Kinder den 17ten April 1711, worauf sein Bruder, der bestimmte König von Spanien, Carl, aus Barcelona nach seinen Erbstaaten eilte, um deren Regierung zu übernehmen. Auch er wurde zum Kaiser erwählt den 24sten December d. J., mußte aber dem von seinen Bundesgenossen abgeschlossenen utrechter Frieden zu Rastadt und Baden im Jahre 1714 beitreten, nach welchen Friedensschlüssen Oesterreich bloß die Niederlande, Neapel und Sardinien erhielt. Auch das Herzogthum Mantua, das von Joseph schon 1708 in Beschlag genommen worden war, da dessen Herzog sich gegen das deutsche Reichsoberhaupt mit Frankreich verbündet hatte, wurde als Lehn mit der österreichischen Monarchie vereinigt. Die Monarchie umfaßte jetzt einen Flächeninhalt von 9043 Q. Meilen, mit fast 29 Millionen Einwohnern. Sie hatte zwischen 13 bis 14 Millionen Gulden Einkünfte und eine Armee von 130,000 Mann. Ihre Macht wurde jedoch durch neue Kriege mit Spanien und Frankreich sehr geschwächt. Carl VI. mußte nämlich im wiener Frieden 1735 und 1738 Neapel und Sicilien an den Infanten von Spanien Don Carlos, und an den König von Sardinien einen Theil von Mailand abtreten, wofür er bloß Parma und Piacenza erhielt. Im folgenden Jahre verlor er durch den belgrader Frieden fast alle Früchte von Eugens Siegen, bis auf Temeswar; denn er mußte Belgrad, Servien, den österreichischen Antheil an der Wallachey, Orsowa und Bosnien an die Pforte zurückgeben. Dies alles bewilligte Carl VI., um die Erbfolge in seiner Monarchie seiner Tochter Maria Theresia durch die pragmatische Sanction zuzusichern. Dieses Erbfolgegesetz ward von 1713 bis 1719 errichtet, und nach und nach von allen europäischen

Digitized by Google

Mächten anerkannt. Als nun nach Carls VI. Tode (den 20sten October 1740) der habsburgisch-österreichische Mannsstamm erloschen war, bestieg seine älteste Tochter Maria Theresia (vermählt mit dem Herzoge Stephan von Lothringen, daher von jetzt an das lothringisch-österreichische Haus beginnt) den Thron von Oesterreich. Von allen Seiten erhoben sich Ansprüche gegen sie. Doch alle wies Maria Theresia (s. d. Art.) im Gefühl ihres Rechts zurück. Ein heftiger Krieg begann, worin bloß England auf ihrer Seite war; Friedrich II. von Preußen eroberte Schlesien, der Churfürst von Baiern wurde in Linz und Prag gekrönt, und als Carl VII. (im Februar 1742) zum Kaiser erwählt. Nur die treuen Ungarn standen ihrer heldenmüthigen, schönen Königin bei. Doch mußte sie im Frieden von Breslau (4ten Juni 1742) an Preußen Schlesien nebst Glatz, mit Ausnahme von Teschen und Troppau, abtreten. Friedrich II. erneuerte den Krieg, indem er dem Kaiser Carl VII. zu Hülfe eilte: allein dieser starb schon am 20sten Januar 1745, und Theresiens Gemahl wurde als Franz I. Kaiser von Deutschland. Ein neuer Friedensschluß (25sten December 1745) sicherte Friedrich den Besitz von Schlesien aufs Neue zu, so wie Oesterreich im Frieden von Aachen (18ten October 1748) auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Philipp von Spanien, und einige Bezirke von Mailand an Sardinien abtreten mußte. Jetzt war die Fortdauer der österreichischen Monarchie gesichert; allein Maria Theresia wollte Schlesien zurückhaben. Sie stellte daher ihre Armee wieder her und verband sich unter der Leitung des großen Ministers Kaunitz mit Frankreich, Rußland, Sachsen und Schweden. Daraus entstand der siebenjährige Krieg; aber Preußen behielt im hubertsburger Frieden 1763 Schlesien, und Oesterreich hatte Gut und Blut vergebens aufgeopfert. Daher zeigte sich in Oesterreich jetzt das erste Papiergeld, Staatsobligationen genannt, zu deren Umsetzung Kaiser Franz eine Bank errichtete. — Zwei Jahre darauf (18. August 1765) starb Franz I., und Joseph, sein ältester Sohn, ward Mitregent seiner Mutter in den Erbstaaten, und deutscher Kaiser. Besorgt, daß der Mannsstamm ihres Hauses leicht wieder aussterben könnte, stiftete jetzt Maria Theresia zwei Nebenlinien: das Haus Toscana in ihrem zweiten Sohne, Peter Leopold, und das Haus Este in der Person des Erzherzogs Ferdinand. Für solche Abtrennungen entschädigte Maria Theresia den Hauptkörper mittelst Einziehung mehrerer von Ungarn an Polen einst verpfändeter Städte, ohne das Lösegeld dafür zu bezahlen, durch Erwerbung Galiziens und Lodomiriens bei der ersten Theilung des Königreichs Polen (1772), und durch die Besitznahme der Bukowina, welche die Pforte 1777 abtrat. Das Rentamt Burghausen (Innviertel) erhielt Oesterreich im teschner Frieden (13ten Mai 1779), so wie die erledigte Grafschaft Hohenembs in Schwaben, die Grafschaft Falkenstein und die schwäbischen Herrschaften Tettnang und Argen, so daß beim Tode der Kaiserin (28sten November 1780) Oesterreich 11,070 Q. Meilen umfaßte; sie hatte 772 Q. Meilen verloren, und dagegen 1618 gewonnen; die Bevölkerung betrug 24 Millionen, allein die Staatsschulden waren auf 160 Millionen Gulden angewachsen. Die Regierung dieser großen Frau zeichnete sich aus durch treffliche Einrichtungen in der Staatsverwaltung überhaupt, durch Sorge für Ackerbau und Landesindustrie, besonders für Handlung, Volkserziehung, Unterricht, Religion, Wissenschaft und Kunst; so wie durch die von Kaunitz mit

großer Umsicht und Kraft geführte Leitung der auswärtigen Verhältnisse, selbst in Anwendung auf den römischen Hof. — Ihr Nachfolger Joseph II. (s. d. Art.) handelte mit rastloser Thätigkeit noch vorurtheilsfreier, obgleich oft zu rasch oder zu gewaltsam. Schon als Mitregent machte er bedeutende Ersparungen in der Hofverwaltung, in Pensionsertheilungen und im Besoldungswesen. Nach dem Tode seiner Mutter aber entwickelte sich seine ganze Regententhätigkeit. Streng gegen den Soldaten, wie gegen den Civilbeamten, behauptete er doch seltene liberale Regierungsgrundsätze. Das Censurwesen wurde reformirt, die Protestanten erhielten Freiheiten und bürgerliche Rechte, die Juden wurden mit vieler Duldsamkeit behandelt, 900 Klöster und Stifter wurden aufgehoben, selbst der Besuch Pius VI. änderte nichts in Josephs Reformationssysteme; das Schulwesen unterwarf er einer Revision und Verbesserung; den Fabriken gab er durch die strenge Mauth mehr Schwung und Ausbreitung. Aber sein Eifer reizte den Widerstand aller Feinde der wahren Aufklärung. Die Niederländer empörten sich, und sein Verdruß darüber war vielleicht ein Hauptgrund zu dem Gedanken, die Niederländer, unter dem Titel eines Königreichs Austrasien, an den Churfürsten von Pfalzbaiern gegen dieses Land zu vertauschen, welcher Plan aber an der Festigkeit des nächsten Agnaten, Herzogs von Zweibrücken, und an dem deutschen Fürstenbunde Friedrichs II. scheiterte. Nicht glücklicher war Joseph im Kriege 1788 gegen die Pforte; persönliche Anstrengungen im Felde und der Gram über die in seinen Erbstaaten ausgebrochenen Unruhen, beschleunigten seinen Tod (20sten Februar 1790). Ihm folgte sein ältester Bruder Leopold II. (s. d. Art.), bisher Großherzog von Toscana. Es gelang ihm durch Nachgeben und Festigkeit die Niederlande zu beruhigen und die Ungarn zu befriedigen. Der Vertrag mit Preußen von Reichenbach (27sten Juli 1790), und der von Szistow (4ten August 1791) verschaffte ihm den Frieden mit der Pforte. Das traurige Schicksal seiner Schwester und ihres Gemahls, Ludwigs XVI, von Frankreich, veranlaßte ihn zum Bündnisse mit Preußen; doch noch ehe der Revolutionskrieg losbrach, starb Leopold, (1sten März 1792). Kurz nach der Thronbesteigung seines Sohns Franz II., der (14ten Juli 1792) auch zum deutschen Kaiser erwählt wurde, erklärte Frankreich an ihn, als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg. (S. Frankreich). Oesterreich verlor in dem ersten Friedensschlusse von Campo Formio (17ten October 1797) die Lombardei, nebst den Niederlanden, wofür es den größten Theil des venetianischen Gebiets erhielt; zwei Jahre früher (1795) war es bei der dritten Theilung Polens durch Westgalizien vergrößert worden. Im Anfange des Jahrs 1799 begann Kaiser Franz, mit Rußland verbunden, den Krieg gegen Frankreich aufs Neue; doch Bonaparte erzwang den Frieden von Luneville (9ten Februar 1801), den Franz ohne Englands Beitritt abschloß, und worin er die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal abtreten mußte, während zugleich der Großherzog Ferdinand von Toscana diesem Lande entsagte, wofür ihm Salzburg, nebst Berchtesgaden und einem Theile des passauischen Gebiets, und in der Folge noch der größte Theil von Eichstädt nebst der Churwürde zugestanden wurde. Oesterreich selbst erhielt die beiden tyrolischen Erzstifte Trient und Brixen, so daß es mit Einschluß der letzten Erwerbungen in Polen, ungeachtet jener Abtretungen an Frankreich, noch 452 Q. Meilen gewonnen hatte, und also 11,976 Q. Meilen überhaupt umfaßte. Aber die Masse der Staats-

Digitized by Google

schulden war bis auf 1,220 Millionen Gulden gestiegen. — Da trat der Zeitpunkt ein, wo Franz, als Frankreichs erster Consul sich zum Kaiser ausrufen ließ, in richtiger Ahnung der Zukunft, sich selbst (11ten August 1804) zum Erbkaiser von Oesterreich erklärte, indem er unter dem Namen „Kaiserthum Oesterreich" alle seine Staaten zu Einem Ganzen vereinigte. Hierauf griff Franz II noch einmal, im Bunde mit Rußland und Großbritannien, zu den Waffen gegen die Anmaßungen des französischen Staatsoberhauptes. Der Krieg von 1805 endigte mit dem Frieden von Preßburg (26sten December 1805), in welchem Kaiser Franz die noch übrigen Provinzen in Italien an Frankreich, dann Burgau, Eichstädt, den Antheil von Passau, Tyrol mit Brixen und Trient, Vorarlberg, Hohenembs, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an den König von Baiern, ferner an den König von Wirtemberg die fünf Donaustädte, die Grafschaft Hohenberg, Landgrafschaft Nellenburg, Landvoigtei Altdorf und einen Theil von Breisgau, so wie an den Großherzog von Baden das übrige Breisgau, die Ortenau, Constanz und die Commende Meinau abtreten mußte. Dafür erhielt Oesterreich Salzburg und Berchtesgaden; der Churfürst von Salzburg wurde durch Würzburg entschädigt; außerdem sollte die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters einem österreichischen Prinzen erblich gehören. — So endigte ein Krieg, welcher außer diesen Länderabtretungen der österreichischen Monarchie noch 90 Millionen an dem, was die Franzosen aus Wien und sonst mit fortgenommen hatten, und 800 Millionen an anderm Kriegsaufwande kostete, wozu Franz einen großen Theil aus seinem Privatschatze hergab. Eine der wichtigsten Folgen war, daß nach der Errichtung des Rheinbundes (12ten Juli 1806) Kaiser Franz der deutschen Kaiserwürde (6ten August 1806) entsagte, welche seine Familie länger als 500 Jahre besessen hatte. Er nannte sich nun Franz I., Kaiser von Oesterreich. Als solcher beschloß er 1809 einen neuen Krieg gegen Frankreich, allein, ohne Bundesgenossen, außer Großbritannien, dessen Beistand lediglich in Subsidien und einer zu späten Diversion in Holland bestand. Oesterreich kämpfte mit Muth und Anstrengung; allein es unterlag auch dießmal. Der Friede von Wien (14ten October 1809) kostete der Monarchie 2000 Q. Meilen mit 3 1/2 Millionen Menschen und über 11 Millionen Gulden Einkünften. Die Staatsschuld war auf 1200 Millionen Gulden gestiegen, 950 Millionen betrug die Masse des vorhandenen Papiergeldes. Aber nicht genug, daß Napoleon Bonaparte der österreichischen Monarchie die schönsten Provinzen: das Herzogthum Salzburg mit Berchtesgaden, das Innviertel, das westliche Hausrucksviertel, Krain mit Görz, Triest, den villacher Kreis, Croatien zum größten Theil, Istrien, Räzuns in Graubünden, die böhmischen Enclaven im Sächsischen, ganz Westgalizien, den zamosker Kreis von Ostgalizien, Cracau nebst der Hälfte der Salzbergwerke von Wieliczka und den tarnopoler Kreis, welchen Rußland bekam, entrissen hatte; Napoleon verband sich auch persönlich mit Habsburgs altem Stamme durch seine Vermählung mit Marie Luise, des Kaisers Franz von Oesterreich Tochter. — „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr für unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer bessern Ordnung der Dinge, gaben Se. Majestät das, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin!" — so sprach Franz in seinem Kriegsmanifeste gegen Frankreich (vom 10ten August 1813). Aber auch dieses Opfer war keine Bürgschaft für den Frie-

Digitized by

den. Als Frankreichs Kaiser für seinen Einfall in Rußland gestraft — als Preußen gegen ihn aufgestanden — als Franz durch die fruchtlosen Unterhandlungen in Prag überzeugt war, daß Bonaparte den Frieden nicht wolle: da verbündete er sich im August und zu Töplitz den 9ten September 1813 mit England, Rußland, Preußen und Schweden gegen den Schwiegersohn und dessen Anhänger. Die unvergeßliche Schlacht bei Leipzig, woran die österreichischen Truppen so ruhmvollen Antheil genommen, des Kaisers Franz Ausharren im Kampfe, seine Einwilligung in die Verweisung seines Schwiegersohns nach Elba, und die Entfernung der Tochter und des Enkels von demselben, die mancherlei Opfer, die er brachte, als der europäische Congreß in seiner Hauptstadt versammelt war, die Standhaftigkeit, mit welcher er die Achtserklärung gegen den bundbrüchigen Eidam unterzeichnete, und das Schicksal der Tochter und ihres Sohnes bestimmte, die Kraft endlich, mit welcher er des ehemaligen Königs Murat von Neapel Angriff auf Italien zurückschlug, und zur abermaligen Bezwingung des corsischen Machthabers mitwirkte: dieß Alles erfüllte die Brust der Völker mit Ehrfurcht gegen ihn und erregte den Wunsch: Möchte er wiederum Deutschlands Kaiser werden! — Oesterreich erhielt durch den Frieden zu Paris 1814 den gegenwärtig zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche erhobenen Theil von Italien, und die früher abgetretenen Theile seiner Erbländer nebst Dalmatien zurück, dagegen der bisherige Großherzog von Würzburg sein Land an Baiern abtrat und Toscana wieder bekam. Ueberhaupt hat die österreichische Monarchie durch die neue Gestaltung Europas seit 1815 nicht nur einen Zuwachs von mehr als 200 Q. Meilen (als nach der letzten Theilung Polens) erhalten, sondern auch in Hinsicht auf Lage, Abrundung und Handel, besonders durch Venedig und Dalmatien, wesentlich gewonnen. Darum ist Oesterreichs Uebergewicht in Italien fester als je begründet. Die Monarchie ist gegenwärtig die vorsitzende Macht auf dem deutschen Bundestage, und stellt zu dem deutschen Bundesheere das 1ste, 2te und 3te Armeecorps (94,822 Mann). Als europäische Macht aber ist sie das erste Glied der großen Quadrupelallianz, die auf dem Congresse zu Aachen 1818 in eine Quintupelallianz verwandelt wurde, und das politische Schicksal unseres Welttheils zu lenken sich vorgesetzt hat. — Der Freiherr von Lichtenstern entwirft folgende Darstellung von dem gegenwärtigen Umfange der österreichischen Monarchie, seit dem mit Baiern zu München, den 14ten April 1816, abgeschlossenen Vertrage: I. die österreichischen Staaten, welche einen Bestandtheil des deutschen Bundes (mit 3715 Quadratmeilen und 9,482,300 Einwohnern) ausmachen, enthalten 1) das Erzherzogthum Niederösterreich, unter der Ens 364 5/10 Q. Meilen, mit 1,048,000 Einwohnern, 2) das Land ob der Ens mit dem Inn- und Hausruckviertel, 208 6/10 Q. Meilen und 628,000 Einwohnern, alle mit dem unter gleiche Landesverwaltung gestellten Herzogthum Salzburg, (ohne 11 QM., die an Baiern gekommen, und ohne die 31 QM., die zu Tyrol geschlagen worden sind) 336 Q. Meilen, 3) das Herzogthum Steyermark, 399 Q. Meilen, 799,100 Einwohner, 4) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit den von Salzburg getrennten Theilen und den voralbergischen Herrschaften (ohne Weiler) 546 Q. Meilen, 692,000 Einwohner, (das Herzogthum Salzburg [ohne die Bezirke Laufen, Trisendorf, Tittmaning und Waging] enthielt am linken Ufer der Salzach und der Saale 162 8/10 Q. Meilen, 164,000

Einwohner). II. Die böhmischen Staaten: 1) das Königreich Böhmen mit den Bezirken von Eger und Asch 951 4/10 Q. Meilen, 3,203,000 Einwohner, 2) die Markgrafschaft Mähren mit dem österreichischen Theile des Herzogthums Schlesien, 551 9/10 Q. Meilen, 1,708,000 Einwohner. III. Das Königreich Galizien mit der Buckowina und dem aufs Neue einverleibten Tarnopel, 1,523 Q. Meilen, 3,645,000 Einwohner. IV. Das Königreich Ungarn mit den Provinzialbezirken der Königreiche Slavonien und Kroatien, 4,034 Q. Meilen, 7,961,000 Einwohner. V. Das Großfürstenthum Siebenbürgen, mit der in demselben eingeschlossenen Militärgrenze, 1,046 8/10 Q. Meilen und 1,660,000 Einwohner. VI. Das Königreich Dalmatien mit Ragusa und Cattaro, 304 Q. Meilen und 315,000 Einwohner. VII. Das lombardisch-venetianische Königreich 830 4/10 Q. Meilen, 4,290,000 Einwohner. VIII. Das Königreich Illyrien mit 1, dem Gouvernement Laibach (Herzogthum Kärnthen 200 QM. Herzogthum Krain 196 QM. und dem Karlstädter Kreis 47 QM.) und 2, dem Seeküstenlande, oder dem Gouvernement Triest, 169 Q. Meilen mit 423,000 Einwohnern. IX. Die Länder der österreichischen Militärgrenze, 1) in Kroatien a. das Generalat von Karlstadt und Warasdin, 231 Q. Meilen, 295,000 Einwohner, b. die Banalgrenze 47 3/10 Q. Meilen, 95,000 Einwohner, 2) in Slavonien 135 1/10 Q. Meilen, 230,000 Einwohner, 3) im Generalate des ungarischen Bannats 145 2/10 Q. Meilen, 171,000 Einwohner, 4) in der siebenbürgischen Militärgrenze, wovon der Flächenraum schon unter dem des Landes Siebenbürgen begriffen ist, 138,000 Einwohner. — Zusammen also enthält die österreichische Monarchie 12,055 Q. Meilen mit 28 1/2 Millionen Einwohnern. Sie grenzt in einer Linie von 113 Meilen an Rußland, von 292 Meilen an das osmanische Reich, von 13 Meilen an den Kirchenstaat, von 14 Meilen an Parma, von 10 Meilen an Modena, von 20 Meilen an Sardinien, von 68 Meilen an die Schweiz, von 3 Meilen an das Fürstenthum Lichtenstein, von 148 Meilen an Baiern, von 53 Meilen an Sachsen, von 37 Meilen an Preußen, und von hier bis zur russischen Grenze an Krakau. Die ganze Umfangslinie des österreichischen Continents beträgt 985 Meilen. Unter den Völkern Oesterreichs sind die zahlreichsten 1) Slaven 11,750,000; dann 2) Deutsche 5 Millionen, 3) Italiener 2 Millionen, 6) Ungarn 4,200,000, 7) Wallachen 1,400,000. Ferner giebt es 8) über 400,000 Juden, 6) gegen 20,000 Zigeuner; außerdem Armenier, Neugriechen, Zinzaren, Albaneser u. a. m. Die größte Bevölkerung haben das lombardisch-venetianische Königreich: 5042 Menschen auf 1 Q. Meile; dann folgen Böhmen, Mähren, ob und unter der Ens: die geringste haben die Militärgrenzländer, Kärnthen und Tyrol, Salzburg und Dalmatien. Oesterreichs Länder sind von zahlreichen zum Theil schiffbaren Flüssen durchströmt, von denen wir nur die Donau, Ens, Morawa, Leitha, Raab, Drau, Save, den Po, die Elbe, Moldau, Eger, Oder, Weichsel und den Dniester bemerken, während sechs große, unter der Regierung des jetzigen Kaisers zu Stande gekommene, Canäle die Schifffahrt befördern. Von den Seen nennen wir den Platten-, neusiedler, palitscher, cirknitzer See, in Italien ein Theil des Lago Maggiore u. a. m. Böhmen hat gegen 20,000, Galizien gegen 3800 und Mähren gegen 470 Seen. — Die Gebirge sind: 1) die Alpen, welche eine Fläche von 2284 Q. Meilen einnehmen (die Ortlesspitze 14,466 Fuß, Großglockner 12,239, Hohen-

Digitized by Google

wartshöhe 10,392, Wiesbachhorn und Hochhorn 10,600 — 11,000, Terglou 9744, Watzmann 9600, Brennkogal 9000 Fuß hoch); 2) die Sudeten (weiße Wiese 4500 Fuß hoch), Paschkopol; 3) die Carpathen. — Das Clima hat drei Abstufungen: das südliche vom 42° 30'-46°, das mittlere vom 46°-49°, das nördliche vom 49°-52° 16'. — Der Reichthum an Producten aus allen Reichen der Natur ist unschätzbar. An Mineralien findet sich: Gold, in 40 Minen, jährlich 12,500 Pfund; Silber, jährlich 260,000 Pfund; Kupfer, über 60,000 Centner; Zinn, jährlich 900 Centner; Eisen 672,000 Centner; Quecksilber, 12,760 Centner; Zinnober 7000 Centner; Kobalt 10,000 Centner; Magnet, Edelsteine, Porzellanerde, Meerschaum, Steinkohlen, Schwefel, Salz, Mineralwasser zu Carlsbad, Töplitz, Franzensbad, warm; Eger, sauer; Saidschütz, bitter; Baden, in Krain, Schwefelwasser. — An Pflanzen hat Oesterreich: Getreide aller Art, auch zur Ausfuhr, Mais, Reiß, Hülsenfrüchte, Baumfrüchte, besonders schöne Südfrüchte, Oel ꝛc., Wein, Hopfen, Saffran, Tabak, Hanf und Flachs, Waid, Holz. (Eine seltene Merkwürdigkeit ist die Pflanzung von ausländischen Hölzern, die der Fürst Lichtenstein zu Felsgrub und Feldberg in Mähren und Oesterreich angelegt hat, welche die größte in Europa ist, schon 1804 über zwei Millionen amerikanischer Bäume und Stauden zählte und jezt so gediehen ist, daß man darin forstmäßig schlagen kann). — Aus dem Thierreiche besitzt es: Rindvieh, Büffel, Pferde, Esel und Maulesel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, wilde Thiere, Fische, Perlenaustern, Bienen (jährlich über 2000 Centner Wachs und 47,000 Centner Honig), Seide. — Jeder Zweig der Landwirthschaft ist nach Clima und Boden trefflich ausgebildet, vorzüglich die Schafzucht; doch gibt es noch in Ungarn gegen 100 Q. Meilen Morastboden. Die größte Landescultur bei dem fruchtbarsten Boden ist im Venetianischen und in der Lombardei vorhanden. Wichtig ist hier auch die kürzlich vom Grafen Dandolo verbesserte Seidenzucht. Die Manufacturen und Fabriken produciren jährlich 500 Millionen Gulden an Werth, in Uhren, Porzellan, Spiegel und Messing, Stahl und Eisen, Leinwand, Baumwolle, Papier, Tabak, Zucker, Schaafwolle, Seide, Leder, Wachsbleichen. Der Handel, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt der ganzen Monarchie, Wien, ist, ist sehr bedeutend; die Aus- und Einfuhr wird durch den seit Italiens Wiedererlangung neubeginnenden Seehandel für den innern Umtrieb und Gewerbfleiß immer beträchtlicher werden. Seehandelsstädte sind Triest, Venedig und Fiume; andre Handelsstädte: Wien, Prag, Pesth, Lemberg, Brody und Grätz. Die wiener Stadtbank ist eine große Unterstützungsanstalt für den Handel; See- und Handelsschulen gibt es zu Triest und Wien. — Das Geld besteht hauptsächlich in Gulden zu 60 Xr.; 20 und 10 Xr. Stücke, Kupferscheidemünze, Goldmünzen. — Ueber das Papiergeld s. d. folg. Art. — Die herrschende Religion ist die römisch-katholische. Ihre Bisthümer sind in Deutschland und Ungarn reich dotirt, vorzüglich die Erzstifter Gran, Kolotscha, Ollmütz, Erlau u. s. w., überhaupt 14. In Lemberg und in Venedig ist ein armenisch-katholischer Erzbischof, in Venedig ein katholischer Patriarch. Die griechische Kirche steht unter dem Erzbischof von Carlowiz. Die Lutheraner und Calvinisten (zusammen 3 Millionen) haben Consistorien und Superintendenten, und mit den römisch-katholischen in Ungarn und Siebenbürgen fast gleiche bürgerliche Rechte. Noch gibt es Unitarier, Mennoniten, Muhammedaner

u. a. — Die Künste und Wissenschaften werden gepflegt in vielen Gymnasien und auf den Universitäten zu Wien, Prag, Pesth, Lemberg und Pavia. Lyceen gibt es zu Linz, Grätz, Brünn, Großwardein; für junge Edelleute und Militärs bestehn vortreffliche Akademien und andre Unterrichtsanstalten; die Bergakademie zu Schemnitz, die medicinisch-chirurgische Akademie zu Wien, die Akademie der Maler-, Bildhauer-, Bau- und Kupferstecherkunst zu Wien, die dasige Bibliothek, Bildergallerie, Münz- und Kunstsammlungen verdienen hier besondre Erwähnung. — Die Staatsverfassung ist monarchisch, in Ungarn und Siebenbürgen beschränkt, in den übrigen Staaten des Kaiserthums haben die Stände (in Tyrol gibt es mit dem Bauernstande vier) das Recht zu bewilligen, was der Kaiser fodert. Die Thronfolge ist in beiden Linien nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Der Kaiser ertheilt 7 Ritterorden: 1) den des goldnen Vließes, 2) Sternkreuzorden für Damen aus fürstlichem oder altadeligem Geschlecht, und folgende Verdienstorden: 3) den militärischen Maria Theresiaorden, 4) den königlich ungarischen Stephansorden, als Civilverdienstorden, 5) den österreichisch kaiserlichen Leopoldsorden (seit 1808), 6) Orden der eisernen Krone (erneuert 1816), 7) den Elisabeth-Theresienorden für Officiers, die wenigstens Obersten sind. Auch bestehn noch in Oesterreich a) der vormals reichsunmittelbare deutsche Orden, zu dessen Hoch- und Deutschmeister der Kaiser einen Erzherzog ernennt; b) der geistliche Johanniterorden, der in Böhmen ein Großpriorat hat, zu welchem mehrere Balleien in Nieder- und Innerösterreich gehören; c) der ritterliche Kreuzorden mit dem rothen Stern. — Die Rechtspflege ist gut geordnet und mild. Das Privatrechtsgesetzbuch vom 1sten Juni 1811 ist musterhaft. Die Gerichtsordnung wurde schon 1782 verbessert. Ein allgemeiner Strafcodex trat den 1sten Januar 1804 in Wirksamkeit. Die Staatseinkünfte belaufen sich auf 150 Millionen Gulden. Das Landheer beträgt im Frieden 180,000, im Kriege 535,000 M. Die Seemacht zu Venedig zählt 1 Linienschiff, 2 Fregatten, 24 Chebecken und Briggs. (Vergl. die Art. von den einzelnen Ländern der Monarchie). —

Oesterreichische Staatspapiere. Unter diesem Namen werden die sämmtlichen, sowohl verzinslichen als unverzinslichen, Verpflichtungen verstanden, welche Oesterreich, größtentheils in Folge seiner dreiundzwanzigjährigen Anstrengungen sowohl für die eigne Unabhängigkeit als für die Wiederherstellung der Ordnung von Europa, einzugehen genöthigt gewesen ist. Die treue Anhänglichkeit der Völker des österreichischen Kaiserstaates an das regierende Haus setzte dieses in den Stand, außer den gewöhnlichen aber unzureichenden Mitteln der verzinslichen Anleihen, auch zur Creation des Papiergeldes seine Zuflucht zu nehmen. Es circulirte nemlich schon zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution eine sehr beträchtliche Summe von Zetteln oder Noten der mit der Regierung in Verbindung stehenden Wiener Stadt-Bank. Diese Noten wurden auf Verlangen baar realisirt, und im Umlauf sogar mit einem nicht unbeträchtlichen Aufgelde honorirt. Im J. 1797, fast gleichzeitig mit den ähnlichen Vorfällen in der Londner Bank, hörte die baare Realisation auf und es zeigten sich Spuren einer beträchtlichen Vermehrung der circulirenden Summe dieses Papiers; nichts destoweniger blieb es noch zwei Jahre bei seinem vollen Werthe, und erst mit Anfange

des Jahres 1799 zeigte sich eine Werthverminderung, da die Vermehrung schon so bedeutend geworden war, daß das Silbergeld nur noch für Waare, und das Papier für die eigentliche Landeswährung galt. Der Curs wurde im Januar des Jahrs 1799 zu Wien mit 103 notirt, weil daselbst 100 Gulden baar mit 103 Gulden in Bankozetteln erkauft wurden. Wäre damals die baare Circulation herrschend gewesen, so würde Wien die eingetretene Depreciation so notirt haben, wie es das Ausland noch heute thut, nemlich die Bankozettel würden als Waare betrachtet worden seyn und die notirte Zahl nemlich 97½ würde Conventionsgeld bedeuten. — Ungeachtet der Niederlage von Marengo und Hohenlinden stieg die Depreciation von 1799 in einer fast gleichförmigen und sehr allmähligen Progression bis zum October 1805 auf 130 Gulden Bankozettel, welches einem Verluste von 23 Procent gleichkommt, wenn man diesen Curs mit 77 in Conventionsgeld ausdrückt. Im gesammten innern Handel war noch keine Preissteigerung der Lebensbedürfnisse wahrzunehmen, so daß also das Papier nur im Verhältnisse zum Auslande und in Beziehung auf den außerordentlichen Kriegesbedarf der Regierung für depreciirt anzusehen war. — Inzwischen war aber auch die Masse der verzinslichen Staatsschuld mehr und mehr angewachsen, und eine dem Geiste der österreichischen Regierung durchaus widersprechende, kaum durch den größten Drang der Noth zu entschuldigende Maasregel, die gezwungene Arrostirung der Staatsobligationen, hatte dem äußeren Credit Oesterreichs eine empfindliche Wunde geschlagen. In Folge des unglücklichen Feldzuges von Ulm und Austerlitz und der ersten feindlichen Occupation von Wien sank der Curs gegen Anfang des Jahres 1807 auf 200 in Bankozetteln (50 in Conv. Geld). Wenn man erwägt, daß der gesammte Geldbedarf der österreichischen Monarchie in ihrem vollständigen Umfange nicht wohl über 250 Mill. Gulden Conv. Geld angeschlagen werden kann, und daß sich dennoch im Jahre 1807 die Summe des emittirten künstlichen Geldes nahe an 700 Millionen belief; ferner daß der Länderbestand der Monarchie seit dem Frieden von Campo Formio bis zum Frieden von Preßburg beträchtlich reducirt war, daß also die gesammte Papiergeldmasse aus den abgetretenen auf die dem Kaiserhause verbliebenen Provinzen zurückströmte; ferner daß die reichste unter den letzteren, nemlich das Königreich Ungarn, nach ihren lokalen Verhältnissen nicht über ein Zehntheil des circulirenden Mediums bedurfte oder auf ihre Schultern nahm; endlich daß die Preise der ersten Lebensbedürfnisse noch immer keine merkliche Steigerung in dieser so überhäuften Nationalwährung erfuhren, — so muß man über die Festigkeit des innern Nationalcredits erstaunen. Außer einer nachtheiligen Vermehrung der Fabrikunternehmungen, wozu der Ueberfluß des Nationalreichthums Veranlassung gab, war noch keine Störung der inneren Haushaltung wahrzunehmen. Nunmehr aber zeigte sich ein überhandnehmender Mangel an Scheidemünze; die bessere Kupfermünze trat außer Verhältniß zu dem gesunkenen Realwerthe des ihr gleichgestellten Papiers und ward eingeschmolzen; das Ministerium des Grafen Zichy suchte diesem Mangel abzuhelfen, und gründete auf die Fabrikation metallner Surrogate der besseren Scheidemünze eine neue Finanzoperation, die durch ihr zwitterhaftes Object selbst bei dem gemeinen Manne Zweifel an der Realität der auf dem Papier ausgedrückten Valuta erregen mußte. Mehrmalige Einberufungen der in todter Hand befindlichen edlen Metalle, Punzirungen, Anleihen in Form von Lotte-

rien und halbe Maßregeln aller Art erregten Mißtrauen in die Finanzverwaltung, welches der am meisten gefährdete Handelsstand eifrigst nährte. In dieser Lage der Sachen ward der große, durch Unglück und Glück auf gleiche Weise verherrlichte Krieg von 1809 vorbereitet. An der Spitze der auswärtigen Geschäfte stand Graf Stadion, die Seele der großen Unternehmung, ihm zur Seite Graf Odonell als Hofkammerpräsident, ein durchaus unbescholtener, wohlwollender und für das Vaterland und dessen Sache begeisterter Mann. Der Napoleonischen Suprematie gegenüber war kein Finanzsystem möglich, also durfte, wenn es die Nationalfreiheit galt, kein Anstand genommen werden, kühn auf den Nationalgeist zu trassiren und die erfoderlichen 3 bis 400 Millionen neuer Bankozettel zu emittiren, da alle andere Maßregeln neben dem großen Zwecke betrachtet unzureichend erschienen. Der Erfolg des Krieges entsprach den Erwartungen nicht, die Monarchie ward in noch engere Gränzen zusammengedrängt; aber das größte Beispiel war dem gebeugten Europa gegeben, und die Urheber dieses Krieges durften mit Stolz auf sein Mißlingen zurücksehn. Indeß war der Curs im Laufe des Jahres 1809 von 200 B. Z. auf 400 (oder von 50 pCt. Conventionsgeld auf 25) gefallen; jähe Schwankungen des Curses kamen an die Tagesordnung, die Ungewißheit der Valuta und die Gelegenheit zur Wucherspeculation demoralisirte vielfältig den Handelsstand; die Preise der ersten Lebensbedürfnisse fingen an lebhaft in die Höhe zu gehn, alle Renten und Staatsbesoldungen traten außer Verhältniß zu den steigenden Preisen der Dinge; die Finanzverwaltung selbst wurde auf jedem ihrer Schritte gehemmt, auch für Friedenszeiten war ein fester Ueberschlag ihrer Bedürfnisse unmöglich geworden. Unter rastlosen Bemühungen und weitaussehenden Entwürfen für eine Remedur dieses unglücklichen Zustandes starb Graf Odonell. Sein Nachfolger war Graf Wallis, der das Werk mit kräftiger aber eben nicht schonender Hand angriff. Als wenn das Geld nur die Eine Bestimmung hätte, die laufenden Bedürfnisse des täglichen Marktes zu befriedigen, und als wenn die andre eben so große Bestimmung, vermöge deren es als Capital, als Frucht des frommen Fleißes und der Sparsamkeit, dazu dienet, Kraft und Werth für die Zukunft aufzubehalten, keiner Rücksicht würdig wäre, reducirte er vermittelst Patents vom 20sten Februar 1811 die vorhandene Masse des Papiers von 1060 Millionen Gulden auf ein Fünftheil ihres Nominalwerthes und setzte die Zinsen der Staatsobligationen auf die Hälfte herab. Es wurde unter dem Namen der Einlösungsscheine, auf dem Belauf der reducirten Summe von 212 Millionen, ein neues Papier creirt, dessen allmählige Tilgung vermittelst des Verkaufs von Staatsgütern, späterhin zu erlangender Beihülfe der ungarischen Nation und andrer ungewisser Maßregeln bewerkstelligt werden sollte. Die der Circulation verbleibende, von dem Finanzminister selbst bemessene Summe der 212 Millionen bewies, daß er selbst den Bedarf der Circulation nicht höher angeschlagen hatte; um so befremdlicher war es, daß ihm die Reflexion entging, wie der bei weitem größte Theil der bis dahin vorhandenen Summe als Capital angehäuft und nur der geringere auf dem Markte verwendet worden seyn müsse, und daß er also gerade das Vertrauen der Nation, welches sich bis dahin so glänzend bewiesen hatte, bestrafte, und nur denen zu genügen strebte, die von einem Tage zum andern lebten. Dieses Patent, die größte Calamität, welche Oesterreich jemals betroffen, mußte gerade dem edleren

Theile der Nation zu einer Lehre dienen, daß es hinfort nicht mehr darauf ankomme, auf die Zukunft zu bauen, sondern dem Curse des Tages zu folgen, den die Regierung zu ihrem einzigen Leitstern gewählt zu haben schien. So geschah es auch: wenige Monate nach Erscheinung des Patents hatte der ärmste Bürger der Monarchie begriffen, daß die Curszahl des Tages sein höchstes Gesetz sey; vom Februar bis October 1811 waren sämmtliche Lebensbedürfnisse in das Niveau der neuen Währung, d. h. auf das Fünffache gestiegen, und also sämmtliche Capitalien, Depositen, Vermögen der frommen Anstalten, der Witwen und Waisen, Renten und Besoldungen der Staatsbeamten hoffnungslos auf ein Fünftheil ihrer realen Geltung herabgesetzt. Diese Operation, die allerdings nicht in die Classe der halben Maßregeln zu setzen war, wurde mit eiserner Beharrlichkeit durchgeführt, alle Einfuhr vom Auslande gehemmt, das Kriegsmaterial des Staates veräußert und die Monarchie in einen fast wehrlosen Zustand gegen ihren unversöhnlichsten Feind versezt, um im Innern etwas zu erzwingen, was durch den Zwang am allerwenigsten zu erreichen ist. Daß eine solche Wunde verschmerzt werden, daß zwei Jahre nach dieser unglücklichen Maßregel Oesterreich in seiner ganzen Macht vor dem alten Feinde erscheinen, und zwei Jahre später (1815) in dem Zeitraume von sechs Wochen ein Heer aufstellen konnte, das alle früheren Bewaffnungen verdunkelte, beweis't mehr als alles überstandne ehrenvolle Unglück der Waffen die Unerschütterlichkeit und die fast unauflösliche innere Bindung dieser Monarchie. Die neuen Rüstungen erfoderten außerordentliche Hülfsmittel; Graf Wallis verweigerte die Vermehrung der Einlösungsscheine, und sein Nachfolger Graf Stadion sah sich genöthigt, unter dem Namen der Anticipationsscheine 45 Millionen eines neuen Papiers zu creiren. Ohne diesen, vierzehn Tage vor der Schlacht von Lützen gefaßten Entschluß hätte das durch die standhafte Consequenz des Grafen von Wallis entwaffnete Oesterreich den großen Moment der Rettung versäumen müssen. Neue Emissionen im Laufe der Jahre 1813 bis 1815 vermehrten die Summe des circulirenden Papiers von 212 und 45 auf 600 Millionen und der Curs dieser gleichgeltenden Einlösungs- und Anticipationsscheine war im Anfange des Jahres 1816 bis über 350 W. W. oder unter 28 $\frac{4}{7}$ Conv. Geld herabgesunken. — Inzwischen aber war der Zweck aller dieser Opfer erreicht worden, und jeder unpartheiische Beobachter mußte sich gestehn, daß ein falsch behandeltes Papiergeld, mit allem unverkennbaren Unheil im Gefolge, im Vergleich mit den Folgen, die ein passives Verhalten Oesterreichs gegen Frankreich für ganz Europa gehabt haben würde, doch nur als das geringere Uebel zu betrachten sey. Seit dem ersten Anscheine eines glücklichen Erfolges der alliirten Waffen im Jahre 1813 hatte Graf Stadion die große Aufgabe, die herzustellende Kraft der Monarchie für die endliche Regulirung des zerrütteten Geld- und Finanzwesens zu benutzen, niemals aus den Augen verloren. Der wiedergewonnene Länderbestand der Monarchie (obgleich die vindicirten Provinzen von einem gezwungenen Curse des Papiergeldes verschont blieben); ferner eine bedeutende Masse stipulirter Geldentrichtungen von Seiten Frankreichs und Italiens, endlich das wiederhergestellte Selbstvertrauen der Nation gaben dem einsichtsvollen Minister bedeutende Kräfte in die Hand. Aber 600 Millionen Gulden circulirenden Papiergeldes waren auf rechtlichem Wege entweder hinwegzuschaffen, oder in ihrem Nominalwerthe geltend zu machen, oder wenigstens bei

irgend einem Werthe zu fixiren; über andre 600 Millionen Gulden verzinslicher Staatsschulden waren zu fundiren, und das durch gezwungene Arrosirung und eigenmächtige Reduction verletzte Vertrauen der Creditoren herzustellen; nächstdem war der seit 1811 eingetretenen Zerrüttung der Circulation und des Finanzwesens, welche alle Operationen auf jedem Schritte gehemmt haben würde, zu steuern. Eine große Partei in Oesterreich verlangte die unmittelbare Hinwegschaffung des Papiers, vermittelst dessen Verwandlung in Obligationen, nicht überlegend was eine Nation, die sich des circulirenden Mediums plötzlich beraubt gesehn hätte, beginnen würde, und wie die österr. Kronenthaler und Zwanziger, welche von Hamburg bis Basel fast die gesammte Circulation des deutschen Reiches bildeten, von dort, bei einer eben nicht günstigen Handelsbalanz zurückzuführen wären. Graf Stadion entschied für den sanfteren Weg der allmähligen Bekämpfung des Uebels; die Concentrirung aller Finanzkräfte der Monarchie in eine Hand, so weit sie sich durchführen ließ, war eines der dringendsten Erfodernisse; ein Finanzministerium wurde errichtet; Concentrirung des Nationalcredits durch Stiftung einer freien Nationalbank; allmählige Verwandlung des Papiergeldes in verzinsliche Staatsschuld, und dieser neuen, wie der alten Schuld regelmäßige Fundirung; die Errichtung eines soliden Tilgungsfonds; Reduction des Militärs mit Schonung des materiellen Kriegscapitals, und verbesserte Stellung der Beamten: dieß waren die wesentlichen Züge des Planes, der sich seit 1816 entwickelte. Am 1sten Juni dieses Jahres erschienen mehrere kaiserliche Patente, worin die Errichtung von Verträgen über Conventionsgeld gestattet, die Absicht der rechtlichen Vertilgung des Papiers angekündigt und dem Publikum die Wege zur Verwechslung seines Papiers dargeboten wurden. Der neugestifteten Nationalbank sollten die baaren Vorräthe der Regierung überliefert werden, und dieses Institut sollte für jede ihm überlieferte Summe 2/5 des Nominalwerthes in Anweisungen auf die baaren Fonds der Bank (wirklichen Banknoten) und 3/5 in Staatsobligationen von 1 pCt. Zinsen in Metallmünze vergüten. Nächstdem sollten die Einlösungsscheine demjenigen, der 2000 Gulden derselben, nebst 200 Gulden in Conv. Gelde zahlen würde, eine der 50,000 Aktien, welche den Fonds der Bank bilden sollten eintragen. — Eine Maßregel wie diese, vor 1811 ergriffen, würde den beabsichtigten Erfolg nicht verfehlt haben; das Verlangen nach Aktien, und nach der unmittelbaren Auslösung des Papiers würde sich, wie es die Absicht des Urhebers war, die Wage gehalten haben. Aber das Vertrauen in bleibende Geldinstitute war gestört; alle Nachfrage richtete sich auf jene 2/5, d. h. auf den Schlüssel zu den baaren Geldvorräthen der Bank; und nach wenigen Wochen trat die Nothwendigkeit ein, diese Art der unmittelbaren Einlösung, welche, ohne nachhaltigen Gewinn, nur die baaren Vorräthe der Bank erschöpft haben würde, sistiren zu lassen. Durch die weise Vorkehrung, daß keine directe Auslösung der 2/5, sondern nur deren Austausch gegen Anweisungen auf die Bank versprochen worden war, blieb der Credit der Bank unerschüttert, und der Regierung konnte niemand das Recht absprechen, den bisherigen Weg der Auslösung mit einem bessern und bequemern zu vertauschen. Dieß geschah durch das Patent vom 29sten Oktober 1816, oder durch die Stiftung der in ganz Europa berühmt gewordenen Metalliques. Es ward nämlich ein freiwilliges Anlehn eröffnet, zu welchem die Einlagen mit einem Theile in verzinslichen Staatspapieren und einem Theile in Papier-

geld gemacht werden sollten. Für eine alte österreichische Staatsobligation von 100 Gulden, der man, je nachdem sie auf 6, 5, 4½, 4, 3½ oder 3 pCt. Zinsen lautete, 80, 100, 110, 120, 130 oder 140 Gulden W. W. in Einlösungsscheinen beifügte, erhielt man eine neue Staatsschuldverschreibung über 100 Gulden Conv. Geld, welche 5 pCt. Zinsen in Conv. Geld trug. Das Papier war zur Vernichtung, die eingehenden alten Obligationen zur Löschung bestimmt, und die Absonderung des Zinsenfonds, so wie des aus 1 pCt. der hierdurch erwachsenden Staatsschuld gebildeten Tilgungsfonds, wurde in demselben Patente verfügt. Diese sinnreiche Erfindung gewann allgemeinen Beifall; als freiwillige Arrosirung der Staatsobligationen war sie so segensreich in ihren Folgen, als die frühere gezwungene verderblich gewesen war; und wie sehr wurden alle Finanzoperationen der Regierung dadurch erleichtert, daß ein österreichisches Papier auf dem großen Markte von Europa genannt, gesucht und beliebt wurde. Die im Jahre 1818 abgeschlossene Bethmannische Anleihe war ein über eine Summe dieser Metalliques gegen einen baaren mittlern Kaufpreis abgeschlossenes Negoz, und die Regierung durch deren Ergebniß in den Stand gesetzt, ihr Auslösungs- und Tilgungsgeschäft desto mehr zu beleben. Mittelst Patents von 22sten Januar 1817 wurde nunmehr der Tilgungsfonds als die wesentliche Stütze aller übrigen Operationen förmlich organisirt, indem er auf die gesammte verzinsliche Staatsschuld, in wiefern sie durch die neue Arrosirung noch nicht verwandelt worden war, ausgedehnt wurde. Diesem nach dem brittischen Vorbilde eingerichteten Fonds wurden alsogleich mehrere Zuflüsse im Gesammtbetrage von 2,400,000 Gulden, theils in Conv. Geld theils in Einlösungsscheinen, zugewiesen, und von da an bis jetzt hat sich derselbe laut neustem Compte rendu vom 28sten September 1818, bis auf 5,072,580 Gulden 3 Xr. vermehrt. Von den neuen in Conventionsmünze verzinslichen Obligationen (Metalliques) waren seit 1sten März 1817 15,576,200 Gulden eingelös't und aus dem Umlaufe gezogen worden. — Im April 1818 ward die directe Arrosirung, durch dessfalsige Anzeige des Finanzministeriums, eingestellt, indem man sich vorbehielt, den großen Credit der Metalliques, so wie es in der Bethmannischen Anleihe geschehn, zu unmittelbarer Hereinziehung bedeutender baarer Massen vom Auslande zu benutzen. Aber auch diese gute und eine gewisse Meisterschaft verrathende Maßregel, ward mit den Pflichten der Treue gegen die alten Creditoren Oesterreichs in Uebereinstimmung gebracht; unterm 21sten März 1818 ward der Beschluß bekannt gemacht, sämmtliche 1811 auf die Hälfte reducirte Zinsen der Staatsobligationen zum ursprünglichen Zinsenfuß zurückzuführen. Die gesammte ältere Staatsschuld ward in Serien, jede von einer Million Capital, getheilt; fünf Serien sollten alljährlich zum Vollgenuß ihrer Zinsen zurückkehren. In jedem der Monate Januar, März, Juny, August und November sollte eine dieser Serien, durchs Loos gezogen, an die Reihe kommen; und um dem Staate keine vermehrte Zinsenlast aufzubürden, jährlich der gleiche Capitalsbetrag, mit 5 Millionen in alten Obligationen an der Börse eingelös't und vertilgt werden, wozu dem Tilgungsfonds ein eigens gewidmeter jährlicher Zufluß von 1,500,000 Gulden Conv. Münze versichert wurde. — Unter allen diesen Vorkehrungen, in denen Europa durch zunehmendes Vertrauen, die Rückkehr des alten Geistes der österreichischen Staatsverwaltung, so wie die Klugheit und Beharrlichkeit in der Ausführung, anerkannt,

Digitized by Google

waren 150 Millionen des circulirenden Papiergeldes vernichtet worden. Das vielversprechende Institut der Nationalbank hatte sich mehr und mehr gehoben; der bis dahin in ungeheuren Schwankungen wechselnde Discont war zum größen Vortheil des innern Verkehrs durch das Discontgeschäft der Bank ein für allemal in seine Gränzen gewiesen worden. Filiale der Bank wurden in den Hauptstädten der Monarchie errichtet, und ihr Papier unveränderlich dem Conv. Gelde gleichgeachtet. Die Lage der Beamten wurde gebessert und sicher gestellt, und in allen Zweigen der Finanzadministration dem Gerechten und Guten nachgestrebt. Das Hauptproblem: die Regulirung des in der Circulation verbleibenden Papiergeldes, die Befestigung seines schwankenden Werthes oder seine gänzliche Vertilgung, erfodert eine weitere Reihe von Maßregeln, welche weniger der Erfindungsgeist als eine kluge Beobachtung der Umstände an die Hand geben wird. Durch das bisher Geschehene ist der Curs über das von der Regierung beabsichtigte Niveau hinaus verbessert worden; das gesammte Tilgungsgeschäft verliert an Kraft in demselben Verhältnisse als sich der Curs verbessert. Eine gesetzliche Reduction oder Fixirung des Curses ist nach den Erfahrungen von 1811 politisch-, und nach dem rechtlichen Charakter der leitenden Personen moralisch-unmöglich. Da nun also, je besser die Tilgung im Ganzen von statten geht, und je mehr sich demnach der Nationalcredit hebt, unvermeidlich auch der Credit des Papiergeldes steigt, so muß die Frage entstehn, wie die Administration ihren ausgesprochenen Grundsatz der gänzlichen Ausrottung des Papiergeldes rechtlicher Weise ins Werk richten will, da die Tilgung der letzten hundert Millionen offenbar mit viel größeren Schwierigkeiten verknüpft seyn würde, als die der ersten fünfhundert.

Ostfriesland, ein Fürstenthum in Westphalen, jetzt zum Königreich Hannover gehörig, das von Oldenburg, dem hannöverschen Antheile an Münster oder der Provinz Meppen, der niederländischen Provinz Gröningen, dem Dollart und der Nordsee begränzt wird. Der Hauptfluß ist die schiffbare Ems, welche durch den Dollart, einen 2 1/2 Quadratmeilen großen Meerbusen sich in die Nordsee ergießt. Die Größe des Landes beträgt 52 Quadratmeilen, worauf 120,000 Menschen wohnen, die sich meistens zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land ist eben und niedrig, und muß durch Deiche gegen die Einbrüche der Nordsee geschützt werden. Längs der Küste ist sehr fruchtbarer Marschboden, wo die Viehzucht und der Ackerbau äusserst beträchtlich sind. Im Innern ist der Boden Grasland, auch morastig und mit vielen Mooren versehn. Das Clima ist feucht, dick und nicht angenehm. Die Producte bestehen vorzüglich in Getreide, Rappsaat, trefflicher Rindvieh-, Pferde- und Gänsezucht, daher auch jährlich viele Pferde, Rindvieh und gemästete Gänse ausgeführt werden. An den Küsten ist beträchtliche Fischerei, auch gibt es an derselben Austerbänke. Die Industrie ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich bloß auf Segeltuch-, Leinwand- und Lederfabriken, Strumpfstrickerei und Schiffbau in den Städten. Vormals hatte Ostfriesland seine eigenen Grafen, unter denen Enno IV. vom Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1657 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Mit dem Fürsten Carl Eduard erlosch 1744 das fürstliche Haus, und Preußen nahm, zufolge der dem Churhause Brandenburg vom Kaiser Leopold im Jahre 1694 ertheilten Anwartschaft, von dem Lande Besitz, und ließ sich die Belehnung darüber von

Digitized by Google

den Reichsvicarien im Jahre 1745 geben. Nach dem tilsiter Frieden theilte Napoleon das Fürstenthum dem Königreiche Holland zu, von dem es nebst den Herrschaften Jever und Kniphausen das elfte Departement bildete. Nur ein kleines Stück wurde zum Departement Gröningen geschlagen. Nach der Einverleibung Hollands in Frankreich im Jahre 1810 erhielt Ostfriesland den Namen Departement der östlichen Ems. Das Jahr 1813 hat Preußen wieder in den Besitz dieses Landes gesetzt. Durch den Congreß zu Wien wurde es an Hannover abgegeben.

Ostiarien, s. Ordination.

Ostindien, s. Hindostan und Indien.

Ostindische Compagnien, s. im Anhang zu diesem Bande.

Ostindienfahrer sind Schiffe, welche von den europäischen nach Ostindien handelnden Compagnien ausgerüstet werden, und gewöhnlich etwas größer als Fregatten von 40 Kanonen sind, aber nur 20 Stücke (9 und 6 Pfünder) führen.

Ostracismus hieß in Athen das Gericht, kraft dessen die Volksversammlung den Einfluß mächtiger Staatsbürger durch eine zehnjährige Verbannung unschädlich zu machen berechtigt war, — Scherbengericht. Wenn nämlich das Volk über Jemand dieses Gericht verhängen zu müssen glaubte, so schrieb jeder Bürger, der dieser Meinung war, den Namen des zu Verbannenden auf einen Scherben (Ostrakon) und legte diesen auf den Marktplatz an einem dazu bestimmten Orte nieder, der mit einem hölzernen Geländer umgeben war und zehn Eingänge hatte, durch welche sich bei der Volksversammlung die zehn Stämme Athens begaben. Die Archonten zählten dann die beschriebenen Scherben, und wenn wenigstens 6000 den Ausspruch der Verbannung ausdrückten, so war der Beschluß gültig; im Gegentheile wurde der Beklagte losgesprochen. Die Verbannung durch den Ostracismus dauerte zehn Jahre, nach deren Verfluß der Verbannte wieder zurückkehren und Besitz von seinen Gütern und allen seinen Bürgerrechten nehmen konnte. Die Sache selbst hatte nichts Schimpfliches oder Entehrendes, denn sie wurde nicht bei Uebelthätern angewendet, sondern nur bei denjenigen, welche sich durch Vorzüge, Verdienste, Reichthümer u. s. w. ein überwiegendes Ansehn erworben hatten, wodurch sie den Neid oder Argwohn ihrer Mitbürger auf sich zogen. Aristoteles und Plutarch nennen den Ostracismus ein Heilmittel des Staats; doch benutzten ihn oft Neid und Bosheit zur Erreichung ihrer Absichten, und beschränkten durch ihn die freie Wirksamkeit großer Männer für ihr Vaterland.

Oströmisches Kaiserthum, s. Byzantiner.

Ostsee, s. Baltisches Meer.

Otaheiti, Taiti, die Königin auf dem Südmeere, vormals Sagittaria, Neu-Cythere, Wallis, König Georgs III. Insel genannt, die größte unter den gesellschaftlichen oder Societäts-Inseln, gehört zu Australien, liegt in der Südsee unter einem glücklichen Himmel, 228° Länge und 18° südlicher Breite. Diese anmuthige, von einem höchst sinnlichen und naiven Naturvölkchen bewohnte Eiland wurde von dem englischen Capitain Wallis im J. 1767 entdeckt und in Besitz genommen. In der Folge machte Spanien eine Urkunde über die Abhängigkeit dieser Insel von Spanien im J. 1775 bekannt, die aber ohne Wirkung geblieben ist. Cook, der 1769, 1773 und 1777 auf Otaheiti landete, und Forster haben uns diese Inselgruppe zuerst genauer kennen gelehrt. Die Phantasie

Digitized by Google

der Europäer bildete daraus eine idyllische Unschuldswelt, deren Könige Geßners Hirten glichen. Man schwärmte damals mit Rousseau, daß die Cultur unsittlich und unglücklich mache, und hielt das Eigenthum für ein willkürliches Institut der bürgerlichen Gesellschaft; allein die nähere Bekanntschaft mit jenen Insulanern, ehe sie noch durch europäische Gewohnheiten und Laster verführt waren, zeigte bald, daß ohne Liebe zur Arbeit und ohne Achtung für das Eigenthum der Mensch, auch wenn die Natur ihn noch so freigebig ausstattet, sich nicht zu einem sittlichen Wesen entwickeln kann. Nach vielen mißlungenen Bekehrungsversuchen, z. B. der Brüdergemeinde seit 1797, ist es endlich englischen Missionarien geglückt, unter den durch europäische Laster verwilderten Otaheitern das Christenthum einzuführen. Die Bewohner von Otaheiti, Eimeo, Tapuamaun, Hunheine, Rajatea, Tahaa, Borabora und Maura haben seit 1817 den Götzendienst ganz verlassen. Die alten heidnischen Bilder und Altäre (z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel) sind verschwunden, eben so die schrecklichen Menschenopfer und Kindermorde. Auf Otaheiti waren im J. 1818, 60 Capellen und auf Eimeo 18 erbaut. Der Sonntag wird jetzt auf sämmtlichen Inseln gefeiert. Ungefähr 4000 von den Bewohnern konnten damals lesen, und viele hatten auch schreiben gelernt. — Otaheiti hat auf 30 Q. Meilen 5000 Einwohner. Cook zählte daselbst vor 1770, und Bougainville, der 1768 dort war, gegen 200,000 Menschen. Die Abnahme der Bevölkerung war eine Folge der hitzigen Getränke und der syphilitischen Krankheiten, mit welchen sie die Europäer beschenkten, so wie des durch die Priester geheiligten Gebrauchs, daß die Weiber der vornehmsten Classe ihre Kinder gleich nach der Geburt tödteten. Die Insel ist gebirgig, eine Bergspitze hat nach Forster 10,230 Fuß Höhe. Da sie sich in zwei Halbinseln theilt, eine größere und eine kleinere, jede mit einem Hafen, so hat sie auch zwei Erbkönige, und Ehrgeiz und Schwäche spielen hier so gut mit dem Glücke der Völker, wie in Europa. In der Nähe liegen mehrere kleinere und größere Inseln, unter welchen Rajatea der Insel Otaheiti an Schönheit fast gleich kommt. Die Blutrache verwickelte bisher diese Völkerschaften oft in hartnäckige Kriege, die sie zu Lande und zur See führten, wobei die Gefangenen bisweilen grausam zu Tode gemartert wurden. Das sonst gutmüthige, gastfreie, frohe Völkchen auf Otaheiti ist von weißer Farbe mit etwas braungelbem Anstriche. Die Wohlhabenden zeichnet eine schöne Bildung aus. Die ärmern Einwohner treiben den Feldbau, aber ohne Ermüdung: denn drei Brotfruchtbäume können einen Menschen ein Jahr hindurch ernähren. Der Getreidebau macht ihnen zu viel Mühe, so auch die europäischen Küchenkräuter. Auch haben sie Kokosnüsse, Bananas, Plantanen, Yamswurzeln, Pisang, Pataten, Arawurzeln u. s. w. Man bewundert die Geschicklichkeit der Einwohner im Verfertigen kunstreicher Zeuge vom Baste des Papiermaulbeerbaums, geflochtener Matten, Canots, Fischergeräthe, musikalischer Instrumente und Waffen aus Steinen, z. B. Basalt, Knochen und Eisen. Sie ergötzen sich mit Musik und dramatischen Tänzen. Ihre Kenntnisse bestehen außer jenen mechanischen Geschicklichkeiten fast nur in Heilmitteln. Beide Geschlechter tätowiren sich. Von den Europäern haben sie zu ihren einheimischen Thieren, unter welchen die Hunde und Schweine die Hauptnahrung der Vornehmern sind (Vögel und Fische für die übrigen), Pferde, Ziegen, Schafe, Pfauen, Truthüner und Gänse

Digitized by Google

erhalten; auch hat man Zuckerrohr und Kartoffeln gepflanzt, welche gut fortkommen. Sie kennen nur den Tauschhandel. Im Allgemeinen sind sie nicht so gelehrig, wie die Sandwich-Insulaner; daher sie kaum den Gebrauch der Säge und der Schmiede von den Missionarien gelernt haben. Wer die liebenswürdige Königin Oberea, die Freundin des Capitäns Wallis, wer den gutmüthigen Tupia, welcher aus Freundschaft dem Capitän Cook folgte, und auf der See starb, und den ehrlichen Omai, der mit Cook nach London reisete, wo er eine Zeit lang die vornehme Welt beschäftigte, näher kennen lernen will, der lese J. Reinh. Forsters Reise um die Welt, Berlin 1778—84; v. Zimmermanns Australien, Hamburg, 1810; Lindners Australien, Weimar 1814; und Reisen der Spanier nach der Südsee, insbesondere nach Otaheiti, übersetzt mit Anmerkungen von Bratring, Berlin 1812. Seit Forsters Zeit hat sich der Charakter dieser Insulaner sehr verändert. Die Menge der ihnen durch die Britten zugeführten Werkzeuge (besonders Pulver und Blei) hat sie verleitet, die ihrigen bei Seite zu legen; auch mußten die vielen Ausschweifungen, welche seit der Ankunft der Europäer, von denen mehrere Ausreißer und verdorbene Menschen unter ihnen sich ansiedelten, auf Otaheiti überhand genommen hatten, dem Kunstfleiße sehr nachtheilig werden. K.

Otfried. Ungeachtet der Vorliebe Carls des Großen für die deutsche Sprache und der unter Ludwig dem Frommen für die neubekehrten Sachsen veranstalteten poetischen Uebersetzung der Bibel, würde doch die noch rauhe deutsche Sprache ohne den Vertrag von Verdun (843), in welchem Deutschlands Selbstständigkeit begründet wurde, unfehlbar von der biegsamen und durch das Verhältniß ihres Vaterlandes zu Deutschland begünstigtern fränkischen endlich verdrängt worden seyn. Wenn sie indessen auch seit dieser Zeit im gemeinen Leben, und auch in Schriften üblicher wurde, so waren es doch nur wenige, welche für ihre höhere grammatische und wissenschaftliche Ausbildung etwas thaten, und sie fanden damit bei den Gelehrten ihrer Zeitgenossen wenig Dank. Den ersten größern und ganz auf unsere Zeiten gekommenen Versuch dieser Art verdanken wir dem biedern Otfried. Er war Mönch des Benedictinerklosters Weißenburg im Elsaß, eine Zeit lang Schüler des Rabanus Maurus zu Fulda, und dann Vorsteher der Schule seines Klosters, wo er sich von 840 bis 870 berühmt machte. Unter Ludwig II., oder dem Deutschen, verfertigte er eine poetische Umschreibung der evangelischen Geschichte, (eine sogenannte Harmonie der vier Evangelien) in kurzen Reimpaaren, von denen je zwei eine Strophe bilden, in der alten fränkisch-deutschen Mundart (herausgegeben von Matthias Flacius, Basel 1571 8., und in Schilters Thes. antiq. teutonicarum, T. I.). Neben dem hohen Interesse, welches dieses kostbare Ueberbleibsel der alten deutschen Literatur für die Geschichte der Sprache hat, erregen auch einzelne Stellen, in denen Otfried, von heiliger Begeisterung ergriffen, mit allen Härten seiner Sprache siegend kämpft, Achtung für die Talente des Dichters. Viele seiner Bilder sind erhaben und stark, seine Wendungen und Ausdrücke kühn. Nicht minder schätzenswerth macht ihn der edle Stolz, mit welchem er die hohen Vorzüge seiner Nation preiset, und die daher entspringende Verbindlichkeit zur Ausbildung ihrer Sprache empfiehlt. Von den deutschen Predigten auf die Feste und Heiligen, welche er in Prosa schrieb, haben sich nur geringe Bruchstücke erhalten. Auch wird ihm

eine von J. G. Eccard (Hamburg 1713. 8.) herausgegebene Katechese beigelegt.

Otho (Marcus Sylvius), der Nachfolger des Kaisers Galba, stammte aus einer consularischen Familie, verlebte seine Jugend in Schwelgerei und Müßiggang, und wurde des Nero Günstling und Vertrauter. Dieser Kaiser ernannte ihn zum Statthalter von Lusitanien, um seiner Liebe zur Poppäa Sabina, der Gemahlin Otho's, auf deren Schönheit ihn dieser selbst aufmerksam gemacht hatte, um so ungehinderter folgen zu können. Otho verwaltete diese Stelle zehn Jahre lang mit Ruhm. Er war der erste, der sich für den Galba erklärte, als dieser sich gegen den Nero empörte, begleitete ihn nach Rom und ward nach dessen Thronbesteigung zum erstenmale Consul (im Jahre Roms 821). Da ihn Galba nicht zum Nachfolger ernannte, und die Zerrüttung seines Vermögens ihn in die peinlichste Lage versetzte, so dachte er darauf, den Kaiser zu stürzen. Dieß gelang ihm mit Hülfe der Prätorianer und der übrigen Truppen, die er leicht zu gewinnen wußte. Galba wurde ermordet und Otho zum Kaiser ausgerufen. Aber die Legionen in Deutschland ernannten den Vitellius zum Kaiser. Umsonst bot Otho unmäßige Summen, diesen zu gewinnen. Vitellius schlug das Anerbieten aus, Mitkaiser zu werden, und ließ sein Heer über die Alpen gehen. Otho, für den sich die meisten Provinzen erklärt hatten, sandte diesen alten Kriegern ein zwar neugeschaffnes Heer entgegen, aber an der Spitze desselben standen die kriegerfahrensten Feldherren, welche des Vitellius getheilte Truppen dreimal schlugen. Dadurch stolz und unvorsichtig gemacht, verwarf er den Rath seiner Feldherren, den Feind durch Mangel aufzureiben, und befahl ein entscheidendes Treffen gegen die nun vereinigten Truppen des Vitellius einzugehen. Otho wurde besiegt, und beschloß auf die Nachricht davon, durch freiwilligen Tod den Bürgerkrieg zu enden, so wenig auch seine Lage ihn zu einem so verzweifelten Entschlusse trieb. Er durchbohrte sich mit einem Dolche, nachdem er drei Monate und drei Tage regiert hatte, und bewies durch diese That, wie durch manche frühere, daß er bei aller Sittenlosigkeit und Ausschweifung einen kühnen und entschlossenen Geist besaß.

Otranto, eine Provinz im Königreich Neapel, deren Hauptstadt auch Otranto heißt. — **Herzog von Otranto**, s. **Fouché**.

Ottave Reime, Octavreime, s. **Stanze**.

Ottensen, ein großes und schönes Dorf in Holstein, nahe bei Altona, mit 1500 Einwohnern, dessen Kirchhof durch die geweihten Gräber **Klopstocks** und seiner **Meta**, des Herzogs **Carl Wilhelm Ferdinand** von Braunschweig (s. **Braunschweig, C. W. F. von**), welcher in dem Grabgewölbe der Kirche ruht, wie durch die Grabstätte der vertriebenen Hamburger berühmt ist.

Otter, s. **Schlange**.

Otto I., mit dem Beinamen der Große, Heinrichs I. und der Mathilde Sohn, war am 22sten November 912 geboren. Groß und gewaltig als Krieger und Eroberer, war er zugleich unbändig, stolz und eigennützig. Diese Eigenschaften machten ihn seine Brüder zu Feinden, und selbst seine Mutter so abgeneigt, daß sie alles anwandte, ihren zweiten Sohn Heinrich auf den Kaiserthron zu erheben. Die Stände schwankten, welchen Entschluß sie fassen sollten; Otto's Festigkeit siegte über ihren Wankelmuth. Er ward 936 zu Aachen zum deutschen Könige gekrönt, aber des ruhigen Besitzes der

Digitized by Google

Krone sollte er sich nicht freuen. Ein Aufstand in Böhmen war kaum durch Herrmann Billung, dem Otto das Herzogthum Sachsen verliehen hatte, gestillt worden, als die Söhne des verstorbenen Herzogs Arnulph in Bayern, welche nach Unabhängigkeit strebten, von ihm bekriegt werden mußten. Er besiegte sie und gab das Herzogthum an Arnulphs Bruder Berthold (939). Eben so fand sich der Herzog Eberhard von Franken durch einen königlichen Ausspruch beleidigt, verband sich mit Otto's Stiefbruder Tankmar, welcher zu den Waffen gegriffen hatte, weil Otto sein Erbe einem Fremden gab. Beide hatten sich der Festung Eresburg bemächtigt. Otto zwang sie zur Uebergabe, und Tankmar wurde innerhalb der schützenden Mauern der Kirche neben dem Altare ermordet. Eberhard, der anfangs verbannt worden, später jedoch sein Herzogthum wieder erhalten hatte, erneuerte die Fehde, im Bunde mit Otto's Bruder Heinrich, mit Giselbert von Lothringen, Otto's Schwager, und unterstützt vom Könige von Frankreich. Herzog Herrmann von Schwaben besiegte (939) Otto's Feinde; Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank im Rheine, und der König von Frankreich schloß Frieden (940) und vermählte sich mit Otto's Schwester, der Witwe Giselberts. Graf Conrad von Worms ward mit Lothringen belehnt, und heirathete Otto's Tochter Luitgard. Seinem Sohne Ludolf Otto gab er (949) das Herzogthum Schwaben, und seinem Bruder Heinrich, nachdem die Mutter beide mit einander versöhnt hatte, Bayern (947). Auch bei den Nachbarn erwarb sich Otto durch seine Waffen Hochachtung. Die Dänen, welche verheerend in Deutschland eingefallen waren, wurden von ihm über die Eyder zurückgetrieben, die er zu Deutschlands Gränze bestimmte. Der König Harald konnte seine Krone nur unter der Bedingung retten, daß er Dänemark dem deutschen Reiche lehn- und tributpflichtig machte, und das Christenthum annahm. In das Meer, das Dänemark von Norwegen scheidet — noch jetzt der Ottensund genannt — stieß er seine Lanze, zum Zeichen, daß nur das Meer seine weitern Fortschritte hemme. Das Königreich Böhmen hatte Otto an Wenzel gegeben, der von seinem Bruder Boleslaus ermordet wurde. Da Otto sich weigerte, diesem den erledigten Thron zu verleihen, so beschloß derselbe, Böhmen von Deutschland unabhängig zu machen. Ein vierzehnjähriger Krieg begann, der damit endigte, daß Boleslaus die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs anerkannte und sich taufen ließ. König Ludwig (Outremer) rief ihn zu Hülfe gegen seine aufrührerischen Vasallen, die ihn unter Anführung des mächtigen Grafen Hugo vom Throne zu stoßen suchten. Otto trieb die Aufrührer zu Paaren und befestigte seines Schwagers Herrschaft. Die Italiener riefen ihn herbei, sie von den Bedrückungen Berengars II. zu befreien. Er besiegte den Usurpator und vermählte sich mit des vorigen Königs Lothar Witwe, Adelheid, worauf er (951) zu Pavia als lombardischer König gekrönt wurde. Diese zweite Ehe hatte aber verschiedene nachtheilige Folgen. Sie verwickelte ihn nicht nur in weitaussehende Kämpfe wegen des Besitzes von Italien (s. d. Art.), sondern bewirkte auch, daß viele Ausländer an den Hof gezogen wurden, und seine würdigsten Familienmitglieder sich aus Mißvergnügen gegen ihn auflehnten. Sein wackrer Sohn, Ludolf von Schwaben, verband sich mit seinem Schwager, dem Herzoge Conrad von Lothringen, jedoch weniger gegen den Vater, als gegen den ränkevollen Herzog von Bayern, Otto's Bruder, der Adelheids Gunst zu erhalten gewußt hatte. Dennoch verloren beide

Digitized by Google

(954) ihre Herzogthümer. Schwaben erhielt Burkhard, des bayerschen Heinrichs Schwiegersohn; Lothringen wurde in zwei Herzogthümer getheilt. Ober-Lothringen bekam Friedrich; Nieder-Lothringen Gottfried; über beide führte der Erzbischof Bruno von Cöln, Otto's Bruder, die Oberaufsicht. Kaum waren diese Angelegenheiten geordnet, als die vom Kaiser Heinrich nachdrücklich zurückgeschlagenen Ungarn aufs Neue einen Einbruch in Deutschland versuchten. Otto führte die gesammte Macht des Reichs gegen sie, und schlug sie auf dem Lechfelde bei Augsburg (den 10ten August 955) dergestalt, daß sie seit dieser Zeit keinen neuen Angriff auf Deutschland wagten. Gesichert vor den Ungarn, richtete Otto seinen Blick wieder auf Italien, als Berengar, der ihm den Vasalleneid geschworen hatte, einen neuen Empörungsversuch wagte. Er ging dahin und ward (961) vom Erzbischofe von Mailand zum Könige von Italien und bald darauf (am 2ten Februar 962) vom Papste Johann XII. in Rom zum Kaiser gekrönt. Dieser schwur dem Kaiser den Eid der Treue; die römische Geistlichkeit versprach künftig keinen Papst anders, als in Gegenwart kaiserlicher Commissäre zu wählen. Otto dagegen bestätigte die verschiedenen dem Papste gemachten Schenkungen, ohne sie jedoch näher zu bestimmen. Bald aber reuete es dem Papste, sich in dem Kaiser einen Herrn gesetzt zu haben, und er wagte zu den Waffen zu greifen, während Otto in Pavia war. Dieser eilte nach Rom, ließ den Papst absetzen, und statt seiner Leo VIII. wählen (963), wofür ihm und allen seinen Nachfolgern die ausgedehntesten Rechte bewilligt wurden. Aber kaum war Otto nach Deutschland zurückgekehrt, als die Römer frei seyn wollten, den Papst absetzten und die alte Verfassung herstellten. Otto erschien abermals in Rom und bestrafte die Schuldigen mit dem Tode. In seinen letzten Lebensjahren gerieth er mit den morgenländischen Kaisern in einen Krieg, der damit endigte, daß der Kaiser Johann Zimisces seine Nichte Theophanie an Otto's Sohn vermählte. Bald darauf, den 7ten Mai 973, setzte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel. Er starb mit dem Ruhme, Carls des Großen Reich in Italien wieder hergestellt zu haben; aber Carl war der Rächer, Otto der Besieger und Unterdrücker Roms. Otto besaß große Eigenschaften, hohen Muth, Geradheit und die strengste Gerechtigkeitsliebe. Die Geistlichkeit, deren Freund er war, verdankt ihm in Deutschland ihre Macht und Reichthümer; er verlieh ihr ganze Herzogthümer und Grafschaften mit fürstlicher Gewalt. Er liegt beerdigt in dem Dome zu Magdeburg, den er bauen ließ. Im folgte

Otto II., geboren 955, Otto's I. und der schönen Adelheid jüngster Sohn. Den Kaiserthron bestieg er den 13ten Mai 973. Seine Brüder waren vor dem Vater gestorben. Dieser ernannte ihn zu seinem Mitregenten, und ließ ihn zum römischen Könige krönen, so daß er der erste römische König war, den uns die Geschichte der Deutschen aufstellt. Er hatte von seinem Vater jenen heftigen unsteten Geist geerbt, der sich mit großen Entwürfen beschäftigt und zu ihrer Ausführung eilt, bevor sie noch völlig gereift sind. Heftige Leidenschaften stürmten in der Seele Otto's II., und da er schon im 29sten Jahre seinen mißlungenen Entwürfen unterlag, so hatte er nicht einmal das Glück, durch reifere Handlungen die Welt mit den Uebereilungen seiner Jugend auszusöhnen. In den ersten Jahren hatte sich Adelheid der Zügel der Regierung bemächtigt. Als Otto, der Abhängigkeit müde, sie vom Hofe entfernte, brach ein Bürger-

krieg aus, an dessen Spitze der junge Herzog von Bayern, Heinrich, stand. Otto verfuhr mit Strenge gegen seinen Vetter Heinrich, nahm ihm Bayern, und verlieh es seinem Vetter Otto von Schwaben (978), der dadurch zum Besitz zweier großen Lehen gelangte. Mit König Lothar gerieth er über Lothringen in Krieg. Er versammelte 60,000 Mann, verheerte die Champagne und drang bis Paris vor, dessen Vorstädte er verbrannte. Aber auf dem Rückmarsche wurde er an der Aisne geschlagen. Der Graf von Anjou verfolgte ihn durch die Ardennen und foderte ihn zum Zweikampf, den Otto aber ausschlug. — In Italien suchte er seine Macht dadurch fester zu begründen, daß er die Griechen aus dem Ueberreste des Exarchats in Apulien und Calabrien verdrängen wollte. Diese riefen aber die Araber (981) von Sicilien zu Hülfe, und Otto erlitt bei Basentello in Calabrien (den 13ten Juli 982) eine völlige Niederlage. Er selbst floh vor den ihn verfolgenden Arabern nach dem Meere, warf sich in dasselbe, und ward von einem vorbeisegelnden griechischen Schiffe aufgenommen, weil er versprach, sich nach Constantinopel bringen zu lassen, wenn man ihn vorher zu Rosano in Calabrien aussetzen würde, wo seine Gemahlin, eine geborne Griechin, sich mit großen Schätzen befände. Man benachrichtigte Theophanien von dem Schicksale ihres Gemahls. Der griechische Befehlshaber aber erlaubte Keinem den Eintritt ins Schiff, außer einem deutschen Bischofe und den Mädchen, welche die zugesicherten Schätze überbringen sollten. Die Griechen, von Geldburst ergriffen, waren eben mit diesen Kostbarkeiten beschäftigt, als Otto sich ins Meer stürzte, um sich durch seine Fertigkeit im Schwimmen zu retten. Zwar wollten ihn die Griechen daran hindern, aber unter den Mädchen befanden sich verkleidete Jünglinge, welche die Flucht ihres Kaisers sicherten. So entkam Otto der Gefahr, aber seine Gesundheit war zerrüttet, sein Geist gebrochen. Auf einem Reichstage zu Verona, wo sein dreijähriger Sohn zum Nachfolger ernannt wurde, beschloß man die Griechen und Araber anzugreifen und selbst Sicilien zu erobern. Aber Otto erlag seinem Kummer in der Blüthe seines Lebens. Er starb zu Rom den 7ten December 983. — Sein Sohn, Otto III., der ihm folgte, war 980 geboren und starb schon 1002. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des sächsischen Kaiserhauses.

Otto von Wittelsbach, genannt der Große, seit 1180 Herzog von Bayern, war zu Kelheim geboren, und von ihm stammt das noch jetzt in Bayern regierende Fürstenhaus ab. Früher war er Pfalzgraf von Bayern, und hatte sich durch seine Tapferkeit sehr hervorgethan. Auf dem ersten Heereszuge Friedrichs des Rothbarts nach Italien nahm er mit 200 Mann einen steilen Felsen ein, der den Uebergang über die Etsch bei Verona vertheidigte. Das Mailändische, Toscanische, und alle die Orte, wohin Friedrich seine Waffen trug, waren zu verschiednen Malen der Schauplatz seiner Heldenthaten. Friedrich gebrauchte ihn zu verschiedenen wichtigen Verhandlungen, und obgleich er Regensburg als freie Reichsstadt und das tyroler Land von Bayern trennte, so war ihm Otto darum nicht minder treu. Otto starb 1183. (S. Bayern). Ferner ist unter diesem Namen vorzüglich bekannt:

Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, Otto des Großen Brudersohn, als Königsmörder merkwürdig. Philipp von Schwaben, für welchen er gegen Otto IV. tapfer kämpfte, hatte ihm seine Tochter zur Gemahlin versprochen, aber, vor dem Charakter Otto's

gewarnt, sein Wort nicht gehalten und überdieß folgende neue Treulosigkeit an ihm begangen. Als sich Otto nachher mit der Tochter eines polnischen Herzogs vermählen wollte, gab ihm Philipp statt des versprochenen Empfehlungsschreibens einen Brief mit, worin der Herzog vor ihm, als einem Unruhestifter, gewarnt und gebeten wurde, ihn seiner eignen Sicherheit wegen zu verhaften. Otto ahnete Betrug, erbrach den Brief und eilte voll Zorn und Rache (1208) nach Bamberg, wo eben Philipp seinen Hof hielt. Er drang (den 21sten Juni) mit bloßem Schwerte in sein Gemach und versetzte ihm eine tödtliche Wunde am Kopfe, an welcher er bald starb. In der ersten Bestürzung der Hofleute entkam er glücklich aus dem Schlosse. Aber Otto IV., der nunmehr die Kaiserwürde erhielt, erklärte den Mörder (1208) auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main und bald nachher auf dem zu Augsburg für vogelfrei. Der Marschall von Pappenheim traf 1209 den Geächteten auf der Flucht an der Donau, und ermordete ihn, worauf auch Otto's Schloß Wittelsbach in Ober-Bayern, der Sitz einer ansehnlichen Grafschaft, zerstört wurde. — Ueber Babo's dramatische Bearbeitung dieser Geschichte siehe Babo. Von geringerm Werthe ist Steinbergs Trauerspiel dieses Namens.

Otto von Freysingen, des Markgrafen von Oesterreich, Leopolds des Heiligen, und der Agnes (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) Sohn. Sein Vater, der ihn dem geistlichen Stande widmete, ernannte ihn zum Propste des von ihm gestifteten Klosters zu Neuburg, übertrug aber die Verwaltung dieses Amts einstweilen einem Andern, bis sein Sohn von Paris, wohin er ihn wegen seiner Studien gesendet hatte, zurückgekehrt seyn würde. Vorzügliche Talente, eine ungemeine Gelehrsamkeit und seine edle Geburt versprachen dem jungen Otto die glänzendsten geistlichen Würden; aber, fern von allem Ehrgeize, trat er auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund in den Cisterzienserorden, und wurde in kurzem Abt dieses Klosters. Hier würde er in frommer Sitte sein Leben hingebracht haben, hätte ihn nicht sein Stiefbruder, Kaiser Conrad III., im Jahre 1137 veranlaßt, das Bisthum Freysingen anzunehmen, das er zwanzig Jahre bis an seinen (am 22sten September 1158 erfolgten) Tod verwaltete. Durch eine allgemeine Geschichte (gewöhnlich mit Unrecht Chronik genannt) bis zum Jahre 1146, in acht Büchern, und durch eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. in zwei Büchern, hat er sich unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erworben. Entgeht auch sein Styl nicht immer dem Vorwurfe des Gezwungenen und Gekünstelten, so zeigt doch seine ganze Behandlung des Stoffs den mit dem Leben und Treiben der großen Welt vertrauten Mann. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten und gründlichsten Nachrichten, und er erwarb sich das Verdienst, interessante Urkunden ganz einzurücken. Seine mit Unrecht ehedem oft bezweifelte Unparteilichkeit macht ihn höchst schätzenswerth; am schönsten hat er sie in der Schilderung der Streitigkeiten zwischen dem Papste und dem Kaiser bewährt, bei welcher er, an die eine Partei durch seine Verhältnisse als Geistlicher, an die andre durch seine Blutsfreundschaft geknüpft, allerdings einen höchst mißlichen Standpunkt hatte. Uebrigens war seine Ansicht der Geschichte, als eines großen Trauerspiels, welche durch sein ganzes Werk hindurch geht, gewiß nicht mönchische Frömmelei, sondern tiefgeschöpftes Resultat aus den Schicksalen seiner eigenen Fa-

milis und aus den Ereignissen, welche die damals in trüben Massen gährende Welt seiner Beobachtung darbot. — Neueste Ausgabe seiner Schriften in Urstisius Sammlung deutscher Geschichtschreiber; seine Geschichte Friedrichs I. deutsch bearbeitet in Schillers Memoiren, erste Abtheilung 2. Band.

Ottomanisches Reich, s. Osmanisches Reich.

Otus, s. Aloiden.

Otway (Thomas), ein berühmter englischer Tragödiendichter, geboren 1651 zu Trotting in Sussex, erhielt seinen ersten Unterricht zu Winchester, und bezog 1669 die Universität Oxford. Aber Mangel und vielleicht eine gewisse Unregelmäßigkeit waren Ursache, daß er vor Beendigung seiner Studien die Universität verließ. Er ging nach London, und betrat die Bühne, jedoch ohne besondern Erfolg. Er hoffte als Theaterdichter glücklicher zu seyn. Im Jahre 1675 wurde sein erstes Trauerspiel, Acibiades, gegeben; im nächsten Jahre erschien sein Don Carlos, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Seine theatralischen Arbeiten verschafften ihm die Bekanntschaft mit mehrern Männern aus der großen Welt, unter andern mit dem Earl of Plymouth, einem natürlichen Sohne Carls II., der ihm bei den 1677 nach Flandern bestimmten Truppen eine Anstellung als Cornet verschaffte. Otway folgte zwar seinem Regimente, kam aber bald in seiner gewohnten Dürftigkeit nach London zurück. Hier fuhr er fort, durch Arbeiten für das Theater seinen Unterhalt zu erwerben, den jedoch Mangel an Aufmunterung und Ausschweifungen sehr schmälerten. Er übersetzte zwei Stücke (Titus und Berenice, und die Schelmstreiche Scapins) aus dem Französischen, und schrieb zwei neue Tragödien: The Orphan (1680) und Venice preserved (1682), welche letztere sich auf der Bühne erhalten und seinen Ruf gegründet haben (s. d. Art. Englisches Theater). Wäre Otway auf diesem Wege fortgegangen, so würde er gewiß noch größere Werke geliefert haben, aber die äußerste Noth, aus der er sich nie emporarbeiten konnte, machte seinem Leben schon 1685 ein Ende. Nach einer allgemein verbreiteten Erzählung war er dem Verhungern nahe, als er eine Guinee geschenkt bekam. Er kaufte sich dafür sogleich etwas zu essen, und verschlang es mit solcher Hast, daß er daran ersticken mußte. Johnson stellt diese Angabe in Zweifel; nach den von Poppe eingezogenen Erkundigungen starb er an einem Fieber. Sein Tod erregte zwar Theilnahme, aber sein unsittlicher Charakter hatte ihn um die allgemeine Achtung gebracht. Ueberdieß hat er sich in seinem Leben und seinen Schriften als einen schamlosen Schmeichler der Großen gezeigt.

Oudendorp (Franz van), ein berühmter holländischer Philolog, durch seine reichhaltigen Ausgaben des Lucan (Leiden, 1728 4.) Julius Cäsar (1737. 4.), Sueton (1751. 8.), Apulejus (1786. 4. aus seinem Nachlasse) u. s. w. berühmt. Er war 1696 zu Leiden geboren, ward 1724 Rector der Schule zu Nimwegen, 1726 zu Harlem, und 1740 Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Leiden, wo er 1761 starb.

Oudinot, Marschall, Herzog von Reggio, Großkreuz der Ehrenlegion u. s. w., geboren zu Bar in Lothringen, stieg durch persönliche Tapferkeit und seine militärischen Talente schnell vom gemeinen Soldaten bis zum Generale. Er commandirte 1796 ein Corps bei der Rheinarmee, und 1798 nahm seine Division Mannheim ein. Hierauf diente er unter Massena in der Schweiz. Von da ging er

Digitized by Google

als Chef des Generalstabs zur Armee in Italien und bekleidete diesen Posten in den Jahren 1800 und 1801. Im April 1805 erhielt er an Junots Stelle, der nach Portugal gesandt wurde, das Obercommando der Grenadiere von der Reserve der Armee zu Boulogne. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Oesterreich befehligte er eine Division und war einer der Ersten, die über den Rhein gingen. Er zeichnete sich sodann in dem Gefechte von Werlingen und Amstetten aus, wurde in dem Gefechte von Juntersdorf verwundet, in Wien behandelt und übernahm nach wenigen Tagen das Commando der Grenadiere wieder. In dem Feldzuge von 1807 that er sich vorzüglich in der Schlacht von Friedland hervor, ging dann nach Frankreich, ward zum Reichsgrafen ernannt, und bei der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders (1808) zum Commandanten zu Erfurt. In dem Feldzuge von 1809 stand er an der Spitze der Gardegrenadiere. Er ward nach dem Frieden zum Herzoge von Reggio und zum Commandirenden in Holland ernannt. Im russischen Feldzuge (1812) befehligte er wieder die Grenadiere, wurde 1813 bei Großbeeren (s. d. Art.) geschlagen, commandirte in der Schlacht bei Leipzig das 12te Armeecorps und auf dem Rückzuge die Reservegarde, und blieb thätig bis zur Entthronung Napoleons. Den 8ten April 1814 unterwarf er sich der neuen Regierung, wurde den 15ten April Mitglied des provisorischen Staatsraths, und hierauf von dem Könige zum Pair ernannt. Nach Buonaparte's Rückkehr von Elba hatte er bei ihm eine Audienz in Paris, nahm aber keinen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Er trat hierauf unter Ludwig XVIII. in seine vorigen Verhältnisse zurück. Als ein erfahrner Krieger von seltner Unerschrockenheit, der sich nicht bereichert hat, und daher der ärmste Marschall von Frankreich ist, steht er in allgemeiner Achtung.

Duseley (Sir William), einer der berühmtesten Orientalisten unserer Zeit, geboren in Monmouthshire 1771. Im Jahre 1787 besuchte er Paris, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Im folgenden Jahre wurde er Cornet bei dem 8ten brittischen Dragoner-Regimente. Von dieser Zeit an widmete er alle seine Nebenstunden dem Studium der morgenländischen Sprachen, und verließ nach dem Feldzuge unter dem Herzoge von York gegen die Franzosen 1794 den Dienst, um sich ihnen ganz hinzugeben. Zu diesem Zwecke besuchte er die Universität Leiden und gab 1795 seine Persian Miscellanies etc. heraus. Darauf wurde er als Major zu einem Dragoner-Regimente nach Carlisle abgerufen, und heirathete die Tochter seines Obersten. Als dieses Regiment bald darauf reducirt wurde, ging er nach London, um sich mit dem größten Eifer seinen Lieblingswissenschaften zu widmen. Die Universität Dublin ertheilte ihm die Würde eines Doctors der Rechte, und als er selbst diese Hauptstadt besuchte, ernannte ihn der Statthalter von Irland zum Ritter. Mehrere Universitäten und gelehrte Gesellschaften (z. B. die königl. Societät zu Edinburgh, die asiatische Societät zu Calcutta, die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen) ertheilten ihm die Mitgliedschaft. Als mit dem persischen Hofe Unterhandlungen eröffnet wurden, ward er zum Secretär bei der englischen Gesandtschaft am persischen Hofe ernannt. Zu seinen Schriften gehören: Oriental collections 3 Voll. 4. 1797. (theils Auszüge und Uebersetzungen aus arabischen, persischen, türkischen Handschriften u. s. w. theils Abhandlungen), Observations on some medals and gems,

Digitized by Google

trading inscriptions in the Pehlavi or ancient persic character, 1801, 4., eine Uebersetzung Ibn Haukal's u. a. (vergl. d. Art. Persische Literatur).

Ouvertüre, (Eröffnung, Einleitung), bedeutet ein Tonstück, welches zur Einleitung eines Schauspiels, Concerts, oder einer feierlichen musikalischen Aufführung, vorzüglich aber der Opern dient. Doch ist sie hier nicht zu verwechseln mit der Introduction, welchen Namen in der italienischen Oper das erste Gesangstück selbst hat. Die Aufgabe der Ouvertüre ist, den Charakter des folgenden Ganzen (der Oper) anzudeuten und darauf vorzubereiten. Der französische Componist Lully soll zuerst zu seinen Opern Ouvertüren verfertigt haben. Ehedem hatte die Ouvertüre eine bestimmte Form: sie fing jederzeit mit einem nicht weitläufig ausgeführten Grave im Viervierteltacte an, welches in der Dominante schloß und mit der Cäsur dieses Schlusses in eine Fuge von willkürlicher Tonart überging, nach welcher das Grave zum Theil wiederholt wurde. Wären diese Ouvertüren für das Concert bestimmt, so setzte man auch wohl eine Tanzmelodie, z. B. eine Menuet, Angloise oder dergleichen, hinzu. Jetzt werden die Ouvertüren in mannichfaltiger, freierer Form geschrieben. Pq.

Ovale, ist in der Geometrie eine geschlossene, krummlinige, reguläre Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind.

Ovation, s. Triumph.

Overbeck (Friedrich), ein höchst talentvoller Maler, geboren zu Lübeck im Jahr 1789. Schon als Knabe zeigte er die entschiedenste Neigung zur Kunst. Im J. 1806 ging er nach Wien, wo er bis 1810 blieb und den Unterricht Fügers genoß. Er entschied sich hier für das Geschichtsfach, namentlich für Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Im J. 1810 begab er sich nach Rom, wo er schon 1811 eine Madonna vollendet hatte, die ihm daselbst den Beinamen des jungen Raphael von Lübeck erwarb. Dieses Meisterstück ist ausgezeichnet durch Einfalt, Zartheit, Verschmelzung und Harmonie der Farben und mit heiligem Sinne aufgefaßt und dargestellt. Seitdem hat Overbeck seine Arbeiten in Rom fortgesetzt und damit die Erwartungen der Kenner weit übertroffen. Leider finden wir uns außer Stand, genauere Nachrichten darüber geben zu können.

Ovid. Publius Ovidius Naso, einer der bekanntesten römischen Dichter des Augusteischen Zeitalters. Er war aus ritterlichem Geschlechte, geboren zu Sulmo im Lande der Peligner, im J. Roms 711, vor Chr. Geb. 43. Muß man auch zugeben, daß er an Gediegenheit und künstlerischer Vollendung, so wie an Erhabenheit und Würde andern seiner Zeitgenossen nachstehe; so wird er doch von keinem derselben in anmuthiger Leichtigkeit und Gewandtheit übertroffen. Freilich ist nicht zu leugnen, daß er mitunter in unangenehme Geschwätzigkeit und frostige Spielerei verfällt. Aber glücklich weiß er die kleinen eigenthümlichen Züge menschlicher Leidenschaft aufzufassen und darzustellen. Manche seiner Erzählungen aus dem Gebiete der Idylle und Romanze sind ungemein lieblich und lebendig, z. B. die von Pyramus und Thisbe, von Dädalus und Icarus, von Philemon und Baucis. Hier ist er Meister, und unter Allem, was wir noch von diesem fruchtbaren Dichter haben, möchte man wohl mit Recht diesen Erzählungen den Preis zuerkennen. Ovid sagt selbst in der merkwürdigen Elegie (der 10ten des 4ten Buchs seiner Trauergesänge), wo er sein inneres und äußeres Leben schildert, er sey zum Dich-

Digitized by Google

ter geboren. Trotz der Ermahnungen seines Vaters, der einen tüchtigen Rechtsgelehrten und Senator aus ihm bilden wollte, habe ihn schon als Knaben ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb zum Dienste der Musen hingezogen; vergeblich habe er sich bemüht, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, was er geschrieben, sey von selbst zum Verse geworden. Auf Reisen in Griechenland und Asien bildete er sich weiter aus. Sein Hang zur Gemächlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenusse, bei welchem ihm sein ansehnliches Vermögen zu Statten kam, machte es ihm unmöglich, viel Zeit auf die Vollendung seiner Verse zu wenden, die auch in mangelhafter Gestalt von der großen Menge mit Begierde gelesen wurden: denn die Sinnlichkeit fand in ihnen reiche Nahrung, und auch die Edleren wurden durch das Anmuthige der Darstellung und durch die Wahl des Stoffs vielfach angezogen. In Ovids Gedichten bewegte sich die ganze Fabelwelt im buntesten Schmucke der Phantasie, und die berühmten Heroen und Heroinen des Alterthums erschienen vor der Einbildungskraft des Lesers. Ja selbst das traurige Schicksal, das den Dichter in seinen letzten Jahren traf, trug nicht wenig dazu bei, seinen Poesien eine ungewöhnliche Berühmtheit zu verschaffen. Sein größtes und berühmtestes Gedicht, welches die Mythologie poetisch zu umfassen strebt, sind die Metamorphosen oder Verwandlungen in 15 Büchern in Hexametern geschrieben; ein seltsames Werk, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, was es doch unstreitig nach dem Plane des Dichters seyn sollte. An einen Faden gereiht, den man nicht selten in Gefahr ist, ganz aus dem Auge zu verlieren, windet sich der bunte Kranz der mannichfaltigsten Erzählungen von dem gestaltlosen Chaos an, aus dem man das schön geordnete Weltall mit Allem, was darin lebt und webt, sich entwickeln sieht, durch die mythische Zeit und alle Weltalter hindurch bis zu den Tagen Julius Cäsars. Jede dieser Erzählungen endigt mit einer Verwandlung; aber diese erscheint oft so wenig als Hauptsache, wie man doch nach der Ueberschrift des Ganzen erwarten sollte, daß vielmehr nicht selten eine lange Reihe von Versen vorangeht, die darauf nicht die geringste Beziehung haben, aber gleichwohl das Vorzüglichste und Anziehendste sind, wobei der Dichter augenscheinlich mit Liebe verweilt, die Verwandlung aber am Ende mit einigen Versen ganz kurz abgefertigt wird, welche man eben so gern dem Dichter erlassen hätte. Aehnlich ist ein andres Gedicht des Ovid, wo an die merkwürdigen Tage und Feste des römischen Calenders Erzählungen aus der Mythologie und aus der ältern römischen und italienischen Geschichte geknüpft sind. Es ist überschrieben „Fasti,“ umfaßt aber nur in sechs Büchern die sechs ersten Monate, und ist in Distichen geschrieben. Wahrscheinlich blieb es wegen der Verbannung des Dichters unvollendet. Vorzüglich wichtig ist es für die römische Chronologie, und eine der gelungensten eingewebten Erzählungen ist die Geschichte von der Lucretia im zweiten Buche. Auch Sänger der Liebe ist Ovid, aber nicht der himmlischen. Jene göttliche Begeisterung, die in der Liebe unendlich mehr ahnet und ahnen läßt, als einen flüchtigen Sinnenrausch, war jener Zeit fremd. Wir haben noch drei Gedichte von Ovid, welche sich auf die Liebe beziehn, sämmtlich im elegischen Versmaße. Zuerst Amores in drei Büchern, dann die Ars amandi (Kunst zu lieben), ebenfalls in drei Büchern, und von den Mitteln gegen die Liebe in einem Buche. Sie können als Beitrag dienen zur genauern Kenntniß des sittlich verderbten Zustandes

der damaligen römischen Welt; doch findet sich auch in ihnen manches, was bei einer Blumenlese aus Ovids Gedichten nicht übersehen werden dürfte; z. B. die 15te Elegie des 1sten Buchs der Amorum, wo der Dichter die berühmtesten Sänger der Griechen und Römer aufführt und seine eigne Unsterblichkeit ahnend ausspricht. Zu den schönsten Stellen gehört auch die Episode von Cephalus und Procris im 3ten Buche der Kunst zu lieben. Auch in einer eigenthümlichen und seltnen Gattung hat sich Ovid nicht ohne Glück versucht. Wir haben nämlich von ihm 21 sogenannte Heroiden (s. dies. Art.), unter dem Namen bekannter (meist weiblicher) Personen der ältesten, halb fabelhaften Zeit gedichtet, von denen aber einige für unecht gehalten werden. Endlich haben wir von Ovid auch noch Elegien im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Klagelieder, oder Trauergesänge, (wie er sie selbst benennt, tristia,) und Briefe (epistolae ex Ponto), ebenfalls im elegischen Versmaße und verwandten Inhalts, sämmtlich in seiner Verbannung geschrieben, jene in fünf, diese in vier Büchern. Man muß die ungemeine Leichtigkeit bewundern, mit welcher Ovid sich auch in diesen Gedichten bewegt, obwohl das Herz ihm so schwer war, und die Bürde des Alters schon auf ihm lastete. Darum ist es auch hier dem Sänger am ersten zu verzeihen, wenn der Strom seiner Verse öfters zwar breit genug, aber seicht fließt; doch treffen wir auch hier und da auf Stellen, wo sich ein tiefes Gefühl wahr und lebendig ausspricht. Ovid hatte nämlich bis in sein 50stes Jahr fast einzig der Poesie und dem Vergnügen gelebt, wie es scheint, in angenehmen Verhältnissen mit Verwandten und Freunden und gern gesehn an Augustus Hofe. Durch seine auf den Geschmack der großen Menge berechneten Gedichte hatte er eine nicht geringe Berühmtheit erlangt, die seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte; und so konnte er hoffen, die letzten Jahre seines Lebens auf den leichtgewonnenen Lorbeern seines Dichterruhms behaglich auszuruhn. Da zerstörte plötzlich der Bannstrahl, den Augustus auf den Dichter schleuderte, sein ganzes Glück. Er bekam den Befehl, Italien sofort zu verlassen, und mußte gehorchen. Getrennt von Weib und Kind, von Verwandten und Freunden, von dem mütterlichen Lande, von Italiens mildem Himmel, von der herrlichen Roma — mußte er in ein weit entlegenes, ihm ganz fremdes Land, über's Meer, an die unwirthbare Küste des Pontus euxinus, gen Tomi (in Nieder-Mösien, de jetzigen temis varer Bannat), wo die rohen Geten wohnten, wandern. Die Frage, worin sein Verbrechen bestand, hätte Ovid selbst am genügendsten beantworten können; aber er hebt den Schleier nur halb. Zwar versichert er an mehr als einem Orte ausdrücklich, ein Versehen sey es, was ihm diese Verbannung zugezogen, aber keineswegs ein Verbrechen. Auch nennt er mehrmals seine Poesien die Ursache seines Unglücks. Gewiß aber waren seine üppigen Verse nicht der einzige, ja nicht einmal der eigentliche Grund der über ihn verhängten Strafe; auch deutet er selbst an, er habe etwas gesehen, und dadurch den Zorn des Augustus gegen sich gereizt. Daraus läßt sich vermuthen, er habe um irgend etwas gewußt, das den Augustus nahe anging, und dessen Verheimlichung vielleicht den Unwillen des Herrschers in so hohem Grade erregte. Manche meinen, es habe dies einen strafbaren Liebeshandel der berüchtigten Tochter des Augustus, Julia, betroffen. Genug, daß der Dichter, wenigstens nach seiner eignen Aussage, nicht als ruchloser Verbrecher erscheint, was man sonst wohl aus der harten Züch-

Digitized by Google

tigung und aus dem unversöhnlichen Zorne des Augustus, der sich durch keine Bitten bewegen ließ, die Aechtung aufzuheben, schließen könnte. Ovid starb in Tomi, nachdem er zehn Jahre in der Verbannung geschmachtet hatte, in einem Alter von 60 Jahren, im J. Roms 771, nach Chr. Geb. 17. Noch findet sich in der Sammlung der Ovidischen Poesien ein langes Schmäh- und Fluchgedicht, Ibis überschrieben, im elegischen Versmaße, worin der Dichter in immer neuen Wendungen auf eine widerliche und empörende Art die heftigsten Verwünschungen und seinen unauslöschlichen, selbst nach dem Tode noch fortdauernden, Haß gegen einen Ungenannten, der ihn schwer beleidigt hatte, ausspricht. Einige andere kleinere Gedichte werden ihm mit Unrecht zugeschrieben, z. B. de philomela, de pulice. Aber manches Echte ist auch verloren gegangen, worunter vorzüglich sein Trauerspiel Medea zu bemerken ist. Man hat mehrere gute Ausgaben sämmtlicher Ovidischen Werke und einzelner Gedichte. Von jenen ist eine der besten die von Nikol. Heinsius, Amsterdam 1661, neu verb. und mit Anmerk. von Burmann, 1727, 4 Voll. 4. Von dieser Recension mit den Heinsiusischen Noten und einem sehr vollständigen Wörterverzeichnisse besorgte Fischer eine neue Ausgabe (Leipzig 1758 und 1773). Nach der Burmannischen Recension besorgte eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Mitscherlich (Göttingen 1796 bis 98, 2 Voll. 8.). Von den Metamorphosen hat Gierig eine brauchbare Ausgabe mit einem ausführlichen lateinischen Commentare geliefert (Leipzig 1804 bis 7) und von den Trauergesängen und Briefen aus Pontus, ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen, Harles (Erlangen 1772) und Oberlin (Straßburg 1778). Von den Metamorphosen hat Rode (Berlin 1791) eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen für junge Leute, Künstler und Kunstliebhaber geliefert. Die schönsten Stellen eben dieses Gedichts hat Voß mit gewohnter Kunstfertigkeit metrisch ins Deutsche übergetragen unter dem Titel: Verwandlungen nach Ovid, von J. H. Voß (Berlin 1798). Auch hat man die Metamorphosen zum Gebrauch auf Schulen von Meineke mit deutschen Anmerkungen, und als lateinische Chrestomathie einen Auszug daraus zu eben diesem Gebrauche von Gierig. S.

Owaihi, die östlichste und größte (216 Q. Meilen) unter den Sandwichinseln (s. d. Art.), welche Cook 1778 entdeckte, und die 1779 das Grab ihres Entdeckers wurde (s. Cook). Sie hat gemäßigte Luft und trefflichen Boden. Ein hoher Berg, Mowna Roah, hat 3 Piks und eine Höhe von 2254 Toisen. Die oberste Spitze berührt die Schneelinie, ist aber nicht mit ewigem Schnee bedeckt. Im J. 1794 wurde die Insel, jedoch der bisher bestandenen Regierungs- und Religionsverfassung unbeschadet, von den Engländern in Besitz genommen. Die Einwohner sind wohlgebildet, fleißig, und mit den Neu-Seeländern und den Bewohnern der Societätsinseln von Einem Stamme. Man bauet hauptsächlich Zucker. Durch den von dem König Tamaahmaah mit England und Nordamerika eingeleiteten Handelsverkehr ist die Civilisation auf dieser Insel sehr fortgeschritten, und europäischer Kunstfleiß, selbst Schiffbau, besonders durch englische Matrosen, die der König in seine Dienste genommen hat, eingeführt worden.

Owen (Johann), zu Armon in Caernarthenshire geboren, studirte zu Oxford die Rechte, ward aus Armuth 1591 Schullehrer zu Tryleigh und 1594 zu Warwich, und starb 1622 in sehr ungünstigen

Umständen zu London. Seine zahlreichen lateinischen Epigramme, die ehedem eben so viel gelesen wurden, als sie jetzt vergessen sind, zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, treffenden und beißenden, nur bisweilen in Gezwungenheit und Schmutzigkeiten ausartenden, Witz, tiefe Menschenkenntniß, und eine lebendige und höchst correcte Sprache aus. Sie erschienen unter andern zu Basel 1780, 8., auch lieferte Didot eine Prachtausgabe in 4. Jördens gab 1813 (Leipzig, 8.) Oweni epigrammata selecta mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser heraus. A — s.

Oxenstierna (Axel, Graf von), ein berühmter schwedischer Staatsmann, geboren zu Fano in Upland im J. 1583. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er mit Sorgfalt unter den Augen seiner Mutter erzogen. Um seine Studien weiter fortzusetzen, ging er nach Rostock, Wittenberg und Jena; hier beschäftigte er sich außer den Sprachen besonders eifrig mit der Theologie, denn seine Neigung sowohl, als seine Familie hatte ihn dem geistlichen Stande bestimmt, und obgleich er sich später den Staatsgeschäften widmete, so blieb ihm doch für sein ganzes Leben eine große Liebe zur Theologie und ein lebhafter Eifer für die Ausbreitung der evangelischen Lehre. Nach Vollendung seiner akademischen Studien besuchte er die meisten deutschen Höfe, und als er 1602 mit allen damals im Auslande sich befindenden Schweden zurückberufen wurde, um Carl IX. den Eid der Treue zu schwören, trat er bald darauf in die Dienste dieses Monarchen, der ihn 1606 als Gesandten an den meklenburgischen Hof sandte. Im J. 1608 trat er als 26jähriger Jüngling in den Senat, in welchem in ununterbrochener Reihe dreizehn seiner Vorfahren gesessen hatten. Das erste öffentliche Geschäft, welches er darauf übernahm, war die Beilegung gewisser Streitigkeiten zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval, die er glücklich beseitigte. Er hatte dabei seine Talente in einem so günstigen Lichte gezeigt, daß der König, der seinen Geist durch das Alter geschwächt fühlte, ihn zum Aufseher der königlichen Familie machte, und an die Spitze der Regentschaft stellte. Als Gustav Adolph den Thron bestieg, wurde er zum Kanzler ernannt, und im J. 1613 war er bei den Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark erster schwedischer Bevollmächtigter. Im folgenden Jahre begleitete er den König nach Deutschland und hatte bald darauf die Genugthuung, die Feindseligkeiten zwischen Rußland und Schweden durch den ehrenvollen Frieden von Stolborn beendigt zu sehn. Im J. 1620 begleitete er die zukünftige Gemahlin seines Königs von Brandenburg; im J. 1622 erwartete er den König in Liefland; später wurde er mit verschiednen Regimentern nach Preußen geschickt und zum Generalgouverneur aller daselbst den schwedischen Waffen unterworfenen Districte ernannt. Als die Kaiserlichen nach Pommern gingen, um sich selbst zu Herren der Ostseeküsten zu machen, wurde Oxenstierna an den Herzog von Pommern gesandt, um wegen der Besetzung Stralsunds durch schwedische Truppen statt der dänischen, die den Platz in Besitz hatten, zu unterhandeln; von da ging er nach Dänemark, um für dieses Arrangement die Genehmigung des Königs auszuwirken; durch französische und englische Vermittelung aber gelang es ihm, mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand abzuschließen. Als der Krieg in das Herz von Deutschland versetzt worden, rief Gustav Adolph seinen Kanzler zu sich, um sich seiner Einsicht zu bedienen. Er wurde

deßhalb mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rheine versehn, und nahm sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolph in Baiern und Franken vordrang. Von dort brach er mit den gesammelten Truppen auf, um zu dem Könige zu stoßen und stand, als dieser glorreich im J. 1632 bei Lützen schlug und fiel, in Ober-Deutschland. Die Nachricht von des Königs, seines Freundes, Tode erschütterte ihn tief, aber entmuthigte ihn nicht. Er sammelte zahlreichere Heere, um Schweden und seine Bundesgenossen zu schützen, und besuchte Dresden und Berlin, um Maßregeln wegen der Fortsetzung des Krieges zu verabreden. Die schwedische Regierung ertheilte ihm jetzt ungemeßne Vollmacht, um Alles anzuordnen, was er für des Vaterlandes Wohlfahrt am dienlichsten erachten würde. Dem gemäß trat er mit verschiedenen Fürsten in Unterhandlungen, versammelte einen Congreß zu Heilbrunn und wurde hier als Director des evangelischen Bundes anerkannt. Die Eifersucht, besonders der Franzosen, konnte seinem Genie keine Hindernisse in den Weg legen; er reisete selbst nach Frankreich und Holland, um beide Mächte zur Theilnahme an der Sache der Evangelischen zu gewinnen. Aber mit Schmerzen fand er bei seiner Rückkehr nach Sachsen alles in der größten Unordnung, die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten mißvergnügt und der Zucht entwöhnt, fast alle muthlos durch den unglücklichen Ausgang der nördlinger Schlacht, den Churfürsten von Sachsen offen der Sache des Feindes beigetreten. Sein an Hülfsquellen reicher Geist wußte jedoch auch unter diesen Umständen die Angelegenheiten seiner Partei vom Untergange zu retten. Nachdem er sie gesichert sah, kehrte er 1636 nach Schweden zurück, von dem er zehn Jahre abwesend gewesen. Er sehnte sich nach einem ruhigern Wirkungskreise, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder und nahm seinen Sitz im Senate als Kanzler des Reichs und Einer der fünf Vormünder der Königin. Seine Hauptsorge war jetzt, die Königin mit allem, was auf die Regierungskunst Beziehung hatte, bekannt zu machen, und sie in den Grundsätzen einer gesunden Politik zu unterrichten. Da es ihm sehr am Herzen lag, den Krieg in Deutschland zu einem glücklichen Ende zu bringen, so sandte er seinen Sohn, Johann Oxenstierna, als schwedischen Bevollmächtigten nach Deutschland. Oxenstierna wohnte 1645 den Unterhandlungen mit Dänemark zu Bremsebrö bei, und nach seiner Rückkehr ertheilte ihm die Königin Christina die Grafenwürde. Zu derselben Zeit wurde er zum Kanzler der Universität Upsala erwählt, und er verwaltete dieses Amt mit großem Eifer und zum Gewinne dieser gelehrten Anstalt. Als Christina ihren Entschluß bekannt machte, einen Nachfolger zu ernennen, widersetzte sich Oxenstierna aus allen Kräften; noch dringender widersprach er ihrem Vorsatze, die Krone niederzulegen, und schützte, als er die Königin unerschütterlich fand, eine Krankheit vor, um an den Verhandlungen über eine Maßregel nicht Antheil nehmen zu dürfen, die er als den Anfang großer Uebel ansah. Er fand seitdem keine Freude mehr an den Staatsgeschäften, wiewohl er fortfuhr, seinem Lande gewissenhaft und eifrig zu dienen. Zur Vermehrung seines Kummers sah er die Finanzen des Reichs in großer Zerrüttung, und die Staatsschuld, trotz der durch die Vergrößerung des Ländergebiets und seine weisen Maßregeln vermehrten Einkünfte, auf mehrere Millionen angewachsen. Ueberdies hatte er mit den Beschwerden des Alters zu kämpfen, und öftere Krankheitsanfälle mahnten ihn an die Nähe des Todes, der

Digitized by Google

im August 1654 seine Laufbahn endigte. — Oxenstierna darf den berühmtesten Männern zugesellt werden, die auf der Bühne der Welt eine ausgezeichnete Rolle gespielt, und sich durch eine für die Menschheit wohlthätige Wirksamkeit verewigt haben. Erziehung und Studium hatten seine großen Anlagen entwickelt und dem Guten, Großen und Edeln zugewendet. Sein politischer Scharfblick erregte eben so sehr Achtung als Bewunderung, und die Umstände, unter welchen er lebte, gaben ihm Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner Einsicht an den Tag zu legen. Die Regierungsform, die er auf höhern Befehl entwarf, und die 1634 von den schwedischen Ständen angenommen wurde, galt für ein Meisterwerk der Staatskunst. Seine Beredsamkeit war wortkarg, aber kräftig. Er besaß das seltene Talent, die Erfolge einer Maßregel vorherzusehn und sein Betragen danach einzurichten. Seine Rechtschaffenheit erwarb ihm Freunde, und nöthigte selbst seinen Gegnern Bewunderung und Vertrauen ab. Allen Stürmen und Unfällen widerstand er mit Festigkeit, Klugheit und Hochherzigkeit. Die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen das Ausland aufrecht zu erhalten, und durch Belebung des Handels und Kunstfleißes, verbunden mit weiser Oekonomie, die innere Wohlfahrt zu vermehren, wären seine großen Bestrebungen. Von seinen Schriften ist nur ein Theil im Druck erschienen.

Oxford, die Hauptstadt von Oxfordshire in England, auf einer Anhöhe, am Einflusse der Cherwell in die Isis, über welche die 500 Fuß lange steinerne Magdalenenbrücke führt, ist eine mittelmäßige Stadt von 1940 Häusern und 13,000 Einwohnern, aber vorzüglich wegen ihrer Universität berühmt. Die Hauptstraße ist ausnehmend breit und lang, und zu beiden Seiten mit schönen Gebäuden besetzt; im Ganzen ist jedoch die Bauart altmodisch. Die hiesige Universität, die berühmteste in Großbritannien, hat 23 Collegien oder große Gebäude, worin Lehrer und Lernende beisammen wohnen. Diese Collegien sind meistens Paläste von großem Umfange mit vortrefflichen Kunstsammlungen und äußerst reichen Einkünften. Sie sind fast sämmtlich von Privatpersonen zu verschiedenen Zeiten gestiftet und allmälig durch steigende Vermächtnisse zu ihrem Wohlstande gelangt. Gegen 1500 Studenten wohnen in diesen Collegien. Das größte darunter ist Christ-Church-Collegium, welches vier Höfe hat und von 200 Studenten bewohnt ist. Der Bibliotheksaal dieses Collegiums gehört zu den freundlichsten, die man sehen kann. All Souls- (aller Seelen) Collegium ist eins der schönsten in Oxford, und nimmt drei Seiten eines Vierecks ein, dessen offene vierte Seite vermittelst eines bedeckten Ganges die beiden Seitenflügel verbindet. Die zu diesem Collegium gehörige Bibliothek ist eine der schönsten zu Oxford. Zu den übrigen akademischen Anstalten gehört besonders die Universitäts- oder Bodleymische Bibliothek in drei Sälen, welche eine der größten Europa's ist, indem sie 30,000 Manuscripte und 500,000 gedruckte Bände begreift. Sie ist in neuern Zeiten durch die 20,000 Bände starke Bibliothek des englischen Topographen Gough, welcher sie der Universität vermachte, bereichert worden. In demselben Gebäude befindet sich eine Gemäldegallerie, eine Sammlung von antiken Statüen und die Arundelische Sammlung von Inschriften. (S. Marmorchronik). Eine andere Bibliothek ist die Radcliffesche in einem schönen Gebäude, welches eine Rotunda bildet mit einer 60 Fuß hohen Kuppel. Sie enthält fast ausschließlich Bücher aus dem Gebiete der Arzneikunde und Naturwissenschaft, und ist bis jetzt nicht bedeu-

Digitized by Google

tend zu nennen. Merkwürdig sind ferner das Shelbonsche Theater, welches sich durch seine halbzirkelförmige Fronte von allen übrigen akademischen Gebäuden auszeichnet, das ashmolesche Museum, welches eine Sammlung von Naturalien und Kunsterzeugnissen enthält, die Universitäts-Druckerei oder das Clarendon-printing-house, ein schönes in Form eines Tempels erbautes Gebäude, die Sternwarte und der botanische Garten, welcher jedoch dem von Cambridge nachsteht. Zum Parlament schicken die Universität und die Stadt zusammen vier Deputirte. Außer der Universität leben die Einwohner auch vom Korn- und Malzhandel.

Oxhoft, Orthoft, ein Weingefäß von zweierlei Art oder Gebinde. Das englische und das von Bordeaux hält drei Eimer, das holländische und niedersächsische hingegen nur die Hälfte, oder 1 1/2 Ohm, 6 Anker oder 140 Quart.

Oxus, der jetzige Harratfluß (bei den Arabern Gihon), einer der vornehmsten Flüsse des ehemaligen Parthiens.

Oxydation, Oxydirung, soviel als Calcination, Calcinirung (Verkalkung). — Oxyd, Metallkalk.

Oxygen, s. Gas und Sauerstoff.

Oxymoron, eine Redefigur, vermöge welcher man Dinge, die eigentlich mit einander in Widerspruch stehn, absichtlich mit einander verbindet, z. B. ihr Schweigen ist Rede.

Oybin, ein Bergfelsen im südlichsten Theile der Oberlausitz, eine Meile südwestlich von Zittau. Schon als Naturwunder einzig und überdies durch schöne Ruinen geschmückt, wird er von Reisenden für einen der interessantesten Plätze Deutschlands erklärt. In einem amphitheatralisch von höhern felsigen Bergen eingeschloßnen Thale erhebt sich diese Felsenpyramide 208 leipziger Ellen hoch (über die Meeresfläche 1593 Fuß), zusammengethürmt aus ungeheuern Sandsteinmassen, theils zackig, theils abgerundet, und mit Nadelgehölz schattirt. Südwestlich ist dieser Riesenfels durch Treppen in verschiedenen Biegungen zugänglich. Oben genießt man zwar keine ausgebreitete, aber doch treffliche Aussicht in das romantische Thal, und nur auf der Zittauer Seite ins Weite. Aber die Hauptsache sind die vortrefflichen Ruinen eines von 1384 bis ins 16te Jahrhundert bestandenen Cölestinerklosters, des ersten in Deutschland, und eines im J. 1349 von Carl IV. zerstörten Raubschlosses. Herrlich sind die noch hohen umgrünten Trümmer einer großen Klosterkirche und ihres Kreuzganges, und daneben sehr überraschend ein Gottesacker, wohin die Bewohner des unten liegenden Dörfchens noch immer ihre Todten bestatten. Hinter diesem, auf einem freien Platze neben ungeheuern Felsmassen, und auf dem höchsten Gipfel stehn jetzt Lusthäuser für die zahlreichen Besucher, die überdies durch ein schönes Echo der Mörser ergötzt werden. Treu sind die Abbildungen dieses romantischen Platzes von Steinauer und von Laurin zu Dresden, welche letztere zu der topographischen und historischen Beschreibung des Oybins von D. Pescheck, Zittau 1792 und 1809, gehören. F.

P.

P, der funfzehnte Buchstabe des deutschen Abc. Er ist ein Lippenbuchstabe, der durch Ausstoßung des Hauches bei Oeffnung der festgeschloßnen Lippen hervorgebracht wird.

Päan oder **Päon** (der Heilende), ein Beiname des Apoll, dessen Bedeutung von den Gramatikern auf verschiedene Weise erklärt wird. Da in den Lobgesängen auf den Apoll der Ausruf: „Io Päan" häufig vorkam, so nannte man sie vorzüglich Päanen. Solche Päanen wurden bei ansteckenden Krankheiten und bei allen Gelegenheiten gesungen, wo man sich den Gott geneigt machen wollte. Bald wurde indessen das Wort Päan auch von Lobgesängen auf die Thaten anderer Helden und ausgezeichneter Männer gebraucht. So gab es einen Päan auf die Thaten des Lysander zu Samos u. dgl. Auch der Schlachtgesang, den man vor Anfang der Schlacht dem Mars und nach erfochtenem Siege dem Apoll sang, hieß Päan.

Packetboot, ein leichtes Fahrzeug von mittler Größe, das zu Ueberbringung der Briefe, Packete und Reisenden dient, und zu bestimmten Zeiten, wie die Posten auf dem festen Lande, abgeht: ein Postschiff.

Pactolus, ein Goldsand führender Fluß in Lydien, s. **Midas**.

Pacuvius, ein römischer Trauerspieldichter. Er war im J. der Stadt 533 zu Brundusium geboren und starb 623. Ennius war sein Oheim. Von seinen Tragödien sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Quintilian indeß lobt die Würde seiner Gedanken und Charaktere, und Cicero scheint ihm die erste Stelle unter den Tragikern Roms einzuräumen, wiewohl sein Latein nicht das reinste war.

Pädagog hieß bei den Griechen und Römern ursprünglich der Sclave, der die Kinder seines Herrn in die Schule führte. Da auch Sclaven und Freigelassene sich gelehrte Bildung erworben hatten, so bediente man sich ihrer oft als Hauslehrer und Erzieher, daher der griechische Name Pädagog in der Folge jedem Erzieher beigelegt worden ist.

Pädagogik heißt die Wissenschaft und Kunst der Menschenerziehung (s. **Erziehung**). Die **theoretische** Pädagogik lehrt die Gesetze und Principien der Erziehung und des Unterrichts; diese, die **practische** Pädagogik, leitet zur Anwendung derselben an und gibt die Methoden an die Hand. Pädagogische Maximen und Anstalten findet man bei jedem Volke, das sich zu einiger Cultur erhoben hat, denn ohne eine sorgfältigere und planmäßige Erziehung der Jugend ist überhaupt keine Nationalbildung denkbar. Was die Hebräer, Aegypter, Perser und Indier in diesem Fache geleistet haben mögen, erhellt mehr aus dem Culturstande dieser Völker, als aus den sehr unvollständigen historischen Nachrichten von ihrer Erziehungsweise. Zum klaren, wissenschaftlich geordneten Bewußtseyn kamen die Grundsätze der Pädagogik erst bei den Griechen und Römern, un-

Digitized by Google

ter denen Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch und Quinctilian, die Lehrer späterer Pädagogen wurden und viel beitrugen, die Keime der liberalen Erziehung, die dem Christenthume eigen sind, zu entwickeln. Was Carl der Große und die Klöster des Mittelalters dafür thaten, verfiel wieder mit diesen Instituten selbst, und es bedurfte selbst nach dem Wiederaufleben der classischen Literatur und den Bemühungen der Reformatoren Jahrhunderte, um die Ideen zu zeitigen und in Umlauf zu bringen, welche den gegenwärtigen Standpunkt der Pädagogik bezeichnen. (Vergl. die Art. Menschenbildung und Methode). Engländer, Franzosen und Deutsche haben das Meiste und Beste für diese Wissenschaft gethan und eine systematische Anordnung verdankt sie insonderheit dem Scharfsinne deutscher Philosophen. Ob sie gleich nicht grade an eine der neuern philosophischen Schulen gebunden wurde, so lassen sich doch mit Niemeyer mehrere pädagogische Schulen oder Systeme anführen, die im 18ten Jahrhunderte nach einander und gleichzeitig galten. Hiervon haben die Frankische Schule (s. d. Art. Pietismus) im Anfange bis gegen die Mitte, und die philanthropische (s. d. Art. Philanthropinismus) von der Mitte bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts ihre vorübergehenden Epochen in Deutschland gehabt; dagegen die Humanisten (s. d. Art. Human), die der Eifer für die Aufrechterhaltung der classischen Literatur und der Wunsch, das Schulwesen der Aufsicht des Clerus zu entziehen, verbunden hält, und die Eklektiker, z. B. Niemeyer selbst, welche dem Grundsatze, „Alles zu prüfen und das Beste zu behalten" folgen, sich immer unabhängig und im Besitze einer bedeutenden Wirksamkeit behauptet haben. Außer dem Bereich dieser pädagogischen Systeme, auf dem Grunde und Boden einer eignen, trefflichen Idee steht Pestalozzi's Unternehmen, dem die practische Pädagogik eine tiefere Begründung und ein neues Leben verdankt. (S. d. Art. Pestalozzi). Zu den literarischen Notizen, welche der Art. Erziehung gibt, haben wir noch hinzuzusetzen, daß die Geschichte der Erziehung von Schwarz (Leipz. 1813 2 Bände) die Epochen der Pädagogik mit Geist und Gelehrsamkeit in einem lichtvollen Ueberblicke darstellt, und von jedem Freunde dieser Wissenschaft gelesen zu werden verdient. E.

Pädagogium nennt man eine Erziehungsanstalt für Knaben und Jünglinge, die sich eine höhere Bildung erwerben sollen, und als Pensionärs in Gemeinschaft des täglichen Lebens mit ihren Lehrern darin unterhalten werden. Berühmt sind die Pädagogia zu Halle (s. d. Art. Frankische Stiftungen), zu Züllichau und das Carolinum zu Braunschweig, welche sich durch ihre wissenschaftliche Tendenz vor den gewöhnlichen Erziehungsinstituten auszeichnen, und für ihre Zöglinge die Stelle der Gymnasien vertreten. E.

Paderborn, ein ehemaliges Bisthum im westphälischen Kreise, welches östlich an Hessen, Corvey und das Fürstenthum Calenberg, von dem es durch die Weser getrennt wird, nördlich an die Grafschaft Lippe, westlich an eben dieselbe, die Grafschaft Rietberg und an das Herzogthum Westphalen und südlich an eben dieses und das Fürstenthum Waldeck grenzte. Es wird durch rauhe Gebirge, die Egge genannt, in den unter- und oberwaldischen District eingetheilt. Die Größe beträgt ungefähr 50 Quadratmeilen, worauf gegen 100,000 Menschen leben. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, besonders das sogenannte Sendvelt, zwischen der Alme und Diemel. Beträchtlich ist die Schweine- und Schafzucht. Das Land liefert Eisen,

Digitized by Google

Steinkohlen, Salz und hat beträchtliche Waldungen. — Das Bisthum war eins der ersten, welche Carl der Große stiftete; die Stiftskirche wurde 799 von Leo III. selbst eingeweiht. Unter den westphälischen Kreisständen hatte der Bischof die erste Stelle. Seine Kammereinkünfte beliefen sich auf nahe an 100,000 Thaler; die Landeseinkünfte auf mehr als 82,000 Thaler. Zu den Landständen gehörten außer dem Domcapitel die vollbürtige Ritterschaft und die Städte. — Im J. 1802 kam das Land als Entschädigung an Preußen, wurde 1807 von demselben abgetreten, und bildete das Departement der Fulda im Königreiche Westphalen, kam aber nach dessen Auflösung wieder an Preußen zurück, und bildet jetzt einen Theil des zur Provinz Westphalen gehörigen Regierungsbezirkes Minden. — Die Stadt Paderborn ist altmodisch gebaut, mit engen finstern Straßen und hat 870 Häuser mit 5400 Einwohnern. Ihr Hauptnahrungszweig ist Ackerbau und Viehzucht. Vorzüglich sehenswerth ist der Dom, in welchem außer andern Kostbarkeiten sich sonst die goldnen Bildnisse der zwölf Apostel befanden. Die Pader, ein Flüßchen, an welchem die Stadt liegt, entspringt unter dem Dome aus fünf Quellen in einer solchen Stärke, daß sie zwanzig Schritte von ihrem Ursprunge einige Mühlen treibt. Ferner verdient das ehemalige Jesuitercollegium mit seiner Kirche erwähnt zu werden. Außer dem Gymnasium hat Paderborn eine Universität, welche 1592 von dem Fürsten und Bischofe Theodor von Fürstenberg gestiftet, vom Papste Paul V. und Kaiser Matthias bestätigt und 1623 feierlich eingeweiht worden. Sie besteht nur aus einer theologischen und philosophischen Facultät.

Padishah, Padischah, Padschah, ein Titel, welchen der türkische Kaiser sich selbst beilegt. Er ist aus den Worten, Pad, Beschützer oder Thron, und Shah, König, Fürst, zusammengesetzt. Vormals ertheilten ihn die türkischen Kaiser unter den christlichen Monarchen nur den Königen von Frankreich, indem sie die andern nur Kral nannten. Jetzt geben sie denselben auch dem österreichischen und russischen Kaiser.

Padua, italienisch Padova, eine alte, ansehnliche Stadt Italiens, welche mittelst eines Canals mit der Brenta in Verbindung gesetzt ist. Die hiesige Cathedralkirche gehört zu den reichsten in Italien. In der Sacristei ist das Bild Petrarca's befindlich, welcher Domherr an derselben war, und ihr einen Theil seiner Bibliothek vermacht hat. Die Franziscanerkirche, Chiesa del Santo, ist wegen ihrer Kostbarkeiten und prächtigen Denkmähler sehenswerth. Vor derselben steht die Bildsäule zu Pferde, welche die Republik Venedig ihrem berühmten Generale, Gattamelata, von Narni errichten ließ. Ueberhaupt zählt man 96 Kirchen und Klöster. Das bischöfliche Seminarium, welches durch den 1697 verstorbenen Cardinal Barbarigo erneuert wurde, ist eine treffliche, für 100 junge Geistliche eingerichtete Bildungsanstalt; es hat zugleich eine berühmte, mit lateinischen, griechischen, hebräischen und morgenländischen Schriften versehene Buchdruckerei, deren Ertrag der Stiftung zu Gute kommt. Die berühmte Universität zu Padua wurde vom Kaiser Friedrich II. gestiftet; die medicinische Facultät ist die wichtigste; sie darf auch Juden und Türken die Doctorwürde ertheilen. Die Zahl der Studirenden, die in ältern Zeiten mehrere Tausende betrug, hat gegenwärtig sehr abgenommen. Außerdem ist zu Padua eine Gesellschaft der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste, welche 1779 der Senat von Venedig bestätigte und mit einem Fond zu Besoldungen und Preisen

Digitized by Google

versah. Das vornehmste Universitätsgebäude ist il Palazzo degli studj, welches mit den Bildnissen der berühmtesten Professoren ausgeschmückt ist. Ueberdies gehören ihr noch zwölf zerstreut liegende Collegia, die Sternwarte auf dem alten Schlosse, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater u. s. w. Unter den Gebäuden zeichnen sich noch aus: das Rathhaus, der Palast des Podesta mit der Stadtbibliothek, das Schauspielhaus u. s. w. Auch zeigt man das vermeintliche Grab des trojanischen Helden Antenor. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 40,000; sie könnte aber viel größer seyn, denn ganze Straßen sind öde und mit Graß bewachsen. Der Handel ist meist in den Händen der Juden, die ein eignes Quartier bewohnen. Man fabricirt Tuch und seidne Zeuge. Im Sommer wird die Stadt lebhaft, vornehmlich zur Messe im Junius, indem die Reichen aus der Gegend hier zusammenströmen und einige Zeit verweilen. — Das Gebiet von Padua (il Padovano) ist eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften von Europa. Man zählt 300,000 Einwohner. Stadt und Land gehörten der Republik Venedig, kamen nach deren Aufhebung als Entschädigung an Oesterreich, wurden 1805 an Napoleon abgetreten, der aus einem Theile des Landes das italienische Departement der Brenta bildete, sind seit 1814 wieder unter österreichischer Herrschaft und machen eine eigne Provinz des venetianischen Gouvernements aus.

Paer (Fernando), einer der berühmtesten noch lebenden italienischen Componisten, ist 1774 zu Parma geboren. Er widmete sich der Composition unter dem Neapolitaner Ghiretti auf dem Conservatorio della Pietà. In einem Alter von zehn Jahren gab er zu Venedig seine erste Oper, Circe, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Er besuchte darauf Padua, Mailand, Florenz, Neapel, Rom, Bologna u. s. w. Der Herzog von Parma, der sein Pathe war, setzte ihm ein Jahrgeld aus und erlaubte ihm im J. 1795 wegen der Kriegsunruhen nach Wien zu gehn, um dort mehrere Werke zu componiren. Paer blieb hier und wurde 1798 als Componist beim dasigen Nationaltheater angestellt, indessen seine Gattin als erste Sängerin bei der italienischen Oper angestellt wurde. Um diese Zeit fing sein Ruhm an, sich mehr zu verbreiten, wozu besonders 1799 seine Camilla beitrug, die bald auf allen deutschen Bühnen erschien. Der Beifall, den mehrere seiner Werke auch zu Dresden fanden, hatte zur Folge, daß er 1801 daselbst als Musikdirector, und seine Gattin als erste Sängerin auf drei Jahre engagirt wurde. Beide trafen Ostern 1802 daselbst ein und debütirten mit großem Beifall mit der Oper Intrigo amoroso. Im folgenden Jahre machte er einen kurzen Besuch in Wien. Napoleon bewog nach der Schlacht bei Jena Paer und dessen Gattin, ihm nach Posen und Warschau zu folgen, wo sie kleine Concerts vor ihm gaben. Nach dem tilsiter Frieden traten sie ganz in seine Dienste. Paer ist Mitglied der Akademie der schönen Künste von Neapel, von Bologna und Venedig und noch gegenwärtig Musikdirector der Oper zu Paris; seine Gattin war 1811 zu Ferrara. Seine Compositionen sind reich an Melodien, gesangvoll und mit Effect instrumentirt, aber ohne tiefen innern Zusammenhang und gründliche Characteristik. Seine besten und bekanntesten Opern sind: Sargino, Camilla, Griselda, Leonora, Achille, I Fuorusciti (Wegelagerer), Sophonisbe, Dido und Agnes (die neueste uns bekannte); außerdem hat er noch componirt Cinna, Il Principe di Tartano, Idomeneo, Numa Pompilio, I Baccanti

Digitized by Google

u. A., nebst mehreren Romanzen, Canzenen und Duetten mit Clavierbegleitung.

Paësiello (Giovanni), einer der berühmtesten Operncomponisten, ist den 9ten Mai 1741 zu Tarent geboren, woselbst sein Vater Thierarzt war. Von seinem fünften bis dreizehnten Jahre besuchte er das dortige Jesuitercollegium. Man bemerkte bald, daß er einen schönen Contraalt und ein treffliches Ohr habe. Ein gewisser Chevalier Carducci, ein Liebhaber und Kenner der Tonkunst, rieth dem Vater, ihn nach Neapel zu schicken und dort die Musik studiren zu lassen. Endlich willigte der Vater ein, ließ ihn noch zwei bis drei Monate zu Tarent in den ersten Elementen der Musik unterrichten und begleitete ihn im J. 1754 nach Neapel, wo Paësiello in das Conservatorio di S. Onofrio trat, an welchem der berühmte Durante Lehrer war. Er genoß den Unterricht dieses Meisters, und wurde nach fünf Jahren der Erste unter den Zöglingen des Instituts, componirte Messen, Psalmen, Motetten, Oratorien und ein komisches Intermezzo, welches ihm den Auftrag verschaffte, im J. 1763 eine Oper für das Theater von Bologna zu componiren. Späterhin bereisete er die Hauptstädte Italiens und brachte seine Opern auf ihre Bühnen. Sein Ruf verbreitete sich, und schon stand er mit dem londner Theater in Unterhandlung, als eine Einladung des russischen Hofes 1776 ihn nach Petersburg zog, wo er mehrere Compositionen und ein theoretisches Werk lieferte, wofür er, außer seinem ansehnlichen Gehalte, noch eine Belohnung von 900 Rubeln erhielt. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Rußland, kehrte er über Wien, wo er Casti's König Theodor für Joseph II. componirte, nach Neapel zurück, wo er von Ferdinand IV. als Capellmeister mit einem Jahrgehalte von 1200 Ducaten angestellt wurde. Als sich im J. 1799 der Hof nach Sicilien flüchtete, ernannte die neue Regierung Paësiello zum Musikmeister der Nation. Nach der Rückkehr der königlichen Familie wurde es ihm zum Verbrechen gemacht, dieses Amt angenommen zu haben; er wurde ins Gefängniß gesetzt, sein Gehalt eingezogen und nur die Achtung für seine Talente befreite ihn von der Todesstrafe. Erst nach zwei Jahren trat er in seine vorigen Verhältnisse zurück. Andere haben ihm wichtigere Vorwürfe gemacht. In der That hegte er immer eine große Liebe für die Franzosen; dies bewies er unter andern 1797 durch eine Trauercantate auf den Tod des Generals Hoche, welche er zur Concurrenz nach Paris schickte. Im J. 1801 gab ihm Bonaparte, als damaliger Oberconsul, den Auftrag, ein Te Deum zur Friedensfeier in Paris zu componiren, welches 1802 in der Kirche Notre Dame aufgeführt wurde. Um dieselbe Zeit kam er selbst mit Bewilligung seines Königs nach Paris, wo er von mehreren ihm angetragenen Aemtern sich mit der Stelle eines Directors der Kapelle begnügte, die er aus den vorzüglichsten Künstlern bildete. Außer mehreren Messen, Motetten u. s. w. und der Oper Proserpina componirte er hier eine große Messe für zwei Chöre, ein Te Deum und einige Gebete zur Kaiserkrönung. Da aber das Clima von Paris seiner Gattin nicht zusagen wollte, bat er nach einem drittehalbjährigen Aufenthalte daselbst um seine Entlassung, ging (1804) nach Neapel zurück, und begnügte sich, Napoleon jährlich zum 15ten August eine Kirchenmusik einzuschicken. Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, bestätigte ihn dieser in seinen Aemtern mit einem Jahrgehalte von 1800 Ducaten. Napoleon ertheilte ihm das Kreuz der Ehrenlegion mit einer Pension von

Digitized by Google

1000 Franken, und Joseph den Orden beider Sicilien. Auch wurde er zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft von Neapel und zum Präsidenten der Direction des königlichen Conservatoriums ernannt. Dieselben Aemter und Stellen hat er bis zu Ende der Regierung Joachims bekleidet. Unter Paësiello's zahlreichen Operncompositionen werden noch jetzt auf den ersten Theatern Europens mit Beifall aufgeführt: La Molinara (die schöne Müllerin), il Re Teodoro di Venetia, il Barbiere di Seviglia, Nina, o sia la pazza per amore, la Serva padrona, L'Amor contrastato, L'Innocente fortunata, il Matrimonio inaspettato, I Filosofi imaginari, la Grotta di Trofonio, L'Olimpiade. Seine Kirchenmusiken sind weniger bekannt. Die Eigenschaften, welche Paësiello charakterisiren, sind eine ungemeine Fruchtbarkeit in der Erfindung, eine glückliche Leichtigkeit in Auffindung natürlicher und origineller Motive, ein seltenes Talent, sie durch die Hülfsmittel der Melodie selbst zu entwikkeln, und durch interessante Details zu verschönern, Begeisterung und Besonnenheit in der Ausführung, Geschmack, Anmuth und eine ungemeine Lebendigkeit in der Melodie. Alle seine Werke zeichnen sich aus durch Einfachheit, Correctheit, Eleganz; seine Accompagnements sind klar und natürlich. Obgleich Lieblichkeit sein Hauptzug zu seyn scheint, so versteht er doch sehr gut, den Ton zu wechseln, und vom Possenhaften, Naiven und Kunstlosen zum Pathetischen und Rührenden überzugehn, ohne der Grazie und Zierlichkeit zu entsagen. Wenige Componisten haben ein so allgemeines Interesse erweckt, wie Paësiello. Doch ist nicht zu leugnen, daß der Beifall seiner Werke sich in der letztern Zeit sehr vermindert hat, und man jetzt viele seiner Compositionen zu leer und unbedeutend in der Harmonie findet.

Paez, ein ausgezeichneter Heerführer der Republikaner von Venezuela. Er hat seit dem J. 1817 in mehrern Treffen (z. B. bei San Fernando de Apura gegen Morillo, im März 1817, und bei La Puerta gegen Morales den 15ten April 1818) mit solcher Auszeichnung commandirt, daß er, als Bolivar, nach den für die Insurgenten unglücklichen Gefechten im April und Mai 1818, sein System der vereinzelten Angriffe, welchen die Spanier stets ihre gesammten Streitkräfte entgegensetzten, hatte aufgeben müssen und an die Spitze der bürgerlichen Regierung gestellt worden war (s. Bolivar), den Oberbefehl über das sehr geschmolzene Heer erhielt. Unter ihm commandiren die Generale Marino und Arismendi; letzterer auf der Insel Margarita. Paez hat seitdem durch Bermudez die Mündungen des Orinoco und durch Brion den Fluß selbst glücklich behauptet, auch zu Lande die Verbindung mit den Insurgenten von Neu-Granada wieder hergestellt.

Paganismus (Heidenthum, s. Heiden) heißen alle Religionen außer dem Christenthume, Judenthume und Islamismus. Da die Hingebung an die Natur, und mithin das Zurücktreten und Sichverbergen der Gottheit, also Form und Gestaltung Princip des Heidenthums ist: so ist der Paganismus dem Christenthume scharf und bedeutend entgegengesetzt, und beide gränzen nahe an die Begriffe von Alterthümlichkeit und Modernität. (S. Antik und Modern.) Man kann aber diese beiden auf einander beziehbaren und darum sich gegenseitig ergänzenden Gegensätze nicht fassen, wenn man nicht überhaupt ein Seyn des Geistes setzt, worin sie gebunden liegen, wo also das Geistige und Leibliche nicht sowohl vereinigt, als vielmehr Eins und verschmolzen sind; ein Seyn, worauf die Re-

ligion aller Völker, als das Vorgeschichtliche in den Mythen, ahnend oder erinnernd zurückweiset. Dieses Seyn strebte sich zu entwickeln, entzweite sich also mit sich selbst, und nahm zuvörderst einen Leib an, den es nach allen Theilen hin schuf und gliederte, so daß es mit ihm zusammenfiel und allmälig das Bewußtseyn seiner als Schöpfers verlor. Hiemit war keine Umbeugung oder Rückkehr in sich selbst nöthig. Auf diese ging das Christenthum aus. Es herrschte durch den Geist, hatte seine Heimath im Himmel, Welt und Natur mit ihren Erscheinungen waren nur Symbole des Geistigen; der Mensch, ein Sohn Gottes, fröhnte willig, und durch seines Geistes Kraft über sie erhaben, den Leiden der Zeit. Was hier als Grundzug und Vorherrschendes eines jeden dieser Gegensätze angegeben ist, schließt darum nicht das Vorhandenseyn seines Entgegengesetzten aus, nur daß dieß ihm untergeordnet, gleichsam in ihm gebunden liegt. Wo daher dergleichen vorkommen, sind sie jederzeit unter ihr Allgemeines, wovon sie beherrscht werden, aufzunehmen. Daß aber das Angegebene die Grundzüge des Paganismus und des Christenthums seyen, ergibt sich im Gebiete der Kunst daraus, daß im Heidenthume Bildnerkunst ihre höchste Vollendung, wie nie wieder, erreichte, in welcher das Göttliche bis zur höchsten Geschlossenheit dargestellt, aber auch erstarrt war, mit dem Christenthume dagegen eine Zurückbildung des künstlerischen Schaffens in die geistige, oder ihre analoge Welt des Lichts durch die Malerei und des Tons durch die Musik statt fand, in deren Gefolge ähnliche Künste, die Druckerkunst und Kupferstecherkunst erschienen, die Kraft der sinnlichen Anschauung aber zu einer Flächenanschauung gesunken, erst allmälig wieder durch die Kraft des Geistes gewonnen und geübt werden muß. Darum ist auch ferner in der antiken Welt die Kunst überhaupt mehr gereift, in der modernen die Wissenschaft, indem beide sich zu einander verhalten, wie Leib zu Seele, Natur zu Geist, Darstellen zu Erkennen.

Wr.

Page, ein Edelknabe, der am Hofe die Aufwartung bei fürstlichen Personen hat. Diese Aufwartung gehörte im Mittelalter zur Erziehung des jungen Edelmanns, welcher an den Hof geschickt wurde, um sich in ritterlichen Beschäftigungen zu üben, feine Sitten zu lernen, und sich durch den Dienst bei fürstlichen Personen geschickt zu machen, künftig selbst zu befehlen.

Pagoden heißen die Göttertempel der Hindus und anderer Religionsverwandten im südlichen Asien, z. B. in China und Ostindien, mit Ausnahme der Mahommedaner daselbst, deren Tempel Moscheen heißen. Diese aus Steinen und Holz erbauten Tempel stehen auf einem freien, mit Obelisken, Säulen und andern Werken der Baukunst verzierten Platz, sind sehr groß und hoch, und mit unendlicher Pracht verziert. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes, dessen vier Enden von gleicher Länge sind, oben haben sie ein hohes thurmähnliches Dach mit mehrern Absätzen. Die merkwürdigsten sind in Benares, Siam, Pegu, vornehmlich aber zu Jaggrenat in Orixa. Im Innern findet man, außer vielen Kostbarkeiten, Altäre und Statuen der verehrten Götter. Letztere, welche ebenfalls Pagoden heißen und in einer Pagode oft in großer Anzahl stehen, sind gemeiniglich von gebrannter Erde, unförmlich, ohne allen Ausdruck gebildet und reich vergoldet, entweder nackt oder bekleidet, stehend oder mit gekreuzten Beinen sitzend, und nicht selten in colossaler Größe. Von diesen Götzenbildern haben denn auch jene kleinen, un-

Digitized by Google

gestalteten Figuren mit beweglichen Köpfen den Namen, welche man, besonders ehemals, auf Schränke, Kamine u. s. w. zum Spiel und zur Verzierung stellte.

Pairs, Gleiche, ursprünglich Pares regni, die dem König ebenbürtig waren und unter den Kronvasallen dem Throne am nächsten standen. In Frankreich und Großbritannien wurde ihre Macht und Zahl nach und nach beschränkt (s. Frankreich), bis die Pairswürde nur gewissen Familien und Personen ertheilt wurde. In England und Schottland heißt Pair (Peer) ein edler Lord, welcher Sitz und Stimme im Hause der Lords hat, welches daher auch Haus der Pairs genannt wird. Die Pairs sind, sie mögen Erzbischöfe, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicomtes oder Barone seyn, in allen öffentlichen Handlungen, in ihren Stimmen im Parlamente u. s. w. einander gleich. Der König ernennt Pairs, auch aus bürgerlichem Stande nach Gutdünken. Ihre Hauptvorrechte bestehen darin, daß sie erbliche königliche geheime Räthe sind, nicht arretirt werden können, außer wegen Hochverraths, keinen Eid abzulegen, sondern ihre Aussage bloß mit ihrer Ehre zu bekräftigen brauchen, daß ihre Häuser von aller Jurisdiction frei sind, und sie allein von Pairs des Reichs gerichtet werden können. — Im Jahr 1815 saßen im Oberhause 7 Prinzen vom Geblüte, 17 Herzöge, 13 Marquis, 93 Earls oder Grafen, 23 Viscounts, 132 Barons. Dann noch 16 schottische Pairs und 28 irländische. In allem 329. Unter den Herzögen sind die von Norfolk (1483) und die von Sommerset (1546) die ältesten, der jüngste ist Wellington (1814). Unter den Marquis sind die von Winchester (1551) die ältesten, sie führen den Titel: Premier Marquis of England. Unter den Viscounts sind die von Herford die ältesten (1549). Von den 132 Baronen-Familien sind die Cliffords, die Precys und die Clintons noch aus dem 13ten Jahrhunderte. Das mittlere Alter aller englischen Familien im Oberhause ist nur 77 Jahre. (S. Benzenberg über Verfassung.) — In Frankreich bildeten seit Philipp August (st. 1223), von den großen unmittelbaren Kronvasallen, zwölf Herren, welche Richter in Staatsstreitigkeiten waren und den Gerichtshof von Frankreich, der auch der königliche hieß, ausmachten, einen eigenen geschlossenen Körper. Sie nannten sich Pairs von Frankreich. Die geistlichen Pairs waren die Erzbischöfe von Rheims (als erster Pair Primas des Reichs) und von Paris; die Bischöfe von Langres und Laon, welche Herzöge und Pairs, und die Bischöfe von Beauvais, Noyon und Chalons an der Marne, welche Grafen und Pairs waren. Die weltlichen waren die Herzöge von Burgund, Normandie und Guienne, und die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diese zwölf Pairs sollten in Lehnssachen Recht sprechen, die Streitigkeiten unter den Vasallen entscheiden, und bei der königlichen Krönung verschiedene Aemter verrichten. Nachdem aber die sechs weltlichen zu der Krone gezogen worden waren, so erwählte man bei dergleichen Feierlichkeiten allemal sechs der vornehmsten Herren, welche diese Stelle vertraten, und die Könige errichteten neuere Pairschaften (Pairien), womit sie die Verdienste einzelner Familien belohnten. Die Prinzen vom Geblüt und die legitimirten Prinzen waren geborne Pairs, d. h. sie hatten alle Rechte und Vorzüge der Pairwürde, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht hatten. Die Pairs hatten Sitz und Stimme im Parlamente von Paris und wohnten bei wichtigen öffentlichen Vorfällen den Versammlungen desselben bei. Mit der Revolution verschwand die Pairwürde,

und wurde erst von Ludwig XVIII. durch die Charte von 1814 wieder hergestellt. Die Pairs bilden in Frankreich wie in England eine eigene Kammer. Buonaparte behielt 1815 diese Einrichtung bei, vernichtete jedoch die vom Könige getroffene Wahl der Pairs und ernannte solche Männer zur Pairwürde, durch die er sich am meisten zu behaupten hoffte. Ludwig XVIII. stellte darauf seine Pairskammer wieder her, die jetzt 213 Mitglieder zählt. (S. Frankreich.)

Pajou (Augustin), Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1730, modelirte schon als Knabe, ohne die geringste Anweisung erhalten zu haben, Blumen, Fische, Vögel mit so vieler Wahrheit und Genauigkeit, daß er die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog. Der königliche Bildhauer Jean-Baptiste Lemoine nahm den vierzehnjährigen Knaben unter seine Schüler auf. Pajou arbeitete, von seinem Lehrer geliebt, mit unermüdetem Eifer fort, und sah nach vier Jahren seinen Fleiß durch den großen Preis der Akademie belohnt. Dieser Erfolg feuerte seinen Eifer nur noch mehr an. Nachdem er noch drei Jahre, vom Könige unterstützt, in Paris gelebt hatte, ging er nach Rom, wo er vier Jahr verweilte. Hier suchte er sein Studium des Alterthums durch Einsammlung der dem bildenden Künstler vorzüglich nothwendigen Kenntnisse der Mythologie und Geschichte gründlich und vollständig zu machen. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde August Pajou zum Lohn für seine marmorne Statue des Pluto, der den Cerberus gefesselt hält, in die königliche Maler- und Bildhauerakademie aufgenommen. Dieses kräftig gedachte und ausgeführte Werk zeigte bessere Grundsätze in der Kunst, als seit achtzig Jahren herrschend gewesen waren; Pajou führte in seinen Werkstätten auf das Studium der Natur und der Antike zurück. Viele Arbeiten dieses tiefdenkenden Künstlers, womit er das Opernhaus zu Versailles, das Palais Royal, das Palais Bourbon, das Gerichtshaus zu Paris, die Kreuzkirche zu Orleans u. s. w. geschmückt hatte, sind während der Revolution zerstört worden. Aber noch vollkommner erkennt man das Talent dieses großen Meisters in den marmornen Statuen von Descartes, Bossuet, Pascal in den Sälen der Akademie, und von Turenne in der Gallerie der Tuilerien. Von großer Schönheit ist seine Psyche, welche man im Luxemburg sieht. Sein letztes Werk war ein Demosthenes für den Erhaltungssenat. Nachdem Pajou die ehrenvollsten Aemter an der Maler- und Bildhauerakademie bekleidet hatte, wurde er zum Mitgliede des Instituts und Aufseher des Museums Napoleon ernannt, und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Er starb in einem Alter von acht und siebenzig Jahren in den Armen seines als Maler nicht unberühmten Sohnes.

Paladin. So hießen ursprünglich die im Kriegsgefolge Carls des Großen befindlichen Ritter. Durch die Heldenromane, welche die Abenteuer und Thaten derselben erzählten, kam die Benennung in Umlauf, und wurde nachher auf jeden irrenden und kühne Abenteuer aufsuchenden Ritter übertragen.

Palafox (Don José de), der berühmte Vertheidiger von Saragossa, einer der ersten Helden, welche für Spaniens Freiheit gegen Napoleon fochten. Er ist um das J. 1770 geboren und stammt aus einer vornehmen aragonischen Familie. Eine sorgfältige Erziehung, der allgemeine Nationalcharakter und eine ernste Zeit entwickelten seine seltenen Anlagen. Als er Ferdinand VII., den er nach Bayonne begleitet hatte, betrogen und gefangen sah, entfloh er und

Digitized by Google

begab sich nach Saragossa, wo er alle Thätigkeit aufbot, um einen Einfall der Franzosen in Aragonien zu verhindern. Er erklärte am 31sten Mai 1808, daß Napoleon, daß alle Mitglieder seiner Familie, daß jeder französische General und Offizier für die Sicherheit Ferdinands VII., seines Bruders und Oheims, persönlich verantwortlich seyn sollten. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich bei den bald darauf von den Franzosen unternommenen Belagerungen von Saragossa, das sein Heldenmuth das erstemal rettete, beim zweitenmale aber erst übergab, als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren. (S. Saragossa.) Der kranke Palafox ward mit Härte behandelt und kehrte erst nach Abschluß des Tractats von Valençay vom 11ten December 1813 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Er überbrachte damals den Cortes in Madrid einen Supplementar-Artikel zu jenem Vertrage, nach welchem Catalonien von den Franzosen geräumt, und die Kriegsgefangenen ausgewechselt werden sollten; zugleich sandte Ferdinand VII. durch ihn den Befehl an die Regentschaft, jenen Tractat zu vollziehen, indem er ihr seine Rückkehr nach Spanien anmelden ließ. Palafox erklärte sich bei der bald darauf erfolgten Auflösung der Cortes für die unumschränkte königliche Gewalt. Ferdinand ernannte ihn im Jahre 1814 zum General-Capitain oder Statthalter von Aragonien, wo er den in Saragossa und an andern Orten von der Bürgermiliz erregten anarchischen Unordnungen mit Kraft Einhalt that. Den 8ten Mai 1815 übergab ihm und den General Giron der König den Oberbefehl über die Armee von Aragonien, welche nebst der von Catalonien und von Navarra nach der Rückkehr des Usurpators von Elba nach Frankreich vorrückte.

Palais Royal. Dieser Palast mit seinem Garten, seinen Höfen, Gallerien und Arkaden, ist der Mittelpunkt von Paris. Im J. 1636 legte ihn der Cardinal von Richelieu auf den Trümmern der Hotels Mercoeur und Rambouillet an; sieben Jahre wurde daran gebaut. Richelieu gab ihm die Inschrift: Palais cardinal, und die Pariser stritten darüber, ob dieß heißen solle: der Palast aller Paläste, oder: der Palast des Cardinals? Richelieu ließ einen Schauspielsaal darin anlegen, wo er an allen Festen, die er gab, den Parisern den Zutritt erlaubte. Er vermachte Ludwig XIII. diesen Palast. Im Jahr 1642 zog Anna von Oesterreich nebst Ludwig XIV. aus dem Louvre hinein. Von jetzt an hieß er: Palais Royal. Ludwig räumte ihn seinem Bruder ein, und schenkte ihn zuletzt seinem Enkel, dem Herzoge von Chartres. Seitdem blieb er der Familie Orleans, welche ihn bis ins Jahr 1791 bewohnte. Der letzte Herzog nannte ihn während der Revolution: Palais Egalité. Er ließ 1786 die große Allee von Castanienbäumen umhauen, die auf der einen Seite die Länge des Gartens einnahm. Aeltere Franzosen sprechen noch mit Entzücken von ihr; sie schützte vor Hitze und Regen; von eilf Uhr des Morgens an war sie belebt, auf beiden Seiten standen Stühle, die von Menschen aus allen Ständen und Welttheilen nie leer wurden. In der Mitte stand ein Baum, der unter dem Namen: Arbre de Cracovie, bekannt war; unter seinem Schatten entschieden die Politiker über Welthändel; es war hier von jeher der freimüthigste Punkt in Paris. Eine richtige Finanzspeculation bewog den Herzog, den Garten mit Gallerien zu umbauen, um meublirte Hotels, Kaufmannsgewölbe, Spiel- und Kaffeehäuser, Theater, kurz, Genüsse aller Art hier zu vereinigen. Plötz-

Digitized by

lich wurden Hunderte von Aexten und Sägen in Bewegung gesetzt, und in wenigen Tagen waren die schönen Alleen gefällt. Die Spaziergänger, trostlos über diesen Verlust, rächten sich durch witzige Einfälle. Man nannte den Herzog Egorgeur des ombres. Unglaublich schnell wuchs die neue Schöpfung nach den Planen des Architekten Louis heran. In drei Jahren waren schon zwei der großen Flügel fertig, in deren Arkaden sich die zierlichsten Kaufmannsläden an einander drängen; doch wurden auch neue Alleen gepflanzt. Früher, im J. 1781, brannte das Opernhaus vom Palais Royal ab; seitdem wurde die Oper erst an die Porte St. Martin, und dann in die Rue de la loi verlegt, wo sie noch ist. Das Theater françois gehört aber noch jetzt zu den Gebäuden des Palais Royal; so wie auch das Theatre du Vaudeville innerhalb seines Bezirks ist. Die Salle Montansier blieb für Seiltänzer und ähnliche Kunstspiele, z. B. von Hunden. Im J. 1812 erhielt das Palais Royal den Namen: Palais du Tribunat. Der Versammlungssaal der Volkstribunen wurde zirkelförmig eingerichtet, umgeben von einer Reihe ionischer Säulen, welche die Gallerie der Zuhörer trug. Am Eingange des Saales sieht man zwei colossale Statuen, Demostenes und Cicero. Während der Revolution war dieses Palais der Schauplatz der merkwürdigsten Scenen. Alle frohen und furchtbaren Nachrichten wurden hier zuerst verkündigt; alle Aufzüge ließen sich hier sehen; aller Aufruhr ward hier angeflammt und grausend zeigten sich hier seine Wirkungen. Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demselben ist unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menschen bedeckt, und weder geräumig noch elegant. Das oft gefährliche Drängen und Stoßen erinnern den Reisenden, daß er sich dem Vereinigungspunkte einer großen Hauptstadt nähert, aber der Ton des übermüthigsten und feinsten sinnlichen Lebensgenusses kündigt sich hier noch nicht an. Von dem Chateau d'eau aus (ein Gebäude, wo die Wasserhälter für die Tuilerien und das Palais Royal angelegt sind) sieht man die ganze Façade jenes Zauberpalastes vor sich. Zwei Pavillons, an welchen ionische und dorische Säulen emporstreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajou geziert ist, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen ist, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Diese Mauer dünkt einem zu hoch für das Gebäude selbst, das kaum noch einmal so hoch darüber vorragt. Hat man sich durch das Gedränge in den Hof gewunden, so breiten sich zwei Flügel vor dem Auge aus, die ebenfalls mit ionischen und dorischen Pilastern verziert sind. Nun tritt man in das Vestibule, das aus dem ersten Hofe in den zweiten, sonst la Cour royale genannt, führt. Mächtige dorische Säulen erheben sich auf beiden Seiten, deren Wirkung aber dadurch gestört wird, daß an und unter denselben Buden und Läden allerlei Art so eng zusammengedrängt sind, daß man zwischen dem Säulenwerke kaum hindurch kann. Dieser Theil des Palastes war sonst die Wohnung des Herzogs von Orleans, und übertraf an Pracht und geschmackvoller Anordnung jede Vorstellung. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut sind, laufen nun quer hin, Buchhändler und Brochurenkrämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer sind hier vereinigt. Durch diese Gallerie de bois tritt man erst in die eigentliche Feenwelt des von seinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieser selbst ist schattenlos, steif und dürr, der

Digitized by Google

Boden festgestampfter Kies, die Bäume sind klein und verdorren schnell, von den zurückprallenden Sonnenstrahlen getroffen; aber wer wird auch reinen Naturgenuß in diesem Garten suchen? Dagegen ist die Wirkung der Arkaden und Pavillons, besonders Abends in ihrer schimmernden Beleuchtung, wahrhaft blendend. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toisen und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Toisen hin. Alle drei sind gleichförmig hoch. Kannelierte Pilaster von zusammengesetzter Ordnung herrschen rund herum und unterstützen eine Balustrade, auf welcher Vasen stehen, die den ganzen Umfang des Gebäudes krönen. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwischen denen je zwei und zwei ein großer Reverbere hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen starrenden Vestibulen. Festons und Basreliefs zieren die Zwischenräume. Ueber den Arkaden erhebt sich das erste Geschoß mit hohen palastmäßigen Fenstern, über diesem das zweite mit niedrigern, und über diesem Mansarden, vor deren Fenstern die Balustrade hinläuft. Es gibt kein natürliches oder erkünsteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung sich darböte. Bei diesem Buchhändler kann man nach dem ältesten wie nach dem neuesten, nach dem wissenschaftlichsten wie nach dem frivolsten Buche fragen; es ist hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftstellern versammeln sich bei ihm, und um sie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. In dem Bijouteriegewölbe daneben, das drei Arkaden einnimmt, ist für der Aermsten wie für der Reichsten Eitelkeit gesorgt, es bietet der armen Braut den kleinen Ring, und der reichsten Fürstin die brillantnen Armbänder. Dieß funkelnde Gewölbe ist Abends von mehr als funfzig Wachskerzen erleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberische Strahlen- und Farbenspiel. Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem Scepter. Was die phantastische Laune aus Band und Pettinet, Blumen und Federn zu schaffen versteht, formt sich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar von zierlichen Mädchen, welche rasch arbeiten, während ihre Blicke noch rascher die Vorübergehenden heranlocken. In diesem stattlichen Gewölbe breiten sich die glänzendsten seidnen Zeuge, die köstlichsten Merino's aus, in jenem die feinsten Tücher, die weichsten orientalischen Shawls, hier die nettesten Waschwaaren, dort die zartesten Stickereien. Gewölbe mit Uhren aller Arten wechseln mit Niederlagen des geschmackvollsten Porzellans ab, hier sind Knöpfe von Wedgwood und Diamanten, dort Uhrketten von Gold, Degengefäße von Stahlbrillanten und Silber, im buntesten Strahlenspiele; hier duften die lieblichsten Parfums, dort fesseln den Blick die vollendetsten Miniaturgemälde, die herrlichsten Kupferstiche; und eben so lockend sind Bonbons wie mathematische Instrumente, Kinderspielzeug wie Gewehre in bunter Mannichfaltigkeit neben einander hingereiht; dazwischen erblickt man wieder ein weites Gewölbe, das Alles faßt, was man an größern und kleinern Meubeln im erlesensten Geschmacke nur wünschen kann. Chiffonnieren und allen Hausrath, dem üppige Bequemlichkeit, Verschwendung, Kunst und Mode Entstehung, Pracht und Gestalt gab, findet der Kauf- und Schaulustige hier ausgelegt und aufgestellt. Lotteriecollecteurs und Geldwechsler, Petschaftstecher und Pastetenbäcker, Restaurateurs und Obsthändlerinnen drängen sich in jede Reihe. Aufgethürmt sind die erwähltesten Leckereien aller Meere

Digitized by Google

und Provinzen in der berühmten Boutique au gourmand, während man in dem Caffé de foi das beste Eis findet, bei welchem die ausgesuchteste Gesellschaft sich versammelt. Aus dem Caffé des aveugles ertönt die fröhlichste Musik von lauter Blinden aus dem Hospice des quinze vingts ausgeführt, während wilder Lärm und freche Ausgelassenheit aus den Caffés du caveau und du sauvage erschallen. Daneben zieht der Caffé du ventrilogue durch die Possen seines Eigenthümers eben so viele Gäste an, als dort im Pavillon des Gartens der Caffé des mille colonnes durch seinen von allen Seiten zurückgespiegelten Glanz. Alle Waaren sind im Palais Royal um die Hälfte theurer als im übrigen Paris. Das äußere Leben drängt sich hier so mächtig und so allgebietend auf; es scheint über alles Geistige, über das Innere, Reine, Heilige, Sittsame und Natürliche so leichtsinnig zu spotten, daß der unverdorbene Fremde sich gewiß aus diesem bethörenden Lustlabyrinthe bald wegsehnt. Und doch sind die obern Säle noch anlockender als die Gallerien. Hier sind in der ersten Etage zwischen reichen Magazinen und glänzenden Restaurateursälen jene verrufenen Spielzimmer, wo an der grünen Tafel Roulette und Rouge et noir die letzten Funken der pariser Vernunft ersticken; hier wohnen die berüchtigten Hetären, die solchen Ton und solche Ansprüche nur bei einem Volke, das die Pucelle auswendig weiß, erlangen konnten. Als Femmes du monde ist die erste und vornehmste Classe derselben bekannt; alle andern niedrigern Gattungen, die man Filles nennt, schwärmen hier mit Schmetterlingseitelkeit herum; so elegant und geschmackvoll sie gekleidet sind, so unterscheidet doch ein nur einigermaßen geübtes Auge sie von den rechtlichen Frauen. Sie wandeln meist zwei und zwei, oft in Begleitung einer Bonne, herum, ihre Classen sind so verschieden, als die Classen des Publicums selbst, das in das Palais Royal kommt. Die mehrsten wohnen in der zweiten Etage und in den Mansarden. Der Umgang mit denen aus den obern Classen ist höchst verführerisch; die meisten sind sehr schön, witzig, belesen, lebhaft und einschmeichelnd, äußern Anstand wissen sie zu heucheln, und sinnliche und geistige Frivolität in steter Abwechselung in den Becher der Wollust zu mischen, so daß der junge, lüsterne, reiche Fremdling leicht in ihre Netze fällt. — Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais Royal, doch sehr verschieden nach der Tageszeit an. Früh eilt nur der ernste Geschäftsmann, der fleißige Künstler durch, um noch einmal frische Luft zu schöpfen, ehe er an seine Arbeit geht, die eigentlichen Bewohner sind da noch im tiefen Schlaf. Erst nach acht Uhr werden die Gewölbe geöffnet; nach neun Uhr fangen die Caffeehäuser an sich zu füllen, die Zeitungsleser versammeln und die Gruppen vermehren und vervielfältigen sich. Von zwölf bis zwei Uhr wird es der Sammelplatz der vornehmsten Welt; rechtliche Frauen erscheinen und bilden hier die Schule des Geschmacks und der Mode. Die Bänke reichen nicht zu; hunderte von Strohstühlen, die unter den Bäumen aufgeschichtet standen, werden herbeigeschafft und für zwei Sous vermiethet. Von zwei bis fünf Uhr nimmt die wogende Menge ab, und nur diejenigen von den Filles, die man Cherche-diner nennt, streifen noch umher. Dagegen benutzen die Wärterinnen, Ammen und Mütter mit ihren Kleinen diese Pause; aber bald strömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen acht Uhr nehmen die Femmes du monde die Alleen ein, die funkelnde Beleuchtung beginnt, und die Stunden bis elf Uhr werden die rauschendsten

und mannichfaltigsten. Nach elf Uhr verliert sich allmählig das Getümmel, nur die Filles, die kein Glück gemacht haben, verfolgen noch die Spaziergänger, und um zwölf Uhr ist alles leer und todtenstill. Da die Alleen dreimal des Tages besprengt werden, so ist der Staub nie beschwerlich. Auch tritt man aus dem Garten durch eine zweite Gallerie in den Hof, wo gewöhnlich die herrlichsten Blumen und fremden Gewächse zu haben sind. Ein anderer Ausgang führt durch einen Perron hinauf in die glänzende Rue Vivienne. Höchst merkwürdig bleibt stets dieser Ort, belehrend für den Unerfahrnen, ergötzlich und unterhaltend für den Schuldlosen, und interessant für den Beobachter der Menschen und Sitten; ein lebenvolles Gemälde der Frivolität und des Luxus, des Sinnenrausches und der Verdorbenheit der neuern Zeit. K.

Palamēdes, einer der berühmtesten griechischen Helden vor Troja. Nach der Sage war er ein Sohn des Nauplius und der Klymene. Nachdem er mit andern griechischen Gesandten die Helena von Priamus vergebens zurückgefodert, und den verstellten Wahnsinn des Ulysses in Ithaka aufgedeckt hatte, dessen heftige Feindschaft er sich dadurch zuzog, ging er mit gegen Troja. Er behauptete im Kriegsrathe der griechischen Helden ein vorzügliches Ansehn. Standhaft setzte er sich den Anmaßungen des Agamemnon entgegen, und nahm selbst eine Zeit lang dessen Stelle als Oberfeldherr ein. Doch muß bemerkt werden, daß von dieser Theilnahme des Palamedes im Homer noch nichts vorkommt. Ueber ihn sind überhaupt die Sagen sehr verschieden, vorzüglich aber über seinen Tod. Nach Andern tödtete ihn ein Pfeil des Paris. Nach der gewöhnlichsten vergrub Ulysses einen Schatz im Zelte des Palamedes, und brachte diesen durch einen untergeschobenen Brief in den Verdacht eines Einverständnisses mit Priamus, worauf Palamedes als Verräther gesteinigt wurde. Ihm wird die Erfindung des Würfelspiels, von Andern die Erfindung oder Einführung des Schachspiels, wie auch die Erfindung der Rechnung und des Maßes und Gewichts beigelegt. Noch allgemeiner und merkwürdiger ist die Sage, daß er das alte griechische, von Kadmus zuerst eingeführte Alphabet, welches aus 16 Buchstaben bestand, durch vier andere (gewöhnlich nennt man ϑ ξ φ χ) vermehrt habe. Auch werden ihm astronomische und medicinische Kenntnisse zugeschrieben. Nach allen Sagen spielt er in der ältesten Culturgeschichte der Griechen eine bedeutende Rolle.

Palämon, s. Melicertes.

Palankin ist eine in Ostindien sehr gebräuchliche Art von Tragsesseln mit vier Füßen, einem ziemlich hohen Geländer ringsherum und einer gewölbten Decke von Bambusstäben, inwendig mit einer weichen Matratze und einigen Kissen belegt, überdies noch mit einem bis auf den Boden reichenden Vorhang versehen, den man, im Fall man in dem Palankin schlafen will, herunterlassen kann. Er wird von vier Trägern (Kulies) auf den Schultern getragen, denen vier andere zum Abwechseln beigesellt sind. Sie machen eine ganz besondere Classe der Suders (der letzten indischen Caste) aus, und haben in jeder Stadt und jedem Dorfe ihren eignen Vorsteher, der mit dem Reisenden den Accord abschließt. Man reiset in dergleichen Tragsesseln ziemlich schnell, bequem und sicher, denn die Träger beobachten einen gewissen Tactschritt und sind ehrliche, dienstfertige Leute.

Paläphatus, ein griechischer Schriftsteller, dessen Zeitalter und Vaterland ungewiß sind. Aus seinem noch vorhandenen Werke von unglaublichen Dingen (de incredibilibus) wird sichtbar, daß er in eine spätere Zeit gehört, wo die Griechen anfingen, ihre Mythen historisch und etymologisch zu erklären. Gewiß lebte er noch vor Chr. Geb. Sein Werk soll aus fünf Büchern bestanden haben, von denen wir aber nur noch das erste besitzen. Die beste Ausgabe ist von Fischer (sechste, Leipzig 1789 8.).

Palästina, wegen der den Nachkommen Abrahams gegebenen Verheißung insgemein das gelobte Land genannt, nimmt die syrische Küste am mittelländischen Meere vom Libanon südwärts bis an die Grenzen Aegyptens ein, und gehört zu den fruchtbarsten Ländern der alten Welt. Wein, Salz, wilder Honig, die Balsamstaude, der Oel-, Palmen-, Feigen- und Granatbaum nebst zahlreichen Heerden von Schaf- und Rindvieh waren seine Erzeugnisse. Die Abwechselung der Berge und Ebenen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbstregen erzeugen seine Fruchtbarkeit. Seine jetzige Unfruchtbarkeit entspringt aus der Trägheit der Einwohner, welche entweder von den Pilgern oder als Räuber leben. Es hieß nach dem Stammvater seiner Bewohner Canaan, als Abraham in seine südlichen Gegenden einwanderte, und durch den Ankauf eines Begräbnißortes für seine Familie das Recht begründete, auf welches gestützt die Hebräer es unter Josua 1450 vor Chr. Geb. eroberten und nach den Stämmen ihres Volks in zwölf Bundesstaaten eintheilten. Saul vereinigte diese Cantons in ein Königreich, und David erweiterte es durch Eroberungen ost- und südwärts; Phönizien, der nördliche Streif der Westküste, in dem die verdrängten Canaaniter sich behaupteten, blieb jedoch unabhängig von den Hebräern. Die beiden Reiche, Israel (nördlich) und Juda (südlich), in welche Palästina 975 vor Chr. Geb. zerfiel, begriffen zusammen das Gebiet zwischen dem 52sten und 57sten Grade der Länge und dem 31sten und 34sten Grade der Breite. Durch den Fall dieser Reiche 754 und 730 vor Chr. Geb. wurde Palästina eine persische Satrapie, und die politische und religiöse Trennung der unter Cyrus und Darius I aus der Gefangenschaft nach Palästina zurückkehrenden hebräischen Colonien begründete die Eintheilung, die zu den Zeiten Christi unter den Hasmonäern galt. Das Land diesseit des Jordans (des Hauptstroms, der vom Libanon südwärts durch den See Genezareth in das Salzmeer fließt,) wurde Judäa im weitern Sinne genannt und umfaßte die Provinzen: Judäa, oder das größere südliche Gebiet, worin Jerusalem, Bethlehem und Jericho am Gebirge Juda, die Häfen Cäsarea und Joppe, jetzt Jaffa, an der Küste des Mittelmeeres liegen und ein Theil von Idumäa mit einbegriffen war; Samaria, oder das kleinste mittlere Gebiet, mit den Städten Samaria, später Sebaste, und Sichem, jetzt (nach der griechischen Benennung Neapolis) Nablus und dem Gebirge Ephraim oder Israel, auf dem der Berg Garizim liegt; und Galiläa das nördliche und fruchtbarste Gebiet, gegen Mittag an das Vorgebirge Carmel und den damit zusammenhängenden Berg Tabor auf der Grenze von Samaria gelehnt, gegen Abend von Phönizien und nördlich vom Libanon begrenzt, mit den Städten Tiberias, welche nach der Zerstörung Jerusalems als Sitz der jüdischen Gelehrsamkeit berühmt war, Capernaum und Bethsaida am See Genezareth, Nain, Nazareth und Cana. Zu dem Lande jenseit des Jordens gehörten

Digitized by Google

die Provinzen: Peräa, die größte südliche, mit dem Gebirge Gilead, Gaulonitis, östlich vom See Genezareth, Batanea und Trachonitis, die kleinste im Norden. — Die verschiedenen Denkmäler zu Jerusalem bezeichnen die Epochen der Geschichte von Palästina. Aus der ältesten abrahamitischen, wo diese Stadt Salem hieß und von einem Priesterkönige Melchisedek beherrscht wurde, aus der spätern, wo die Jebusiter es eroberten, und die Burg Jebus auf dem Berge Zion baueten und wo auch der Name Jerusalem aufkam, endlich aus den Zeiten der Richter sind keine Denkmäler mehr vorhanden. Auch die sogenannten Gräber der Könige im Thale Benhinnon unweit Jerusalem zeugen von dem Einflusse des griechischen Styls und sind unstreitig aus der Periode der Maccabäer und Hasmonäer. Die Periode nach dem Umsturze des jüdischen Staats durch die Römer, wo Jerusalem unter dem Namen Aelia Capitolina 132 vor Chr. Geb. vom Kaiser Hadrian wieder aufgebauet und der Hauptort der Präfectur Palästina wurde, hat auch nur wenige Spuren in den unförmlichen Trümmern der Burg Antonia und des Theaters zu Jerusalem zurückgelassen. Aus der byzantinisch-griechischen Periode rühren noch einige christliche Klöster und die von der Mutter Constantins des Großen, Helena, erbaute Kirche des heiligen Grabes her, welche zwar unter der Herrschaft der Sarazenen, die Palästina 636 eroberten und es zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten, und während der Bedrückungen, die über die darin zurückgebliebenen Christen in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrhunderten ergingen, öfteren Zerstörungen Preis gegeben war, aber doch bis zu den Kreuzzügen in den Händen christlicher Geistlichen blieb. Das 1099 von den Kreuzfahrern gegründete christliche Königreich Jerusalem gab dem heiligen Lande eine neue Blüthe; es umfaßte die Provinzen disseit des Jordans mit Einschluß von Phönizien und Phälistäa und erstreckte sich jenseit bis in die Wüste Arabiens. Seine Verfassung war europäisch: ein Patriarchat, vier Erzbisthümer, reich dotirte Klöster und geistliche Stiftungen, drei Ritterorden, mehrere Grafschaften und Baronien wurden errichtet, Gerichtshöfe für den Adel und den dritten Stand niedergesetzt, ein Heer von 12 bis 20,000 Mann unterhalten und die 637 vom Kalifen Omar auf der Stelle des Salomonischen Tempels erbauete Moschee in eine prächtige Kathedrale verwandelt. Die, bei mäßigen Auflagen und fruchtbarem Boden zunehmende Bevölkerung und die schickliche Lage zum Handel schien diesem Reiche Wohlstand und lange Dauer zu sichern. Die Könige Gottfried von Bouillon, der schon 1100 starb, die Balduine, Anjou und Lusignan, regierten es mild, doch mit wechselndem Glück gegen die Sarazenen, denen innere Zwiste der regierenden Dynastie, und die Verzögerung der Hülfe aus Europa den Weg zur Wiedereroberung bahnten. Saladin nahm 1188 Jerusalem ein, machte die Kathedrale wieder zur Moschee und nur das Gold der syrischen Christen erhielt die Kirche des heiligen Grabes. Nach hundertjährigen Bedrängnissen wurden endlich 1291 die letzten christlichen Herrscher von den Mameluchen aus Palästina vertrieben und der leere Titel des Königreichs Jerusalem kam durch die Verheirathung der Urenkeltochter Balduins IV. Jolantha mit Kaiser Friedrich II. an das deutsche Kaiserhaus und durch die Ansprüche des Hauses Anjou an die Krone Sicilien. Seitdem schmachtet Palästina verödet und von arabischen Räuberhorden durchstreift unter der Herrschaft der Mohammedaner, und gehört jetzt unter das Paschalik Damask in der türki-

schen Provinz Soristan. Jerusalem, sechzehn Mal zerstört, bietet jetzt nur den Anblick des siebzehnten Schattens seiner ehemaligen Größe dar. Die Politik der Türken, welche von den jetzt seltener kommenden christlichen Pilgern starke Abgaben erheben, hat die während der christlichen Regierung im 12ten Jahrhunderte neubezeichneten Denkmäler der Geschichte Jesu nicht ganz untergehen lassen. Noch 1806 sah Chateaubriand (Tagebuch einer Reise von Paris nach Jerusalem, übersetzt von Müller und Lindau, Leipzig 1813. 3 Bändchen 8.; und von Eichholz mit Anmerkungen und Kupfern, 1812) in dem stark befestigten Kloster zu Bethlehem eine unter römisch-katholische, griechische und armenische Mönche getheilte Kirche mit einer unterirdischen Capelle, welche den Ort der Geburt Jesu, seine Krippe und das Grab der unschuldigen Kinder in sich schließt, und durch Gemälde von seltener Schönheit ausgezeichnet ist; in den Umgebungen Jerusalems das Thal Josaphat, welches sich zwischen dem Berge Moria und dem Oelberge von Norden gegen Süden erstreckt, von dem Bache Kidron durchschnitten wird, und den Bewohnern Jerusalems zum Begräbnißorte dient; den Garten des Oelberges mit der Stätte von Gethsemane, der Capelle des Grabes der heiligen Jungfrau, der Grotte des bittern Kelches und einer kleinen Moschee auf dem Flecke der Himmelfahrt; Zion, einen Hügel von ödem, gelblichem Ansehn, worauf das Haus des Caiphas, jetzt eine armenische Kirche, das Haus der Einsetzung des heiligen Abendmahls und der Ausgießung des heiligen Geistes, jetzt eine Moschee mit türkischem Spitale, und Davids Pallast in Ruinen stehen; südlich daneben im Thale Ben-Hinnon den Blutacker und die Gräber der Könige; innerhalb der Stadt die Schmerzensstraße (via dolorosa), auf welcher Jesus den Weg zum Tode ging, eine 500 Schritte lange Gasse vom Hause des Pilatus, einer Ruine, bis zur Kirche des heiligen Grabes. Diese Kirche, deren Mauern alle Stätten, welche aus der Geschichte der Kreuzigung, des Begräbnisses und der Auferstehung Jesu bemerkenswerth sind, umschließen, hält in der Länge 126 und in der Breite 70 Schritte. Sie ist kreuzförmig gebauet und bildet drei Dome über einer ungleichen Fläche. Cleriker von acht Nationen und christlichen Religionspartcien haben sich in ihren Besitz getheilt und verrichten darin ihren Gottesdienst, jede nach ihrem Ritus: Catholiken, welche Franziscaner-Mönche vom Kloster St. Salvator zu Jerusalem sind, Griechen, Abyssinier, Copten, Armenier, Nestorianer und Jacobiten, Georgier und Maroniten. Die dienstthuenden Priester und Mönche jeder Partei bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis sie von andern abgelöset werden und 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieses Gebäudes. Die Mauern desselben, an denen man die Grabmäler Gottfrieds und Balduins I. sieht, scheinen noch seit Constantins des Großen Zeit zu stehen, der innere Ausbau aber rührt von den Kreuzfahrern her. Diese Kirche ist 1808 den 12ten October durch Brand beschädigt worden. Die Capelle des heiligen Grabes blieb unversehrt und auch die mit Blei gedeckte, bei diesem Brande eingestürzte Kuppel hat man jetzt wieder hergestellt. Ansichten von Palästina hat E. F. K. Rosenmüller nach Ludw. Mayers Originalzeichnungen Leipzig 1810 herausgegeben. E.

Palästra, s. Gymnasium.

Palatinus heißt der vornehmste ungarische Reichsbaron oder Magnat, der auf dem Landtage von den Ständen aus vier vom Kö-

nige vorgeschlagenen Magnaten erwählt wird, um in allen wichtigen Staatsanlegenheiten die Stelle des Königs zu vertreten, und zwischen diesem und dem Volke Vermittler zu seyn. Auch ist er Präsident in dem hohen statthalterschaftlichen Rathe, bei der Septemviraltafel (d. h. demjenigen Theile des adeligen Obergerichts oder höchsten Justizhofes, der über Appellationen entscheidet); er hat endlich den höchsten Rang unter allen Ständen, den Erzbischof von Gran ausgenommen. Von 1765 an bis zu Josephs II. Tode (1790) blieb die Stelle unbesetzt; es wurde, wie dies schon zuweilen vorher geschehen war, ein bloßer Statthalter in dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen ernannt; allein Leopold II. machte den Beschwerden der Nation über diese Erledigung durch die Wahl eines neuen Palatins ein Ende. Gegenwärtig bekleidet diese Würde der Erzherzog Joseph Anton, Bruder des Kaisers Franz, geboren den 9ten Mai 1776. — S. auch den Art. Comes Palatinus.

Palermo, die Hauptstadt des Königreichs Sicilien, im Val di Mazzara, an einem Meerbusen, zwischen den Vorgebirgen Monte Pellegrino und Capo Saffarano. Sie ist groß, schön gebaut und wohlbefestigt. Der Hafen wird durch zwei feste Schlösser beschützt. Die Zahl der Einwohner, die vor hundert Jahren 200,000 betrug, ist jetzt auf 120 bis 130,000 herabgesunken. Die Stadt besteht aus vier Haupttheilen; zu den vorzüglichsten Gebäuden gehören der Palast des Vicekönigs, der Palast des Erzbischofs, das große Hospital, das St. Claren-Kloster, das ehemalige Profeßhaus der Jesuiten, die erzbischöfliche Domkirche, das Rathhaus und mehrere aus Marmor und Alabaster erbaute prächtige Kirchen und Thore. Die zwei Hauptstraßen, Cassero und Strada nuova, kreuzen sich in der Mitte der Stadt und bilden daselbst ein regelmäßiges Achteck, Piazza Villena, das mit sehr schönen Gebäuden geziert ist. Sowohl das Pflaster als die nächtliche Beleuchtung sind vortrefflich. Die Universität, Academia Reale, hat eine beträchtliche Bibliothek. Die Stadt treibt ansehnlichen Handel. Sie liefert die meisten sicilianischen Producte, Weizen, Wein, Oel, Südfrüchte, Manna u. s. w. an das Ausland, und versorgt die Insel mit Specereien und Manufacturwaaren. Die palermische Seide wird in der Umgegend gezeugt und gewöhnlich roh versendet. Es laufen im Durchschnitte jährlich gegen 500 fremde Schiffe in den Hafen ein. Palermo ist von den häufigen Erdbeben nur einmal, am 1sten September 1726, erschüttert worden, und erlitt damals großen Schaden. Die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. sind in der hiesigen Domkirche beigesetzt. Als man im Jahre 1781 bei einer vorzunehmenden Reparatur die porphyrnen Särge an einen andern Ort brachte und öffnete, fand man die Leichname fast ganz unversehrt, und auf ihren Kleidern Inschriften in der heutigen arabischen Cursivschrift.

Pales, eine der dunkeln altitalienischen Feldgottheiten, die Geberin guter Bergweide und Schützerin der Heerden vor Seuchen und Raubthieren. Einigen schien sie männlichen Geschlechts und ein Sohn des Jupiter. Sie wurde als Hirtengöttin mit einem Stabe, und einem Kranz auf dem Haupte vorgestellt und bald unter Bäumen, bald in eignen Tempeln verehrt. An ihrem Feste ward zugleich der Gründungstag Roms gefeiert (21sten April). Man opferte ihr Milch und Hirsekuchen.

Palestrina (Giovanni Pietro Aloisio da), der berühmteste Meister der alten römischen Musikschule, war im J. 1529 zu Pale-

strina, dem alten Präneste, geboren, weshalb die Biographen ihm statt Palestrina auch den Beinamen il Prenestino geben. Er studirte die Musik unter einem Meister der vor ihm berühmten gallisch-belgischen Schule, den Einige Goudimel nennen. Sein Genie erhob ihn bald aus der Dunkelheit und Dürftigkeit zu dem Range eines der ersten Componisten. Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Musik in Künstelei und leeren Schall dergestalt ausgeartet, daß sie, statt Andacht beim Gottesdienste zu erwecken und zu beleben, dieselbe auf das ärgerlichste störte. Mehrmals hatte man vorgeschlagen, sie aus der Kirche zu verbannen und nur den allgemeinen Gesang beizubehalten. Papst Marcellus II., welcher 1555 regierte, war im Begriff, diesen Bann zu vollstrecken, als Palestrina, der die wahre Bestimmung der kirchlichen Musik richtiger aufgefaßt hatte, den Papst um die Erlaubniß bat, eine Messe von seiner Arbeit vor ihm aufführen zu dürfen. Der Papst bewilligte dies Gesuch, und der junge Componist ließ eine sechsstimmige Messe aufführen, die durch ihre Würde und einfache Schönheit den Papst von seinem Vorsatze zurückbrachte. Dieser trug ihm sogar auf, eine Anzahl ähnlicher Compositionen für seine Capelle zu verfertigen. Jene Messe ist noch vorhanden, und unter dem Namen der Missa Papae Marcelli bekannt. Nach Marcellus Tode erhielt Palestrina von Paul IV. denselben Auftrag. Im Jahre 1562 wurde er zum Capellmeister von Santa Maria Maggiore, und 1571 zum Capellmeister von St. Peter ernannt. Sein Styl (alla Palestrina genannt) siegte über die flamländische Schule, die damals durch ganz Europa in Ansehen stand. Er bestand darin, einen Gesang voll zierlicher und reiner Melodie nach allen Regeln der Kunst, in der Modulation des Chorals, edel und majestätisch auszuführen. Anmuth und Würde, verbunden mit Gründlichkeit der Modulation, charakterisiren ihn. Nachdem er die Kirche mit einer Menge von Meisterwerken bereichert hatte, starb er am 2ten Februar 1594. Er ward mit großer Pracht in der Peterskirche am Fuße des Altars des heiligen Simon und Juda beerdigt, wo man noch jetzt sein Grabmal mit der Inschrift sieht: Joannes Petrus Aloysius Palestrina, Musicae Princeps. — Noch jetzt werden die Werke dieses Patriarchen der Harmonie und des Hauptes der alten italienischen Schule in Italien häufig aufgeführt und es ist nur zu beklagen, daß sie so selten und zum Theil Handschrift geblieben sind.

Palette oder **Pallette** ist in der Malerei ein kleines, dünnes, ovales Täfelchen von Holz oder Elfenbein, worauf die Pastell- oder Oelfarben gesetzt und nach dem jedesmaligen Bedürfnisse sogleich während der Arbeit gemischt werden. Der Maler hält die Palette mit dem Daumen der linken Hand, den er durch die zu diesem Zwecke vorhandene Oeffnung steckt. Man sagt, „ein Gemälde verrathe die Palette," um die richtige Wahl oder Mischung der Farben zu tadeln, als ob der Künstler dabei mehr seine Palette als die darzustellenden Gegenstände zu Rathe gezogen.

Palindromon, ein Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts gelesen, denselben Sinn gibt. Z. B. der bekannte Vers, den man dem Teufel in den Mund legt: Signa te signa, temere me tangis et angis (kreuze dich, kreuze dich nur, du berührst und quälst mich vergebens). Man fand vormals an dergleichen künstlichen Spielen viel Gefallen.

Digitized by Google

Palingenesie, die Wiedergeburt. Wir bezeichnen mit diesem griechischen Worte vornehmlich die Uebergänge, die wir im Reiche der Insecten wahrnehmen, und vermöge deren ein Insect z. B. die Raupe, Fliege rc. in einer völlig veränderten Gestalt wieder erscheint.

Palinodie, ein (besonders poetischer) Widerruf dessen, was man gegen Jemand Schimpfliches oder Falsches gesagt hat. So schrieb der alte Dichter Stesichorus eine Palinodie seines Schmähgedichts auf die Helena, wofür er mit Blindheit gestraft worden war, und erklärte alle in derselben enthaltenen Beschuldigungen für unwahr.

Palinurus, der berühmte Steuermann des Aeneas auf seiner Fahrt nach Italien, ein Sohn des Jasius. Bekannt ist die Dichtung, nach welcher der Gott des Schlafs unter der Gestalt des Phorbas denselben in dem Augenblicke, wo das Schiff sich der erwünschten Küste nähert, mit täuschender Gewalt einschläfert und in das Meer hinabstürzt. Aeneas sah den verlornen Gefährten in jenem berühmten Gesichte wieder, in welchem die Schatten der Unterwelt vor seinen Augen vorüber gingen, und Palinurus erzählt ihm, wie er an der Küste des untern Italiens von den Lucanern erschlagen worden sey. Als die Lucaner später von einer Pest heimgesucht wurden, errichteten sie dem Palinurus ein Ehrenbegräbniß, um seine Manen zu versöhnen und weihten ihm einen heiligen Hain. Das **palinurische** Vorgebirge erhielt von ihm seinen Namen. Vielleicht hat aber dieses Vorgebirge Veranlassung zu der ganzen Fiction gegeben.

Palisaden, **Pallisaden**, Schanzpfähle, sind 8 bis 9 Fuß lange, und 6 bis 7 Zoll ins Gevierte habende, oben zugespitzte Pfähle, welche zu mehrerer Sicherung der Verschanzungen (in beiden Befestigungsarten), um sich vor einem Ueberfalle zu sichern, ferner zur Beschützung der offenen Zugänge von Forts, Halbmonden, Gräben, bedeckten Wegen, und überhaupt allen leicht zugänglichen Punkten entweder senkrecht oder schräg dicht nebeneinander eingeschlagen werden. **Palisadiren**, mit Schanzpfählen versehen, verpfählen.

Palissot (Charles) de Montenoy. Dieser bekannte **französische Dichter** und **Literator** war den 3ten Januar 1730 zu Nancy geboren. Durch die sorgfältige Erziehung, welche ihm sein Vater gab, entwickelten sich seine Geistesfähigkeiten ungewöhnlich schnell. Doch würden ihm seine frühzeitigen Studien, die er der Philosophie und Theologie widmete, mehr nachtheilig als vortheilhaft gewesen seyn, wenn nicht Liebe zu den Wissenschaften und Ruhmbegierde ihn angetrieben hätten, auch nach Gründlichkeit und Vollständigkeit seiner Kenntnisse zu streben. Er trat in die gelehrte Congregation des Oratoriums, blieb hier kurze Zeit, und beschäftigte sich unabhängiger mit der Literatur und besonders mit der Dichtkunst, die ihn am meisten anzog. In seinem achtzehnten Jahre war Palissot bereits verheirathet und Verfasser einer Tragödie, die jedoch nicht aufgeführt wurde. Das Jahr darauf erschien er mit einem zweiten Trauerspiele, welches er anfangs **Zares**, später **Ninus** betitelte. Da ihm diese Laufbahn wenig Erfolg versprach, verließ er sie und wählte das Lustspiel, welches seinem Talente und seiner Gemüthsruhe besser zusagte. Er gab Les Tuteurs, ein frostiges Stück, dem bald Le Barbier de Bagdad folgte, wozu der Stoff aus Tausend und einer Nacht entlehnt ist. Das erste Aufsehn erregte

er durch sein Lustspiel: Le Cercle, welches zu Nancy vor dem Könige Stanislaus aufgeführt wurde. In diesem Lustspiele erscheint ein lächerlicher Philosoph, in welchem man J. J. Rousseau erkannte. Ein wüthender Streit erhob sich, in welchem sich Palissot mit Festigkeit, Rousseau mit Würde benahm. Palissots Unwille gegen die sogenannten Philosophen, die diesen Sturm erregt hatten, machte sich Luft in den Petites lettres sur de grands philosophes. Die Erbitterung stieg und erreichte, als Palissot mit seinem Lustspiele Les Philosophes auftrat, den höchsten Grad. Dieses Stück hat von Seiten der Kunst und Erfindung keinen Werth, aber es ist mit Eleganz geschrieben und voll satirischer Züge; die Personen sind gut gezeichnet, besonders die gelehrte und philosophische Dame; mehrere Scenen sind trefflich. Hatte Palissot in seinem Stücke die Grenzen der Theatersatire überschritten, so achteten seine Gegner selbst die Schranken der Scham und Ehrbarkeit nicht; die pöbelhaftesten Schmähschriften erschienen zur Schande der französischen Literatur. Aber Palissot räumte das Schlachtfeld nicht, so furchtbar auch seine Gegner durch Zahl und Leidenschaft waren; er bot selbst Voltaire Trotz, der sich mit ungewohnter Mäßigung gegen ihn benahm, wie aus dem Briefwechsel zwischen beiden hervorgeht. Palissot setzte den Krieg gegen die Encyclopädisten und Philosophen in seiner Dunciade fort, einem Gedichte voll bitterer Satire, das bei einer guten Versification und einzelnen unterhaltenden Stellen doch wegen seiner Länge ermüdet. Palissots Gegner wurden durch dasselbe aufs Neue unter die Waffen gebracht. Die Lustspiele, Le Satirique und Les Courtisans, die er um diese Zeit schrieb, verdienen nicht weiter erwähnt zu werden; wohl aber seine Mémoires pour servir à l'Histoire de la Littérature, Paris 1769, zuletzt 1813, 8., das Wichtigste seiner prosaischen Werke. Man findet darin gute Bemerkungen über die dramatische Kunst und die dramatischen Schriftsteller, aber das Ganze ist weder neu, noch gründlich. Erfindung und Ideenreichthum fehlen überhaupt in allen Werken Palissots; aber seine Schreibart ist stets rein, correct und geschmackvoll. Die Revolution hatte ihm den größten Theil seines Vermögens geraubt. Er hatte seinen schönen Landsitz verkaufen müssen, und lebte seitdem auf einem Gütchen zu Pantin, und in dem Palais des Arts, wo er als Vorsteher der Mazarinischen Bibliothek eine Wohnung hatte. Mit ungeschwächten Geisteskräften, stets lebhaft, geistreich, heiter in der Unterhaltung, erreichte er ein hohes Alter, und starb im Jahre 1814.

Palla, ein langes, über die Füße herabhängendes Gewand der römischen Damen, welches sie über die übrigen Kleider trugen (Mantel). Sie schlugen, wenn es zu lang war, einen Theil desselben über die linke Schulter, und hielten ihn unter den Armen fest. Bei Leichenbegängnissen war es schwarz. Auch die Tragöden traten in einem solchen Gewande auf.

Palladio (Andrea), ein berühmter italienischer Baumeister, war im Jahre 1508 zu Vicenza in beschränkten Umständen geboren. Er beschäftigte sich anfangs mit der Bildhauerei, aber der berühmte Trissino, der seine Neigung zur Mathematik wahrnahm, erklärte ihm Vitruvs Baukunst, und nahm ihn auf drei Reisen nach Rom mit sich. Auf diesen und zwei andern, die er in der Folge absichtlich dahin machte, studirte und zeichnete er mit großem Eifer die alten Denkmäler dieser Stadt. Er starb von seinem Vaterlande sehr geehrt 1580 als Baumeister der Republik Venedig. Sein nachgelasse-

Digitized by Google

nes **Werk über die Alterthümer des vormaligen Roms** beweiset, wie unvollkommen es auch ist, daß er den Geist der Alten wohl ergründet hatte. Auch hat er ein Werk über die Architektur in vier Büchern hinterlassen, das von den Kennern geschätzt und gesucht wird. (Beste Ausgabe, Vicenza, 1776—83, 4 Bände in Fol.). Unter mehrern Prachtgebäuden, die nach seinen Zeichnungen und unter seiner Leitung aufgeführt wurden, ist das Theater degli Olimpici, womit er seine Vaterstadt Vicenza zierte, der glänzendste Beweis seines großen Talents. Nächst seiner Vaterstadt dankt ihm Venedig mehrere seiner schönsten Gebäude. Dahin gehört das Refectorium von St. Giorgio Maggiore und die durch das Ebenmaß aller ihrer Theile und die Einfachheit ihrer Verzierungen mit Recht berühmte Kirche gleiches Namens, u. m. a. Zu Maser in der trevisanischen Mark sieht man von ihm den prächtigen Palast Barbaro. Udine, Feltre, Padua und die umliegende Gegend haben mehrere Denkmale seiner Kunst aufzuweisen. Immer schwebte ihm die edle und majestätische Einfalt des Alterthums vor Augen, weßhalb auch Algarotti ihn den **Rafael unter den Baumeistern** nennt. Ueberhaupt strebte er die antike Baukunst in ihrer Reinheit wieder herzustellen, behauptete den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Ordnungen, und wußte seinen Façaden Leben und Bewegung zu geben. Ganz besonders verstand er sich auf die Pyramidenform. Seine Profile sind untadelhaft. In seinen Lichtern möchte man zuweilen mehr Größe, und im Verhältniß ihrer Länge und Breite mehr Strenge wünschen. Außerdem findet man an seinen Werken manche kleine Incorrectheiten, die aber mehr denen, welche sie ausführten, als ihm selbst beizumessen sind. Aus einer zu strengen Nachahmung des Antiken kam es vielleicht her, daß er stets Fußgesimse unter seine Säulen setzte, Säulen von verschiedener Höhe auf den gleichen Plan stellte, seinen Fenstern und Thüren so viele Frontispicen gab, u. s. f.

Palladium, das hölzerne Bild der Pallas (Minerva), wovon die Sage erzählte, es sey vom Himmel nach Troas herabgefallen, daselbst vom Ilos gefunden, und von ihm in der neu erbauten Stadt in einem eignen Tempel aufgestellt worden. Man glaubte, die Stadt sey unüberwindlich, so lange sie das Bild besitze. Dieses Hinderniß wegzuräumen, entwendete es **Ulysses** und **Diomedes**, nach Einigen durch nächtliches Einsteigen, nach Andern, da sie als Gesandte nach Troja gekommen waren. Die Römer behaupteten, das Bild werde zu Rom im Tempel der Vesta aufbewahrt. Aber man hielt es für so heilig, daß auch der Pontifex Maximus es nicht sehen durfte. Andere Städte rühmten sich ebenfalls seines Besitzes. **Palladium** heißt daher jedes **schützende Heiligthum**.

Palladium, ein von Wollaston in der Platina entdecktes Metall, welches in einem hohen Grade dehnbar ist, durch Säuren, nicht aber durch die bloße Hitze verkalkt und erst in einem hohen Wärmegrade flüssig wird. Die specifische Schwere ist nach seiner Beschaffenheit von 10,9 bis 11,8. Weitläufige Nachrichten über dieses Metall findet man in den Philosophical Transactions von 1802 bis 1805.

Pallas, s. **Minerva** und **Planeten**.

Pallas (Peter Simon), kaiserlich russischer Staatsrath, durch seine großen Reisen, besonders in dem russischen Reiche, und seine vielen daselbst gemachten Entdeckungen und Erfahrungen berühmt, war 1741 zu Berlin geboren. Hier, wo sein Vater ausübender Arzt

Digitized by

war, erhielt er seine Bildung. Er wählte das Studium der Arzneikunde mit dem Vorsatze, sich allein den Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte zu weihen. Dazu bot Holland damals die größten Sammlungen und die trefflichsten Lehrer dar. Er besuchte Leyden, wo Männer aus Boerhave's, Gaubins und Albinus Schule lehrten, und gab dort im Jahre 1760 seine Disputationen von den Entorois heraus. Um diese Zeit ordnete Volkmann die prächtige Naturaliensammlung des Erbstatthalters im Haag, wobei er thätige Beihülfe leistete und dadurch sich bald so große Kenntnisse in der naturhistorischen Museographie erwarb, daß er, nachdem er auch England besucht hatte, zur Anordnung ähnlicher Sammlungen gebraucht und in den Stand gesetzt wurde, seinen Elenchus Zoophytorum (dies für die Zoophyten noch classische Werk) und seine Miscellanea Zoologica (1760) herauszugeben. Kurz darauf ging er nach Berlin zurück, und fing dort an, seine später bis auf 14 Fascikel fortgesetzten Specilegia Zoologica herauszugeben. Die Kaiserin Catharina suchte damals taugliche Naturforscher, die ihr großes Reich bereisen und untersuchen sollten. Pallas erhielt im Jahre 1768 den Ruf nach Petersburg als Akademiker und Collegienassessor, und machte seine erste Reise in Gesellschaft von Sokolow und Sujew. Wie reich sie an Entdeckungen war, weiß Jeder, der das Hauptwerk der darauf gegründeten Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs von Pallas, das auf kaiserliche Kosten zu Petersburg 1771 — 1776 in 4. erschien, die Sammlung historischer Nachrichten und die neuen nordischen Beiträge kennt. Als im Jahre 1777 unter dem damaligen Director der petersburger Akademie, Demaschnew, ein eigner topographischer Ausschuß zur Ausmessung und vollständigen Topographie des russischen Reichs errichtet wurde, war auch Pallas unter den Mitgliedern, und wurde 1782 zum Collegienrathe ernannt. Die Botanik war unterdeß seine Lieblingsneigung geworden. Um seiner Flora Rossica willen machte der rastlose Pflanzenforscher und Ordner noch mehrere Reisen in verschiedene Provinzen des ungeheuern Reichs. Die prächtige Flora Rossica, die zu Anfange des Jahrs 1785 in Petersburg erschien, deren Fortsetzung aber durch manchen Unstern unterbrochen wurde, war die erste Frucht dieser botanischen Excursionen. Nebenbei blieb kein Theil der Natur- und Menschenkunde von ihm unbeachtet. Das beweisen seine trefflichen Icones Insectorum und seine linguistischen Beiträge zu dem Glossarium aller Sprachen und Mundarten im russischen Reiche. Seit 1785 wurde er Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und Ritter des Wladimirordens; seit 1787 Historiograph des Admiralitätscollegiums. Da er in Taurien zu leben wünschte, schenkte ihm die Kaiserin mehrere der Krone heimgefallene Güter in dem fruchtbarsten südlichen Theile der Halbinsel, und seit 1796 lebte Pallas zu Sympheropol mit einem reichlichen Auskommen. Eine Frucht seiner letzten Reise, die er mit Geisler in Leipzig auf eigne Kosten unternahm, waren die in Leipzig 1799 und 1801 in zwei Quartbänden gedruckten Bemerkungen auf einer Reise durch die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, wovon der zweite Theil ausschließlich der Crimm gewidmet ist, die uns dadurch zum ersten Mal gleichsam ganz aufgeschlossen wurde. Der Hauptzweck dieser Reise war: seine Sammlungen von Pflanzenzeichnungen zu ergänzen. Was er in den Reisebemerkungen gab, war ihm nur Nebensache; gleichwohl sind sie das einzige Denkmal dieser Reise geblieben, man

Digitized by Google

müßte denn die 14 Fascikel der Species astragalorum, die fast um dieselbe Zeit zu erscheinen anfingen, als einen Theil des ausgeführten Vorhabens annehmen. — Noch nennen wir von ihm, wegen der darin entwickelten interessanten Ansichten, die Observations sur la formation des montagnes et les changemens arrivés au globe, particulièrement à l'égard de l'empire Russe. — Der Aufenthalt in Taurien war Pallas durch die Gesetzlosigkeit der Tartaren verleidet worden. Als daher auch seine Gattin gestorben war, so hielt ihn nichts mehr ab, selbst mit großen Aufopferungen in Gesellschaft seiner Tochter zu seinem ältern Bruder August Friedrich Pallas, Doctor der Medicin, nach Berlin zu reisen, wo er nach einem vierzehnmonatlichen Aufenthalte am 8ten September 1811 an der Ruhr starb. Einen Theil seiner kostbaren Sammlungen hat er der berliner Universität vermacht.

Pallavicini (Pietro Sforza), Cardinal, aus dem großen Geschlechte der Marchesen Pallavicini entsprossen. Er war 1607 zu Rom geboren, widmete sich aus Neigung dem geistlichen Stande, trat aber 1638 in den Jesuitenorden. Papst Innocenz X. übertrug ihm verschiedene wichtige Geschäfte und sein alter Freund Alexander VII., der ihm zum Theil sein Glück verdankte, ehrte ihn 1657 mit dem Purpur. Pallavicini starb 1667. Sein Hauptwerk ist die Istoria del Concilio di Trento, das er dem Fra Paolo Sarpi entgegensetzte. Pallavicini zeigt viel Parteilichkeit für den päpstlichen Stuhl; ohne dieselbe würde sein Werk vortrefflich seyn, da es schön geschrieben und aus den Archiven der Engelsburg geschöpft ist. Die beste Ausgabe ist in zwei Foliobänden, Rom 1656 u. 57. Auch verdienen seine Briefe (1669, 12.) angeführt zu werden.

Pallavicino (Ferrante), ein italienischer Satiriker im 17ten Jahrhunderte, der besonders wegen seines satirisch-komischen Romans in Briefen und Monologen, Divorzio celeste (die himmlische Ehescheidung) genannt, welcher gegen Papst Urban VII. und den Mißbrauch der geistlichen Gewalt gerichtet ist, und weniger ästhetischen Werth als für die Geschichte der theologischen Denkart Interesse hat, zu Avignon, wohin er von seinen falschen Freunden gelockt worden war, verhaftet und 1644 enthauptet wurde. Seine Schriften erschienen 1655, 4. Voll. 24, und Opere scelte unter dem Druckort Villa Franca 1660, 8. und 1673, 12.

Palliativ (von pallium, Bedeckung, Hülle, Mantel) heißt, was zur Verhüllung, Verbergung eines Gegenstandes angewendet oder gethan wird; daher ein Palliativ oder Palliativmittel ein Mittel, wodurch ein physisches oder moralisches Uebel nicht weggeräumt und gehoben, sondern nur verhüllt und den Augen Anderer entzogen wird. In sofern schon der Begriff dieses Wortes andeutet, daß das Uebel noch besteht, im Stillen fortwirkt, und zuletzt die zerstörenden Folgen desselben um so verstärkter hervorbrechen können, je länger sie nur im Verborgenen sich anhäuften, in sofern verbindet man auch meistens einen Nebenbegriff von Tadel und Vorwurf mit demselben, indem man ihm, stillschweigend oder laut, das Radicalmittel entgegengesetzt, welches das Uebel an der Wurzel angreift, und dadurch den sichtbaren Aeußerungen desselben die Nahrung benimmt, so daß sie allmälig von selbst verschwinden müssen. In medicinischer Bedeutung bezeichnet das Wort Palliativmittel solche Arzneimittel, welche besonders gefährliche, dem Gefühle des Kranken vorzüglich lästige, oder ihm und den Umstehenden auffallende Aeuße-

rungen der Krankheit mindern, ohne jedoch auf die ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Ursachen heilend zu wirken. Man verwechselt in dieser Hinsicht oft die palliative Curmethode mit der sogenannten symptomatischen, welche zwar auch nur auf Beseitigung der äußern Zufälle der Krankheit geht, allein allen diesen ohne Unterschied, so wie sie erscheinen, gewisse, und zwar jedem Symptome besondere Mittel entgegensetzt, ohne auf die einzige wesentliche Ursache zu gehen, dahingegen die Palliativmethode nur auf die besonders lästigen oder gefährlichen Aeußerungen der Krankheit Rücksicht nimmt, mithin nur eine Unterart der symptomatischen ist. Ungeachtet die Palliativmittel nicht ganz mit Unrecht in einem ungünstigen Rufe stehen, so gibt es doch auch Fälle, wo ihre Anwendung erlaubt, ja unentbehrlich ist. Zulässig ist sie in solchen Fällen, wo uns die Kenntniß der wesentlichen Ursache der Krankheit abgeht, und der Arzt sich mit der Bekämpfung der gefährlichsten Zufälle begnügen muß; ferner da, wo wir zwar die wesentliche Ursache der Krankheit erforscht haben, allein sie mit den uns bekannten Mitteln vor der Hand nicht heben können. Ohne Tadel ist sie ferner, wenn einzelne Zufälle der Krankheit den Kranken so beunruhigen, daß er es vom Arzte durchaus verlangt, sie zu heben, und dieses, um den Kranken zu beruhigen, und das Vertrauen zum Arzte zu befestigen, ohne wesentlichen Nachtheil geschehen kann. Unentbehrlich ist sie, wenn solche Zufälle bedeutender und in ihren Folgen gefährlicher werden, als die Ursache der Krankheit selbst ist, wenn z. B. heftige Schmerzen die Ruhe und den Schlaf des Kranken gänzlich verscheuchen, Krämpfe u. dergl. die kritische Entscheidung hindern oder stören, Blutandrang nach dem Kopfe einen Schlagfluß droht u. s. w. Zu rechtfertigen ist auch ihre Anwendung, wenn bei einem Kranken keine radicale Heilung mehr zu hoffen ist, z. B. im letzten Stadium mancher chronischen Krankheiten, wo es nur noch Geschäft des Arztes seyn kann, die Existenz des Kranken zu verlängern, in so weit es in der Macht der Heilkunst steht, und seine Leiden zu mildern. Dagegen ist sie unnöthig, wenn die bevorstehenden Zufälle keine Gefahr drohen, unzulässig, wenn der Arzt die wesentliche Ursache der Krankheit kennt, und sie beseitigen kann, tadelhaft, wenn er die Erforschung der wesentlichen Ursache dabei vernachlässigt, und ihre Beseitigung hintansetzt, und unerlaubt, wenn Palliativmittel die Ursache der Krankheit wohl gar vermehren, oder doch die Crisen derselben verzögern und stören. X.

Pallium, Mantel, Oberkleid, hieß besonders der wollene Mantel, den die römischen Kaiser seit dem 4ten Jahrhunderte aus besonderer Gunst an Patriarchen und höhere Bischöfe ihres Reichs zu verschenken und diese als Zeichen ihrer geistlichen Gewalt zu tragen pflegten. Im 5ten Jahrhundert fingen die Patriarchen an, mit kaiserlicher Genehmigung selbst Pallien an die Erzbischöfe beim Antritte ihres Amtes zu senden, welche die damit Beschenkten beim Hochamte tragen mußten. Demnach wurde man gewohnt, die Ertheilung der Pallien an die Metropoliten für Zeichen der Bestätigung ihrer Wahl von Seiten der Patriarchen anzusehen, und die Kirchenversammlung zu Constantinopel machte es 872 zum Gesetz, daß alle Metropoliten von ihren Patriarchen entweder durch Auflegung der Hände oder durch Zusendung der Pallien confirmirt werden mußten. Die Päpste bemächtigten sich dieses Confirmationsrechts im ganzen Occidente und foderten von den mit Pallien beehrten Erzbischöfen

und Bischöfen anfangs nur eine schriftliche Verpflichtung zum canonischen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, seit dem 10ten Jahrhunderte aber auch eine bedeutende Taxe für ihre Kanzlei. Ungeachtet der unmäßigen Erhöhung dieser Taxe wurde das Pallium als Unterpfand der päpstlichen Confirmation der Metropoliten für unentbehrlich gehalten und bis auf die neuesten Zeiten jedem Erzbischofe und auch einigen mächtigern Bischöfen beim Antritt ihrer Würde ertheilt. Seit dem 12ten Jahrhunderte besteht es in einem drei bis vier Finger breiten, weißwollenen Kragen, der über den priesterlichen Ornat um die Schultern geworfen wird; ein Streifen davon hängt über den Rücken, der andere etwas längere über die Brust herab, und beide sind mit einem rothen Kreuze bezeichnet. Dieser eben so einfache als kostbare Schmuck (man bezahlte bis 30,000 Gulden dafür) wird durch die Nonnen im Kloster St. Agnes zu Rom aus der Wolle geweihter Schafe gefertigt, und mit denen, die ihn erhalten, begraben. E.

Palm (Johann Philipp), Bürger und Buchhändler zu Nürnberg, geboren zu Schondorf 1766, auf Napoleons Befehl erschossen zu Braunau den 26sten August 1806, fiel als ein blutiger Zeuge von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Er hatte in Erlangen bei seinem Oheim, Johann Jacob Palm, den Buchhandel gelernt, stand hierauf als Diener in der Andräischen Buchhandlung zu Frankfurt am Main, und in der Vandenhökischen zu Göttingen, heirathete dann die Tochter des Buchhändlers Stein zu Nürnberg, und ward Inhaber der Steinischen Buchhandlung daselbst, deren Firma er beibehielt. Im Frühjahre 1806 versandte diese Handlung eine Flugschrift unter dem Titel: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, die im Ganzen freilich gehaltlos, manche bittere Wahrheiten über Buonaparte's Tyrannei und das Betragen der französischen Truppen in Baiern in einer derben Sprache enthielt, an den Buchhändler Jenisch, Factor der Stageschen Buchhandlung in Augsburg; jedoch, wie Palm bis zum letzten Augenblick seines Lebens behauptete, als einen bloßen ihm unbekannt gebliebenen Speditionsartikel. Von der augsburger Handlung erhielt sie als Neuigkeit ein Geistlicher, bei welchem sich französische Offiziere im Quartiere befanden, welche Deutsch verstanden und über den Inhalt der Schrift ihren Unwillen äußerten. Sie haben wahrscheinlich diese Schrift als aufrührerisch der französischen Regierung angezeigt. Napoleons auswärtige Polizei, die unter allerhand Verlarvungen in Deutschland herumspürte, erfuhr bald, daß die Flugschrift mit der Factura der Steinischen Buchhandlung nach Augsburg gesandt worden sey. Palm verlangte nun selbst bei der reichsstädt-nürnbergischen Buchhandlungsbehörde eine gerichtliche Untersuchung; sie ward aber abgelehnt. Indeß wurden in München, wo sich der französische Gesandte Otto befand, die Nachforschungen fortgesetzt. Palm war damals in seinen Handelsgeschäften in München auf der Dult, wohin ihm seine Gattin meldete, daß am 28sten Juli vier Fremde in ihrem Hause nach jener Flugschrift gefragt, alles durchsucht, und da sie nichts gefunden, sich entfernt hätten. Palm beruhigte sie, und kam am 9ten August nach Nürnberg zurück. Wahrscheinlich hatte man ihn nicht schon in München verhaftet, weil sein Name nicht mit der Firma seiner Buchhandlung zusammentraf. Er hätte längst sich flüchten können, und that es nicht; als er aber hörte, daß der augsburger Buchhändler verhaftet sey, begab er sich von Nürnberg, das

ungeachtet des Friedens noch von französischen Truppen unter dem Generale Frère besetzt war, nach der damals preußischen Stadt Erlangen. Nach wenig Tagen aber trieb ihn, trotz der Warnung seiner Freunde, die Sorge für seine Familie nach Nürnberg zurück, wo er sich jedoch nicht öffentlich sehen ließ. Da erschien ein armer Knabe im Buchladen mit einem Zeugnisse mehrerer angesehener Männer, und verlangte Almosen für eine Soldatenwitwe. Er drang darauf, Palmen selbst zu sprechen. Der arglose Palm ließ ihn zu sich kommen und theilte ihm eine Gabe mit. Kaum hatte sich aber der junge Bettler entfernt, so traten zwei französische Gensdarmen, die durch diesen Kunstgriff Palmen überraschten, in den Buchladen, stiegen, ohne nach Jemand zu fragen, zwei Treppen hinauf, drangen in Palms Zimmer, und führten ihn mit sich zum französischen Generale. Er ward über die Flugschrift befragt, und sagte aus, was er noch in der Stunde seines Todes betheuerte, daß sie ihm von fremden Buchhandlungen, ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändler-Gebrauch in verschloss'nen Packeten zugesandt worden sey. Da er nicht entdecken konnte, woher er sie erhalten, so ward er in ein verschlossenes Zimmer gesperrt, und den Tag darauf, wie er ging und stand, in einer Chaise nach Anspach zum Marschall Bernadotte gebracht. Hier schlug man ihm das verlangte Gehör ab. Der Adjutant des Marschalls erklärte, Palms Verhaftung gründe sich auf einen unmittelbaren Befehl von Paris. Er solle nach Braunau (welches die Franzosen noch nicht an Oesterreich zurückgegeben hatten) geschafft, und wenn er keinen Wagen bezahlen könne, zu Fuße dahin abgeführt werden. Palm kam den 22sten August in Braunau an. Der Prozeß wurde sogleich eingeleitet und schon am 26sten August, nachdem Palm in zwei Verhören seine Unschuld dargethan zu haben glaubte, und seine Loslassung erwartete, sein Todesurtheil gefällt und sofort vollzogen. Napoleon hatte seinen Tod im Voraus befohlen, und das in dieser Sache niedergesetzte außerordentliche Kriegsgericht war nur ein militärisches Puppenspiel. Für den unglücklichen Palm hatte, ungeachtet das Urtheil dieß behauptete, kein Vertheidiger gesprochen, da der von ihm erbetene nicht erschienen war, und das Kriegsgericht ihm einen zu geben nicht für nöthig gefunden hatte. Ein Dolmetscher leitete die Verhöre. Palm war bei seiner ersten Behauptung standhaft geblieben; auch fand sich in der ihm zur Last gelegten Schrift kein Aufruf zum Aufruhr oder Meuchelmorde. Er glaubte daher, als man am 26sten halb 11 Uhr Mittags seinen Kerker öffnete, und ihn in den Hof des Gefängnisses führte, man werde ihm seine Freilassung ankündigen. Statt dessen ward ihm das Todesurtheil vorgelesen, welches nicht nach 24 Stunden, sondern denselben Tag um zwei Uhr vollzogen werden sollte. Vergebens ward der General St. Hilaire von braunauer Frauen und Kindern um Aufschub angefleht. Der Kaiser allein, hieß es, könne begnadigen, wenn er zugegen wäre. Dieser habe das Todesurtheil ausgesprochen, und die unaufschiebbare Vollziehung anbefohlen. Palm starb als ein Märtyrer der guten Sache. Der Britte steuerte milde Beiträge für die unglückliche Familie des Gemordeten; in Petersburg trug der Kaiser Alexander und die Kaiserin Mutter großmüthig zu einer Sammlung bei; einzelne Städte in Deutschland, Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, und Dorpat thaten dasselbe. Der Name Palm entflammte den Zorn der deutschen Krieger zu blutiger Rache. K.

Digitized by Google

Palme (von palma, die flache Hand), in Nieder-Deutschland ein Längenmaß, um die Dicke der Rundhölzer auf Schiffen darnach zu bestimmen. In Hamburg hält sie 42 1/3 Linien pariser Maß, wenn man den Umfang mißt, oder 12 1/2 solcher Linien, wenn man den Durchmesser mißt. In Holland und Norwegen hält sie nur 39 3/10 solcher Linien und drei Palmen machen daselbst 10 Zoll 2 Linien dänischen Maßes. In Italien ist die Palme (palmo) eine Spanne.

Palmenorden, s. Fruchtbringende Gesellschaft.

Palmsonntag ist der Sonntag vor Ostern, an welchem der Einzug Christi in Jerusalem, bei welchem ihm Palmen auf den Weg gestreut wurden, gefeiert wird; ehedem der Blumensonntag, auch der blaue Ostertag. In katholischen Ländern führte man an diesem Sonntage einen hölzernen Esel mit einem Christusbilde auf einem kleinen Rollwagen in Prozession herum, weil Christus auf einem Esel reitend in Jerusalem eingezogen war.

Palmyra, eine im Alterthume berühmte Stadt in Syrien, in der Landschaft Palmyrene, die auf kurze Zeit einen eigenen mächtigen Staat bildete. Vorher hieß sie Thamar oder Thadmor, die Palmenstadt; der lateinische Name ist nur eine Uebersetzung davon. Der Ursprung der Stadt fällt in das höchste Alterthum. Sie war theils als Vormauer des jüdischen Landes gegen den Euphrat und herumstreifende Horden, theils als Stapelplatz für den Handel aus dem östlichen und westlichen Asien wichtig, und wurde durch denselben, besonders seit Trajans Zeiten, der die ganze Provinz unter römische Oberherrschaft brachte, reich und groß. Sie lag in einem nach Süden offenen Thale mitten in der Wüste, in einem schönen Palmenwäldchen. Die prächtigsten Gebäude und Paläste zierten die Stadt, deren Ruinen nach einer zweimaligen Zerstörung noch jetzt Bewunderung erregen. Zum erstenmale wurde sie vom Kaiser Aurelian (275) zerstört, welcher die berühmte Fürstin Zenobia, die Stadt zu übergeben, zwang, und nach ihrer Wiederherstellung zum zweitenmale von den Sarazenen im Jahr 744. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts wurden die Ruinen von den Engländern entdeckt und in einem Prachtwerke (The Ruins of Palmyra) beschrieben. Es befinden sich unter diesen Trümmern eine Menge der schönsten Pfeiler, Ruinen von Tempeln und Thürmen, alle von Marmor und bewunderungswürdig gearbeitet; viele griechische, palmyrenische und eine lateinische Inschrift erhöhen ihren Werth. Das älteste Denkmal darunter fällt ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb. — Jetzt ist Palmyra, unter dem alten Namen Tadmor, ein armseliges Dorf in der Wüste von Syrien, und dürftige Familien haben zwischen den prächtigen Ruinen ihre Hütten.

Pampelona am Arga, die Hauptstadt des spanischen Königreichs Navarra. Sie ist von ziemlicher Größe und zählt gegen 12,000 Einwohner, ist der Sitz einer Universität und eines Bischofs, der unter den Erzbischof von Burgos gehört. Die von Philipp II. dicht an der Stadt angelegte Citadelle hat fünf Bastionen, einen vortrefflichen Wall, bedeckten Weg, starke Außenwerke und einen Graben, der unter Wasser gesetzt werden kann. Sie wurde zuletzt von der englisch-spanischen Armee im Jahr 1813 und 14 belagert und erobert.

Pamphylien, eine Landschaft in Kleinasien, die einen schmalen Strich des Küstenlandes an dem Innern des großen Busens zwischen Cilicien und Lycien ausmachte.

Pampus heißt der Einfluß des Y in den Südersee, durch welchen die Schiffe, welche von Amsterdam nach dem Texel gehen, wegen seiner Seichtigkeit nur mit großer Schwierigkeit fahren können.

Pan, ursprünglich ein arkadischer Feldgott, des Hermes und einer Nymphe, oder der Penelope Sohn, ältlich, krummnasig, mit zwei Hörnern, spitzen Ohren, einem Bocksbarte, Ziegenschwanze und Geisfüßen, gewöhnlich eine Syringe (s. Syrinx) und einen gekrümmten Hirtenstab tragend. Den übrigen Griechen ward er erst später bekannt. In Athen wurde er erst seit der marathonischen Schlacht, worin er den Athenern beistand, göttlich verehrt. Später machte man diesen Hirtengott zum allwaltenden Naturgotte, zum personificirten All (το παν, vergl. Servius zum Virgil, Eclog. II. 31.) und flocht ihn auch in die frühern Mythen, z. B. von den Titanenkämpfen, ein. Er zeichnete sich aus im Wettgesange und Syringenspiele. Die Erfindung der Syringe machte er, als er von dem Rohre, worein die vor seiner Lüsternheit fliehende Najade Syrinx von ihren Schwestern verwandelt worden war, zum Andenken einige Halme abschnitt und hinein blies, oder nach Andern der Wind in das Schilfrohr blies. Auf ihr hielt er mit Apollo den Wettstreit. Einige scheinen ihn auch als den Erfinder der Rohrtibie zu verehren. Pan ist Obwalter der geweiheten Thiere, des Wildes, der Uferfische, und sorgt für die Bienen des Landmanns, weßhalb ihm Milch und Honig geopfert ward. — Nach Italien soll seinen Dienst Evander gebracht haben. Man verglich hier den Pan mit dem Faunus und feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, unter denen die Lupercalien die berühmtesten sind. — Von ihm kommt der Ausdruck panischer Schrecken her. Nach Plutarch waren es die um Chemmo wohnenden Pane und Satirn, welche den Tod des Osiris zuerst verkündeten und dadurch einen solchen Schrecken erregten, daß seitdem alle plötzliche, grundlose Schrecken panische heißen. Nach Polyän rettete Pan des Bacchus Heer aus einer großen Gefahr durch wildes, vom Wiederhalle der Wälder und Felsen tausendfach verdoppeltes Geschrei. Auch setzte Pan im Titanenkampfe durch das Blasen einer Seemuschel den Feind in Schrecken. Der alte Glaube, daß große Heere zur Nachtzeit leicht ein plötzlicher Schrecken befalle, für dessen Urheber man einen Gott oder Dämon hielt, der dem Uebermuthe eines großen Beginnens entgegenwirkte, verschmolz wahrscheinlich diese Art von Schrecken mit einer andern im Hirtenleben häufig vorkommenden, und trug sie auf die Panen und Faunen als Urheber über, die öfters als wahre Waldteufel Landleute und Holzhauer durch Schrecken tödteten.

Panacea, eine Tochter des Aesculap, Göttin der Genesung; sie entstand als späte Allegorie, eine Schöpfung der Dichter und Künstler. Der Name (πανάκεια) bedeutet eigentlich die Allesheilende, daher bei uns Panacee so viel als Universalarznei.

Panama (Landenge von), verbindet Süd- und Nord-Amerika mit einander. Sie steht unter spanischer Bothmäßigkeit. Obgleich sie nur 12 Meilen breit ist, so scheint es doch weder von der Natur, noch von der Kunst zu erwarten zu seyn, daß sie je durchbrochen

Digitized by Google

wird, da die sich hindurchziehenden Cordilleren unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen.

Panard (Charles François), ein französischer Dichter, war 1690 zu Courville bei Chartres geboren und wird für den Vater des moralischen Vaudeville angesehen. Marmontel hat ihn den La Fontaine des Vaudeville genannt; er glich diesem Dichter auch in seinem uneigennützigen, einfachen und sanften Charakter. Die Pfeile seines Witzes richtete er gegen das Laster, nicht gegen den Lasterhaften. Er starb, allgemein geachtet, im J. 1765 an einem Schlagflusse. In folgenden Versen schildert er sich selbst:

Mon corps dont la structure a cinq pieds de hauteur,
Porte sous l'estomac une masse rotonde,
Qui de mes pas tardifs excuse la lenteur,
Peu vif dans l'entretien, craintif, distrait, rêveur,
Aimant sans m'asservir, jamais brune ni blonde,
Peut-être pour mon bien, n'ont captivé mon coeur.
Chansonnier sans chanter, passable coupleteur,
Jamais dans mes chansons on n'a rien vu d'immonde.

Er schrieb über achtzig Stücke, theils für die komische Oper, theils für das pantomimische Schauspiel. Im J. 1763 erschienen von ihm unter dem Titel: Théâtre et Oeuvres diverses vier Bändchen, welche fünf Lustspiele, dreizehn komische Opern und viele kleine Gedichte u. s. w. enthalten. Man findet in allen viel Leichtigkeit, Natur, Innigkeit, Witz, aber auch viele Nachlässigkeiten, viel Langweiliges und Fehler gegen die Sprache und Dichtkunst. Panard schlief über dem Weine ein; man weckte ihn und verlangte Verse; mit schwerer Zunge stammelte er die lieblichsten Couplets, bis ihn der Schlaf aufs Neue überwältigte. An den morgenden Tag hat er nie gedacht; man kleidete ihn an; seine Freunde gaben ihm Speise und Trank. — Armand Gouffé hat in drei Bändchen Oeuvres choisies de Panard herausgegeben.

Panathenäen (Panathenäa) hießen die Feste, welche zu Athen der Schutzgöttin Minerva gefeiert wurden. Erichthonius, der sie stiftete, nannte sie Athenaen (Einige leiten sie vom Orpheus ab); als Theseus aber die Bewohner der zwölf Bezirke in die Stadt rief, um diese zu vergrößern, erhielten sie den Namen der Panathenäen, weil nun das gesammte Volk der Athener daran Theil nahm. Man unterscheidet die großen und kleinen Panathenäen, von denen erstere alle fünf Jahre, letztere jedes Jahr gefeiert wurden. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, die von den zehn Athlotheten geleitet wurden: am ersten Tage Wettrennen mit Fackeln im Ceramicus, am zweiten gymnastische Uebungen und Lustgefechte mit Schiffen, am dritten endlich musische (geistige) Wettkämpfe, als Musik, Declamation, dramatische Vorstellungen. Ein Kranz von Oelzweigen aus der Akademie und ein Gefäß voll des besten Oels war des Siegers Preis. Dann erst folgten die Opfer und der Opferschmaus. Die größern Panathenäen unterschieden sich von den kleinern nicht nur durch größere Pracht und längere Dauer, sondern vornehmlich auch durch den feierlichen Aufzug, unter welchem der heilige Peplos (Gewand oder Teppich), von Jungfrauen gewebt und gestickt mit den Thaten der Götter und Helden, auf die Akropolis in den Tempel der Göttin gebracht und diese damit bekleidet wurde. Das Fest war so heilig, daß man an demselben Gefangene aus dem Kerker

Digitized by Google

befreiete und verdienstvollen Männern goldene Kronen zur Belohnung reichte.

Panckoucke (Charles Joseph), der Sohn des auch als Schriftsteller bekannten André Joseph Panckoucke, Buchhändlers zu Lille, daselbst 1736 geboren, setzte die Geschäfte seines Vaters mit Auszeichnung fort. Seine großen buchhändlerischen Unternehmungen haben ihn vorzüglich in Europa bekannt gemacht. Zu letztern gehört die große Encyclopädie, Buffons Werke, die Memoiren der Akademie der Wissenschaften, das Vocabulaire français, das Repertoire universel de jurisprudence, der Voyageur français von La Porte, der Mercure de France u. s. w. Seine Kenntnisse hat er unter andern durch seine Mémoires sur les mathématiques u. s. w., durch seinen Plan d'une Encyclopédie méthodique, Uebersetzungen des Lucrez, Ariost und Tasso und mehrere andre Schriften bewährt. Er starb zu Paris 1799, und hinterließ sein Geschäft einem Sohne, der es mit Eifer und Umsicht fortsetzt.

Pancratium (wörtlich übersetzt der Allkampf) war ein Wettkampf der alten Griechen, bei welchem alle fünf Kampfarten (Pentathlon, s. **Gymnasium**) angewendet wurden; desgleichen ein Wettkampf, bei welchem man kein Mittel unversucht ließ, den Sieg zu erringen, wo man rang und zugleich mit der Faust kämpfte, auch ein Kampf auf Leben und Tod.

Pandämonium, der allgemeine Tempel für Götter und Halbgötter bei den Alten; Versammlung der Dämonen.

Pandemos, ein häufig vorkommender griechischer Beiname der Venus, dessen Entstehung verschieden angegeben wird. Nach Einigen stiftete Theseus in Athen die Verehrung der Venus Pandemos, als er die verschiedenen Stämme oder Flecken (δημοι) dieser Landschaft zuerst in ein Ganzes verband. Nach Andern kam dieser Beiname daher, weil der Tempel der Venus sich am Markte, dem Versammlungsplatze des ganzen Volkes (παντος δήμου) befand; nach Andern endlich, weil dieser Tempel vom Solon von dem Gelde, welches die öffentlichen Mädchen bezahlen mußten, erbauet worden war. Allein diese Angaben erscheinen nichtig, wenn man sieht, daß Venus unter diesem Beinamen auch an andern Orten schon von den ältesten Zeiten an verehrt wurde. Am merkwürdigsten war das Bild der auf einem Bocke reitenden Venus Pandemos zu Elis, neben dem Bilde der Venus Urania. Hier erscheint die Venus Pandemos im Gegensatz der überirdischen Liebe als das Symbol der gemeinen Liebe und sich Allen preisgebenden Sinnlichkeit; und in dieser Bedeutung nimmt man den Ausdruck Venus Pandemos noch jetzt in der Conversation, wenn man die Sache selbst nicht deutlicher bezeichnen will.

Pandecten sind ein Theil des Corpus juris civilis, (s. d. Art.) und enthalten eine systematisch geordnete Sammlung von Aussprüchen römischer Rechtsgelehrten über Rechtsgegenstände, welche Kaiser Justinian, auf dessen Befehl sie unternommen wurde, im J. 533 gesetzliche Kraft ertheilte, indem er alle bisher gültig gewesenen Schriften der Rechtsgelehrten so wie frühere Rechtssammlungen abschaffte. Sie haben ihren Namen vom Griechischen πᾶν (alles) und δέχεσθαι (zusammenfassen), weil sie das Beste aus den Schriften der Rechtsgelehrten enthalten sollten; auch nannte man sie Digesta von digerere (ordnen), weil das in jenen Werken Zerstreute zusammengefaßt werden sollte. (Vergl. d. Art. **Civilrecht**.)

Digitized by Google

Pandora, die Allbegabte; also benannt, weil jeder der Olympier sie mit einer Gabe beschenkte. Prometheus, vom Zeus aus dem Himmel gestoßen, hatte Menschen gebildet, und sie mit dem heimlich entwendeten Funken belebt. Zornig beschloß der Vater der Götter den Frevel zu strafen. Er befahl dem Vulkan, aus Erde ein Weib zu bilden, den Göttinnen gleich an Schönheit und Anmuth, und ihm Sprache und Leben einzuhauchen. Der Gott vollzog den Befehl (nach einer andern Sage war sie des Prometheus Geschöpf, und die Götter kamen auf die Erde, sie zu sehen und beschenkten sie); Minerva aber mußte das Gebilde in kunstvollen weiblichen Arbeiten unterrichten, Venus sie mit Schönheit und Reiz begaben, Mercur ihr die Sucht zu gefallen einflößen, und sie die schmeichelnde und gefällige Sprache lehren. So geschmückt führte Minerva sie in die Versammlung der Götter, und alle erstaunten über das Kunstwerk. Darauf schickte Zeus, der sie mit einer Büchse oder einem Fasse beschenkte, worein aller Jammer und Trübsal für die Menschen eingeschlossen war, den Mercur zum **Epimetheus**, ihm Pandoren als ein Geschenk zuzuführen. Prometheus hatte ihn gewarnt, je ein Geschenk von Jupiter anzunehmen, aber die Reize des Mädchens bethörten ihn; erst als es ihn traf, erkannte er das Unglück. Bisher lebten die Menschen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln mit, die, als Epimetheus, nach Andern Pandora selbst, aus unbezähmter Neugierde den Deckel des Gefäßes öffnete, welches durch einen Götterspruch zu öffnen verboten war, sogleich herausströmten und sich über die Erde verbreiteten. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden der Büchse zurück, da er oder sie den Deckel voll Schrecken schnell wieder zuschlug. Pandorens Büchse heißt daher die Quelle alles menschlichen Elends.

Pandura, auch **Pandora**, ein musikalisches Saiteninstrument, das schon bei den Assyrern und Aegyptern üblich gewesen seyn soll. Die neuere Pandura, die in England erfunden worden seyn soll, hat 12 Messingsaiten und ist einer Laute ähnlich; die neapolitanische hat nur 8 Saiten. Eine andere Art ist in der Ukraine und in Rußland und Polen sehr gewöhnlich.

Panduren heißen von dem Dorfe Pandur in der solder Gespannschaft von Nieder-Ungarn, in dessen Nähe sie in den Gebirgen zerstreut wohnen, die servischen oder raitzischen Fußvölker, die sonst unter einem eignen Hauptmanne, welcher **Harun Pascha** hieß, standen. Sie tragen Mäntel, lange Beinkleider und Mützen, sind mit einer langen Flinte, einigen Pistolen im Leibgürtel, einem ungarischen Säbel und zwei türkischen Messern bewaffnet. Sie haben namentlich im siebenjährigen Kriege unter dem Baron von Trenk sich furchtbar gemacht. Seitdem sind sie immer mehr auf regulären Fuß gesetzt worden und jetzt gehören sie zu den sogenannten Granitzern.

Panegyricus, in der Redekunst eine Lobrede oder Lobschrift, deren Zweck die veredelnde Darstellung oder Schilderung einer Thatsache oder Person ist. Die historische Wahrheit ist nur in sofern erfoderlich, als der Panegyricus einen geschichtlich gegebenen Gegenstand behandelt. Daher **panegyrisch** lobrednerisch, und **Panegyrist** Lobredner. Schon in dem freien Griechenlande fand diese Art von Reden vielen Beifall und der Panegyricus des **Isocrates** ist ungeachtet der zu sichtbaren Kunst, die dem Werke das Groß-

Digitized by Google

artige raubt, ein wahres Meisterstück sorgfältiger Schreibart. In der römischen Literatur, wie wir sie noch besitzen, ist der treffliche Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan der vorzüglichste sowohl in Rücksicht des classischen Styls als der rednerischen Anlage. Die spätern römischen Panegyriker des dritten und vierten Jahrhunderts können nur den Geschichtsforscher interessiren. Unter den Neuern haben die Franzosen eine ähnliche Gattung in ihren Eloges (s. d.). Einzelne treffliche Lobreden besitzen auch die Engländer, die Deutschen u. s. w.

Panharmonikon, s. Mälzl.

Panier oder Banner hieß im Mittelalter bei der deutschen Lehnmiliz eine Heeresfahne, welche nur derjenige von Adel, der eine Compagnie gut bewaffneter Vasallen in den Krieg führen konnte, vom Herzoge bekam. Ein solcher hieß Bannerherr. (S. diesen Artikel.)

Panin (Nikita Iwanowitsch, Graf von), ein berühmter russischer Staatsminister, geboren 1718. Seine Familie, die aus Lucca in Italien abstammte, hatte sich nach Rußland begeben, wo sein Vater unter Peter I. Generallieutenant war. Er diente anfangs bei der Garde der Kaiserin Elisabeth, wurde Kammerherr, kam 1747 als bevollmächtigter Minister nach Copenhagen und zwei Jahre darauf nach Stockholm. Bei seiner Rückkunft wurde er zum Gouverneur des Großfürsten Paul Petrowitsch ersehen, und als Catharina II. 1762 den russischen Thron bestieg, stellte sie ihn an die Spitze des russischen Ministeriums. Die denkwürdigsten Ereignisse, an denen er Antheil hatte, sind der Krieg wider die Türken, welchen die Unruhen von Polen veranlaßten; die Vertauschung des Herzogthums Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst zum Vortheil der jüngern Linie des Hauses Holstein-Gottorp; der vortheilhafte Friede mit der Pforte; die Vermittlung Rußlands beim Frieden von Teschen; endlich die bewaffnete Neutralität. Alle diese Begebenheiten wurden größtentheils durch seine Vorstellungen hervorgebracht und durch seine Arbeiten vollendet. Alle Instructionen für die Feldherrn und auswärtigen Minister, so wie die ganze Correspondenz mit den fremden Höfen wurden von ihm selbst entworfen. Die Grundsätze, nach welchen er die öffentlichen Angelegenheiten leitete, waren, daß der Staat seine Würde, ohne Beeinträchtigung andrer, stets behaupten müsse, und es einem großen und mächtigen Reiche nicht anstehe, zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen, sondern die offenste Freimüthigkeit das Verhalten seines Ministeriums beseelen müsse. Er behandelte die Geschäfte gern mit der Sanftheit und angenehmen Leichtigkeit, welche einen Hauptzug seiner tugendhaften Seele ausmachten. Ueberall bewies er große Festigkeit. Wo es das Wohl des Staats galt, erschütterten ihn weder Drohungen, noch Versprechungen. Er rieth nur, wovon er überzeugt war, daß es das Beste sey, und widersprach in diesem Falle selbst seiner Fürstin. Mit einem richtigen Verstande verband er eine scharfe Urtheilskraft, tiefe Menschenkenntniß, und die Gabe der Ueberredung. Er starb den 11ten April 1783.

Panisbrief (von panis das Brot, daher auch Brotbrief), ein Empfehlungsschreiben worin vormals ein deutscher Kaiser eine weltliche Person, die er belohnen wollte, einem der deutschen Stifter oder Klöster zur Versorgung empfahl. Es läßt sich, nach den besten deutschen Publicisten, z. B. Pütter, nicht behaupten, daß es in

Digitized by Google

Rücksicht aller Stifter und Klöster in Deutschland ein kaiserliches Recht gewesen sey, solche Panisbriefe auszusenden; auch waren sie seit Jahrhunderten nicht mehr üblich gewesen, als plötzlich unter Joseph II. eine Menge derselben erschien, wobei die Hauptabsicht zu seyn schien, Personen aus den kaiserlichen Erblanden in anderer Reichsstände Ländern mit Pensionen zu begnadigen.

Panischer Schrecken, s. Pan.

Pannonien hieß im Alterthume das von den Pannoniern, einem ursprünglich thrazischen Volke, bewohnte Land, welches zwischen den Illyriern und Celten auf dem nördlichen Abhange drr östlichen Alpen gelegen war. Erst dem Kaiser Augustus gelang es, in diesen Gegenden sich festzusetzen. Er überwältigte die Illyrier, Japoden und Dalmatier, drang in die Gebirge der Pannonier ein und bezwang sie (10 J. nach Chr. Geb.). Bald nach ihrer Besiegung ließen sie sich in eine gefährliche Verschwörung gegen die Römer ein, welche jedoch durch Tiberius, an der Spitze von zehn Legionen, glücklich gedämpft wurde. Nachher scheinen sie unter Begünstigung der Römer sich an der Donau niedergelassen zu haben; wahrscheinlich aber erhielt ihr Land erst unter Claudius die Einrichtung einer römischen Provinz. Pannonien umfaßt auf unsern Karten den östlichen Streif von Oesterreich und Steyermark, ganz Ungarn, welches daher oft vorzugsweise Pannonia heißt, so weit es auf der Südseite der Donau liegt, einen Theil von Krain und Croatien, ganz Slavonien und einen Streif von Bosnien längs der Save. Wahrscheinlich theilte Hadrian es in Pannonia superior oder occidentalis (nachher prima) und Pannonia interior oder orientalis (nachher secunda). Seit dem markomannischen Kriege ward Ungarn häufig von Barbaren mitgenommen. Ungleich mehr litt es durch die Völkerwanderung. Indeß blieben die Römer im Besitz, wenn sie es auch, wie im J. 300 nach Chr. Geb., auf einige Zeit an die Vandalen verloren. Ganz entrissen wurde ihnen Pannonien von den Hunnen unter Attila. Aber nach dem Tode dieses Eroberers ging das Hunnenreich wieder in seine östlichen Gränzen über den Pontus zurück. Im Osten von Europa brachte diese Revolution die wichtigsten Veränderungen hervor. In Pannoniens Gebirgen ließen sich jene Sarmaten nieder, welche die Vorfahren der heutigen Slavonier sind. Pannonien aber selbst nahmen nur mit Bewilligung der morgenländischen Kaiser die Ostgothen in Besitz. Als diese nach Italien zogen, folgten ihnen die Longobarden und diesen, als sie nach 42 Jahren ebenfalls nach Italien zogen, die Avaren, eine aus Hunnen, Deutschen und Slaven gemischte Völkerschaft unter einem Nachkommen Attila's, welcher nach und nach bis an die Elbe und Saale vordrang, sich aber 806 Carl dem Großen unterwarf und die christliche Religion annahm.

Pannipur, eine Stadt in der ostindischen Provinz Lahor, berühmt durch die große Schlacht, welche daselbst im J. 1761 zwischen den Maratten und Abdallah, dem Beherrscher von Ostpersien, vorfiel. Hier erfocht der Letztere den entscheidendsten Sieg und setzte den Maratten, welche ganz Hindostan zu erobern strebten, ein Ziel.

Päon, s. Rhythmus.

Panorama, Panoram, Rundgemählde, nennt man das Horizontalbild einer Stadt oder Gegend, die täuschendste Art der perspectivischen Darstellung in Farben und Licht, welche gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in England von Mr. Robert Barker

Digitized by

erfunden wurde. Man kann ein Panorama mit Recht den Triumph der Perspective nennen. Von einem Thurme oder Berge aus muß der Künstler die Gegend ringsherum, so weit sein Auge den fernsten Horizont erreichen kann, mit der größten Genauigkeit aufnehmen; höchste Wahrheit und Pünktlichkeit, überraschende Täuschung sind die Hauptzwecke solcher Darstellungen, welche aber nur durch die Art, wie solche Gemählde aufgestellt und beleuchtet werden, ihre Bedeutung und Wirkung erhalten. Ist nämlich ein Paroramgemählde in allen seinen Theilen vollendet, so wird es in einem eigends dazu eingerichteten Rundgebäude dergestalt zusammengesetzt und aufgehängt, daß der Beschauer in der Mitte, von einer Galerie umgeben, so steht, als befände er sich auf dem Platze, von welchem aus das Rundgemählde gezeichnet wurde. Das Licht fällt rund herum nur von oben auf das Gemählde, so daß dieß beleuchtet ist, ohne daß der Beschauer geblendet wird, und da dieser nirgends ein Ende des Gemähldes erblickt, so glaubt er wirklich in die dargestellte Gegend versetzt zu seyn. In London und Paris gibt es eigene Gebäude, welche stets zur Aufstellung dieser Gemählde eingerichtet sind. Robert Fulton, ein Amerikaner, brachte zuerst ein Panorama nach Frankreich. Man bewunderte dort nach und nach die Darstellungen von London, von Paris, Toulon, Neapel, Florenz, dem Hafen von Boulogne, Rom, Amsterdam rc. Auch in Deutschland hat man die Panoramen von Wien, Paris, Neapel, Gibraltar, Petersburg, Moskau rc. mit Beifall gesehen. Das Leben und Treiben auf den Straßen kann bei diesen Gemählden eben so täuschend nachgebildet werden, als die in Duft verschwimmende Ferne; nichts kann daher einen deutlichern Begriff von einer Gegend geben, als ein treues Panorama. K.

Panspfeife, s. Syrinx.

Pantalon oder Pantaleon, ist ein von Pantaleon Hebenstreit aus Eisleben, einem (in der Mitte des 18ten Jahrhunderts) als Geiger berühmten Virtuosen, erfundenes, jetzt in Vergessenheit gerathenes musikalisches Instrument, in Form eines Cimbals. Es hat neun bis zehn Fuß Länge, auf beiden Seiten Resonanzböden, wovon der eine mit Draht-, Stahl- und Messingsaiten, der andere mit Darmsaiten bezogen ist, übrigens, wie das Clavier, alle harte und weiche Tonleitern, auch denselben Umfang in den Oktaven, und wird mittelst zweier mit Tuch überzogenen Klöppel gespielt. — Außer diesem Instrumente nennt man auch solche Claviaturinstrumente Pantalons, bei welchen der Schlag der Hämmer auf die Saiten von oben herab geschieht, oder bei welchen metallne Hämmer oder in Haken gebogene Drahte an die Saiten angeschnellt werden, und wobei das flügelartige Corpus senkrecht in die Höhe steht.

Pantalone, s. Masken.

Pantheismus. Die Idee der Gottheit oder des absolut nothwendigen, vollkommensten Wesens ist der sich entwickelnden Menschenvernunft überall eigen und nothwendig; denn durch Vernunft erhebt sich der Mensch über die Erscheinungen der Dinge zu dem Gedanken des letzten Grundes derselben. Diesen stellt sich der Mensch auf den verschiedenen Stufen seiner Bildung bald als einfach und von der Welt verschieden (Monotheismus), bald als vielfach (Polytheismus), bald als Totalität vor. Diese letztere Vorstellungsweise, oder dieses philosophische System (wenn diese Vorstellungsweise wissenschaftlich aufgestellt und entwickelt wird) nennt man im eigentlichen Sinne Pantheismus. Der Pantheismus besteht also darin, daß

Digitized by Google

man das All der Dinge (το παν), oder die Welt im weitern Sinne, für Gott hält, und kein von ihr verschiedenes Wesen als Grund derselben annimmt, mithin Gott und Welt schlechthin identificirt. Eine solche Annahme ist in der Philosophie das Resultat eines folgerecht durchgeführten Materialismus, d. h. derjenigen Ansicht, welche die Materie als Princip alles dessen, was ist, betrachtet. Da aber diese Ansicht dem innersten Bewußtseyn des Menschen, welches durch dieselbe nicht erklärt werden kann, und den heiligsten Interessen seiner sittlichen Natur widerspricht, weil dann nur eine Naturnothwendigkeit herrscht, und alle Freiheit unmöglich ist, durch welche der Mensch der Vervollkommnung ins Unendliche fähig wird; weil mithin diese Ansicht nothwendig in Fatalismus übergehen muß, welcher die reine, dem sittlichen Selbstbewußtseyn einzig zusagende Idee der Gottheit, als des allweisen und heiligen Schöpfers, unmittelbar aufhebt, so ist auch der Pantheismus in diesem Sinne gleich verwerflich, und dem Atheismus gleichzustellen, der den Schöpfer leugnet. Zweitens kann man zwar dem Worte nach auch diejenige Ansicht Pantheismus nennen, nach welcher man annimmt, die Gottheit sey Alles, was wahrhaft ist, das Wesen aller Dinge beruhe in ihr, und nichts sey wahrhaft, was nicht in Gott gegründet sey (man hat auch dieß die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott genannt); allein diese Ansicht ist von der vorigen in religiöser und moralischer Hinsicht so verschieden, und läßt so mannichfaltige Modificationen zu, daß man sogar mit Schelling behaupten kann, jede Vernunftansicht, wir setzen hinzu, jede religiöse Ansicht, müsse in irgend einem Sinne zu dieser Lehre hingezogen werden. Denn hauptsächlich kommt es darauf an, was man unter Gott versteht, und in welche Beziehung man die Dinge zu ihm setzt; — ob nämlich ein Fatum oder eine bildende Naturkraft, durch welche Alles ursächlich bedingt ist, Gott genannt, und den Dingen, die aus Gott stammen, eine göttliche Natur beigelegt wird, in demselben Sinne, in welchem sie Gott zugeschrieben wird, d. h. dem Grade oder der Art nach, mit Gott völlig gleich. Denn nur in diesem Sinne würde die eben beschriebene Ansicht mit der obigen gleichen Tadel verdienen. Selbst der Mensch darf sich nicht eine Göttlichkeit beilegen, welche mit der Natur Gottes zusammenfällt. Wenn aber Gott als das vollkommenste Wesen im obigen Sinne, die Welt als das Werk, wodurch er sich von Ewigkeit offenbart hat, und die freie Natur als dem Menschen durch ihn verliehen betrachtet wird, so ist dieses sogar der Ausspruch der christlich-religiösen Ansicht, durch welche der Unterschied zwischen Gott und Welt nicht aufgehoben wird, ja sogar die Sittlichkeit eine höhere Sanction erhält. Uebrigens schreibt man die obige Ansicht, oder den eigentlichen Pantheismus, der aber freilich ebenfalls verschiedene Modificationen zuläßt, unter den neuern Philosophen gewöhnlich dem Spinoza zu; — daher die Benennungen Spinozismus und Pantheismus oft, aber fälschlich, gleichbedeutend gebraucht werden. T.

Pantheon (aus dem Griechischen), war im Alterthum jeder Tempel, welcher allen oder den vorzüglichsten Gottheiten gemeinschaftlich gewidmet war. Am berühmtesten ist das alte Pantheon zu Rom, welches Agrippa, der Günstling Augusts, in der neunten Region auf dem Marsfelde allen Göttern erbaute. Dieses Pantheon hat sich bis jetzt erhalten, und wurde vom Papste Bonifaz IV. im Jahre 607 der Jungfrau Maria und allen Märtyrern gewidmet, weßhalb es jetzt

die Kirche St. Maria ad Martyres genannt wird. Noch häufiger nennt man es die Rotonda, weil es rund gebaut ist. Die Decke ist gewölbt und das Licht fällt von oben durch eine große Oeffnung hinein. Der Porticus, welcher sich vor dem Tempel befindet, scheint von einer spätern Bauart als der Tempel selbst zu seyn; er enthält 16 Säulen von orientalischem Granit, deren jede 15 Fuß im Umfange hat. Das Innere des Tempels war mit den schönsten Bildsäulen der Götter geziert, von denen die besten durch Constantius nach Constantinopel gebracht wurden. Jetzt befinden sich noch hier in acht antiken Nischen eben so viel schöne Säulen, welche Kaiser Hadrian setzen ließ. Die Höhe des Tempels ist gleich der Weite, nämlich 137 Fuß. Der Durchmesser der Oeffnung in der Kuppel beträgt 27 Fuß. Der Fußboden ist mit Porphyr belegt. Doch hat dieses Denkmal der Kunst durch die Beraubungen der Barbaren und einiger Kaiser und Päpste außerordentlich gelitten. — Außerdem ist noch ein kleineres Pantheon zu Rom, welches nach Montfaucon für das Pantheon der Minerva medica gehalten wird. — Noch finden sich gut erhaltene Ueberreste eines prächtigen Pantheons, welches Kaiser Hadrian zu Athen erbauen ließ, und welches auf 120 Marmorpfeilern ruhte. — Das merkwürdigste Pantheon der neuern Zeit ist das Gebäude, welches die Franzosen im Anfange der Revolution zur Aufbewahrung der Asche der verdientesten Männer ihrer Nation bestimmten. Ehemals war dasselbe eine Kirche der heiligen Genovefa, deren Bau der Architekt Soufflots in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts anfing. Ueber dem Haupteingange liest man jetzt die Worte: Das dankbare Vaterland großen Männern. Indessen wurde die Idee eines solchen Ehrentempels nicht mit Würde behauptet, sondern oft entweiht. Rousseau's und Voltaire's Leichname befinden sich hier in schwarzen Sarkophagen. Auch Mirabeau und Marat waren hier begraben, wurden jedoch wieder entfernt. Späterhin wurden hier Senatoren, Reichsmarschälle, z. B. Lannes, und andre Personen von Rang und Verdienst beigesetzt.

Pantomime, Pantomimik. Die Mimik (s. d. Art.) erscheint an ihrem angemessensten Platze, wo das innere Leben des Menschen auf die Geberde einzuwirken, und diese unmittelbar zu erzeugen scheint. Aber in der Wirklichkeit erscheint die Aeußerung und Mittheilung des Innern durch Geberden natürlich und gewöhnlich mit der Aeußerung durch Sprache verbunden, und so leuchtet ein, daß auch Mimik und die Kunst der Declamation ursprünglich zusammengehören, so wie sie denn in ihrer höchsten und umfassendsten Ausübung vereinigt die Schauspielkunst bilden. Durch Trennung beider könnte zwar jede für sich auf den höchsten von ihr zu erreichenden Grad der Ausbildung gebracht werden, indem der Künstler bei einem geringern Umfange seiner Kunstmittel dem Einzelnen größere Aufmerksamkeit und fleißigere Uebung widmen kann; aber die Betrachtung und der Genuß erfodern auf der andern Seite eine künstliche Abstraction, vermöge welcher man davon, daß jene beide bei vollkommner Aeußerung des menschlichen Innern natürlich zusammengehören, hier aber nicht in dieser Verbindung erscheinen, absehen muß. Diese Abstraction wird besonders dann begünstigt, wenn der Künstler die Geberde oder den mündlichen Vortrag so weit ausbildet, daß er durch Anwendung eines dieser Kunstmittel das andere selbst zu ersetzen scheint; ja diese Abstraction veranlaßt ihn selbst dazu, seinem mündlichen Vortrage den möglichst lebendigen

Ausdruck zu ertheilen, und die Geberde gleichsam zur Sprache zu erheben, so wie letzteres den Zuschauer und Hörer wiederum veranlaßt, dem Künstler durch Ergänzung des sichtbaren oder hörbaren Ausdrucks mittelst der beide zusammendenkenden und innerlich verbindenden Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen. Was nun jene Trennung selbst anlangt, so sehen wir die Declamation in derselben nie so weit gehen, als die Mimik. Denn wenn man auch mit Recht behaupten kann, der Declamator müsse, als solcher, auch im Dunkeln, mithin ohne durch Geberden und überhaupt ohne durch seine sichtbare Persönlichkeit zu wirken, die Kraft seiner Kunst beweisen und deren Wirkungen vollkommen zeigen können, so sehen wir doch nie einen Declamator, der sich unsern Augen zeigt, sich der Geberden ganz enthalten, wiewohl dieselben bei der Declamation in verschiednen Graden untergeordnet seyn müssen. Der Grund davon liegt darin, daß man sich eher eine Reihe von Geberden ohne Sprache denken, als deren lebendigen Ausdruck des Innern, welcher in der Sprache liegt, bei völliger Bewegungslosigkeit des Körpers ohne Mißfallen ertragen kann. Wollte man hingegen die Geberdenkunst herrschend machen, und ihr die Sprache durchaus unterordnen, so würde dieses eben sowohl gegen den Geist der Kunst als gegen die Natur der Sprache seyn. Denn letztere in einer Darstellung durchaus unterordnen, hieße, die Geberde nur hie und da durch einige Worte begleiten und erklären. Allein die Sprache erfodert, da sie nicht bloß Ausdruck der Empfindungen, sondern vorzugsweise der Gedanken ist, einen innigern und fortlaufenden Zusammenhang, welcher nur dann unterbrochen werden kann, wo aus irgend einem Grunde das Schweigen zur Nothwendigkeit wird, oder doch angemessener erscheint; ja das Einmischen einzelner Worte und Sätze in die Geberdensprache müßte den Zweck der letztern, als selbstständige Kunst betrachtet, geradezu vernichten, indem es auf das Unvermögen dieser Kunst, oder des Künstlers aufmerksam machen würde. Daher wählt der Mime im letztern Falle nur einen solchen Stoff, der durch die Geberde vorzugsweise ausgedrückt und vollkommen ausgesprochen werden kann, und heißt, in sofern er nur durch die Geberde darstellt, Pantomime, so wie die Darstellung selbst, die durch den selbstständigen Gebrauch der Geberdenkunst entsteht, eine Pantomime, oder besser eine pantomimische Darstellung und die Kunst derselben Pantomimik genannt wird. Eine Darstellung aber, in welcher Alles (Darzustellende) durch Geberden (ohne Mitwirkung der Sprache) dargestellt wird, kann sich auf die ruhende oder festgehaltene Geberde beschränken, dann ist sie pantomimische Stellung, wozu im engern Sinne die Attitude (s. d. Art.) und die sogenannten lebenden Bilder (s. d. Art. Tableaux) gehören; oder sie bedient sich des Wechsels der Geberden in Bewegung und Ruhe. Im letztern Falle wird entweder nur eine einzelne Situation, ein thätiger oder leidender Gemüthszustand, oder ein bestimmter Charakter durch eine Reihe von Geberden vollständig entwickelt (und man kann dieses eine lyrisch-pantomimische Darstellung nennen, weil hier die Geberde nur als subjectiver Ausdruck des Innern, vorzüglich des Gefühls, erscheint), oder es wird eine menschliche Handlung dargestellt. Hier heißt die pantomimische Darstellung eine Pantomime im eigentlichen Sinne oder eine dramatisch-pantomimische Darstellung. Denn die Mimik wirkt in ihrem höchsten Umfange hier, wo ein Ganzes menschlicher Aeußerungen

Digitized by Google

unter der Form einer Handlung gezeigt wird, vornehmlich da, wo mehrere Charaktere (durch mehrere Pantomimen vorgestellt) durch ihr Zusammenwirken dieses Ganze bilden. In diesem Sinne hat man auch die Pantomime ein Schauspiel ohne Sprache, oder durch stumme Sprache, genannt. Aber auch die höchste innere Vollkommenheit der Mimik wird hier erfodert; denn nur bei großer Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebendigkeit und Zusammenhang der Geberden läßt sich die darzustellende Handlung nach dem Zusammenhange und der Bedeutung ihrer einzelnen Theile vom Anfange bis zum Ende leicht auffassen und verstehen. — So wie nun der Stoff der Mimik überhaupt, oder das, was der Mime darstellen soll, etwas Poetisches und in sich Vollendetes seyn muß, wenn die Mimik als schöne Kunst (s. d. Art. Kunst) bestehen soll, so muß der Stoff der Pantomime noch insbesondre eine Handlung seyn, welche sich auf mannichfaltige Weise sichtbar äußert, und sich zugleich mit Bestimmtheit und mannichfaltigem Ausdruck als ein sichtbares Ganzes darstellen läßt. Er kann übrigens aus der Geschichte und Mythologie entlehnt, oder ein wirklich erdichteter, z. B. ein allegorischer, seyn; er kann ferner nach der herrschenden Stimmung, welche die Handlung ausdrückt und bewirkt, ernst oder scherzend, naiv oder sentimental, und in der Behandlung bald strenger gebunden, bald wunderbar und phantastisch gebildet seyn. Eigentliche Tragödie aber kann die Pantomime eben so wenig, als bürgerliches Schauspiel seyn. Geberden nämlich können nie den strengen Zusammenhang haben, welchen die erstere erfodert, auch sind sie mehr der Ausdruck des lebhaften Gefühls, als der Gesinnung und der Gedankenwelt. Und darum ist auch die Handlung der Pantomimen eines Theils mehr lyrischer Art (als eine Reihe von Gefühlszuständen), andern Theils mehr äußerlich, d. h. für das Auge bestimmt; dahingegen der Kampf des Gemüths mit einer höhern Nothwendigkeit, welcher doch die Grundlage der Tragödie zu seyn scheint, weder äußerlich angeschaut, noch lediglich durch Geberden angedeutet werden kann. Verhältnisse des bürgerlichen oder conventionellen Lebens aber können durch die Pantomime nur scherzend aufgefaßt werden, oder sie werden durch die Geberde unwillkürlich persiflirt, da sie, so fern sie conventionell sind, ohne Sprache ihre Bedeutung und ihren Reiz fast gänzlich verlieren. Am angemessensten sind daher der Pantomime bei ernster und scherzender Behandlung die allegorischen, idyllischen und phantastischen Stoffe, weil diese ihrer Natur nach eine Handlung von sichtbarer Bedeutung am meisten verstatten. — Was das Darstellungsmittel der Mimik, die Geberden selbst, betrifft, so müssen diese, um zur ästhetischen Form erhoben zu werden, nicht nur sprechend, deutlich, mannichfaltig und in Beziehung auf das Darzustellende vollkommen entsprechend, sondern auch in ihrem Wechsel und ihrer Aufeinanderfolge dem Gesetze übereinstimmender und wohlgefälliger Bewegung angemessen seyn. Theils um diese rhythmische Bewegung zu begleiten, theils um den Ausdruck der Geberden zu ergänzen und zu verstärken, und das Ohr, ohne die Selbstständigkeit der Mimik aufzuheben, zugleich mit dem Auge zu beschäftigen, hat man fast überall für nöthig gefunden, mit der Pantomime Musik zu verbinden. Die Musik muß in diesem Falle nicht zu ausgeführt, sondern gedrängt und charakteristisch seyn. Allein die Eurhythmie der Geberdensprache ist noch nicht strenge rhythmische Bewegung des Körpers, welche mittelst der Füße bewirkt wird. Letztere ist Tanz, welcher freilich

Digitized by Google

in seiner Vollendung nicht ohne wechselnde Geberden zu denken ist. Wenn daher durch mimischen Tanz eine Handlung dargestellt wird, so entsteht das Ballet. Das Ballet ist daher immer pantomimisch (ohne Sprache), wiewohl die rhythmische Bewegung des ganzen Körpers die Anwendung der Geberden beschränkt; aber die Pantomime kann auch ohne Tanz seyn, und wird dann im engsten Sinne Pantomime genannt, denn sie drückt alles durch Geberden im strengsten Sinne aus. Die Pantomime hat den Zweck, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit, das Ballet die reizende Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegung, beide in poetischer Mannichfaltigkeit und dramatischer Entwickelung zu zeigen. — Der Ausdruck pantomimisches Ballet ist daher entweder ein Wortüberfluß, oder bedeutet ein solches Ballet, in welchem streng rhythmische Körperbewegung (Tanz) mit der Darstellung durch Geberdensprache ohne dieselbe abwechselt. Dieser Art sind die meisten Ballets. Pantomimen im engern Sinne sind dagegen weit seltener, da die poetische Erfindungskunst in diesem Kreise, eben sowohl als das mimische Talent, welches beim Tanze mehr zurücktritt, heutzutage selten geworden ist; die Tanzkunst hingegen schon dadurch, daß der Tanz zugleich gesellschaftliches Vergnügen ist, zu ihrer Ausbildung mehr Veranlassung erhält. — Bei den Griechen war jene Trennung der Mimik und Declamation, auf welcher die Pantomime beruht, unbekannt; zur Darstellung der Poesie verbanden sich Mimik und kunstreiche Declamation mit der Musik. Wohl aber findet man bei ihnen, daß eine Person einen Charakter durch Geberden und künstliche Bewegungen nach der Musik (dieses zusammengenommen nannten die Griechen ορχησις, die Römer saltatio) darstellte, während eine andere dazu declamirte. Auch war dies wegen des Umfangs der alten Theater und der Entfernung des Spielenden von den Zuschauern, und bei der rhythmischen Bewegung, welcher die Declamation und Action gemeinschaftlich folgten, kaum bemerkbar und auffallend. Ferner wurden wohl einzelne Situationen und Menschen, besonders Auftritte lächerlicher Art, pantomimisch, z. B. bei Gastmählern, dargestellt; aber die Pantomime im eigentlichen Sinne war ihnen fremd. In Italien wurde der Name Pantomime erfunden, und man bezeichnete früher mit demselben überhaupt einen Künstler, der Alles durch Geberden nachahmt, insbesondere einen Schauspieler, der nicht zugleich auch seine Rolle declamirt. Einen engern Sinn erhielt dieses Wort, seit man theatralische Vorstellungen durch bloße Geberdensprache gab, saltatio pantomimorum. Diese Gattung theatralischer Vorstellungen wurde vorzüglich unter den ersten römischen Kaisern ausgebildet, zu einer Zeit, wo mit dem Verschwinden der Volksfreiheit auch die theatralische Poesie zu verstummen anfing. Allein der Grund zu derselben war in Rom schon früher durch die Histrionen (s. d. Art.) gelegt worden, welche mimische Tänze aufführten, obgleich späterhin dieser Name der Name aller Bühnenspieler geworden zu seyn scheint. Wahrscheinlich ging die pantomimische Kunst von der pantomimischen Darstellung einzelner Scenen berühmter Schauspiele aus, auch stellte ein Mime mehrere Rollen dar. Erst später findet man von Pantomimengesellschaften Spuren. Die Pantomimen aber scheinen sich bei ihren Darstellungen nicht bloß natürlicher, sondern auch willkürlicher Geberden bedient zu haben, wenigstens fand man schon früh für nöthig, den In-

Digitized by Google

halt dessen, was sie durch stummes Spiel vorstellen wollten, durch Ausrufen dem Volke bekannt zu machen, wofür man sich in neuern Zeiten der Komödienzettel bedient hat. Doch sieht man aus einem alten lateinischen Epigramm, in welchem gesagt wird, die Pantomimen haben so viel Zungen als Glieder des Körpers, wie weit diese Kunst bei den Alten ausgebildet seyn mochte. Von den Pantomimen sagt man fabulam saltant (sie tanzen ein Stück, in der oben angeführten weitern Bedeutung der saltatio) und ihr Spiel wurde von dactylischen Flöten begleitet. Mienenspiel konnte bei diesen Darstellungen eben so wenig als bei dem Schauspiele der Alten Statt finden, weil die Pantomimen wie die Schauspieler sich der Masken bedienten. Bathyllus (s. d. Art.) und Pylades, die zwei größten Nebenbuhler in dieser Kunst, von denen der erstere, der Schützling des Mäcen, im Komischen, der andre aber mehr im Tragischen ausgezeichnet war, ferner Hylas u. A. machten unter August Epoche, und gaben oft Veranlassungen zu Unruhen unter dem Volke, welches die Parthei des einen gegen den andern nahm. Nach einer gewöhnlichen Meinung werden sie selbst als Erfinder dieses sogenannten italienischen Tanzes angesehen. Die Darstellungen der Pantomimen huldigten aber, besonders in der folgenden Zeit, immer mehr der Unkeuschheit und Sittenlosigkeit; ja sie wurden, ungeachtet sie bei dem Volke in großer Gunst standen, doch wegen ihrer Ausschweifungen oft aus Rom und Italien verbannt. In ihrer Jugend wurden sie häufig zu Verschnittenen gemacht, weil man glaubte, daß sie dadurch eine größere Geschmeidigkeit des Körpers erhielten. Viele Schriftsteller des Alterthums rechnen aus diesen Gründen die Erfindung und Ausbildung der Pantomimen, an welchen in der That die Römer einen wahrhaft leidenschaftlichen Antheil nahmen, unter die Ursachen der Sittenverderbniß im römischen Volke und Staate. Die alten theatralischen Pantomimen hörten wahrscheinlich mit dem Verfalle des römischen Theaters im fünften und sechsten Jahrhundert allmälig auf. Bei den Italienern, die wie alle südlichen Völker in ihren Geberden lebhafter und beredter sind als die nördlichen, erhielt sich jedoch diese Kunst immer in Uebung und großer Theilnahme. In den italienischen Maskenspielen blieb eine Spur derselben. Die Pantomimen in dem oben angeführten strengsten Sinne (als Darstellung einer Handlung durch mehrere Pantomimen mittelst der bloßen Geberden, ohne tanzmäßige Bewegung) ist erst in neuern Zeiten erfunden worden. Noch häufiger aber ist sie mit dem höhern Tanze, vorzüglich von Italienern und Franzosen ausgebildet worden. Noverre, der zugleich als Vater der neuern französischen Tonkunst berühmt ist, machte aus Voltaire's Semiramis eine Pantomime. Gegenwärtig scheint der Antheil, den man sonst an der Pantomime nahm, ganz dem Ballete oder der pantomimischen Darstellung einzelner Situationen nach Gemälden zugewendet zu seyn. Endlich bemerken wir noch, daß bei vielen orientalischen Völkern, namentlich den Persern und Chinesen, die Aufführung pantomimischer Scenen mit musikalischer Begleitung zu ihren Hauptlustbarkeiten gehört. T.

Panzer (Georg Wolfgang), war am 16ten Mai 1729 zu Sulzbach geboren, bekleidete seit 1773 die Stelle eines Schaffers (Hauptpastors) an der Sebaldskirche zu Nürnberg und starb am 9ten Juli 1805. Außer mehreren Werken über alte deutsche Bibeldrucke und einer Aeltesten Buchdruckergeschichte Nürnbergs bis 1500 (ib. 1789, 4.) hat er sich vorzüglich durch seine Annalen der ältern deutschen

Digitized by Google

Literatur (Nürnb. 1788 ff. 4. 2 Bände nebst Suppl.) und durch die Annales typographicos (Nürnb. 1793 ff. 4. 11 Bände) unsterbliche Verdienste um die Bibliographie erworben. Wovon Maittaire in seinem ähnlichen Werke nur einen unvollkommenen Versuch geliefert hatte, das führte Panzer hier, auf engere Grenzen sich beschränkend, (bei dem erstern Werke bis zum J. 1526, bei dem andern bis 1536) und bloße Verzeichnung bezweckend, mit einem Fleiße und einer Genauigkeit aus, die diese beiden Werke zu wahren Ehrendenkmälern unsrer Nation erheben. Die alten Drucker aller Länder und Sprachen sind (ein großer Theil nach eigner Ansicht) in alphabetischer Folge der Druckorte chronologisch verzeichnet, kurz aber genau charakterisirt, und Angaben der Bibliotheken oder der Werke, in denen sie verwahrt oder beschrieben werden, beigefügt. Auch sein Ulrich von Hutten in literarischer Hinsicht (Nürnb. 1798, 8.) gehört zu den schätzbarsten bibliographischen Monographien, die es gibt. — Einer seiner Söhne, Georg Wolfgang Franz (geb. 1755), ist einer der würdigsten Schüler Jacquin's und hat sich vorzüglich durch seine Fauna insectorum Germaniae (Nürnb. 1792 ff.) als Entomolog rühmlichst bekannt gemacht.

Panzer, s. Hatnisch.

Paoli (Pascal), der Gesetzgeber und kühne Vertheidiger von Corsika, stammte aus einer angesehenen corsischen Familie. Sein Vater, Hyacinth Paoli, ein verdienter General, der von der genuesischen Regierung verfolgt sein Vaterland hatte verlassen müssen (1739) und nach Neapel geflüchtet war, sandte ihn in einem Alter von 29 Jahren von Genua im Jahre 1755 zu den Corsen, welche ihn zum Generalcapitain der ganzen Insel ernannten. Als solcher stand er an der Spitze einer demokratischen Regierung, mit königlichem Ansehn; doch verschmähte er den Titel eines Königs anzunehmen. Seine Thätigkeit und Kraft, mit welchen er einen durchgreifenden und verständigen Plan, den Zustand des verwilderten Volkes zu verbessern, ausführte, waren für Corsika sehr wohlthätig. Paoli fand alles in der größten Unordnung, weder Subordination noch Kriegszucht, weder Geld noch Waffen, und was das Schlimmste war, Parteien unter seinen Landsleuten. Er ordnete daher die Verwaltung, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps und gründete eine Universität, um seinen Landsleuten den Sinn für geistige Bildung zu geben. Er hob die barbarische Sitte der Blutrache auf, und führte eine gesetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er im Innern der Insel Ruhe, Ordnung und Einigkeit hergestellt hatte, trieb er die Genueser bis in die entferntesten Winkel der Insel zurück, wo ihnen nur vier Plätze übrig blieben, so daß sie zu Frankreich ihre Zuflucht zu nehmen sich genöthigt sahen. Seit 1764 besetzten die Franzosen diese Plätze, während Genua den Krieg gegen den übrigen Theil von Corsika fortführte. Aber Paoli und sein Bruder widerstanden der Macht von Genua, so daß der Senat die Insel endlich 1768 an Frankreich abtrat. Paoli's Einfluß vereitelte alle Geldopfer, durch die jene Republik den Gehorsam der trotzigen Insulaner erkaufen wollte; aber eben so wirksam ermuthigte er seine Corsen zum Widerstande gegen Frankreichs Waffen. Noch ein Jahr behauptete er sich gegen den Marquis von Marbois und den Grafen von Vaux, und zog sich endlich, von Freunden und Feinden geehrt, 1769 nach England zurück, wo man ihn mit großer Achtung behandelte. Zwanzig Jahre nachher rief ihn die französische Revolution in sein

Vaterland zurück, wo er noch immer viel Einfluß besaß. Als eifriger Republikaner gewann er bald das Vertrauen der Revolutionspartei. Hierauf begab er sich im April 1790 nach Paris, um der Nationalversammlung, die Corsika in den Rang der französischen Provinzen aufgenommen hatte, zu danken, und ihr den Eid der Treue zu leisten. Lafayette stellte ihn dem Könige vor, der ihn bereits im Februar zum Commandanten von Bastia ernannt hatte. Nach seiner Rückkehr auf die Insel ward er zum Befehlshaber der Nationalgarden und zum Präsidenten des Departements erwählt. Als solcher befolgte er dem Scheine nach in den Jahren 1791 und 92 die Grundsätze der Revolution, faßte aber bald, bei der in Frankreich zunehmenden Anarchie, im Stillen den Vorsatz, Corsika zu einem unabhängigen Staate zu erheben. Als die jacobinische Partei dies wahrnahm, und sein Republikanismus in Paris verdächtig schien, rief er im Mai 1793 eine Consulta zusammen, die ihn zum Präsidenten und Generalissimus der Corsen ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor seine Schranken; da er nicht kam, ward er am 17ten Juli für einen Staatsverräther erklärt, welcher Schuld an dem Mißlingen der Expedition gegen Sardinien sey, und unter Englands Schutze sich zum unumschränkten Herrn von Corsika habe machen wollen. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Paoli mit der Familie Bonaparte im besten Einverständnisse gelebt; jetzt erklärte sich diese entschieden für die jacobinische Partei, und beide Familien waren auf immer getrennt. Nun verband sich Paoli mit England, und begünstigte im Februar 1794 die Landung englischer Truppen, welche mit ihm vereinigt die Franzosen von der Insel vertrieben. Allein er sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. England betrachtete die Insel als eine Eroberung, und der unruhige, ehrgeizige Paoli war mit dem Theile der Macht, den man ihm gelassen, nicht befriedigt; auch verlor er durch seine Verbindung mit den Engländern bei einem großen Theile seiner Landsleute Vertrauen und Achtung. Hierzu kam seine Feindschaft mit dem englischen Vicekönige Eliot, der ihm weniger Einfluß, als er wünschte, gestattete. Er hielt es daher für besser, ganz auf die Regierung Verzicht zu leisten, und ging 1796 nach London, in dessen Nähe er zurückgezogen von einem ihm von der Regierung ausgesetzten Jahrgehalte von 2000 Pf. St. lebte. Er starb am 5ten Februar 1807 in einem Alter von 81 Jahren. Napoleons Ruhm soll ihn in seiner Einsamkeit mit eifersüchtigem Unmuthe erfüllt haben. Unstreitig gehört Paoli zu den unglücklichen Männern, deren größter Schmerz es war, die Entwürfe eines ganzen Lebens vereitelt zu sehen und mit dem Kummer eines verfehlten Daseyns zu sterben. Friedrich der Große nannte ihn den ersten Feldherrn, und Boswell hat (in seiner historisch-geographischen Beschreibung von Corsika) ihn sehr interessant geschildert. K.

Papagei, ein zahlreiches Vogelgeschlecht, das über 150 verschiedne Gattungen zählt. Im Allgemeinen zeichnen sich die Papageien durch ihr schönes Gefieder und durch das Vermögen, Wörter nachsprechen zu lernen, aus. Sie sind in den Ländern des heißen Erdstrichs einheimisch.

Paphlagonien, eine Landschaft in Kleinasien am schwarzen Meere, die eigentlich zu Persien gehörte, zu Xenophons Zeit aber ziemlich unabhängig war. Hier lag an der Küste die griechische Pflanzstadt Sinope.

Digitized by Google

Paphos. Auf der Insel Cypern gab es zwei Städte dieses Namens: Alt-Paphos, welches, 10 Stadien von der Küste entfernt, auf einer Anhöhe lag, und Neu-Paphos, welches an dem Ufer des Meers gelegen war. Die erste Stadt ist es eigentlich, welche wegen der dort herrschenden alten Verehrung der Venus (daher Paphia Cypria) im Alterthume vorzüglich berühmt war, und wo Venus zuerst aus dem Meere ans Land gestiegen seyn sollte. Hier war das alte Bild der Venus, welches keine menschliche Gestalt, sondern ein weißer gewundener, oben spitzig zulaufender Stein war, und der älteste Tempel dieser Insel, wo man der Venus unblutige Opfer, Weihrauch und Blumenkränze, darbrachte. Sowohl jene Gestalt als andere Nachrichten scheinen zu beweisen, daß hier ehemals die Verehrung der Venus nach altem phönicisch-syrischen Cultus herrschte. (S. Lenz, die Göttin von Paphos aus alten Bildwerken. Gotha 1808). — Als Handelsstadt und Seehafen war dagegen Neu-Paphos berühmt, eine Stadt, welche häufig durch Erdbeben litt, und unter August beinahe ganz dadurch zerstört wurde. Noch jetzt findet man an ihrer Stelle das kleine Städtchen Baffo.

Papier, Papierstaude, Arten von Papier, Papiermühlen rc. Papier ist eine aus verschiedenen Vegetabilien in Gestalt dünner Blätter bereitete Masse, vorzüglich um darauf zu schreiben oder zu drucken. Die älteste bekannte Art, das ägyptische Papier, ward aus der ägyptischen Papierstaude, Cyperus Papyrus, bereitet. Diese gehört zu den Gräsern, ihr Halm ist an seiner Basis von Scheidenblättern umgeben, auf dem Gipfel trägt er eine Blüthendolde. Sie wächst nach Plinius L. 13. Cap. 11 am Nil und bei Syrakus in stehenden Gewässern. Den auf uns gekommenen Nachrichten zu Folge, lösete man vom Halme des Papierschilfes die Häute in ganz feinen Schichten ab, breitete diese auf einer mit Nilwasser befeuchteten Tafel aus, und überstrich sie mit heißem klebrigen Nilwasser. Auf die erste Lage ward eine zweite gelegt, zusammengepreßt, an der Sonne getrocknet und mit einem Zahne geglättet. Das Alter der Erfindung ist ungewiß. In spätern Zeiten wandten die Römer vielen Fleiß auf die Bereitung ihres Papiers, sie hatten ihre Glutinatores, Malleatores etc., und bereiteten mehrere Sorten. Das meiste Papier ward in Alexandrien gemacht, welche Stadt sich dadurch große Reichthümer erwarb. Im 5ten Jahrhunderte ward es durch starke Auflagen sehr vertheuert. Im 8ten Jahrhunderte fing es an, durch Baumwollenpapier verdrängt zu werden, doch erhielt es sich in Italien bis zum 11ten Jahrhunderte. Auch die Eingebornen von Mexico bereiteten sich noch vor der spanischen Invasion ihr Papier auf ähnliche Art. Sie entfernten aus den Blättern der Agave durch Auswässern alles Fleisch, legten die übriggebliebenen Netze auf einander und überzogen sie mit einem erdigen Teige, der unserm Pergamente nahe kommt, und dem Ganzen viel Festigkeit und Elasticität gibt. Neben dem ägyptischen Papiere finden sich noch Reste von Baumbastpapier aus jenen alten Zeiten, das aber wegen seiner Sprödigkeit und Brüchigkeit nicht so allgemein gewesen zu seyn scheint. Die Araber lernten 704 das Baumwollenpapier in der Bucharei kennen, bereiteten es nachher selbst aus roher Baumwolle und brachten diese Kunst im elften Jahrhunderte nach Spanien. Hier, wo man die Wassermühlen kannte, entstanden eigentlich die ersten Papiermühlen, die später (1300) auch nach Italien, Frankreich und Deutschland verpflanzt

Digitized by Google

wurden, und schon anfingen, baumwollene Lumpen zu verarbeiten. Dies baumwollene Papier war unter dem Namen der Charta serica, cuttunea, gossypina, xylina, damascena, auch Parcamena graeca und des Tuchpergaments bekannt. Es unterscheidet sich von dem leinenen Papier durch weniger Zusammenhalt und größere Brüchigkeit. Aber nach dem Ansehn mehrerer spanischen Papierreste aus dem 12ten Jahrhunderte zu urtheilen, hat man schon damals versucht, der Baumwolle leinene Lumpen beizumengen, was später wohl auch der Weg gewesen ist, der zur Erfindung des leinenen Papiers führte. Eigentlich leinenes Papier kommt vor dem Jahre 1318 schwerlich vor; von diesem Jahre aber hat das Archiv des Hospitals Kaufbeuern Urkunden auf leinenem Papier aufzuzeigen, so wie im dortigen Stadtarchive mehrere von 1324, 1326, 1331 befindlich sind, so daß die erste Bereitung dieser Papierart wahrscheinlich nach Deutschland gehört. Spanien und Italien haben vor 1367 kein leinenes Papier in ihren Archiven und Bibliotheken. Aus China stammt übrigens die Erfindung nicht, da die Chinesen noch gegenwärtig ihr Papier aus rohem Hanfe, Bambus oder Maulbeerbaumrinde bereiten. Leinenes Papier wird seiner Festigkeit, Dauer und Brauchbarkeit wegen als das vorzüglichste geschätzt. In Deutschland wird es in besondern Papiermühlen (Wind- oder Wassermühlen, in welchen die Papierlumpen zu einem Brei zerstampft und zu Papier verarbeitet werden) bereitet, deren Besitzer zünftig sind und in ihren Mühlen mehrere Sorten Papier zugleich verfertigen. Frankreich, England, Holland und die Schweiz besitzen dagegen unzünftige Papiermanufacturen von großer Ausdehnung, die von der Industrie ihrer Besitzer zeugen. Die Holländer sind in dieser Kunst Meister, sie haben glücklich die Schwierigkeit, gutes Wasser zu erhalten, und den Mangel an Lumpen zu überwinden gewußt, liefern auch deßhalb besseres Papier, weil sie für jede Sorte eine besondere Mühle in Thätigkeit setzen. Der deutsche Papiermacher läßt seine Lumpen durch den Haberlump sammeln, der holländische erhält sie im Handel, welcher Zweig dort viele Hände beschäftigt. Die erste Sorge der Papiermacher ist das gehörige Auslesen der Habern, denn Leinwand allein gibt gutes Papier. Alle wollnen, baumwollnen, seidenen müssen abgesondert, und können höchstens nur zu geringern Sorten als Zusatz verbraucht werden. Die leinenen sortirt der Papiermacher nachmals nach ihrer Feinheit, Güte und Farbe, und je sorgfältiger er dies thut, desto besser wird seine Waare. Seine Hauptsorge muß sodann die gehörige Reinigung von Staub, Holz, Sand, Erde seyn, die durch Ausschütteln, Klopfen, Waschen in der Waschmaschine (einer großen Tonne, in deren Mitte durch einen Kübel ein beweglicher Rechen gedreht wird), auch durch Sieb- und Beutelvorrichtungen bewirkt wird, und worauf die Holländer bei weitem größere Aufmerksamkeit, als die Deutschen, richten. Diese gereinigten Lumpen werden auf einem Klotze zerhackt, oder durch eine Maschine, der Lumpenschneider genannt, zerrissen, an welche sich mit großem Vortheile nach Loschge eine Siebvorrichtung, den Staub zu entfernen, anbringen läßt. Diese zerstückten Habern werden entweder im Geschirre zu Halbzeug zerstampft oder im Holländer gemahlen. Das Geschirr, Stampfmühle, Hammermühle besteht in mehrern hölzernen oder steinernen Trögen, deren Boden mit Eisenplatten ausgelegt sind, in welchen die Lumpen mit stets zufließendem reinen Wasser benetzt und durch Stampfer (Hämmer) grob zermalmt (ausgefasert) werden. Das schmutzige Wasser läuft durch

Digitized by Google

unterwärts angebrachte Sieblöcher wieder ab, die Stampfen werden durch eine Welle mit Daumen abwechselnd auf- und niederbewegt. Nach einigen Stunden sind die Lumpen zu Halbzeug ausgefasert; dieser wird sodann mittelst eines viereckigen Rahmens, des Zeugkranzes, auf Haufen zum Abtrocknen gepackt, woselbst er mehrere Wochen stehen bleibt. Während dieser Zeit kommt die feuchte Masse durch freiwillige Erhitzung in Gährung, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerstört und in Essigsäure verändert wird. Eine rohere Behandlung ist die Fäulniß der nur grob zerstückten Hader, welche der Papiermacher entweder in große Gefäße wirft und sie daselbst lange Zeit der Einwirkung des immer erneuerten Wassers aussetzt, oder solche angefeuchtet auf Haufen setzt und sie erhitzen läßt. Da aber in solchen Haufen die Erhitzung und Gährung sehr ungleich, in der Mitte heftig, am Rande gar nicht, vor sich geht, auch bei ungereinigten Lumpen schnell in Fäulniß geht und die Masse gelb färbt, so hat man vorgeschlagen, den Halbzeug in großen bedeckten Gefäßen gleichförmig in Gährung zu bringen. Indessen kann der Papiermacher seine Masse auch durch Frost bleichen, oder mit Aschenlauge oder Kalkwasser beizen (was er im Holländer wieder auswäscht). Auch wäre eine Bleiche mit oxydirter Salzsäure nach Campbell anzuwenden. Der so gebesserte Halbzeug wird nochmals am besten auf dem Holländer oder auch im Geschirre, in Feinerungströgen, weiter zu Ganzzeug vollkommen zerstampft, d. i. die Mühle von neuem beschickt. Dieser Holländer, eine holländische Erfindung, in der Landessprache Roerback genannt, ist eine schwere eichene Walze, welche durch ein Kammrad geschwind umgetrieben wird, horizontal liegt und rund herum mit ungefähr 30 metallnen Schienen nach der Länge belegt ist, die den Halbzeug auf einer unterliegenden, gekerbten kupfernen Platte (die Platte am Kropfe) zu Ganzzeug zerreibt. Die Maschine liegt in einem verschlossenen Bottig, damit durch den schnellen Umlauf nichts verspritzt wird. Hineingeleitetes Wasser spült alles schräg über den Kropf und läuft nach unten wieder ab. Auf den holländischen Mühlen wird Ganz- und Halbzeug damit zermahlen; wodurch der dritte Theil Zeit, viel Raum, den der große Stampftrog einnimmt, erspart, und große Reinlichkeit der Waare erlangt wird. Bisweilen wird der Ganzzeug noch in Schaumtrögen vollends fein gearbeitet. Jetzt wird er in einer hölzernen Butte mit Wasser angerührt und durch einen darin befindlichen kupfernen Ofen, Pistolet, erhitzt; auch durch Bewegung in Gleichförmigkeit erhalten. Aus diesem Berge schöpft der Buttgeselle oder Schöpfer mit der durch den Rahmen oder Deckel bedeckten Form so viel aus, als er findet, läßt das Wasser ablaufen, und ordnet durch Rütteln den Brei gleichförmig auf der Form. Dieses ist ein, nach Beschaffenheit des zu bereitenden Papiers, eng oder weit geflochtenes Drahtgitter in einem hölzernen Rahmen, der etwas größer ist als der zu fertigende Bogen, und worauf ein zweiter leerer Rahmen, gerade von der Größe des Bogens, während des Schöpfens aufgedrückt wird. Nach dem Schöpfen nimmt der Geselle den Rahmen weg und schiebt die Form auf einem schrägen Brette seinem Gehülfen, dem Kautscher, zu, der den Bogen auf eine Filzplatte stürzt, die leere Form zurückgibt, und fortfährt, Papier und Filz in einem Pauscht aufzuschichten. Aus den Pauschten wird durch Pressen das Wasser weggeschafft und dem Bogen Haltbarkeit gegeben. Der Bogen wird vom Filz abgesondert und nochmals für sich gepreßt; feines Papier nachmals noch mehrere

Digitized by Google

Male (wird ausgetauscht), worin eben die beste Zurichtung besteht. Darauf folgt das Trocknen, am besten auf Rohrstäben und ohne Luftzug, nach dem Trocknen das Leimen. Dieses geschieht durch Eintauchen mehrerer Bogen in eine warme Leimbrühe mit Alaunzusatz, die in einer kupfernen Schüssel sich befindet. Das geleimte Papier wird abermals getrocknet, die zusammenklebenden Bogen abgesondert, das schadhafte weggenommen (ausgeschält), und das taugliche in Bücher gelegt, wovon Schreibpapier zu 24 Bogen gerechnet wird. Diesem gibt man unter einer großen, breiten Stampfe Dichtigkeit und Glätte, packt sie in Lagen von 20 Buch oder Rieß, welche nochmals gestampft und zum Verkaufe in Ballen oder Riem zu 10 Rieß verpackt werden. Papier zum Schreiben, Zeichnen, Zuckerpapier, Preßspäne werden aus Masse gemacht, deren Gährung nicht bis zur Fäulniß fortgesetzt ist. Sie sind derb, hart, elastisch. Druckpapier, Kupferstichpapier, Kartenpapier sind aus gefaultem Brei bereitet und weicher. Buntes Papier ist entweder aus farbigen Lumpen oder gefärbtem Ganzzeuge gemacht, oder wird nach dem Trocknen gefärbt, bemalt, gedruckt; dahin gehören: türkisches (wahrscheinlich eine deutsche Erfindung) Marmorpapier, Tapeten. Das weiße Papier theilt man nach der Größe in Royalpapier, das größte, Medianpapier, ordinaires Papier und Cavalierpapier, welches das kleinste und zum Briefschreiben bestimmt ist. Nach ihrer verschiedenen Bestimmung theilt man die Papiersorten in Schreib-, Druck-, Pack- und Löschpapier oder Maculatur. Das Druckpapier ist ein ungeleimtes, starkgefaultes Papier. Das Löschpapier ein ungeleimtes, graues. Das Schreibpapier zerfällt in Notenpapier, welches dick ist; in fein, mittelfein oder ordinair Schreibpapier (das Postpapier ist eine feinere Sorte); ferner Canzleipapier und Conceptpapier, ein Schreibpapier von geringer Güte. Gold- und Silberpapier ist auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Marokinpapier hat rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben. Postpapier ist eine feine Sorte, Pro Patria hat seinen Namen von dem so lautenden Wasserzeichen. Steinpapier oder Steinpappe, ein durch beigemengte Erden oder Eisenocher unverbrennliches Papier. Velinpapier, von starker, weißer, feiner, sehr gleichförmiger Masse, sonst auch schweizer, englisches oder französisches Papier genannt. Außer den Lumpen sind noch viele andere Vegetabilien zur Papierbereitung geschickt. Dr. Schäffer, Superintendent zu Regensburg, machte 1765 in seinen Versuchen Papiere bekannt, welche aus Pappelwolle, Wespennestern, Hobelspänen, Hölzern, Moosen, Flechten, Stroh, Disteln, Rohrstengeln, Nußbaumblättern bereitet waren. Senger empfielt dazu grüne Wasserfaden, Conferva; Loschge die Lohe mit wollenen Lumpen zum Packpapier. Die Chinesen nehmen Bambus, Maulbeerbaumrinde, Seide; die Japanesen von der Papierbaumrinde Morus papyrifera, was sie mit Reißleim behandeln. Feinfaseriger Asbest gibt unverbrennliches Papier. Papier nennen die Kaufleute auch Wechsel. F.

Papiergeld ist überhaupt dasjenige Papier, dem die Eigenschaft des zirculirenden Geldes beigelegt ist, mithin nur Nennwerth hat; insbesondere aber die Staatspapiere oder Staatsschuldscheine. (S. Papiermünze).

Papiermaché, eine Masse von gestampftem und flüssig gemachtem Papiere, woraus allerhand Geräthe in Formen gebildet wer-

Digitized by Google

den. Dosen, Kästchen und andere Sachen werden erst von solcher Masse geformt, dann getrocknet oder vielmehr gebacken, abgedreht und lackirt. Der Kanzleirath Christin zu Hoop in Norwegen hat eine Kirche, die gegen 1000 Menschen faßt, innen mit solcher Masse ausgekleidet, und dadurch den Wänden ein glattes steinähnliches Ansehn und Dauerhaftigkeit gegeben, sehr schön geformte Säulen, Figuren und Basreliefs angebracht, selbst Oefen daraus gemacht. Auch hat er seinem Papiermaché durch Zusatz von Eiweiß, Kalk und Vitriolwasser bedeutende Festigkeit und Unverbrennlichkeit zu verschaffen gewußt. F.

Papiermünze, gewöhnlich wiewohl unrichtig **Papiergeld** genannt, sind Papierzettel, versehen mit dem Charakter der Münze, d. h. mit der Eigenschaft von allgemeinen Tausch- und Werth-Ausgleichungsmitteln. Papiergeld ist in Vieler Ohren ein so furchtbarer Ton, daß sie schon bei dem bloßen Namen desselben erschrecken. Wenige haben einen Begriff davon, wie es möglich seyn könne, einem Dinge ohne Tauschwerth auf eine dauerhafte Weise die Kraft wirklicher Genußmittel und namentlich von Gold und Silber zu verschaffen. Insbesondere haben die mannichfaltigen Verluste und Vermögenszerrüttungen, welche die Einführung von Papiermünze in so vielen Staaten verursacht hat, Mißtrauen dagegen erweckt. Allein es war nicht diese Gattung von Münze an sich, welche solche traurige Folgen hatte, sondern nur der Mißbrauch derselben, und überall, wo sie mit Weisheit und Vorsicht eingeführt worden, hat sie die trefflichsten Wirkungen hervorgebracht, sahen wir die schönsten Früchte aus ihr emporkeimen; thöricht wäre es daher, wollte man durch die Nachtheile, welche der Mißbrauch der Papiermünze verursacht, sich abschrecken lassen, nach den Vortheilen zu ringen, welche ein weiser Gebrauch derselben unwidersprechlich gewährt. Die wohlthätigen Wirkungen, welche eine **gute** Papiermünze auf den Nationalwohlstand äußert, sind vorzüglich folgende: 1) Hat eine Nation, welche sich bisher der Metallmünze bei ihrem Verkehr bedient hat, durch eingetretene Umstände plötzlich einen Theil ihrer Münzvorräthe verloren und fehlt es ihr an Mitteln, die auf solche Weise in diesen Vorräthen entstandenen Lücken so schnell, als es ihr Interesse erheischt, wieder auszufüllen, so kann eine zweckmäßig eingerichtete Papiermünze sehr vortheilhaft als Stellvertreter der Metallmünze gebraucht und durch deren Einführung eine außerdem unvermeidliche Stockung des Verkehrs abgewendet werden. 2) Ist das Land hinlänglich mit Metallmünze versehen, so bewirkt die Einführung der Papiermünze, daß ein Theil der hierdurch überflüssig gewordenen Münze ersterer Art zu neuen gewinnbringenden Geschäften benutzt werden kann. Nicht unpassend vergleicht **Adam Smith** die in einem Lande umlaufende Metallmünze mit einer Heerstraße, die alles Gras und Getraide des Landes in Verkehr und zu Markt bringen hilft, selbst aber nicht einen einzigen Halm von beiden erzeugt. Die Einführung einer Papiermünze veranstaltet eine Art von Fuhrwerk durch die Luft und macht es dem Lande möglich, einen großen Theil seiner Heerstraßen in gute Kornfelder und Wiesen zu verwandeln und auf solche Weise das jährliche Erzeugniß seines Bodens und Fleißes beträchtlich zu vergrößern. Freilich ist der Gewerbfleiß und der Handel eines Landes, wenn er so gleichsam auf den dädalischen Flügeln in den Lüften schwebt, nicht ganz so sicher, als wenn er auf dem festen Boden von wirklichen Genußmitteln, wie z. B. von Gold und Silber, einhergeht, indessen

wird er doch immer dadurch beträchtlich vermehrt und erweitert werden können. 3) Die Kosten, welche die Nazion zur Anschaffung und Unterhaltung der im Lande erfoderlichen Münzmaße verwenden muß, werden durch die Einführung von Papiermünze außerordentlich vermindert, denn Papier und Druckerschwärze sind ungleich wohlfeiler als edles Metall. Das Verfahren, wodurch eine Regierung Papiermünze an die Stelle der Metallmünze setzt, ist daher dem Verfahren eines Fabrikherrn ähnlich, der zufolge einer vortheilhaften Eintheilung im Maschinenwesen seine alten kostbaren Maschinen durch wohlfeilere ersetzt und den Unterschied zwischen dem, was beide kosten, zu seinem umlaufenden Kapital, zu dem Fonds schlägt, woraus er rohe Stoffe anschafft und seine Arbeiter lohnt. — Diese heilsamen Wirkungen vermag indessen die Papiermünze der Regel nach nur so lange hervorzubringen, als sie gut bleibt, gut aber ist dieselbe nur dann, wenn sie mit der Metallmünze, der sie von der Regierung gleichgesetzt worden, Kurs zu behaupten im Stande ist, von dem Augenblick an, da sie von letzterer sich loszureißen, d. h. unter deren Pari zu sinken beginnt, wird sie fehlerhaft und droht dem Nationalwohlstande große Gefahr. Die Nachtheile einer solchen fehlerhaften Papiermünze sind vorzüglich folgende: 1) Das Sinken der Papiermünze verursacht die Preiserhöhung sämmtlicher in den Verkehr kommenden Waaren, diese Preiserhöhung tritt aber nicht bei allen Dingen auf einmal ein, sondern verbreitet sich, von den fremden Kaufmannsgütern anfangend, nur nach und nach in ungleichen Verhältnissen auf die verschiedenen verkäuflichen Dinge und am spätesten auf den Lohn der Arbeiter jeder Art, hieraus entsteht offenbar für diese zahlreichste Volksklasse ein sehr bedeutender Schaden. 2) Nicht minder leidet die Nation durch die Verwirrungen, welche dadurch in dem Verhältnisse zwischen Schuldner und Gläubiger entstehen, was nothwendig eine Stockung, wenigstens eine Erschwerung, des allgemeinen Verkehrs nach sich ziehen muß. Der Grundeigenthümer, welcher sein Grundstück verpachtet, der Landbauer, welcher für seine Erzeugnisse, der Kaufmann, der für seine Waaren einen gewissen Preis in Münze festgesetzt hat, derjenige, welcher einen bestimmten Gehalt in Münze als Lohn für verrichtete Arbeit oder geleistete Dienste zu beziehen hat, Alle haben auf einen beinahe unabänderlichen Tauschwerth der Münze gerechnet und Alle sehen sich durch das fortdauernde Schwanken derselben auf das schrecklichste getäuscht, sobald zwischen Abschließung und Vollziehung des Geschäfts nur einige Zeit verstrichen ist. 3) Der Handel wird durch das Sinken der Papiermünze oft unmöglich, weil aller Credit, die Seele des Handels, dadurch zu Grunde geht und die Zeit jede Berechnung zu Schanden macht. Wer auswärtige Waaren ankaufte und beim Verkaufe derselben beträchtlich zu gewinnen hoffte, sieht, wenn er dem auswärtigen Verkäufer die Waaren bezahlen muß, durch das Sinken des Wechselkurses plötzlich seinen Gewinn in Verlust verwandelt, wer mit inländischen Waaren Handel treibt, ist beim Verkaufe derselben nie gewiß, ob er dieselben zu gleichen Preisen wieder werde anschaffen können. Jede Handelsunternehmung kann dann unter dem Scheine des Gewinnstes einen Verlust mit sich führen; wer Waaren unverkauft liegen lassen und seine Magazine verschlossen hat, ist am Ende des Jahrs oft reicher als derjenige, welcher die Waaren zu wiederholten Malen umgesetzt und bei jedem Umsatz zu gewinnen gemeint hat; der Vortheil des Kaufmanns steht daher alsdann mit seiner Betriebsamkeit im

Digitized by Google

Widerspruche und dem Handel werden von mehrern Seiten zugleich diese Wunden geschlagen. 4) Gesammelte Kapitale, die, verzinslich angelegt, Handel und Gewerbfleiß belebt haben, verschwinden zum Theil für den Kapitalisten, welchem dieselben in einer Papiermünze abgetragen werden, die sich von der Metallmünze losgerissen hat, der Verschwender entledigt sich so seiner Verpflichtung gegen den Gläubiger mittelst weit geringerer Werthe, als er schuldig ist, und der sonst so wohlthätige Darlehnsvertrag hat nur Unheil zur Folge; von seinem Vermögen kann man dann keinen weisern Gebrauch machen, als wenn man es verzehrt, denn besser ist es, Kapitale selbst zu genießen als sie auszuleihen und großentheils nicht wieder zu bekommen, oder solche anzuhäufen und nachher den Werth von dem, was man angehäuft hat, nicht wieder finden zu können. Verschwendung und liederlicher Haushalt werden dann Weisheit und die Gesetze erscheinen mit den Lastern gleichsam im Bunde gegen das öffentliche Wohl. — Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, welche dahin wirken, daß die Papiermünze von der Metallmünze, neben der sie in Umlauf gesetzt worden, sich losreißt, also fehlerhaft wird; diese Ursachen sind: 1) die Ausgebung einer unverhältnißmäßig großen, den Münzbedarf der Nation im Binnenverkehre übersteigenden, Masse von Papiermünze, 2) die Verminderung des Staatscredits. Das öffentliche Zutrauen, welches die Regierung besitzen muß, um gute Papiermünze in Umlauf setzen zu können, ist gegründet theils auf die Macht, theils auf den guten Willen derselben, übernommene Verbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen. Es muß daher das Sinken der Nationalkraft, was auch immer die Ursache davon seyn mag, das Sinken des Werths dieser Münzgattung zur unmittelbaren Folge haben, jedes Unglück aber, das ein Volk trifft, muß in eben dem Grade auch seine Papiermünze herabsetzen, in welchem es die Allmacht seiner Nationalkraft und seines Nationalworts vermindert. Nur in ruhigen, friedlichen Zeiten lassen sich von der Einführung einer Papiermünze die obengedachten günstigen Folgen erwarten, nur dann läßt sich hoffen, daß dieselbe nicht von der Metallmünze sich losreißen werde, denn nur dann erfreut sich gewöhnlich die Regierung des zu einer solchen Maßregel erfoderlichen öffentlichen Zutrauens; nicht, wenn der Staat hinsichtlich seiner Finanzen in Verlegenheit gerathen, sondern nur bei gefüllten Staatskassen sollte daher diese Maßregel ergriffen werden und nie sollte derselben ein anderer Zweck zum Grunde liegen als die Beförderung und Belebung des Nationalverkehrs. Artet die Papiermünze in eine Finanzunternehmung aus, so schadet sie nicht allein dem Verkehre, statt ihm zu nützen, sondern der beabsichtigte Zweck, den Staatsfinanzen eine neue ergiebige Quelle zu eröffnen, wird auch in der Regel gänzlich verfehlt. Zwar vermag die Anwendung dieses Mittels bisweilen dem öffentlichen Schatze eine augenblickliche Hülfe zu gewähren, aber die Zerrüttung, welche derselbe in der Folge dadurch erleidet, führt gewöhnlich Nachtheile mit sich, welche mit jenen augenblicklichen Vortheilen in gar keinem Verhältniß stehen. — Dessen ungeachtet können Fälle eintreten, wo die Einführung einer selbst fehlerhaften Papiermünze, d. h. einer solchen, welche sich von der Metallmünze losreißt, Entschuldigung verdient. Ein Fall solcher Art ist, wenn es um Seyn und Nichtseyn des Staats gilt, wenn dessen Sicherheit in Gefahr schwebt, ein Krieg plötzlich droht und durch Ergreifung dieser verzweiflungsvollen Maßregel die Regierung in den Stand gesetzt wird, über die Kräfte der Bürger so zu verfügen, wie

Digitized by Google

es die Noth erheischt. Eine unter dergleichen Umständen eingeführte Papiermünze ist im Grunde nichts weiter als eine gezwungene, leicht zu erhebende, wiewohl höchst ungleich vertheilte, Anleihe. Aber auch in solchen Fällen muß, ist die Gefahr, welche von Außen drohte, vorüber, sogleich Hand ans Werk gelegt werden, um die übergroße Masse von Papiermünze zu vermindern und höchstens eine solche Menge davon in Umlauf zu lassen, als mit der Metallmünze gleichen Kurs zu behaupten vermag. — Als vorzügliches Mittel zur Einführung und Begründung einer Papiermünze wird gewöhnlich die Anstalt der Zettelbanken (s. d. Art.) benutzt. (Man vergl. auch d. Art. Münze — Idealmünze). K. M.

Papin (Denys), geboren zu Blois gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, war ein Schüler von Huygens und Bayle, verließ wegen der Religionsverfolgungen als Calvinist sein Vaterland, und ward Professor zu Marburg, wo er starb. Er hat sich einen Namen erworben durch die Erfindung mehrerer nützlichen Maschinen, die in den Nouvelles de la républipue des lettres par Bayle, 1685 bis 87 beschrieben sind. Die wichtigsten darunter sind eine Maschine, um das Wasser emporzuheben, und sein Digestor oder der nach ihm benannte Papinische (oder Papinianische) Topf. Derselbe ist ein cylindrisches kupfernes, inwendig verzinntes Gefäß, welches man durch einen Deckel mit um den Rand gelegter Pappe, vermittelst einer starken eisernen Schraube, sehr genau und fest verschließen kann, um das Wasser darin in einem hohen Grade zu erhitzen, ohne daß die dadurch entstehenden Dämpfe einen Ausgang finden. Durch diese Vorrichtung kann man in heißem Wasser Körper, die bei gewöhnlicher Siedehitze noch gar nicht angegriffen werden, binnen wenigen Minuten, z. B. Knochen, Elfenbein u. s. w. zu Gallerte oder Brei zusammenkochen und dadurch auch kräftige Brühen bereiten. Diese nützliche Maschine ist in neuern Zeiten noch verbessert worden.

Papinianus (Aemilius), der größte römische Rechtsgelehrte seiner Zeit, stammte aus Benevent oder Syrien, und war unter Antoninus Pius um das Jahr Chr. 140 geboren. Er widmete sich dem Studium der griechischen und römischen Literatur, der Philosophie und Rechtswissenschaft, und erwarb sich sowohl durch seine gründliche Gelehrsamkeit als durch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit hohes Ansehn und mächtigen Einfluß, gelangte zu den ersten Staatsämtern, und ward zuletzt Präfectus prätorio. Der Kaiser Severus empfahl ihm sterbend seine Söhne Caracalla und Geta. Papinian wandte Alles an, zwischen beiden Brüdern die Einigkeit zu erhalten. Aber seine treugemeinten Vorstellungen wurden dem Caracalla so lästig, daß dieser ihn seines Amtes entsetzte, wiewohl er fortfuhr, ihn äußerlich als einen Freund und Vertrauten zu behandeln. Als Caracalla endlich seinen Bruder hatte ermorden lassen, foderte er Papinian auf, diese scheußliche That zu rechtfertigen, empfing aber von ihm die strenge Antwort, daß es leichter sey, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen, und daß es ein zweiter Mord seyn würde, das Andenken des Unschuldigen zu beschimpfen. Caracalla verbarg seinen Ingrimm, als aber bald darauf, wahrscheinlich auf des Tyrannen Anreizung, die Prätorianer den Kopf des Papinian foderten, gab er ihn ihrer Wuth Preis, und ließ ihn hinrichten, im Jahre Chr. 212. Dieser große Rechtsgelehrte hat mehrere Werke geschrieben, und verschiedene ausgezeichnete Schüler gebildet. Sein juristisches

Digitized by Google

Ansehn stieg so hoch, daß Valentinian III. verordnete, daß in Fällen, wo die Meinungen der Richter getheilt wären, Papinian den Ausschlag geben sollte. — Everardus Otto hatte Alles ausgezeichnet, was von ihm in den Pandecten enthalten ist, und sein Leben beschrieben.

Papismus, s. **Papstthum**.

Papisten werden die Catholiken genannt, insofern sie die Abhängigkeit vom Papste und dessen Auctorität als eine Grundform ihrer Kirche betrachten.

Pappe, Papierbogen von großer Dicke und Festigkeit. Sie ward ehedem aus vielen zusammengeklebten Papierbogen bereitet, wird aber jetzt, wie das Papier, aus schlechten Lumpen und Papierabgängen gefertigt. Man nimmt Papierabschnittsel, Maculatur, Hüte u. s. w. und läßt sie in einem großen Troge, der **Faulbütte**, weichen, wirft sie dann heraus auf einen großen Haufen, wo das überflüssige Wasser abläuft, und die feuchte Masse in Erhitzung geräth. Diese so erweichte Masse kommt in den **Zertheilungskübel**, wo selbige mit Rührhaken umgearbeitet wird, ferner in den **Stein**, wo sie durch eine von Pferden bewegte Welle, an der etwas bewegliche Messer stehn, vollends zu Teig zermalmt wird. Nachmals kommt dieser Teig, wie das Papier, in die Bütte, wo er mittelst Formen, die sich nur durch die Höhe ihres Deckels von den Papierformen unterscheiden, ausgeschöpft und zwischen Frieß gepreßt wird. Die gepreßten Pappen werden durch S förmige Haken in luftigen Böden getrocknet. Man unterscheidet **geleimte** und **geformte**. Man verfertigt aus Pappe Modelle, Geräthe, Kinderpuppen. Eine Art der Glanzpappe sind die Preßspäne. F.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetsten kaiserlichen Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war 1594 geboren und stammte aus einem altgräflichen Geschlechte in Schwaben, das seit länger als sechshundert Jahren das Reichs-Erbmarschallamt und das Reichs-Forst- und Jägermeisteramt im Nordgau bekleidet hat, und noch jetzt in einer catholischen und evangelischen Linie fortblüht. Nach beendigten academischen Studien und mehrern Reisen widmete er sich den Waffen, für welche er geboren war. Sein feuriger, nach Thaten rastlos dürstender Geist, und sein flammender Eifer für die catholische Religion und den Kaiser führten ihn auf den Schauplatz des Kriegs. Die prager Schlacht, welcher er als Obrister beiwohnte, eröffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungestümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstadt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er im Jahre 1626 vierzigtausend Rebellen in Ober-Oesterreich, in drei verschiedenen Schlachten. Unter abwechselnden Siegen durchzog er darauf das nördliche Deutschland, vereinigte sich 1630 mit Tilly zur Eroberung Magdeburgs, und übertraf nach Erstürmung dieser unglücklichen Stadt selbst den blutdürstigen Tilly an Grausamkeit. Er blieb einige Zeit mit diesem vereinigt, und folgte ihm nach Leipzig, um unter ihm die vereinigten Schweden und Sachsen zu bekämpfen. Das wilde stürmische Feuer seines Muthes, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupte des Heers. Wenn auch, wie Tilly behauptete, die Schlacht durch seine

Digitized by Google

ungestüme Hitze verloren ging, so ist doch ausgemacht, daß Pappenheim Wunder der Tapferkeit that, und dem einbrechenden Verderben lange entgegenkämpfte. Er sammelte darauf die Fliehenden, so gut er konnte, entsetzte das von Banner belagerte Magdeburg, und focht mit Vortheil gegen die Schweden in Niedersachsen. Er befand sich eben auf seinen Streifzügen in Halle, als Wallenstein ihn nach Lützen berief, um Theil zu nehmen an der bevorstehenden entscheidenden Schlacht. Nur mit der Reiterei konnte Pappenheim das Schlachtfeld erreichen, wo er Wallenstein hart bedrängt fand. Seine Erscheinung hob den Muth der Kaiserlichen, und schien den Sieg auf ihre Seite zu neigen. Voll blutiger Begierde, Gustav Adolph selbst im Kampfe zu begegnen, stürzte er sich in das dichteste Schlachtgewühl. Zwei Musketenkugeln durchbohrten seine Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Handgemenge reißen. (S. d. Art. Lützen, Schlacht bei). Er vernahm, daß auch sein edler Gegner gefallen sey, da erheiterte sich sein Auge. „Man hinterbringe dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." Er verschied am Tage nach der Schlacht. Der Kaiser verlor in ihm einen seiner treuesten Diener, die Kirche einen ihrer eifrigsten Verfechter, das Heer seinen Telamonier. Man sagt, daß auf seiner Stirn zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, sichtbar waren, womit die Natur ihn schon bei der Geburt gezeichnet hatte, und daß auch später noch die Flecken erschienen, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Aufruhr setzte.

Papst, Papstthum, Päpste. Papst (aus dem griechisch. Pappas, Vater), hat sich der Bischof von Rom früher genannt, als er die jetzt mit dieser Würde verbundene Auctorität erhielt. Seit dem Ende des 4ten Jahrhunderts galt er als der erste unter den fünf Patriarchen oder Oberbischöfen der Christenheit; denn der Umstand, daß Rom die alte Hauptstadt des Reichs, und nach der Tradition auch der letzte Aufenthaltsort des Apostels Petrus war, hatte ihm, als vorgeblichem Nachfolger Petri (s. d. Art. Petrus) schon längst ein überwiegendes Ansehn, doch noch kein eigentliches Suprematsrecht über fremde Sprengel gegeben. Dieses wußte er durch die Reichthümer der römischen Kirche, welche in den meisten andern Diöcesen Güter besaß, durch schiedsrichterliche Aussprüche in kirchlichen Streitigkeiten und durch weise Benutzung günstiger Gelegenheiten zur Erweiterung seines Wirkungskreises zu erlangen. Eine Provinzialsynode zu Sardica im J. 344 und ein kaiserliches Decret Valentinians III. vom Jahre 445 hatte den Bischof zu Rom zwar als Primas und letzte Instanz der Bischöfe anerkannt; doch selbst im Occident, wo diese Bestimmungen nur gelten konnten, fand seine Anmaßung bis in das achte Jahrhundert noch starken Widerspruch. Um diese Zeit trafen aber mehrere Umstände zusammen, die ihm den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft bahnten. Dazu gehört die Pflanzung neuer Kirchen in Deutschland, welche, wie früher die britannischen, durch seine Missionärs gegründet, ihm gleich anfangs unterworfen wurden; die politische Verwirrung und der Wechsel der Regierungen in Italien und Frankreich; die zwischen 830 bis 50 wahrscheinlich von einem mainzischen Diaconus Benedict geschmiedeten Decretalen des falschen Isidor (s. d. Art.), deren Zweck, die Rechte und die Ausübung des römischen Supremats durch untergeschobene Briefe und

Digitized by Google

Constitutionen der frühesten römischen Bischöfe bis in die ersten Jahrhunderte zurück zu datiren und dadurch über allen Widerspruch zu erheben, bei der Unwissenheit jener Zeiten wohl erreicht werden konnte; der Zwiespalt der orientalischen mit den occidentalischen Kirchen, der die letztern immer fester an ihre Wortführer und Geschäftsträger, die Päpste, band; die schon durch den Ehrgeiz der Patriarchen allenthalben eingeführte strenge Abstufung des Ranges der geistlichen Würden, die von selbst gleichsam pyramidalisch auf die Annahme eines höchsten Oberhaupts hinauslief, endlich die persönliche Ueberlegenheit mehrerer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatte schon Leo der Große (s. d. Art.) im fünften, Gregor der Große, ein eifriger, heiliger und um die Organisation des Kirchenwesens höchst verdienter Mann von großer Energie im sechsten, und Leo III., der Carl den Großen krönte, im achten Jahrhunderte dem päpstlichen Namen ein Ansehn verschafft, gegen welches die Patriarchen des Orients nicht aufkamen und die Fürsten wenig vermochten. Die Erzählung von der Päpstin Johanna, einer in Mainz und Athen gebildeten Engländerin, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und durch Verleugnung ihres Geschlechts vom Notarius zu Rom bis zum Päpste emporgeschwungen, aber nach einer 2 1/2jährigen Regierung durch ihre unvorhergesehene Niederkunft ihr Geschlecht öffentlich verrathen habe, wird von den neuern Geschichtsforschern für eine Satire gehalten. Unwürdige Päpste gab es in den Jahrhunderten des Mittelalters allerdings; allein nach dem glänzenden Siege, den Nicolaus I. (der Erste, der sich förmlich krönen ließ) in der Ehescheidungssache des Königs Lothar von Lothringen (865) über diesen und die aus päpstlicher Machtvollkommenheit von ihm abgesetzten Erzbischöfe von Trier und Cöln erkämpft, und nach dem Beispiele, das Johann VIII. 875 von einer päpstlichen Verfügung über die Kaiserkrone, die er an Carl den Kahlen brachte, gegeben hatte, konnte auch die mehr als hundertjährige Verwilderung und Entweihung des heiligen Stuhls (insgemein das Hurenregiment genannt), welche unter dem Einflusse der gräflich toskanischen Familie zu Rom 904 mit Sergius III. begann, und durch ruchlose, wollüstige Creaturen und Nepoten der berüchtigten Markgräfinnen Theodora und Marozia, wie Johann XII., der 956 als ein Jüngling von achtzehn Jahren und Benedict IX., der 1033 gar als ein zwölfjähriger Knabe zur päpstlichen Würde gelangte, fortgepflanzt ward, ja selbst das Scandal, daß 1045 drei für Geld gemachte Päpste zugleich in Rom residirten, dem römischen Supremate keinen wesentlichen Eintrag thun. Die Wildheit des Zeitalters bedeckte diese Schändlichkeiten, aus deren Dunkelheit die Regierung Sylvesters II. (s. d. Art.) 999 bis 1003, des, von der Welt als ein Zauberer angestaunten, größten Gelehrten seiner Zeit, ehrwürdig hervorleuchtete; die mit dem Verfalle der carolingischen Dynastie in Frankreich und Deutschland einreißende Verwirrung gab dem Ehrgeize der Päpste immer größern Spielraum, ja auch seine, während jener innern Zerrüttungen und Parteiungen Roms, schwer verletzte Würde und Unabhängigkeit von dem römischen Adel und Volke erhielt der heilige Stuhl durch die Constitution wieder, mit welcher Nicolaus II. 1059 die Papstwahl (s. d. Art. Conclave) in die Hände der Cardinäle legte und aller Einmischung der Laien entzog. Von jetzt an sah man eine Reihe ächter Kirchenregenten von großem Sinne und heiligem Wandel auf diesem ersten Throne der Christenheit; Gregor VII. (s. d. Art.), der an Geist und Energie alle übertraf

und den Plan der Weltherrschaft mit bewundernswürdiger Consequenz durchzuführen begann; Urban II., der durch den Gegenpapst Clemens III. unaufhörlich beunruhigt und mehreremal aus Rom vertrieben, dennoch mit vielseitigem, gewaltigem Einflusse und seltenem Nachdrucke von 1088 bis 1099 regierte; Alexander III., der während seiner Regierung von 1160 bis 1181 zwei Gegenpäpste überlebte und den dritten niederwarf, die Könige von England und Schottland zum unbedingten Gehorsam in kirchlichen Sachen brachte, sich von Kaiser Friedrich I. die Steigbügel halten ließ, und die Verfassung der Papstwahl fest bestimmte; und Innocenz III., dessen neunzehnjährige Regierung von 1198 bis 1216 das Papstthum auf den höchsten Gipfel der Macht und Würde brachte. Was die Päpste früherer Jahrhunderte kaum gewollt und nur in einzelnen Fällen versucht hatten, machten diese großen, ihren Zeitgenossen überlegenen Männer durch dreistes Umsichgreifen und beharrliches Fortschreiten in Einem Geiste constitutionell. Sie knüpften den Clerus des westlichen und mittleren Europa durch die Einführung einer neuen Eidesformel, die ihn zum unbedingten Gehorsam gegen den Papst verpflichtete (s. d. Art. Glaubenseid), durch die Nöthigung zum Cölibat, welches ihn von dem Familien- und Nationalinteresse losriß, und durch die Anmaßung des Rechts der Confirmation geistlicher Aemter (s. d. Art. Investitur), welche das Lehnsverband der Bischöfe mit ihren Fürsten trennen sollte und durch das Verfahren des dritten Innocenz in eine willkürliche Disposition über kirchliche Würden und Pfründen ausartete, gleich Vasallen und eignen Beamten mit unauflöslichen Banden an ihren Stuhl; sie brachten vermittelst ihrer Legationen und Nuntiaturen (s. Legaten und Nuntien) das bischöfliche Recht der Judicatur und Dispensation in kirchlichen und Ehesachen und das ausschließende Canonisationsrecht in ihre Gewalt, und gaben der päpstlichen Würde dadurch das Gewicht des einzigen Ordinariats in der Welt, von welchem alle geistliche Auctorität und Amtsbefugniß ausgehe. Die gesammte Kirche selbst machten sie sich endlich als einzige ausschreibende Präsidenten der Concilien und Nationalsynoden, (deren Beschlüsse nur durch päpstliche Bestätigung gültig werden sollten,) und durch die nach und nach immer kühner hervortretende Behauptung der Infallibität (Untrüglichkeit), und jedem Evangelio gleich zu achtende Auctorität ihrer Aussprüche völlig unterthan, und schufen sich durch den klugen Gebrauch der Mönchsorden, besonders der Mendicanten (vergl. d. Art. [geistliche] Orden) eine geistliche Miliz, die, weil diesen Orden die Inquisition, das Beicht- und Predigtwesen und der öffentliche Unterricht auf Schulen und Universitäten in die Hände fiel, das geschickteste Werkzeug ihrer Politik und eine der stärksten Stützen ihrer Macht geworden ist. Das Gelingen dieser Fortschritte zur unumschränkten geistlichen Oberherrschaft gab ihnen den Muth, auch nach der weltlichen Souveränität zu streben. Doch sind die weltlichen Hoheitsrechte des Papstes viel spätern Ursprungs, als die römischen Hofschriftsteller behauptet haben. Die Schenkung Constantins des Großen betraf kein Landesgebiet, sondern nur einzelne Gebäude und Güter in und bei Rom; durch Pipins Schenkung (vergl. d. Art. Kirchenstaat) erhielt der Papst nur das dominium utile, d. h. die Nutzung der ihm anvertrauten Ländereien, wurde aber dadurch zugleich Vasall der fänkischen Könige, und dann der deutschen Kaiser, welche die landesherrlichen Rechte über das päpstliche Gebiet ohne Widerspruch ausübten und bis in das

Digitized by Google

zwölfte Jahrhundert keine Papstwahl ohne ihre Bestätigung gelten ließen. Erst Innocenz III. setzte es durch, daß Rom, die Marken und die Mathildischen Erbgüter (vergl. d. Art. Mathilde) ihm als souveränem Landesherrn 1198 huldigten, womit auch der letzte Schatten kaiserlicher Gewalt über Rom und den Papst verschwand. Günstige Gelegenheiten hatten dem päpstlichen Stuhle schon früher mehrere Königreiche zinsbar gemacht. England befand sich, seit es christlich war, Polen und Ungarn seit dem 11ten Jahrhundert, die Bulgarei und Aragonien seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, das Königreich beider Sicilien, dessen normännische Könige schon Lehnsträger des Papstes wurden, seit 1265, wo Clemens IV. es aus Haß gegen die von den Päpsten glücklich gestürzten Hohenstaufen dem Hause Anjou gab, in dieser Abhängigkeit; ja der Orient würde noch unter die römische Herrschaft gekommen seyn, wenn der Erfolg der Kreuzzüge, die ohnehin im Abendlande manche, den Päpsten vortheilhafte Unordnung des bürgerlichen Wesens und Privateigenthums veranlaßt hatten, weniger vorübergehend gewesen wäre. Innocenz III., der überall genannt werden muß, wo von Erweiterung der päpstlichen Macht die Rede ist, durfte ungestraft Könige, z. B. Johann von England, ab- und einsetzen, und alle Welt mit seinen Bannstrahlen bedrohen; Kaiser Otto IV. nannte sich von Gottes und des Papstes Gnaden, die Könige hießen des Papstes Söhne und die Furcht vor den schrecklichen Folgen des Interdicts, das er als Statthalter Christi über ungehorsame Fürsten und ihre Reiche aussprach, die Uneinigkeit und Empörungslust der Barone, die schlechtgeordnete Verfassung der Staaten und die großen Mängel der Gesetzgebung unterwarfen die Regenten jener Jahrhunderte von selbst der Vormundschaft eines Herrn, dessen Hof die Wiege der neuen Staatsklugheit, dessen Macht und Ansehn durch die Waffen des Geistes, unter dem Schutze der öffentlichen Meinung und des Aberglaubens unwiderstehlich war. Nicht mit Unrecht wurde daher das Papstthum seit jener Zeit eine Universalmonarchie genannt und die Cardinäle als Räthe, die in den verschiedenen Reichen der Christenheit residirenden Legaten als Vicekönige, die Erzbischöfe und Bischöfe als Präfecten und Unterpräfecten, die Pfarrer als Polizei- und Rentbeamte, und die geistlichen Orden als das stehende Heer des römischen Oberhirten betrachtet, dessen Wink über mehr als 300,000 in diesen Abstufungen unter die Völker vertheilter, völlig in sein Interesse verwickelter, unbedingt gehorsamer und durch alle Mittel der Religion und des Fanatismus mächtiger Diener gebot. In der That war auch diese Theokratie zur Gewöhnung roher Fürsten und Völker an Gesetzlichkeit und christliche Sitte wohlthätig genug, um in einer Zeit, wo Rechte erst entstanden, der Rechtsgründe entbehren zu können. Nur die Monarchie, die sich durch den allmäligen Erwerb der Länder ihrer Vasallen und Nachbarn zwischen den Pyrenäen und Deutschland unter allen am glücklichsten ausbildete, Frankreich, trat zuerst mit Erfolg gegen den Papst in die Schranken. An Philipp dem Schönen fand Bonifaz VIII. (s. d. Art.), einer der kühnsten und übermüthigsten Päpste, seinen Meister, und seine Nachfolger blieben während der Dauer ihrer Residenz zu Avignon, von 1309 bis 1376 (eine Periode, die man ihre babylonische Gefangenschaft nennt), unter französischem Einflusse. Offenbar litt die Selbstständigkeit der Päpste durch den Umstand, daß sie nun an eine bestimmte politische Partei gebunden waren, wenn sie auch die kräftig erworbenen Vorrechte ih-

Digitized by Google

res Stuhls noch fortwährend in allen Gegenden der occidentalischen Christenhenheit ausübten. Doch tiefer sank ihr Ansehn, als 1378 neben dem italienischen Papste Urban VI. von den französischen Cardinälen ein Graf von Genf unter dem Namen Clemens VII. zum Papste gewählt wurde und jeder von Beiden nicht nur seinen eignen Einfluß auf die seiner Partei ergebenen Nationen, nämlich der italienische über Italien, Deutschland, England und die nordischen Reiche, der französische über Frankreich, Spanien, Savoyen, Lothringen und Schottland behauptete, sondern auch in eben so unversöhnlichen Nachfolgern fortlebte. Der offne Aemterhandel, die schändlichen Erpressungen und niedrigen Ränke, worin die meisten dieser Gegenpäpste einander überboten, gaben den Vorläufern der Reformation in England und Böhmen (s. d. Art. Huß) gerechten Grund zu den Beschwerden und Foderungen einer Kirchenverbesserung, denen die Wohldenkenden überall beistimmten. Zwar gelang es der Kirchenversammlung zu Costniz, das große Schisma (so wurde diese Spaltung der Kirche unter zwei Päpsten genannt) durch Absetzung der beiden Gegenpäpste zu endigen; aber der 1417 an ihrer Stelle gewählte alleinige Papst Martin V. (s. d. Art.) kam in den Besitz der Rechte und der Macht seiner Vorgänger, ohne die Mißbräuche derselben abzustellen und selbst die nachdrücklichen Reformationsdecrete der Kirchenversammlung zu Basel wurden durch die List und Beharrlichkeit des sich gegen den Willen dieses Conciliums behauptenden Eugen IV., aus dem Hause Ursini, der von 1431 bis 1447 Papst war, größtentheils unkräftig gemacht. Frankreich gewann er schon 1438 durch die pragmatische Sanction, welche die Freiheiten der gallicanischen Kirche begründete, und durch Unterhandlungen mit ihm und seinem Nachfolger (dem als Freund der alten Literatur und Beschützer der gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland verdienten Nicolaus V.) brachte Aeneas Sylvius als Gesandter Kaiser Friedrichs III. 1448 das Wiener Concordat zu Stande. Warum aber darin den Beschwerden der deutschen Nation so wenig abgeholfen und das päpstliche Interesse so sorgfältig wahrgenommen war, merkten die von dem schlauen Unterhändler Aeneas Sylvius zur Annahme überredeten deutschen Fürsten erst, als letzterer Cardinal und 1458 unter dem Namen Pius II. selbst Papst wurde. In diesem Concordate erhielt der Papst die Bestätigung der Annaten, des Rechtes die Prälaten zu confirmiren und unter vielen andern Reservationen auch die Papstmonate, oder die nicht mehr nach den Erledigungsfällen, sondern nach den Monaten der Erledigung (deren sechs in jedem Jahre ihm vorbehalten waren) mit den Stiftern abwechselnde Verleihung der Pfründen. Durch allmälige Ausdehnung dieser an sich schon sehr beträchtlichen Vortheile, die auch andere christliche Reiche unter andern Titeln gewähren mußten, hatten die Päpste es noch im 15ten Jahrhunderte wieder so weit gebracht, daß ihnen die volle Hälfte der geistlichen Einkünfte des Occidents unter mancherlei Namen zufloß. Hülfe gegen die Türken war der gewöhnlichste Vorwand, wozu jedoch nur selten Etwas von diesen ungeheuren Summen angewendet wurde. Denn theils mußte die Gunst der Parteien in Rom, unter welchen die alten Geschlechter der Colonna und Ursini seit lange her wetteiferten, erkauft werden, theils nahmen die Bedürfnisse der Nepoten (vergl. d. Art. Nepotismus) so viel weg, daß für das allgemeine Beste der Christenheit eben nichts übrig blieb. In der Sorgfalt für seine Familie trieb es wohl kein Papst weiter als Alexander VI. (s. d. Art.) 1492 bis 1503,

Digitized by Google

der, wenn auch oft zu hart beurtheilt, sich doch nur als Politiker in Achtung zu setzen, aber nie in den geistlichen Stand zu finden wußte. Sein Nachfolger Julius II., 1503 bis 1513, brauchte nicht weniger wegen seiner politischen Händel und des Kriegs mit Frankreich, in welchem er seine Armee selbst ritterlich anführte, aber trotz seiner Kanonen vor Bayard fliehen mußte. Zum Glück für ihn und seinen Nachfolger Leo X. (s. d. Art.) wurde Maximilian I. durch äußere Umstände und endlich durch seinen Tod gehindert, mit dem Einfalle einer Vereinigung der päpstlichen und kaiserlichen Krone auf seinem Haupte hervorzutreten. Durch den Umstand, daß Deutschland, Frankreich und Spanien mit einander wetteiferten, ihre Ansprüche auf die Lombardei und Neapel geltend zu machen und sich daher wechselseitig um die Freundschaft des Papstes bewarben, hatte dessen politische Bedeutung schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von Neuem zugenommen, und Leo X. war eben mit Frankreich auf gutem Wege, als das nicht mehr zu wehrende Vordringen des Zeitgeistes ein Ereigniß herbeiführte, an welchem die anmaßende römische Staatskunst scheiterte. Luther, Zwingli und Calvin waren nur die Herolde und Vorfechter einer Opposition, die schon das stille Bekenntniß von Tausenden, fast die Hälfte des Occidents förmlich vom Papste losriß, während ihn auch die Politik Carls V. immer mehr in den Hintergrund stellte. Was frühere Jahrhunderte der Unwissenheit dem Papste zugestanden hatten, sanctionirte nun zwar die tridentinische Kirchenversammlung und die Gesellschaft Jesu trat als eine Schutzwache um seinen Thron, die die Spuren der Reformation in den katholisch gebliebenen Staaten zu vertilgen, und was in Europa verloren worden war, durch Missionen unter den Heiden zu ersetzen strebte. Doch weder diese neue Stütze, noch die Staatskunst schlauer Päpste, wie Clemens VII. Medicis 1523 bis 1534, den des Kaisers General, Carl von Bourbon, 1527 in die Engelsburg trieb, und Paul III. Farnese 1534 bis 1549, der seinem Hause Parma und Piacenza erwarb, noch die mönchische Kirchlichkeit Paul IV. Caressa 1555 bis 1559, noch die Mäßigung Pius IV. Medicis 1559 bis 1566, der sich bis zur Verwilligung des Kelchs für die hussitischen Böhmen herabließ, oder die Anmaßung und Härte Pius V. 1566 bis 1572, der durch seine, des stolzen Dominicaners und wüthenden Ketzerrichters, der er vorher gewesen, vollkommen würdige Nachtmahlsbulle (In coena Domini) Fürsten und Völker empörte, obgleich seine rauhe Sittenstrenge ihm zur Ehre der Canonisation verhalf, ferner die gemeinnützige Thätigkeit Gregor XIII. 1572 bis 1585, welcher der Welt den verbesserten (Gregorianischen) Kalender gab, oder die Regentengröße und Weisheit Sixtus V. 1585 bis 1590 (s. d. Art. Sixtus), das Glück Clemens VIII. Aldobrandini 1592 bis 1605, der 1597 Ferrara zum Kirchenstaate schlug, noch endlich die Gelehrsamkeit Urban VIII. Barberini 1623 bis 1644, der Urbino dazu brachte, und die Bewegung der Erde um die Sonne von Galilei abschwören ließ, vermochte das alte Ansehn eines Throns wiederherzustellen, auf dem in der Regel nicht die Religion, sondern die Politik des Eigennutzes und der Herrschsucht, und im 17ten Jahrhunderte auch meist die Schwäche und Beschränktheit regierte. Vergebens erneuerte man zu Rom die Sprache des siebenten Gregors und des dritten Innocenz; auch in katholischen Staaten wurde der Unterschied der kirchlichen Angelegenheiten von den politischen schon deutlich genug begriffen, um die Einschränkungen des päpstlichen Einflusses

auf die erstern in der Ordnung zu finden. Seit der Mitte des 16ten Jahrh. wurde kein deutscher Kaiser mehr vom Papste gekrönt, die Fürsten, die ihm seine Politik abgelernt hatten, entzogen sich seiner Vormundschaft, die Nationalkirchen gewannen ihm Freiheiten ab, die er vergebens streitig machte, und der westphälische Friede, den der heilige Stuhl nie anerkannt hatte, gab Grundsätzen der Toleranz, die mit den Fundamentallehren des Papismus im geraden Widerspruche stehen, eine öffentliche, von allen europäischen Mächten garantirte Geltung. Unter solchen Umständen konnte nicht mehr von Erweiterung der päpstlichen Macht, sondern nur von Anstalten gegen ihren gänzlichen Verfall die Rede seyn, und der Statthalter Christi, der, da er anfing sich den Knecht der Knechte zu nennen, Herr aller Herren ward, mußte sich nun in die Rolle eines Unterdrückten fügen, der mehr das Mitleid und die Billigkeit, als den Gehorsam anspricht. Der Jansenismus raubte ihm einen bedeutenden Theil der Niederlande, seine Bullen galten außer dem Kirchenstaate nichts mehr ohne die Genehmigung der Könige, die Abgaben aus fremden Reichen, die nur noch durch Concordate in Verbindung mit Rom erhalten werden konnten, gingen immer sparsamer in Rom ein; in Frankreich und bald auch in Deutschland wurde er das Ziel des Witzes, und die würdigen Männer, die den heiligen Stuhl im Laufe des 18ten Jahrhunderts zierten, der gelehrte Lambertini 1740 bis 1758, (s. d. Art. Benedict XIV.) und der aufgeklärte Ganganelli 1769 bis 1774 (s. d. Art. Clemens XIV.) mußten die Schuld ihrer Vorfahren büßen und sich die Achtung, die diese ertrotzt hatten, durch Geduld, Nachgiebigkeit und persönliche Verdienste zu erhalten suchen. Schlimmer noch ging es ihren Nachfolgern Pius VI. 1775 bis 1799 und Pius VII. seit 1800. (Vergl. d. Art. Pius VI. und VII.) Der Erstere wurde nach bittern Erfahrungen von den Fortschritten der Aufklärung, gerade als der Tod Joseph II. ihm neue Hoffnungen gab (s. d. Art. Nuntien), Zeuge von der Revolution, welche die französische Kirche von ihm losriß und ihn seiner Staaten beraubte. Der Andere mußte seine persönliche Freiheit und den Besitz des verkleinerten Kirchenstaats durch ein zweideutiges Concordat 1801 mit Buonaparte und durch schmähliche Erniedrigungen erkaufen, um 1809 Beides wieder zu verlieren. Nie war die geistliche Würde des Papstes mehr ins Gedränge gekommen, als durch die Folgen dieses Unglücks, und wie schmerzlich Pius die Demüthigung empfindet, einer Coalition, welche größtentheils aus Ketzern (England, Preußen, Rußland) besteht, seine Rettung im Frühjahre 1814 verdanken zu müssen, hat er nicht nur durch die Wiederherstellung der Inquisition, der Jesuiten- und anderer geistlichen Orden, sondern auch durch die Erneuerung von Reclamationen, Protestationen und Grundsätzen gezeigt, die den liberalen Ideen und Beschlüssen seiner Befreier durchaus entgegen sind. So hat sich denn vor unsern Augen durch die Rückschritte dieses Papstes zum Geiste des 11ten und 12ten Jahrh. bewährt, was immer die Hauptmaxime des römischen Hofes war, „von seinen Behauptungen und Aussprüchen nie das Mindeste bestimmt aufzugeben, sondern damit nur die gelegne Zeit abzuwarten." Doch diese scheint noch nicht gekommen zu seyn und wird auch schwerlich wiederkehren. Die politische Rolle eines Schiedsrichters von Europa ist von Rom durch Frankreichs Hände auf das Cabinet von St. James übergegangen, und in der französischen und deutschen katholischen Kirche regen sich

Digitized by Google

Elemente eines Freiheitsgeistes und weitverbreitete Wünsche eines selbstständigen Nationalkirchenthums, bei welchem die alten Theorien der päpstlichen Curie schwerlich wieder zur allgemeinen Ausübung kommen dürften. Was die Politik oder kirchliche Frömmigkeit einiger katholischen Regenten dem Papste in den letzten Jahren zugestanden hat, ist im Art. Concordat angegeben. Ueber die weltlichen Besitzungen des Papstes s. d. Art. Kirchenstaat. Dieses Land scheint seit der Rückkehr des Papstes weniger glücklich zu seyn, als es unter der französischen Regierung war. Der Druck der Abgaben wurde nicht erleichtert, Handel und Industrie waren gesunken, und die öffentliche Sicherheit war auf die unerhörteste Weise gefährdet. — So einfach das Privatleben des jetzigen Papstes ist, so hat er doch für den Glanz des römischen Stuhles durch wiederholte Ernennungen von Cardinälen gesorgt, so daß das Collegium derselben am Ende des Jahres 1817 beinahe vollzählig war. Auch die beiden päpstlichen Verdienst-Ritter-Orden vom goldnen Sporn und vom heil. Johann vom Lateran sind wieder vertheilt worden. Der erste, gestiftet 1559, wird in der Canzleisprache der Orden der Ritter der goldenen Miliz genannt; die Benennung vom goldenen Sporn gibt man ihm nur im gemeinen Leben. Das Ordenszeichen ist ein goldnes, weißemaillirtes, achtspitziges Kreuz, an welchem unten ein goldner Sporn hängt; es wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen. Päpstliche Beamte, Gelehrte, Künstler oder Personen, die sich sonst um den päpstlichen Stuhl verdient gemacht und katholischer Religion sind, erhalten ihn. Er steht jedoch in keinem vorzüglichen Ansehn. Die Decoration des zweiten Ordens ist ein goldenes, achtspitziges rothemaillirtes Kreuz, in dessen Mitte auf der Vorderseite Johannes der Täufer und die Inschrift: Ordinis Institutio 1560. Auf der Rückseite die päpstliche Tiare mit kreuzweis aufgestellten Schlüsseln, und der Inschrift: Praemium virtuti et pietati. Er wird wie der erste an einem rothen Bande getragen, und auf gleiche Art vertheilt. E.

Parabel. Dieses Wort (παραβολή) wird bisweilen von einfachen Gleichnissen, vorzüglich aber von einer fortgesetzten Reihe derselben, oder von einer ganzen Rede in Gleichnissen (Gleichnißrede) gebraucht; daher parabolisch gleichnißmäßig. Letztere verhält sich zum einfachen Gleichnisse, wie die Allegorie zur Metapher, und darf also weder mit der Allegorie, noch mit der Parömie (der sprichwörtlichen Rede), noch mit der Fabel verwechselt werden, deren Gebiet sie oft bestreift. Die Parabel setzt, wie das Gleichniß, da sie eine Idee von allen Seiten umfassen und durch fortschreitende Bilder einer Art versinnlichen will, einen ruhigen Zustand des Gemüths voraus, der uns erlaubt, bei der Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen. Sie wird also im Lehrvortrage, auch in dichterischen Darstellungen dieser Gattung, herrschen, weniger im Epos, am wenigsten in der Lyrik und im Drama, wiewohl wir eine sehr vollendete Parabel von den drei Ringen in Lessings Nathan finden, welche sich seiner Natur nach zum Didactischen hinneigt. Die trefflichsten Parabeln oder Gleichnißreden finden wir im alten und neuen Testamente, da sie überhaupt bei den Orientalen gewöhnlicher waren. So sind z. B. Nathans Bußpredigt an David, die Erzählung Jesu vom verlornen Sohne, von den Arbeitern im Weinberge, von dem ungetreuen Haushalter, ausgeführte Parabeln. Unter den Deutschen ha-

Digitized by Google

den sich besonders Herder und Krummacher in dieser Darstellungsart sehr verdient gemacht. dd.

Parabel, in der Mathematik eine krumme Linie (Curve), welche einen der drei Kegelschnitte (s. d. Art.) begränzt; nämlich denjenigen, wo eine Ebene eine Seitenlinie des Kegels und folglich auch den Kegel selbst dergestalt schneidet, daß die Axe des Schnittes mit der entgegengesetzten Seitenlinie parallel ist. Der Punkt, wo die erstgenannte Seitenlinie von der Ebene geschnitten wird, heißt der Scheitel. Alle Parallellinien, welche innerhalb der Curve senkrecht durch die (aus dem Scheitel mitten durch die Fläche der Curve laufende) Axe gezogen werden, heißen Ordinaten, die Hälften, in welche die Axe sie theilt, Semiordinaten, die Stücke der Axe vom Scheitel an bis zu ihrem Schneidepunkte mit einer gegebenen Ordinate wird die Abscisse der letzten genannt, die beiden Seiten der Curve, vom Scheitel an bis auf die Grundfläche des Kegels, heißen ihre Schenkel. Je näher der Schnitt an der Spitze des Kegels geschieht, desto schmaler und enger wird die Curve, je weiter davon, desto mehr divergiren ihre Schenkel. Der Abstand ihres Scheitels von der Spitze des Kegels bestimmt ihre Krümmung. Es ist nämlich mathematisch erweislich, daß überall in der Parabel das Quadrat der Semiordinate dem Rectangulum aus der zu dieser Semiordinate gehörigen Abscisse und aus einer Linie gleich ist, welche sich zum Abstande des Scheitels von der Kegelspitze verhält, wie das Quadrat vom Durchmesser der Grundfläche zum Quadrat der Seitenlinie des Kegels. Diese Linie heißt der Parameter. (S. d. Art.) Ihre Größe bleibt für einen gegebenen Abstand des Scheitels von der Kegelspitze, und folglich für eine gegebene Parabel, immer die nämliche, während die Semiordinaten und ihre Abscissen sich stets verlängern, je weiter die letztgenannten vom Scheitel entfernt sind. Ist der Kegel so beschaffen, daß seine Seitenlinie und der Durchmesser der Grundfläche, mithin auch ihre Quadrate, einander gleich sind, so ist auch der Parameter dem Abstande des Scheitels von der Kegelspitze gleich, mit andern Worten: dieser Abstand ist selbst der Parameter. Die Algebraisten pflegen den Parameter mit a, die Abscisse mit x und die Semiordinaten mit y zu bezeichnen, und drücken nun die Grundeigenschaft dieser Curve durch die Gleichung aus: $y^2 = ax$. Sie heißt von dem Apollonius, welcher über die Kegelschnitte geschrieben, die Apollonische, zum Unterschied von den Parabeln schiefer Kegel und höherer Geschlechter. Der Punkt in der Axe, wo die Abscisse dem Parameter gleich (wo $x = a$) ist, heißt der Brennpunkt. Er führt diesen Namen, weil auf seiner Haupteigenschaft die Theorie des parabolischen Hohlspiegels beruht. Wenn man nemlich in der Parabel, wo man will, eine gerade Linie zieht, welche, der Axe parallel laufend, die Curve trifft; und wenn man aus dem Brennpunkt eine gerade Linie in den nemlichen Punkt der Curve zieht, so machen allezeit beide Linien mit der Curve (strenger gesprochen; mit ihrer Tangente für den gegebenen Punkt) gleiche Winkel. Nun wird in den optischen Wissenschaften erwiesen, daß, wenn ein Lichtstrahl von einer polirten Fläche zurückprallt, jederzeit der Abprallwinkel dem Einfallswinkel gleich ist. Ist daher ein Hohlspiegel parabolisch, d. h. dergestalt geschliffen, daß seine Höhlung ein parabolischer Kegel ist (ein Kegel, dessen Seitenlinien Parabelschenkel sind, weil er in der Real-Definition als der körperliche Raum gedacht wird, welchen eine sich um ihre Axe dre-

hende Parabelfläche beschreibt): so fällt der Rückprall aller Lichtstrahlen, die mit der Axe parallel auf die krumme Fläche fallen, in Einem und demselben Punkte, nemlich im Brennpunkte, zusammen. Und je größer der Parameter dieser parabolischen Höhlung, populär zu reden: je weiter dieselbe, je weniger sie bei der Betastung fühlbar ist, desto weiter fällt der Brennpunkt vor dem Spiegel heraus. Den Vortheil der Vereinigung aller Parallelstrahlen gewährt der sphärische Hohlspiegel nicht (s. Wolfs Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften, Catoptrik §. 43. 44. u. 47.) und daher zeigt der parabolische alle catoptrischen Wirkungen des Hohlspiegels, worunter auch die Vergrößerung der Gegenstände gehört (Wolf a. a. O. §. 61.), vollkommener. Daher seine Wichtigkeit für die Astronomie in Bezug auf die Spiegeltelescope. Nicht minder wesentlich ist die Theorie der Parabel für die Artillerie. Jeder Schuß, wie überhaupt jeder Wurf eines Körpers, wenn er nicht senkrecht niederwärts geht, gibt die Erscheinung eines Kampfes der werfenden Kraft mit der Schwerkraft des geworfenen Körpers, und die Eigenschaften der Parabel dienen, aus dem Verhältniß der Größe beider Kräfte den (krummen) Weg des geworfenen Körpers im freien Raume mathematisch zu berechnen. Denkt man aus dem Raume die Luft hinweg, so ist erweislich, daß dieser Weg stets eine Parabellinie seyn muß, deren Scheitel die größte Höhe (Entfernung von dem Erd-Schwerpunkte) ist. (S. Karstens Lehrbegriff der gesammten Mathem. Thl. 4. §. 96.) Ist die Richtung des Wurfes horizontal (Kernschuß), so liegt der Scheitel im Anfangspunkte des freien Weges, z. B. in der Mündung des Schießrohres, und der Körper durchläuft einen Parabelschenkel. Das Verhältniß der Schußkraft zur Schwere der Kugel bestimmt den Parameter dieser Parabel, mithin ihre Krümmung, und auf dem Grunde der obigen Gleichung läßt sich berechnen, wie tief in jeder gegebenen Entfernung die Kugel unter der horizontalen Richtungslinie des Geschützes sich befinden wird. Gibt man dem Rohre Elevation, d. h. eine Richtung, welche zwischen die Horizontal- und Vertikallinie fällt (Bogenschuß), so durchläuft die Kugel steigend den einen, und fallend den andern Schenkel der Parabel, und es läßt sich wiederum mathematisch berechnen, in welcher Entfernung sie wieder in die Horizontallinie fallen wird. Umgekehrt, wenn die Entfernung des Gegenstandes gegeben (geschätzt) ist, den sie treffen soll, nemlich seine Entfernung sowohl vom Geschütz, als von der Horizontallinie; so läßt sich aus denselben datis, aus der Schußkraft und der Schwere der Kugel die Richtung (der Elevationswinkel) bestimmen, welche dem Rohre gegeben werden muß. Der Widerstand der Luft, ihre Friction mit der Kugel, ändert zwar einigermaßen diesen parabolischen Lauf; aber die Abweichung ist bei dem kleinen Gewehr, wegen der Kleinheit der Kugel, unbedeutend bis zur Unmerklichkeit, und bei größerem Geschütz, z. B. bei Bomben, unterliegt selbst diese Abweichung einer mathematischen Berechnung, weil der Widerstand der Luft nach Maßgabe der Größe der Kugel und ihres Triebes bis auf einen gewissen Grad der Genauigkeit durch Experimente mit andern bewegten Körpern ausgemittelt werden kann. Selbst die Dichtigkeit der Luft, welche auf ihren Widerstand Einfluß hat, ist meßbar, obschon die Geschützkunst in der Praxis bis dahin die Genauigkeit der Berechnung nicht treibt. (Vergl. d. Art. Ballistik.) Für die Schützen mit dem kleinen Gewehr, besonders mit Büchsen, ergeben sich aus

der obigen Theorie noch einige nützliche Wahrheiten, worüber der Art. Visir zu vergleichen. A. Mnr.

Parabolischer Spiegel, s. Brennspiegel.

Paracelsus, dessen ganzer Name Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombast de Hohenheim war, war, der gewöhnlichen Meinung nach, im Jahre 1493 zu Einsiedeln bei Zürich geboren; Haller indeß glaubt, daß er aus Gaiß im Canton Appenzell gebürtig gewesen, und zu der noch daselbst bestehenden Familie Hochener gehört habe. Sein Vater, welcher die Arzneikunde übte, auch sich mit der Chemie beschäftigte, ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht in diesen Wissenschaften, und übergab ihn dann dem Trithemius, Abt von Spanheim, der in dem Rufe großer Gelehrsamkeit in der Chemie stand. Paracelsus vertauschte nachher diesen Lehrer mit Sigismund Fugger, einem großen Operateur. Von Beiden erfuhr er manches Geheimniß, und wurde in die Alchymie eingeweiht. Er führte darauf ein unstetes Leben, durchreisete einen großen Theil von Europa, und suchte nicht bloß auf den vorzüglichsten Universitäten und bei den gelehrtesten Männern Unterricht, sondern nahm in Ansehung von Heilmitteln, Curarten und Arcanis auch von Barbieren, Beschwörern, alten Weibern und Quacksalbern guten Rath an. Doch erwarb er sich auf seinen Reisen eine nicht geringe Kenntniß in der Kunst, die Metalle zu scheiden und zu verbinden, und wiewohl der Hauptzweck, auf den immer hingearbeitet wurde, der Stein der Weisen und eine Universalmedicin waren, so entdeckte er doch beiläufig auch manches schätzbare Heilmittel. Von Natur besaß er alle Eigenschaften, um als Wundarzt mit Erfolg aufzutreten, ausgezeichnete Talente, doch ohne gelehrte Bildung, mancherlei Erfahrungen, die größte Anmaßung und Zuversicht, rohes und sonderbares Betragen und eine geheimnißvolle unverständliche Sprache. Auf seinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und wohnte in beiden Eigenschaften mehrern Schlachten und Belagerungen bei. Einige glückliche, mit den gewöhnlichen Uebertreibungen erzählte Curen machten seinen Namen in Deutschland berühmt; und die Linderung, die er dem berühmten Buchdrucker Froben, der an der Gicht litt, auf einige Zeit durch sein Laudanum verschaffte, bewogen den Magistrat von Basel, ihm den dortigen Lehrstuhl der Medicin mit einem ansehnlichen Gehalte zu übertragen. In den Jahren 1527 und 28 gab er täglich Unterricht, oft in barbarischem Latein, gewöhnlich aber deutsch, wobei er hauptsächlich seine eigenen dunkeln Werke erläuterte. Oeffentlich verbrannte er die Werke des Galen und Avicenna, die er, vielleicht nicht ohne allen Grund, für die Verderber der Physik erklärte, während er dem Hippokrates die schuldige Ehrfurcht zu erweisen schien. Nichts gleicht dem lächerlichen Stolze, mit welchem er die Alleinherrschaft in der Medicin sich anmaßte. Obgleich er sich enthusiastische Anhänger erwarb (Paracelsisten), so schreckte doch der Barbarismus und Unsinn seiner Vorlesungen viele Lernende zurück. Ein Streit mit dem Magistrate wegen einer zu seinem Nachtheile gegebenen Entscheidung, bewog ihn plötzlich Basel 1528 zu verlassen. Darauf lebte er im Elsaß und in andern Ländern Deutschlands, brachte seine meiste Zeit in Schenken zu, und zechte ganze Nächte in der gemeinsten Gesellschaft. Doch wußte er durch einige außerordentliche, durch seine kräftigen Mittel bewirkte Curen seinen Ruf zu erhalten, wiewohl die Fälle, wo er fehlgriff eben so häufig waren. Endlich, wiewohl er

Digitized by Google

sich eines Elixirs rühmte, womit er sein Leben nach Gefallen verlängern könne, starb er 1541 an einem Fieber in einem Gasthause zu Salzburg, und ward im St. Sebastianshospital begraben, dem er sein mäßiges Vermögen vermachte. Die wissenschaftliche Chemie verdankt ihm sehr wenig, da er sein System der drei Elemente von Salz, Schwefel und Quecksilber von Basilius Valentinus entlehnte, und durchaus ohne Klarheit und Methode war. Einzelne nützliche Erfindungen und Versuche gehören ihm an, so wie überhaupt das Verdienst, die Chemie mit der Medicin näher verbunden und auf die Unentbehrlichkeit der erstern für die letztere aufmerksam gemacht zu haben. Auch scheint er manches bisher für schädlich gehaltene Mittel dreist angewendet zu haben. Darin besteht für die Heilkunde sein Hauptverdienst; denn seine gänzliche Unwissenheit in der Anatomie und rationalen Physiologie erlaubte ihm nicht, auf die Verbesserung der Theorie Anspruch zu machen; außerdem war er nicht nur Alchemist, sondern auch Astrolog, Theosoph, so wie der Magie, Geomantie und anderm mystischen Betruge zugethan. Auch suchte er die Kabbala zu erläutern und auf die Medicin anzuwenden. Das Opium stand unter seinen Arzneien oben an. Auch aus Antimonium und Merkur bereitete er sehr heftig wirkende Präparate. Letzteren wandte er mit Erfolg gegen die venerischen Uebel an. Bei Lebzeiten hat er wenig drucken lassen, aber eine große Menge Schriften sind nach seinem Tode unter seinem Namen erschienen, deren vollständige Ausgabe zu Genf 1658 in drei Foliobänden erschienen ist.

Parachute, s. Fallschirm.

Paraclet, s. Geist (heil.).

Paradies. Die Bibel erwähnt eines zweifachen Paradieses: eines irdischen, in welchem das erste Menschenpaar im Stande der Unschuld seit seiner Erschaffung lebte, bis es aus diesem glücklichen Aufenthalte um seines Ungehorsams willen getrieben und in die Welt hinausgestoßen wurde (Eden, der Garten Edens, nach der Urkunde in Südasien auf dem Gebiete des heutigen Persiens. Die griechische Uebersetzung des alten Testaments bedient sich des Worts Paradisos, Paradies, womit die Parks der persischen Könige benannt wurden), und eines himmlischen, welches als der Aufenthalt der Seligen nach dem Tode bezeichnet wird. Die Vorstellung, daß der Mensch, je nachdem er gerecht oder ungerecht gelebt, einst nach dem Tode an einen Ort der Freude oder Trauer versetzt werde, finden wir fast bei allen Völkern der Erde wieder, aber unter den mannichfaltigsten Abweichungen und Verschiedenheiten. Je roher und sinnlicher die Begriffe eines Volks sind, desto roher und sinnlicher stellt es sich den Ort vor, an dem die Seele nach dem Tode des Körpers fortdauern wird, indem er das Irdische auf das Ueberirdische überträgt. In seinem Paradiese ist nichts vorhanden von dem, was ihm hier Schmerz oder Kummer verursacht, dagegen wird ihm alles zu Theil werden, was ihm hier das Köstlichste und Wünschenswertheste ist. Der kriegerische Germane schmausete in seinem Paradiese (Wallhalla) mit den Helden der Vorzeit, und schlürfte köstliches Bier aus den Schädeln erschlagener Feinde; der sinnliche Mahommedaner schwelgt unter Wohlgerüchen in den Armen rosiger Mädchen u. s. w. Der geläuterte Christianismus hat alle irdischen Vorstellungen aufgegeben, und findet den paradiesischen Zustand der Gerechten nach dem Tode darin, daß sie, je mehr sie die Tugend lieb gewonnen, um so fähiger geworden, sich zu immer größerer Vollkommenheit auszubilden.

Digitized by Google

Paradies (Maria Theresia), geboren zu Wien 1759, ist eben so merkwürdig durch ihr Schicksal als durch ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent. Schon in einem Alter von 4 Jahren und 8 Monaten wurde sie durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichts gänzlich beraubt. Da sie für die Musik viel Neigung zeigte, ließ sie ihr Vater vom siebenten Jahre an auf dem Fortepiano und im Gesange unterrichten. Schon nach drei Jahren ließ sie sich in der Augustinerkirche zu Wien in dem Pergolesischen Stabat mater als erste Sopransängerin hören, wobei sie selbst auf der Orgel accompagnirte. Die dabei anwesende Kaiserin, Maria Theresia, setzte ihr sogleich ein Jahrgeld von 200 Gulden aus. Bald brachte es die junge Virtuosin durch Kozeluchs Unterricht so weit, daß sie nach und nach gegen sechzig Clavierconcerts mit der größten Genauigkeit spielen lernte. Im J. 1784 trat sie darauf eine musikalische Reise an, und erregte überall, wohin sie kam, besonders aber in London 1785, durch ihre Talente, so wie durch ihr Unglück, Bewunderung und Theilnahme. Besonders rührend weiß sie ihr Schicksal in einer Cantate von dem gleichfalls blinden Dichter Pfeffel, in Musik gesetzt von Kozeluch, vorzutragen. Ihr Gedächtniß ist bewundernswürdig treu; ihre Compositionen, deren Anzahl nicht klein ist, und welche meistentheils für den Gesang sind, dictirt sie Note für Note in die Feder. Es sind Stücke darunter von bedeutendem Umfange. Auch in andern Wissenschaften, z. B. in der Geographie, im Rechnen u. s. w. ist sie wohlerfahren. Dabei ist sie in der Gesellschaft heiter, unterhaltend, witzig und höchst interessant. Noch lebt sie in Wien als Vorsteherin einer trefflichen musikalischen Bildungsanstalt.

Paradiesvogel. Dieser in Neuguinea und den benachbarten ostindischen Inseln einheimische Vogel, von dem man jetzt mehrere Gattungen kennt, zeichnet sich vor allen andern durch die unnachahmliche Farbenpracht seines Gefieders aus. Sonst erzählte man sich allerlei Fabeln von ihm, z. B. daß er ohne Beine zur Welt komme und sein ganzes Leben hindurch in der Luft schwebe, daß er bloß vom Thau lebe u. dergl., deren Ungrund man jetzt kennen gelernt hat.

Parador, ein griechisches Wort, womit dasjenige bezeichnet wird, was gegen Meinung und Erwartung (paradoxan) verstößt oder ausschlägt, das Unglaubliche, Unvermuthete. **Paradoxie**, die Sonderbarkeit in Meinungen. Im Gebiete der Wissenschaft oder des Geistes nennt man so, was gegen die herrschende, für wahr angenommene Ansicht verstößt, eine Behauptung oder ein Satz, welcher durch eine scharfsinnige, keck und ohne Weiteres hingestellte Folgerung aus weggelassenen vorhergehenden Sätzen entsteht. Es erhellt von selbst, daß an sich der Sinn dieses Worts bloß ein beziehungsweise wahrer ist und eine Schule die Behauptungen der andern parador finden kann, weil sie eben von einander abweichen, daß aber darum noch nicht entschieden ist, ob die so benannte darum auch verwerflich sey. In einem Zeitalter, welches rüstig in der Wissenschaft fortschreitet, muß darum, und weil der Forschungstrieb, wie er sich in den Schulen ausspricht, auch seine üppigen Auswüchse hat, manches parador scheinen, weil es gegen eine frühere, beschränktere Ansicht verstößt, obwohl es an sich in einer gesetzmäßig aufgebauten Anschauungs- und Begriffsreihe ganz natürlich und nichts weniger als unerwartet, oder ganz falsch seyn kann. Nachdenken und lebendige Einsicht in Bau und Gliederung der Ideen wird gewiß im Gebrauche dieses Worts behutsam machen.

Digitized by Google

Paraguay, ein großer Landstrich von 40,000 Quadratmeilen in Südamerika, welchen der Paraguay durchströmt, der nach seiner Vereinigung mit dem Parana und Uruguay den Namen Rio de la Plata erhält. Dieses Land, das zwischen Brasilien, dem äthiopischen Ocean, Peru, Patagonien, und Tucuman liegt, bildet jetzt größtentheils die Republik Buenos-Ayres (s. d.); das vom Plata östlich liegende Land aber ist theils von den Portugiesen besetzt, wie Monte-Video, theils wird es von dem Insurgenten-Anführer Artigas behauptet. — Noch ehe Cortez seinen Eroberungszug nach Mexico ausführte, entdeckte (1515) der Großsteuermann von Castilien, Diaz de Solis, die Landschaften um den Paraguay. Er verlor im Kampfe mit den Wilden das Leben. In der Folge legte zwar (1526) der Spanier Sebastian Cabot am Ausflusse des Paraguay eine Festung an, allein sowohl diese Niederlassung, als auch das einige Zeit nachher gegründete Buenos-Ayres wurden wegen der beständigen Ueberfälle der kriegerischen Einwohner wieder verlassen. Darauf siedelten sich die Europäer 150 Meilen weiter landeinwärts am Paraguay, zu Assuncion, an, denn dort waren die Eingebornen weniger kriegerisch. Nach vierzig Jahre später (1581) wurde ein Theil der Colonisten auf Befehl der spanischen Regierung, um der nähern Verbindung mit dem Mutterlande willen, durch Juan Ortis de Zarate nach Buenos-Ayres zurückgeführt, und diese Ansiedelung erhob sich bald zu einem bedeutenden Handelsorte, so daß die eine der vier großen spanischen Statthalterschaften in Amerika nach ihr benannt wurde (vergl. Südamerika). — Das eigentliche Paraguay, mit der Hauptstadt la Assuncion, wurde im Jahre 1776, als das Vicekönigreich Rio de la Plata gebildet worden war, diesem einverleibt. Früher hatten hier die Jesuiten eine merkwürdige Niederlassung gegründet, die zu ihrer in den Jahren 1759 bis 1767 erfolgten Verbannung aus Portugal und Spanien die erste Veranlassung wurde. Sie hatten nämlich schon im 17ten Jahrhunderte in Paraguay einen fruchtbaren Landstrich sich einräumen lassen, den sie mit 50 Hirtenfamilien besetzten, welche sie zum Ackerbau gewöhnten und in Handwerken unterrichteten. Weil aber die Sittenlosigkeit der neuen Ankömmlinge ihrem Bekehrungswerke sehr im Wege stand, so machten sie der spanischen Regierung den Antrag, daß ihnen das Missionsgeschäft in Paraguay ausschließlich (d. h. mit Ausschlusse aller Spanier) überlassen werden möchte, indem sie sich zugleich erboten, die spanische Sprache dort einheimisch zu machen und für jeden Kopf der mannbaren Einwohner jährlich einen Piaster (1 Thlr. 8 Gr.) an die Krone Spanien zu erlegen, auch auf Erfodern eine Anzahl derselben zum Dienste des Königs zu stellen. Die Regierung genehmigte diesen Antrag und machte dadurch die Jesuiten gleichsam zu Herren jenes Landes, wo sie in kurzer Zeit einunddreißig Missionsbezirke (Doctrinae) mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern beherrschten. Kein Spanier wurde in diesen Bezirken geduldet, vielmehr der Haß der Einwohner gegen die Spanier und Portugiesen genährt. Die Jesuiten wußten sich sogar eine bewaffnete Macht zu verschaffen, indem sie die Trennung der Portugiesen von den Spaniern (1640, als Brasilien an Portugal fiel) benutzten, um von der Regierung Waffen zu bekommen, damit sie den Feind von den Gränzen abhalten könnten. Unter dem Vorwande, sich gegen die Anfälle der benachbarten wilden Völkerschaften sicher zu stellen, erbaueten sie auch Festungen, und bildeten einen förmlichen Kriegsstaat, wofür sie den Aufwand einzig aus

Digitized by Google

den Quellen des Landes bestreiten wollten, ohne von der spanischen Regierung je etwas zu verlangen. So hatten sie allmälig einen theokratischen Staat errichtet, der im 18ten Jahrh. das eigentliche Paraguay, Tucuman, Rio de la Plata und das Corregimento Tarja umfaßte; der Sitz des dirigirenden Provinzials und seiner vier Consultatoren war Cordova, wo auch eine hohe Schule errichtet worden war. Die Jesuiten waren im Besitze des ganzen Handels mit den köstlichen Landesproducten; die Eingebornen konnten weder über ihre Personen, noch über ihren Erwerb und ihr Vermögen frei verfügen, Keiner arbeitete für sich selbst, sondern alle gemeinschaftlich für den Staat, allein sie wurden dafür auch aus der allgemeinen Staatscasse mit allen Bedürfnissen versorgt. — Durch ihr kluges Benehmen und falsche Darstellungen von der Lage der Dinge gelang es ihnen, beinahe 150 Jahre lang die spanische Regierung zu täuschen und sie mit der auferlegten mäßigen Kopfsteuer zu befriedigen. Allein der Vertrag zwischen den Kronen Spanien und Portugal von 1752, durch welchen an letztere sieben Missionsbezirke der Jesuiten abgetreten werden sollten, gab die Veranlassung, den wahren Plan der Jesuiten zu enthüllen. Als diese nämlich, um die Vollziehung des Tractats zu verhindern, durch heimliche Ränke über Gränzberichtigungen zwischen den Spaniern und Portugiesen Streitigkeiten zu erregen gesucht, und endlich sogar die Einwohner angereizt hatten, mit den Waffen in der Hand sich den zu dem Theilungsgeschäfte abgeordneten spanischen und portugiesischen Commissarien zu widersetzen, erkannte man in Madrid und Lissabon, welche gefährliche Macht in den Händen dieser verschlagenen Mönche sey. Beide Regierungen vereinigten sich, diese Macht zu brechen, allein sie bedurften dazu bedeutender Verstärkung, da die Jesuiten ein wohlausgerüstetes Heer von 20,000 Mann aufstellten. Doch dieses wurde von der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee (1756) geschlagen und damit der Orden nicht nur aus dem schönen Paraguay, sondern zehn Jahre später aus der ganzen spanischen Monarchie und Portugal vertrieben. — Paraguay ist ein ebenes Land, das aus lauter Wiesen besteht und wegen seiner vortrefflichen Bewässerung sich vorzüglich zur Viehzucht eignet. Heerden von Hornvieh und Pferden bedecken seine Ebenen und manche Meierei zählt mehr als 10,000 Stück Schafe. Zwar liefert es kein Gold und Silber, allein aus seinem Handel mit Chile und dem Vertriebe seiner einheimischen Producte (Tabak, Zucker, Indigo, Seide und Baumwolle, Wachs, Holz und das gesuchte Paraguaykraut oder vielmehr die Blätter des Baumes Caa, die als Thee verführt werden und wovon Chile allein jährlich für eine Million Thaler erhält) fließen große Schätze nach Europa. Unter den eingebornen 50 verschiedenen Volksstämmen, die das Land heutigen Tages noch bewohnen, zeichnen sich die Abiponer, eine berittene Nation, durch ihren schönen Wuchs aus. — La Assuncion, die Hauptstodt des Landes, am Flusse Paraguay, mit 7000 Einwohnern, ist der Sitz einer Audienz und eines Bischofes. Charcas und Corrientas sind kleinere Städte. Außer dem Paraguay (la Plata) wird es noch vom Parana, Piliomayo, Bermejo (Vermejo), Salado und andern durchströmt. Das Clima ist gesund, nur hier und da etwas feucht; Gewitter gibt es sehr häufig. Die Geschichte der Insurrection im spanischen Amerika s. unter Westindien. I.

Paralipsis (παράλειψις), bei den Lateinern praeteritio, (Uebergehung) ist diejenige Redefigur oder Wendung der Rede, vermöge

deren man sagt, man wolle einen Gegenstand nicht erwähnen, während man ihn doch eben damit, wenigstens leicht, berührt, z. B. ich übergehe die Verläumdungen ꝛc. ich schweige von den Vergehungen ꝛc. und spreche nur ꝛc.

Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verschiedene Gesichtslinien zu einem und demselben Gegenstande mit einander bilden. Man denke sich, daß von den beiden Endpunkten einer geraden Linie aus ein dritter Punkt gesehen werde, so bilden die beiden Gesichtslinien zu demselben mit jener Grundlinie ein Dreieck, dessen Scheitelwinkel die Parallaxe ist. Dieselbe dient vorzüglich in der Astronomie zur Berechnung der Entfernung der Himmelskörper. Vergl. d. Art. Astronomie.

Parallele. Parallellinien heißen zwei gerade Linien, die ins Unendliche fort verlängert, niemals zusammenstoßen, oder die überall gleichen Abstand von einander haben. Daher heißt Parallele auch die Vergleichung zweier Gegenstände, namentlich der historische, z. B. verschiedener Zeiten, oder berühmter Männer. So schrieb Plutarch biographische Parallelen. Auch heißt parallel, was eine fortgesetzte Vergleichung verstattet, oder überhaupt in mehrern Theilen sich ähnlich ist; und dieß Verhältniß jener Dinge Parallelismus, z. B. biblischer Stellen (Parallelstellen) ꝛc. Parallelogramm ist eine vierseitige Figur, deren einander gegenüberstehende Seiten Parallellinien bilden, und Parallelepipedum eine Figur, welche von sechs Parallelogrammen angeschlossen ist, so daß die einander gegenüberstehenden gleichlaufen, = ein länglicher Würfel. Parallelkreise, oder auch Breitenkreise, sind an der Erdkugel die dem Aequator parallelen Kreise, von dem jeder einzelne durch alle diejenigen Punkte der Erdoberfläche geht, welche gleichen Abstand vom Aequator haben. Parallelen sind in der Kriegskunst die Gräben, welche die nach der Festung zuführenden Laufgräben mit einander in Verbindung setzen, und ihren Namen daher führen, daß sie mit dem Umrisse der Festung gewöhnlich parallel laufen. Sie dienen gewöhnlich zum Sammelplatze der gegen die Festung zu richtenden Kräfte. Gewöhnlich werden bis zum Breschеschießen drei Parallelen erfodert, wo die erste, d. i. entfernteste von der Festung, nach Umständen in einer Entfernung von 600—900 Schritten vom bedeckten Wege der Festung, und die letzte, welche die Brescharbeiten aufnimmt, auf dem Glacis selbst angelegt werden. Man nennt Vauban als ihren Erfinder; wenigstens hat er sie zuerst 1673 bei der Belagerung von Mastricht angewendet.

Paralytisch, von dem griechischen Worte paralysis (die Auflösung, Zerstörung, Schwächung), heißt in medicinischer Bedeutung so viel als gelähmt, und bezeichnet den Zustand des Körpers, da ein Theil desselben der Empfindung und wirklichen Bewegung beraubt ist, — Gliederlähmung, Paralyse überhaupt. Man unterscheidet den vollkommenen paralytischen Zustand, da Beides, Gefühl und freiwillige Bewegung, z. B. des Arms, fehlt, und den unvollkommenen, da ein Theil des Körpers nur des Gefühls allein, oder der Bewegung allein beraubt ist. In so fern Gefühl und Bewegung von dem Nerven- und Muskelsysteme abhängen, kann der Sitz des paralytischen Zustandes nur in diesen beiden seyn. Da aber die eigenthümliche Function der Muskeln, nämlich die Bewegung, selbst bloß in dem Einflusse des belebenden Nerven gegründet ist, so folgt, daß jeder paralytische Zustand seinen Grund in einer unterdrückten Func-

Digitized by Google

tion desjenigen Theils des Nervensystems haben muß (s. d. Art. Nerven), welcher das Gefühl und die wirklichen Bewegungen vermittelt, also des Gehirns, als des Centrums des ganzen Nervensystems, der von ihm abgehenden Nervenpaare, der Nerven des verlängerten Marks und des Rückenmarks, der Nervenpartien des Gesichts, der Arme und Hände, der untern Extremitäten, und der Nerven der der Willkür unterworfenen Schließmuskel. Betrifft die Unterdrückung der Nervenfunction das Gehirn in seinem ganzen Umfange, so erfolgt ein allgemeiner paralytischer Zustand, der auch Apoplexie oder Schlagfluß genannt wird; betrifft sie nur einen Theil des Gehirns, oder irgend einer der gedachten Nervenpartien, so entsteht einseitige Lähmung des Körpers, theilweise Lähmung des Gesichts, des Arms und Beins der einen Seite, Verzerrung des Mundes, Unfähigkeit den Arm oder das Bein zu bewegen, Mangel der Sprache, Lähmung der Schließmuskel, Unfähigkeit den Urin zu halten, u. s. w. Alles, was die Nerventhätigkeit anhaltend stört und aufhebt, kann paralytischen Zustand hervorbringen. Die häufigsten Ursachen sind solche, die einen Druck auf das Gehirn, Trennung des Nerven, einen Druck auf den Stamm oder mehrere Zweige einer Nervenpartie, oder materielle Zerstörung desselben, Mangel an Ernährung desselben bewirken, z. B. Ueberhäufung des Gehirns mit Blut, oder wäßrigen Feuchtigkeiten; Ansammlung von krankhaften Materien um einen Nervenstamm, z. B. von Gicht und Rheumatismus, Unterbindung oder Durchschneidung eines bedeutenden Nerven, Knoten, die ihn drücken, Geschwüre, die ihn zerstören, Erschütterungen, von einem Falle oder Schlage, Verrückung aus der Lage, Quetschung durch eine Verrenkung, z. B. der Wirbelknochen, wodurch so oft ein paralytischer Zustand der untern Gliedmaßen und der Blase entsteht. H.

Paramaribo, die Hauptstadt in Surinam (s. d. Art.)

Parameter (höhere Geometrie) wird in den algebraischen Gleichungen, welche die Natur der Kegelschnitte (s. d. Art.) erklären, die unveränderliche Linie genannt, welche eben durch ihre Unveränderlichkeit die Figur des Kegelschnitts, z. B. die Dehnung der Elypse, die Schenkelöffnung der Parabel und Hyperbel bestimmt. Man denkt sich nämlich die Entstehung aller krummen Linien der Geometrie unter dem Bilde des Weges, den ein sich bewegender und nach gewissem Gesetz seine Richtung stets verändernder Punkt zurücklegt. Der Cirkel z. B. entsteht, wenn auf einer Ebene ein Punkt sich nach dem Gesetz bewegt, von einem andern Punkte in dieser Ebene stets gleich weit entfernt zu bleiben. In der höhern Geometrie erklärt man sein Wesen durch eine algebraische Gleichung. In jedem Cirkel nämlich, wo man auch immer aus der Peripherie eine Linie senkrecht auf den Durchmesser (die Axe) fallen lasse, ist das Quadrat dieser Perpendicularlinie dem Rechteck aus den beiden Stücken gleich, in welche die Axe durch jene Perpendiculare zerschnitten wird. Und umgekehrt: jede kumme Linie, in welcher dieß statt findet, ist ein Cirkel. Hier drückt die Gleichung das Verhältniß von Linien gegeneinander aus, die sämmtlich in dem Cirkel liegen, und veränderlich sind. Es gibt hier keinen Parameter, keinen Gegenmesser, nur der Durchmesser ist unveränderlich. Die Parabel hingegen wird durch eine Gleichung erklärt, in welcher es eine unwandelbare Größe gibt, welche nicht nothwendig in der Linie sich befindet. Man mag in beliebiger Entfernung vom Scheitelpunkte eine Perpendiculare

Digitized by Google

(Semiordinate) auf die Axe fallen lassen; immer und überall wird ihr Quadrat dem Rechteck gleich seyn, welches aus der Linie vom Scheitel bis zum Einfallspunkte der Semiordinate und einer stets sich gleichbleibenden Linie gezeichnet werden kann, welche zum Quadrat der Seite des Kegels, dem Quadrat des Durchmessers von der Grundfläche, und dem Abstande des Parabelscheitels von der Kegelspitze die vierte Proportionalgröße ist. Jene heißt Abscisse, und diese Parameter. Bezeichnet man den Parameter mit a, die Abscisse mit x, und die Semiordinate mit y, so wird zum Behuf algebraischer Combinationen die Parabel überhaupt durch die Gleichung repräsentirt: $y^2 = ax$. S. Wolfs Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften, Alg. §. 198. 217. A. Mnr.

Paramythien sind kleine erzählende Dichtungen, zur Unterhaltung und Belehrung.

Paraphe, Handzug, ist derjenige Zug, den man bei Unterzeichnung seines Namens anzuhängen pflegt, um die Nachahmung zu erschweren.

Paraphernalgüter, Paraphernalien, Paraphernalvermögen ist alles dasjenige, was die Frau außer ihrem Heirathsgute besitzt, sie mag es nun bei Schließung der Ehe schon besessen oder während der Ehe erworben haben. Außer den von der Frau eingebrachten ökonomischen Gegenständen gehört alles zu ihrem Paraphernalvermögen, wenn nicht etwas ausdrücklich für Brautschatz erklärt ist, oder wenn nicht die Ehefrau ihrem vorigen Manne ihr ganzes Vermögen zum Brautschatze gebracht hatte, und dem jetzigen Ehemanne stillschweigend dieselben Rechte zugesteht. Dem Ehemanne kommt der Nießbrauch des Paraphernalvermögens zu.

Paraphrase, die Umschreibung oder erklärende Uebertragung einer Schrift, Stelle oder eines Spruchs u. s. w. in andere Worte derselben oder einer andern Sprache. Die Uebersetzung oder Uebertragung aus einer Sprache in die andere ist davon zu unterscheiden. Diese soll nicht mehr und nicht weniger ausdrücken als das Original. Die Paraphrase dagegen hat den Zweck, den Text zu erklären, ohne bloßer Commentar zu seyn. Beim Paraphrasiren ist daher der Ausdruck absichtlich weitläufiger, als beim Uebersetzen; der Paraphrast will nur den Sinn, der Uebersetzer auch den Styl übertragen.

Parenthese nennen wir einen in eine Wortperiode, als beiläufige Bemerkung, oder Erläuterung eingeschobenen Satz, durch welchen die Construction unterbrochen wird, so daß sie erst nach dem Zwischensatze wieder fortgeht; dann die Zeichen ( ), womit wir einen solchen oder andern beiläufigen Satz einzuschließen pflegen.

Parēre heißt ein schriftlich abgefaßtes Gutachten unparteiischer Kaufleute über eine zweifelhafte streitige Handelssache, worüber sie, unter Vorlegung des vorseyenden Falles und der Beschaffenheit der Sache, zu Rathe gezogen und um ihre Meinung von den Parteien gebeten werden, z. B. ein Wechselparere.

Parforcejagd, s. Jagd.

Parfum, Parfumerie, ein künstlicher Wohlgeruch. Sie sind theils allerlei wohlriechende Wasser, Oele, Geister, theils Sachen, die mit solchen wohlriechenden Dingen angemacht sind, als Seifenkugeln, Pomaden, Bänder u. s. w. Mit dergleichen parfumirten Waaren treiben vornemlich Grasse, Cette, Montpellier, Bordeaux, Grenoble, Paris, ferner Neapel, Mailand, Bologna und Genua einen starken Handel.

Digitized by Google

Parini (Giuseppe), einer der berühmtesten italienischen Dichter der neuern Zeit, war 1729 in dem mailändischen Dorfe Busisio, wo sein Vater ein Gütchen besaß, geboren, studirte auf dem Gymnasium Arcimboldi zu Mailand schöne Wissenschaften und Philosophie und widmete sich wider seine Neigung nach dem Willen des Vaters der Theologie. Mit einer ungünstigen äußern Lage und körperlichen Leiden kämpfend, arbeitete er unablässig an seiner weitern Ausbildung. Schon früh hatte er sich in der Dichtkunst versucht. Seine Umstände zu verbessern, gab er eine Auswahl seiner Jugendversuche unter dem Namen Ripano Eupilino 1752 heraus. Sie fanden Beifall; die römische Arcadia ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; er nahm als solches den Namen Dariolo Elidonio an. Schmeichelhaft dazu aufgefodert, ward er Hofmeister in den erlauchten Familien Borromeo und Serbelloni; dadurch ward er in den Stand gesetzt, seiner Lieblingsneigung freier folgen zu können. Seine nächsten literarischen Arbeiten waren kritischer Art. Er schrieb unter andern gegen den Dialogo della lingua Toscana von Onofrio Branda und verwickelte sich dadurch in eine hitzige Fehde. Einen begonnenen Fischerroman ließ er unbeendigt, weil er bald empfand, daß ihm Neuheit und Originalität mangle. Die Sitten der Großen und das Leben in den Palästen, die er kennen und verachten gelernt hatte, beschloß er satirisch darzustellen, in der Darstellung aber das Didaktische und Dramatische mit dem Satirischen zu verweben. So ward er in seinem Tage der Schöpfer einer neuen Gattung. Unter dem Scheine, als wolle er die Vornehmen unterrichten, gab er ihre Sitten und ihr Thun der bittersten Satire preis. Im J. 1763 erschien der Morgen und zwei Jahre darauf der Mittag. Diese trefflichen Gedichte erwarben ihm die Gunst des österreichischen Ministers Firmian, der ihm zunächst die Redaction einer Zeitung auftrug, im J. 1769 aber, um Parini's Talent dem Vaterlande noch nützlicher zu machen, ihn zum Professor der schönen Wissenschaften an der palatinischen Schule ernannte. Parini las in der Canobiana bis zu ihrer Aufhebung, worauf er Professor der Beredtsamkeit am Gymnasium der Brera wurde. Von den ersten Jahren seines Lehramtes an verfaßte er den lobenswerthen Curs der schönen Wissenschaften, der gedruckt ist. Später erhielt er noch die Professur der schönen Künste, über die er auch Vorlesungen hielt. Er entwarf mehrere Lehrplane und schrieb eine Menge Programme. Die Ankunft des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich und dessen Vermählung mit der Prinzessin Maria Beatrice von Este feierte er mit einem musikalischen Drama, Ascanio in Alba, das sich vortheilhaft auszeichnet, und dem noch andere dramatische Versuche, namentlich verschiedne schöne Cantaten folgten. Nicht geringern Erfolg hatten seine lyrischen Gedichte. Inzwischen beschäftigte ihn die Vollendung seines Tages; er entwarf den Abend und die Nacht. Aber allzugroße Aengstlichkeit und die Unruhen der damaligen Zeit ließen ihn seine Arbeit oft unterbrechen. Die Ankunft der Franzosen erfüllte den freiheitliebenden Parini mit Hoffnungen für das Wohl Italiens; er ward Mitglied der Municipalität von Mailand. Die Rückkehr der Oesterreicher 1799 machte seiner Thätigkeit ein Ende; dazu kam noch, daß er auf beiden Augen erblindete. Zwar gab ihm eine glückliche Operation das Gesicht wieder, aber ein neues Uebel, die Beinwassersucht, befiel ihn und führte am 15ten August 1799 seinen Tod herbei. Parini's Werke sind 1801—1804 in sechs Octavbänden erschienen. Sie zeichnen sich sämmtlich durch

Digitized by Google

tiefes und zartes Gefühl, klaren Verstand und Schönheit der Sprache aus. Im reimlosen Verse ist Parini musterhaft.

Păris (auch Alexandros genannt), des Priamus und der Hecuba Sohn, der durch die Entführung der Helena die Ursache von dem trojanischen Kriege und dem Untergange seines Vaterlandes war. Hecuba träumte während ihrer Schwangerschaft, daß sie eine Fackel in ihrem Schoße trüge, welche die ganze Stadt in Flammen setzte und zerstörte, und vernahm von den um Rath gefragten Deutern, daß sie mit einem Sohne schwanger sey, der noch vor seinem dreißigsten Jahre das Vaterland ins Verderben stürzen werde. Dies zu verhindern, ließ Priamus den Knaben gleich nach der Geburt von dem Archelaus auf dem Ida aussetzen. Dieser aber fand ihn nach fünf Tagen unversehrt — eine Bärin hatte ihn gesäugt, — nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm den Namen Paris, und zog ihn unter den Hirten auf. Als herangewachsener Jüngling zeichnete er sich durch Verstand und Tapferkeit aus, und als Minerva, Juno und Venus um den Preis der Schönheit stritten, foderten sie von ihm die Entscheidung. (S. Eris.) Ihn zu gewinnen, versprach Juno, ihn zum reichsten und mächtigsten König, Minerva ihn zum berühmtesten und weisesten aller Sterblichen zu machen; Venus aber hatte ihm das höchste Glück der Liebe und das schönste Weib versprochen. Paris verlangte, die Göttinnen unverhüllt zu sehen; dies geschah, nur Venus behielt ihren Gürtel, und ihr erkannte er den Preis zu. Zwar war schon damals Paris mit der Nymphe Oenome vermählt; allein von jetzt an dachte er nur an die schöne Helena und deren Besitz. Zugleich wurde er auf folgende Veranlassung von seinem Vater erkannt. Um zu Paris Gedächtnisse Leichenspiele zu feiern, ließ Priamus einen Stier zum Preise für den Sieger einholen, und es traf sich, daß man dazu des Paris Lieblingsstier wählte. Dieser ging selbst nach Troja, kämpfte um den Stier und siegte. Deiphobos, nach Andern Hector, zückte erzürnt das Schwert auf ihn; da flüchtete er an den Altar des Zeus, wurde von Cassandra entdeckt und von dem Vater anerkannt. Jetzt rüstete er ein Schiff aus, und segelte nach Lacedämon, ward gastlich im Hause des Menelaus aufgenommen und entführte, da dieser eben in Creta war, dessen Gemahlin Helena und einen großen Theil seiner Schätze. In dem dadurch bewirkten Kriege entzog sich Paris dem Kampfe nicht; er focht tapfer, oft siegreich, wiewohl ihn Liebe und Sinnengenuß mehr als der Ruhm beherrschte. Gemeinschaftlich mit Apoll erlegte er den Achill (s. d.) und wurde endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getödtet. Als er die Wunde erhalten, gedachte er der treuen Oenome, die einst zu ihm gesagt, zu ihr solle er kommen, wenn er verwundet würde, denn sie nur könne ihn heilen. Er ließ sich daher zu ihr auf den Ida bringen, wo Oenome bei ihrem Vater lebte; aber die Beleidigte verweigerte ihre Hülfe. Man brachte ihn nach Troja zurück, wo er starb. Oenome bereute jedoch ihre Härte, und erschien zu seiner Rettung, aber zu spät, und erhing sich vor Verzweiflung selbst.

Paris, Lutetia Parisiorum, auch Parisii, die Hauptstadt Frankreichs, an der Seine, im Departement der Seine, 20° L. östlich von Ferro, 48° 50′ 15″ B., enthielt im J. 1814 auf 9858 Morgen und 3 Ruthen 26,000 Häuser mit 550,000 Einwohnern, und im J. 1818 715,000 Einwohnern, darunter 30,000 Protestanten, und gegen 87,000 Almosenempfänger. — Wer kennt nicht Paris, diesen Mittel-

punkt des brausenden Wirbels, von welchem das französische Volk in tausendfach verschlungenen Kreisen bald in den bodenlosen Schlund der Verdorbenheit hinabgezogen, bald zu der schwindelnden Höhe des kecken Leichtsinns hinaufgetrieben wird, diesen Tummelplatz der wildesten Frivolität und des leichtfertigen Witzes, der mit dem Kleinsten wie mit dem Höchsten spielt; wer kennt nicht diese Schaubühne des feinsinnigsten Verstandes und der geregeltsten Decenz, diesen Brennpunkt schimmernder Talente und der größten Selbstsucht, diesen Prunksaal der gefälligsten Anmuth und der übermüthigsten Ausgelassenheit; mit einem Worte dieses ununterbrochene Fastnachtsspiel der Klugheit, der Thorheit und aller übrigen Gegensätze des buntesten Menschenlebens, aus Merciers geistvollem Gemälde, oder aus Kotzebue's, Meyers, Schulz's, Arndt's und Anderer Darstellungen? (S. Fr. Schulz über Paris und die Pariser. Berlin 1791. D. Meyers Fragmente, aus Paris, Hamburg 1797. Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, 2te Aufl. Berlin 1804. Merciers Tableau de Paris vor der Revolution Nouv. édit. Amsterd. 1782, seit der Revolution, Le nouveau Paris, eine neue Bearbeitung in 6 Th.) Es ist hier nicht der Ort, den Mikrokosmus des Kleinen und Großen, was Kunst, Sitte, Laune, Mode u. s. w. innerhalb der Ringmauern von Paris für den Schaulustigen aufstellen, zu schildern, sondern nur eine kurze Skizze des Wichtigsten zu geben. Wir verweisen denjenigen, der ausführlicher unterrichtet seyn will, auf Villiers Manuel du voyageur à Paris, und auf Blanvillains Pariséum, ou Tableau de Paris. Ein größeres Werk ist das Tableau historique et pittoresque de Paris, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours, in mehreren Lieferungen seit 1810. Damit verbinde man Opiz Gemälde von Paris in illuminirten Kupfern (Leipzig, Brockhaus 1818). Der vollständigste Plan von Paris ist der von Verniquet vom J. 1791 und von 1803. Nach demselben hat Paris 56 öffentliche Plätze, 8 Hallen, 22 Märkte, 8 Häfen, 34 Quais, 15 Boulevards, 12 Avenuen, 56 Schlagbäume (barrières) und 45 Pfarrkirchen. Auch hat der Mechaniker Enslen Paris in einem kleinen Modelle (en relief) gut aufgestellt. Die Einnahme der Stadt betrug im J. 1818 über 33 Millionen Franken. Seit 1796 sind alle Häuser öffentlicher Ergötzlichkeit verpflichtet, von jedem Franken Eintrittsgeld eine Decime für die allgemeine Armencasse abzugeben. Diese Auflage brachte im J. 1811 455,395 Franken ein, und war 1816 bis auf 497,363 Franken gestiegen. Paris wird in 20 Sectionen eingetheilt. Die Zahl der Wähler bestand 1818 in 10,101 Köpfen. Die jährliche Consumtion der Einwohner schätzt man auf 260 Millionen Franken oder 65 Millionen Thaler und die jährliche Einnahme derselben zu 300 Millionen Franken. — Ein gallisch celtisches Volk, die Parisier, hatten das alte Lutetia auf einer Morastinsel der Seine schon vor Chr. Geb. gebaut, (seines schmutzigen Bodens wegen soll ihm dieser Name — Kothstadt gegeben worden seyn,) sie verbrannten es, als die Römer Gallien überzogen. Die Römer bauten Lutetia wieder auf, es blieb aber seit Julius Cäsars Zeit klein, bis Kaiser Julian sich hier einen Palast baute. Der fränkische Merovinger Chlodwig wohnte in Paris, seine Nachfolger selten; die Carolinger gaben sogar den Besitz der Stadt auf, und Paris gehörte den Grafen von Paris, deren Sprößling Hugo Capet 987 den französischen Thron bestieg. Seitdem blieb es die Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV., den im J. 1649 die Frondeurs aus

Digitized by Google

der Stadt vertrieben hatten, Versailles zu dem königlichen Wohnsitze erhob. — Erst im J. 1184 ließ Philipp August Paris pflastern, wozu ein reicher Privatmann, Gerhard von Poissy, 11,000 Stück Silber hergab. Franz dem I. und den Bourbons, vorzüglich Ludwig XIV., verdankt sie ihre Pracht und Schönheit, dem Kaiser Napoleon aber nur die Vollendung einiger frühern Anlagen und Gebäude. So viel Unheil aus dieser Stadt, wie aus Pandorens Büchse, über Frankreich und Europa gekommen ist, so wenig hatte die Hochmüthige selbst davon erfahren. Die Britten unter Heinrich V. erlangten den Besitz dieser Stadt durch den Vertrag von Troyes im J. 1420 ohne Schwertstreich. In den J. 1589 und 1590 wurde Paris vom Könige Heinrich III. und Heinrich IV. vergeblich belagert. Endlich wurde es im J. 1814, den 31sten März, von dem Schicksale des Krieges ereilt, dessen Unglücksschalen seine Beherrscher im reichsten Maße Jahrhunderte hindurch über alle Nachbarn ausgegossen hatten. (S. d. folg. Art.) Paris war überhaupt der Schauplatz mehrerer Mordscenen gewesen, von dem wilden Mordfeste des 12ten Junius 1418 an, wo der Pöbel die gefangenen Armagnacs seiner Wuth opferte, und seit der abscheulichen Bartholomäusnacht (24sten August 1572), wo selbst zehnjährige Kinder die Wiegenkinder der Reformirten ermordeten, bis zu den Septembertagen, (dem 2ten, 3ten und 6ten des J. 1792), wo der Pöbel die Gefangenen hinrichtete. In Paris, sagt Arndt, dieser feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst und die Gemüther selbst verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen sandten ihre markigen Ungeheuer, die Millionen von Weichlingen zu beherrschen, und allenfalls zu dicimiren, welche sonst nur Vergnügen geliebt u. s. w. Aber auch die Laune, der Müssiggang, die Begehrsucht, der raffinirteste Sinnengenuß (man denke an den Almanach des Gourmands und an die pariser Gastronomie, — Magenreizkunst —) und die wechselnde Mode haben hier ihren Thron aufgeschlagen. Seit der Revolution ist der gute Ton der alten Gesellschaft seltner geworden, doch haben die Pariser, besonders die gebildete Classe, einen edeln freien Ton und eine festere Haltung gewonnen. Insbesondere kann man die Pariserin als ein weibliches Wesen eigenthümlicher Art ansehen; sie glänzt mehr durch reizende Bewegung, Anmuth und durch die Kunst, alle ihre Vorzüge geltend zu machen, als durch eine ausgezeichnet schöne Bildung. Ihre Züge sind mehr angenehm als regelmäßig, und lassen sich nur selten mit der griechischen Idealform vergleichen. Im gemeinen Leben führen sie die meisten Geschäfte; dadurch haben sie im Handel und Umgange eine Fertigkeit der Sprache und des Denkens erlangt, die ihnen bei sonstigen Vorzügen eine gewisse Ueberlegenheit auch in den häuslichen Verhältnissen sichert. Der Pariser ist in der Regel unwissend, aber er besitzt jenen Tact im Handeln, savoire fair genannt; dies gilt in noch höherm Grade von der Pariserin. Doch findet man in den höhern und mittlern Ständen junge Damen, die durch seltene Talente glänzen, es sey in den bildenden Künsten, in Tanz und Musik, oder in einzelnen Lieblingsfächern wissenschaftlicher Kenntnisse, von der Botanik an bis zu der Astronomie. Es gibt daher unter den Pariserinnen mehr als eine, auch außerhalb Frankreich, beliebte Schriftstellerin. Man schlage nur das von einer 22jährigen Französin herausgegebene Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises connues

Digitized by Google

par leurs Ecrits auf (Paris 1804). Die Verfasserin, Madame Bernier-Briquet, theilt darin interessante Nachrichten mit über die Memoiren der unglücklichen Prinzessin Bourbon-Conti, über die Frau von Stael, und deren polygraphische Nebenbuhlerin, Madame Genlis, über die zartfühlende Romanenschriftstellerin Madame Cottin, über die bescheidene Flahault, die fruchtbare Mademoiselle Brayer St. Leon und die Mademoiselle de Lussan, von welcher Paris 43 Bände Romane und Geschichten besitzt. — Hat nicht Lalande seine Astronomie des Dames Madame Dupiery gewidmet, einer gelehrten Dame, welche jenem Astronomen mehrere Beobachtungen lieferte, und das Register zu Fourcroy's großem chemischen Werke verfertigte? Eben so bekannt ist es, daß noch jetzt die Gattin des Neffen von Lalande mit Miß Herschel im Studium der Astronomie wetteifert, und daß Madame Grandchamp mit großem Beifall Astronomie, allgemeine Sprachlehre und sogenannte Literatur lehrt. Auch für die weibliche Erziehung sind Pariserinnen als Schriftstellerinnen thätig, z. B. die gelehrte Mademoiselle Legroiny la Maisonneuve, und Madame Bernier, deren Preisschrift über jenen Gegenstand im J. 1804 gekrönt wurde. Bei dieser Thätigkeit war vor einigen Jahren die Preisfrage sehr zeitgemäß: welchen Einfluß haben die Weiber auf die öffentliche Meinung, und wie soll man ihn zum allgemeinen Besten lenken? Und sehr natürlich mußte Legouvé's Gedicht: Mérite des Femmes, in kurzem neun Auflagen erleben. Immer beweisen jene Namen, daß in Paris das Weib öfter als anderwärts aus ihrer Sphäre tritt, wobei die zartern und sittlichern Verhältnisse des Lebens wohl verlieren müssen. — Faßt man alles dieß zusammen, so ist das allgemeine Bild des Parisers nicht das vortheilhafteste. Denn wenn man auch das Stachelwort des Herrn von Chamfort: le caractère naturel du François est composé des qualités du singe et du chien couchant, auf den Pariser nicht anwenden will, so geben ihm doch die 25 Jahre der französischen Revolution kein ehrenvolles Zeugniß; man mag die Ohnehosen und Pikenmänner der Vorstädte, oder die Elegants und Badauds auf den Boulevards betrachten. Der gewöhnliche Pariser sieht eben so unwissend als anmaßend und hochfahrend auf die Provinz herab. Er muß daher von sich erzählen lassen, daß ein Pariser einst beim Anblicke der breiten Loire in der Nähe von Nantes sehr ernsthaft ausgerufen habe: Ma parole! voilà une belle rivière pour une rivière de province! Das Physische des Parisers ist im Allgemeinen gesund; sein Wuchs vortheilhaft, seine Gesichtsfarbe bräunlich licht, seine Haare und Augen kastanienbraun. Er lebt in der Regel ganz dem Augenblicke, und ist ein Geschöpf der Zeit. Um Alles, was außerhalb seines Gesichtskreises liegt, unbekümmert, sucht und erstrebt er nichts als Genuß, Unterhaltung, Zerstreuung. Doch unter der Mittelclasse findet man viel Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit. Ein arbeitsames Leben hält von ihr das Laster und den Mangel gleich weit entfernt. In dem Quartier du Marais findet man sogar noch die alte Sitte und Einfalt. In den höhern Ständen sind Wohlstand und Glück mehr scheinbar als wirklich. Man ist im Allgemeinen haushälterisch und dennoch verschwenderisch, jenes in wesentlichen, dieses in frivolen und glänzenden Dingen. Damen lassen ihre Juwelen alle drei Monate neu fassen, und die Einrichtung von zwei Zimmern kann einem einzelnen Manne von gutem Ton leicht über 100,000 Franken kosten. Nirgends glänzt der Buchsbaum und das Ebenholz so schön polirt als in Paris.

Digitized by Google

Man lebt dabei im Lusttaumel, ohne im Hause, noch außer demselben, zur Besinnung zu kommen, langweilig trunken fort, wankt bei Bertrands anatomisch treuen Abbildungen der Zerstörung des Körpers durch die Wollust kalt vorüber zu den Hallen der Verführung, oder man sucht das Glück an den Spieltischen des Palais Royal, oder in der Lotterie, die funfzehn Mal im Monate gezogen wird. Ist man endlich banquerott, so greift man zum Pistol, oder büßt seine Weltlust ab in einer unterirdischen Wanderung unter den Todtengebeinen der Catacomben von Paris! — Ueber einzelne Merkwürdigkeiten dieser Stadt nur wenig! Unter den Gebäuden ist das Palais Royal das merkwürdigste. (S. d. Art.) Vor allen andern verdienen die öffentlichen Anstalten und Hauptgebäude einige Bemerkungen. Die 19 öffentlichen Bibliotheken in Paris enthalten zusammen über 880,000 Stück Bücher; vorzüglich ist das Manuscriptencabinet der königlichen Bibliothek reichhaltig an großen Seltenheiten. Den Catalog der hindostanischen Manuscripte hat ein kriegsgefangener Engländer, Hamilton, verfertigt, und dadurch seine Freiheit erlangt. Die 800 J. alte Handschrift der ersten und vierten Veda in Sanscrit hat hier ein Deutscher, Hagemann, aufgefunden. Auch sind für das Studium der chinesischen Sprache die wichtigsten Hülfsmittel vorhanden. Das Cabinet enthält 72,000 Manuscripte, darunter viele aus dem Vatican, u. a. Petrarca's zum Theil noch ungedruckte Gedichte und Briefe; die lateinische Bibel Carls des Kahlen mit bunten Figuren in alter Purpurfarbe. Die von Napoleon geraubten wissenschaftlichen so wie die Kunstschätze mußten 1815 den Eigenthümern zurückgegeben werden. Die große königliche Bibliothek, in der man 350,000 Bände zählt, ist in der neuern Literatur sehr zurückgeblieben. Unter den öffentlichen Lehranstalten stand sonst die polytechnische Schule, eine ursprünglich republikanische Anstalt, in Ansehung ihrer trefflichen Einrichtung oben an. Der Unterricht in Mathematik, Physik, Chemie und allen zum Geniewesen erfoderlichen Kenntnissen war hier gründlicher, und die Prüfungen der Zöglinge waren strenger, als auf vielen deutschen Schulen. Doch war der Geist derselben unter Napoleon gesunken, indem der Militärdespotismus alle Freiheit im Denken und Studiren hemmte, und nichts als mechanische Arbeiter für den Staat beabsichtigte, wodurch Halbwissen, Formelkram und Charakterlosigkeit entstehen mußte. Durch eine königliche Verordnung vom 13ten April 1816 wurde sie ganz aufgehoben, weil die Zöglinge einen allgemeinen Ungehorsam gegen die Anordnungen ihrer Lehrer bewiesen hatten. Eben so sagen wir nichts über die Einrichtung der vier Lyceen, der berühmten Sternwarte, die jedoch Benzenberg weit unter seiner Erwartung fand, des Längenbüreau's, der Akademien, des Jardin des Plantes, dem Buffon seine treffliche Einrichtung gab, und wo im J. 1806 die berühmten Naturforscher Hauy, Faujas de St. Fond, Fourcroy, Jussieu, Cuvier und noch acht andere Professoren nahe an 2000 Zuhörer hatten, wo aber noch Manches in der Form und Verwaltung zu wünschen übrig ist, so wenig als über einzelne berühmte pariser Gelehrte und Künstler. Die wissenschaftliche Bildung ist wenig allgemein verbreitet; es gibt keinen ernsten, classischen Geist für das Wahre und Schöne, wie in Genf und in mehrern Städten Italiens und Deutschlands; dagegen viel Liebhabersinn für schöne Künste und mancherlei Talente der geselligen Unterhaltung. Einst waren auch die pariser Caffeehäuser treffliche

Digitized by Google

Bildungsmittel für junge Leute, weil manche ausgezeichnete Köpf nicht bloß dem Körper, sondern auch dem Geiste nach in ihnen zusammentrafen, sich ihre Gedanken mittheilten, und oft sehr frei sprachen Dieß war die Periode, wo Rousseau, Voltaire u. A. m. im Caffé Richelieu, wo Duclos mit la Motte, Maupertuis, Freret, Terrasson u. A. sich unterhielten. Bald nach dieser Zeit hörten solche Zusammenkünfte auf. Die Caffeehäuser wurden Zufluchtsörter des Müssiggangs, in welchen die größte Langeweile herrschte für diejenigen, welche nicht dem Spiele oder der politischen Kannegießerei sich ergaben. Die bedeutenden hommes de lettres kehren jetzt selten in solcher Häusern ein, wo die Gesellschaft oft gemischt und schlecht ist. Sie besuchen dagegen die sogenannten maisons ouvertes, wo sie einmal für immer von der Familie eingeladen sind. — Das wichtigste unter allen öffentlichen Instituten war das große Kunstmuseum im Louvre, einem Prachtgebäude, an dessen Vorderseite man Perraults Säulenreihe bewundert. Die 681 Ellen lange Gallerie der Gemälde verbindet den Louvre mit dem Palaste der Tuilerien. Hier waren gegen 1250 vorzügliche Gemälde aus allen Schulen aufgestellt. Noch befindet sich eine treffliche Gemäldesammlung, wo zugleich gute Werke der neuern Bildhauerkunst aufgestellt sind, im Palaste Luxemburg; vorzüglich besucht man den letztern, um einige Vernets und die 21 allegorischen Gemälde zu sehen, welche Maria von Medicis zu ihrem und Heinrichs IV. Andenken von Rubens malen ließ. Die guten Werke aus der ältern französischen Schule, z. B. 34 Lebruns, 6 Claude Lorrains, 18 Poussins, 8 Le Sueurs u. A. in dem Museum des Louvre unterscheiden sich sehr durch ihren reineren Kunststyl von den gezierten und manierirten Werken der neuern französischen Schule (s. d. Art.). Was von dem französischen Kunstsinne gilt, gilt auch vom Charakter des Parisers überhaupt. Ehrgeiz ist die einzige Triebfeder der Franzosen, so auch der Künstler; nicht die Liebe zur Sache. Wo aber jenes der Fall ist, da muß alle Kunst und Liebe eben da endigen, wo die Mysterien der Poesie anfangen, welche sich nur einer liebevollen Begeisterung offenbaren. Diese fehlt daher dem Pariser überhaupt. Er quält sich mit seinem Modell; er befragt den Gliedermann. Ueberall sieht sich der Pariser stets auf der Bühne. Man lese Pinckertons Recollections of Paris. Die Schätze, welche jene Gallerie besaß, kann man einigermaßen würdigen nach dem von Robillard Peronville und Laurent herausgegebenen Musée François, 1ste — 30ste Lieferung. Unter allen französischen Prachtwerken über die Kunst behauptet dieses den ersten Rang. Was den Louvre noch mehr auszeichnete, war die Antikengallerie, wo man aus dem Vorsaale, durch den Kaisersaal, in welchem unter andern die berühmte Pallas von Velletri stand, durch den Saal der Jahrszeiten, der berühmten Männer, der Römer, des Laocoon, den auch die mediceische Venus schmückte, durch den Apollosaal, wo das Kleinod der alten Kunst, der Apoll von Belvedere stand, und durch den Saal der Musen vor 240 Denkmälern der alten Sculptur vorüberging. Man sehe F. und P. Piranesi's Monumens antiques du Musée Napoléon gravés par Thom. Piroli, avec une explication par Schweighäuser. In der Gallerie der Zeichnungen konnte der Kenner unter 20,000 andern eine Auswahl von 450 Zeichnungen von den größten Meistern betrachten. Jetzt hat die Nemesis den größten Theil dieser Schätze dahin zurückgeführt, woher sie räuberisch entführt wurden. Andere Sammlungen

Digitized by Google

wurden aufgekauft, z. B. die Justinianische Gemäldesammlung von dem Könige von Preußen; viele Kunstschätze von dem Kronprinzen von Bayern, von den Engländern u. s. w. — Außer dem Louvre und den Tuilerien (s. die besondern Art.) hat die französische Baukunst Paris mit 20 Palästen, 18 Brücken, 1000 Hotels, 8 Theatern u. s. w. geschmückt. So reich die Stadt in dieser Hinsicht ist, so wenig gewährt sie im Ganzen, bei ihren engen und krummen Gassen, einen schönen und großen Anblick. Am besten fällt sie ins Auge von Neuilly her. Den schönsten Anblick gewährt das natürliche Panorama von Paris (das bekannte Kunstpanorama von Paris hat einen Pavillon der Tuilerien zum Standpunkte) auf der Höhe von Montmartre, 289 Fuß über der Seine, wo ein Telegraph den Norden von Frankreich mit dem Haupttelegraphen des Louvre, (außer welchem es in Paris noch zwei gibt,) verbindet. Unter den Kirchen kennt man als ein Denkmal alter deutscher Baukunst die prächtige erzbischöfliche Kirche Nôtre Dame. Die Kirche der heiligen Genoveva, ehemals Pantheon genannt, ist ein Meisterwerk des berühmten Soufflot, dessen sinkenden Dom Prony durch ein sinnreiches Verfahren zu stützen wußte. In den Grabgewölben ruhen Voltaire und Rousseau friedlich neben einander, seit 1792. Das Hotel der Invaliden mit seinem 300 Fuß hohen Dom von Mansard kommt in der innern Einrichtung dem greenwicher Hospitale bei weitem nicht gleich. Große historische Erinnerungen bietet der Tempel, eins von den acht pariser Gefängnissen, dar, einst ein Johanniterhaus aus dem 13ten Jahrhunderte. Die reichste historische Gallerie aber war bisher das seit kurzem aufgehobene (vom Herrn Alex. Lenois im J. 1791 gegründete und meisterhaft beschriebene) Musée des Monumens François, in welchem man die verschiedenen Jahrhunderte der französischen Geschichte in eben so vielen Zimmern durchwandert, und bei den interessantesten Denkmälern, von Hugo Capets Grabmal und dem von Abälard und Heloise, bis zu dem von Lafontaine, Boileau, Molière, und von der Bildsäule Carls des Großen bis zu den Brustbildern Ludwigs XV. und seiner Zeitgenossen, wie von Geistern in einer Todtengallerie bei Fackelscheine sich fortgeführt sahe. Für den Beobachter sind noch folgende Anstalten der Humanität wichtig: das Hotel Dieu, das oft bis 4000 Kranke in sich faßt, aber hinter ähnlichen Anstalten des Auslandes zurückgeblieben ist, so sehr auch die fromme und hülfreiche Hingebung der Augustinerinnen, als Krankenwärterinnen, hier und anderwärts in Paris den Fremden in Erstannen setzt. Denn unter allen Nonnen wurden im kaiserlichen Frankreich nur jene grauen Schwestern verschont. Auch die Salpetrière, wo man etwa 300 Wahnsinnige, meistens Frauen, verwahrt, unter denen der Verfasser dieser Skizze mehrere sah, die „à cause des circonstances du temps" ihren Verstand verloren hatten, steht mehrern Irrenanstalten des Auslandes, z. B. der in Wien, nach, obgleich die Herren Pinel und Beauvais sich viel Verdienst um die Heilart der Irren erworben haben. Außerdem gibt es noch ein Hôpital des fous zu Charenton und Bicêtre. Will man den schneidendsten Gegensatz des Menschenlebens in Paris mehr als irgendwo sich vergegenwärtigen, so stelle man die Magie der pariser Oper mit dem Jammer in der Salpetrière und mit dem elenden Zustande der Hospitäler zusammen, welche in Paris und Frankreich, nach des Arztes Moreau Urtheil, noch bei weitem nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der ein günstiges

Digitized by Google

Vorurtheil für die Sitten und Einsichten der „großen" Nation erwecken könnte. — In dem von dem ehrwürdigen Abbé l'Epée und dessen Nachfolger Sicard gut eingerichteten Taubstummeninstitute ist der taubstumme Lehrer Massieu unstreitig die größte Merkwürdigkeit. Auch Hauy's (des Mineralogen Bruder) Musée des Aveugles ist als Lehranstalt nach einer neuen, in Deutschland vervollkommneten, Methode der Aufmerksamkeit werth, so wie das schon vom heiligen Ludwig gestiftete Hospital der Quinze-vingts. Man vergl. über diese Hospitäler Jos. Franks Reise nach Paris, und Friedländers Entwickelung einer Geschichte der Armenanstalten, nebst einer Nachricht von dem jetzigen Zustande der pariser Armenanstalten und Hospitäler im J. 1803. Leipzig 1804. Doch ist bekannt, daß die medicinische Schule in Paris seitdem durch Chaptals (ehemaligen Professors zu Montpellier) Bemühungen wesentliche Verbesserungen erhalten hat. Das Ausland kennt den Leibarzt Corvisart, den D. Thouret, Director der medicinischen Schule, und den D. Desgenettes, Director der Militärhospitäler, als sehr verdienstvolle Aerzte, und Sabatier, den ältesten der einst so berühmten französischen Wundärzte. — Wir wenden uns jetzt zu dem, was Paris eigenthümlich auszeichnet, zu den Gegenständen des Vergnügens. Da wohl nirgends so, wie in Paris, wo Millionen Wünsche und Bedürfnisse ein lebhaft sinnliches und geistvolles Volk beschäftigen, jedes Talent zur äußersten Kraftanstrengung angereizt wird, so kann man erwarten, daß alle Künste des Luxus, des Geschmacks und der Freude mit der großen pariser Schutzheiligen, der Mode, zugleich hier ihre Panathenäen feiern. Der Spiegel ist für den sehlustigen, eitlen Pariser ein Hauptartikel. In keiner Stadt wird man so viele Spiegel überall angebracht sehen, als in Paris, vom Artiste Decrotteur an, bis zum Caffé de mille colonnes. Bekanntlich erfand der Franzose Thevart im J. 1559 die Kunst, Spiegel zu gießen. Jetzt liefert die Spiegelfabrik zu Paris Spiegel von 102 Zoll Höhe zu einem Preise von 6000 Franken und darüber. — Wer kennt ferner nicht die Porzellanfabrik zu Sevres; die pariser Uhren, Goldarbeiten, Crystalle, Parfums u. s. w., so wie die Stereotypen und Prachtdrucke von Herhan und Didot; vor allen aber die kunstreiche Fabrik der Gobelins? Letztere hat, wie mehrere noch blühende Anstalten, Colbert im J. 1667 gegründet. Alles huldigt in Paris dem feinern Sinnengenusse; man betrachte die Bains Vigier auf der Seine, und die Bains Chinois, man besuche die Rastringues und Guinguettes (Tanzsäle für das Volk), oder die Caffés des Bauchredners und der Blinden; die Restaurateurs, wo die Person 30 Sous, und wo sie 12 Franken zahlt; oder man sehe den Pariser auf seinen Promenaden, unter denen die entfernteren, wie das Gehölz von Boulogne, Chaillot, Passy, Long-Champs, der Calvariberg, Vincennes, Versailles, Malmaison mit seinem durch Ventenats Meisterwerk bekannter gewordnen Garten, St. Cloud, St. Denis, und das reizende Ermenonville, und die im Innern der Stadt, wie Frascati, Tivoli, die Boulevards, vorzüglich die Chaussée d'Antin, wo die Reichen wohnen, die Champs Elysées, auch im Auslande bekannt genug sind; oder man besuche das Schauspiel, das Hauptelement, in welchem der Pariser lebt. (S. d. Art. Pariser Theater). Will man keine von den 18 vorzüglichen Bühnen sehen, so gehe man zu den Phantasmagorien, zu Franconi's Centaurenkünsten, zu den indischen Gauklern, den russischen Rutsch-

bergen u. s. f. Ueberall begegnet man dem fröhlichsten Leichtsinne und der anmuthigsten Gewandheit. Gesang und Verse erheitern Alles. Am meisten gelingt dem Pariser die sogenannte Poesie fugitive, das Epigramm, der Chanson, die Epitre und das Vaudevillelied. Das Verdienst der Dichter und Schriftsteller bestimmen in Paris noch immer die Frauen, obgleich mit geringerem Ansehn als zu den Zeiten der Damen Geoffroy und Necker. Die Kehrseite der pariser Fröhlichkeit sind die Spielhäuser. Von jeher herrschte in Paris eine ausschweifende Spielsucht. Alle Verbote reizten nur noch mehr. Endlich bestimmte die Polizei nach Sartines und Lenoir's Plan, daß nur eine gewisse Zahl Spielhäuser privilegirt seyn sollten. In der Revolution erfand das Directorium den Spielpacht, (ferme des jeux), und der Oberpächter konnte mehrere Spielhäuser errichten, die einen Unterpacht bezahlten. Im J. 1803 ward die Zahl der pariser Spielhäuser auf 10 beschränkt, und der Einsatz durfte im Trente-un nicht unter 1 1/2 Franken und beim Roulette nicht unter 3 Franken betragen. Diese 10 privilegirten Spielhäuser gaben seit dem 1sten Januar 1813 jährlich 4,540,000 Franken Pacht. Man hat berechnet, daß in denselben täglich fast eine Million und jährlich 325 Millionen über die Spieltafeln gehn. Der Unternehmer der Spiele unterhielt im J. 1818 20 Spieltafeln, bei welchen 442 Leute angestellt waren. Die Ausgabe belief sich jährlich mit Einschluß des Pachtgeldes, das jetzt auf 6 Millionen gestiegen ist, 7,718,146 Franken. Die jährliche Einnahme auf 9,600,006 Franken. Mithin hatte der Unternehmer einen jährlichen Gewinn von 1,881,854 Franken. Also bestätigt sich schon in dieser Hinsicht die Inschrift, welche Mercier der unersättlichen Stadt gab: Quaerens quem devoret! K.

Paris (Einnahme von) im J. 1814. Das Hauptheer der Verbündeten, seit dem 24sten März mit der schlesischen Armee vereinigt, rückte, während Buonaparte in seinem Rücken über St. Dizier nach Chaumont eilte, auf der großen Straße über Meaux gegen Paris vor, lieferte auf diesem Marsche die bekannten Gefechte bei la Fere Champenoise (am 25sten), Claye und Ville Parisis (am 28sten) und traf am 29sten ungefähr 150,000 Mann stark in der Nähe der Hauptstadt ein, die Dörfer Pantin, Romainville und Auvay besetzend.*) Der Feind, etwa 30,000 Mann unter den Marschällen Marmont und Mortier, hatte eine durch die Kunst verstärkte Stellung auf den Höhen hinter Belleville, Pantin, Romainville und Aubervilliers inne, den stark verschanzten Montmartre, so wie die Orte St. Maur, Charenton, Charonne, Vignolet, Belleville, Pré St. Gervais und la Chapelle besetzt. Für den auf den folgenden Tag bestimmten Angriff ward festgesetzt, daß die schlesische Armee gegen den Montmartre, links bis an den Ourcq-Canal, das Hauptheer dagegen in dem südlich von

*) Von der schlesischen Armee waren detachirt: das 3te preußische Corps (Bülow) gegen Soissons, das russische Corps von Sacken bei Trilport; von dem Hauptheere das fünfte Corps (Wrede) bei Meaux und Trilport, und General Winzingerode mit ungefähr 10,000 Mann Cavallerie, um die große Bewegung auf Paris so lange wie möglich gegen Buonaparte zu maskiren. Dieser, der eine Art Seitenstück zu dem Marsche von Trient nach Bassano im J. 1796 zu liefern beabsichtigen mochte, hatte nur übersehen, daß man mit 200,000 Mann ein solches Manoeuvre, von 60,000 Mann ausgeführt, nicht zu fürchten braucht.

Digitized by Google

diesem Canal bis an die Seine reichenden Terrainabschnitte operiren solle. Hier begann das Gefecht am Morgen des 30sten noch vor der bestimmten Zeit, indem die Franzosen Pantin und Romainville angriffen; sie wurden aber gegen Belleville zurückgedrängt, wo sich nun in dem durchschnittenen Terrain ein stehendes sehr mörderisches Gefecht entspann. Im Laufe desselben war zwar das Dorf Pré St. Gervais von der 4ten russischen Infanteriedivision genommen worden, da sich aber der Feind verstärkte und zum lebhaftesten Angriffe auf Pantin überging, so ward die preußische Fußgardebrigade dahin gesendet. Sie drang theils durch das Dorf, theils umging sie es, warf den Feind nach hartnäckigem Widerstande zurück, und rückte, ihn vor sich hertreibend, unter dem heftigsten flankirenden Feuer über die Ebene gegen St. Gervais vor, eroberte die Höhe bei diesem Dorfe, — auf ihr eine Batterie von 10 Geschützen — und gelangte verfolgend bis an die Barriere Pantin, wo sie sich zum Sturm bereit in Colonnen aufstellte. Weiter links schlugen indeß die Russen alle Angriffe auf Romainville und das dabei gelegene Gehölz ab, und als nach 11 Uhr das 4te Armeecorps (Kronprinz von Würtemberg) von Nogent sur Marne her, in zwei Colonnen den Wald von Vincennes besetzt, das Schloß umstellt und die Orte St. Maur und Charenton genommen hatte, so rückten auch sie vor, eroberten die Dörfer Charonne, Bignolet und Belleville und drangen so ebenfalls bis an die Barriere der Stadt. Die schlesische Armee welche um 11 Uhr auf dem ihr angewiesenen Schlachtfelde eintraf, ging in zwei Colonnen (die linke Preußen unter York und Kleist, die rechte Russen unter Langeron) über la Villette und Clichy vor; von der linken Colonne blieb die Division des Prinzen Wilhelm von Preußen zwischen la Villette und Pantin stehen, wies einen heftigen Angriff des Feindes ab, eroberte von einigen Bataillonen der Reserve (Russen unter Woronzow bei Aubervilliers aufgestellt) unterstützt das Dorf wieder, und vereinigte sich, dem fliehenden Feinde folgend, an der Barriere von Pantin mit der Garde. Der Rest der Colonne eroberte la Chapelle und stellte sich dort auf; die zweite Colonne eroberte Nachmittags den Montmartre, als bereits auf den übrigen Punkten des Schlachtfeldes Waffenruhe eingetreten war. Denn schon früherhin ließ der Marschall Marmont (Joseph Buonaparte, der den Oberbefehl geführt, war der Kaiserin nach Blois gefolgt) nach dem Verlust von Charonne ꝛc., die Unmöglichkeit längeren Widerstandes einsehend, einen Waffenstillstand antragen, welcher unter der Bedingung sofortiger Räumung des Montmartre und aller übrigen vor der Stadt besetzten Punkte bewilligt ward. Alle Truppen, des Befehls zum Stürmen gewärtig, standen in Colonne im Halbkreise um die Stadt, als gegen Abend die Unterhandlungen wegen der Uebergabe angeknüpft wurden, welche denn Morgens 2 Uhr zu der bekannten Capitulation führten. Unter dem Jubel der bewegten Volksmasse zogen Alexander und Friedrich Wilhelm am 31sten März an der Spitze der Truppen in Paris ein, der größte Theil der letztern rückte sogleich weiter, um Maßregeln gegen Buonaparte zu nehmen, welcher, seinen Mißgriff zu spät gewahrend, wieder bis Fontainebleau herangeeilt war, aber hier nur ankam, um die Capitulation der Hauptstadt und bald darauf seine Absetzung zu erfahren.

P a r i s (Einnahme von) im J. 1815. Durch eine Kette von Mißgriffen der Bourbons, und die große Anhänglichkeit der Truppen an ihren vormaligen Führer ward das staunenswerthe Ereigniß mög=

Digitized by Google

lich, daß der kaum vor Jahresfrist vertriebene Buonaparte, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen, wie im Triumphzuge von Cannes nach Paris marschirte, und den Thron von Frankreich zum zweitenmale bestieg. Die Schlacht von Belle Alliance nöthigte ihn, denselben eben so schnell wieder aufzugeben, und es ward dem Marschall Davoust der Oberbefehl über das etwa 60,000 Mann*) starke Heer übertragen, welches zur Vertheidigung von Paris vorhanden war. Die Stadt war an der nördlichen und östlichen Seite schwer anzugreifen, da nicht allein der Montmartre und die Höhen von Belleville, sondern auch die in der Ebene davor liegenden Dörfer durch Verschanzungen, mit vieler Artillerie besetzt, gesichert waren, und der Erfolg eines Sturms auf diese große verschanzte Stellung sehr zweideutig, ein ungeheurer Menschenverlust aber gewiß blieb. — Die preußische Armee traf am 29sten Juni vor diesen Linien ein; am 30sten hatten die beiden Feldmarschälle eine Unterredung zu Genesse, in welcher beschlossen ward, daß die englische Armee vor den Linien stehen bleiben, die preußische unterhalb der Stadt über die Seine gehen und sie von Versailles her angreifen sollte. — Dadurch ward jene ganze Befestigung unnütz, indem entweder Paris an seiner schwächsten Seite angegriffen oder durch Abschneidung aller Lebensbedürfnisse, die es aus der Normandie zieht, zur Uebergabe gezwungen ward. Diesem Beschluß gemäß marschirte am Abend des 30sten das 1ste und 3te preußische Corps rechts ab nach St. Germain, das 4te blieb bis zur Ankunft der Engländer in der bisherigen Position; am 2ten Juli ging die Armee in zwei Colonnen, die erste — das dritte Corps — über Versailles nach Plessis Piquet, die zweite — das erste Corps — über Vaucresson und Sevres nach Meudon; das 4te Corps als Reserve nach Versailles. Der Feind ward bei Sevres und Plessis Piquet bis nach Vaugirard und Montrouge zurückgeworfen und Issy besetzt. In einem zu Paris gehaltenen Kriegsrathe waren fast alle Anführer darin einstimmig, daß die Stadt nicht länger zu halten sey. Um indeß das Letzte zu versuchen, drang am Morgen des 3ten Vandamme noch mit 10,000 Mann vor und begann den Angriff auf Issy; er ward nach einem mehrstündigen blutigen Gefecht zurückgeworfen, und die Uebergabe der Stadt nun sogleich beschlossen. In St. Cloud kam noch an diesem Tage die Capitulation zu Stande, nach welcher die französische Armee Paris binnen drei Tagen räumen, binnen acht Tagen hinter der Loire seyn, den 5ten Juli der Montmartre, den 6ten alle Barrieren übergeben werden sollten. Am 7ten Juli zog das 1ste preußische Corps durch die Barriere der Militärschule, ein Theil der englischen Armee durch die von St. Denys ein; am folgenden Tage langte Ludwig XVIII. wieder in seiner Hauptstadt, am 10ten der Kaiser von Rußland und König von Preußen dort an; die vom Osten herandringenden Armeen trafen bald nachher ebenfalls ein, und so sah denn das gedemüthigte Frankreich zum zweitenmale ein — man kann wohl sagen — europäisches Heer siegreich in seiner Hauptstadt versammelt. Vieles, was der erste pariser Frie-

*) Dieses waren lauter Linientruppen, das Corps von Grouchy, der größte Theil der von Belle Alliance Entronnenen, und eine beträchtliche Zahl von den Depots an der Loire herangezogen. Außerdem waren eine große Menge Einwohner — die sogenannten Föderirten — bewaffnet und zur Vertheidigung sehr bereitwillig, ihre Zahl läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben.

Digitized by Google

den unberücksichtigt gelassen hatte, ward nun beachtet; Buonaparte — hoffentlich für immer — ganz beseitigt, die früher geraubten Kunstwerke zu großem Verdruß des eitlen Volks zurückgenommen, und in dem am 20sten November geschlossenen Frieden Stipulationen festgestellt, welche die Ruhe von Europa für längere Zeit zu sichern scheinen. M. B.

Parische Marmorchronik, s. Marmorchronik.

Pariser Bluthochzeit, s. Bluthochzeit.

Pariser Theater. Die Geschichte der französischen Schauspielkunst ist bereits in dem Artikel Französisches Theater behandelt worden. Ueber den gegenwärtigen Zustand derselben, wie sie sich auf den pariser Bühnen, die als die tonangebenden für ganz Frankreich zu betrachten sind, ausgebildet hat, haben mehrere deutsche Reisebeschreiber, wie Reichardt in seinen vertrauten Briefen über Frankreich, Kotzebue in seinen Erinnerungen aus Paris, Frau von Haßfer (jetzige Chezy) in ihrer Schrift über Leben und Kunst in Paris, u. A. m. viel Lesenswerthes geschrieben. Auch die deutschen Zeitschriften London und Paris, die französischen Miscellen, das Cotta'sche Morgenblatt u. s. w. enthalten eine Menge schätzbarer Nachrichten darüber. Vor Allen aber ist der geistreiche Aufsatz von Humboldts über die gegenwärtige französische Bühne, in Göthe's Propyläen, Sievers Gallerie der pariser Schauspieler, in Brockhaus Zeitgenossen 2ter Band 3te Abth. und eine sehr ausführliche Abhandlung über das jetzige pariser Theaterwesen in Wendt's leipziger Kunstblatt Juli 1818 darüber nachzulesen. Was nun den Charakter der französischen Schauspielkunst in ihrem gegenwärtigen Zustand auf den pariser Bühnen betrifft, so läßt sich nicht läugnen, daß dieser selbst in Hinsicht auf die Tragödie, ungeachtet der bekannten großen Fehler in dem übertriebenen Pathos und der steifen abgezirkelten Förmlichkeit des ganzen mimischen und recitirenden Darstellungsstyls der Franzosen, manche sehr wesentliche und nachahmungswerthe Vorzüge (die selbst ein Göthe und Schiller anerkannt haben) vor dem unsrer deutschen Bühne voraus hat. Dahin gehört 1) die höhere Würde, die das théâtre français als ein eigentliches Nationaltheater im höchsten Sinne des Wortes, auf dem nur die anerkannt classischen Meisterwerke der Nation dargestellt werden, im Gegensatz zur deutschen Bühne, deren Repertoire man wohl dem Mengelwesen eines Jahrmarkts von Plundersweilern vergleichen mag, behauptet; 2) die würdigere Stellung, welche die Künstler selbst, in ihren äußern Verhältnissen zu Paris, vor denen in Deutschland voraus haben; 3) die strengere Sonderung der Kunstgattungen, die dem pariser Schauspieler ungleich mehr Studium auf ein Fach und eine einzelne Rolle zu wenden erlaubt, worin er noch durch die auf den pariser Bühnen so zahlreichen Reprisen der Stücke besonders unterstützt wird; 4) die bis zur höchsten Vollendung ausgebildete Kunst des Memorirens; 5) die eben so kunstwissenschaftliche Sorgfalt für die Correctheit der Aussprache, und 6) die überaus musterhafte Verbindung des malerischen Theiles der Schauspielkunst mit dem rednerischen; alles eben so bedeutende als unleugbare Vorzüge, die das französische tragische Theater in seinem gegenwärtigen Zustand vor dem deutschen auszeichnen. — In Betreff der Komödie aber, ist das pariser Theater, von der feinsten Komik bis zur niedrigsten Posse herab, unstreitig jetzt das erste in der Welt, durch die Eigenthümlichkeit des Nationalcha-

rakters, der Sprache, der geselligen Feinheit und Sitten, der in dieser Gattung so unerschöpflich reichen Literatur, und endlich der die höchste Vielseitigkeit der Ausbildung dieses Zweiges der Darstellungskunst verstattenden Hauptstadt der französischen Nation. Der letztere Vorzug geht schon aus der Menge der Bühnen hervor, die in Paris von jeher ungleich zahlreicher als in irgend einer andern Hauptstadt Europens gewesen ist. Vor zehn Jahren bestanden daselbst nicht weniger als 19 namhafte öffentliche Theater (die kaum zählbaren Winkelbühnen in Caffeehäusern, Gärten, Kellern, Restaurationen u. s. w. nicht mit eingerechnet), und obschon diese im Jahre 1807 auf achte eingeschränkt wurden, so sind sie doch jetzt schon wieder bis auf ein Dutzend gestiegen. Diese zwölf pariser Theater geben in allen Gattungen der theatralischen Kunst den Ton für ganz Frankreich an, und es ist also hinreichend, einen Blick auf sie zu werfen, um ein Bild des gegenwärtigen Zustandes des französischen Schauspielwesens überhaupt zu erhalten. Schon das Verhältniß dieser Theater unter einander gewährt aber dem Kunstfreund eine sehr erfreuliche Erscheinung, da jedes einzelne derselben an eine besondre Gattung der Kunst gebunden ist, die denn daher auch natürlich mit um so größerm Fleiß hier cultivirt werden kann. — Das Théâtre français steht oben an, nicht als das größte und prachtvollste, sondern weil es die wahre Schule der französischen dramatischen Kunst bildet und hier die Meisterwerke eines Corneille, Racine, Voltaire und Moliere nach den festbestehenden Regeln seit Menschenaltern immerwährend gegeben und einer Generation nach der andern in Sinn und Herz geschrieben werden. Dies ist ein ächtes classisches Nationaltheater, von hier gehen alle Regeln der Aussprache und Declamation wie der mimischen Darstellungskunst aus. Die Zeit und die Mode berühren wohl diese Bühne zuweilen auch, aber ihre Erzeugnisse schweben nur vorüber und machen hier selten Glück. Dem Festbestehenden, Unwandelbaren ist diese Bühne gewidmet. Die Kunstleistungen des Théâtre français haben daher etwas Gerundetes, in sich Vollendetes, Ergreifendes und Gediegenes erhalten, das wohl kein anderes Theater auf der Welt übertreffen wird, aber der Reiz fortschreitender Vervollkommnung, freier phantastischer Entfaltung fehlt hier ganz; alles ist Styl, der oft fast in Manier ausartet, jeder Einzelne erfüllt sein streng beschränktes Fach ganz, und so steht das Kunstgebäude immer vollendet da, aber es ist in dem Trauerspiel besonders nie von innerm wahren Leben durchglühet, der beseelende Odem der Natur weht hier nicht, alles ist konventionelle Regel, doch fühlt man zugleich, daß französische Tragödie nur so dargestellt werden kann und muß. Anders ist es mit dem Lustspiel, dies verbindet hier die höchste Wahrheit mit dem feinsten Weltton; hierbei tritt man ohnehin aus dem Gebiet höherer Poesie in das der witzigen und scharfsinnigen Charaktere und Sittenschilderung; hier ist der gebildete Franzose in seinem Element, und gewiß hat auch bei keinem Volke das Lustspiel höhere Vollendung erreicht, als hier auf diesem Theater. Alle Stücke, die einmal Beifall finden, werden hier so oft wiederholt, daß sie nicht allein ganz ohne Souffleur, sondern überhaupt mit unvergleichlicher Raschheit und der geistvollsten Feinheit gegeben werden können. Das Théâtre français ist jetzt in der Straße Richelieu und hängt zusammen mit dem Palais Royal. Es wurde 1548 gestiftet, im Hotel Bourgogne, Rue Mauconseil. Moliere verband sich 1650 damit. Von 1689 an wurde dies Theater in die Rue des Fo-

ses-Saint-Germain l'Auxerrois verlegt; im J. 1770 in die Tuilerien, 1782 ins Odeon, und, als dies 1799 abbrannte, endlich in das jetzige Lokal, dessen Erbauer der Architect Louis ist. Das Haus bildet inwendig eine Art von Circus. Die Gallerie wird von 26 dorischen Säulen getragen, die in einem ununterbrochenen Halbkreise um das Parterre gehen. Zwischen diesen sind die Logen. Hinter der Gallerie stehen 36 kleinere Säulen, die das Gewölbe tragen. Das Haus gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Das Theater hat 69 Fuß Länge und eben so viel Breite, es wurde in zwei Jahren erbaut (von 1787 bis 89). Rund um das Gebäude geht eine bedeckte Gallerie, in der Buden von Buchhändlern und Quincaillerie-krämern sind. Zwei Seiten dieser Halle, wovon die eine nach der Straße Richelieu geht, werden von 24 dorischen Säulen getragen, die von oben bis unten mit bunten Affichen überklebt sind. Oft, besonders wenn Talma oder die Georges in einer Hauptrolle auftritt, wird dies Theater so gedrängt voll, daß die Zuschauer selbst die Orchesterplätze einnehmen. Es werden stets zwei Stücke aufgeführt, meist erst ein Trauerspiel, nachher ein Lustspiel, und zwar nicht selten jedes von 5 Akten. Das Repertoire dieser Bühne besteht lediglich aus den als classisch anerkannten dramatischen Meisterwerken der französischen Literatur, sowohl in der Tragödie als sogenannten haute Comédie, und eben so theilen sich die Schauspieler derselben genau in diese beiden Hauptgattungen, so daß nur selten ein jugendliches Talent es wagen wird, sich in beiden Fächern zu versuchen. Jetzt steht dieses Theater unter dem Duc de Duras und M. de la Ferté, Intendant des menus Plaisirs. Die Herren Talma, St. Prix, Dumas, Le Fond, Michelot, St. Phal, Baptiste und die Frauen Duchesnoi, Georges (jetzt abwesend), Volnois, Bourgoin, glänzen gegenwärtig in den Darstellungen der Tragödie; Fleury, Armand Michot, und die Damen Mars, Leverd, Devienne im Lustspiel. Wir widmen den wichtigsten unter diesen Namen besondere Artikel. Die große Oper: Académie Royale de Musique, ist an Glanz und Pracht unvergleichlich; dies schöne Theater, das größte in Paris, ist jetzt in der Rue Richelieu, der königlichen Bibliothek gegenüber. Vormals befand es sich neben dem Palais Royal, wo es zweimal abbrannte. Das jetzige Lokal bildet eines der imposantesten Gebäude von ganz Paris, mit vier Façaden nach den vier Straßen hinaus, die es im Quadrat einschließen. Die Hauptfaçade, welche auf die Straße Richelieu geht, stellt einen großen Porticus von 8 Arkaden dar, über welchem sich der herrliche Foyer dieses Opernhauses befindet. Das imposante Vestibule ist mit dorischen Säulen geziert, die den Plafond tragen. Der ungeheure Saal des Hauses selbst, mit 5 Logenreihen über einander, faßt 3000 Zuschauer. Die herrlichen Decorationen, das zauberische Ballet, das 200 Personen starke Orchester, die glänzenden Costumes, die überraschenden Maschinerien, machen dies Schauspiel wahrhaft bewundernswerth. Die Art des ernsten und großen französischen Gesanges wird dem an italienische und deutsche Musik gewöhnten Ohr nie wohlthun, besonders wo er, so wie hier auf diesen großen Raum berechnet, zur höchsten Uebertreibung wird, und wahrhaft sinnverwirrend und herzzerreißend wirkt. Doch der Styl dieser Opern und der Geschmack des pariser Publicums fodern es so, und nie werden Lays und Lainez (die ersten Sänger) rauschender applaudirt, als wenn man bei ihrem Gesang unwillkürlich des homerischen Mars gedenken muß, dessen Stimme der von 10,000 Mann

Digitized by Google

gleicht. Wahren Gesang hört man hier selten, aber die rhythmische Declamation und die Chöre wirken ergreifend. Die Opern von Gluck und Sacchini sind auf dieser Bühne heimisch und ihre tiefe leidenschaftliche Seelensprache rührt jetzt wie sonst mit unsterblicher Jugendkraft. Es ist sehr Schade, daß auch das Spiel hier so sehr übertrieben wird. Von den Sängerinnen ist die liebliche Mad. Branchu noch am freiesten von diesem Fehler, vor welchem ächtes tiefes Gefühl sie bewahrt, so wie auch Madame Armand; die sehr beliebte Mademoiselle Maillard aber, die erst seit kurzem das Theater verließ, war Meisterin in diesem wüthenden Toben. Die in die Opern verwebten Tänze, so wie die großen Ballets, die stets nach der Oper gegeben werden, (dies Schauspiel währt gewöhnlich von 7 Uhr bis Mitternacht) übertreffen an Vollendung, Reichthum und Schönheit wohl alles ähnliche. Die Tänzerchöre sind unüberschlich zahlreich, oft schwebt nur ein Amoretten- und Zephirenvölkchen von mehr als 60 Kindern über die Bühne; diese ist bei den Ballets gewöhnlich in verschiedene Erhöhungen abgetheilt, die alle von den Gruppen dieser reizenden Gestalten bevölkert sind. Die beiden Balletmeister Gardel und Milon theilen sich besonders in das idyllische und das heroische Fach. Unter den ersten Tänzern und Tänzerinnen hat fast jedes ein eignes Charakterfach sich erwählt. In der höchsten und zugleich sittlichsten Grazie wird Madame Gardel wohl stets unerreichbar bleiben; sie hat sich kürzlich erst vom Theater zurückgezogen. Im ernsten hohen Tanz ist Mademoiselle Clotilde einzig, nur leider für diese Kunst jetzt schon zu sehr gealtert. Erste Tänzerinnen neben ihr sind die Damen Bigottini, Delisle, Fanny Bias und Anatole Gosselin; die ersten Tänzer, seit Duport und Vestris hier nicht mehr erscheinen, sind Albrit, Beaupré, Paul und Anatole. Persius dirigirt die Oper und der berühmte Violinist Kreuzer das Orchester. In den Solotänzen pflegen stets die ersten Virtuosen der Kapelle die reizendsten Melodien und Solo's zu spielen, um den wahren Zauber zu vollenden; das einzige, was man dabei wünschen könnte, ist daß die Bewegungen und Stellungen etwas weniger von den Regeln der eigentlichen Tanzkunst und mehr vom ächt malerischen Sinn und Ausdruck beherrscht würden, um so dem pantomimischen Tanz der Griechen näher zu kommen, in dem die Entrechats und Pirouetten gewiß keine Hauptrolle spielten. — Das dritte Haupttheater ist: Théâtre Feydeau oder l'Opéra-comique in der Rue Feydeau; dies ist eines der angenehmsten und reizendsten Schauspiele. In dieser Gattung von Musik, die leicht, gefällig und doch zugleich originell und wirkungsvoll seyn muß, sind die Franzosen Meister und sie wissen interessante Theaterstücke dabei zu wählen, so daß sich auch jetzt der Geschmack an ihren Operetten über ganz Deutschland verbreitet hat. Sie werden hier treflich und vor einem gewählten Publicum aufgeführt. Dies freundliche, nicht allzugroße, doch an 2000 Zuschauer fassende Theater wurde 1791 von Legrand und Molinos erbaut. Sowohl die innere als äußere Decoration, jene aus einem Amphitheater mit zwei Säulenreihen übereinander, diese aus sechs colossalen Caryatiden, welche das Vestibule verzieren, bestehend, ist überaus gefällig. Elleviou, Martin, Gavaudan und Chénard waren als Sänger die Stützen dieser Operette; ersterer, der die lieblichste Methode mit einem sehr angenehmen Aeußern verband, hat sich leider früh von der Bühne zurückgezogen. Wer ihn und Martin als Richard Coeur de Lion und Blondel in Gretry's Oper zusammen hörte, wird dies gewiß nie vergessen. Madame Gavaudan, die erste Sänge-

Digitized by Google

rin, verdient auch als geistvolle treffliche Schauspielerin die allgemeine Vorliebe, die sie genießt. Die Sängerinnen Duret-Aubin, Regnault und Boulanger sind sehr ausgezeichnet. Neuerlich ist Herr Lemonnier an Elleviou's Stelle getreten. — Das vierte Nationaltheater war das Odeon, leider muß man sagen: war, da dies herrliche Theater (in akustischer Hinsicht sowohl als seiner Schönheit nach das vorzüglichste Theatergebäude in Paris) den 20sten März 1818 wieder abbrannte, an demselben Tage wo es 1799 auch abbrannte! Es war ganz nach dem Muster der griechischen Hörsäle gebaut und hatte die seltne Eigenthümlichkeit, daß man auf jedem Platze alle übrigen Plätze sehen konnte. Die Gesellschaft, die hier spielte, wird nun wohl wieder im Théâtre Favart oder aux Italiens auftreten, wo sie früher schon spielte, denn das Odeon wurde erst 1808 wieder eröffnet. Picard ist Administrateur general dieses Lustspieltheaters und dessen größte Stütze. Das eigentlich bürgerliche und rührende Lustspiel der Franzosen ist hier heimisch, oder vielmehr diejenige Gattung, welche die Franzosen vorzugsweise mit dem Namen Drame bezeichnen, die viel Aehnliches mit unsern Ifflandischen und Kotzebue'schen Schauspielen hat, und als deren Repräsentanten man Picard selbst durch seine zahlreichen Werke dieser Art betrachten muß. Die Herren Clozel, Chazet, Armand, Boucher und Pelissier, und die Damen Delia, Fleury, Adeline und Delille sind die vorzüglichsten Schauspieler dieser Bühne. — Das fünfte Haupttheater ist das Théâtre Royal Italien, am Boulevard des Italiens gelegen und 1782 nach einem Riß von Heurtier erbaut. Es hat den großen Vorzug ein völlig isolirtes freistehendes Gebäude zu seyn, und zeichnet sich auch sonst durch eine schöne mit einem Peristyle von 6 ionischen Säulen verzierte Façade, wie durch einen sehr eleganten Saal in sphäroidaler Form, auf das Gefälligste aus. Hier ist das vorzüglichste Orchester von Paris, und Musikfreunde finden an diesen zweimal wöchentlich aufgeführten italienischen Opern den reinsten Kunstgenuß. Die durch ihre Kunstreisen auch in Deutschland so viel bewunderte Sign. Catalani war Unternehmerin dieses Theaters, welches sehr unter ihrer langen Abwesenheit litt. Sie kehrte im Juli 1817 zurück, trat aber den 28sten März 1818 zum letztenmale auf, weil sie nach einem allzugroßen Verlust, Frankreich abermals zu verlassen, beschloß. Die kaiserliche Regierung bewilligte außer dem Schauspielhaus und den Decorationen noch eine jährliche Unterstützung von 220,000 Franken, die königliche gab nur 160,000 Franken und Madame Catalani mußte außerdem nicht allein 120,000 Franken Bürgschaft leisten, sondern auch noch einen Schauspielsaal im Theatre Favart einrichten. Nach dem Zurücktritt der Madame Catalani ist dies Theater von der Regierung übernommen worden. Die italienische Oper gibt nur selten ernsthafte Opern und meist Opere buffe. Sonst glänzte hier das liebliche Talent der leider so früh verstorbenen Madame Barilli. Kapellmeister Paer dirigirt das Orchester. Die vorzüglichsten jetzigen Sänger sind: Tramezzani, Garcia, Porto, Barilli, Chiodi, Console und Benelli; von den Sängerinnen nennen wir die Signore Morandi, Feroni, Berroni, Bianchi, Goria und Cinti. Die vorzüglichsten Künstler dieser fünf Haupttheater erhalten gewöhnlich die Erlaubniß, ihre Benefizvorstellung in einem größern Theater, als das ist, worin sie gewöhnlich spielen, zu geben. Meist wird der große Opernsaal dazu gewählt, wo dann die berühmtesten Talente stets mitwirken, um eine solche Vorstellung zu schmücken. Eine der glänzendsten war die, wel-

Digitized by Google

che Mademoiselle Mars im Februar 1818 im großen Opernhause gab, und welche ihr 40,000 Livre Einnahme abwarf. Nun wenden wir uns zu den sieben kleinen Theatern, die als eigentliche Volksbühnen auch sehr merkwürdig sind. Am nationellsten ist unstreitig das Théâtre du Vaudeville, in der Rue de Chartres St. Honoré, gegründet im J. 1791 und den 12ten Januar 1792 eröffnet, ein kleines enges und sehr unansehnliches Theater, welches im Sommer 1817 nothdürftig restaurirt wurde. Hier zeigt sich indessen die unerschöpfliche Fröhlichkeit der Franzosen, ihr leichter Witz und ihr Talent, der geringsten Kleinigkeit Stoff zum Lachen und zu einem Bon-mot abzugewinnen, in ihrem ganzen Glanze. Die Zeichnung dieser kleinen Stücke ist immer mit wenig kecken Strichen hingeworfen, hier gibt es keine verwickelten Intriguen, keine prachtvollen Decorationen, es wird den Sinnen eben so wenig geschmeichelt, als an Herz, Gemüth und Phantasie gedacht; nur für den Witz sind sie geschrieben, sie scheinen geschaffen um den angebornen Takt der Nation, der jede Lächerlichkeit sogleich fühlt, noch zu schärfen, die Geißel der Persiflage ist hier stets geschwungen, aber mehr aus Lachlust als aus Bosheit. Die kleinen Lieder, die darein gewebt sind, und die als ächte Volkslieder auf allen Straßen ertönen, haben einen ganz eignen pikanten Nationalcharakter; sie beweisen, daß die Tonsprache nicht bloß Gefühle, sondern auch witzige Einfälle anzusprechen vermag. Rasch und kurz begleiten die Klänge hier die Worte; ein solches Vaudevilleliedchen unterbricht das muntere Gespräch gar nicht, es erhöht nur dessen Lebhaftigkeit. Oft belustigt es in diesem höhern Vaudeville, Gegenstände personificirt zu sehen, die sich die Phantasie sonst wohl schwerlich gestalten würde. Es fällt selten etwas Bedeutendes auf den andern, selbst den größten Theatern vor, was hier nicht parodirt würde. Arlequin belustigt oft auf dieser Bühne. Es werden jeden Abend meist drei kleine Stücke hier gespielt. Der Directeur ist Herr Désaugiers, die Schauspieler Henry, Laporte, Chapelle, Gonthier, Thuillier, und die Damen Bodin, Arsene, Hervey, Betzi, Riviere, Clara und Sara Lescot sind hier besonders beliebt. Gewissermaßen ein zweites Vaudevilletheater, welches aber weit weniger auf feinen Witz, als auf derbe Laune und ächt komische Kraft Anspruch macht, ist das Théâtre des Variétés, Frascati gegenüber am Boulevard Montmartre. Sonst spielte die Gesellschaft dieser Bühne im Palais Royal auf dem sogenannten Théâtre Montansier, bis sie 1807, wo sie dieses Local verlor, das jetzige von Celerier gebaute Schauspielhaus erhielt. Dieses Theater ist eines der kleinsten und unansehnlichsten von ganz Paris, macht aber fortdauernd unter allen die besten Geschäfte. Hier herrscht ungebundne Lustigkeit; die ächt französischen Maskencharaktere sind hier heimisch, nämlich besonders Jocrisse und der Niais. Die Calembourgs machen hier die größte Belustigung, ja die ersten Schauspieler, Brunet und Potier, sind wahre Genies in dieser Gattung, so unerschöpflich und originell komisch im Erfinden und Improvisiren solcher Wortspiele, daß sogar eine Sammlung ihrer Calembourgs (Brunetiana und Potierana) gedruckt erschienen ist. (S. d. Art. Brunet). Hier werden meist Scenen aus dem pariser Volksleben, treu, wahr und ächtkomisch aufgegriffen, dargestellt; alles ist so voll Localbeziehungen, daß es außer Paris nicht zu verstehen ist, aber an Ort und Stelle auch den Ernstesten zum Lachen zwingt. Diese kleinen Lustspiele haben oft weder eigentlichen Anfang noch Ende, es sind aufgegriffene Scenen, die lebendig

Digitized by Google

uns vorgeführt werden. Man gibt drei bis vier jeden Abend. Brünet, obschon jetzt sehr gealtert, ist einzig in dieser Art; immer frisch und jugendlich, spielt seine Laune in allen Farben, sein bloßes Erscheinen erweckt allgemeine Lust. An jugendlicher Kraft und Vielseitigkeit des komischen Darstellungstalents übertrifft ihn jetzt indeß nicht selten der unnachahmliche Potier, der seit kurzem aber zum Théâtre de Porte St. Martin übergegangen ist. Tiercelin ist besonders stark in kräftigen Karikaturrollen; Dubois, Cazot, Bosquier, Lepeintre, so wie die Damen Leroux-Barroyer, Vautrin, Mengotzi und Pauline sind vorgezogne Lieblinge des Volks. Im letzten Jahr 1817 machte besonders eine Posse: le Combat des Montagnes, hier großes Aufsehen, weil sich die jungen Kaufmannsdiener beleidigt fanden, daß sie in der Person eines Mr. Calicot von Brünet persiflirt wurden, und voraussahen, daß dies ein bleibender Beinahme und Theatercharakter werden würde. Sehr oft parodiren die Schauspieler dieses Theaters auch die größern Bühnen, eben so wie ihre Schriftsteller die ernstern Dichter. Das Theater l'Ambigu comique und das Théâtre de la Gaieté gleichen Zwillingsgeschwistern, sie sind dicht nebeneinander auf dem Boulevard du Temple und haben völlig gleiches Streben. Hier sind alle Melodramen (die aber mit dem, was wir unter dieser Gattung verstehen, nichts gemein haben. S. d. Art. Melodrama) und Spectakelstücke heimisch, die mit lebhaftem Spiel, südlichem Feuer, glänzenden Decorationen und trefflichen Maschinerien gegeben werden. Ritter-, Räuber-, Geister- und Zaubermährchen hausen hier, je dunkler, je grausenvoller, desto beliebter; die Musik und die Ballets sind oft sehr hübsch, letztere besonders im Théâtre de la Gaieté, wo Hüllin Balletmeister ist; viele junge Talente bilden sich hier, die dann zu den größern Theatern übergehn. Das elegante pariser Publicum räumt es nicht ein, diese petits Spectacles zu lieben, aber es geht incognito hin, und ist sicher, sich hier zu unterhalten. Zwischen den großen Melodramen werden zuweilen auch kleine Lust- und Possenspiele hier gegeben. Auf dem geräumigen und sehr schönen Théâtre de la Porte Saint-Martin, welches 1781 in 75 Tagen von Lenoir gebaut ward, um die große Oper, deren Gebäude abgebrannt war, so schnell als möglich wieder herzustellen, werden, seitdem diese 1794 das schöne Local in der Rue Richelieu erhielt, ebenfalls Melodramen mit Ballets und Pantomimen abwechselnd gegeben. Letztere werden hier vortrefflich executirt. Von diesem Theater ging die Freude an dem Spiel der Thiere als Acteurs aus; der bekannte Hund des Aubry begann hier seine dramatische Laufbahn, und die diebische Elster wurde seine Gefährtin. Natürlich müssen wir hier den Uebergang machen zu dem glänzenden Cirque Olimpique der Brüder Franconi, wo die Pferde privilegirt sind, Hauptrollen zu spielen. Dieser neue Circus wurde den 8ten Februar 1817 eröffnet und seine Schönheit erregte Bewunderung. Der Plafond ist mit Trophäen und Lanzen geziert, die Logen sind mit Basreliefs geschmückt, welche Scenen aus der französischen Ritterzeit vorstellen. Die Bereiterkünste, in denen die Familie Franconi vom Großvater bis zum Enkel so ausgezeichnet geschickt ist, gehen stets dem Schauspiel voran; dies besteht dann aus Pantomimen, in denen Aufzüge, Gruppirungen, Tänze und Manövres zu Pferde vorkommen, die mit seltenem Kostenaufwand und großer Kunst und Genauigkeit ausgeführt werden. Macbeth, Blaubart, Cain, Atala, und besonders der mit außerordentlicher Pracht aufgeführte rasende Roland, sind

Digitized by Google

die Pantomimen, welche neuerlich ausgezeichnet gefielen. Letztere ist ein wahres Zauberspiel, wo die Pariser sich an dem Astolph, der auf dem Hippogryph in den Mond fliegt, und an dem Palast Karls des Großen gar nicht satt sehen können. Vor der Eröffnung dieses neuen Locals hatten die Franconi zu ihren Darstellungen auch schon einen Circus in der Rue du Montmartre, welchen der Bauchredner Comte, nachdem sie ihn verlassen hatten, zu einer Schauspielunternehmung für Possen und Kunststücke zu benutzen versuchte, die er den 2ten Januar 1818 eröffnete, aber nach 2 Monaten aus Mangel an Beifall schon wieder aufgeben mußte. Zuletzt müssen wir mit dem Théâtre Méranique de Mr. Pierre in der Rue du Port Mahon schließen, welches wirklich in seiner Art sehr merkwürdig ist. Hier werden Gegenden und Landschaften in täuschender Nachahmung vorgestellt, die Beleuchtung ändert sich und man sieht bald die Sonne aufgehen, bald Stürme toben. Bewegliche Figuren beleben diese Landschaften, man hört das Geräusch derselben nachgeahmt; alles scheint zu leben in reger Bewegung, die kleine täuschende Welt zieht uns an, bis plötzlich der Vorhang herabrollt und uns so im Dunkeln läßt, wie wir es auch im Leben nach jeder Enttäuschung sind! Die Gemälde haben meist eine Breite von 6 und eine Höhe von 5 Fuß. Die Figuren sind 1 bis 1 1/2 Zoll hoch. Man kann diesem anspruchlosen kleinen Schauspiel seinen Beifall nicht versagen. In Deutschland ist es durch die geschickten Techniker Herrn Gropius in Berlin trefflich nachgeahmt worden. Jedes der größern Theater hat einen eleganten Foyer oder Versammlungssaal, wo man sich zwischen den Akten und nach dem Schluß, bis die Wagen nach ihrer Ordnung vorgefahren sind, aufhält und zugleich die Buffets befindlich sind. Diese Sortie de l'Opéra ist dem pariser Badaud oft das unterhaltendste des ganzen Schauspiels. Wl.

Park im Allgemeinen ist eine große, mit Mauern oder Palissaden umschlossene Erdfläche, um etwas innerhalb dieses Raumes aufzubewahren, z. B. im Feldlager die nöthigen militärischen Geräthschaften; daher Artillerie-Park. An fürstlichen Schlössern und Palästen nennt man einen Park eine große baumbepflanzte, mit Allee und Wald abwechselnde, umschlossene, und zum Hegen des Wildes bestimmte Erdfläche, dergleichen z. B. die zu St. Cloud, Versailles, Meudon, Marly, Boulogne und andere sind. Die alten Römer hatten solche Parks an ihren Villen, um das Vergnügen der Jagd desto ungestörter genießen zu können. Anfangs, als sie nur noch Hasen hegten, waren diese (leporaria) nur klein, erhielten aber nachmals, da auch größeres Wild gehegt ward, einen bedeutenden Umfang. Am berühmtesten sind der Park des Pompejus und des Hortensius. In neuern Zeiten hat England sich vornemlich durch sie ausgezeichnet. „Die Regierungsverfassung,“ sagt ein ungenannter Schriftsteller sehr richtig, „hat wohl den ersten Grund zu den englischen Parks und ihren Anlagen gegeben, und zwar dadurch: es wird nach einem ausdrücklichen Gesetze kein Wildpret im Freien geduldet, weil dadurch dem Nachbar Schaden geschehen kann, wer also Wildpret haben will, muß es einsperren; reiche Particuliers nahmen einen Theil ihres Waldes und ihrer Felder dazu, befriedigten beide, und hielten darin das ihnen nöthige Wildpret. Da dieses meistens in der Nähe ihrer Landhäuser war, die Engländer aber mit einem großen Vermögen auch größtentheils einen richtigen Geschmack verbinden, so gab dieser Wildgarten oder Park ihnen Gelegenheit, Anlagen mancherlei Art in

demselben zu machen, und ihrem Geschmacke und ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu lassen." Da nun die neuere Gartenkunst sich ebenfalls aus England her über Europa verbreitet hat, so ist es gekommen, daß man nun häufig Park und **Gartenlandschaft** oder Lustwald, Lustanlage, **englischer Garten** mit einander für gleichbedeutend nahm, und unter Park sich ein sehr großes Stück Feld dachte, das zum ausgedehnteren Genusse durch einfache Kunst verschönert wurde. Gilpin, der dem ursprünglichen Begriffe eines Parks getreu geblieben ist, hat zugleich gezeigt, wie die Gartenlandschaft mit ihm zu vereinigen sey. „Der Park," sagt er „ist eine außerhalb Englands wenig bekannte Art von Landschaft, und einer der herrlichsten Zubehöre eines ansehnlichen Landhauses. Nichts theilt einem Gebäude so viel Würde mit als eine solche anliegende Länderei, und nichts hilft die Wichtigkeit desselben stärker bezeichnen." Billig aber muß der Park mit der Größe und Würde des Gebäudes in Verhältniß stehen, und Nettigkeit und Zierlichkeit mit ihm theilen. Der Park ist entweder durch Kunst angepflanzt oder, wenn er natürlicher Wald war, durch Kunst vervollkommnet, und da erwarten wir eine Schönheit und einen Contrast in seinen Baumgruppen, wonach wir uns in den wilden Naturscenen umsonst umsehen. Wir erwarten, daß seine Grasebenen mit ihren Zubehören in Größe, Gestalt und Vertheilung angenehm mit einander contrastiren, und daraus mannichfaltige Kunstscenen entstehen. Wir erwarten, wenn man einzelne Bäume stehen gelassen, daß es die schönsten, zierlichsten und wagerechtesten ihrer Art seyn werden; daß kein Tändelwerk das Auge beleidige, und alles rauhe, üppig wachsende Unterholz bis auf die Stellen abgetrieben sey, wo es eine Scene zu verdichten, oder zusammenzuhängen, oder eine Begränzung zu verstecken nothwendig ist. Kosten erfodernde Auszierungen werden in einer Parkscene nicht verlangt. Tempel, chinesische Brücken und alle mühseligen Werke der Kunst erwecken unharmonische Vorstellungen. Ist wo eine Brücke nöthig, so sey sie niedlich schlicht; oder eine Wildhütte, oder eine Försterwohnung, so sey ihre Bauart so einfach als ihre Bestimmung. Nichts verrathe Prahlerei oder Prunk. **Eine** Auszierung wären wir geneigt zu erlauben; ein schönes Thor nämlich zum Eingange in den Park; dieses aber müßte an Reichthum, Zierlichkeit und Bauart mit dem Hauptgebäude übereinstimmen. Dasselbe Verhältniß hat auch ein durch den Park hinlaufender Fahrweg. Er sey breiter oder schmaler, je nachdem es das Hauptgebäude ist, auf das er zuführt. Er winde sich, aber schweife nie ohne zureichenden Grund umher. Auf jeder Stelle des Zuganges und auf den Fuhrwegen, so wie den besuchtesten Spaziergängen, müssen alle Begränzungen dem Auge entzogen seyn; die Ansicht einer Umpfählung mag zwar in einzelnen Fällen malerisch seyn, allein in den meisten Fällen mißfällt sie. Läuft ein natürlicher Fluß durch den Park, oder liegt eine wahre Ruine darin, so mag man wohl den glücklichen Zufall aufs Beste benutzen; die künstlich geschaffenen hingegen sind gewöhnlich von sehr schlechter Wirkung. Auch mit dem künstlichen See sieht es mißlich aus; Großheit läßt sich selten hervorbringen. Dannhirsche sind die natürlichsten Bewohner des Parks und allerdings sehr schön: allein Rindvieh- und Schafheerden sind auch schön, und nützlicher. Außer den Parks gibt es aber in England noch kleinere Anlagen zu Privatgebäuden oder in Städten, welche man Pleasure ground, Lustthal, nennt, zum Beweise, daß nicht jede englische Anlage auch

Digitized by Google

ein Park sey. Ob nun aber das, was man in Deutschland öfters einen Park genannt hat, auch ein solcher sey, das beurtheile Jeglicher selbst. dd.

Park (Mungo), ein Wundarzt aus Schottland, der durch seine Reisen in Afrika allgemein bekannt ist. Er war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, als die unter dem Namen African Association, zur Erforschung des Innern von Afrika seit 1788 zu London errichtete Gesellschaft die Nachricht von dem durch Verschmachtung oder Meuchelmord herbeigeführten Tode des Majors Houghton erhielt, welcher auf ihre Kosten eine Reise nach Afrika unternommen hatte. Park erbot sich zu einer gleichen Unternehmung, erhielt die Genehmigung seines Antrags, und brach am 22sten Mai 1795 nach der englischen Faktorei Pisania am Gambia auf, wo er sich einige Monate zu seiner Reise vorbereitete und die Mandingosprache erlernte. Von Westen nach Osten durchstreifte er die Königreiche Wulli, Bondu, Kadschaga, Kasson, Kaarta und Ludumar. In letzterm gerieth er im Anfange des Märzes 1796 nahe bei der Gegend, wo sein Vorgänger Houghton seinen Tod gefunden hatte, in die Gefangenschaft des maurischen Königs Ali, wo er der rohesten Behandlung und den offenbarsten Lebensgefahren so Preis gegeben war, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, auf gut Glück und des Zwecks seiner Reise eingedenk, landeinwärts zu fliehen. Das Wagestück gelang ihm so glücklich, daß er in der dritten Woche seiner Flucht, am 20sten Juli 1796, das große Ziel seiner Reise, den Niger, erblickte, dessen Lauf er so lange verfolgte, bis er sich unübersteiglicher Hindernisse wegen zur Rückreise entschließen mußte. Den Weg westwärts längs des Niger nehmend, kam er im September im Königreiche Manding zu Kamilia an, wo er Krankheit und Sicherheit wegen sieben Monate verweilen mußte. Ein Sclavenhändler, mit dem er einen Accord schloß, brachte ihn von da am 10ten Juni 1797 nach der englischen Factorei am Gambia, wo er vor 18 Monaten abgereiset war, zurück; am 15ten ging er über Antigua nach London ab, und traf daselbst am 25sten December nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und sieben Monaten glücklich wieder ein. Die in einfacher und ungeschmückter Darstellung, aber mit strenger Wahrheitsliebe abgefaßte und äußerst anziehende Beschreibung seiner Reise erschien englisch, London 1798. 4.; deutsch übersetzt mit (sehr entbehrlichen) Anmerkungen des Uebersetzers, Hamburg 1799. 8. (oder der See- und Landreisen, 12ter Theil), Berlin 1799. 8.; Erfurt 1807. 8. Er trat in der Folge eine neue Reise nach Afrika an. Seine letzten Nachrichten im Jahre 1811 waren von Sansanding am Niger. Von hier reisete er nach dem Königreiche Haoussa, wo er durch Unterlassung eines Geschenkes den König beleidigte, der ihn in einem engen Passe an einem Flusse, welchen er herabschiffte, um die Mündung des Nigers zu finden, von Bewaffneten angreifen ließ. Von den Steinen und Pfeilen der Schwarzen verfolgt, suchte er, als alle seine Gefährten bis auf Einen, getödtet waren, sich durch Schwimmen zu retten, und ertrank. Die afrikanische Gesellschaft ist beschäftigt, die Nachrichten von seiner zweiten Reise zum Besten seiner unglücklichen Familie herauszugeben. A—s

Parlament (Englisches), s. Großbritannien.

Parlamente oder Parlemente nannte man in Frankreich ehedem die höchsten Gerichtshöfe, worin bürgerliche Streitigkeiten entschieden und Rechtsfragen aufgelöset wurden, von parler, wegen

Digitized by Google

der abwechselnden Debatten der Beisitzer. Die Verfassung der Parlamente in ältern Zeiten war von der in neuern Zeiten ganz verschieden. Gewöhnlich hatte sonst der König an dem Orte, wo er Hoflager hielt, ein Gefolge von Richtern, die aus seinen Vasallen gewählt waren, bei sich; diese mußten die Streitigkeiten der übrigen Vasallen und Unterthanen entscheiden. Erst um das Jahr 1307 nahm dieser wandernde Gerichtshof zu Paris seinen Sitz, und behauptete, als in der Folge in mehreren Städten des Reichs Parlamente angelegt wurden, unter allen übrigen die vornehmste Stelle. Etwas früher hatte man schon angefangen, nichtadelige Beisitzer in das Parlament aufzunehmen, weil die Adeligen größtentheils zu unwissend waren, um das richterliche Amt auszuüben. In der Folge wurde Jeder als adelig angesehen, der eine Stelle im Parlamente erhielt, wenn er auch bürgerlicher Abkunft war. Im ganzen Reiche waren vierzehn Parlamente. Das zu Paris bestand aus 196 wirklichen Beisitzern und sehr vielen außerordentlichen; über 500 Advocaten practicirten dabei. Aber die Parlamente blieben nicht lange bloße Gerichtshöfe. Da nämlich die Nationalversammlungen in Frankreich selten, und gewöhnlich ohne Wirkung für das gemeine Beste waren, so gewöhnte sich das Volk frühzeitig daran, die Parlamente als seinen Schutz und als ein heilsames Gegenmittel gegen die königliche Macht zu betrachten. Auch finden sich schon in der ältern französischen Geschichte häufige Beispiele von Widerstand, welchen die Parlamente den Königen leisteten. Es war Gewohnheit, daß sie jedes neu vorgeschlagene Edict oder Gesetz in ihre Protokolle eintrugen, und daß es nicht eher Kraft hatte, als bis dieses geschehen war. So oft ihnen daher ein Gesetz despotisch oder für einzelne Classen von Bürgern nachtheilig schien, so durften sie nur das Einregistriren verweigern, und es mußte zurückgenommen werden. Bisweilen halfen sich wohl die Könige durch Strenge (Lit de justice) und hoben die ungehorsamen Parlamente auf; allein sie gewannen nicht viel dabei, weil sie die Parlamente gewöhnlich bald wieder zurückrufen mußten, um das aufgebrachte Volk zu beruhigen. Selbst ein Despot, wie Ludwig XI., konnte nicht Alles durchsetzen. Einst verweigerte ihm das Parlament seine Zustimmung zu einigen neuen Edicten; der König ließ die Sanction bei Todesstrafe anbefehlen: allein das ganze Parlament ging zu ihm, und alle Mitglieder erklärten, daß sie lieber sterben als hierin seinen Willen befolgen wollten. Der König ließ darauf die Edicte in Gegenwart des Parlaments zerreißen. In spätern Zeiten, da es Sitte ward, die Stellen bei dem Parlamente zu kaufen, hatte der Hof nicht mehr so heftige Widersprüche zu befürchten. Ludwig XIV. bestand während seiner langen Regierung keinen bedeutenden Kampf mit den Parlamenten, allein er hatte ihnen auch gleich anfänglich erklärt, daß er keinen Widerstand vertragen könne; und das despotische Regierungssystem seiner Minister unterstützte diesen Grundsatz. Erst unter dem Herzoge Regenten gewannen die Parlamente wieder einigen Einfluß, der unter Ludwig XV. noch größer ward. Der Staatskanzler Maupeou sah mit Verdruß die zunehmende Macht dieser Gerichtshöfe, und wagte daher 1771, alle Parlamente im Reiche aufzuheben und durch neue zu ersetzen, welche ganz vom Könige abhängig waren. Das Volk murrete; allein der Schritt war geschehen, und der Hof hatte damals noch Macht genug, die genommene Maßregel geltend zu machen. Ludwig XVI. rief nach dem Antritte seiner Regierung in den Jahren 1774 und 1775 die alten

Digitized by Google

Parlamente zurück, ohne zu ahnen, wie gefährlich sie seinem Ansehn in der Folge werden würden. Die Parlamente waren jezt nur darauf bedacht, sich in ihrem Ansehn immer mehr zu befestigen; sie wurden daher immer kühner, und nahmen besonders unter dem Ministerium des Calonne und Brienne eine harte Sprache gegen den Hof an. Zwar wagte es der leztgenannte Minister, sie am 8ten Mai 1788 abermals zu vernichten; aber die Gährungen im Volke wurden im ganzen Reiche so bedenklich, daß sich der Hof gezwungen sah, sie schon im September zurückzuberufen. Das Volk frohlockte über diesen Sieg, und Paris feierte den Tag der ersten Sitzung des dasigen Parlaments als ein allgemeines Fest. Die Freude stieg noch höher, als sich das Parlament für die Zusammenberufung der Stände erklärte. Aber das Parlament sah nicht voraus, daß dieser Schritt seinen eigenen gänzlichen Untergang herbeiführen würde, es hoffte vielmehr, durch die Versammlung der Stände seine Macht zu erweitern. Es wünschte deswegen, dabei eine eigene Abtheilung auszumachen, wie es auf dem letzten Reichstage im J. 1614 der Fall gewesen, und sich nicht unter die übrigen Classen der Stände zu mischen. Allein dieser Plan ging nicht durch. Zwar wurden einige Mitglieder des Parlaments ihres ausgezeichneten Patriotismus wegen zu Deputirten gewählt, wie z. B. Despremenil; aber das ganze Corps erhielt keine besonderen Vorzüge. Man fing an, es wieder für das zu halten, was es ursprünglich gewesen war, für den obersten Gerichtshof des Reichs. Aber auch in dieser Form ward es ganz überflüssig; denn die neue Eintheilung des Landes, die Einführung der Departementaladministrationen, die Aufhebung des Feudalsystems und des Adels machten eine neue Justizpflege nothwendig. Dazu kam, daß die öffentliche Meinung sich gegen den Kastengeist der Parlamente erklärte. Mehr auf ihr Ansehn als auf das Wohl des Volks bedacht, hatten sie selbst die Rechtspflege oft parteiisch verwaltet, und die Prozesse muthwillig verzögert, um sich dabei zu bereichern. Die Nationalversammlung hob daher im J. 1790 die Parlamente im ganzen Reiche auf. Der Widerstand einzelner Glieder derselben reizte den Haß noch mehr, und die herrschende Partei ließ am 14ten Juni 1794 an 20 ehemalige Parlamentsräthe hinrichten, um sich durch ihr nachgelassenes Vermögen zu bereichern.

Parlementär heißt der Abgeordnete, der zur Unterhandlung über einen Gegenstand, oder zur Mittheilung einer Nachricht von der einen kriegführenden Partei an die andere abgeschickt wird, sey es nun bei einer belagerten Stadt oder im offenen Felde. Gewöhnlich wird der Parlementär, sobald er sich beim ersten feindlichen Posten als solchen angegeben, unter Bedeckung an den Ort seiner Bestimmung und so wieder zurückgeleitet; zuweilen macht aber die Vorsicht besondere Maßregeln (z. B. Verbinden der Augen) nothwendig; in andern Fällen werden gar keine Parlementäre zugelassen. Das Parlementärschiff, das zu jenem Behuf abgesendet wird, trägt eine eigene Flagge (Parlementärflagge).

Parma, ein Herzogthum im obern Italien, das gegen Norden und Westen an das Mailändische, gegen Osten an das Modenesische, und gegen Süden an die Apenninen gränzt, die es vom ehemaligen genuesischen Gebiete und von Toscana trennen. Das Herzogthum Parma besteht aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla, hat überhaupt 306 Quadratmeilen Flächeninhalt, und eine Bevölkerung von ohngefähr 380,000 Menschen (nach andern 500,000, welche Zahl

Digitized by

jedoch zu hoch scheint). Das Land ist gut angebaut und sehr fruchtbar. Es liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein, Oel, Hanf, und hat treffliche Schafzucht. Der Kunstfleiß der Einwohner beschränkt sich fast nur auf Bearbeitung der Seide. Ein Theil der Einwohner sucht seinen Erwerb im Auslande durch Herumführen fremder Thiere u. dergl. — Die Hauptstadt Parma liegt an dem Flusse gleiches Namens, ist befestigt, und hat 30 bis 35,000 Einwohner. Die Straßen sind meistens schön und die Häuser von guter Bauart. In den Kirchen sieht man mehrere Meisterwerke von Correggio, Lanfranco und Mazzuoli (genannt il Parmigiano), die alle drei hier geboren sind. Die Domkirche besitzt das berühmte, jetzt aber schadhafte Stück des Correggio von der Himmelfahrt Mariä in Fresco; und in der Kirche des heiligen Grabes bewunderte man die Madonna della Scudella desselben Meisters, welche nach Paris wanderte. Die Kirche der Madonna della Steccata ist wegen der Grabmäler des Farnesischen Hauses, und das Capuzinerkloster wegen der Malereien sehenswerth. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört der herzogliche Palast mit seiner Gallerie und Kunstsammlung, woraus jedoch die kostbarsten Stücke schon 1734 nach Neapel gebracht worden, die 1765 von dem Infanten und Herzoge Don Philipp gestifteten Akademien der schönen Wissenschaften, der Malerei und der Künste, das 1618 erbaute berühmte Operntheater (eins der größten in Europa), welches 14,000 Zuschauer faßt, das kleinere Theater, die 1761 neu angelegte Promenade zwischen der Stadt und Citadelle, der Palazzo Giardino, ein mit der Stadt verbundenes herzogliches Lustschloß mit seinen Malereien und Gärten, das ehemalige weitläufige Benedictinerkloster, die Carthause u. s. w. Die von Don Philipp angelegte Bibliothek ist ausgezeichnet durch Pracht und Ordnung und reich an literarischen Schätzen. Die Bodonische Druckerei gehört zu den ersten in Europa. — Parma nebst Piacenza gehörte ehemals zu dem diesseit der Alpen gelegenen Gallien, kam unter die Herrschaft der Römer, und erfuhr alle Veränderungen, welche das römische Reich in Italien trafen. Beide Städte rissen sich in der Folge von der Oberherrschaft der deutschen Könige los, wurden mächtige und angesehne Republiken, gehörten zum Bunde der lombardischen Städte, litten aber später sehr durch die Kämpfe ihrer vornehmen Familien. Die Häuser Este und Visconti besaßen Parma einige Zeit. Ludwig XII. eroberte beide Städte. Nach der Auflösung der Ligue von Cambray (1508) eroberte sie Papst Julius II. Eigenmächtig erhob Papst Paul III. (aus dem Hause Farnese) Parma nebst Piacenza zum Herzogthume (1543) und belehnte damit seinen natürlichen Sohn Peter Aloysius Farnese, dessen Nachkommen sich zum Theil als Krieger (z. B. Alexander, im Kriege in den Niederlanden) bekannt gemacht haben. Als 1731 der Mannsstamm des Hauses Farnese mit Herzog Anton erlosch, erhielt der Infant Don Carlos, Sohn Königs Philipp V. von Spanien und der Elisabeth Farnese, die Herzogthümer Parma und Piacenza, die ihm schon früher durch verschiedene Verträge zugesichert worden waren. Als dieser Prinz durch den Frieden zu Wien (1735) das Königreich beider Sicilien erhielt, wurde Parma und Piacenza dem Kaiser als Entschädigung überlassen. Durch den aachner Frieden (1748) überließ Oesterreich Parma, Piacenza und Guastalla an den spanischen Infanten Don Philipp, mit der Bedingung des Rückfalls an Oesterreich, im Fall der Mannsstamm dieses Infanten erlöschen oder einer seiner Nachkommen den sicilianischen oder spani-

Digitized by Google

schen Thron besteigen sollte. Auf Philipp folgte 1765 dessen Sohn Ferdinand, der im Jahr 1796 mit Frankreich Frieden schloß und sich durch Spaniens Allianz mit Frankreich im Besitze seiner Länder behauptete. Dem Erbprinzen wurde sogar im J. 1801 das Königreich Hetrurien ertheilt. Als aber 1802 der Herzog Ferdinand starb, nahm Frankreich, zufolge einer mit Spanien abgeschlossenen Uebereinkunft, von Parma, Piacenza und Guastalla Besitz, administrirte sie bis 1805 und vereinigte sie darauf als ein eigenes Departement mit der 28sten Militärdivision. Durch den pariser Frieden (1814) und die Acte des wiener Congresses (1815) wurden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla der bisherigen Kaiserin von Frankreich, Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich, als völlig souveraines Eigenthum überlassen. Dieser Verfügung widersprach der spanische Hof, verlangte jene Herzogthümer für die ehemalige Königin von Hetrurien, Maria Louise, deren verstorbener Gemahl, als er (1801) Hetrurien erhielt, seine Rechte an Parma ꝛc. aufgegeben hatte, und verweigerte deßwegen seinen Beitritt zur wiener Congreßacte. Durch eine besondere, zu Paris abgeschlossene Convention wurde in der Folge festgesetzt, daß Parma nebst Zubehör, nach dem Tode der jetzigen Regentin, an die verwittwete Königin von Hetrurien und ihre männlichen Nachkommen in gerader Linie, nach deren Erlöschen aber an Oesterreich und Sardinien fallen solle. Der nachmalige Versuch des spanischen Hofes, die Erzherzogin Maria Louise schon jetzt zur Abtretung von Parma an die Königin von Hetrurien gegen eine Entschädigung in Gelde zu bewegen, ist ohne Erfolg geblieben. — Die Herzogin regiert ihre Länder ganz uneingeschränkt. Die Landesangelegenheiten werden durch die Departements (des Innern, der Finanzen, des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten), deren jedem ein Präsident vorgesetzt ist, verwaltet. Die Einkünfte schätzte man sonst auf 1,500,000 Gulden, jetzt sollen sie weit stärker seyn. Das Militär besteht aus einem Infanterie-Regimente. Oesterreich hat, durch die vorerwähnte pariser Convention, das permanente Besatzungsrecht der Festung Piacenza erhalten. Die gewöhnliche Residenz der Herzogin ist Parma, im Sommer das Lustschloß Colorno. Der Hofstaat ist wenig glänzend. Parma hat auch einen Ritterorden, den Constantin-Orden. Die griechischen Kaiser aus der Familie der Comnenen haben ihn (1190) gestiftet, und einer der letzten Abkömmlinge derselbe überließ das Großmeisterthum des Ordens (1699) an den Herzog von Parma. Er besteht aus vier Classen. Der König von Neapel behauptet auch Großmeister dieses Ordens zu seyn, weil Parma 1731 an seine Familie gefallen war.

Parmenides, ein berühmter griechischer Philosoph der eleatischen Schule, blühte um das Jahr 504 vor Chr. Geb. Er war aus Elea gebürtig und besaß ein großes Vermögen, in dessen Genusse er mit glänzendem Aufwande lebte. Er zeichnete sich auch in bürgerlichen Geschäften aus und soll seinen Mitbürgern einige Gesetze gegeben haben, welche man in so hohen Ehren hielt, daß die Obrigkeit jährlich einen Eid ablegen mußte, für ihre Befolgung zu wachen. Parmenides wurde der Schüler und Nachfolger des Xenophanes; auch soll er (vielleicht in seiner Jugend) den Anaximander gehört und um 460 mit Zeno eine Reise nach Athen gemacht haben. Nach dem Zeugnisse des Cebes war Parmenides ein Muster der Tugend. Er schrieb die Lehre seiner Schule von dem Scheine der Sinne und der Realität der Vernunfterkenntniß, die er mit größerer Bestimmtheit

Digitized by

entwickelte, in Versen, von denen aber nur einige verstümmelte Fragmente, die Henricus Stephanus unter dem Titel: de poesi philosophica und Fülleborn in seinen Beiträgen gesammelt hat, auf uns gekommen sind.

Parnassus, Parnaß, ein noch jetzt unter dem alten Namen bekanntes Gebirge in der griechischen Landschaft Phocis, an dessen Fuße die Stadt Delphi mit der castalischen Quelle lag. Es war dem Apollo und den Musen heilig. Den Namen leitet man bald von dem alten Heros Parnassus, einem Sohne Neptuns, bald von Deucalions Kasten (Larnace) ab, in welchem dieser bei der großen Wasserfluth hier landete, daher es auch anfänglich Larnassus geheißen habe. Es hat zwei Spitzen, von denen die südliche Hyampea, die nordwestlichste Tithorea hieß. Der höchste Gipfel hieß Lycoreus.

Parnell (Thomas), ein scherzhafter englischer Dichter. Er war 1679 zu Dublin geboren, erhielt eine gute Erziehung, widmete sich der Theologie, ward 1700 Magister und drei Jahre später ordinirt. Im Jahr 1705 wurde er zum Archidiaconus von Clogher vorgeschlagen, und um dieselbe Zeit verheirathete er sich. Seitdem besuchte er häufig England, wo er die angenehmsten Tage verlebte. Seine geselligen Eigenschaften ließen ihn allenthalben gute Aufnahme finden. Seine ersten Verbindungen waren mit den damals mächtigen Whigs; die gelehrtesten Männer unter ihnen, als Addison, Congreve und Steele, wurden seine Freunde. Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna aber, als die Torys siegten, verließ Parnell (wahrscheinlich von Swift dazu vermocht,) seine alten Freunde, und trat in genaue Verbindung mit Pope, Gay und Arbuthnot, welche, wie Swift, der Gegenpartei mit Eifer anhingen. Seine glänzenden Aussichten auf hohe geistliche Würden und Aemter wurden durch die Ministerialveränderung beim Tode der Königin Anna zerstört. Auf Swifts Empfehlungen an den Erzbischof King erhielt er indeß eine Präbende und die einträgliche Pfarre von Finglaß. Sein häusliches Glück vernichtete im J. 1712 der Tod seiner würdigen Gattin. Nie konnte er diesen Verlust verschmerzen; er suchte Trost in unmäßigem Genusse des Weins und verkürzte dadurch sein eigenes Leben. Mißvergnügen und Unruhe verfolgten ihn bis an den Tod, der ihn im Jahr 1717 in seinem 38sten Jahre hinraffte. Parnell hat Mehreres in Prosa und in Versen geschrieben. Er ist der Verfasser von dem Leben Homers vor Pope's Iliade, das jedoch im Style viele Verbesserungen von Letzterm erhielt, und einer Lebensgeschichte des Zoilus, welche eine Satire gegen Theobald und Dennis seyn soll; auch lieferte er Einiges in den Spectator und Guardian. Alle diese Werke verrathen Gelehrsamkeit und Phantasie. Gegenwärtig wird er nur noch als Dichter gekannt und geschätzt. Nach seinem Tode gab Pope eine Auswahl seiner Gedichte heraus, welche seitdem mehrmals wieder gedruckt worden sind. Sie gehören zwar nicht zu dem Edelsten und Vollendetsten, wohl aber zu dem Leichtesten und Gefälligsten der englischen Poesie. Mehrere sind glückliche Uebersetzungen oder Nachahmungen. Im J. 1758 erschien noch ein Band seiner nachgelassenen Werke, der jedoch seinem Rufe eher Nachtheil als Vortheil gebracht hat.

Parny (Evariste), unter den neuern Elegiendichtern der Franzosen einer der vorzüglichsten, und um so mehr der Erwähnung werth, da gerade in dieser Gattung die französische Literatur sehr arm ist. Im J. 1787 erschienen seine Elegien, Oden, Lieder, Idyl-

Digitized by Google

len u. s. w. in zwei Bändchen unter dem Titel: Oeuvres complettes. Später gab er sein berüchtigtes komisches Heldengedicht: La guerre des Dieux anciens et modernes, poéme en dix chants, (Paris 1799 und öfter) in welchem die christliche Mythologie, vorzüglich mit den Waffen des Lächerlichen, angegriffen wird, wie wohl früher nie geschehen seyn dürfte. Das Directorium hatte ihm wegen dieses Gedichts die Aufnahme in das Institut verweigert, in welches er jedoch später trat. Er starb 1814.

Parochie, der Kirchsprengel, das Kirchspiel, d. h. gewisse zu Einer Kirche gehörige und in dieselbe eingepfarrte Personen, und der Bezirk, in welchem sie wohnen, oder auch mehrere Dorfschaften mit ihren Bewohnern, welche zu einer Kirche gehören, — die Pfarre. Daher heißt auch Parochialkirche (Pfarrkirche) die Hauptkirche in einer Parochie, an welcher sich der Pfarrer (Parochus) befindet. Im Gegensatze von Filial- oder Tochterkirche heißt sie auch Mutterkirche.

Parodie (wörtlich Nebengesang). Mit diesem Namen belegten die Griechen scherzhafte Gedichte, auch wohl nur einzelne Theile, wozu ganze Stellen oder einzelne Ausdrücke ernsthafter Gedichte entlehnt oder doch nachgeahmt wurden. Athenäus hat uns ein solches Gedicht von Matron aufbehalten, und nennt den Hipponax, Aristoteles aber den Hegemon von Thasos als den Erfinder. Aristophanes ist voll solcher Parodien. Wir verstehen unter Parodie ein Werk, in welchem ein ernstes poetisches Werk mit Veränderungen seines Gegenstandes in ein anderes selbstständiges, entweder ernstes oder komisches Gedicht umgebildet wird. Gewöhnlicher ist der letztere Fall; daher Parodie, gleichbedeutend mit Travestirung im engern Sinne, das einem ernsten Gedichte nachgebildete und entsprechende komische bedeutet. In einem noch engern Sinne und von der Travestirung unterschieden findet Parodie nur da Statt, wo (wie im Frosch- und Mäusekriege) nur die Hauptbegriffe und Figuren verändert werden, die Nebenbegriffe und die ganze Form der Behandlung aber beibehalten wird. Sie wirkt durch den Contrast zwischen dem Gemeinen des Gegenstandes und dem edeln erhabenen Tone. Auch braucht die Parodie nicht ein vorhandenes, ernsthaftes Werk in allen einzelnen Theilen sclavisch nachzubilden, sondern kann auf jeden gewählten Gegenstand den Ton und Geist eines ernsten Gedichts scherzend anwenden. Ja in einem höhern Sinne ist das wahre Lustspiel Parodie der Tragödie überhaupt. Das Parodiren (scherzhaft nachbilden) kann, wenn es mit Witz und Laune geschieht, angenehm unterhalten und zugleich gewissen erhabenen Ausschweifungen und Uebertreibungen entgegenwirken. Bei den witzigen Franzosen haben diese Parodien den meisten Beifall gefunden. Auch wir besitzen manche gelungene Parodie, als den Herodes von Bethlehem u. a. Vergl. Travestirung.

Parole heißt in der Kriegssprache das Losungs- oder Erkennungswort, welches in einem oder ein Paar Wörtern besteht, woran die zu einem und demselben Heere gehörigen Krieger sich erkennen. Der commandirende General, Commandant einer Festung, gibt täglich ein solches Wort aus. Hierzu kommt im Felde noch das sogenannte Feldgeschrei, und oft auch die Losung; wer sich durch Angebung derselben nicht legitimiren kann, wird feindlich behandelt.

Paroli, im Pharospiel eine Biegung der Karte, welche anzeigt, daß der Spieler seinen Satz und den schon gemachten einfachen

Digitized by Google

Gewinn noch einmal aufs Spiel setzen will, um, wenn er nochmals trifft, seinen Satz dreifach zu gewinnen. — Davon abgeleitet ist der Gebrauch des Wortes Paroli für eine treffende Replik auf einen witzigen oder spöttischen Angriff, wodurch derselbe dem Gegner in verstärktem Maße zurückgegeben wird.

Paros, eine noch jetzt unter diesem Namen bekannte Insel des griechischen Archipelagus (s. diesen Art.), welche bei den Türken den Namen **Bara** führt. Sie war im Alterthume reich und mächtig, hatte fruchtbare Gefilde, zahlreiche Viehheerden und zwei vortreffliche Häfen. Nach der Besiegung des Xerxes wurde Paros, das sich in diesem Kriege zwar nicht, wie früher, mit den Persern verbunden, aber doch ein zweideutiges Betragen beobachtet hatte, von Themistokles erobert, und blieb den Athenern unterworfen. Nach Alexander kam es eine Zeit lang unter den ägyptischen König Ptolemäus; bald aber gelangten die Athener wieder zum Besitz, und erhielten sich darin bis auf Mithridates; dann kam die Insel unter die Botmäßigkeit der Römer, welche sie zur Provinz machten. Im Alterthume war Paros besonders wegen seiner herrlichen Marmorbrüche, besonders in den Steinbrüchen des Berges Marpessa, berühmt. Hier wurde auch die bekannte parische Marmorchronik verfertigt (s. **Marmorchronik**). — Jetzt steht Paros unter türkischer Herrschaft und gehört zur Statthalterschaft des Capudan Pascha. Durch einen Canal wird sie von der Insel Antiparos getrennt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf kaum 2000. Der Hauptort Parichia, eigentlich nur ein Dorf, steht wahrscheinlich auf den Ruinen des alten Paros. Das Schloß und die Kirche der heiligen Jungfrau sind aus den Ueberresten alter prächtiger Gebäude aufgeführt. Das Innere der Insel ist bergig und mit einer Menge Denkmäler des Alterthums angefüllt. Das Hauptproduct ist Baumwolle; auch bringt die Insel etwas Korn und Wein hervor. Der beste Ankerplatz auf der Insel ist Naussa, wo Kriegsflotten sich sicher aufhalten können, und welcher daher auch den Galeeren des Capudan Pascha zu einer Station dient.

Paroxysmus, der Zustand der am höchsten gestiegenen Verstärkung eines einzelnen Fieberanfalls, daher auch jede periodisch wiederkehrende heftige Verschlimmerung einer Krankheit, von dem griechischen Worte paroxynein (scharf, heftig machen, anreizen). Es lassen sich nämlich bei dem ganzen Verlaufe des Fiebers die drei Stadien, der Zunahme, der Höhe und der Abnahme, unterscheiden (s. **Fieber**); jedes Fieber im Ganzen besteht aber wieder aus einzelnen Fieberanfällen, welche zusammengenommen den ganzen Umlauf des Fiebers bilden. Bei dem Wechselfieber (febr. intermittens) sind diese einzelnen Fieberanfälle am deutlichsten von einander getrennt, indem ein beinahe ganz fieberfreier Zeitraum von sechs, bis vierundzwanzig, bis achtundvierzig Stunden dazwischen liegt. Bei dem nachlassenden Fieber (febr. remittens) ist der Trennungszustand zwischen den einzelnen Fieberanfällen schon weniger deutlich, indem er sich bloß durch einen merklichen Nachlaß der vom Fieber abhängigen Zufälle offenbart, während die meisten, besonders die wesentlichen Zufälle, ununterbrochen fortdauern. Im Verlauf dieser einzelnen Fieberanfälle nun läßt sich eben so, wie im Ganzen, ein Zeitraum der Zunahme, der höchsten Stärke und der Abnahme der Zufälle wahrnehmen, und diese Periode der Höhe, wo die Zufälle an Menge und Heftigkeit den höchsten Gipfel erreicht haben, wird schon in der Hippocratischen Schule Paroxysmus, sonst auch accessio, exacerbatio,

Digitized by Google

genannt. Doch ist es nicht selten, daß man auch andere heftige Zufälle überhaupt, besonders wenn sie mit gewaltsamen Aeußerungen, mit Krämpfen und Convulsionen oder Wahnsinn und Rasen, verbunden sind, und periodisch wiederkehren, den Paroxysmus nennt. Der Paroxysmus in Fiebern ist entweder regelmäßig, d. h. zu bestimmten Zeiten zurückkehrend, wie z. B. in den gemeinen Wechselfiebern, oder unregelmäßig, zu unbestimmten und in ungleichen Zeiträumen wiederholend, wie in manchen unordentlichen Wechselfiebern, in vielen anhaltenden Fiebern, in Nervenfiebern, und andern. In den meisten Fiebern fällt die Zeit des Paroxysmus auf den Abend oder in die Nacht, daher die Kranken in dieser Zeit sich allemal schlimmer befinden, als Vormittags, wo gemeiniglich der Nachlaß des Fiebers eintritt. Selbst dann, wenn das Fieber dem Anscheine nach gänzlich verschwunden ist, bemerkt der Kranke oft noch Abends oder in der Nacht etwas gelind Fieberhaftes, gleichsam einen Wiederschein des vorübergezogenen Ungewitters. H.

Parrhasius, ein berühmter griechischer Maler, gebürtig aus Ephesus. Sein Vater Euenor war ebenfalls Maler, und blühte um das J. 420 vor Chr. Geb. Der Sohn war ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Zeuxis. Nach Plinius brachte Parrhasius zuerst Ebenmaß in die Malerei, lebhaften Ausdruck und Anmuth in die Gesichtsbildung und Geberde, und übertraf alle Maler im Umriß. Es werden mehrere seiner Gemälde von den Alten angeführt. Sein hoher Ruf machte ihn ungemein stolz und anmaßend. Wie Athenäus versichert, ging er in Purpur gekleidet, mit einem goldnen Kranze auf dem Kopfe, und nach Plinius leitete er seine Abkunft vom Apollo ab, der den Beinamen Parrhasius führt. Er wetteiferte mit dem Thimanthes aus Samos in einem Gemälde, das den Ajax, wie er mit dem Ulysses um die Waffen Achills kämpft, vorstellte. Als seinem Gegner der Preis zuerkannt wurde, sagte er spöttisch: es sey ihm um den Helden leid, daß er abermals von einem Nichtswürdigen überwunden worden.

Parsen, s. Gebern.

Parteigänger, s. Partisan und Freicorps.

Parthenon, ein berühmter Tempel der Minerva Parthenos (der Jungfrau) zu Athen, den Perikles von den Baumeistern Ictinus und Kallikrates erbauen ließ. (S. Athen).

Parthenope ist der alte Name der Stadt Neapel. Man leitete diesen Namen von einer Sirene Parthenope her.

Parthenopeische Republik, s. Neapel.

Parther. Der Name Parthien kommt im Alterthume in dreifacher Bedeutung vor. Im weitläufigsten Sinne versteht man darunter das ehemalige parthische Reich zwischen dem Euphrat, Oxus, dem caspischen und dem indischen Meere. Im engsten Sinne ist Parthjen (Parthiene) das kleine Land, wo die so berühmten Parther wohnten, umgrenzt von Hyrkanien, Aria, Karmanien und Medien, und rings umher von Gebirgen eingeschlossen, das man in dem heutigen nordwestlichen Theile von Chorasan, wo jetzt Kurti und Thus liegen, zu suchen hat. Endlich in einem mittlern Sinne bedeutet Parthien auch die nördlichen Provinzen Persiens, das gesegnete Hyrkanien (jetzt Masenderan, Dscherdschan und Korkan), das kleine Parthiene selbst, durch Pferdezucht berühmt, Aria (einen Theil von Chorasan), Margiana (jetzt Forg und Maruschak in Ostchorasan), Bactriana (oder den südlichen Theil der Bucharei), die Länder um den

Paropamisus (die Gegend um Candahar), Drangiana (Sejestan), Arachosia und Sagdiana (den nördlichen Theil der großen Bucharei). Die Parther (Flüchtlinge), waren in den frühesten Zeiten als Wilde bekannt, und stammten von den Scythen. Vielweiberei war unter ihnen herrschend. Sie fochten nur zu Pferde, waren als Bogenschützen berühmt und besonders im Fliehen furchtbar. Sie kamen unter die Herrschaft der Perser, Macedonier und Syrer. Unter diesen blieben sie bis auf Antiochus II. Damals grif Arsace (Aschak) zu den Waffen, vertrieb die Syrer, und verbreitete seine Siege über die benachbarten Länder. Noch mehr thaten dies seine Nachfolger. So entstand jenes wichtige parthische Reich, beherrscht von den Arsaciden (Aschkaniern oder Aschakern) seit dem J. 256 vor Chr. Geb. Hauptstadt des Reichs war Ctesiphon, an der östlichen Seite des Tigris von Vardanos erbaut. Sie kriegten mit den Römern mit abwechselndem Glücke, nie aber konnten die Römer ihnen dauernde Vortheile abgewinnen. Crassus blieb gegen sie (53 vor Chr. Geb.) in einer großen Niederlage. Trajan hatte zwar einen Theil von Parthien erobert, aber diese Eroberung wurde theils von ihm selbst, theils von Hadrian wieder aufgegeben. Im J. 214 nach Chr. Geb. erregte Artaxerxes, ein Perser, Sohn des Sassan, einen Aufstand, stürzte die Arsaciden vom Throne und unterwarf 229 ganz Mittel-Asien sich und dem sassanidischen Hause. (S. Persien).

Particip, Mittelwort, ist in der Sprache derjenige Theil eines Zeitworts, welcher an sich die Natur eines Eigenschaftsworts hat, doch mit dem Unterschiede, daß er zugleich die Zeitverhältnisse angibt, und übrigens zu Bildung zusammengesetzter Zeitformen gebraucht wird. Von diesem Schweben, diesem Sichaneignen von dem Zeit- und von dem Eigenschaftsworte führt es seinen Namen; denn es participirt, hat Theil an ihnen. Der Gebrauch desselben im Deutschen ist zum Theil durch einen gewissen Geschmacksdünkel mehr beschränkt worden, als der Geist der Sprache fodert, und frühere oder ältere Muster bestätigen dürften. Doch hat die Sprache durch ihre Gesetzgeber, die Philosophen und Dichter, also auch tüchtige sprachkundige und geschmackvolle Uebersetzer sich hierin Manches wieder zugeeignet, was man noch vor einiger Zeit für unzulässig achtete. Dahin gehört z. B. die Participialconstruction, welche in der lateinischen Sprache durch die sogenannten absoluten Ablative bewirkt wird: quo facto, dies gethan. Und es ist nicht zu leugnen, daß, namentlich in diesem Falle, an Kraft und Kürze gewonnen wird, wenn durch Auflösung des Satzes mittelst einer Partikel und der bestimmten Zeitform nur Weitschweifigkeit entsteht. Was übrigens durch gehörigen Gebrauch der Participien für den Periodenbau der Sprache gewonnen werden könne, zeigen manche wissenschaftliche Schriften; dahingegen eine seichte Popularität die Entgliederung und Auflösung desselben in kleine zerstückte Sätzchen begünstigt hat. Daß jedoch hier mit Umsicht verfahren werden müsse, versteht sich von selbst. Denn eine Vergleichung der Sprachen zeigt wohl, daß die eine hierin freier ist als die andere. So hat selbst die Tochter der lateinischen Sprache, die italienische, in dieser Sphäre nicht Alles, was die Mutter hat, ob sie gleich im Einzelnen Manches herübergenommen, was dahin gehört, wie das Wort futuro selbst, welches in der Form doch ein Particip ist, das aber nicht, wie im Lateinischen, von allen Zeitwörtern gebildet werden kann. Das Italienische hat hierin wieder mehr Beweglichkeit als das Deutsche. Wa-

Partikel (particula). Partikeln heißen in der Sprachlehre solche Redetheile (s. d. Art.), welche keiner Umbiegung fähig sind, weder declinirt noch conjugirt werden können, als: die Präposition, das Adverbium, die Conjunction. Man nennt sie Partikeln, weil sie in der Regel, dem äußern Umfange nach, die kleinsten Redetheile sind, indem die meisten von ihnen aus Stammlautern oder unverändert gebliebenen Stammwörtern bestehen. Da aber das äußere Merkmal des größern oder geringern Umfangs eines Wortes, als etwas bloß Zufälliges und in den verschiedenen Sprachen Verschiedenes, keinen Eintheilungsgrund der Sprachformen geben kann, und das Merkmal der Kleinheit keineswegs allen inflexibeln Redetheilen, dagegen vielen Wörtern der übrigen Classen zukommt; so haben neuere Sprachlehrer diesen grammatischen Kunstnamen ganz aufgegeben, und die Redetheile, in Hinsicht der Veränderung, deren sie fähig oder nicht fähig sind, in biegsame und unbiegsame (flexibele und inflexibele) eingetheilt.

Partisan, Parteigänger, der Anführer einer Truppe, die zum kleinen Kriege (zu Streifzügen ꝛc.) bestimmt ist. (S. Freicorps). — **Partisane**, ehemals ein Gewehr, eine Art von Spieß, welches unter dem Stecheisen noch eine Barte oder ein kleines zweischneidiges Beil hatte. Es ist dieselbe jetzt nur noch an einigen Höfen bei den Trabanten gewöhnlich, welche sie zur Zierde tragen.

Partitur nennt man in der Musik die schriftliche Uebersicht aller zu einem vielstimmigen Tonstücke gehörigen Stimmen (der musikalischen Partien). Die Partitur ist zuerst das Werk des Tonsetzers, wodurch derselbe das, im Geiste schon entworfene, oder sich während des Schreibens ausbildende Tonganze äußerlich festhält, indem er zugleich den Antheil jeder Sing- und Instrumentalpartie an demselben, wie diese sich bald thätig, bald pausirend verhalten, durch Notenschrift und andere musikalische Signaturen verzeichnet. Hauptsächlich geschieht dies dadurch, daß die einzelnen Partien auf besondern Liniensystemen Tact für Tact unter einander geschrieben werden, so daß man, was in jedem Tacte von irgend einer Sing- oder Instrumentalpartie zu leisten ist, vollkommen übersehen kann. Das Entwerfen der Partitur hängt mit dem Componiren unmittelbar zusammen; denn dadurch entsteht überhaupt ein Kunstwerk, daß das im Geiste Gebildete äußerlich, und von dem Geiste, aus welchem es hervorgegangen, abgesondert wird. Wie wäre es auch dem schöpfungsreichen Künstler möglich, namentlich ein Tonstück von größerm Umfange, an dessen Ausführung so viele Stimmen Antheil haben, nach seinen neben und nach einander fortlaufenden Tonreihen lange im Gedächtnisse festzuhalten? Wir setzen aber voraus einen echten Tonsetzer, der nicht erst des Papiers bedarf, um ein Tonstück hervorzubringen, oder seine musikalischen Gedanken erst dann aufschreibt, nachdem er sie auf irgend einem Instrumente gehört hat, wenn er gleich das Einzelne sich durch Hören mehr verdeutlichen kann. Denn was nicht aus dem Geiste seinen Ursprung nimmt, und im Geiste als Ganzes entworfen wird, hat keinen Werth. Einzelne Gedanken an einander reihen zu einem gefälligen Eindrucke, macht nicht den Tonsezer aus; denn daraus wird nimmer ein wahrhaftes Ganzes. Damit leugnet man jedoch nicht, daß nicht der Tonsetzer bei der Anlage seiner Partitur zuerst nur die Grundzüge des Ganzen, wie es im Geiste ausgedacht ist, entwerfen, und erst allmälig, gleich dem Maler, der die Mitteltinten und den vollkommenen Ausdruck des Colorits erst nach

Digitized by Google

vollendeter Zeichnung hervorbringt, die Harmonie ausfüllen, das Einzelne genauer ausarbeiten, und zur vollkommensten Uebereinstimmung mit dem Ganzen ausbilden werde. Die Anordnung der Partien in der Partitur muß, obwohl im übrigen viele Verschiedenheit darin Statt finden kann, und jeder Tonsetzer die ihm bequemste Methode befolgt, im Allgemeinen doch dem Zwecke der Partitur entsprechen, d. h. eine leichte Uebersicht des vielstimmigen Tonganzen gewähren. Gewöhnlich geschieht dies, indem man die Sopraninstrumente über die Mittelstimmen und Baßinstrumente, und die Singstimmen unter die Instrumentalpartien der Violonpartie zunächst stellt, ferner den obligatern und bedeutendern Partien die mittlern Systeme in der Partitur einräumt. Nach der Vielstimmigkeit des Tonstücks faßt die Partitur mehr oder weniger Notensysteme. Aus ihr werden dann, wenn das Tonstück von dem dazu gehörigen Personale ausgeführt werden soll, die einzelnen Partien besonders ausgeschrieben, und um Fehler der Aufführung zu vermeiden, nach derselben corrigirt. Nach ihr wird ferner überhaupt ein größeres Tonstück vervielfältigt; das Copiren desselben nach den einzelnen ausgeschriebenen Partien ist größern Fehlern unterworfen, da hingegen bei der Ansicht der zusammengestellten Stimmen der Fehler leichter zu entdecken ist. Nach ihr pflegt daher auch die Aufführung des Tonstücks durch die dirigirende Person angeordnet zu werden; ja nach ihr kann endlich das Tonstück selbst, namentlich in Hinsicht seiner harmonischen Verhältnisse, gründlicher beurtheilt werden, da hingegen dem Ohre Manches entgeht, und bei der Ausführung schnell vorüberfliegt. Des Directors Sache ist es daher, eine Partitur lesen zu können, um darnach, vorzüglich in musikalischen Proben, die Ausführung des Ganzen und Einzelnen zu leiten, damit die Ausführung möglichst fehlerfrei sey. Dazu gehört aber Kenntniß der Harmonie, Kenntniß der Singstimmen und Instrumente, so wie ihrer Bezeichnungen, Kenntniß der Zeitmaße, (die vorzüglich nach der vorgeschriebenen Bezeichnung, mehr aber noch durch den Geist des Ganzen, und nach dem den einzelnen Partien zugemutheten Antheil zu bestimmen sind,) endlich was überall nothwendig ist, eine große Uebung und Erfahrung. Letztere sind in einem noch höhern Grade nothwendig, um eine Partitur auf dem Clavier oder Pianoforte zu spielen, was vorzüglich in den erstern Proben großer Stücke (z. B. der Opern, Kirchenstücke) nothwendig ist, bei welchen einzelne Partien für sich eingeübt werden, oder auch zur genauern Beurtheilung des Tonsatzes, oder endlich zum Vergnügen geschieht. Für den erstern Zweck wird zwar auch häufig die Violine angewendet, allein es wird vorzüglich bei stark besetzten Tonstücken, welche eine mannichfaltige und schwere Harmonie haben, dann oft der Fall eintreten, daß beim nachmaligen Hinzutreten der Instrumente und einer reichen Harmonie der Sänger oder Spieler sich kaum zu orientiren weiß und ein anderes Tonstück, als das eingeübte zu hören glaubt. Nach dem Clavierauszuge diejenigen Partien einüben, welche nicht darin enthalten sind, oder gar nach ihm die Aufführung dirigiren, wird der Musikdirector nur höchstens dann, wenn ihm das Tonstück im Ganzen und Einzelnen vollkommen bekannt ist. Von dem Virtuosen, dergleichen es jetzt in Deutschland viele gibt, erwartet man, daß er das Tonstück auf dem Instrumente so vortrage, oder die einzustudirenden Partien so begleite, als ob er eben einen vollkommenen Clavieraufzug liefere, wobei freilich der Zweck des Nachhelfens und Einstudirens mannichfaltige Ausnah-

Digitized by Google

men nothwendig macht. Der Partiturspieler muß die größte und leichteste Uebersicht, Gewandtheit und Geistesgegenwart besitzen, um das Wesentliche eines Tonstücks auf seinem Instrumente hören zu lassen, und unter seine zwei Hände geschickt zu vertheilen, wozu außer den obigen Erfodernissen auch noch eine sehr bedeutende Fertigkeit im Clavierspiel und eine ungemeine Kenntniß des Generalbasses gehört. Wie viel eine Partitur von Mozart, Cherubini, Beethoven u. s. w. in dieser Hinsicht erfodere, bedarf nicht entwickelt zu werden. Immer muß das Partiturspiel sich zu der Aufführung wie der einfarbige Kupferstich zu dem Gemälde verhalten, das mit dem Reize aller Farben geschmückt ist. Man findet übrigens die Partituren häufiger geschrieben als gedruckt oder gestochen, theils weil die Meisten geschriebene Noten lieber lesen und besser übersehen, theils weil der Verlag der Partituren im Musikhandel nur bei bedeutenden und schon als meisterhaft anerkannten, oder um besonderer Zwecke willen gesuchten Tonstücken einen die Kosten des Verlegers belohnenden Absatz gewährt. T.

Parzen (griechisch Mören), die unerbittlichen Schwestern, deren Geschäft ist, den Lebensfaden der Menschen zu spinnen. Namen und Zahl derselben kommen bei Homer nicht vor. Der Name Clotho (die Spinnerin) war anfangs wahrscheinlich allgemein. Als ihre Zahl aber drei wurde, und die Dichtkunst für sie bestimmte Namen erfand, wurde Clotho besonderer Name, neben Atropos und Lachesis, aber ohne eine besondere Function anzudeuten. Diese lag auch nicht in den Namen der zwei andern; denn Atropos drückt das unveränderliche Schicksal, Lachesis das Loos oder den Zufall aus, mithin bezeichnen alle drei das Schicksal von verschiedenen Seiten. Bei Homer und Hesiod erscheinen sie als Göttinnen des menschlichen Schicksals und einzelner Geschicke, ohne Todesverhängniß. Bei den Lyrikern treten sie in den weitern Kreis der Ereignisse überhaupt, und sind überall gegenwärtig, wo etwas zu vertheilen ist (a partiendo, dem griechischen *μειρειν*). In der engsten Bedeutung sind sie die todbringenden Schicksalsgöttinnen, die Göttinnen des Todes, als allgemeinen und endlichen Verhängnisses. Als Göttinnen des Todes gehören sie der Unterwelt an und sind Töchter des Erebus und der Nacht; als Schicksalsgöttinnen sind sie Dienerinnen des Zeus und demselben von der Themis geboren. Die erstere Abstammung ist gewiß die spätere. Als Töchter des Zeus nehmen sie Antheil an den Bestimmungen des Schicksals, und werden von ihm abgesendet, seine Befehle zu vollziehen. Sie spinnen dem Menschen seine künftigen Schicksale in einem Faden zu, wissen also die Zukunft und prophezeihen sie; sie singen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen und sind unwandelbar. Man legte dann auch jeder ihr bestimmtes Geschäft bei. Die eine schrieb, die andre sprach, die dritte spann den Faden ab, oder Atropos war die vergangene, Lachesis die künftige, Clotho die gegenwärtige Zeit, und so deuten sie Anfang, Mitte oder Dauer und Ende des Lebens. Abgebildet werden sie, wie Lachesis die Spindel, Clotho den Rocken und Atropos die Scheere hält, mit welcher sie den Faden durchschneidet.

Pascal (Blaise), geboren zu Clairmont am 19ten Juni 1623. Einer der geistreichsten Asceten, oder, es recht und wahrhaft zu sagen, ein frommer Christ. Er verrieth in den frühesten Kinderjahren, als er kaum sprechen konnte, durch die passendsten Antworten und

Digitized by Google

sinnigsten Fragen eine ungemeine Geisteskraft. Er war einziger Sohn des Präsidenten der Grafenkammer, der ihn, da er, drei Jahr alt, seine Mutter verlor, außerordentlich liebte und selbst unterrichtete. 1631 zog die Familie nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte sich der Knabe lediglich unter des Vaters Leitung, welcher Kraft und Gegenstand derselben besonnen in Verhältniß zu bringen wußte und ihn vor dem 12ten Jahre nicht Latein lehrte, obwohl er ihm klare und helle Begriffe über Sprache und Sprachbildung beibrachte. Seine Fortschritte in den Sprachen waren deßhalb um so schneller. Hierauf belehrte er ihn auch über wunderbare Naturwirkungen, und mußte stets des Knaben Scharfsinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindringenden Verstand bewundern, der schon selbst forschte, wo er unbefriedigt war. Entschiedene große Anlage zeigte er zur Geometrie, obgleich ihm sein Vater den Unterricht in der Mathematik, worin er selbst bedeutende Kenntnisse hatte, versagte, mit dem Bedeuten, zuvor müsse er erst Griechisch und Latein gelernt haben. Kaum hatte der Knabe ihm auf die Frage: was denn Mathematik sey? die Antwort entlockt, sie zeige, wie man richtige Figuren zu entwerfen und ihre Verhältnisse zu einander zu bestimmen habe, so dachte er in seinen Erholungsstunden darüber nach, zeichnete mit Kohle Kreise und Dreiecke auf den Fußboden, und suchte ihre Verhältnisse auf, definirte sie sich selbst, fand Axiome und endlich Beweise, so daß er bis zu dem 32sten Satze des Euklides vorrückte. Der Vater überraschte ihn dabei unbemerkt, befragte ihn staunend und eilte, vor Freude weinend, zu seinem liebsten Freunde, ihm das Wunder mitzutheilen. Dieser rieth, ihm den Euklides zu geben, den er auch ohne weitere Beihülfe verstand. Von nun an wohnte er den Sitzungen mehrerer Freunde der Mathematik bei, die sich bei seinem Vater versammelten, und entdeckte nicht selten, was kein Anderer sah. So schrieb er schon im 16ten Jahre eine ausgezeichnet scharfsinnige Abhandlung über die Kegelschnitte, doch ließ er sie, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Auffoderungen, nicht drucken. Unterdessen studirte er auch Sprachen, Logik, Physik und andere philosophische Wissenschaften so unermüdet und angestrengt, daß bereits im 18ten Jahre seine Gesundheit unheilbar zerstört war. Dennoch erfand er im Jahre darauf die bekannte untrügliche Rechenmaschine, deren Mechanismus den Arbeitern begreiflich zu machen, ihm viel Mühe kostete, zumal da er fast keinen Tag schmerzenfrei war; auch machte er bis in sein 23stes Jahr mehrere Entdeckungen über die Torricellische Leere. Noch war er nicht 24 Jahr alt, als er durch einige erbauliche Schriften plötzlich erleuchtet und ihm mit siegender Gewißheit klar wurde, daß ein Christ nur Gott, und außer ihm nichts lieben müsse. Sogleich warf er alle profane Wissenschaften bei Seite, und wurzelte nur tiefer in dem, ihm ohnedies eigenen kindlichen Glauben. Dabei faßte er alle, ihm von Herzen verhaßte, als aus Spitzfindigkeit entstehende Ketzerei nach den kirchlichen Entscheidungen scharf ins Auge. Zu Rouen, wo er sich damals mit seiner Familie befand, hörte er, auf Einladung zweier Freunde, einen Irrlehrer, warnte ihn zuvörderst, dann zeigte er ihn bei Herrn von Bellay, der von jenem durch ein zweideutiges Glaubensbekenntniß hintergangen wurde, und als dieser die Sache nicht für so wichtig nahm, in Verbindung mit jenen jungen Leuten beim Erzbischofe an, welcher den Widerruf des Irrlehrers bewirkte. Pascals Frömmigkeit wirkte belebend und anziehend auf seine ganze Familie. Der Vater ward des Sohnes Schü-

Digitized by Google

ler, die eine Schwester, ein geistreiches Mädchen, wählte ein Kloster, wo sie 1661 im 36sten Jahre starb. Pascal war indeß unaufhörlich krank, übte und stärkte aber dabei seine Geduld nur um so mehr. Auf Verlangen der Aerzte ging er in Gesellschaft: aber seine Schwester, die Nonne, brachte ihn bald, wie früher er sie selbst, so weit, daß er allen weltlichen Umgang aufgab, und sich alles Ueberflüssigen, selbst auf Kosten seiner Gesundheit, entschlug. So lebte er gleichmäßig von seinem dreißigsten Jahre an bis an das Ende. Er bezog ein Landgut, entsagte dort allen Vergnügungen, bettete sich selbst, aß in der Küche und ließ nur in dem sich bedienen, was er nicht selbst verrichten konnte. Dabei betete und las er in der heiligen Schrift, die er auf diese Weise ganz auswendig lernte, und in den Auslegern. Er hatte eine natürliche, keusche und eindringliche Beredsamkeit. Eine wundersame Heilung seiner Schwester von einer Thränenfistel gab ihm zu allerlei Gedanken über Wunder Veranlassung, und nährte in ihm den Wunsch, die Atheisten zu bekämpfen. Da ihm aber dieses, wegen des damit verbundenen Weltverkehrs, gefährlich schien, so legte er eine Kette um das bloße Fleisch, und erinnerte sich durch schmerzerregendes Jucken, so oft ihm ein eitler weltlicher Gedanke kam, oder er sich irgendwo zu sehr gefiel, an seinen Vorsatz. Diese Strenge gegen sich selbst übte er bei fortdauernder schmerzhafter Krankheit. Damals machte er auch in schlaflosen Nächten, ohne es zu wollen, allerlei mathematische Entdeckungen, die er, erst auf Bitten eines würdigen Freundes, binnen acht Tagen zum Druck niederschrieb. Trotz seines Ekels konnte er nicht dahin gebracht werden, eine würzige oder Eßlust erregende Speise zu genießen oder zu verlangen. Er hatte in dieser Hinsicht, wie in der Wohlthätigkeit, die er mit größter Aufopferung übte, die zarteste, man möchte sagen, wundeste Gewissenhaftigkeit. Seine Liebe und Reinheit fand selbst in den Liebkosungen der Kinder gegen ihre Mutter, seine Schwester, noch etwas Anstößiges. Wie er sich an Niemand, den er auch liebte, leidenschaftlich anschloß, so verlangte er dasselbe auch von Andern. Seine Schwester selbst, die seiner pflegte, und der er bereitwilligst half, wo er konnte, mußte sich erst allmälig an seine scheinbare Gleichgültigkeit gewöhnen; er meinte, solche Leidenschaftlichkeit entziehe ein Herz Gott, dem es allein angehöre. Außerdem war er dem Könige treu, mild, vergebsam bis zur leichtesten Vergessenheit von Beleidigungen. Er schilderte sich selbst auf einem Blättchen Papier also: „Ich liebe die Armuth, weil Jesus Christus sie liebte. Ich liebe Glücksgüter, weil sie Mittel sind, den Elenden beizustehen. Ich suche Keinem, der mir Böses thut, wieder Böses zu thun, sondern wünsche ihm eine Lage, wie die meine, wo man weder Gutes noch Böses von den Menschen erlebt. Ich strebe immer wahrhaft, aufrichtig und treu gegen alle Menschen zu seyn und habe eine herzliche Zärtlichkeit für die, so Gott mir eng verbunden hat: mag ich allein, oder auch unter Menschen seyn, überall habe ich in meinen Handlungen Gott gegenwärtig, der sie richten wird, und dem ich sie alle geweiht. Dies ist meine Gesinnung und täglich preise ich meinen Erlöser, der sie mir ins Herz gelegt und aus einem schwachen, elenden, sinnlichen, stolzen und ehrgeizigen Menschen, durch Kraft seiner Gnade, von welcher Alles abhängt, mich zu einem von allen diesen Fehlern freien Menschen gemacht." In seiner letzten Krankheit verließ er noch seine Wohnung, weil eine arme Familie, die er zu sich genommen hatte und unterstützte, die Blattern hatte, seine Schwester aber für ihre

Digitized by

Kinder hätte fürchten müssen. In den heftigsten Schmerzen bewies er die größte Geduld, so daß er eher zu genesen fürchtete, weil er, wie er sagte, die Gefahren der Gesundheit und die Vortheile der Krankheit kenne. Am 6ten August bekam er heftigen Kopfschmerz und Schwindel, wollte beichten, Kranke im Hause haben, um sie zu verpflegen, ja unter armen Kranken sterben. Sein Zustand verschlimmerte sich und er starb, nachdem er mit Ehrfurcht, und mit vielen Thränen das Sacrament genommen hatte, am 19ten August 1662, im 39sten Jahre seines Alters. Ein so durchgängig wahrhafter frommer und redlicher Charakter unter einer so leichtsinnigen und sinnlichen Nation mußte allerlei Mißdeutungen unterworfen seyn. Diese folgerechte Entschiedenheit für Vergeistigung mittelst der christlichen Religion erfodert eben so viel Kraft und Freiheit als Demuth und kindliche Hingebung; und wie wenig sie auch im Durchschnitt einem frivolen und lustsüchtigen Zeitalter zusage, so kann sie doch nur von einem sehr beschränkten, im Irdischen liegenden Standort aus für Krankheit angesehen werden. Pascal war gewiß ein kräftiger Geist. Er hatte ein Werk über die christliche Religion im Sinne, das ihre Herrlichkeit eben sowohl aus der Natur des Menschen, als historisch erörtern sollte. Nur seine Liebe zur Gründlichkeit, die Klarheit und Reife, wozu es allmälig in seinem Geiste gediehen und seine schmerzhafte vieljährige Krankheit hinderte die Ausarbeitung und Verfassung. Aus den Bruchstücken aber, die uns unter dem Titel: Pensées sur la religion etc. (Amsterd. 1597), von ihm in den letzten vier Jahren niedergeschrieben, von seinen Freunden gesammelt, vorliegen, läßt sich der tiefe Meister wohl errathen. Auch gehören noch hieher seine geistlichen Provinzialbriefe (Paris 1656), die schärfsten Satiren auf die laxe Moral der Jesuiten, deren Ansehn dadurch mächtiger erschüttert wurde, als durch die heftigsten Angriffe ihrer erklärten Gegner. Diese Briefe werden zugleich als Muster des didactischen Briefstyls in der französischen Literatur geschätzt. Seine Oeuvres erschienen Haag 1779, 5. Voll. 8. Wa.

Pascha, ein vornehmer Beamter in der Türkei, welcher Statthalter einer Provinz und zugleich Befehlshaber der darin befindlichen Kriegsvölker ist. Den vornehmsten werden drei, den kleinern zwei Roßschweife vorgetragen. Die Gewalt eines Pascha ist sehr groß und erlaubt viele Mißbräuche. Zwar wird er vom Großherrn nach Willkür ein- und abgesetzt, ist verpflichtet an den Kriegen desselben auf erhaltenen Befehl Theil zu nehmen und die Einkünfte der Provinz bis zu einem gewissen Betrage an den Großherrn zu zahlen, aber die ganze innere Verwaltung hängt von ihm ab und zu Bedrückungen aller Art hat er um so freiere Gewalt, als bei dem Verfall des Reichs der Großherr lieber nachsieht, als durch strenge Maßregeln zu Aufruhr und Empörungen Anlaß giebt.

Pascha, s. Passah.

Paschalik, die Provinz, Statthalterschaft eines Pascha. Der Sultan ertheilt sie gewöhnlich dem, der das Meiste zahlt oder zu zahlen verspricht.

Pasigraphie, eine allgemeine (d. i. allen Nationen der Erde verständliche, oder leicht begreifliche) Zeichen- oder Schriftsprache, ist bis jetzt noch ein Problem, aber ein Problem, welches die scharfsinnigsten Männer beschäftigt hat. Der große Leibnitz soll zuerst die Idee einer solchen Pasigraphie gefaßt haben. Gewiß ist es, daß er sich mit der Erfindung einer solchen Kunst, sich allgemein verständlich

Digitized by Google

zu machen, ernstlich beschäftigte. Ihm folgten in der Behandlung dieses Problems der Engländer Wilkins (1668), die Deutschen Chr. Gl. Berger (Plan zu einer überaus reichen, unterrichtenden und allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen. Berlin 1779, 8.) Hofrath Wolke (Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausüblich sey. Dessau und Leipzig 1797. 8.) Der berühmte Taubstummenlehrer Sicard (1798), Näther (1805) und Ab. Burja (Pasilalie, Berlin 1808) machten gleichfalls Versuche bekannt. Auch setzte die Akademie der Wissenschaften zu Copenhagen noch 1811 der besten Erläuterung dieser Idee und Angabe ihrer Ausführung einen Preis aus. Es ist ganz in der Art der Franzosen, wenn sich noch vor kurzem ein Herr de Maimieux als den wirklichen Erfinder einer solchen Kunst anpries, welche so tiefe Untersuchungen über das Wesen der Sprache voraussetzt. Die Idee einer Pasigraphie und allgemeinen Sprachlehre, sagt Joh. Jacob Wagner in seiner Philosophie der Erziehungskunst, gründet sich darauf, daß das Wesen aller Sprachen in ihrer innern Organisation besteht, für welche ein allgemeiner Ausdruck möglich seyn muß. Diese innere Organisation der Sprache kann nämlich bloß Ausdruck der Wechselverhältnisse der Vorstellungen seyn, welche Verhältnisse wieder nur Ausdruck der realen Verhältnisse der Objecte selbst sind. Läßt sich nun für diese realen Verhältnisse eine allgemeine Darstellung finden, so ist eine allgemeine Sprachlehre gegeben, und läßt sich diese, in einer allgemeinen Charakteristik ausgedrückt, bis zum Einzelnen herabführen, so hat man eine Pasigraphie. Doch könnte eine wirkliche Pasigraphie nur dann entworfen werden, wenn wir ein vollständiges System von Begriffen hätten, in welchem jedem Begriffe sein Werth genau durch seine Stelle gesichert wäre. Ueber diese Idee vergl. J. Sev. Vaters Pasigraphie und Antipasigraphie, oder über die neuesten Erfindungen einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker ꝛc. Weißenfels 1795. 8.; J. Im. Niethhammer, über Pasigraphie und Ideographie (Nürnberg 1808); und And. Riem, über Schriftsprache und Pasigraphie (Manheim 1809. 1. St. 1.) Eine allgemeine Sprache durch Laute (Pasilalie), welche man mit der Pasigraphie zugleich versucht hat, ist ebenfalls noch nicht gefunden worden. — v.

Pasiphaë, die Tochter des Helios und der Perseïs, und die Gemahlin des Minos, Königs von Creta, dem sie den Deukalion, Glaucus, Ariadne und Phädra geboren haben soll. Nach Einigen von Neptun, (der den Minos dafür bestrafen wollte, daß er den von dem Gott erflehten und empfangenen Stier nicht geopfert,) nach Andern von der Venus (die dem ganzen Geschlechte des Helios wegen der an ihr und Mars begangenen Verrätherei Rache geschworen hatte,) verblendet, entbrannte sie in unnatürlicher Liebe zu jenem Stier, ward in des sinnreichen Dädalus hölzerner Kuh ihres Wunsches gewährt und gebar den stierhauptigen Minotaurus (s. d.).

Pasithea, der Beiname der Cybele, durch welchen sie als die Mutter aller Götter bezeichnet wird.

Pasquill (Schmäh-, Schand- oder Lästerschrift, Libell), ist eine anonym oder pseudonym bekannt gemachte Schrift, durch welche eine bekannte oder doch deutlich bezeichnete Person oder Corporation eines Verbrechens beschuldigt wird, das nach den Gesetzen mit dem Tode, am Leibe, oder mit Ehrlosigkeit bestraft wird. Doch wird auch oft schon jeder schriftliche Aufsatz ein Pasquill genannt, wodurch man Jemand unmoralischer, oder bloß lächerlicher Handlungen beschuldigt,

um dadurch seinen guten Namen zu verletzen. Gewöhnlich versteht man unter Pasquill eine anonyme Injurie; doch behaupten Einige, daß die Namenlosigkeit keineswegs ein wesentliches Erforderniß desselben sey. Unter August wurde der Verfasser eines Pasquills (Pasquillant, Libellist) verbrannt; gleichergestalt sprach ihm das Gesetz der zwölf Tafeln den Tod zu. War das Pasquill jedoch unbedeutend, so wurden die Verfasser mit Schlägen gezüchtigt, auch wohl mit Ehrlosigkeit belegt. Bei uns werden sie nach Beschaffenheit der Umstände mit Zuchthaus oder Gefängniß bestraft. Schandschriften auf hohe Personen werden härter geahndet; die Strafe wird aber gemildert, wenn das Verbrechen, dessen man Jemand beschuldigt, erwiesen werden kann. Injurien durch Gemälde, Kupferstiche und andere bildliche Darstellungen werden auf ähnliche Weise behandelt. Wenn man den Urheber eines Pasquills nicht entdecken kann, so wird es bisweilen durch den Scharfrichter verbrannt. Das Wort Pasquill verdankt seinen Namen einem witzigen Schuhflicker, Namens Pasquino, der vor mehr als 300 Jahren in Rom lebte, und sich durch seine witzigen Einfälle und beißenden Spöttereien so bekannt machte, daß seine Werkstatt täglich von Menschen besucht wurde, welche an denselben Vergnügen fanden. Kurz nach seinem Tode ward nicht weit von seiner Werkstatt eine schön gearbeitete, aber sehr verstümmelte Bildsäule eines alten Fechters ausgegraben, und nicht weit davon in einem Winkel des Ursinischen Palastes aufgestellt. Das Volk gab dieser Antike einstimmig den Namen Pasquino. Seit dieser Zeit wurden Zettel daran geheftet, welche Satiren und witzige Einfälle über die Begebenheiten des Tages enthielten, die man dem gleichsam wieder auferstandenen Schuster Pasquino in den Mund legte. Man nannte sie nach seinem Namen Pasquinaden, woraus das in noch schlimmerer Bedeutung gebrauchte Wort Pasquill entstanden ist. Dieser Statue gegenüber stand eine andere, Marforio genannt, welches soviel als Martis forum heißen soll, wo sie ehedem gestanden hat. An diese Bildsäule wurden gemeiniglich des Nachts Fragen angeheftet, welche Pasquino beantwortete. Es mag hier nur ein Beispiel stehen. Papst Sixtus V. hatte auf verschiedene Lebensmittel Auflagen gelegt. An einem Sonntage erblickte man den Pasquino mit einem nassen Hemde, um es an der Sonne zu trocknen. Marforio fragte, warum er, sein Hemd' zu trocknen, nicht bis morgen warte? Worauf Pasquino zur Antwort gab: Ich darf keine Zeit verlieren; denn morgen könnte ich vielleicht die Sonnenstrahlen bezahlen müssen. Mr.

Pasquino, s. d. vorigen Art.

Passagen, auch **Rouladen**, nennt man in der neuern Musik (und zwar vorzüglich im Gesange) eine Reihe melodischer Töne, wodurch die Melodie verziert und mittelst der sogenannten Diminution oder Verkleinerung eine Hauptnote in mehrere verwandelt wird. Diese aus allerlei Figuren zusammengesetzten Läufe müssen so beschaffen seyn, daß alle Töne leicht und in einem Zusammenhange vorgetragen werden können, weßhalb sie auch beim Gesange nur auf eine Sylbe fallen. Sie sind entweder vom Tonsetzer selbst vorgeschrieben, oder werden vom Sänger oder Spieler da angebracht, wo jener nur die Hauptnoten angegeben hat. Im letztern Falle müssen sie mit Einsicht und Geschmack angebracht werden, um nicht die Harmonie zu stören oder in leere Künsteleien auszuarten. In diesen Fehler verfallen am meisten die Italiener, und zerstören dadurch die einfache Würde und Erhabenheit des Gesanges.

Digitized by Google

Passagini, s. Katharer.

Passah oder Pascha (im Hebr. Verschonung, Vorübergang) ist das jüdische Ostern oder das religiöse Fest, welches die Israeliten zum Andenken an die Verschonung ihres Volks bei der Plage des Würgengels in Aegypten und an den Auszug aus diesem Lande im ersten Vollmonde des Frühlings vom 14ten bis zum 21sten des Monats Nisan feiern. Zu dieser siebentägigen Feier versammelten sich alljährlich, so lange die Israeliten noch im Besitze von Palästina waren, die Glieder der Nation bei der Stiftshütte, und seit Salomons Zeiten bei dem Tempel zu Jerusalem. Während derselben durfte nur ungesäuertes Brot gegessen werden, weil bei dem eiligen Auszuge aus Aegypten der Teig ungesäuert mitgenommen werden mußte, daher das Passah auch das Fest der ungesäuerten Brote heißt. Jeder Hausvater verzehrte mit seiner Familie am ersten Abend ein vom Priester geschlachtetes Lamm, welches ganz und ohne Zerbrechung der Knochen aufgetragen und genossen werden mußte. Dankgebete und Erzählungen aus der Geschichte des Auszugs gaben diesem Mahle, an das sich die Stiftung des christlichen Abendmahls anreiht, seine religiöse Bedeutung. Dazu wurden auch Opfer an Erstlingen der Heerden und Früchte im Tempel dargebracht. Das Passah war das größte unter den jüdischen Festen, und beförderte durch jene Nationalversammlung vorzüglich Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Verkehr. Jetzt wird es von den Juden jedes Ortes durch den Genuß ungesäuerter Brote und mit Gebeten in der Stille begangen. E.

Passarowitzer Friede wurde 1718 zu Passarowitz in Servien zwischen dem deutschen Kaiser Carl VI. und Achmet III. geschlossen.

Passatwinde, s. Wind.

Passau, ein ehemaliges Bisthum zwischen Nieder-Bayern und Oesterreich, dessen unmittelbare Besitzungen 24 Quadratmeilen mit 60,000 Einwohnern betrugen. Außerdem besaß das Bisthum viele mittelbare Besitzungen im Oesterreichischen und zog aus Bayern ansehnliche Einkünfte. Sonst war der Bischof ein Suffraganeus des salzburgischen Erzbischofs, 1728 aber eximirte ihn der Papst und ordnete ihn unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unter; welcher Verfügung jedoch Salzburg stets widersprach. Das Domcapitel bestand aus funfzehn Capitularen und acht Domicellaren. Der Ertrag der neunten Domicellarstelle wurde zur Unterhaltung der Donaubrücke in Passau verwendet. Die Einkünfte des Bischofs betrugen 220,000 Gulden, der gesammte Betrag des Bisthums aber wurde auf 430,000 Gulden angeschlagen. Im Jahre 1802 und 3 wurde Passau säcularisirt und getheilt. Achtzehn Quadratmeilen mit 30,000 Einwohnern nebst den Besitzungen im Oesterreichischen kamen zum Churfürstenthume Salzburg, das Uebrige an Bayern, bis nach den Ereignissen von 1813 und 14 das ganze Land mit Bayern vereinigt wurde, und jetzt einen Theil des Unterdonaukreises des Königreichs Bayern bildet. — Die Stadt Passau ist die Hauptstadt des Unterdonaukreises und der Sitz des Generalcommissariats. Sie hat eine romantische Lage und besteht aus der Stadt und den zwei Vorstädten, der Innstadt und der Ilzstadt, welche Theile zusammen über 800 Häuser und 6200 Einwohner enthalten. Die eigentliche Stadt liegt auf einer Halbinsel, an deren Ende sich die Donau und der Inn vereinigen, und sie ganz einschließen. An dem rechten Ufer des Inns liegt die Innstadt, welche durch eine hölzerne Brücke mit der eigentlichen Stadt Passau

Digitized by Google

verbunden ist. Jenseits der Donau, am linken Ufer der Ilz, welche hier sich gleichfalls mit der Donau vereinigt, liegt die Ilzstadt. Auf dem in dem Winkel zwischen der Donau und dem rechten Ufer der Ilz liegenden 400 Fuß hohen Berge ragt die Festung Oberhaus mit ihren Basteien und Mauern hervor, deren Werke in neuern Zeiten mit acht Forts vermehrt worden sind, und welche mit dem tiefer liegenden Schlosse Niederhaus verbunden ist. Die eigentliche Stadt ist ziemlich gut, hingegen die Vorstädte sind schlecht gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus das ehemalige bischöfliche Residenzschloß, die von Quadersteinen aufgeführte prächtige Domkirche auf dem Domplatze, dem schönsten Platze der Stadt, und das ehemalige Jesuitencollegium, jetzt das Gymnasium. Außer einer Tabaksfabrik und den bedeutenden Bierbrauereien findet man hier wenig Industrie. Wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt auf der Donau. In der Nähe liegen die Lustschlösser Freudenheim und Löwenhof. Historisch merkwürdig ist Passau wegen des hier den 2ten August 1552 geschlossenen und nach ihm benannten passauischen Vertrags, der das erste deutsche Reichsgrundgesetz war, welches den Protestanten, nach langen Religionskriegen und vergeblich versuchten Aussöhnungen, die Ausübung ihres Cultus und der davon abhängigen bürgerlichen Rechte sicherte. (S. die Art. Religionsfriede, Friedensschlüsse, Carl V.) — Die passauer Kunst nannte man sonst die vorgebliche Kunst, sich fest zu machen, von einem Nachrichter in Passau, der 1611 durch Vertheilung gewisser bezauberter Zettel ein muthloses Heer, das bei Passau stand und in Böhmen eindringen sollte, durch diese Kunst ermuthigt haben soll.

Passion nennt man besonders das letzte verdienstliche Leiden Christi, so wie die Geschichte dieses Leidens und was zum Andenken desselben in der christlichen Kirche geschieht, wie die Feier der Fasten- oder Passionszeit sieben Wochen lang vor Ostern, worin über Passionstexte (einzelne Abschnitte der Leidensgeschichte) Passionspredigten gehalten werden und die dramatische Vorstellung dieser Geschichte, an der die moderne Schauspielkunst im Mittelalter ihre ersten Versuche machte. E.

Passionsblume, passiflora, eine Blume, in deren Blüthengefäßen die Frömmigkeit unserer Vorfahren alle bei dem Leiden Christi gebrauchte Marterwerkzeuge, namentlich die Dornenkrone abgebildet zu sehen glaubte. Sie ist eigentlich in Amerika einheimisch.

Passirgewicht, Passirstein, heißt bei der Goldwage das Gewicht, mit dessen Schwere ein Goldstück zwar nicht vollwichtig ist, aber doch noch ohne Abzug genommen wird (passirt).

Passiv, s. Activ.

Passivhandel, s. Activhandel.

Paßwan Oglu, eigentlich Pazman Ohlu, ein glücklicher Rebell, Herr von Widdin. Er war der Sohn eines Bassi Aga (d. h. Oberhaupt mehrerer grundherrschaftlichen Bezirke), und zu Widdin geboren, wo ihn sein Vater in politischen, ökonomischen und militärischen Wissenschaften unterrichten ließ. Mit diesem gerieth er 1783 selbst in Streit, so daß beide mit ihren ausgehobenen Mannschaften förmlich gegen einander kämpften, bis endlich 1788 die vornehmsten Widdiner die Einigkeit unter ihnen wieder herstellten. Beide vereinigten nun ihre Truppen und behandelten die Stadt Widdin eigenmächtig, bis noch in demselben Jahre der Seraskier Melek Mehmed Bassa mit 12,000 Mann gegen sie beordert wurde. Nach

Digitized by Google

dreimonatlichem Kampfe flüchteten Vater und Sohn mit 600 Mann zu dem Fürsten Mavrojeny in der Wallachei, der sie zu Bir Bassas (Anführern von 1000 Mann) machte. Als der Vater, späterhin nach Csernetz versetzt, vom Widdiner Aga angegriffen, gefangen genommen und heimlich hingerichtet wurde, sann der Sohn auf Rache, ging mit 2000 Mann zusammengebrachter Truppen über die Donau, überrumpelte im geheimen Einverständnisse mit seinen widdiner Freunden die Stadt mit 5000 Mann, bemächtigte sich der Festungswerke und zwang den Bassa, seine Mannschaft zu entlassen. So zur Herrschaft über Widdin gelangt, übertrug er die Führung der Geschäfte einem Bekir Aga, ging zu dem in Vetislam stehenden Großvezier, Jussuf Bassa, erhielt von diesem noch 6000 Mann, wurde aber bei Morama geschlagen und flüchtig. Nach Widdin zurückgekehrt, lebte es bis 1792 in Ruhe, wo er auch den Bekir Aga, der ihm von den zusammengehäuften Schätzen keine Rechenschaft geben wollte, niederhauen ließ. Ein neuer Bassa zu Widdin machte die Pforte mit der Macht Paßwans näher bekannt, und ein Ferman foderte den Kopf desselben. Paßwan, bei Zeiten davon unterrichtet, sammelte alle seine Kräfte, griff den Bassa an, schlug ihn mitten in der Festung, und zwang ihn, alle Truppen zu entlassen. Einige Zeit darauf, von diesem hinterlistig überfallen, flüchtete er zwar nach einem blutigen Treffen, sammelte aber wieder gegen 3000 Mann, überrumpelte Widdin, jagte den Bassa aus der Stadt, und besetzte Stadt und Festung mit seiner eigenen Mannschaft. Als bald darauf die Spaltungen im Divan wegen der Spahis und Janitscharen entstanden, welche der türkische Kaiser abschaffen wollte, benutzte Paßwan Oglu diese Stimmung, warf sich zum Vertheidiger der Spahis und Janitscharen auf, und bekam so einen mächtigen Anhang. Trotz der Anerbietungen der Pforte zum Vergleich, vermehrte er seine Truppen täglich, nahm (1795) Nikopolis, eroberte mit den alten Janitscharen Belgrad, aus dem sie aber im Juli 1796 wieder vertrieben wurden. Jetzt ließ die Pforte ihre ganze Macht gegen ihn aufbieten; 50,000 Mann versammelten sich um Widdin. Paßwan Oglu hatte deren 30,000, mit welchen er sich stark verschanzte. Nach mehrern Versuchen, die Stadt zu erobern, wurden abermals Vergleichsvorschläge gethan; Paßwan Oglu ging sie anfangs ein, und die großherrlichen Truppen zogen auch wirklich ab; allein jener benutzte nur die Zeit zu seiner Verstärkung, und zwang 1797 Nikopolis und Adrianopel, sich zu ergeben. Eine Armee von 60,000 Mann belagerte nun 1798 Widdin, allein nach vielen andern machte Paßwan Oglu im Juni einen so glücklichen Ausfall, daß 6000 von den großherrlichen Truppen blieben, und der Großvezier Alles im Stiche ließ. Denselben Widerstand leistete er 1799 mit 12,000 Mann, als ihn der Kapudan Pascha Hussein mit 100,000 Mann in Widdin belagerte. Endlich kam unter Rußlands Verwendung ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Großherr die Janitscharen wieder in ihre vorigen Besitzungen einsetzen, und den Paßwan Oglu als Bassa von drei Roßschweifen in Widdin lassen mußte. Doch blieb er fortwährend mit den unruhigen Janitscharen in Verbindung. Auch mochte schon seit 1798 der französische Einfluß ihn mit geleitet haben. Außerdem lebte er mit dem Hospodar der Wallachei Ypsilanti in beständiger Fehde. Im J. 1802 soll er den Plan gehabt haben, sich in dem österreichischen Gebiete anzubauen, wozu ihm aber von dem Erzherzog Carl die Erlaubniß verweigert worden sey. Endlich befreite der

Digitized by Google

Tod die Pforte von diesem furchtbaren Rebellen. Paßwan starb zu Widdin am 5ten Februar 1807. — Er war übrigens menschenfreundlich und mitleidig, aber streng in Handhabung der Gerechtigkeit. Für Witwen und Waisen hatte er mehrere Stiftungen gemacht, und für arme Reisende Wirthshäuser an den Straßen anlegen lassen.

Paste. Pasten nennt man Abdrücke geschnittener Steine der Alten (Gemmen im weitern Sinne), Münzen und Medaillen, vorzüglich in Glas (dergleichen waren nach Plinius, XXXVII., 26, schon im Alterthume bekannt) oder glasartiger mineralischer Erde (terra sigillata), Siegelwachs, dann auch Abgüsse derselben in Schwefel, Gyps und gypsartigen Massen. In der neuern Zeit sind die von Lippert (s. d. Art.), der früherhin ein Glaser war, und von den Engländern Wedgewood, Bentley und Tassie vorzüglich beliebt und schön. Die Wedgewoodschen sind in einer schwarzen basaltähnlichen Masse, Lipperts Pasten in einer Masse von schöner weißer Erde gebildet. Dem, bei der dresdner Antikengallerie angestellten, geschickten Aufwärter Rabenstein gelang es, durch Unterstützung eines Kunstfreundes sich reine Formen von der ganzen Sammlung zu machen, und die Lippertschen Pasten in gleicher Güte, zum Theil noch zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk ist um die Hälfte wohlfeiler als die Lippertsche Sammlung. Diese kostet 90 Ducaten; die Rabensteinsche nur 50. Rabenstein, der nun gestorben, hatte auch für Liebhaber der alten Geschichte mehrere hundert Bildnisse berühmter Griechen und Römer in rothen Schwefelabdrücken gearbeitet.

Pastell, Pastellmalerei. Pastelle oder Pastellstifte sind trockene, in kleine Stifte geformte kreideartige Farben. Es wird nämlich zuerst die mineralische Farbe jede für sich gerieben, dann wird aus ihr durch Vermischung mit Honigwasser, Gummi, mehr oder weniger Bleiweiß u. s. w. ein Teig gemacht, dessen genauere Bestandtheile im Einzelnen sich nach der Tinte richten, welche man hervorbringen will. Aus diesem Teige werden die Pastelle geformt; daher der Name, von dem Französischen pâte, alt paste. Diese Stifte vertreten gewissermaßen die Stelle des Pinsels, und die Pastellmalerei, Malerei in Pastell, ist also diejenige Art zu malen, bei welcher man sich trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte bedient. Man wischt mit dem Finger oder mit einem Wischer die Striche, welche man mit dem Stifte macht, und bringt mithin die Tinten, Halbschatten u. s. w. dadurch hervor, daß man die Farbe an dem Orte, wo sie bleiben soll, vertreibt und verwischt. Nur die hellsten Lichter werden nicht verrieben. Die Pastellmalerei grenzt in einiger Hinsicht an die Zeichnung an, daher sie Einige eine gemischte Zeichnung genannt haben. Damit hängt zusammen, was Fiorillo sagt: wahrscheinlich verstanden die ältern Schriftsteller unter dem Namen Pastellmalerei mehrere Gattungen der Zeichenkunst, wozu man sich der rothen, schwarzen und weißen Kreide bediente. Der gewöhnlichste Stoff, auf welchem man mit Pastellen malt, ist bloßes, oder auf Leinwand gezogenes, am besten grauröthliches und rauhes Papier, oder straff aufgezogenes Pergament. Es ist diese Art zu malen sehr einladend und bequem. Die Pastellgemälde haben eine Anmuth und Frische, welche das Auge zu ihrem Vortheile besticht, wegen des Wollichten, welches die Pastellmalerei hervorbringt, ist sie geschickter als eine andere die Zeuge der Kleider, so wie das Markichte und Natürliche der Fleischfarben auszudrücken; weßhalb auch diese Art der Malerei sich besonders für das Portrait schickt und zu Bildnissen

Digitized by Google

vorzüglich angewendet worden ist. Was sie den Dilettanten noch mehr empfiehlt, ist, daß man die Arbeit nach Gefallen verlassen, wieder vornehmen, retuschiren, das Mißfällige mit Semmelkrume auslöschen und in beliebiger Zeit vollenden kann, — da das Unterbrechen nicht wie bei andern Arten der Malerei auf die Farben und ihre Mischung Einfluß hat. Weil aber die Farben nicht allzufest auf der Fläche haften, sondern nur wie zarter Staub auf derselben liegen, so sind Pastellgemälde auch die vergänglichsten und zerstörbarsten. Sie müssen daher vor Einwirkung der Luft und aller Feuchtigkeit, so wie vor Staub und Erschütterung möglichst verwahrt werden. Zu diesem Behufe werden sie mit reinem Glase, das weder Blasen noch Farbe hat, bedeckt, wodurch zugleich die Farben einen spielenden Lichtglanz gewinnen. Man hat der schädlichen Einwirkung äußerer Einflüsse durch mancherlei Erfindungen entgegenwirken wollen. Unter den Franzosen, die überhaupt große Vorliebe für die Pastellmalerei besitzen, haben sich Mehrere solcher Erfindungen gerühmt, allein keine hat bis jetzt dem Uebel vollkommen abgeholfen. Das gewöhnlichste ist, das Gemälde zwischen zwei Goldplatten zu setzen; welches Mittels sich de la Tour in seinen Portraits bediente. Eine andere Erfindung von Loriot, die Pastellfarben mehr auf der Fläche zu befestigen, ließ die königliche Akademie 1780 bekannt machen. Die eigentliche Pastellmalerei leitet ihren Ursprung aus dem 16ten Jahrhunderte her. Auch Leonardo da Vinci soll sich ihrer oft bedient haben, um Apostel- und Christusköpfe auf Papier zu bringen. Montfaucon führt zwei Pastellgemälde (Portraits aus der königlich französischen Familie darstellend) auf goldenem Hintergrunde an, welche aus dem 15ten Jahrhunderte stammen sollen. Fiorillo führt Joseph Vivien (geb. 1657, starb 1735), einen Schüler des Charles Le Brün, als einen der ersten an, welche sich der Pastellfarben bedienten, und in dieser Gattung die ganze Familie des Grand Dauphin in natürlicher Größe abbildete, wodurch er sich einen bedeutenden Namen, und die Gunst des Königs, so wie der Churfürsten von Bayern und Cöln erwarb. Nachher hat die französische Schule mehrere große Meister in der Pastellmalerei gehabt, z. B. den oben genannten la Tour. Unter den Italienern, welche in Pastell vorzüglich geschätzt werden, ist Carriera Rosalba (aus Venedig, 1672 geb., starb 1737) unter den Engländern Russel und unter den Deutschen Raphael Mengs. Eine kostbare Sammlung ihrer Gemälde, so wie des Genfer Malers Liotard (geb. 1702) findet man in der königlichen Gemäldegallerie zu Dresden. (S. d. Art. **Dresdens Kunstsammlungen**). Eine Anleitung zur Pastellmalerei enthält **Günthers** practische Anweisung zur Pastellmalerei. Neue Auflage, Nürnberg 1792, 4.

Pasticio ital., franz. pastiche, heißt in der Kunstsprache ein Gemälde, welches in der Manier irgend eines großen Künstlers gemacht und für dessen Arbeit ausgegeben wird. Der italienische Name bedeutet eigentlich eine Pastete, etwas Zusammengestoppeltes (nicht Originelles), ein Mischmasch. Einer der größten Verfertiger solcher Pasticio war David Teniers der jüngere, dessen Arbeiten oft erfahrene Kenner täuschten.

Pastor, s. **Pastorale**.

Pastorale, 1. ein ländliches Tonstück, welches Gesang und Charakter der Hirten ausdrückt, mithin einen idyllischen Charakter hat, auch ein Tanzstück in diesem Charakter. 2. Schäferspiel, (s. d. Art.)

Digitized by Google

Pastorale. Mit diesem aus dem Lateinischen entlehnten Worte (collegium pastorale) bezeichnete man sonst den Theil der theologischen Wissenschaft, welcher die eigentliche Amtsführung des Geistlichen, die Anwendung der für seinen Beruf unentbehrlichen Kenntnisse, betrifft, oder den eigentlich practischen Theil der Theologie, auch Predigerwissenschaft genannt. Es wird dabei die sogenannte theoretische Theologie mit ihren Hauptzweigen, der Auslegungskunst, Kirchengeschichte, Glaubenslehre und Sittenlehre, vorausgesetzt, und nur die Anwendung derselben, aus dem Gesichtspunkte der Bestimmung des Predigtamts, und nach den durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen, für alle Theile der geistlichen Amtsführung gelehrt. Dies ist der weiteste Begriff von Pastorale, der auch eigentlich mehr aussagt und umfassen soll, als Predigerwissenschaft, weil das Amt des Geistlichen (des Pastors, Hirten der Gemeinde) sich nicht allein aufs Predigen beschränken darf. Man gebraucht dafür auch die Ausdrücke: Pastoraltheologie, Pastoralwissenschaft, Pastoralweisheit oder Pastoralklugheit. Die Pastoralklugheit (prudentia pastoralis) hat indessen unter diesem Namen häufig nur gewisse Klugheitsregeln für die wichtigsten Theile der geistlichen Amtsführung mitgetheilt, die an sich richtig und durch die Erfahrung bewährt sind, aber nicht den ganzen engverbundenen Kreis des gesammten geistlichen Berufs aus einem höhern Standpunkt umfassen. (S. auch den folgenden Art.) Die echte Weisheit umfaßt alle wohlbegründeten und geläuterten Regeln der Klugheit, und das Pastorale, als Anweisung zur Pastoralweisheit, d. i. der echten Lehr- und Lebens- oder Amtsweisheit des christlichen Geistlichen, trüge keinen zu stolzen Namen, da Weisheit überall nur das ist, was wir unablässig suchen, nie aber schon vollkommen zu besitzen wähnen. Nach der höchsten Ansicht dessen, was der christliche Geistliche in seinem ganzen heiligen Beruf seyn soll, zerfällt dann das Pastorale in eben so viele Haupttheile, als es Zweige der geistlichen Amtsführung, Haupttheile des Berufs, gibt. Es umfaßt demnach in Beziehung auf das Lehramt: 1. die Homiletik, die geistliche Beredsamkeit, in zusammenhängenden Lehrvorträgen (s. Homilie); 2. die Catechetik (s. d. Art.), die Unterrichtskunst in Gesprächsform, sowohl für junge Christen als für Erwachsene; 3. in Beziehung auf das eigentlich priesterliche Amt die Liturgik im weitesten Umfange (s. Liturgie), die Verwaltung der Sacramente, den Dienst am Altare und vor der Gemeinde; 4. in Beziehung auf das von jenen unzertrennliche Gemeindevorsteher-, und Gemeindewächter-, Berather-Trösteramt, die Geschäfte und Pflichten im Beichtstuhle, bei Betrübten, Angefochtenen, am Krankenbette, in Ehesachen, so weit diese der Entscheidung des einzelnen Geistlichen zustehen, bei Eidesleistungen, bei Verbrechern, und bei Allem, was zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht und Gemeindeordnung gehört, so daß auch die Haupttheile des sogenannten canonischen oder Kirchenrechts (s. Canonisches Recht) dazu gerechnet werden müssen. Die beiden letztern Beziehungen begreift die Pastoraltheologie im engern Sinne. (Vergl. d. folgenden Art.) Es ist demnach das Pastorale ein sehr wichtiger Theil des theologischen Studiums. — In der römischen Kirche wird auch wohl die authentische Zusammenstellung des sämmtlichen bei Verwaltung der Sacramente und den priesterlichen Geschäften angenommenen Cerimoniells, das Pastorale genannt. Es ist ziemlich dasselbe, was unter dem

Digitized by Google

Titel Rituale Romanum bekannter ist, nur daß dieses eine besondere päpstliche Revision und Bestätigung erhalten hat, das Pastorale aber nicht, welches deßhalb auch in verschiedenen Kirchen mit einiger unbedeutenden Verschiedenheit sich findet. Aber noch jetzt ist es ein unentbehrliches Handbuch des catholischen Geistlichen, da die Ausübung der Rituale hier die strengste Form hat. So ist dem catholischen Geistlichen sein Pastorale ein geschriebenes Gesetz für sein Priesteramt, dem protestantischen das seinige ein überzeugender und erweckender Rathgeber für alle Theile seiner Amtsführung. Ke.

Pastoraltheologie. Die Pastoraltheologie im engern Sinne gibt die allgemeinen Vorschriften zu einer dem geltenden kirchlichen Ritual und den religiösen Bedürfnissen der Gemeinde angemessenen Leitung des öffentlichen Gottesdienstes (Liturgik), zu einer würdigen Verwaltung der Sacramente und anderer geistlichen Amtshandlungen, zu einer dem Geiste des Christenthums entsprechenden Seelsorge oder Belehrung und Aufmunterung der einzelnen Gemeindeglieder zur Heiligung ihres Herzens und Lebens, welche besonders durch die zurechtweisende und tröstende Zusprache im Beichtstuhle und am Krankenbette ausgeübt wird, und verbreitet sich endlich auch über die Regeln des Betragens, welches der Geistliche in den Rechtsverhältnissen seines Amtes zu beobachten hat. Man ist gewohnt, den Inbegriff dieser Regeln unter dem Namen der Pastoralklugheit aufzuführen, welche die nach Maßgabe des eingeführten Kirchenrechts, der Consistorialverordnungen und gesetzlich gewordenen Observanzen dem Geistlichen besonders zukommenden Rechte und Verbindlichkeiten und die Maximen eines weisen Verhaltens in der bürgerlichen Stellung, die sein Amt ihm gibt, abhandelt. E.

Pastos (von dem ital. pastoso) wird von den Malern ein markiges, farbenreiches Gemälde, ein sicherer, fetter und markiger Pinsel, ein weiches, sanftes Colorit genannt.

Pästum, von den Griechen Posidonia genannt, eine griechische Stadt in Lucanien (im untern Italien), östlich vom Flusse Silarus unter dem Berge Alburnus, ist bei den Dichtern berühmt wegen der schönen Rosen, die hier jährlich zweimal, im Frühling und im Herbste, blühten, und in dieser feuchten, warmen Gegend vorzüglich zu gedeihen schienen. Die Stadt war eine, wahrscheinlich um das 3te Jahr der 67sten Olympiade, oder 510 vor Christo gestiftete Colonie von Sybaris und gehörte also zum Stamme der Achäer. Daher hatte sie mit der Mutterstadt vorzüglich die Verehrung des Neptun gemein. Aus den Münzen und noch vorhandenen Ruinen kann man den vorzüglichen Wohlstand der Stadt erkennen. Seit 1755 hat man herrliche Ruinen von ihr aufgegraben. Jetzt liegt an ihrer Stelle Pesto und der Meerbusen, an welchem die Stadt liegt, sonst Sinus Paestanus, heißt jetzt Golfo di Salerno.

Patagonien, eine Landschaft in Südamerika, zwischen Chili, Buenos Ayres, dem atlantischen und stillen Meere und der Magellanischen Meerenge. Die Spanier behaupten die Herrschaft über dieses Land, wiewohl der südliche Theil ganz unabhängig von ihnen ist. Das Land hat Ueberfluß an Weiden und Hornvieh, welches letztere, wenigstens in den nördlichen Strichen, wild herumläuft, und wovon jährlich viele tausend Stücke bloß der Häute und des Unschlitts, zuweilen auch der Jungen wegen, erlegt werden. Das Fleisch wird von den wilden Hunden und andern Thieren verzehrt. Wilde und

Digitized by Google

zahme Pferde finden sich in großer Menge; auch gibt es in allen Gegenden des Landes Vicunnas oder peruanische Schafe. Die Einwohner dieses Landes, die Patagonier, sind von sehr langer Gestalt, wenn auch keine Riesen, kupferfarbig, haben langes schwarzes Haar, kleiden sich in Felle und sind treffliche Reiter.

Patarener, s. Katharer.

Patene heißt der flache Teller, auf dem bei der Abendmalsfeier die Oblaten den Communicanten dargereicht werden.

Patent ist ein landesherrlicher offener (von litterae patentes) Brief oder Befehl: besonders ein solcher, welcher als Urkunde einer Beförderung ausgefertigt ist (z. B. Officierpatent), oder wodurch dem Inhaber gewisse Vorrechte, in England besonders der Alleinhandel mit gewissen neuerfundenen oder verbesserten Waaren bewilligt wird, die daher Patentwaaren heißen, weßhalb auch das vorgesetzte „Patent" eine gewisse Vorzüglichkeit der Waare anzeigen soll, welche sie jedoch nicht immer hat.

Pater (Vater), in der röm. cathol. Kirche ein Ehrentitel der höhern Geistlichen, besonders der Ordensgeistlichen, sonst nur der Aebte, im Gegensatze der übrigen Mönche, welche Fratres heißen. In der Mehrzahl auch die Kirchenväter. (S. d. Art.)

Patera, eine Opferschale oder kleine Schüssel, worin die Römer bei ihren Mahlen und Opfern den Göttern den Opferwein darbrachten, und das Blut der geopferten Thiere auffingen. Auch war sie ein Kennzeichen der Gottheit und ihrer Verehrung, man sieht sie auf Altären und in den Händen der opfernden Priester. Eine kleinere Art, Patella, gab den kleinern Hausgöttern den Namen Patellarii.

Paterculus (Vellejus), s. Vellejus Paterculus.

Paternoster ist 1. der lateinische Ausdruck für Vaterunser oder das Gebet des Herrn; 2. jede zehnte größere Kugel in dem unter den Catholiken als Andachtsmittel angewendeten Rosenkranze, wobei das Vaterunser gebetet wird, dagegen man die kleineren dazwischen gereihten Kugeln nur mit Hersagen des Ave Maria durch die Finger gehen läßt; 3. der ganze Rosenkranz selbst. Auch wird ein nach der Form desselben durch an einander gereihte Münzen gebildetes Halsgeschmeide Paternoster genannt; und in der Wasserkunst heißt die Maschine, welche vermittelst mehrerer an eine Kette oder an ein Seil gereihter lederner, mit Haaren ausgestopfter und durch Röhren aufwärts laufender Kugeln das Wasser oder die Sohle aus der Tiefe hebt, Paternosterwerk. E.

Pathogenie, die Lehre von der Entstehung der Krankheiten, aus den griechischen Wörtern πάθος, das Leiden, und γίνομαι, ich entstehe, werde geboren, zusammengesetzt. Sie ist ein Theil der Pathologie überhaupt (s. d. Art.) und folgt unmittelbar auf die Physiologie. So wie diese den Bau und die Einrichtung des menschlichen Körpers im gesunden Zustande entwickelt, so zeigt nun die Pathogenie, wie die Gesetze der dem Organismus einwohnenden Naturkraft auf mannichfaltige Weise modificirt, die Verrichtungen der einzelnen Theile, und ihre harmonischen Beziehungen auf andere gestört, die Stoffe selbst, aus denen der organische Körper besteht, verändert werden können, und wie durch alle solche Abweichungen der Zweck des Organismus verfehlt, das Leben desselben bedroht wird, und seine Endschaft erreichen muß. Da die Lehre von der Entstehung der Krankheiten unmittelbar aus der Physiologie folgt, und

Digitized by Google

diese nach den verschiedenen Ansichten der Aerzte in den nach einander folgenden Epochen der Arzneikunde sehr verschieden waren, (s. die Art. Arzneikunde, Medicin, Brown, Erregungstheorie, Humoralpathologie, Hoffmann u. A.) so war es eine natürliche Folge, daß auch die Pathogenie an diesem Wechsel der Theorien Theil nahm, und eben so verschiedene Ansichten in derselben herrschten. Doch läßt sich mit Zuverlässigkeit behaupten, daß alle philosophischen und die Natur beobachtenden Aerzte alter und neuer Zeit die hauptsächlichen Erscheinungen des organischen Lebens richtig auffaßten, die Gesetze desselben abstrahirten, und sie, nur nach Verschiedenheit der herrschenden Vorstellungen, in ein verschiedenes Gewand gehüllt, darstellten, daß ferner die Nachfolger das Wahre, was in den Systemen der Vorgänger lag, benutzend, allmälig immer richtigere und hellere Ideen in der Physiologie, und von da in der Pathogenie in Umlauf brachten. Das Weitere über diesen Gegenstand s. in dem Art. Pathologie. II.

Pathognomik, (aus den griechischen Wörtern παθος, die Gemüthsbewegung, auch das Leiden, die Krankheit, und γνωμικη, die Kunst, etwas deutlich zu erkennen oder erkennbar darzustellen). Man versteht darunter 1) einen Theil der Physiognomik, nämlich die Kunst, die Gemüthsbewegungen aus den Veränderungen des Körpers, besonders der Gesichtszüge, zu erkennen, 2) die Lehre von den Zeichen und der richtigen Beurtheilung der Krankheiten. Letztere bestehen theils in Krankheiten des Körpers, bei welchen, obgleich ihr Sitz eigentlich im Innern des Organismus ist, doch verschiedene äußerliche, wesentliche und jedesmal sichtbare Zeichen und Symptome erscheinen, welche in Veränderung der Form und Gestaltung, der Farbe des Körpers, der Lage und Haltung, der Gesichszüge u. s. w. bestehen, und bei verschiedenen Krankheiten jederzeit als charakteristisch erscheinen, indem sie von gewissen Umständen herrühren, welche mit der Krankheit wesentlich verbunden sind. So ist z. B. bei einem Kinde, welches an völlig ausgebildeter häutiger Bräune leidet, die Lage des Körpers mit rückwärts gebogener Brust, hinterwärts lehnendem Kopfe, offen gehaltenem Mund, vorgetriebenem Kehlkopfe, rothem Gesichte, vorstehenden Augen so charakteristisch, daß jeder geübte Arzt beim ersten Blicke die Krankheit, welche Ursache davon ist, erkennen wird. So offenbart eine gelblichblasse Gesichtsfarbe, mit gelblich gefärbten matten Augen, hagerem Gesichte, tiefen Einschnitten der Wangen jederzeit ein tief liegendes verborgenes Leiden der Leber. So hat schon Hippocrates die äußern Züge bei dem Zustande des gänzlichen Sinkens aller Lebenskräfte in einem Gemälde mit wenigen Zügen, aber so treffend bezeichnet, daß noch jetzt das Gesicht eines Kranken mit zugespitzter Nase, hohlen Augen, zusammengefallenen Schläfen, kalten und in sich gezogenen Ohren, harter, gespannter und trockener Haut der Stirne, grünlich blasser, schwärzlicher, bleifarbiger Gesichtsfarbe, facies Hippocratica, das hippocratische Gesicht genannt wird (s. dessen Prognost. c. II.). Auch Gemüthskrankheiten führen gewisse äußere Kennzeichen mit sich, die charakteristisch sind. So hat z. B. der Wahnsinn, nach seinen verschiedenen Arten, als Narrheit das Vage, beständig Wechselnde in den Gesichtszügen; die Melancholie das Stilltraurige, den starren Blick; die Tollheit die Spannung aller Gesichtszüge, das rollende Auge u. s. w. — Aber auch die Erregungen des gesunden Gemüths durch Leidenschaften und Affecte zeichnen sich auf dem Gesichte des Menschen durch eigene

Digitized by Google

Haltung, Bewegung, Lage und Veränderung der Augen, der Gesichtsmuskeln, und der Farbe sehr deutlich, so daß hierauf Darstellung dieser verschiedenen Gemüthsveränderungen beruht. Sogar ist der Zusammenhang dieser äußerlichen Veränderungen der Gesichtsmuskeln und der Augen mit den innern Vorgängen so genau und wesentlich, daß selbst die willkürliche Darstellung derselben durch Nachahmung (s. Mimik) einen schwachen Nachhall des Gemüthszustandes, den sie nachahmt, sowohl in dem Darstellenden selbst, als auch in dem Zuschauer, erregt. So haben Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Freude und Trauer, Zorn und Zufriedenheit, Habsucht, Neid u. s. w. ihre Nerven, auf welche sie bestimmt wirken, und durch deren Erregung wieder bestimmte Muskeln des Gesichts, der Augen, ja zuweilen selbst Muskeln des übrigen Körpers in Bewegung gesetzt werden, und wodurch die Züge des Gesichts, die Haltung des Körpers, die Lage der Augenlider, des Augapfels, selbst das mehrere oder wenigere Feuer und der Glanz der Augen bestimmt so oder anders verändert wird. Und hierauf beruht die Pathognomik in der erstern angeführten Beziehung. Pathognomonische Zeichen sind also Erscheinungen an dem Kranken und Empfindungen desselben, welche mit der Krankheit wesentlich und immer verbunden sind, so daß sie mit ihr erscheinen, zunehmen, und wenn die Krankheit abnimmt, auch mit ihr abnehmen und verschwinden. Solche Zeichen sind z. B. bei Lungenentzündung das Fieber, das beschwerliche Athemholen, der stechende Schmerz in der Seite, der Husten. H.

Pathologie, oder Nosologie im weitern Sinne, in der Arzneikunst die Lehre von den Krankheiten, (sonst auch die Lehre von den Gemüthsbewegungen und insbesondere von den krankhaften Gemüthszuständen). Sie besteht aus mehreren Unterabtheilungen. Die erste, Pathogenie, zeigt zuförderst, in wiefern im Organismus und in der Einrichtung desselben die Möglichkeit zu krankhaften Abweichnngen gegründet ist; die zweite, allgemeine Pathologie, betrachtet die in der wirklichen Erscheinung vorkommenden krankhaften Abweichungen des organischen Lebens im Allgemeinen; die dritte, specielle Pathogenie und Pathologie, weiset die allgemeinen Abweichungen an den besondern Systemen und einzelnen Organen des Körpers nach; die vierte, Nosologie, zählt die einzelnen Krankheiten selbst auf, theilt sie in gewisse Classen und Ordnungen; die fünfte, Aetiologie, beschäftigt sich mit der Untersuchung der Ursachen der Krankheiten. — Wenn die Pathogenie entwickeln will, in wiefern schon in der Einrichtung des menschlichen Organismus die Möglichkeit zu verschiedenen krankhaften Abweichungen gegründet ist, so muß sie die Verhältnisse des Menschen, 1) als eines der Erde angehörigen Naturgeschöpfs, 2) als eines der Geisterwelt angehörigen physischen Wesens, 3) die Verbindung Beider und 4) die Verhältnisse des Menschen zu der Außenwelt betrachten. Die innere ursprüngliche thätige Naturkraft, die sich in der Bildung des menschlichen Organismus von seiner Entstehung an, und den Perioden des Wachsthums und der Ausbildung desselben entwickelt und in der sichtbaren Erscheinung ihren Kreis durchläuft, offenbart sich im menschlischen Organismus in drei Regionen, oder Systemen (s. Physiologie und Organismus): der Reproduction, der Irritabilität, und der Sensibilität. Jedem dieser Systeme ist ein bestimmter Antheil der Naturkraft zugetheilt, bei dessen regelmäßiger Thätigkeit Gesundheit besteht. Man hat nun folgende Gesetze der Naturkraft

Digitized by Google

im Organismus durch die Beobachtung gefunden. Die Vertheilung der Naturkraft ist verschieden, nachdem die Organe es sind, in welchen sie ihre Aeußerungen offenbart. Sie ist anders im Reproductions-, anders im irritabeln, anders im sensibeln Systeme. Eben so verschieden erscheinen die Aeußerungen der Thätigkeit der Naturkraft in den verschiedenen einzelnen Gebilden; im Magen und den Verdauungsorganen, verschieden in den Lungen, dem Herzen und den Arterien. Diese normale Vertheilung der Naturkraft kann ungleich werden, die Thätigkeit kann in dem einen System stärker, in dem andern schwächer werden, als die Norm, d. h. die ungetrübte Idee des Organismus, gestattet. Die Energie der Thätigkeit kann also in der Region des reproducirenden, oder des irritabeln, oder des sensibeln Systems zu stark, oder zu schwach seyn, sie kann ferner in einem einzelnen, diesen Systemen angehörigen Gebilde zu stark oder zu schwach werden, wodurch eine Störung des harmonischen Verhältnisses der Verrichtungen zu einander entstehen muß. Die Ursachen hiervon liegen in ursprünglicher und angeborner Bildung und Anlage, oder in dem der freien Willkür unterworfenen Gebrauche verschiedener Organe, oder in der Veränderung des Organs selbst, seiner materiellen Beschaffenheit, oder in der Einwirkung der Außendinge. Die Thätigkeit der Naturkraft ist ungleich, indem die Einwirkungen der äußern Natur sowohl, als innere Stoffe und Vorgänge die Thätigkeit der Naturkraft verstärken und aufregen oder herabsetzen können. Diese erregenden Potenzen sind als Reize für die Naturkraft anzusehen, welche entweder im Allgemeinen, oder in besondern Systemen und Organen ihre Thätigkeit erregen; sie sind in Rücksicht ihrer Natur verschieden, als: mechanische, durch Berührung wirkende, oder chemische, vermöge ihrer Bestandtheile die Organisation und die Stoffe verändernde, oder organischvitale, indem sie als gleiche Naturqualitäten die im Organismus verschiedentlich modificirte Naturkraft aufsuchen und sich mit ihr vereinigen. Diese Einflüsse sind in Rücksicht ihrer Wirkungen entweder aufregend, indem sie die Thätigkeit der Naturkraft verstärken, oder deprimirend, indem sie auf die Naturkraft feindlich einwirken, und ihre Thätigkeit unterdrücken, oder sie sind specifisch, indem sie diese Thätigkeit in besondern Organen verändern. Die Harmonie der Verrichtungen der körperlichen Organe kann also durch diese Einflüsse auf mannichfaltige Weise gestört werden, indem einige Functionen gegen das harmonische Verhältniß zu sehr erhöht, zu sehr herabgesetzt, oder in ihrer Norm verändert werden. Die Thätigkeit der Naturkraft im Organismus selbst folgt bestimmten Gesetzen. Die Erregung ihrer Thätigkeit von den Einflüssen ist verschieden nach ihrem Stande selbst. Auf alte Menschen z. B. wirkt Manches nicht, was junge sehr erregt. Entgegengesetzte Einflüsse wirken auch entgegengesetzt auf die Naturkraft, und die stärkere hebt die schwächere auf. Eine Function im Organismus ist für andere ein Gegensatz und beschränkend, für andere erregend. Daher rühren wieder gewisse Erscheinungen von Mitleidenheit und Gegensatz im Körper, welche verstärkt, und zur krankhaften Abweichung werden können, indem Theile und Organe in Consens kommen, welche der Norm nach von einander abgesondert seyn sollen. Die verschiedenen Modificationen der Thätigkeit der Naturkraft im Organismus sind in Rücksicht der Zeit an gewisse Perioden gebunden, so daß ein Wechsel von stärkerer und schwächerer Thätigkeit Statt findet. Dies ist der Fall theils in Rücksicht auf

Digitized by Google

den ganzen Cyclus des Lebens, indem in gewissen Lebensaltern bestimmte Organe ruhen, in andern dagegen in voller Thätigkeit sind, und eben so umgekehrt, theils in Rücksicht des Jahresumlaufs, theils in Rücksicht des Tagesumlaufs, welche den Wechsel mit Wachen und Schlaf begründet. Anhaltende Störung dieser Wechselverhältnisse, Anreizungen der Naturkraft in denjenigen Organen, welche die Periode ihrer Ruhe durchlaufen, oder Verhinderung der Functionen anderer, welche in der Periode ihrer Thätigkeit stehen, verursachen ein Mißverhältniß im ganzen Organismus, und eine Zerrüttung der Harmonie seiner Functionen. So wie die Naturkraft in steter fortschreitender, entwickelnder und neuschaffender Thätigkeit ist, so geht die materielle Veränderung des Organismus ununterbrochen parallel mit jener fort, in steter Bildung und Auflösung, in stetem Wechsel des Stoffes, in Aufnahme neuer und Aussonderung alter Stoffe, in Verbindung der neuen und Trennung der verbundenen. Daher die Absonderungen und Aussonderungen des Körpers in ununterbrochener Continuität im Organismus vor sich gehen müssen. Jede abnorme Veränderung in der Thätigkeit der Naturkraft muß demnach eine Störung in der organischen und materiellen Beschaffenheit des Organismus zur Folge haben, sie bestehe nun in beschleunigter oder zurückgehaltener Bildung oder Auflösung, in vermehrter oder verminderter Ab- und Aussonderung gewisser Stoffe, in regelwidrigen Verbindungen oder Trennungen, und daher rührenden Veränderungen der Bestandtheile des Organismus selbst, und Bildung fremdartiger Stoffe. — In der allgemeinen Pathologie wird die Wirklichkeit der vorkommenden mannichfaltigen Abweichungen von der Norm des Organismus gezeigt. Die Naturkraft zeigt sich demnach in ihrer Thätigkeit zu stark, oder zu schwach, oder ungleich vertheilt, so daß ein System vor dem andern in abnormer Thätigkeit begriffen ist. Damit in Uebereinstimmung entstehen Fehler der materiellen Stoffe des Organismus, fehlerhafte Anhäufungen, oder Mangel derselben; Fehler des organischen Baues, der organischen Faser selbst, indem ein zu großer oder zu geringer Zusammenhang der feinsten organischen Faser (Cohäsion derselben) Statt findet, so auch in der Beschaffenheit der einzelnen Bestandtheile und Gebilde des Organismus, sowohl der flüssigen als festen Theile. Letztere sind theils Gefäße, (Organe, welche zur Aufnahme und Fortbewegung gewisser Flüssigkeiten bestimmt sind,) welche in Ansehung zu großer Erweiterung oder Verengerung ihrer Höhlung oder Mündungen fehlerhaft seyn können; oder andere Gebilde, welche in Hinsicht ihrer Form, Bildung und Größe fehlerhaft sind, als Geschwülste, oder Zehrung; in Ansehung der Verbindung: Bruch, Verwundung, Verwachsung; irreguläre Lage, Verrenkung, Vorfall gewisser Theile, Austretung von Eingeweiden, als Brüchen u. s. w. Die Flüssigkeiten im Organismus, z. B. das Blut, der Magensaft, die Galle, der Schleim u. s. w., zeigen ihre fehlerhafte Beschaffenheit durch zu große oder zu geringe Dichtigkeit, durch Veränderung ihrer innern Qualität, Abweichung des Verhältnisses ihrer einfachen Bestandtheile, Beimischung fremdartiger Theile, wodurch sie den sie leitenden Gefäßen entfremdet werden; durch Veränderung des Verhältnisses zu diesen, in Ansehung der Menge, welche zu groß oder zu gering seyn kann, oder des Orts, (durch Austreten aus den Gefäßen in Theile, wohin sie nicht gehören) oder der Bewegung, (welche zu stark, zu schwach oder unregelmäßig, nach manchen Organen zu heftig, zu häufig, nach andern zu

Digitized by Google

gering seyn kann). Die hier nur im Allgemeinen angegebenen Abweichungen werden nun an den einzelnen Theilen und Organen des Körpers selbst aufgesucht, und hieraus entsteht die specielle Pathologie, aus welcher wir, um einen deutlichen Begriff von ihrer Bearbeitung zu geben, die Fehler des Herzens ausheben wollen. Mechanische und organische Fehler des Herzens sind: 1) widernatürliche Erweiterung, wodurch der Umlauf des Blutes gestört wird und zuletzt Berstung des Herzens erfolgen kann; 2) widernatürlicher Ueberzug der Oberfläche, z. B. mit Fett oder Fasern, nach Entzündung; 3) Wasserblasen von Blasenwürmern, Hydatiden; 4) Verknöcherung, besonders kommt dies bei den das Herz selbst ernährenden Arterien, und den Klappen des Herzens vor; 5) Wunde oder Geschwür des Herzens, allemal tödlich; 6) Polyp im Herzen, von krankhaft vermehrter Gerinnbarkeit der Lymphe im Blute; 7) Mißbildung des Herzens; 8) verkehrte Lage desselben; 9) örtliche Erweiterungen, Anevrismen desselben; 10) Verwachsung der Mündung der Lungenpulsader, woher die sogenannte blaue Krankheit. Fehler des Herzbeutels: 1) Anhäufung von wässeriger Feuchtigkeit, Herzbeutelwassersucht, woher Asthma, unordentlicher Blutumlauf, Erstickung folgen; 2) Hydatiden; 3) Verwachsung mit dem Herzen; 4) zottiger Ueberzug an den innern Wänden. — Die Nosologie ordnet nun die einzelnen Krankheiten in gewisse Classen und Ordnungen. Man stellt deren vier Hauptclassen auf: 1) Krankheiten des irritabeln Systems: Pyrexien, darunter gehören alle Fieber, Entzündungen, Exantheme, Blutflüsse; 2) Krankheiten des sensibeln Systems, Fehler der Empfindung und Bewegung: Schlagfluß und Lähmung, Ohnmachten, Krämpfe, Wahnsinn; 3) Fehler des reproductiven Systems: Cachexien, Verzehrungen, Geschwülste, Wasseranhäufungen u. s. w., Ausschläge, venerische Seuche, Scorbut u. s. w.; 4) örtliche Krankheiten der Sinneswerkzeuge, Fehler der einzelnen Bewegungsorgane, Unterdrückung von Ausleerungen, örtliche Geschwülste, z. B. Anevrismen, Drüsengeschwülste, Beulen u. s. w., Verrückungen der Theile aus ihrer Stelle, Brüche, Vorfälle u. s. w., Trennungen, Wunden u. s. w. — In Rücksicht der physischen Existenz des Menschen muß der Organismus in Wechselwirkung betrachtet werden, theils mit der ihn umgebenden äußern Natur, theils auch mit dem psychischen Wesen, welches als unser Ich in unserm Bewußtseyn lebt. Diese Wechselwirkung kann aber auch als Ursache einer krankhaften Abweichung erscheinen, indem der auf den Organismus, oder einen Theil desselben wirkende Einfluß eine Störung des normalen Verhältnisses der Naturkraft und daher eine Zerrüttung der Harmonie der Functionen veranlaßt. Auch die innern Verhältnisse des Organismus, seine periodischen Entwickelungen, und die von der Willkür abhängenden Einwirkungen, sowohl von außen, als die willkürlichen Kraftäußerungen des sensibeln Systems können als krankmachende Ursachen wirken. Dieses entwickelt die Aetiologie, von deren Ansichten wir nur kürzlich noch eine Probe darlegen wollen. Die vorzüglichen Einflüsse der Außenwelt sind die Luft, die Nahrungsmittel, die unwillkürlichen und willkürlichen Einwirkungen mittelst der Sinnesreize, der Geistesthätigkeiten und Gemüthsaffecte. So kann also die Luft Krankheit erregend wirken, in Beziehung auf ihre Temperatur. Zu heiß vermehrt sie die innere Wärme, dehnt die Säfte zu sehr aus, regt die Naturkraft zu sehr auf, vermehrt übermäßig die Ausdünstung. Ihre Nachwirkung ist Erschlaffung, Schwächung, Austrocknung des Kör-

Digitized by Google

pers. Sie erregt besonders das Gallesystem, vermehrt die Absonderung der Galle zum Uebermaße. Zu kalte Luft vermindert die Thätigkeitsäußerung der Naturkraft, vermehrt die Cohäsion der organischen Faser bis zur Rigidität, verengert die Gefäße der Oberfläche und drängt das Blut nach den innern Theilen, wirkt besonders auf die Lungen, auf die Nasen- und Mundhöhle, unterdrückt die Function der Haut, macht dagegen die innern Schleim und andere Feuchtigkeit absondernden Häute zu stärkern Absonderungen geneigt, löscht endlich in höherm Grade die Naturkraft gänzlich aus. Zu feuchte Luft schwächt den Ton der Faser, verhindert die Hautausdünstung, bewirkt Ueberfluß an wäßrigen Feuchtigkeiten im Körper, veranlaßt ein Sinken der Naturkraft, besonders in der Region der Irritabilität und Reproduction, bewirkt daher Neigung zu Krankheiten von Schwäche, zu Faulfiebern; sie leitet die Electricität zu sehr aus dem Körper, enthält auch mehr fremdartige Theile, besonders die Sumpfluft. Zu trockene Luft vermehrt die Spannung der Faser, begünstigt die Ansammlung der Electricität im Körper, verstärkt die Ausdünstung und trocknet den Körper aus. In Rücksicht der Elasticität der Luft kann der Druck derselben auf den Körper zu stark seyn, daher Ursache von innern Anhäufungen des Blutes, von Schlagfluß u. s. w. werden; oder zu schwach, wodurch wieder das Gleichgewicht des Blutes gegen die Blutgefäße aufgehoben wird. In Rücksicht der Bestandtheile der Luft kann sie zu rein seyn, d. h. zu viel Sauerstoffgas enthalten, wodurch das irritable System eine nachtheilige Vorherrschaft über die andern erhält, und Fieber und Entzündungen entstehen können; oder sie hat zu wenig Antheil davon, wodurch die Naturkraft besonders und zunächst in dem irritabeln Systeme zu sehr herabgesetzt wird, das Blut an Vitalität verliert, und allgemeine Schwäche eintritt; oder es sind fremdartige schädliche Stoffe beigemischt, Ausdünstungen, Ansteckungsstoffe u. s. w. Jede zu schnelle Abwechselung der Luft, besonders in Ansehung der Elasticität und Temperatur, kann Veranlassung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftströmung erfolgt, führt gewisse Disposition zu Krankheiten mit sich. Eben so bedingen die Jahreszeiten und die Beschaffenheit des Clima's allezeit bestimmte Anlagen zu Krankheiten. Die Nahrungsmittel können theils durch zu große oder zu geringe Quantität, theils durch schädliche Beschaffenheit Ursache von Krankheiten werden. H.

Pathos, ein ursprünglich griechisches Wort, welches überhaupt das **Leiden**, oder Angesprochenwerden von etwas bezeichnet, besonders das, was drückt und Leiden (Unglück) macht, und die heftige Gemüthsbewegung, den Affect, bezeichnet. **Pathetisch** ist daher, was eine starke Gemüthsbewegung (mit Würde und Ernst) ausdrückt. In der Kunst wird Pathos dem Ethos (Charakter) schon von den alten Kunstrichtern gegenübergestellt und beide als nothwendig darzustellende mit Recht angesehen. Denn Charakter ist das einem Menschen zugetheilte Maß der Eigenthümlichkeit, in wie fern es in das Allgemeine der Idee aufgenommen und dadurch sittlich organisirt ist; **Pathos** das Angesprochenwerden von den Gegenständen; jener gleichsam das Ethische, dieses das Physische oder Organische, beide aber nicht trennbar. Werden aber beide getrennt und wird die Darstellung des Pathos als Hauptaufgabe und Vorwurf der Kunst angesehen, so entsteht ein beschränktes Angesprochenwerden von einer einzelnen, der zur Erzeugung eines Kunstwerks oder Kunstgenusses

Digitized by Google

nothwendig in Wechselwirkung stehenden Kräfte, besonders des Gefühls. Da nun aber jedes Kunstwerk, wie die Gesammtheit und Unendlichkeit der Idee fodert, aus dem Gesammtspiel der Geisteskräfte hervorgehen und sich an die gesammte Gemüthskraft wenden muß, so muß ein solches Haften auf einer Einzelheit der klaren Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit, welche die Kunst als Darstellung der Idee fodert, nothwendig Eintrag thun, und wird daher, wo es als Absicht zu Tage kommt, wie bei manchen Dichtern unserer Zeit, welche sich dadurch des Beifalls der Menge bemächtigen, verwerflich und ein falsches Pathos genannt. Denn allerdings ist, wo Alles nur Leidenschaft ist, im Grunde keine. Darum kleidet die Kunst sie gern in das Licht eines besonnen waltenden Geistes, und was Hamlet den Schauspielern sagt, daß selbst im Wirbelwinde der Leidenschaft noch eine gewisse Haltung und Mäßigung herrschen müsse, ist in der Kunst und Sittlichkeit unverbrüchlich. Das Hervorheben eines Einzelnen, sey es auch die zärtlichste Rührung, gibt noch keinen Gegenstand, und beruht auf dem Gefühle der Trennung von einem Ganzen, mithin auf einem Schmerze, der zu erregen gar leicht, aber von der wahrhaft kunstgemäßen Rührung, d. i. der unerwarteten Harmonie scheinbar widerstreitender Kräfte, sehr verschieden ist. Gefühl ist nur Ansatz und Ausgangspunkt geistiger Vereigenthümlichung und gibt also nur gleichsam Eine Farbe der Idee an; diese aber, die Idee, fodert völlige Durchbildung und Ausgleichung, ja Einbildung aller Momente des Seyns und Erkennens in das Eine. Besonders anschaulich wird das Pathos durch die Franzosen. Sie setzen namentlich im Dramatischen ihren Vorzug selbst vor den Alten, deren classische Nachtreter zu seyn sie sich doch rühmen, darein, daß sie mehr Leidenschaft als Charakter zu schildern bestrebt seyen. Hier schlägt es nun, da des Volkes durchgreifendes Princip Schaustellung und Schein ist, gar oft in fratzenhafte Leidenschaftlichkeit um, verliert sich in Schwulst und Gesuchtheit, oder wird auch eben darum wieder zur ausgemergeltsten Verständlichkeit. Uebrigens zeigt sich dieß Princip nicht bloß in ihrer Dramatik, sondern auch in der Malerei und andern Künsten und ist durch frühere Nachahmung auch auf uns übergegangen, ja nicht selten hat man dadurch auf Effect hingearbeitet, wenn auch dieser Effect ein ungehöriger, außer dem Darzustellenden liegender war. Dasselbe Hinarbeiten auf Effect hat unsere Schauspieler häufig zu einem falschen Pathos verführt und jenes widerwärtige, empfindselige Genörgel, oder jenes leere und hohle sich Zerpauken und sogenannte Coulissenreißen hervorgebracht, welches den Gebildeten anekelt oder ganz gleichgültig läßt. Ueberlegte man nur, daß auch die natürliche Affection der handelnden Personen nicht einmal das eine Moment des Drama, nämlich den Antheil an dem Hauptmomente der Handlung, und des Schicksals erschöpfend darstellt, so würde man jenes windige Verfahren gar bald aufgeben und einsehen, daß meist mit Wenigerm mehr auszurichten wäre.

Wa.

Patkul (Johann Reinhold oder Reginald von), ein in der Geschichte durch sein öffentliches Leben und sein tragisches Ende sehr berühmter Mann. Er war von Herkunft ein Liefländer und soll 1660 zu Stockholm im Gefängnisse, wo seine Mutter seinem Vater (welchem Schuld gegeben ward, im vorhergegangenen polnischen Kriege die Stadt Wollmar „leichtfertiger Weise" an die Polen verrathen zu haben) Gesellschaft leistete, geboren worden seyn. Als

Carl XI. von Schweden den Adel von Liefland in seinen Rechten sehr beschränkt hatte, und dieser dringende Vorstellungen dagegen machte, wurde vom Könige endlich eine Deputation der liefländischen Ritterschaft 1689 nach Stockholm berufen, um die streitigen Punkte beizulegen. Bei dieser Deputation befand sich auch Patkul, der damals schwedischer Capitän, und ein junger, feuriger und kenntnißreicher Mann war. — Mit Wärme und patriotischem Eifer sprach er, selbst als er sich von seinen Mitdeputirten endlich verlassen sah, für Lieflands Gerechtsame; ja, es gelang ihm sogar, das Interesse des Königs dafür zu erregen, und so kam er 1691 mit großen Hoffnungen zurück. Doch wurde in der Hauptsache dadurch nichts geändert. Als liefländischer Deputirter bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga (1692) wagte er die Beschwerden seines Vaterlandes in einem neuen Schreiben an den König sehr kräftig darzustellen, an dessen Schlusse er seinem feurigen Unwillen die Bemerkung nicht hatte versagen können: „daß Liefland vordem fast besser gethan haben würde, sich einem Kriege mit Polen oder Rußland auszusetzen, als einer Krone zu unterwerfen, die ihm zum schweren Joche werden wolle!" — Von diesem Augenblick an begann die Verwicklung seines Schicksals. Die Regierung von Stockholm foderte (1693) alle Landräthe von Liefland, den Landmarschall und besonders Patkul zum Verhör über ihr bisheriges Verfahren nach Stockholm. Man erfuhr aber zugleich, daß diese Personen, namentlich Patkul, als Rebellen bestraft werden sollten. Dieser hatte sich schon vorher wegen eines unangenehmen Handels mit Helmersen, dem Obristlieutenant des Bataillons, dessen Hauptmann er war, nach Curland geflüchtet, erhielt aber unterm 28sten März 1694 sicheres Geleit und ging darauf nach Stockholm. Doch schon im October d. J. zog er sich nach Erwahlin in Curland zurück und wurde ungeachtet eines sehr demüthigen Schreibens an den König, wegen seiner thätigen Mitwirkung bei der liefländischen Angelegenheit, wegen seines Streits mit dem Obristlieutenant und wegen seiner Flucht ins Ausland durch ein Decret vom 2ten December 1694 verurtheilt, „infam erklärt zu werden, dann die rechte Hand und den Kopf zu verlieren; seine Güter sollten confiscirt und seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden." Da er sich jetzt auch in Curland nicht sicher glaubte, so begab er sich über Thorn, Berlin, Leipzig u. s. w. ins schweizerische Waatland, wo er unter dem Namen Fischering ganz den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Politik, lebte. Ueber Savoyen und das obere Italien ging er endlich nach Frankreich und ward durch Vermittlung des chursächsischen Generallieutenants Flemming im Jahr 1698 geheimer Rath in sächsischen Diensten, nachdem er bei Carls XI. funfzehnjährigem Nachfolger, Carl XII., vergebens Begnadigung nachgesucht hatte. Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August II., war damals von dem Plane erfüllt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Liefland wieder mit Polen zu vereinigen. Patkul, von Vaterlandsliebe und Rachgefühl beseelt, bot beide Hände zur Ausführung jenes Plans. Er ging 1702 nach Petersburg, und das Bündniß mit Rußland ward geschlossen; weniger glücklich war er auf einer Missionsreise in Liefland, wo man zu furchtsam verfuhr. Als man in Stockholm seine Schritte, und welchen Antheil er an des Königs von Polen Manifest gegen Schweden hatte, erfuhr, so war sein Urtheil vom schwedischen Hofe unwiderruflich gesprochen. Seine Vertheidi-

gungsschrift gegen diesen ward in Stockholm von Henkers Hand öffentlich verbrannt. Er rächte sich dafür dadurch, daß er den Czar Peter den Großen dahin vermochte, eine dagegen in Stockholm erschienene Widerlegung in Moskau (1702) auf dem Markte gleichfalls verbrennen zu lassen. Dieß konnte ihm Carl XII. nie vergeben. Damals war er schon in russische Dienste getreten, und nachdem er als russischer General-Kriegscommissär zu verschiedenen diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, begleitete er den König von Polen als czarischer Gesandter. Im J. 1704 war er als solcher in Dresden. Dort gefiel es ihm nicht, und er erhielt auf seine Bitte das Commando über die für August bestimmten russischen Hülfstruppen mit der Würde eines Generallieutenants. Er eroberte Warschau durch Capitulation, mußte sich aber von Posen zurückziehen. Jetzt begannen Friedens-Unterhandlungen zwischen August und Carl XII. Patkuls Bemühen (1705), den berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte; durch eine neue Schrift „Echo" schärfte er nur den Haß der schwedischen Regierung gegen seine Person. Er hatte sich so eben mit der reichen Witwe des dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, Eay von Rumohr, verlobt. König August hatte sein Bündniß mit Czar Peter durch eine persönliche Zusammenkunft nur noch fester geknüpft, als Patkul einige Tage nach dieser Unterredung (in der Nacht vom 19ten auf den 20sten December 1705) mit achtzehn andern seiner Vertrauten unerwartet verhaftet und für seine Person auf die Festung Sonnenstein, dann nach Königsstein gebracht wurde. Die Ursachen, welche der sächsisch-polnische Hof hiervon angab, waren: 1) Patkul habe mit dem kaiserlich österreichischen Gesandten unterhandelt, 4000 Mann russische, bisher in sächsischen Diensten gestandene Truppen in österreichische zu bringen; 2) er habe beim Czar Peter vorgegeben, der kaiserliche Hof wolle Stanislaus Lesczinski anerkennen; 3) er habe den Czar und August entzweien wollen; 4) er habe hinter dem Rücken des Königs von Polen sich schändlich über ihn ausgedrückt; und 5) mit Schweden correspondirt, und zum Preise seiner Begnadigung sich anheischig gemacht, zwischen Schweden und Rußland Frieden zu stiften. Patkul selbst schrieb seine Verhaftung lediglich der gereizten Empfindlichkeit des Königs von Polen und seiner Minister zu. Letzterer ward kurz darauf zum Frieden von Altranstädt (24sten September 1706) genöthigt, dessen eilfter Artikel die Auslieferung Patkuls bedung. Diese geschah, nachdem Patkul mehrere ihm gegebene Gelegenheiten, zu entfliehen, aus Geiz nicht benutzt haben soll. Die Schweden nahmen ihn bei ihrem Abzuge aus Sachsen mit sich, und sollen ihn auf diesem Zuge auf eine Kanone gebunden haben. Noch auf dem Marsche (beim Kloster Casimir, acht Meilen von Posen) ward er durch ein Kriegsgericht als Landesverräther zum Tode verurtheilt und am 10ten October 1707 in den Frühstunden auf die fürchterlichste Weise von unten hinauf lebendig gerädert, dann dem Halbtodten der Kopf abgeschlagen, der Körper in vier Theile gehauen, und aufs Rad gelegt. Erst sechs Jahre darnach (1713), als König August wieder zum Besitze der Krone gelangt war, wurden seine Gebeine gesammelt und in einem Kästchen nach Warschau gebracht. Zwar hatte Peter seinen Gesandten vom schwedischen Hofe reclamirt, doch ohne Erfolg. Gewiß bleibt Patkuls Ende ein unauslöschlicher Flecken in Carls XII. Geschichte.

I.

Digitized by Google

Patmos, jetzt Patino oder Palmosa, eine kleine, von Schiffern und Mönchen bewohnte, zwischen Naxos und Samos gelegene Felseninsel im Archipelagus, auf welche der Evangelist Johannes verwiesen wurde und wo er angeblich seine Offenbarung schrieb. Hier ist noch ein merkwürdiges Kloster des heil. Johannes, in welchem eine der besten Schulen im Orient ist.

Patois, die Mundart des gemeinen Volks und der Bauern; ursprünglich die schlechte verdorbene Sprechart der Bewohner von Padua, Patavium. Daher auch **Patavinität**.

Patriarchen (griechisch), Altväter, auch Erzväter, heißen die Familienhäupter des Urgeschlechts vor der Sündfluth und die drei Stammväter des israelitischen Volks, Abraham, Isaak und Jacob. Der Ausdruck **patriarchalisch** erinnert daher an das Zeitalter jener Urväter des Menschengeschlechts, an die Unschuld und Einfachheit ihrer Sitten, an die Würde und das Ansehn ihres Alters und an die Milde ihrer hausväterlichen Familienregierung, deren Gegenbild die poetische Ansicht unserer modernen Verhältnisse nur noch in dem Leben und Wirken würdiger Landgeistlichen findet. Jene Benennung wurde dann ein Ehrentitel der Oberhäupter oder Präsidenten des Sanhedrins, unter denen sich die nach der Zerstörung Jerusalems in Syrien und Persien geduldeten Juden vereinigten. Das jüdische Patriarchat zu Tiberias in Galiläa bestand für die westlich wohnenden Juden bis 415, das zu Babylon für die östlichen in der Zerstreuung bis 1038. Von diesen mit großer Macht bekleideten Würden der jüdischen Kirche ging der Patriarchentitel in die christliche über, wo sich seit dem Anfange des 5ten Jahrhunderts die Bischöfe zu Rom, Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem Patriarchen nannten und das Recht der Ordination und Beaufsichtigung der Metropoliten und Bischöfe ihrer Sprengel ausübten. Während das römische Patriarchat zu einem Pontificat über den ganzen Occident heranwuchs, behielten die vier Häupter der orientalischen Kirche diesen Titel bei, verloren aber durch die Eroberungen der Sarazenen den größten Theil ihres Einflusses. Die besondern Kirchen der Armenier, Abyssinier, Jacobiten und Maroniten gehorchen eigenen Patriarchen. Ueber die griechischen Christen im türkischen Reiche behauptet der Patriarch von Constantinopel das Primat, er führt den Titel **ökumenisch** (allgemein), hat den Rang eines Pascha von drei Roßschweifen, und wird vom Sultan eingesetzt. Ein noch größeres Ansehn hatte das im 16ten Jahrhunderte entstandene Patriarchat über die russische Kirche zu Moskau, welches Peter der Große eben darum wieder abschaffte und in eine permanente heilige Synode verwandelte. In der katholischen Kirche führen die Erzbischöfe von Lissabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel, doch sind die letztern beiden nicht über andere Erzbischöfe gesetzt, dagegen der erstere die Rechte eines Primas von Portugal hat. E.

Patrimonial- oder Erbgerichtsbarkeit ist diejenige Gerichtsbarkeit, welche die Besitzer besonders adeliger Güter über ihre Unterthanen ausüben, und welche mit denselben dergestalt verbunden ist, daß sie auch auf ihre Erben und Nachfolger übergeht. Sie hat ihren Namen daher, weil sie als ein zum Erbvermögen oder Erbgut (patrimonium) gehöriges Recht betrachtet wird, und ist von der persönlichen oder administratorischen darin unterschieden, daß diese von Amtswegen, und im Namen des Regenten, jene hingegen aus eigener, auf dem Eigenthume haftenden Befugniß ausgeübt wird.

Digitized by Google

Wir finden die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche den Römern ganz unbekannt war, in der Verfassung aller Völker deutschen Ursprungs. Da unsere Vorfahren in jenen stürmischen und rohen Zeiten, wo die Selbsthülfe erlaubt und sogar nothwendig war, ihre Gerechtsame so weit als möglich auszudehnen suchten, und die Regierungen zu ohnmächtig waren, dieser Erweiterungssucht Gränzen zu setzen, so maßten sich auch die Gutsherrn eine Gewalt an, welche die Gränzen des Eigenthums = und Obereigenthumsrechts über ihre Unterthanen überschritt, und dadurch eine besondere Erbgerichtsbarkeit begründete. Diese hat daher mehr ihren Ursprung in einer Usurpation landesherrlicher Rechte, als in der stillschweigenden oder ausdrücklichen Concession der Regenten, ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß sie bisweilen, besonders in spätern Zeiten, durch ausdrückliche Privilegien, Belehnung, Kauf u. s. w. von denselben mag erworben werden seyn. Da der Regent allein jede Gerichtsbarkeit verleiht, und der Unterthan, der sie ausüben will, das Recht dazu von ihm erhalten haben muß, so folgt, daß sich die Patrimonialgerichtsbarkeit auf die ausdrückliche oder stillschweigende Concession des Landesherrn gründet, und auch in zweifelhaften Fällen auf die niedere Jurisdiction einschränkt, weil die peinliche in alten Zeiten für ein so wichtiges Hoheitsrecht galt, daß sie selten einer Privatperson ertheilt wurde. Sie ist in jedem Betracht der oberstrichterlichen Gewalt und höchsten Aufsicht des Staats untergeordnet, welche grobe Mißbräuche mit ihrer Aufhebung bestrafen kann. Die Erbgerichtsbarkeit, bei deren Ausübung nach den Landesgesetzen, und besonders nach den Untergerichtsordnungen verfahren und gesprochen werden muß, pflegen die Gutsbesitzer, da sie selten der Rechte kundig sind, durch eigene von ihnen ernannte Rechtsgelehrte verwalten zu lassen, welche Gerichtshalter, Gerichtsverwalter, Justitiarien, Gerichtsdirectoren u. s. w. genannt werden. Sie müssen aber vorher in den meisten Ländern über ihre Rechtskenntnisse geprüft, vom Landesherrn bestätigt, und auf die Rechtspflege beeidigt werden, wodurch sie den Charakter öffentlicher Beamten bekommen. Sie können daher nicht eigenmächtig vom Gutsherrn entlassen, sondern wegen verübter Vergehungen nur durch Urtel und Recht ihres Amtes entsetzt werden. Uebrigens muß der Gutsbesitzer für alle, sowohl erlaubte als unerlaubte, Handlungen seines Gerichtshalters haften. In neuern Zeiten ist die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Patrimonialgerichtsbarkeit mehr als jemals zur Sprache gekommen; allein es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie, da sie zu vielen Mißbräuchen Anlaß gibt, und die Einheit in der Justizverwaltung des ganzen Staats hindert, von den Landesherren vermittelst besonderer Verträge mit den Gutsherren aufgehoben werden sollte. Mr.

Patrimonium Petri, Peters Erbtheil, heißt der Kirchenstaat oder diejenige päpstliche Provinz, welche Kaiser Constantin im 4ten Jahrhunderte dem Papste geschenkt haben soll, die aber eigentlich zu Anfange des 12ten Jahrhunderts durch eine Schenkung der Gräfin Mathilde von Thuscien an die Päpste kam. Vergl. d. Art. **Constantin**, **Mathilde** und **Papst**.

Patriot. Dieß fremde Wort für einen Begriff der durchaus auf etwas heimathliches hinweiset, hat sich aus dem Latein des Mittelalters bei uns eingeschlichen. Nach demselben hieß Patriota nur ein Landeseingeborner, im Gegensatze gegen den Peregrinus, den Fremdling, d. i. der kein Bürgerrecht im Lande hat. Aber wie dieß

Bürgerrecht, es sey durch Geburt oder Verdienst gewonnen, nicht bloß Gerechtsame gibt, sondern auch in die Gemeinschaft, welche dieselben ertheilt und schützt, so unauflöslich knüpft, daß jedes Glied sich nur als einen Theil des Ganzen betrachten, und das Eigene, Besondere, dem Allgemeinen unterordnen muß; so liegt in dem Worte Patriot allerdings auch der schöne Begriff eines Mannes, der dem Lande, in dem er das Bürgerrecht hat, auch völlig und treulich ergeben ist. Der ganze Begriff des Patrioten ist eigentlich, wie schon in dem römischen civis, so in dem deutschen Bürger enthalten, ja bei unsern Vätern galt das hohe Wort: Mann gleichbedeutend für das entbehrliche, fremde Patriot. Gerade in den Zeiten, da in unserm Vaterlande sich die größten vaterländischen Tugenden offenbarten, hat man nichts von Patrioten vernommen, und es wäre wohl der fremde Laut, das fremde Zeichen für den Mann von rechter Vaterlandstreue verschmäht worden. Etwa die Römer konnten in der spätern Zeit einen Deutschen, der, indem er sich zum Werkzeug der römischen Weltherrschaft brauchen ließ, das Wohl seines Vaterlandes zu befördern, sich leichtläubig überredete oder den Schein hatte, einen Patrioten nennen. Es haftet dem Worte, das etwas sehr Edles und Herrliches bedeutet, auch wirklich ein Makel an. Denn, je nachdem es gebraucht wird, mahnt es auch bald leiser, bald stärker an einen Menschen, der an seiner Scholle haftet, und nichts gut, schön und löblich findet, als was er in seiner Provinz kennen gelernt hat; oder, schlimmer noch, an einen solchen, der den bedeutsamen Ehrentitel nur als Maske und Schild gebraucht, selbstsüchtige Plane zu verstecken, und unter dem Scheine des Eifers fürs Allgemeine das Eigene sucht; oder auch in den Stürmen gefährlicher Volksbewegung sich zum Sprecher oder zum Haupt einer Partei aufwirft, die die Rechte des Ganzen zu verfechten scheint, wo dann Patriot so viel ist, als Demagog, entweder Volksführer oder Volksverführer. In revolutionären Zeiten hörte man auch am meisten von Patrioten, und dadurch ist das Wort in übeln Ruf gekommen. So bezeichnete es in der französischen Revolution einen blinden Demokraten. Doch gilt es noch immer auch in der edelsten Bedeutung von dem, der das allgemeine Wohl dem eigenen vorzieht, dem kein Opfer für das Vaterland zu groß ist, dessen Liebe für die Heimath sich durch Wort und That bewährt, der in den Zeiten der Noth, wie des Glücks, sich zu seinen Mitbürgern hält, und allem Fremden, das gewaltsam oder listig eindringen will, treu bis zum Tode widerstrebt. Diese heilige Bedeutung von jedem Nebenbegriffe, der an das Wort Patriot sich anschließt, zu trennen, und das fremde zu verbannen, hat man für dasselbe das deutsche Vaterlandsfreund empfohlen, das sinnvoll und richtig gebildet ist, aber doch einige Schwerfälligkeit und Unbequemlichkeit hat, zumal sich keine andere Form dadurch bilden läßt, wie von Patriot patriotisch (vaterländisch gesinnt.)

Kc.

Patriotismus bezeichnet die wirksame Gesinnung des Patrioten, und ist aus diesem Worte gebildet. (S. d. vorigen Art.) Vaterlandsliebe, Bürgertugend, ist der eigentliche Sinn, für den wir keinen Fremdling bedürfen, obgleich nach dem Sprachgebrauche mit Patriotismus sich weniger, als mit Patriot, eine schlimmere Nebenbedeutung verbindet. Es ist ein sinniges Wort: Vaterlandsliebe! (Auch der Römer sagte: amor patriae, nicht Patriotismus!) Liebe mahnt, der ursprünglichsten Bedeutung nach, immer an etwas Hohes

Digitized by Google

und Schönes, und es ist ein Zeichen der Entartung, wenn der Sinn des Wortes niedrig oder zweideutig wird. Darum werden wir die Liebe des Vaterlandes wie im Herzen, so in der Sprache immer heilig halten, wenn der Patriotismus auch mißdeutig würde. Wirklich ist auch damit, wie mit Patriot, Manches bezeichnet worden, was weder eine Tugend, noch ein Lob genannt werden mag. Wer nur versichert, er habe dieß oder jenes aus Patriotismus gethan, der erweckt allerdings den Verdacht, daß er das Hohe und Herrliche, das in der Vaterlandsliebe lebt, ihm nicht recht befreundet sey, weil diese Liebe sich keiner That, keiner Aufopferung rühmt, sondern sich eben darin am herrlichsten bewährt, daß sie das Größte, was sie vollbringt, sich nicht zum Verdienst anrechnet, sondern Alles mit reinem Eifer, und mit Verzichtleistung auf das Eigene, eigenen Ruhm und eigenen Gewinn, vollbringt. Doch kann der Mißbrauch des Wortes uns nie hindern, seinen innersten, heiligen Sinn anzuerkennen. Nach diesem bedeutet es die innigste Gemeinschaft mit dem Lande und Volke, in dem man das Bürgerrecht hat, eine Gemeinschaft, die sich in der treuesten Anhänglichkeit an dieses Land und Volk, in seiner völligen Hingebung ausdrückt, mit der man die Angelegenheit des Ganzen zur eigenen Angelegenheit macht und sein Persönliches allezeit dem Allgemeinen unterordnet. Da wacht der Bürger für das Gemeinwohl wie für das Wohl seines Hauses, seiner Familie; da erregt die Gefahr, die jenem droht, eben so sehr, wie die, die seinen persönlichen Wohlstand gefährdet, seine Aufmerksamkeit, seine Kraft. Da erhebt er sich nicht minder entschlossen und begeistert gegen den Feind, der die vaterländische Gränze überschreitet und die Volksehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in sein Haus eindringt, den häuslichen Herd entweiht; da sieht er nicht minder sorgsam auf Alles, was des Ganzen Ruhm und Wohlstand und Glück fördern kann, wie auf das, was seines Hauses Ehre und Glück begünstige; da scheut er so wenig irgend eine Mühe, Beschwerde oder Aufopferung, die dem Vaterlande ersprießlich seyn kann, wie er kein Bedenken trägt, für die Liebsten im Leben Alles hinzugeben. Es mag aber scheinen, und ist auch wohl gesagt worden, daß diese Gesinnung, diese herzinnige Theilnahme an dem Ganzen nur in Freistaaten, weil hier der freie Bürger in der engsten Gemeinschaft mit dem Vaterlande lebt, und an allen Angelegenheiten desselben freien lebendigen Antheil hat und nimmt, zu finden sey; nicht in Monarchien, wo so Vieles hinzuwirken scheint, den Bürger von jeder Theilnahme auszuschließen, ihn nur zum Werkzeuge des Ganzen, die Angelegenheiten des Staats aber nur zum Eigenthum und Wirkungskreis einiger wenigen, dazu fast ausschließlich Berufenen zu machen, die mehr Stellvertreter der Macht, als des Volkswillens und der Volkskraft seyn mögen. In der That rühmt man besonders den Patriotismus der Freistaaten G r i e c h e n l a n d s und R o m s, und bemerkt, wie besonders in letzterm auch jener Patriotismus erstorben sey, da die Alleinherrschaft der Cäsaren die Bürger vom Forum in ihre Häuser zurückdrängte und die freien Vaterlandsvertheidiger zu Lohnsoldaten machte. Man zeichnet ihn daher auch an denen aus, die gegen Alleinherrschaft sich sträubten, und ihr Vaterland in einen Freistaat umzuwandeln bemüht waren, z. B. **Brutus**. Aber waren nicht unsere Väter, die starken, treuen alten Deutschen, auch von Patriotismus in seinem höchsten Sinn erfüllt? Ist nicht Zeugniß dessen der Riesenkampf, den sie gegen Rom, nachher gegen die fränkische Macht bestanden, obwohl sie in letzterem

endlich unterlagen? Und doch war Deutschland eigentlich nicht eine Republik im gewöhnlichen Sinne, doch waren unsere frühesten Väter schon willig unterthan ihren Herzogen und eingebornen Fürsten. Patriotismus mag wohl bestehen da, wo das Volk in altdeutschem Sinne treu ergeben ist seinem eingebornen Fürsten, wo dieser ihm gilt als der Sachwalter der Gerechtigkeit, der Bewahrer der Volksehre und Volksselbstständigkeit, als das von Gott verordnete Haupt des Gemeinwesens, das, weil es das Haupt ist, so wenig von den Gliedern getrennt werden, als dieselben mißbrauchen darf. Er mag in Deutschland wohl bestehen, wo eigentliche Despotie sich nie fest begründen konnte, wo die große Idee der Volksvertretung sich nie ganz verloren, und auch in den entartetsten landständischen Verhältnissen sich noch erhalten hat. Und es ist kein Verhältniß, keine Verfassung, die von ihm entbände, die Bürgertugend völlig vernichtete. Unter welcher Verfassung du leben magst, im Glück und Unglück des Vaterlandes, hat dasselbe heilige Ansprüche an deine Theilnahme, deinen Eifer, deine Treue, und dein Werth als Mensch steigt mit deinem Werth als Bürger. Wohl mag es dem Deutschen, der, zu seinem Ruhme, gewohnt ist, Vaterland und Fürst unzertrennlich zu denken, schwer seyn, dann beide zu trennen und entzweit mit dem Vaterlande zu bleiben, wenn der Fürst ihm und den Genossen nicht gerecht ist. Aber auch dann muß das Vaterland uns heilig, unverletzlich seyn, dafern wir des Patriotismus uns freuen wollen. Es hat eine Zeit gegeben, wo uns die Bedeutung des Patriotismus fast verloren war, der Cosmopolitismus, als ein viel höheres, nicht in der That, aber im Wort, sich geltend machen wollte, wo man in böser Mißdeutung das in seinem geheiligten Sinne so schöne Wort: allgemeine Menschenliebe vorschob, die Vaterlandsliebe zu verdrängen. Aber an ihren Früchten mag man sie erkennen. Der Patriotismus hat Früchte getragen, die uns noch erhalten, der Cosmopolitismus hat nur taube Blüthen und dünnes Laubwerk gebracht, und jene gaben nicht einmal erquickenden Duft, dieses keinen Schatten. Und mochte es anders seyn? Ist Patriotismus Liebe, Liebe aber ein leuchtendes und wärmendes Feuer, so wirkt sie zwar wie dieses in engern und weitern Kreisen, aber in den engern am stärksten. Wer mit seiner Liebesflamme die ganze Welt erleuchten und erwärmen will, möchte leicht die Nächsten, mit denen die Vorsehung ihn verband, erstarren und in Finsterniß lassen. Auch die heilige allgemeine Menschenliebe hat ihre Kreise; sie leuchtet und wärmt als eine starke, aber bescheidene Flamme Allen, die ihr nahen, darum aber den Landesgenossen zunächst, weil diese ihr die Nächsten sind und sie erst diesen gerecht seyn muß, ehe sie den Entferntern gütig seyn kann. In der Liebe ist aber auch die Gerechtigkeit mächtig, und die Güte kann mit jener nie in Widerstreit kommen, wo Liebe echt ist und wahr. Darum ist der Patriotismus nicht engherzig oder aufgebläht, sondern gerecht und großmüthig. Darin ist er zumeist, daß wir wahrhaft einig sind unter einander, und dem Fremden, welches sich eindrängen will, widerstreben. Ke.

Patristik, (theologia patristica), heißt derjenige Zweig der historischen Theologie, der das Leben, die Schriften und Lehren der Kirchenväter zum Gegenstande eines besondern Studiums macht, und als der zwar mühsame, aber belohnende Weg zu den Hauptquellen der Geschichte der christlichen Lehre und Verfassung in den ersten sechs Jahrhunderten ganz die Aufmerksamkeit verdient, die man ihm

Digitized by Google

neuerdings wieder zu widmen anfängt. Vergl. den Art. Kirchenväter. E.

Patrize, der von dem Formschneider in Stahl geschnittene Stempel, mit welchem durch Einschlagen in eine weichere Masse die Matrize (s. d. Art.) verfertigt wird. Die Patrize enthält das Darzustellende der Buchstaben des Alphabets verkehrt.

Patrizier hießen in dem alten Rom gewisse durch Abkunft, Ehre und Vermögen ausgezeichnete Familien, aus welchen die Senatoren gewählt wurden. Romulus theilte angeblich, nach dem Beispiele der Athenienser, die römischen Bürger in zwei Classen: in Patrizier und Plebejer. Jene wurden ursprünglich patres (Väter) genannt, weil man sie als Väter des Volks betrachtete, und aus diesem Worte entstand der Titel „Patrizier." Romulus wählte aus ihnen einen Senat von 100 Personen, welche die höchsten Würden in der Regierung und im Kriege bekleideten, und dem Gottesdienste bis zum Jahre 495 nach Roms Gründung vorstanden. Es wurden dazu aus jeder Tribus ein, und aus jeder Curie drei Bürger genommen, so daß sich ihre Zahl auf 99 belief, über welche ein erfahrener Mann gesetzt wurde, welcher in ihrer Versammlung den Vorsitz hatte. Die Mitglieder dieses erhabenen Collegiums wurden Senatoren, von senectus (Alter), genannt, weil man nur solche wählte, welche in Rücksicht ihres Alters, das nicht unter 25 Jahren seyn durfte, und ihrer Erfahrung und Geschicklichkeit, bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten das allgemeine Zutrauen des Volks genossen. In der Folge wurde ihre Zahl mit 100 neuen Mitgliedern vermehrt, da man die Sabiner dazu nahm. Am Ende der Republik war sie auf mehr als 1000 gestiegen, welche der Kaiser Augustus wieder auf 600 herabsetzte. Man unterschied die patres majorum gentium (Patrizier der ältern Familien), welche von den von Romulus gewählten Senatoren abstammten, und die patres minorum gentium (Patrizier der jüngern Familien), welche Tarquin der Aeltere hinzugefügt hatte. Ob man gleich den Patriziern das politische Uebergewicht über die Plebejer durch das ihnen über diese ertheilte Schutzrecht (jus patronatus) sichern wollte, so gingen doch ihre Vorrechte verloren, als der Bürgerstand vom Jahre Roms 261 an eine völlige politische Gleichheit mit den Patriziern erzwang (s. Rom), und zu obrigkeitlichen Aemtern, welche diese bisher ausschließend verwaltet hatten, zugelassen, auch die Heirathen unter beiden Ständen nach dem Jahre 308 erlaubt wurden. Es blieb ihnen nunmehr kein anderer Vorzug übrig, als ihre Abstammung aus den ersten und ältesten Familien. Seit der Zeit entstand eine Art von Dienstadel (nobilitas), welchen derjenige erhielt, der durch die Bekleidung der drei höchsten Ehrenstellen (Consulat, Prätur und curulische Aedilität) erworben ward, und der vermittelst des Rechts, die aus Wachs bossirten Brustbilder seiner Vorfahren im Vorhause aufstellen zu lassen (jus imaginum), auf die Nachkommen überging. Die Abkunft aus patrizischem Geschlechte war dazu nicht erfoderlich, sie erhöhte aber den Rang des Adels, besonders wenn sie mit Verdiensten begleitet war. Der Verfall der Republik, die bürgerlichen Kriege, und die Einführung des Kaiserthums schwächten das Ansehn der Patrizier immer mehr, und Roms Eroberung von den Gothen, wodurch viele Patrizier ihr Leben verloren, in Gefangenschaft geriethen oder nach Constantinopel flüchteten, bewirkte, daß aller Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern aufgehoben wurde. Als der Sitz der Regierung nach Constantinopel

Digitized by Google

war verlegt worden, erfand Constantin der Große, um die alten römischen Patrizier wieder herzustellen, ein neues Patriziat, das bloß ein persönlicher Ehrentitel war, und nur durch hohe Geburt und ausgezeichnete Verdienste erlangt werden konnte. Unter der Dynastie der Carolinger und der folgenden Kaiser bezeichnete das Patriziat nicht bloß eine hohe Würde, sondern es war auch die Oberherrschaft über Rom und dessen Gebiet, so wie der Schutz des päpstlichen Stuhls damit verknüpft. Carl der Große nahm den Titel eines römischen Patriziers an, ehe er sich zum Kaiser ausrufen ließ, und Heinrich IV. setzte den Papst Gregor VII. als solcher ab. In neuern Zeiten wurden gewisse adelige Familien in den Reichsstädten Patrizier genannt, die man aber, weil sie obrigkeitliche Aemter verwalteten, von dem Hof- und Landadel unterschied. Sie hatten in vielen Reichsstädten das ausschließende Vorrecht zu den Rathsstellen, und bildeten eine Art von Aristokratie. Diese Patrizier entstanden im 12ten und 13ten Jahrhunderte, wo der Flor der Städte und die Furcht vor Räubereien mehrere Adelige bewog, sich in Städten niederzulassen. Da sich aber viele in der Folge mit bürgerlichen Familien verbanden, und zum Theil mit der Landwirthschaft beschäftigten, so hatten diese zwar in den Reichsstädten mit den alten Adeligen gleichen Rang, aber außer denselben wurde der Adel nicht für gültig erkannt. Mr.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Argonauten Menötius und der Sthenele oder Philomele. Ohne Vorsatz tödtete er zu Opus beim Würfelspiel des Amphidamas Sohn Cleſonymus. Sein Vater entzog ihn der Rache durch die Flucht und brachte den Knaben zum Peleus, der ihn freundlich aufnahm, und als seines Sohnes Genossen erzog. Er folgte dem Achilles vor Troja und blieb thatenlos wie er, als dieser zürnend keinen Antheil am Kampfe nahm. Aber zuletzt drängte die Noth zu hart und Achilles willigte ein, daß Patroklus in seine Rüstung gekleidet auszog. Der Kampf, den er beginnt, ist glänzend, aber nachdem Apoll ihn betäubt und wehrlos gemacht hat, erliegt er dem Hector. Die Griechen retten den Leichnam, bestatten ihn mit vieler Pracht und stellen feierliche Leichenspiele an, worauf Achill beschließt, den Freund zu rächen, und ihm in den Tod zu folgen.

Patrolle oder eigentlich **Patrouille**, die bei Nacht oder zu Zeiten, wo besondere Wachsamkeit im Innern oder Aeußern erfodert wird, ausgeschickte Soldatenwache. Ist sie bestimmt die ausgestellten Posten zu visitiren, so ist sie gleichbedeutend mit **Runde**; soll sie gegen den Feind streifen, um von diesem Nachricht einzuziehen, so ist sie so viel wie Streifwache, und von einer Recognoscirung nur durch die geringere Zahl und dadurch unterschieden, daß sie sich nur in geringe Entfernungen wagen kann. Ein Heer ist bewacht, wenn es Patrouillen **gegen den Feind** und **Seitenpatrouillen** hat.

Patron ist im Allgemeinen ein Beschützer, Schutzherr, und wird oft gleichbedeutend mit **Gönner** gebraucht. Das lateinische Wort bezeichnete in der römischen Republik einen Patrizier, in so fern derselbe einen oder mehrere Bürger aus dem Plebejerstande unter seinen unmittelbaren Schutz genommen hatte, um diese, seine Clienten genannt, mit seinem Ansehn und Einfluß zu vertreten und zu unterstützen (s. d. Art. **Patrizier** und **Clienten**); auch bezeichnete jus patronatus das Recht des Herrn über seine freigelassenen

Digitized by Google

Sklaven. Als Rom seine Weltherrschaft schon begründet, und viele fremde Völker unterjocht hatte, waren vornehme Römer auch wohl die Patronen ganzer Städte, ja ganzer Provinzen, und es erbte sogar diese Patronschaft in den patrizischen Familien fort. So waren die Claudier die Patrone der Lacedämonier; die Marceller der Sicilianer. — Diese Einrichtung war um so wohlthätiger, als sie den entferntern Städten und Provinzen mitten in der Hauptstadt die treuesten und eifrigsten Anwalte und Beschützer ohne große Aufopferungen sicherte. Doch nannten die Römer auch jeden, der, ohne in jenem Verhältnisse eines Patrons zu seinem Clienten zu stehen, als Sachwalter irgend eine Rechtssache vor Gericht führte, Patronus (patronus causarum), öfters gleichbedeutend mit Advocatus, zuweilen auch von diesem, der oft nur Rathgeber und Sprecher vor Gericht war, verschieden. Im Mittelalter und noch jetzt in der römischen Kirche wird der Schutzheilige einer Kirche, eines Klosters, auch wohl einer Stadt oder Provinz, ja selbst der Heilige, dem der Einzelne sich besonders empfahl, Patron genannt. Allgemeiner bezeichnet man jetzt damit den Besitzer oder Verweser eines Grundstücks, zu dem eine Kirche gehört, über welche jener gewisse herkömmliche und anerkannte Rechte, das jus patronatus, übt, — einen Patronatsherrn, Kirchenpatron. Patronat aber (patronatus), das sich im classischen Latein nicht findet, aber im Mittelalter gebraucht ward, bezeichnet eben sowohl das Recht des Kirchenpatrons, als die Pfründe, über welche diesem das Recht zusteht. Es ist eine Art Lehnsverhältniß, in welchem die Kirche mit ihrem Patron steht, wie auch die gleichbedeutenden Ausdrücke Kirchenlehn, Pfarrlehn, bezeugen, wofür man auch Kirchensatz, Pfarrsatz, Pfarrecht, auch wohl Pfarrverleihung sagt, und unrichtig die Collatur. Der Patron ist zunächst nur Schutzherr der Kirche, und das Patronat das Schutzrecht, welches in den frühern, frömmern Zeiten für besonders ehrenvoll und verdienstlich angesehen ward. Es erstreckt sich aber das Patronatsrecht sowohl auf die Besetzung der geistlichen und der dieser untergeordneten Schulstellen, als auf die Mitverwaltung des Kirchenvermögens, und hat einen ähnlichen Grund wie andere Lehnsgerechtigkeiten. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nämlich, wo Reiche und Mächtige Ruhm und Segen davon erwarteten, wenn sie Kirchen oder Capellen gründeten, oft auch dieselben reich ausstatteten mit liegenden Gründen, oder gewissen Zinsgerechtigkeiten und baarem Vermögen, behielten sie sich, für sich und ihre Familien, einen Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der besondern Angelegenheiten der Kirche vor. Die Kirche oder der Clerus gestand den Stiftern neuer, oder den Erneuerern verfallener und verwüsteter Kirchen jenes Recht, weil es an sich billig schien, willig zu, und erweiterte es so viel möglich, um auch Andere zu ähnlichem Kirchenbau und andern Begünstigungen der Kirchen zu ermuntern. Zwar durfte der Patron eine von ihm gegründete oder begabte Kirche, wenn dieselbe einmal für ihre heilige Bestimmung von dem Bischofe geweiht war, nie zu einem andern Zweck bestimmen, auch die ihr ertheilte Schenkung oder das von ihm bewilligte Kirchenvermögen nie rechtlich zurückfodern; aber eine Theilnahme an der Verwaltung, und selbst eine Oberaufsicht über das Kirchengut ward dem Patron und seinen Nachkommen bewilligt, doch ohne Gefährde der höhern bischöflichen Rechte. Für den Fall, daß der Patron nach Vollendung seiner Kirche verarmte, ward der Kirche die

Digitized by Google

Obliegenheit zuerkannt, ihn aus ihrem Vermögen zu ernähren, und auch seine Familie und Nachkommen sollten gleiche Ansprüche an das Kirchenvermögen haben, doch ohne Gefährde für das Bestehen desselben. Dagegen blieb der Patronatsfamilie, so lange sie dem Patronate nicht selbst entsagte, auch die Verpflichtung, für Ausbesserung und Wiederherstellung der Kirche mit zu sorgen, selbst für den Fall, daß die Kirche verarmt sey. Schon früh ward auch für nöthig befunden, dem Rechte des Patrons über das Kirchenvermögen gesetzliche Gränzen zu setzen, die Größe des Aufwandes zu bestimmen, den er eigenmächtig aus demselben machen durfte, und die Kirche selbst, und die gesetzliche geistliche Gewalt gegen Eingriffe zu bewahren. Dieß war um so wichtiger, als manche Patronen nicht aus der frömmsten Absicht, sondern aus Eigennutz Kirchen erbauten, indem sie sich einen bedeutenden Theil der reichen Schenkungen und Vermächtnisse, die neuen Kirchen zufielen, anzueignen gedachten, wie denn auch die in der frühern Kirche gewöhnlichen Oblationen (s. d. Art. **Oblaten**) manchen Eigennützigen locken mochten, sich einen erblichen Antheil daran zu verschaffen. Bald gesellte sich zu diesem Rechte des Patrons auch das weitere, daß er selbst bei Besetzung der geistlichen Aemter an der von ihm gegründeten oder ausgestatteten Kirche für sich und seine Erben eine entscheidende Stimme haben sollte, doch keineswegs ein eigentliches **Collaturrecht**; denn das Recht, Geistliche zu wählen und zu berufen, stand nur der ganzen Gemeinde oder dem diese vertretenden Aeltestenrathe (Presbytercollegium) oder dem Bischof zu, und ward nie einem Privatmanne unbedingt eingeräumt. Dieser Theil des Patronatrechts erweiterte sich besonders im Mittelalter, wo die mächtigen Großen und adeligen Grundbesitzer, wie die Fürsten, die Begünstigung erhielten, sich eigene Capellgeistliche (Capellane) zu wählen und zu besolden, obwohl nicht ohne Genehmigung des Bischofs, der auch die Oberaufsicht über die Capellane erhielt. Wie die Capellen immer mehr in Dorfkirchen sich erweiterten, schien das Wahlrecht auch an diesen dem Gutsherrn zuzustehen, und selbst Parochialstellen, die ursprünglich nur der Bischof zu besetzen hatte, gingen bisweilen, wenn der Gutsherr etwa die Wiederherstellung der Kirche oder die Versorgung des Parochen (für dessen Unterhalt sonst die Domkirche zu sorgen hatte) übernahm, in das Verhältniß jener Dorfkirchen, die aus Hofcapellen entstanden waren, über, dergestalt, daß ein großer Theil der adeligen Grundbesitzer ein weit ausgedehntes Patronatsrecht über ihre Gutskirchen erhielt. Zu keiner Zeit aber hat die katholische Kirche den Patronatsherrn ein eigentliches Besetzungsrecht zugestanden, und die Verordnungen protestantischer Consistorien bezeugen, daß auch die evangelische Kirche ein solches Recht nicht anerkennt. Das Wesentlichste des Patronatsrechts ist das **Päsentationsrecht**, nach dem der Patron für eine erledigte geistliche Stelle der geistlichen Behörde einen Candidaten vorstellen darf, und das **Berufungsrecht**, das er aber nicht eher auszuüben befugt ist, bis die Genehmigung und Bestätigung des vorgestellten Candidaten von Seiten der höhern Behörde erfolgt ist. **In diesem Sinne** ist er denn Collator, und hat als solcher ein um so weniger beschränktes Recht, als seiner Entscheidung für den Candidaten nichts entgegensteht, wenn die geistliche Behörde die Würdigkeit desselben nicht bezweifelt. In diesem Sinne redet man auch von einer **Patronatspfarre**, und setzt sie den **landesherrlichen** (oder Consistorialpfarren) entgegen.

Dasselbe Recht, was dem einzelnen Patronatsherrn zusteht, fällt übrigens auch den Magistraten und andern Gemeinschaften, die ein Patronatsrecht haben, anheim. Es ist Regel, daß jeder Patron den von ihm beliebten Candidaten binnen einer, in den verschiedenen protestantischen Ländern gesetzlich bestimmten Frist (in der Regel binnen sechs Monaten) dem Superintendenten des Sprengels anzeigt, welcher dann wegen der Prüfung, Ordination und Confirmation das Nöthige einleitet. Außer diesen Haupttheilen des Patronatsrechts sichert es auch dem Patrone einige andre Auszeichnungen und Vorrechte. So muß er namentlich in das Kirchengebet eingeschlossen werden; darf in der Kirche seine besondere Capelle, vordem auch sein Erbbegräbniß, haben; bei seinem und seiner nächsten Blutsverwandten Tode wird vier Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken geläutet, und beim Gottesdienste schweigt Musik und Orgel. Es ist das Patronatsrecht in der Regel an den Grundbesitz gebunden, und steht den Familien nur zu, so lange sie die Besitzer sind. Bei allzulang verzögerter Ausübung des Rechts, besonders der Präsentation eines Candidaten für die erledigte Stelle, oder wenn die Güter des Patrons mit dem Sequester belegt sind, oder wenn das Recht unter Mehrern streitig ist, tritt für die Person des Patrons, doch nicht für die künftigen Erben, dafern diese die Unbill abstellen, eine Suspension ein, und die geistliche Behörde übt indeß das Recht. Aber völlig verloren geht dasselbe, wenn der Patron der Bestechung, der Verkaufung des Amts, d. i. der Simonie, überführt worden; wenn er die Kirche, auf die sein Recht gegründet ist, verfallen läßt, und nicht wieder herstellt, wenn er zur Einziehung der Stelle einstimmt; oder, wenn der Grundbesitz und das darauf haftende Recht an einen Andern übergeht. Uebrigens ist das Patronatsrecht eben so rechtlich begründet, wie jedes Lehnsrecht; und wie die Grundherrn in frühern unruhigen Zeiten die Güter der Kirche geschützt haben, so kann ihnen, wenn sie das Recht selbst nicht mißbrauchen, die Ausübung desselben nicht verweigert werden. Ke.

Patrone, ein Modell, Muster, wonach etwas abgeschnitten, gezeichnet oder geformt wird. Daher Patronenmalerei dasjenige Verfahren in der Malerei, wo man in Papier oder Pappe ausgeschnittene Figuren auf eine Fläche legt, und die Oeffnungen derselben mit beliebiger Farbe überstreicht, so z. B. die Karten- und Tapetenmalerei. Desgleichen heißt Patrone eine mit Pulver und Blei (so viel zu einem Schusse nöthig ist) gefüllte Papierhülse. — Auch werden die Streifen Papier, welche auf den Buchdruckerrahmen geklebt werden, um die leeren Ränder und Räume des Druckbogens rein zu erhalten, Patronen genannt.

Patrouille, s. Patrolle.

Pätus, s. Arria.

Pau, eine wohlgebaute Stadt in Bearn in Frankreich, am Flusse Gave de Pau, über welchen eine sehr hohe Brücke von sieben Bogen führt, davon man eine schöne Aussicht genießt, die Hauptstadt im Departement des Basses Pyrénées. Sie zählt 1600 Häuser und 9000 Einwohner und hat Manufacturen von Leinwand, Schnupftüchern und Hüten. Auch werden hier gute Schinken geräuchert, Bayonner Schinken genannt, weil man sie in Bayonne zu verschiffen pflegt. Sonst residirten hier die Könige von Nieder-Navarra. Heinrich IV. ward hier geboren; desgleichen der jetzige König von Schweden. Im J. 1721 wurde hier eine Akademie der

Digitized by Google

Künste und Wissenschaften gestiftet. Die Gegend hat guten Weinbau.

Pauke (tympanum), im Alterthume jeder mit einer Haut bespannte hohle Körper oder Reif. Jetzt versteht man darunter nur die ursprünglich kriegerische Kesselpauke, die aus einem kupfernen Kessel besteht, über welchen an einem eisernen Reif eine gegerbte Haut ausgespannt ist, die vermittelst eiserner Schrauben höher und tiefer gestimmt werden kann, und mit einem hölzernen Klöppel (gewöhnlich mit Flanell überzogen) geschlagen wird. Die Pauke ist eigentlich bestimmt, die Grundstimme zu einem Trompetenchore zu machen. Um nun die beiden Haupttöne der Tonart, auf welcher geblasen wird, nämlich die Tonica und Dominante, zu erhalten, bedient man sich zweier Pauken von verschiedener Größe, von welchen die kleinere in den Hauptton, die größere aber in die tiefere Octave der Dominante gestimmt wird. Der Pauker pflegt die vorgeschriebenen Noten nicht einfach, sondern mit gewissen Schlagmanieren anzugeben, als da sind: die einfache, doppelte oder gerissene, die getragene Zunge, die ganze Doppelzunge, die Doppelkreuzschläge, der Wirbel, der Doppelwirbel. Jetzt bedient man sich der Pauke in jedem Orchester, und bei andern vielstimmigen Musiken.

Paul Veronese, s. Caliari.

Paul (Vincent de), der Stifter der Priester von der Mission, war 1576 in dem Dorfe Povi in Frankreich geboren, studirte zu Toulouse, erhielt nach vielen wunderbaren Schicksalen eine Pfarre zu Clichi, und stiftete mit Hülfe einer reichen und frommen Frau 1626 eine Missionscongregation, deren Glieder zunächst bestimmt waren, den Armen das Evangelium zu predigen, und vornehmlich 8 Monate des Jahrs als Seelsorger, Friedensstifter, Krankenpfleger und sonst auf alle Weise als Beförderer der Sittlichkeit unter dem Landvolke zuzubringen. Daneben sollten sie auch in Gemeinschaft sich selbst zu einem musterhaften und erbaulichen Betragen erwecken, und endlich die, welche sich anschickten Landpriester zu werden, mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen zu dem künftigen Berufe unterstützen. Ihr Hauptsitz war das Stift St. Lazarus zu Paris, wovon sie auch den Namen Lazaristen (s. d. Art.) empfingen. Erst nach dem Tode des Stifters (1660) haben sie sich weiter ausgebreitet, und eine sehr vielseitige Geschäftigkeit gezeigt. Vincent de Paul wurde nach seinem Tode unter die Heiligen aufgenommen.

Paul I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, geboren den 1sten October 1754. Sein Vater, damals Großfürst, nachher Kaiser Peter III., wollte aus Abneigung gegen seine Gemahlin Catharina dieses Sohnes Geburt nicht für rechtmäßig erkennen, und deßhalb den Prinzen Iwan zum Thronfolger ernennen. Als aber Peter bald hernach Reich und Leben verlor, und Catharina II. den Scepter Rußlands führte, da ward ihr damals neun Jahr alter Sohn, Paul, nach Iwans unglücklichem Ende, der einzige Erbe des Reichs, und Catharina wendete Alles an, um die schwankende Gesundheit desselben zu befestigen, den sie als eine Stütze ihres Throns betrachtete, weil die Russen an ihn mit großer Liebe hingen. Doch ließ sie ihn ganz nach ihren Planen erziehen. Graf Panin, ihr erster Minister, ein ihr völlig ergebener Mann, ward Oberhofmeister bei dem jungen Großfürsten, und Apinus unterrichtete den Prinzen. Das Loos seines unglücklichen Vaters, verbunden mit dem Drucke, unter dem die Kaiserin ihn hielt, gaben dem sonst offenen Charakter Pauls bald

Digitized by Google

eine gewisse Härte und Verschlossenheit, zumal da seiner Mutter Herrschereifersucht ihn bei heranreifenden Jahren mit Auflaurern umgab, die nicht ermangelten, ihr jedes Wort und jede Handlung des Großfürsten zu hinterbringen. Doch hielt ihn diese Strenge nicht ab, in Catharinen stets die Mutter zu ehren, und nur selten äußerte der lebhafte Prinz die in seiner Brust verschlossenen Gesinnungen. Seine Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht brachte Catharinen auf die Vermuthung, ihr Sohn leide, gleich Peter III., an einem körperlichen Fehler. Um dies zu erfahren, beauftragte sie ein Fräulein ihres Hofes (eine Polin), sich ihm zu nähern. Diese befolgte der Kaiserin Willen, und ein Sohn, den Paul mit ihr zeugte (Simeon Welikoi genannt), überführte Catharinen von dem Ungrunde ihrer Vermuthung. Sie dachte daher an seine Vermählung. Ihre Wahl fiel auf die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, die mit ihrer Mutter und beiden Schwestern auf Catharinens Einladung nach Petersburg gekommen war. Sie erhielt bei ihrem Uebertritte zur griechischen Kirche die Namen Natalia Alexiewna, und das Beilager erfolgte am 10ten October 1773. Im folgenden Jahre begleitete Paul seine Mutter nach Moskau, bei welcher Gelegenheit Andreas Rasumowsky dem Großfürsten Winke zur schnellen Erreichung des Throns gab, die dieser edelmüthig verwarf. Rasumowsky's Plan blieb jedoch der Kaiserin nicht verborgen, und sie suchte die Freundschaft ihres Sohns zu dem kühnen jungen Manne durch Eifersucht zu untergraben. Doch wucherte dies Unkraut in Pauls Seele nicht; seine Gattin aber beschloß für diesen Schimpf sich an Catharinen zu rächen, und ließ sich deßhalb mit Rasumowsky in einen Briefwechsel ein; allein sie starb, ehe ihr Plan zur Reife gedieh, im Wochenbette, nicht ohne den Verdacht, daß Catharine die Urheberin ihres Todes sey. Den Großfürsten betrübte der Tod seiner Gemahlin sehr, und da er nun anfing, einigen Verdacht gegen Rasumowsky's Verhältniß mit Natalien zu hegen, so wurde derselbe vom Hofe entfernt, und erst nach Venedig, später nach Neapel als Gesandter gesendet. Um ihren Sohn jetzt wieder aufs baldigste zu vermählen, knüpfte Catharina mit dem Wirtembergischen Hofe Unterhandlungen an. Auf Friedrichs II. Einladung reisete Paul in Begleitung des Fürsten Romanzow nach Berlin. Hier traf er die ihm bestimmte Gattin, welche ihm auch so wohl gefiel, daß er sich in Berlin den 23sten Juli 1776 mit ihr verlobte, und nach einer Reihe von Festen, die Friedrich dem russischen Thronfolger gab, nach Petersburg zurückkehrte, wohin bald darauf Dorothea Augusta Sophie von Wirtemberg folgte, die nun die Nahmen Marie Fedorowna annahm, und am 18ten October 1776 mit ihm verbunden wurde. Aus dieser Ehe entsprangen die Großfürsten Alexander, Constantin, Nicolaus und Michael, und die Großfürstinnen Maria (Erbgroßherzogin von Weimar), Catharina (Königin von Wirtemberg, gest. im Januar 1819) und Anna (Kronprinzessin der Niederlande). Das häusliche Glück, das der Prinz genoß, verbunden mit der Aussicht zu einer Reise durch Europa, tröstete ihn über den Druck, unter welchem die Kaiserin ihn von allen Regierungsgeschäften ausschloß, und der so weit ging, daß er als Großadmiral der russischen Seemacht nicht einmal die Flotte in Cronstadt besuchen durfte. Im J. 1780 trat Paul mit seiner Gemahlin die gewünschte Reise durch Polen, Deutschland, Italien, Frankreich und Holland an. Nach zwölf Monaten kehrten Beide zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort

Digitized by Google

Gatschina zurück. Hier lebte Paul in gezwungener Unthätigkeit, da seine Mutter ihm weder erlaubte dem Feldzuge gegen die Türken beizuwohnen, noch sonst um Staatsangelegenheiten sich zu bekümmern. Zwar machte er auf kurze Zeit den Krieg in Finnland gegen Gustav III. mit, kehrte aber bald mißmuthig in seine Einsamkeit zurück, da er sah, wie auch hier ihm aller freie Wille genommen war. Die unterdeß ausgebrochene Revolution in Frankreich fing an das petersburger Cabinet zu beschäftigen, um so mehr, da eine Menge französischer Flüchtlinge sich nach Rußland wandte. Paul war für die Sache der gegen Frankreich verbündeten Fürsten. Catharina, obgleich den revolutionären Grundsätzen abhold, glaubte jedoch nicht übel zu thun, wenn sie die beiden, ihr in Europa allein gefährlichen Mächte, Oesterreich und Preußen, in diesem Kampfe sich etwas entkräften ließ. Als sie späterhin thätigern Antheil an jenen Händeln nehmen wollte, überraschte sie der Tod den 17ten November 1796. Man erzählt, daß ein Testament vorhanden gewesen sey, in welchem die Kaiserin, aus ungerechtem Widerwillen gegen ihren Sohn, ihn von der Thronfolge zu Gunsten ihres Enkels Alexanders (des jetzigen Kaisers) ausgeschlossen habe, daß aber diese Schrift unterdrückt worden sey, da Paul eine zahlreiche Partei für sich hatte und die Liebe des Volks besaß. Pauls erste Herrscherhandlungen waren Werke des Wohlthuns, vollbracht im Gefühle der Freude, sich endlich frei zu sehen. Rasch wurden Unordnungen in der Armee und Flotte abgestellt, die Catharina übersehen hatte. Gegen das an ihm geübte Beispiel ließ er seinen Sohn Alexander an den Geschäften Theil nehmen, und die Leiche seines unglücklichen Vaters, Peters III., unter feierlichen Exequien, zugleich mit Catharinens Leiche, den 20sten December in die Gruft der Kaiser beisetzen. Darauf stellte er das alte Reichsgesetz wieder her, dem zufolge das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausgeschlossen war, und bestimmte diese durch einen zu Moskau während seiner Krönung (16ten April 1797) erlassenen Ukas nach dem Rechte der Erstgeburt. Friedliebend endigte er den Krieg mit den Persern, und ließ, laut sein Mißfallen äußernd über das Verfahren seiner Mutter gegen Polen, die in russischer Haft befindlichen Polen los; Kosciusko nahm jedoch die ihm angebotene Pension nicht an. Indeß hatte der Druck, den Paul 42 Jahre lang erlitten, fortwährend den traurigsten Einfluß auf sein Leben, und die mancherlei Mißgriffe, die er sich zu Schulden kommen ließ, entsprangen größtentheils aus dieser Quelle. Seine Verfügungen über die Einfuhr ausländischer Bücher in sein Reich, so wie über den Eintritt fremder Reisender, und überhaupt seine gegen den Geist der Zeit anstrebenden Anordnungen*) beweisen mehr als zu sehr das durch mannichfache Kränkungen gereizte und verfinsterte Gemüth des Fürsten. Ein gleiches leuchtete aus seinem Betragen, als er der Verbindung gegen Frankreich beitrat. Sein über 100,000 Mann starkes Heer, das zum Theil in Italien und der Schweiz unter Suwarow und Korsakow, zum Theil in Holland gegen Frankreich focht, errang

*) Der Kaiser verbot unter andern das Tragen runder Hüte, kurzer Westen, langer Beinkleider. Wer dem Kaiser auf der Straße begegnete, mußte das Knie beugen, und selbst wer im Wagen fuhr, aussteigen. Der Soldat bekam wieder Locken und einen Zopf, u. dergl. m. Alle Verweise und Antworten auf Bittschriften wurden durch die petersburger Zeitung öffentlich gegeben.

Digitized by Google

zwar manche Siege; da es aber durch die Niederlage bei Zürich fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, zog er es zurück. Paul hatte nämlich gegen den deutschen Kaiser, noch mehr aber gegen England und Pitt Mißtrauen gefaßt, Bonaparte aber, solches schlau benutzend, dem Stolze des russischen Herrschers zu schmeicheln gewußt, und die gefangenen Russen neu bekleidet und bewaffnet ohne Auslösung nach Rußland zurück geschickt. Warum Paul von der Coalition sich trennte, und Dumouriez's Unterhandlungen ohne Erfolg blieben, indem der Minister Rostopschin ihm entgegen arbeitete, erzählt Abbé Georgel (der zur Gesandtschaft gehörte, die der Malteserorden an Paul schickte) in seiner Reise nach Petersburg 1799 und 1800. Pauls Sinnesänderung ging so weit, daß Ludwig XVIII., so wie alle Emigrirte, das russische Gebiet verlassen mußten, und er den dem unglücklichen Bourbon bisher ausgezahlten Jahrgehalt aufhob. Zu den merkwürdigsten Zügen in Pauls Charakter gehört, bevor die eben erwähnte Sinnesänderung bei ihm eintrat, sein Benehmen gegen Spanien und die Malteser. Dem ersten Reiche erklärte er auf eine Art den Krieg, als sey Spanien dem russischen Scepter eben so unterworfen, wie die Fürsten des Caucasus. Doch hatte dies nur die Confiscation einiger Handelsschiffe zur Folge. Auch gegen Norddeutschland nahm er eine ähnliche Sprache an; doch brachten die ernsten Aeußerungen Preußens ihn bald auf andere Gedanken. Mit den Maltesern verfuhr er dagegen ganz entgegengesetzt. In ihnen, als einer ritterlichen Verbindung des Adels, sah er eine gewaltige Stütze der Thronen, und erstreckte seinen Schutz über sie so weit, daß er sich, als der Freiherr von Hompesch seine Würde niederlegte, nicht ohne Widerspruch des Papstes und mehrerer Mächte zum Großmeister des Ordens erklären ließ (16ten December 1798). In dieser Eigenschaft brachte er ein Werk zu Stande, das mit Recht Erstaunen erregte, einen Friedensvertrag zwischen der Pforte und dem Ritterorden von Malta, wodurch die Türken sich gegen ihre alten Freunde, die Franzosen, mit ihren Stamm- und Glaubensfeinden, den Russen und Maltesern, verbanden. Im J. 1800 erreichte sein Unwille gegen England den höchsten Grad. Schon am 16ten August hatte er eine Einladung an Preußen, Schweden und Dänemark erlassen, die bewaffnete Neutralität von 1780 gegen Englands Anmaßungen im Seehandel wieder herzustellen. Als nun England die den 5ten September wiedereroberte Insel Malta an Paul, als den Großmeister des Ordens, auszuliefern sich weigerte, legte Paul ein Embargo auf alle englischen Schiffe in russischen Häfen, den 8ten November, und brachte jene Neutralitätsconvention im December mit Schweden, im Januar 1801 mit Dänemark, und den 3ten April mit Preußen zu Stande. Dieser rasche Wechsel in dem auswärtigen politischen Systeme Rußlands fand aber im Reiche selbst großen Tadel. Noch weniger erwarb sich Paul die Liebe seiner Unterthanen durch seine innere Verwaltung. Zwar schien auch hier oft in den willkürlichsten Handlungen sein Eifer für Gerechtigkeit seltsam durch; allein derselbe wurde durch die seinem Charakter eingedrückte reizbare Heftigkeit so gänzlich mißleitet, daß die meisten seiner Unterthanen in ihm nur einen Tyrannen sahen, welchen Namen Paul keineswegs verdiente, der unter andern Einflüssen gewiß ein guter Regent geworden wäre. Die Strenge, die er anwenden zu müssen glaubte, um die zu Thronveränderungen so geneigten Großen seines Reichs im Zaum zu halten, nahm in dem Verhältnisse zu, als er auf Schwie-

rigkeiten in der Ausführung seiner Plane stieß, und wiewohl von Natur nicht ohne Muth, kam es dennoch endlich dahin, daß er in einem erbärmlichen Ceremonielle die Stützen seiner Größe suchte. Es bildete sich daher unter den Großen eine Verschwörung. Man reizte Paul absichtlich gegen seine Söhne, und diese machte man glaubend, daß der Vater sie in eine Festung sperren wolle. Es sey daher ihrer Selbsterhaltnng wegen nothwendig, den bis zum Wahnsinn gemüthskranken Kaiser zu verhaften. Nach langem Widerstande und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle Rechte und Gewalt an seinen Vater wieder abtreten würde, sobald diesem Gott Gesundheit und Vernunft wieder geschenkt hätte, entschloß sich Alexander an Pauls Stelle die Regierung übernehmen zu wollen. Unter den 21 Verschworenen waren die bedeutendsten Plato Subow, Catharinens letzter Günstling, Valerius Subow, Nicolaus Subow, die Generale Bennigsen, Ouwarof und Pahlen. Von diesen blieb Valerius Subow den 23sten März 1801 Abends bei dem Kaiser. Die übrigen, Plato Subow an der Spitze, kamen durch eine verborgene Treppe, Nachts 11 Uhr, in das Vorzimmer des Kaisers, im Palast St. Michael. Der wachhabende Husar rief Verrath, ward aber sogleich niedergehauen; Paul, durch das Getümmel erweckt, lief an die Thür, durch welche die Verschwornen eindrangen, und fragte, den Degen in der Hand, den Prinzen Subow, was er wolle? Dieser antwortete ihm: Paul Petrowitsch sey ein Verrückter und unfähig der Regierung. Darauf drang Paul mit dem Degen auf den Prinzen ein, allein Nicolaus Subow lähmte ihm durch einen Schlag den Arm, nun ward Paul heftig ringend zu Boden geworfen und mit einer Schärpe erwürgt. Als die Großfürsten dieß erfuhren, war ihr Schmerz grenzenlos. Alexander verwarf anfangs eine Krone, die man seinem Vater so grausam entrissen hatte. Endlich unterwarf er sich der durch Pauls wahnsinnigen Widerstand selbst herbeigeführten Nothwendigkeit. (Vergl. die Notice sur la mort de Paul I. Europäische Annalen 1817 7. und Bredow's Chronik den 19ten. Jahrh. Band I.) Was den unglücklichen Monarchen in sein Verderben stürzte, war der vorherrschende Zug seines Charakters, der Jähzorn, wodurch er nicht nur seinen Untergebenen, sondern oft auch seiner eigenen Familie fürchterlich ward. In andern Momenten war er milde, wohlwollend, menschenfreundlich, suchte begangenes Unrecht gern zu vergüten, und war ein zärtlicher Vater und Gatte, welches letztere ihn aber nicht abhielt, seine Neigung auch andern Frauenzimmern zu schenken, wie das Beispiel der Madame Chevalier zeigt. Die von ihm (vielleicht in satirischer Absicht) erlassene Ausfoderung an alle Monarchen Europa's diente nicht wenig dazu, die über ihn einmal umlaufenden Meinungen zu bestätigen. Doch hat Masson in seinen geheimen Memoiren über Rußland das Leben und die Handlungen Pauls gallsüchtig entstellt. Nach Georgel war Paul mäßig bei der Tafel und in seinen Vergnügungen, einfach in seiner Kleidung; er besaß, ohne eben Wissenschaften und Künste sehr zu lieben, viele Kenntnisse; er wußte einzelne Menschen richtig zu beurtheilen, und zeichnete sich in vertrauten Gesellschaften durch eine angenehme Unterhaltung und hinreißende Liebenswürdigkeit aus. Auch in seinen Briefen sind Geist, Scharfsinn und ein edler Ausdruck zu bemerken. Eben so urtheilen über Paul Kotzebue und die Frau von Schröder (Hofdame der Prinzessin von Würtemberg). K.

Paula (Franz von), s. **Franz von Paula**.

Digitized by Google

Paulicianer. Unter dem Schutze der Bergketten des Caucasus und Taurus, die in Armenien zusammenstoßen, gab es noch Ueberreste der Manichäer (s. d. Art.) und Gnostiker, die sich seit dem 8ten Jahrhunderte nach einem Parteihaupte Paulus Paulicianer nannten, um den gefährlichen Verdacht des Manichäismus von sich abzuwenden. Als Bilderstürmer (s. d. Art.) wurden sie von den griechischen Kaisern, je nachdem diese dem Bilderdienste, den die manichäische Denkart ganz verwarf, bald ungünstig, bald günstig waren, geduldet oder verfolgt. Doch mußten sie, da ihre manichäische Ketzerei entdeckt wurde, im 9ten Jahrhunderte harte Bedrückungen leiden, unter denen Viele umkamen, Andre in das Gebiet der Mahommedaner flüchteten, welchen sie in den Kriegen gegen die Griechen beistanden. Die im 10ten Jahrhunderte versuchte Bekehrung wieder eingewanderter paulicianischer Gemeinen, die der griechische Kaiser Johannes Zimisces nach Thrazien versetzte, gelang eben so wenig, als jene gewaltsame Unterdrückung; und da die Kreuzzüge Wege in das mittlere Europa öffneten, drangen zerstreute Haufen dieser Secte theils zu Lande durch die Bulgarei, theils zur See nach Italien und Spanien vor. Unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen erschienen ihre Abkömmlinge und Geistesverwandten nun in den europäischen Ländern. Ganz unzweifelhaft ist der paulicianische Ursprung der Lehre jener, den alten Messalianern (s. d. Art.) ähnlichen, Betbrüder, die man wegen ihres unaufhörlich wiederholten Ausrufs Bog milui (bulgarisch: Gott erbarme dich) Bogomilen nannte und im 12ten Jahrhunderte zu Constantinopel mit dem Feuertode bestrafte. Ueber die Lehre der Paulicianer vergl. d. Art. Manichäer. **E.**

Pauliner oder **Paulaner**, s. Minimen.

Paulskirche, s. London.

Paulus, der berühmteste und verdienteste unter den Aposteln. Geboren von jüdischen Eltern, welche zu Tarsus in Cilicien wohnten, und das römische Bürgerrecht auf ihn vererbten, wurde er früh zu einer gelehrten Bildung hingeleitet, und zu Jerusalem, wohin er als Jüngling ging, durch den Unterricht Gamaliels, eines der berühmtesten Rabbinen im Zeitalter Jesu, in das Studium der jüdischen Schriftauslegung und Tradition eingeweiht; auch erwarb er sich, wie seine Briefe verrathen, eine genaue Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern und Philosophen, und trieb daneben nach der Sitte der jüdischen Lehrer ein Handwerk, wahrscheinlich Zeltschneiderei und Tapezierarbeit, wodurch er sich in der Folge auf seinen Reisen Unterhalt verschaffte. Ausgezeichnet zum Lehramte vorbereitet, trat er zuerst wenige Jahre nach dem Tode Jesu als Anhänger der pharisäischen Secte und Verfolger der neuentstandenen Christengemeinde, zu deren Unterdrückung der hohe Rath ihn in und außer Jerusalem brauchte, öffentlich auf. Die Apostelgeschichte hat mehrere Züge der Heftigkeit seines Eifers in diesem traurigen Geschäfte aufbewahrt, das er unstreitig mit voller Ueberzeugung und aus Anhänglichkeit an das alte Gesetz betrieb. Eben war er mit Vollmachten des hohen Raths zur Verhaftung der Christen auf dem Wege nach Damask, als er durch ein außerordentliches Phänomen (Apostelgesch. Cap. 9. und Cap. 22.) Veranlassung erhielt, das Christenthum anders anzusehen, und sich durch den Unterricht christlicher Lehrer eine überzeugende Erkenntniß von der Vortrefflichkeit dieser Religion zu verschaffen. Diese plötzliche, augenscheinlich von Gott veranstaltete Bekehrung bezeichnete er durch Abänderung seines Namens Saul in

Digitized by Google

Paul, und widmete sich nun dem Berufe zum Apostel, den er in jener wunderbaren Vision erkannt hatte, mit einer Begeisterung, welche die größten Schwierigkeiten überwand. Arabien, Syrien, Klein-Asien, Griechenland und die Inseln des mittelländischen Meers wurden nun die Schauplätze seiner unermüdeten Thätigkeit für die Ausbreitung des Christenthums. Wo er auf seinen Missionsreisen hinkam, war er bemüht, Christengemeinden zu stiften, und die vorhandenen in ihrem Glauben zu befestigen. Um die Gemeinden zu Antiochien, Ephesus und Jerusalem machte er sich durch Lehren, Anordnen der Gebräuche und Almosensammeln für die ärmern Mitglieder verdient. Die Gemeinden zu Philippi in Macedonien, zu Corinth, Galata und Thessalonich verehrten ihn als ihren Stifter, und die im Canon des N. T. enthaltenen Sendschreiben, die er an diese und andere Gemeinden in den angesehensten Städten Griechenlands, Klein-Asien und nach Rom schrieb, zeigen, in welchem Verhältnisse väterlicher Autorität und Sorgfalt er mit ihnen stand. Durch die Liberalität, mit welcher er auch Heiden, ohne sie zur Beobachtung des jüdischen Gesetzes zu nöthigen, in die Christenheit aufnahm, gab er seinem Wirkungskreise und dem Fortgange des Christenthums einen Umfang, zu dem die beschränktere Ansicht der übrigen Apostel, die anfangs nur Juden taufen wollten, es nie hätte kommen lassen. Aber eben darum wurde er ein Gegenstand des Hasses der Juden, die ihn als einen Abtrünnigen verfolgten; und zu Jerusalem war Alles zu seinem Untergange bereit, als er nach einer mehr als zwanzigjährigen Wirksamkeit für die Verbreitung der Lehre Jesu um das Jahr 60 mit den von ihm gesammelten Unterstützungsgeldern für die gedrückten palästinensischen Christen, muthig wie Jesus selbst bei seiner letzten Reise nach Jerusalem, sich grade nach dieser Stadt begab. Hier wurde er bald nach seiner Ankunft verhaftet, und als Staatsgefangener nach Cäsarea gebracht, wo ihn die römischen Statthalter Felix und Festus zwei Jahre lang gefangen hielten, und die Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, mit der er sein Unternehmen rechtfertigte, nicht weniger bewundern mußten, als früher der Areopag und die Weisen zu Athen (wo Dionysius, der Areopagit, sein Anhänger ward,) die Kraft und Gediegenheit seines geistvollen Vortrags. Weil er als römischer Bürger wegen der widerrechtlichen Gefangenschaft an den Kaiser appellirt hatte, schickte man ihn endlich nach Rom. Nach einer langen stürmischen Seefahrt und einem bei Malta ausgestandenen Schiffbruche kam er im Frühlinge 62 in diese Hauptstadt der Welt. Hier wurde er mit Achtung, jedoch als Staatsgefangener behandelt, und gewann mehrere, auch vornehme Römer für das Christenthum. Daß er im Jahre 64 wieder auf freien Fuß kam, ist erwiesen, was aber von seinen weitern Reisen nach Spanien, England, Macedonien, Griechenland und Vorder-Asien erzählt wird, nur Vermuthung. Im Jahre 66 kam Paulus nach Rom zurück, gerieth aufs neue in Gefangenschaft, und starb den Märtyrertod. Das Leben keines Apostels ist so reich an merkwürdigen Auftritten, rühmlichen Thaten, harten Beschwerden und außerordentlichen traurigen Schicksalen, als die Geschichte dieses großen Mannes, dem auch die Gegner der Religion, für die er lebte und starb, seltene Geistesgaben, gründliche und ausgebreitete Kenntnisse, tiefes Eindringen in das Wesen der Religion, Fülle und Schärfe der Ideen und eine Lehrgeschicklichkeit, die mit systematischer Anordnung der Materien, Faßlichkeit, Anmuth und Wärme verband, nicht absprechen

Digitized by Google

konnten. Und welchem Leser des neuen Testaments sollte die unbescholtene Tugend, die Seelengröße, die echte Frömmigkeit und Glaubenskraft, die aus allen seinen Worten und Thaten hervorleuchtete, unbekannt seyn? Seine Sendschreiben, die er alle in griechischer Sprache abfaßte, und meist nur eilig dictirte, sind Denkmäler eines wahrhaft göttlichen Sinnes, der die Andächtigen erbaut, die Lehrbegierigen unterrichtet, die Unglücklichen tröstet, und den Weisen aller Zeiten Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigen wird. E.

Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), geboren zu Leonberg im Würtembergischen 1761, war früher Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie zu Jena, dann Consistorialrath zu Würzburg und zu Bamberg, und lebt seit 1811 als Professor und geheimer Kirchenrath zu Heidelberg. Durch die Herausgabe mehrerer arabischer Schriftsteller, durch sein Compendium grammaticae arab. (Jena 1790, 8.) und Repertorium für biblische und morgenländische Literatur (Jena 1790, 8. 3 Bände) hat er sich als einen eben so gründlichen als geschmackvollen Orientalisten gezeigt, aber das höchste Verdienst hat er sich um die Bibelerklärung erworben. Tiefer und scharfer Blick, unbefangener und heller Forschungsgeist, umfassende und vielseitige Gelehrsamkeit, Gewandtheit in der Darstellung und unerschrockner Freimuth haben sich wohl noch in keinem exegetischen Werke in dem glänzenden Verein gezeigt, als es in seinem philosophisch-kritischen und historischen Commentar über das N. T. (Lübeck, 1804, 8. 4 Theile) geschehen ist. Er wurde durch dieses Werk zugleich der Schöpfer der psychologisch-historischen Exegese. Auch verdanken wir ihm eine schöne Ausgabe der Werke Benedict Spinoza's (Jena 1803, 8. 2 Bände).

Pausanias, ein berühmter lacedämonischer Feldherr, des Cleombrotus Sohn und des Leonidas Neffe. Er ward zum Vormund seines unmündigen Vetters Plistarchus (des Sohns des Leonidas,) ernannt und stand als solcher, während der Abwesenheit des andern Königs, an der Spitze der Regierung. Als Mardonius mit einem großen Perserheere in Griechenland einfiel, zog ihm Pausanias als Oberbefehlshaber des griechischen Bundesheers entgegen, täuschte den Feind durch einen verstellten Rückzug und schlug ihn bei Platäa (im Jahr 479 vor Chr. Geb.) aufs Haupt. Darauf zog er vor Theben, das an der Sache Griechenlands zum Verräther geworden war, erzwang die Auslieferung der Häupter der persischen Partei, und ließ sie hinrichten. Aber diese Erfolge hatten seinen edlen Geist mit Stolz und Anmaßung erfüllt, und die lobenswerthe Mäßigung, die man während des Feldzugs gegen Mardonius an ihm bewundert hatte, war in Uebermuth und hochfahrenden Ungestüm übergegangen. So schrieb er sich allein den Sieg bei Platäa zu, und schenkte dem delphischen Apoll einen goldenen Tripus mit einer Inschrift, die nur seiner, als des Siegers bei diesem Orte, erwähnte. Sein Uebermuth stieg, als er mit der vereinigten Flotte Griechenlands neue Fortschritte machte, und die griechischen Städte, nach langem Kampfe auch Cypern, und endlich selbst Byzanz, den Schlüssel Klein-Asiens, von den Persern befreite. Während Aristides und Cimon, die unter ihm befehligten, durch ihre Leutseligkeit Aller Herzen gewannen, mißhandelte er die Bundesgenossen, und betrachtete die Spartaner als das herrschende Volk unter den Griechen. Endlich trat er sogar mit Xerxes in geheime Unterhandlungen, in der verrätherischen Absicht, sich zum Herrn von Griechenland zu machen, gab dem Xerxes mehrere

Digitized by Google

zu Byzanz gefangengenommene vornehme Perser unentgeltlich zurück, entsagte selbst äußerlich den spartanischen Sitten, indem er mit persischem Aufwande lebte und sich persisch kleidete, und brachte es endlich dahin, daß die Unzufriedenheit aller griechischen Bundesgenossen sich laut und thätig äußerte. Dies bewog die Spartaner, ihn zurückzurufen. Kaum aber war er, in Rücksicht auf seinen Rang und seine frühern Verdienste von jeder Anklage losgesprochen worden, als er sich, unter dem Vorwande, dem Feldzuge beizuwohnen, wieder nach Byzanz begab. Von den Atheniensern genöthigt, die Stadt zu verlassen, ging er nach Colonä in Troas, und trat in neue Unterhandlungen mit Griechenlands Feinden. Er wurde abermals zurückberufen und gefangen gesetzt, trotz aller Anklagen aber gegen das Versprechen, sich auf Erfodern jedesmal zu stellen, in Freiheit gesetzt. Sogleich trat er mit dem Perserkönig wieder in Unterhandlung. Er hatte zu seiner Sicherheit mit Artabazus verabredet, daß dieser den jedesmaligen Ueberbringer eines Briefes von ihm umbringen lassen sollte. Ein gewisser Argilius, der zu einer gleichen Sendung bestimmt war, schöpfte Verdacht, öffnete den ihm anvertrauten Brief, fand seinen Argwohn bestätigt, und machte den Ephoren Anzeige davon. Um sich einen vollen Beweis zu verschaffen, befahlen sie ihm, in den Tempel des Neptun nach Tänarus zu flüchten, als fürchte er für sein Leben. Sobald Pausanias davon hörte, eilte er zu ihm. Es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das den verborgenen Ephoren des Pausanias ganze Schuld enthüllte. Sie kehrten mit dem Entschlusse nach Sparta zurück, ihn nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Pausanias, der auf dem Wege erfuhr, welches Schicksal ihm bevorstehe, nahm jetzt selbst zu den Füßen der Minerva Chalciökos seine Zuflucht. Aber seine Hoffnung, sich hier zu retten, täuschte ihn. Seine eigene Mutter trug den ersten Stein herbei, um die Thür des Tempels zu verschließen; diesem Beispiele folgte das Volk, und so mußte der Eingeschlossene vor Hunger verschmachten. Man begrub ihn vor dem Tempel und versöhnte die Göttin durch zwei bronzene Bildsäulen.

Pausanias, ein griechischer topographischer Schriftsteller, der unter Hadrian und den Antoninen blühte. Wenn er derselbe Redner oder Grammatiker ist, dessen Philostratus unter diesem Namen erwähnt, so war er aus Cäsarea in Cappadocien gebürtig (um 170), und studirte unter dem berühmten Herodes Atticus. Er lehrte zu Athen und Rom, in welcher letztern Stadt er starb. Seine **Beschreibung Griechenlands**, eine Art von Reisebeschreibung, in 10 Büchern, ist eine schätzbare Sammlung von Nachrichten für den Alterthumsforscher, in welcher der Verfasser alles, was er merkwürdig fand, verzeichnete und beschrieb, als: Tempel, Theater, Grabmäler, Statuen, Gemälde, Denkmäler aller Art u. s. w. Seine im Ganzen nachlässige und gemeine Schreibart erhebt sich nur zuweilen bei der Erzählung historischer Details; auch ist das Werk voll fabelhafter Erzählungen, die mit den beschriebenen Gegenständen in Beziehung stehen; dies hat Scaliger verleitet, ihn mit der zu harten Bezeichnung: Graeculorum omnium mendacissimus, zu belegen. Wo Pausanias als Augenzeuge spricht, ist er vollkommen glaubwürdig. Seine Beschreibungen von Syrien und Phönicien besitzen wir nicht mehr. — Ausgaben von **Kuhn**, Leipzig 1696, Fol.; **Facius**, Leipzig 1794—97, 4. Voll. 8. und deutsch von Goldhagen, 2te Auflage, Berlin 1798, 2 Bände 8.

Digitized by Google

Pause, aus dem Griechischen, bedeutet die Ruhe, den Stillstand, vorzüglich in der Musik und Declamation, das Schweigen der Stimmen (sind es alle — Generalpause) an gewissen Stellen eines Tonstücks oder einer Rede; auch das Zeichen, welches diesen Stillstand und seine Dauer in der Musik anzeigt. Die Pausen von der kleinsten Dauer nennt man Sospiren, weil sie nur des Athmens oder Kraftschöpfens wegen da sind.

Pausilipp, ein Berg bei Neapel, merkwürdig wegen einer der größten und sehenswerthesten Grotten (la grotta di Pausilippo). Durch den Fels geht nämlich ein 80—90 Fuß hoher, 18—20 Fuß breiter und ungefähr 700 Schritte langer gepflasterter Weg in gerader Linie gehauen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Höhle, von welcher man zu Strabo's Zeiten viele Fabeln erzählte, schon vor den Zeiten der Römer, anfangs nur als ein Steinbruch, angehauen und in der Folge durch den ganzen Berg getrieben wurde. Alphons I. ließ sie erweitern, und nachher wurde sie noch breiter und höher gemacht, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Der ganze Fels ist überaus fest und nie durch ein Erdbeben erschüttert worden. In der Mitte der Höhle steht eine Capelle für die Maria; über der Grotte sind Reste einer Wasserleitung; unfern sieht man das sogenannte Grabmal Virgils.

Pauw (Cornelius de), Canonicus zu Xanten im Cleveschen, war 1739 zu Amsterdam geboren, und starb 1799. Er war ein Oheim des Anacharsis Cloots. Wie dieser, hatte er eine große Neigung für sonderbare Meinungen, aber besaß dabei unendlich mehr Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Sehr bekannt ist er durch seine Recherches philosophiques sur les Grecs, und sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois, welche 1795 zu Paris (zusammen 7 Bände) herausgekommen sind. Pauw stellt eine Menge von Behauptungen auf, aber er beweiset wenig. Man sieht, daß er ein Vergnügen daran findet, allen Geschichtschreibern zu widersprechen, und die Völker, von denen er spricht, herabzusetzen. Man kann ihm viel Kenntniß, Verstand, Philosophie, unerwartete Verknüpfungen nicht absprechen, aber eben so wenig ist sein Hang zum Paradoxen zu verkennen. Indeß lieset man ihn mit Vergnügen, weil sein Styl, bei einiger Rauheit, doch sehr precis, kräftig und beredt ist, und man bei ihm vieles findet, was man anderwärts vergebens suchen würde. Friedrich der Große von Preußen hielt, wahrscheinlich wegen seiner philosophischen Grundsätze viel auf ihn. Die Geistlichen feindeten ihn zwar eben deßhalb an, aber er gebot ihnen Achtung durch seine Tugenden.

Pavia (Ticinum), eine alte, ansehnliche Stadt im Mailändischen am Tessino, über den eine Brücke die Stadt mit der Vorstadt verbindet. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 24,000. Sonst ging das sardinische Gebiet bis an die Stadtthore, so daß selbst die Garten- und Feldfrüchte dem Grenzzolle unterworfen waren. Unter den Gebäuden verdienen ausgezeichnet zu werden: die Paläste Mezzabarba, Bellisomi und Botta und die neu erbaute Kathedralkirche, wo die Lanze Rolands gezeigt wird. Die Universität soll Carl der Große gestiftet haben; Carl IV. verbesserte sie, und 1770 ist sie auf Vermittelung ihres Directors, des Grafen von Firmian, neu und zweckmäßiger eingerichtet worden. Unter ihren dreizehn Collegiis haben das Borromäische und das Collegium Pius V. den Vorzug. Das physikalische Museum, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Bibliothek sind noch jetzt ausgezeichnet, obgleich sie durch

Digitized by Google

die Franzosen manchen Verlust erlitten haben. Im J. 1802 wurde den beiden Universitäten zu Pavia und Bologna die jährliche Summe von 666,000 Lire ausgesetzt. Die Citadelle ist nach alter Art erbaut. Pavia war ehemals die Residenz der Könige der Longobarden. Hier wurde im J. 774 der letzte Longobardenkönig Desiderius von Carl dem Großen, und im J. 1525 König Franz I. von Frankreich vom Kaiser Carl V. gefangen. Zum Andenken an die letztere Begebenheit stand in dem berühmten Carthenserkloster (Certosa), das viele Merkwürdigkeiten enthält, eine Säule, die aber 1735 von den Franzosen weggenommen wurde. Auch ließ sich Otto der Große hier 951 zum Könige von Italien krönen.

Pavillon, eigentlich ein Zeltdach oder Zelthaus, d. h. ein Haus mit zeltförmigem, auf allen Seiten abhängendem Dache; überhaupt ein Lusthaus, Gartenhaus, Sommerhaus. Auch die kleinern Seitenflügel mit zeltförmiger Verdachung, welche großen Palästen angehängt sind, pflegt man Pavillon zu nennen. — Auch heißt Pavillon die Flagge, Fahne auf Schiffen, Thürmen u. s. w.

Payne (Thomas), ein in der amerikanischen und französischen Revolution berühmt gewordener Mann. Er war zu Thetford in der Grafschaft Norfolk am 29sten Januar 1737 geboren. Sein Vater, ein Schnürbrustmacher, erzog den Sohn zu demselben Geschäft, und der junge Payne betrieb es einige Zeit hindurch, wiewohl mit großem Widerwillen. In der Folge wurde er Zollbeamter und übernahm noch außerdem die Direction einer Tabaksfabrik. Aber beides reichte für den Unterhalt seiner Familie nicht hin; er erlag einer ansehnlichen Schuldenlast, wurde 1774 abgesetzt, und gerieth in drückende Armuth, welche in ihm den Entschluß erzeugte, nach Amerika zu gehen, wo er bei einem Buchhändler in Philadelphia eine günstige Aufnahme fand. Hier war es, wo er 1776 seine erste Schrift unter dem Titel: Common sense (Gesunde Vernunft), herausgab. Dieses Werk, welches zunächst die neue Republik der nordamerikanischen Freistaaten betraf, machte um so mehr Aufsehn, als der Verfasser von metaphysischen Sophistereien über Staatsverfassung ganz frei war, und in der kunstlosen Sprache des schlichten Menschenverstandes schrieb. Mehrere Auflagen dieser Schrift erfolgten schnell nach einander. Bald darauf wurde Payne vom Congreß zum Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erwählt. Washington und Franklin schenkten ihm ihre Freundschaft. Im J. 1786 unternahm er seine erste Reise nach Frankreich, und ging bald darauf nach England. Hier gab er 1791 eine neue Schrift, The rights of men (die Menschenrechte), heraus, worin er die Grundsätze zu bekämpfen suchte, welche Burke in seinen Schriften über die französische Revolution aufgestellt hatte. Diese Schrift mußte ihm in England großen Haß erregen. Um so willkommener war ihm der Ruf des Departements von Calais im Jahre 1792, sich als Repräsentant desselben zum Nationalconvent zu begeben. Obgleich der französischen Sprache nicht vollkommen kundig, erfüllte er seine Obliegenheiten mit Klugheit und Würde. Da er nicht für des Königs Tod stimmte, so zog ihm dies das Mißfallen der Bergpartei zu. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor. Robespierre ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liste der Conventsdeputirten streichen, und noch überdies einkerkern. Erst im December 1794 wurde er nach einer 14monatlichen Gefangenschaft, auf Requisition der nordamerikanischen Regierung, freigelassen, und trat in den Schooß des Convents

Digitized by Google

zurück. Als dieser 1795 auseinander ging, kehrte er in den Privatstand zurück, und beschäftigte sich mit statistischen Untersuchungen. Er schrieb 1796 eine Abhandlung über den Verfall der Finanzen Englands, die damals viel Aufsehn machte. Da er indeß den Einfluß nicht erlangte, welchen er beabsichtigte, so kehrte er 1802 nach Amerika zurück, wo er 1809 in Armuth starb.

Pays de Vaud, das Waadtland, die Waadt, eine schweizerische Landschaft, welche südlich an dem Genfersee, westlich an Frankreich, nördlich an Neufchatel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern grenzt, durch die schweizer Revolution ein eigener Canton wurde, und im Jahre 1798 auf 45 Quadratmeilen 129,000 Einwohner zählte, welche durch Hinzufügung mehrerer Orte im J. 1807 bis auf 145,000 stiegen. Die Einkünfte betrugen 700,000 Franken, und das Contingent 1482 Mann. Sie gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Canton Bern entrissen, und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel, noch sonst ein Einwohner, zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedruckungen beschuldigt wurden, so entstanden öftere Unruhen, die während der französischen Revolution zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Tabak und Schlachtvieh. Der Canton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich nur 20,000 Centner liefert. Der Hauptreichthum des Landes ist der Obst- und Weinbau. Die geschätztesten Sorten sind der Ryffwein und Wein de la Côte. Die Manufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen u. s. w. blühen, außer zu Lausanne, zu Vevay und in einigen andern Städten am See. Die Einwohner sind Reformirte, die Landessprache die französische. Durch die Anordnungen von 1803 beruhte die gesetzgebende Macht in dem großen Rathe von 180 Mitgliedern, welcher seine Sitzungen jedesmal im Mai zu Lausanne hält. Neun Mitglieder desselben bilden die Regierung, welche für die Vollziehung der Gesetze sorgt, auch in der Zwischenzeit Verfügungen trifft, worüber sie aber dem großen Rathe Rechenschaft ablegen muß. Die Justiz verwalten Friedensrichter, in zweiter Instanz die Justiztribunale jedes Distrikts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne.

Pazzi. Diese florentinische Familie, welche zu den vornehmsten und reichsten Geschlechtern jenes Staats gehörte, ist vorzüglich durch ihre Verschwörung vom Jahre 1478, deren Opfer sie wurde, in der italienischen Geschichte berühmt geworden. Nicht bloß Eifersucht auf die Gewalt des Mediceischen Hauses, sondern auch Eifersucht der Liebe entflammte den Urheber jener Verschwörung, Franz Pazzi, zur Wuth gegen seinen Nebenbuhler, Julian von Medicis, welcher sich heimlich mit Camilla Cafarelli vermählt hatte. Franz Pazzi, rachsüchtig und stolz, kühn und verwegen, wollte sich für diese Beleidigung und für so manche Zurücksetzung seines Geschlechts, durch die Vertilgung der Mediceer rächen. Bernhard Bandini, ebenfalls von den Medicis gekränkt, und von gleichen Gefühlen beseelt, war sein erster Vertrauter, und da sie wußten, wie wenig die steigende Macht des Hauses Medicis dem Papste Sixtus IV. gefiel, theilten sie dessen Sohne, Pazzi's Freunde, Hieronymus Riario ihren Plan, die Brüder Lorenz und Julian von Medicis zu ermorden, und eine

Digitized by Google

andere Regierungsverfassung einzuführen, mit, und suchten durch ihn den Papst für sich zu gewinnen. Wirklich versprach ihnen der letztere Unterstützung, und der Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, Feind der Florentiner und des Lorenz von Medicis, verband sich gleichfalls mit den Verschwornen. Erst späterhin trat Jacob Pazzi, ein Oheim von Franz, und ein ordnungsliebender, verständiger Mann, auf Zureden des päpstlichen Generals, Johann Baptist Montesecco, der Verschwörung bei. Während einer Krankheit des Carl Manfredi, Grafen von Faenza, zogen die Verschwornen, ohne den Verdacht der Medicis zu erregen, eine Menge Truppen zusammen, wodurch sie ihre Partei verstärkten. Als Sixtus IV. seinen Neffen, den jungen Cardinal Rafael Sansoni nach Florenz sendete, beschlossen sie, die beiden Medicis bei den dem Cardinale zu Ehren angestellten Festen umzubringen. Die Pazzi empfingen den Cardinal auf ihrer Villa Montugli, da aber bloß Lorenz von Medicis kam, so verschoben sie die Ausführung ihres Vorhabens bis zu einem Gastmahle, welches Lorenz dem Cardinale zu Fiesole geben wollte, um dann den erstern nebst seinem Bruder Julian zugleich umzubringen. Aber auch hier fehlte Julian, und jetzt bestimmte man den 26sten April 1478, an dem in der Hauptkirche Santa Reparata großer Gottesdienst gehalten werden sollte, zur Vollziehung des Mordes. Das zweite Ertönen des Glöckchens, wenn der Priester die Hostie ergreifen würde, sollte das Zeichen seyn, aber Montesecco weigerte sich, als die Zeit herannahte, den heiligen Ort zu entweihen. Jetzt übertrug man dies Geschäft dem Anton von Volterra und Stephan, einem Priester, zwei feigen Menschen. Schon waren Lorenz und eine Menge Volks in der Kirche versammelt, aber noch fehlte Julian, da begaben sich Franz Pazzi und Bandini zu ihm, überhäuften ihn mit Liebkosungen, und beredeten ihn, dem Hochamte des Cardinals in der Kathedralkirche beizuwohnen. Auf dem Wege dahin unterhielten sie ihn auf das freundschaftlichste, und Franz Pazzi umarmte ihn mehrmals, um sich zu überzeugen, daß er nicht gepanzert sey. In der Kirche nahmen sie ihn in ihre Mitte; Anton von Volterra und Stephan stellten sich Lorenz zur Seite. Als nun das Glöckchen zum zweitenmale ertönte, und der Priester mit den Worten: Domine, non sum dignus etc. die Monstranz ergriff, durchbohrte Franz Pazzi den Julian mit solcher Wuth, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Bandini ermordete Julians Freund, Nori. Anton und Stephan griffen den Lorenz an, stießen fehl, und verwundeten ihn nur leicht am Halse. Er rettete sich in die Sacristei. Franz und Bandini, die ihm dahin folgen wollten, wurden zurückgestoßen. In dem Gedränge verloren viele Menschen das Leben. Der Cardinal konnte von den Geistlichen nur mit Mühe gegen die Wuth des Volks geschützt werden. Bandini entfloh. Franz suchte vergebens das Volk aufzuwiegeln, und mußte sich von dem Blutverlust erschöpft nach Hause begeben. Salviati und Jacob Poggio hatten sich unterdessen an der Spitze von ungefähr 100 Peruginern nach dem Palaste begeben, um denselben zu besetzen, allein der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ahnete Verrath, rief schnell die Wache herbei und besetzte den obern Stock. Durch einen Zufall waren die Perugier in dem Versammlungssaale, dessen Thür von innen nicht geöffnet werden konnte, eingesperrt; und die Florentiner bemächtigten sich mit leichter Mühe des Erzbischofs und mehrerer Verschwornen, die theils niedergehauen, theils an die Fenster aufgeknüpft, und dann hinab auf die Straße gestürzt wurden. Das

Digitized by Google

wüthende Volk holte Franz Pazzi aus seiner Wohnung, schleppte ihn nackend durch die Gassen, und hing ihn nebst siebenzig Andern gleichfalls an die Fenster des Palastes auf. Jacob Pazzi, der durch die Straßen ritt, und das Volk zu den Waffen und zur Freiheit rief, rettete sich, da auch er aus dem Palaste der Signoria mit Steinen geworfen wurde, und keinen Anhang fand, durch die Flucht, ward aber in den Apenninen von einem Bauer erkannt, nach Florenz ausgeliefert und nebst Renatus Pazzi gehangen. Das Volk holte seinen Leichnam nachher aus seiner Familiengruft, und warf ihn auf den Anger. Noch einmal ward er still beerdigt, und noch einmal scharrete der Pöbel ihn aus, und warf ihn in den Arno. Bandini hatte sich nach Constantinopel geflüchtet, wurde vom Sultan Bajazet ausgeliefert, und nebst Anton von Volterra und Stephan, die sich in ein Kloster begeben hatten, hingerichtet. Napoleon Francesi und Wilhelm Pazzi, der unschuldig und ein Schwager Lorenzo's war, entgingen der Rache des Volks. Der letztere wurde aber, ungeachtet der Bitten seiner Gemahlin Bianca, auf Zeitlebens auf seine Villa verbannt. Den erstern sahe man nicht mehr. Die übrigen Pazzi wurden sämmtlich in die Gefängnisse von Volterra für immer eingesperrt. Montesecco ward enthauptet, und den Cardinal sandte Lorenz mit vielen Entschuldigungen nach Rom zurück. So endigte mit dem gänzlichen Untergang ihrer Theilnehmer eine Verschwörung, die aus Ehrsucht, Neid, Rache und Eifersucht unternommen, das Verderben der Mediceer herbeiführen sollte, aber im Gegentheil nur dazu diente, die Macht und das Ansehn derselben zu vergrößern. F. G.

Pechmeja (Jean de), vormaliger Professor der Beredsamkeit am königlichen Collegium zu Fleche, war zu Villefranche de Rouergue im J. 1741 geboren, und starb 1785 zu Saint-Germain en Laye mit dem Rufe eines ausgezeichneten Literators. Seine Lobrede auf Colbert erhielt im J. 1773 das Accessit der französischen Akademie. Am meisten machte er sich durch ein Gedicht in Prosa, unter dem Titel: Télèphe, bekannt, welches er im J. 1784 herausgab (wieder gedruckt 1795). „Obgleich man ihm Geist und Talent nicht absprechen kann," sagte la Harpe, „so ist er doch weit entfernt von dem guten Geschmacke und dem wahren Genie, deren Muster uns das Zeitalter Ludwigs XIV. hinterlassen hat. Er verfehlt oft sein Ziel, aus Mangel an richtigem Maß in Ideen und Styl. Er scheint wie Rousseau aus dem Eigenthum, ohne welches doch jede Gesellschaft unmöglich ist, ein Verbrechen zu machen, und will nicht, daß die Kinder ihre Eltern beerben sollen. Zwar finden sich in dem Werke einige Stellen von edler Beredsamkeit und interessante Momente, aber im Allgemeinen keine Kunst in der Anlage und Vorbereitung der Ereignisse; kein Knoten, der die unwahrscheinlichen Thatsachen verknüpft; gigantische Gemälde, eine falsche Natürlichkeit, übertriebene Grundsätze und eine abstracte Diction." — Pechmeja gehörte zu den Neuerern, die sich dem Zwange des Versbaues entziehen wollten, und dadurch die Schöpfer der sogenannten poetischen Prosa voll Schwulst und Unnatur wurden. Auch schreibt man ihm mehrere Stücke in Raynals politischer Geschichte des Handels beider Indien zu. Mit seinem Landsmann du Breuil, einem Arzte, war er durch die zärtlichste, unauflöslichste Freundschaft verbunden. Alles war beiden gemeinschaftlich, Wohnung, Gesellschaften, Vermögen, Gutes und Böses, jeder konnte auf den Andern rechnen, wie auf sich

selbst, und als am 10ten April 1785 du Breuil starb, überlebte ihn Pechmeja nur um zwanzig Tage.

Pectiniten, versteinerte Kamm-Muscheln oder deren Abdrücke in Stein.

Peculat ist überhaupt die Entwendung fremder, nicht im Eigenthum einer Privatperson befindlichen Sache. Es ist darunter begriffen 1) das Peculat im engern Sinne, oder die Entwendung einer Sache, die im Eigenthume des Staats ist, wobei man unterscheidet, ob die Sache dem Entwender zur Aufbewahrung übergeben worden (z. B. Cassendiebstahl) oder nicht; 2) Kirchenraub (crimen sacrilegii), die Entwendung einer kirchlichen Sache oder einer res secularis an einem heiligen Orte, oder Diebstahl an geweiheten Sachen oder Orten. Dabei ist zu bemerken, daß die strengen Strafen der Caroline in Hinsicht auf das Sacrilegium seit dem westphälischen Frieden auf Protestanten nicht anwendbar sind, indem diese nur die äußere Heiligkeit der Sache annehmen.

Peculium (Sondergut, Eigengut), das Vermögen, welches der römische Sclav, abgesondert von dem Vermögen des Herrn, erworben hatte und besaß. In spätern Zeiten verstand man auch das Vermögen darunter, das ein Sohn als Soldat (pec. castrense), oder sonst, entweder vom Vater her (pec. profectitium) oder anderwärts (adventitium), durch Glück oder Verdienst erworben und erspart hatte.

Pedal heißt die Claviatur einiger Saiteninstrumente, besonders der Orgel, welche mit den Füßen tractirt wird, Fußtasten. Da auf demselben nur die Grundstimme vorgetragen wird, so enthält es gewöhnlich nur zwei Octaven. (Vergl. **Orgel**). — Schon längst bediente man sich des Pedals, als Saiteninstruments, um es unter einem Claviere zur Privatübung zu benutzen; seit kurzem hat man auch angefangen, es zur Verstärkung des Tons mit dem Pianoforte zu verbinden. Doch heißen hier **Pedal** auch die mit den Füßen getretenen Züge oder Veränderungen.

Pedalharfe, s. **Harfe**.

Pedant ist der, welcher steif an einer gewissen beschränkten Form, Regel oder Ansicht hängt, und mithin der Freiheit des Geistes im Beurtheilen und Handeln keinen Einfluß gestatten will. **Pedanterie** oder **Pedantismus** ist daher das ängstliche Hangen an gegebenen Formen oder Ansichten. Der, sagt Kant, dessen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, den Zwang der Schule (also Mangel der Freiheit im Selbstdenken) verräth, ist der Pedant, er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann seyn. Dies und die Erfahrung, daß in dem Kreise der Gelehrten die Pedanterie am häufigsten anzutreffen ist, und namentlich unter Schulmännern und Sprachforschern, deren Wirkungskreis die meiste Mikrologie zuläßt, am leichtesten einheimisch wird, scheint uns der Grund zu seyn, warum man jenen Ausdruck im Deutschen durch **Schulfuchs** übersetzt, und unter einem Pedanten **vorzugsweise** einen gelehrten Pedanten zu verstehen pflegt. Der angeführte Denker sagt sehr schonend von dem letztern, er sey noch der erträglichste Pedant, weil man doch etwas von ihm **lernen** könne, dahingegen die Peinlichkeit in Formalien (Pedanterie) bei **jenen** (d. i. bei Hofleuten oder Soldaten) nicht allein nutzlos, sondern auch wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich werde, da es der Stolz eines Ignoranten sey. Indessen ist es doch traurig, eine

Digitized by Google

solche **Verkrüppelung** des **Geistes** an denen wahrzunehmen, deren Aufgabe die geistige Ausbildung ist, und ein ängstliches Hangen an der Form gerade da zu finden, wo Freiheit und geistige Selbstthätigkeit am meisten erwartet wird. Wenn ferner auch der gelehrte Pedant kein Ignorant ist, so schadet doch seine Beschränktheit öfters mehr, als all' sein Wissen nützen kann. Auch braucht man nicht vag und in seinem Wissen oberflächlich zu seyn, um dem Tadel der Pedanterie zu entgehen. Gelehrter Pedant ist aber nicht nur der, welcher den Gegenstand seines Willens nur nach der strengen Regel betreibt (Formalist), sondern auch derjenige, der überhaupt alle Gegenstände nach den beschränkten Ansichten seines Fachs betrachtet, und zu formen sucht, auf andere Gegenstände und Wissenschaften von dem Standpunkte der seinigen vornehm und stolz herabsieht, oder in blinder, selbst gutmüthiger Eingenommenheit für die Gegenstände seines Wissens, die freie unbefangene Würdigung anderer verloren hat, so wie endlich auch derjenige, der seine Schulgelehrsamkeit auskramt, wo sie nicht hingehört, besonders in dem gesellschaftlichen Leben, und da, wo es nicht dem Wissen, sondern der eigentlichen Darstellung gilt. Einseitigkeit bis zur Mikrologie und Geschmacklosigkeit, Aengstlichkeit bis zum Mechanismus, steife Bedächtigkeit im Handeln bis zur lächerlichen Unbeholfenheit in schwierigen und überraschenden Fällen, Stolz, Eitelkeit und festgewurzelte Vorurtheile gegen alles Fremdartige sind die gewöhnlichsten Züge des Pedanten; dagegen Liberalität der Denkungsart, gesundes, vielseitiges Urtheil, Witz und Geschmack, Freiheit im Handeln und practischer Tact ihm gewöhnlich fremd sind. T.

Pedell. Diesen Namen führen die Nuntien bei den Universitätsgerichten, wahrscheinlich, weil sie dem Rector oder Prorector einer Universität als solchem auf dem Fuße folgen (von pes), ihm bei academischen Solennitäten das Scepter vortragen, und einer derselben immer bei ihm den Dienst in academischen Verrichtungen hat. Sie besorgen die Citationen der Universitätsverwandten vor das academische Gericht, sind bei den Arrestationen derselben gegenwärtig, schlagen die Bekanntmachungen an das schwarze Brett ꝛc. Sie sind Notarien und müssen studirt haben.

Pegasus, das beflügelte Roß der Alten, welches Medusa gebar, nachdem Neptun (in Roßgestalt) auf einer blumigen Flur sich mit ihr vermischt hatte. Hesiodus erzählt, als Perseus die schwangere Medusa enthauptet habe, seyen aus ihr hervorgesprungen Chrysaor (ein Riese) und das Roß Pegasus (Andere sagen, es sey aus ihrem Blute entsprossen), so genannt von den Quellen (πηγαι, Quellroß) des Oceans, an welchem es geboren war. Gleich nach der Geburt lassen einige Dichter den Pegasus von der Erde zu dem Sitze der Unsterblichen auffliegen, wo er Donner und Blitz des Zeus trägt. Auf ihm reitend erlegte Bellerophon, nach Pindar, die Chimära und bekriegte glücklich die Solymer und Amazonen. Bei den Spätern ist die Fabel vom Pegasus noch ausgeschmückter. Er ward nach Corinth an die Quellen der Pirene versetzt, wo er wild umherschwärmte, und von Bellerophon erst mit Hülfe eines goldenen Zügels gebändigt wurde, den diesem Pallas im Schlafe verliehen hatte. Nachdem er einer attischen Fiction zufolge den Bellerophon, der sich mit ihm zu dem Sitze der Götter emporschwingen wollte, vom Zeus durch eine Bremse verfolgt, hinuntergeschleudert, flog er allein zum Olympus auf und diente dem Zeus so lange als Donnerroß (nach Euripides)

Digitized by Google

bis er dasselbe der bittenden Eos oder Hemera schenkte. Wir finden den Pegasus auch in die Mythe von den Musen verwebt. Durch seinen Hufschlag öffnete er auf dem Gipfel des Helicon den Musenquell, der nach ihm Hippokrene, d. i. Roßborn genannt wurde, und er ward Musenroß, Dichterroß, — daher „den Pegasus satteln oder reiten."

Pegnitzorden, also benannt von der Pegnitz, einem Fluß im Bayreuthischen, der in zwei Armen durch Nürnberg fließt, und an dessen Ursprung die sehr alte Landstadt gleiches Namens liegt. Er heißt auch die pegnitzer Hirtengesellschaft oder der gekrönte Blumenorden, wurde von Georg Phil. Harsdörffer und Johann Klai im Jahre 1644 zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der „Reimkunst," gestiftet, und anfangs wie ein Seminarium betrachtet, aus welchem der Palmenorden seine Mitglieder wählen konnte. Aber bald vergaß sowohl letztere Gesellschaft als auch der Blumenorden den Zweck ihrer Stiftung, und ließ sich vom Geiste der Zeit, namentlich von Philipp von Zesen und seinen Anhängern, zu süßelnden Tändeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferwesen ausartete. Erst bei der Feier ihrer hundertjährigen Stiftung versuchte man, ihr eine ernstere Richtung zu geben, aber jetzt war es der Alteruden unmöglich, ihren zahlreichen jüngern Mitschwestern thätig nachzueifern, und die Kenntniß dessen, was sie ferner etwa geleistet hat, erstreckt sich nicht über die Grenzen ihres Orts hinaus. Im Jahre 1794 feierte sie ihr 150jähriges Jubiläum, und besteht noch, scheint aber immer mehr zu einer bloßen Privatgesellschaft herabzusinken. Die Zusammenkünfte wurden anfangs an einem angenehmen Orte an der Pegnitz gehalten; in der Folge aber räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald, eine Meile von Nürnberg bei Kraftshof, ein, welcher nach damaliger Art sehr kunstreich angelegt, und von einem darin befindlichen Irrgarten der Irrhain genannt wurde. Doch wurden wegen seiner Entfernung von der Stadt die Versammlungen zuletzt nicht mehr in demselben, sondern in Nürnberg selbst gehalten. Jedes Mitglied bekommt einen Ordensnamen und ein Sinnbild; das Sinnbild des Ordens selbst ist eine Passionsblume. Fleißige Nachrichten von den äußern Schicksalen der Gesellschaft finden sich in Amarantes (d. i. Herdegen) historischer Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg 1744 8.

A—s

Pegu, sonst ein eigenes Königreich auf der ostindischen Halbinsel jenseits des Ganges zwischen Ava, Martaban, dem Meere und Arrakan, jetzt aber eine Provinz des birmanischen Reichs, welches aus der Vereinigung der vormaligen Königreiche Ava, Pegu, Arrakan, Cassay und Martaban entstanden ist. Bis 1757 war Pegu ein eigenes Königreich, in welchem Jahre die Hauptstadt Pegu erobert und zerstört wurde. Seit dem steht es unter dem Kaiser der Birmanen. Pegu erstreckt sich längs der Flüsse Irawaddy, Pegu und Thaulayn oder Lou-kiang, von welchen der erstere der größte Strom ist, und sich an seiner Mündung in mehrere Arme theilt, wovon der eine mit dem Peguflusse in Verbindung steht. Das Land ist meistens eine sehr fruchtbare Ebene mit einem sehr warmen Clima. Das Pflanzenreich bringt Reiß, Zuckerrohr, Kardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und fast alle tropischen Gewächse in Menge hervor. Ein großer

Digitized by Google

Reichthum des Landes besteht in dem Tiekholze, welches in unerschöpflichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Gränzgebirgen Arrakans bedeckt. Von diesen wird es in größter Menge bis zum Irawaddy herabgeflößt; viele Städte treiben damit sehr wichtigen Holzhandel. Vor allem ist es wichtig zum Schiffbau. Der Baum ist ziemlich hoch, immer grün und hat ein Holz, das so hart als Eichenholz ist. Auch die Britten in Ostindien erhalten viel von diesem Holze, und ohne dasselbe müßte die brittische Marine im Oriente nur auf eine kleine Zahl von Schiffen beschränkt werden. Bombay, Madras und Calcutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und die peguanischen Schiffszimmerleute gehören zu den geschicktesten dieser Meere. Man hat ferner Pferde, Ochsen, Schafe; die Wälder sind voll Elephanten, Büffel und Tiger. Federvieh und Wildpret, besonders wilde Schweine, gibt es in Ueberfluß. Auch ist Pegu reich an Rubinen, Topasen, Sapphiren und Amethysten. Die Peguaner unterscheiden sich von ihren Oberherren, den Birmanen, durch ihre blässere Gesichtsfarbe und ihren Haarschnitt. Sie schneiden nämlich das Haar vorn rund, und scheeren es hinten von den Ohren bis zum Scheitel in einem halben Kreise weg. Uebrigens sind sie wohlgewachsen. Sie sind Verehrer des Buddha, der hier Gaudma heißt. Die Priester des Gaudma haben in ihrer Kleidung, Lehre, Lebensregel, die größte Uebereinstimmung mit den Lamas der Chinesen und Tibetaner, sind aber sehr verschieden von den Braminenpriestern. Pegu, die Hauptstadt des Königreichs Pegu, wurde von Alompra, dem Stifter des birmanischen Reichs, nach der Eroberung 1757 fast gänzlich zerstört. Das neue an dessen Stelle erbaute Pegu nimmt ohngefähr die Hälfte des Raumes des alten Pegu ein, von dem die Ruinen umherliegen. Die gegenwärtigen Einwohner sind nur Priester und Arme. Die Straßen sind breit und mit Ziegeln von den Ruinen der alten Stadt gepflastert. Nur die kaiserlichen Gebäude und die Klöster sind von Steinen erbaut; das Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man besorgt, es könne solches bei einer Empörung zur Festung machen. Das merkwürdigste in Pegu ist der Tempel des Gaudma oder des Schomadu, ein Denkmal alter Baukunst, das bei der Zerstörung der Stadt verschont wurde. Dieses bewunderswürdige Gebäude (den ägyptischen Pyramiden vergleichbar) steht auf zwei Terrassen, eine über der andern. Die unterste größte ist zehn Fuß über der Erde erhaben, und bildet ein genaues Quadrat; die obere kleinere ist zwanzig Fuß hoch, mithin dreißig Fuß über der Erde. Eine Seite der untern war 1391 Fuß lang, und eine der obern 684 Fuß. Die Mauern, welche die Terrassen umgeben, sind verfallen, und die Ebene der untern mit Schutt bedeckt. Man ersteigt die Terrassen auf steinernen Stufen; auf beiden Seiten stehen Wohnungen der Priester, fünf Fuß über der Erde. Der Schomadu selbst ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; an der Basis achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist 162 Fuß lang. Diese große Breite nimmt schnell ab. Ein sechs Fuß hoher Rand umgibt die Basis der Pyramide, und auf diesem stehen 57 kleine Thürmchen rund um den Tempel herum; alle sind massiv, 27 Fuß hoch, und 40 Fuß unten im Umkreise. Dicht darüber steht ein zweiter Rand, welcher 53 ähnliche Kegel enthält. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude. Das Ganze krönt ein Ti oder durchbrochener eiserner Aufsatz, über welchem ein vergoldeter

Digitized by Google

Wetterhahn befestigt ist. Der Ti hat 56 Fuß im Umfange und ist mit starken Ketten an der Spitze befestigt: unten hängen viele Glöckchen herab, die beim Winde ein beständiges Geklingel verursachen. Der ganze Ti ist vergoldet. Die ganze Höhe des Tempels von der Grundfläche an ist 361 Fuß und von der obern Terrasse 331 Fuß. In jedem Winkel der obern Terrasse steht ein 67 Fuß hoher Tempel, welcher im Kleinen dem großen Schomadutempel ähnlich ist. Das Alter des Schomadu wird auf 2300 Jahre angegeben.

Pehlvi, s. Persische Sprache.

Peinliches Verfahren, s. Criminalrecht.

Peitho, s. Pitho.

Peking, die Hauptstadt des ganzen chinesischen Reichs, in der Provinz Pe-tscheli, liegt zwölf Meilen von der großen Mauer in einer großen fruchtbaren Ebene. Der Name bedeutet eigentlich die nördliche Residenz (von Pe der Norden und King Residenz, daher Pe-tscheli Nord-Provinz), wie Nanking die südliche. Die hohen Mauern, welche die Stadt umgeben und mit Basteien und hohen Thürmen versehen sind, ragen so über alle Häuser hinaus, daß man diese von weitem nicht sieht. Die Stadt bildet ein längliches Viereck und besteht aus zwei Haupttheilen, welche die chinesische und die tatarische genannt werden. Die letztere heißt unrichtig die tatarische, indem sie von den Mantschu bewohnt wird, und enthält den kaiserlichen Residenzpalast. Peking ist eine sehr große Stadt, welche um ein Drittel den Umfang von London übertrifft, und gegen zwei Millionen Einwohner haben soll; dagegen andere Reisende die Zahl der Einwohner nur auf 700,000 schätzen. Man findet hier 10,000 Paläste (Miao), 33 Tempel, mehrere öffentliche Altäre, als den Altar des Himmels und der Erde (auf jenem opfert der Regent im Sommer, auf diesem im Winter), den Altar des höchsten Königs, an dem die Chinesen das Neujahr feiern, Altar des ewigen Lebens, der Sonne, des Mondes, des Ackerbaues, vier katholische Kirchen, verschiedene Klöster, zwei russisch-griechische Kirchen, vier Moscheen, ein Findlingshaus, sechs Begräbnißplätze der vorigen Chane und 26 Tribunäle und Gerichtshöfe. Die Straßen sind über hundert Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgehends gepflastert, werden aber statt dessen in der trocknen Jahrszeit täglich mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen. Die Breite der Straßen und das Volksgewühl auf denselben geben der Stadt ein eigenes freundliches Ansehen, welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigen Häusern nichts als die Hinterseite sieht. Die Kramladen der Kaufleute, die nach der Gasse hinausgehen, beleben dafür die Ansicht. Sie stellen ihre Waaren sämmtlich zur Schau aus, so daß man die ganze chinesische Industrie in einer solchen Straße ausgekramt sieht. Statt der Kutschen sieht man auf den Straßen eine große Menge Sänften, worin sich die Damen tragen lassen. Nicht das ganze Innere der Stadt ist mit Häusern bebaut, sondern man findet auch freies, zum Theil mit Erdfrüchten bestelltes Feld, besonders in der chinesischen Stadt. Das merkwürdigste Gebäude von Peking ist der kaiserliche Palast, welcher in der tatarischen Stadt liegt, und dessen Pracht mehr in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten als in einer schönen Bauart besteht. Die Ringmauern des Palastes umgeben nicht nur die Wohnung des Monarchen, sondern eine eigene kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Officieren und einer zahllosen Menge von Künstlern, die sämmtlich im Dienste des

Digitized by Google

Kaisers stehen, bewohnt werden. Der Palast selbst soll eine Stunde im Umfange haben und das Innere reich verziert seyn. Die Gärten gewähren, nach den einstimmigen Aussagen aller Reisenden einen zauberischen Anblick. Man findet darin künstliche Berge, die durch kleine mit Canälen bewässerte Thäler getrennt sind. Diese Wässer vereinigen sich in Seen und großen Teichen, auf welchen prächtige Barken schwimmen, und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden besetzt sind. An den Ufern der Canäle erheben sich Felsen in romantisch schönen Gruppen, welche die rohe wilde Natur täuschend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einsame Lusthäuser und Kiosks. Das Ganze gleicht einem Feenaufenthalte. An wissenschaftlichen Anstalten hat Peking eine astronomische und medicinische Gesellschaft, eine Akademie der Wissenschaften, die Expedition einer Hofzeitung, eine Sternwarte; auch ist jetzt eine Kuhpockenimpfungsanstalt daselbst. Die Polizei dieser großen Stadt ist vortrefflich, und man hört selten von Mord oder andern Verbrechen. Die Polizeisoldaten führen lange Peitschen, wodurch sie das Volk in Zaum halten.

Pelagianismus ist diejenige theologische Denkart, welche die völlige Verderbniß der menschlichen Natur durch die Folgen der Sünde Adams (Erbsünde) leugnet, und die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen für zulänglich zur Ausübung der christlichen Tugend erklärt. Sie schließt den Glauben an einen göttlichen Beistand zur Besserung nicht aus, macht aber die Wirksamkeit dieses Beistandes von der eigenen Thätigkeit des Menschen in so fern abhängig, daß er nur bei denen etwas ausrichte, die von selbst zum Bessern streben. — Diese Denkart entstand durch die Behauptungen des Pelagius, eines brittischen Mönchs, der sich im Anfange des fünften Jahrhunderts mit großem Ruhme der Wissenschaft und Unbescholtenheit des Wandels zu Rom aufhielt, und da er bei einem Einfalle der Gothen 409 mit seinem Freunde Cölestius nach Sicilien und dann nach Afrika flüchtete, von Augustinus (s. d. Art.) verketzert, und auf mehreren afrikanischen Synoden verurtheilt wurde. Pelagius wandte sich daher nach Jerusalem, und beschloß daselbst ohne weitere Anfechtung 420 sein Leben in einem Alter von 90 Jahren. Die philosophische Gründlichkeit und edle Freimüthigkeit seiner Schriften und seine persönliche, in einer Zeit des allgemeinen Sittenverderbens bewunderte Tugend verschaffte seiner an und für sich schon durch ihre Vernunftmäßigkeit empfohlenen Meinung viele helldenkende Anhänger, und ohne jemals eine eigene häretische Kirche gebildet zu haben, nehmen die Pelagianer, deren Ansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 förmlich verdammt wurde, und die den orthodoxen Lehrsatz von der gänzlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten nur etwas mildernden Semipelagianer eine bedeutende Stelle in der Kirchengeschichte aller Jahrhunderte ein. Ueber die verschiedenen Gestalten und Namen, unter denen sich der Streit des Augustinischen Rigorismus mit Pelagianischem Syncretismus in der christlichen Kirche erneuert hat, vergl. d. Art. Gnade. E.

Pelagius, s. d. vorherg. Art.

Pelasger, der älteste Völkerstamm in Griechenland, der zuerst im Peloponnes wohnte, wohin er wahrscheinlich von der klein-asiatischen Küste aus über die einzelnen Inseln nach Thracien und Thessalien gedrängt worden war. Sie lebten als nomadische Horden in keiner politischen Verbindung, verehrten einen rohen Stein

als Symbol der Gottheit, und waren als Barbaren in dem spätern Griechenlande in verhaßtem Andenken (s. Griechenland). Da die sumpfige bergige Halbinsel sie vor Anfällen anderer Horden sicherte, so vermehrten sie sich schnell, und gegen den corinthischen Busen zu setzten sich zwei Stämme fest, die sich früher als die übrigen von dem rohen wilden Zustande entfernten. Hier bildeten sich nun die Reiche Argos und Sicyon, wo Inachus und Phoroneus herrschten. In Arkadien bildete hierauf des Letztern Enkel Pelasgus einen Nomadenstaat, woher die Sage entstand, daß nach ihm jene arkadischen Nomaden Pelasger genannt worden, welcher Name mit der Zeit allen Urstämmen des ältesten Griechenlands gegeben wurde. Von diesem arkadisch-pelasgischen Staate gingen verschiedene Colonien aus, unter andern vorzüglich nach Nordthessalien, wo sie drei Staaten gründeten, die nach ihren drei Anführern, dem Achäus, Phthius und Pelasgus, die Namen Achaja, Phthiotis und Pelasgiotis erhielten; ferner in das nachherige Böotien und Attika, so wie nach Epirus und Italien. Sie verloren sich durch Auswanderungen nach und nach aus Griechenland oder vermischten sich mit andern Stämmen. Uebrigens bleibt, selbst nach den neusten Untersuchungen der gelehrtesten Alterthumsforscher, manches in der Geschichte dieses Volkes dunkel, und es scheint, man muß den Namen Pelasger in mehr als einer Bedeutung nehmen.

Peleus, des Aeacus und der Endeïs Sohn, floh, weil er an seines Halbbruders Phocus Ermordung Theil genommen hatte (s. Aeacus), sammt dem Telamon nach Phthia zum Eurytion (des Actors Sohn), der ihn sühnte, ihm seine Tochter Antigone zur Gemahlin, und den dritten Theil seines Reichs zum Antheil gab. Bald darauf ging Peleus mit Eurytion nach Calydon, um der Jagd des verderblichen Ebers beizuwohnen. Hier war er so unglücklich, durch einen auf das Ungeheuer geschleuderten Wurfspieß seinen Schwiegervater zu tödten. Er floh nach Jolcos zum Acastus, der ihn von dieser That reinigte. Acastus Gemahlin Astydamia entbrannte für ihn, und rächte sich, da Peleus ihre Neigung nicht erwiederte, dadurch, daß sie ihm ihre eigene Begierde andichtete, und ihn bei seiner Gattin und ihrem Gemahle deßhalb verleumdete. Antigone erhing sich aus Verzweiflung über diese Nachricht; Acastus aber, um nicht das Gastrecht zu verletzen, stellte auf dem Berge Pelion eine Jagd an, wo Peleus den Tod der Rache finden sollte. Als er ihn hier so ermüdet hatte, daß er einschlummerte, ließ ihm Acastus sein Schwert verstecken und ihn binden. Aber Jupiter ließ durch Pluto seine Bande lösen, und als er erwachte, brachte Chiron ihm sein Schwert zurück. Mit Jason, den Dioskuren und einer Schaar muthiger Krieger überfiel er dann rächend Jolcos, trieb den Acastus in die Flucht und tödtete die Königin. So ward er Herr eines Theils von Thessalien. Die Götter lohnten seine Keuschheit dadurch, daß sie auf Themis Rath die Nymphe Thetis ihm zur Gemahlin gaben, deren Umarmung er nur durch Chirons Hülfe erlangte. Die Hochzeit ward auf dem Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter, die dem Brautpaare reiche Geschenke brachten, verherrlicht. Neptun schenkte dem Peleus die unsterblichen Rosse, Chiron den gewaltigen Speer, welchen nachher Achilles mit vor Troja nahm. Viele alte Dichter besangen diese Vermählungsfeier, von deren Gesängen nur ein Nachhall in Catulls Epithalamium übrig ist. Ein späterer Dichter knüpfte schon an diese Vermählungsfeier das Schicksal von Troja (s. Eris).

Digitized by Google

Peleus, der als Jüngling auch dem Argonautenzuge beigewohnt hatte, herrschte nun zu Phthia über die Myrmidonen. Homer nennt ihn einen weisen, mächtigen und beredten Mann. Von allen seinen mit Thetis gezeugten Kindern erreichte nur Achilles das mannbare Alter, den er in Gemeinschaft mit dem zu ihm geflüchteten Patroclus erzog, und ungern nach Troja ziehen sah. Thetis verließ ihn, und kummervoll überlebte er seinen geliebten Sohn. Nach seinem Tode wurde er nebst dem Chiron von den Pelläern göttlich verehrt und Pindar macht ihn zu einem Richter in der Unterwelt.

Pelew-Inseln, eine Gruppe von Eilanden in Australien zwischen den carolinischen und manilischen Inseln, von 152° bis 158° östlicher Länge zwischen 6° und 10° nördlicher Breite. Alle sind lang, aber schmal und nicht sehr erhaben über die Meeresfläche. Die wichtigste heißt Kurura und die Hauptstadt derselben Pelew; nach Hockin aber heißt die Insel Eriklithu und die Hauptstadt Kurura. Die spanischen Ansiedler auf den Philippinen, welche diese Inseln auf ihren Fahrten nach Amerika in der Ferne sehen mochten, nannten sie Palosinseln, weil die Palmen, welche auf ihnen in Menge wachsen, von Ferne wie Masten (spanisch Palos) aussehen. Aber erst seit dem August 1783, wo auf dem Korallenriff an der westlichen Seite dieser Inseln das englisch-ostindische Compagnieschiff Antilope, Capitän Wilson, scheiterte, wurden sie den Europäern genauer bekannt. Gastfrei wurden die Britten von dem Könige der Insel, Abba Thulle, der ihnen die Insel Orulong schenkte, und dessen Volke aufgenommen, und kehrten von dem Prinzen Libu, zweitem Sohne des Königs, begleitet, auf einem neu erbaueten Schiffe nach England zurück. — Alle Inseln, welche die Engländer sahen, waren reichlich mit Bäumen aller Art bedeckt, fruchtbar und gut angebauet. Das Innere ist hie und da gebirgig, aber die Thäler sind ausgedehnt und sehr anmuthig. Einen Fluß entdeckte man nirgend, kleine Quellen und Küstenbäche aber sehr häufig. Vorzüglich gedeihen Kokospalmen, Betelnüsse und der wilde Brotfruchtbaum. Yams werden mit besonderer Sorgfalt angebaut und liefern ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterhalte. Auch wachsen Pisang, Bananen, weniger häufig Orangen und Limonien. Zuckerrohr gedeiht hie und da, Bambusrohr im Ueberfluß. Getreidearten aber wurden bei der Ankunft der Engländer nirgends gefunden. Außer Ratten und einigen magern Katzen gab es keine vierfüßige Thiere. Von Vögeln fand man das gemeine Huhn häufig wild in den Wäldern. Die Einwohner suchten zwar die Eier desselben auf, lernten aber erst von den Engländern, daß das Fleisch dieser Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Auch gab es wilde Tauben, eine Lieblingsspeise, die aber nur Personen von gewissem Range erlaubt war. Die Gewässer waren reich an größern und kleinern Fischarten. Häufig ist die große Meerusche, der Bachkrebs, die Schildkröte, welche man kocht und als Lieblingsgericht verzehrt, verschiedene Arten von Austern und Muscheln, besonders die Chama-Muscheln, welche die Insulaner oft durch Taucher fangen. — Der König von Kurura herrschte mit unbeschränkter Gewalt, und war mit den unabhängigen Beherrschern der übrigen Inseln im fortdauernden Kampfe. Er hält bei allen wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden scheinen. Einer begleitet den König immer, und wird stets von ihm zuerst um seinen Rath gefragt. Er ging nie in den Krieg, und hatte nur eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei hat-

Digitized by Google

ten. Der Rang unter den Rupacks wird auch durch einen Orden bestimmt, dessen Zeichen ein um den Arm getragener Knochenring ist, welche Auszeichnung auch Wilson kurz vor seiner Abreise vom Könige erhielt. Der nächste nach dem Könige ist sein ältester Bruder; er ist Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu schlichten und Gesuche anzuhören. Er ist der allgemeine Grundherr; jeder Einwohner besaß ein Stück Land zu seinem Unterhalte, aber nur so lange, als er es anbauete; wählte er einen andern Wohnplatz, so fiel es an den König zurück, der es dann an einen Andern verlieh. Die Bewohner der Pelew-Inseln sind ein starker, kräftiger Menschenschlag, von mittlerer Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang, besonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine, ungefähr 11 Zoll lange, Schürzen tragen, die von den Fasern der Kokusnußschale gemacht und gelb gefärbt sind. Männer und Weiber sind tättowirt. Die Männer haben ein Ohr, die Weiber beide durchbohrt, jene tragen Kügelchen, letztere ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenschaale darin. Auch die Nasenwand ist durchbohrt. Im Schwimmen sind beide Geschlechter sehr geschickt, und die Männer sind gewandte Taucher. Die Lebensweise dieser Insulaner war sehr einfach. Ihre Fische essen sie theils geröstet, theils in Salzwasser gekocht, theils roh, oder mit Limonien- und Pomeranzensaft begossen. Salz haben sie nicht, noch sonst eine andere Würze. Ihr gewöhnliches Getränk ist Kokussaft, selten Wasser. Ihre Häuser waren ungefähr drei Fuß über den Boden erhaben, um sie gegen Feuchtigkeit zu sichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren die Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen, womit auch die Zwischenräume ausgefüllt waren. Im Innern war keine Abtheilung; in der Mitte ein kleiner Feuerheerd, wo man zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitofliegen zu verjagen, Feuer anzündet. Die Oeffnungen des Hauses, die zugleich als Thüren und Fenster dienen, sind gleich über dem Boden und mit Laden von Bambusgeflecht versehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künstlichem Schnitzwerke geziert, waren gegen 80 Fuß lang; hier wurden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feste gegeben. Zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehört ein aus Pisangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Messer getragen wird. Die Kämme sind aus dem Holze des Pomeranzenbaums, die gewöhnlichen Messer aus Muschelschaalen, oder aus Bambusrohr, die besten aus der Schaale der Perlauster gemacht. Netze, Leinen und ähnliche Fischergeräthe werden von dem faserigen Ueberzuge der Kokusnüsse bereitet; die Matten aber, worauf man schläft, bestehen aus Pisangblättern. Letztere dienen ihnen auch statt Schüsseln, die Schaale einer Kokosnuß ist ihr Trinkgeschirr. Sie verfertigen auch irdene Gefäße von bräunlicher Farbe, worin sie Fische und Yams kochen. Aus den Schildkrötenschaalen machen sie Löffel, Ohrgehänge und Armbänder; Beile aus den härtesten Theilen der Chamamuschel. Ihre Hauptwaffe ist der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus sehr hartem Holze. Auch wissen sie sich des Wurfspießes mit großer Geschicklichkeit zu bedienen. Ihre größten Kanots können 25 bis 30 Menschen fassen, und haben dreieckige Segel von Matten. Die Pelew-Insulaner sind in einem hohen Grade fleißig, geschickt und gelehrig. Sie stehen mit

Digitized by Google

dem Tage auf und baden sich, Männer und Weiber an besondern Orten. Die Männer arbeiten dann in ihren Pflanzungen, oder fällen Holz, bauen Häuser und Kanots, und verfertigen Geräthschaften, Waffen und dergleichen; die geschickten Arbeiter, z. B. Baumeister, Bearbeiter der Schildkrötenschaale, Töpfer u. s. w. werden sehr geachtet. Jeder gewann durch sein Tagewerk sich seinen Unterhalt, und selbst die Vornehmen gaben das Beispiel fleißiger Thätigkeit. Die Weiber mußten in den Yampflanzungen arbeiten, und das Unkraut auf den gepflasterten Straßen ausjäten. Sie verfertigen Matten, Körbchen, besorgen das Haus, und verrichten das Geschäft des Tättowirens. Sie waren freundlich, aber vermieden im Allgemeinen den Verkehr mit den Engländern, und waren empfindlich, wenn in dem Betragen gegen sie das Zartgefühl verletzt wurde. Vielweiberei ist erlaubt, doch hat gewöhnlich der Mann nur zwei Weiber, da jede Frau ein Haus haben muß. Der König hatte fünf, die aber auch nicht zusammenleben. Die schwangern Weiber werden mit besonderer Sorgfalt behandelt. Die Engländer bemerkten bei diesen Insulanern nichts, was einer religiösen Feierlichkeit geglichen hätte, aber manchen Aberglauben, z. B. Vorbedeutungen und Zeichendeuterei. Die Einwohner von Kurura zeigten sowohl unter sich, als gegen die Fremden, welche an ihre Küsten verschlagen waren, die freundlichste Gemüthsart und die uneigennützigste Theilnahme. Sie achteten das Eigenthum im Verkehre untereinander, und was sie zu kleinen Diebereien gegen die Engländer reizte, war mehr kindische Neugier. Als die Engländer über das Tödten der Kriegsgefangenen ihren Unwillen bezeigten, suchten sie dies mit der Selbsterhaltung zu entschuldigen. — Einige Jahre nach Wilsons Rückkehr nach England beschloß die ostindische Gesellschaft, Schiffe auszurüsten, um dem guten Abba Thulle die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, der fünf Monate nach seiner Ankunft in London an den Blattern starb, und wegen seiner Lernbegierde und seines edlen Herzens allgemein bedauert wurde, zu melden, und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Im August 1790 segelten deßhalb zwei Schiffe von Bombay ab, und kamen glücklich auf den Pelew-Inseln an, wo sie der König von Kurura und sein ganzes Volk mit herzlicher Freude empfing. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen der Insel Amollika, wo Ueberfluß an süßem Wasser war, und wo sie das Fort Abercrombie baueten. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getreidekörner, Gewehre und mancherlei nützliche Werkzeuge. Als im J. 1798 ein anderes englisches Schiff die Pelew-Inseln besuchte, hatte sich das zahme Vieh ungemein vermehrt; Getreide und andere neuangebaute Pflanzen gediehen üppig. Vergl. Georg Keate (Account of the Pelews-Islands, deutsch von Georg Forster, Hamburg 1789) und John Pearcote Hockin (a Supplement to the account of the Pelews-Islands, London 1803, 4; deutsch von Ehrmann, Weimar 1805).

Pelias, Sohn des Neptun, König von Jolkos in Thessalien, das er dem rechtmäßigen Beherrscher, seinem Bruder Aeson, entriß. Er wußte auch den Sohn desselben, Jason (s. d. Art.), der darauf Ansprüche machte, zu entfernen; kam aber bei dessen Rückkehr auf eine traurige Weise um, indem nach einer Sage seine eigenen Töchter auf den hinterlistigen Rath der Medea (s. d. Art.), die ihn

Digitized by Google

durch ihre Zaubermittel zu verjüngen versprach, tödteten und den zerstückten Leichnam in einem Kessel kochten. Nach Andern tödtete ihn Medea selbst. Sein Sohn und Nachfolger Akastos feierte dem Todten zu Ehren prächtige Spiele oder Wettkämpfe, wobei mehrere von den berühmtesten Argonauten den Preis davon trugen.

Pelides, der Pelide, wird Achilles, als Sohn des Peleus (s. d. Art.) genannt.

Pelikan, die Kropfgans, ein großer Wasservogel, von dessen Zärtlichkeit gegen seine Jungen, die er mit seinem eignen Blute nähren soll, viel Fabelhaftes erzählt wird. Auch heißt Pelikan wegen der Aehnlichkeit mit der Gestalt des Schnabels dieses Vogels ein wundärztliches Werkzeug zum Ausnehmen der Zähne.

Pelion, ein hohes und berühmtes thessalisches Gebirge, das eine Menge Heilkräuter erzeugt. Auf einem von seinen Gipfeln stand ein Tempel des Zeus, und nahe dabei zeigte man die Grotte des berühmten Centauren Chiron, der hier vor Alters gewohnt haben sollte.

Pelisson-Fontanier (Paul), ein berühmter französischer Rechtsgelehrter und königl. Historiograph, geboren zu Beziers 1624. Er verlor seinen Vater früh und wurde von seiner Mutter in der protestantischen Kirche erzogen. Er studirte zu Castres, Montauban und Toulouse, und lernte die Literatur der ältern und neuern Sprachen kennen. Seine erste Arbeit war eine Paraphrase der Institutionen, welche 1645 im Druck erschien. Bald darauf betrat er zu Castres die gerichtliche Laufbahn. Späterhin wurde er von den Pocken so entstellt, daß die Scudery scherzend von ihm sagte, er mißbrauche die Erlaubniß der Männer, häßlich zu seyn. Mehrere zu Paris herausgegebene Werke machten ihn vortheilhaft bekannt, und als er sich 1652 daselbst niederließ, nahm ihn die französische Academie, deren Geschichte er geschrieben hatte, zu ihrem Mitgliede auf. Pelisson kaufte sich die Stelle eines königl. Secretairs, und Fouquet wählte ihn zu seinem ersten Commis. Im J. 1660 wurde er mit dem Patente als Staatsrath belohnt. Als Vertrauter Fouquets mußte er aber auch dessen Unglück theilen, mit dem er vier Jahre (seit 1661) in der Bastille saß. Hier verfaßte er für seinen Wohlthäter drei Denkschriften, welche wahre Meisterstücke von Vertheidigungen sind, und rettete ihn endlich auf eine eben so kluge als kühne Weise. Es kam nämlich darauf an, ihm Nachricht zu geben, daß gewisse Papiere, welche gefährliche Geheimnisse enthielten, verbrannt seyen. Pelisson stellte sich, als wolle er dem Gerichte wichtige Anzeigen machen, und veranlaßte durch seine Aussagen eine Confrontation mit Fouquet. Als er hier dieselben Angaben wiederholte, und Fouquet betroffen schwieg, versetzte er: „Sie würden sich für überführt bekennen, wenn Sie nicht wüßten, daß Ihre Papiere verbrannt wären." Aus diesen Worten errieth Fouquet Pelissons Absicht, und ließ sich kein Geständniß entreißen. Pelissons Freunden gelang es endlich, seine Befreiung zu bewirken, und er feierte sie jährlich durch die Freimachung anderer Gefangenen. Der König entschädigte ihn für diese Gefangenschaft durch Pensionen und Aemter, und trug ihm auf, seine Geschichte zu schreiben. Im J. 1670 trat Pelisson zur catholischen Kirche über, wurde bald darauf Subdiaconus und erhielt die Abtei Gimont und die reiche Priorie Saint-Orens; 1671 hielt er seinen berühmten Panegyricus auf Ludwig XIV., bei Gelegenheit der Aufnahme des Erzbischofs von Paris in die Academie. Noch in

Digitized by Google

demselben Jahre wurde er Maitre des requêtes. In Verbindung mit zwei andern Academikern setzte er alle zwei Jahre einen Preis von 300 Franken für den aus, der eine von den Thaten des Königs am besten preisen würde. Im J. 1672 folgte er dem Könige ins Feld. Zwar bewog die Montespan, die durch ihn einen Prozeß verloren hatte, den König, die Beschreibung seiner Geschichte Boileau und Racine zu übertragen, aber Pelisson erhielt dennoch Befehl, sein Werk fortzusetzen. Für seinen Eifer zur Bekehrung der Calvinisten wurde er mit neuen geistlichen Würden belohnt, und beschäftigte sich mit einer Widerlegung ihrer Meinungen vom Abendmahle, als er 1693 starb. Seine Werke empfehlen sich durch eine leichte, elegante, nur selten vernachlässigte Schreibart.

Pelopidas, des Hippokles Sohn, ein berühmter thebanischer Feldherr, Freund und Zeitgenosse des Epaminondas, der bis zum 364sten Jahre vor Chr. lebte. Ihm gebührt der Ruhm, sein Vaterland von einer tyrannischen Faction und dem Joche der Lacedämonier befreit zu haben. Als er in seinen jüngern Jahren von der herrschenden Partei mit mehrern Patrioten aus Theben vertrieben worden war, hatte er sich nach Athen gewendet. Von heißer Freiheitsliebe beseelt, begab er sich von hier aus mit wenigen Verschwornen heimlich nach Theben, ermordete die eben bei einem festlichen Gelage versammelten Tyrannen, und gab das Zeichen zur Vertreibung der Lacedämonier, die sich mitten im Frieden des festen Schlosses zu Theben bemächtigt hatten. Als der thebanische Staat darauf wieder sich erhob, diente er unter Epaminondas mit ausgezeichneter Tapferkeit, und trug viel zu dem großen Siege über die Lacedämonier bei Leuctra bei. Nachher commandirte er als Oberbefehlshaber in drei verschiedenen Feldzügen gegen den Tyrannen zu Pherä in Thessalien, Alexander, welchen er persönlich haßte, weil er einst widerrechtlicher Weise von ihm ins Gefängniß gesetzt worden war, fand aber in dem letzten derselben seinen Tod, als er den Tyrannen zu weit verfolgend, von den Feinden umringt worden war.

Peloponnes, s. Griechenland.

Peleponnesischer Krieg, einer der berühmtesten und hartnäckigsten in der alten Geschichte. Er dauerte 27 Jahre. Die außerordentliche Größe der Athener, die sie zur Unterdrückung ihrer Bundesgenossen reizte, gab die erste Veranlassung zu demselben. Ein Zwist zwischen Corinth und Corcyra, worin Athen dem letztern Hülfe leistete, ließ bald das Feuer, welches schon lange unter der Asche geglimmt hatte, ausbrechen, als bei einer zweiten Gelegenheit Athen sich neue Gewaltthätigkeiten gegen Corinth erlaubte. Letzteres ließ Sparta, auf welches die übrigen Griechen schon längst hoffnungsvoll hingesehen hatten, durch Gesandte zum Kriege gegen das übermüthige Athen auffodern. Die Spartaner, auf die Macht der Athener schon längst eifersüchtig, rüsteten sich zum Kriege, obgleich ihre Macht gegen jene noch bei weitem zu schwach war, und sie zum Scheine Friedensvorschläge thaten, die aber, weil sie zu übertrieben und erniedrigend für die Athener waren, nicht erfüllt wurden. Der verderblichste aller Kriege in Griechenland brach nun aus (431 vor Chr.). Alle Völker des Peloponnes, außer den Argivern und Achäern, standen auf der Seite der Spartaner: dagegen die griechischen Städte auf den asiatischen Küsten, in Thracien und am Hellespont u. m. es mit den Atheniensern hielten, die allerdings das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten: denn obgleich die Spartaner eine grö-

ßere Landmacht aufzubringen im Stande waren, so fehlte es ihnen dagegen an Festungen, Geld und Flotten. Von ihrem Könige Archidamus geführt, brachen 60,000 Mann Spartaner in Attica verwüstend ein; Pericles (s. d. Art.), an der Spitze der Athener, that dasselbe mit einer Flotte in dem Gebiete der Spartaner. Auf diese Weise wüthete der Krieg mehrere Jahre fort, bis nach und nach die Athenienser den Kürzern zogen, indem nicht nur ihre Schätze allmälig abnahmen, sondern auch mehrere Städte und wichtige Schlachten verloren gingen. Eine Pest, welche selbst den Pericles hinraffte, gesellte sich dazu, und so fand man sich endlich nach 10 Jahren zum Frieden bewogen, welcher jedoch nicht lange dauerte. Die Athener begannen auf Alcibiades Rath eine Unternehmung gegen Syracus, und da diese unglücklich ausfiel, und die Spartaner, durch Gesandte bewogen, ja selbst auf Zureden des unterdessen aus Athen verbannten und nach Sparta geflüchteten Alcibiades, den Syracusern Hülfstruppen sendeten, so brach der Krieg in vollen Flammen wieder aus, und bald sah sich Athen zu Wasser und zu Lande überwunden. Der größte Theil der Inseln, die Städte am Hellespont und in Jonien gingen zu den Spartanern über; ja sie schlossen sogar mit den Persern ein Bündniß gegen Athen, welches nun den härtesten Kampf zu bestehen hatte. Muthig und standhaft rüstete es sich dazu, und obgleich dem Untergange nahe, wurde es doch dies Mal durch Alcibiades gerettet, der wieder aus Sparta heimlich entwichen war, und den persischen Satrapen Tissaphernes von Sparta's Bündnisse abwendig gemacht, sich selbst aber wieder so viel Freunde in Athen erworben hatte, daß er zurückberufen und zum Feldherrn ernannt wurde. Dieser erfocht bald glänzende Siege über die Peloponneser, eroberte die Städte am Hellespont wieder, und die Athener, dadurch übermüthig gemacht, verwarfen nun abermals die Friedensanträge. Lysander, einer der erfahrensten und verschlagensten Feldherren, war es endlich, der für Sparta den Ausschlag gab, die Athenienser mit aller Macht angriff, und zuletzt Athen, vor welches er mit einer Flotte von 180 Schiffen rückte, demüthigte und stürzte. So endigte der merkwürdigste Krieg, den die Griechen jemals geführt haben, der sich über das ganze alte Griechenland erstreckte, in welchem so viele edle Geschlechter vertilgt, so viele Städte und Länder verwüstet, aber auch das ganze griechische Volk so geschwächt wurde, daß bald nachher allgemeine Knechtschaft oder Abhängigkeit als Folge eintrat. — Thucydides und Xenophon waren die vorzüglichsten Geschichtschreiber dieses Kriegs.

Peloponnesus, s. Griechenland.

Pelops, des lydischen Königs Tantalus Sohn. Ein Mährchen, das Pindar als Gotteslästerung verwirft, erzählt, daß einst Tantalus in seiner Hauptstadt Sipylus die Götter bewirthete, und ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen, die zerstückten Glieder seines geschlachteten Sohnes Pelops vorsetzte. Zeus merkte den Betrug, und gebot, sie wieder in den Kessel zu werfen, aus welchem sodann Clotho den Knaben neubelebt hervorzog, und die eine Schulter, welche Demeter verzehrt hatte, mit einer elfenbeinernen ersetzte. Nach Pindar entführte Poseidon bei jenem Gastmahle den schönen Knaben Pelops in die Wohnung des Zeus. Als Tantalus sich der Gemeinschaft der Götter unwerth gemacht hatte, wurde auch Pelops zu den Menschen zurückgesandt. Er wanderte aus Lydien nach Griechenland, war unter den Bewerbern der schönen Hippodamia, und gewann die

Digitized by Google

Braut sammt dem Reiche. Nach ihm wurde die Halbinsel Peloponnesus genannt. Unter seinen Söhnen sind Atreus und Thyestes die bekanntesten. Nach seinem Tode genoß er göttliche Verehrung; im Haine zu Olympia wurde ihm ein eigener Tempel erbauet.

Peloton, ein Knaul, Klumpen, ein Haufen zusammenstehender Soldaten, eine Rotte. **Pelotonfeuer**, das Abfeuern in kleinen Abtheilungen.

Peltier (Jean), ein berühmter politischer Schriftsteller der Franzosen, wurde zu Nantes in Bretagne, wo sein Vater ein reicher Kaufmann war, geboren, und gleichfalls zum Handelsstande bestimmt. Beim Ausbruche der Revolution wohnte er zu Paris, und fing im August 1789 an, gegen die revolutionären Grundsätze zu schreiben, indem er unter dem Titel: Sauvez nous ou sauvez Vous! eine Flugschrift gegen die Nationalversammlung herausgab. Bald darauf (den 5ten October) beschuldigte er den Herzog von Orleans und den Grafen Mirabeau als die Haupturheber der von dem Pöbel zu Versailles begangenen Unthaten, in einer Flugschrift, betitelt: Domine salvum fac regem. Nachher gab er sowohl zu Paris als zu London, wo er sich seit dem September 1792 aufhielt, periodische Schriften heraus. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Les Actes des Apôtres, 2 Voll., ein satirisches, gegen die Verfertiger der demokratisch-königlichen Constitution gerichtetes Werk, welches sehr selten geworden ist, und dessen Besitz allein viele Personen 1793 und 1794 auf die Guillotine brachte; Dernier Tableau de Paris, 1792, 2 Voll. 8., die Geschichte der Vorfälle des 10ten Augusts und 2ten Septembers 1792 enthaltend; Tableau de l'Europe, 2 Voll., London 1794—1795; Paris pendant les années 1795—1802, zusammen 250 Nummern, welche im Ganzen 35 Octavbände ausmachen; L'Ambigu, ein periodisches Werk, wovon alle 10 Tage seit 1803 eine Nummer ausgegeben ward. Letzteres erlangte auch dadurch Celebrität, daß Buonaparte's Minister, während des Friedens mit England, die brittische Regierung zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen Peltier als einen Libellenschreiber veranlaßte. Wirklich ward gegen Peltier in der Kingsbench das Schuldig ausgesprochen. Da aber das Urtheil gerade an dem nämlichen Tage gefällt wurde, wo der Krieg zwischen Frankreich und England wieder ausbrach, so kam dieses Urtheil nie zur Vollziehung. Obgleich dieser unermüdete Schriftsteller zum Besten seines Königs mehr als 130 Bände, theils Originalwerke, theils Uebersetzungen, herausgegeben hat, so scheinen ihm doch seine Talente und seine Beharrlichkeit nicht die geringste Erkenntlichkeit des französischen Hofes verschafft zu haben, da er fortdauernd in England bleibt, und dort eine geringe Pension von der brittischen Regierung erhält. Er ward vor mehreren Jahren von dem Könige von Hayti, Heinrich Christoph, zum Geschäftsträger in London ernannt, und ist ein eifriger Freund der Abschaffung des Sclavenhandels.

Pelz, Pelzwaaren. Man versteht unter Pelzwaaren allerlei Thierfelle, die von den Kürschnern gar gemacht und zugerichtet werden, und so zu Muffen, Mützen, Unterfutter und allerhand Kleidungsstücken, Ausschlägen und Verbrämungen dienen. Nordasien und Nordamerika liefern die wichtigsten Pelzwaaren, daher auch der Haupthandel damit in Rußland und Canada geführt wird. Die wichtigsten Marktplätze des sibirischen Pelzhandels sind Orenburg und Archangel, des amerikanischen aber die Niederlassungen an der Hudsonsbay.

Digitized

Penaten, theils Haus-, theils öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter waren sie den Laren gleich (s. d. Art.), mit denen sie oft verwechselt werden. Aber nicht nur jedes Haus, sondern auch jede Stadt hatte ihre Penaten, und dieß waren die öffentlichen. Die berühmtesten derselben waren zu Rom die Schutzgötter des römischen Reichs, die sammt der Vesta und ihrem ewigen Feuer Aeneas nach Italien gebracht hatte. Wahrscheinlich waren dieß die öffentlichen Penaten von Troja. Nach Varro und Macrobius waren es rohe Bilderchen von Holz oder Stein mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherren und die Consuln, Prätoren und Dictatoren bei Niederlegung ihres Amtes opferten. Ihre Namen wußte man nicht.

Pendel, Pendul (pendulum), heißt jeder an einem Faden, Drahte, Stabe oder dergl. so befestigte schwere Körper, daß er sich um einen unbeweglichen Punkt (Aufhängungspunkt), von welchem er herabhängt, frei bewegen kann. Dieser Punkt muß mit dem Schwerpunkte des Pendels in derselben verticalen Linie liegen, wenn das Pendel ruhen soll. Bringt man es in eine seitwärts geneigte Lage, so daß sein Schwerpunkt nun nicht mehr mit dem Aufhängungspunkte in einerlei verticalen Linie sich befindet, und überläßt es alsdann sich selbst, so bewegt es sich in einen Kreisbogen auch ohne den geringsten Stoß nach der verticalen Richtung zu. Hat es diese letztere erreicht, so besitzt es eine Geschwindigkeit, welche ein Körper erhalten haben würde, wenn er von der Stelle an, von welcher das Pendel herabfiel, frei auf die Horizontallinie, die unter dem untersten Punkte des Kreisbogens gezogen werden kann, herabgefallen wäre. Es muß daher nothwendig auf der andern Seite der Verticallinie gleichfalls in einem Kreisbogen sich so hoch bewegen, als es vorher gefallen war. Ist es um so viel gestiegen, so befindet es sich in gleichen Umständen, wie vorher, da es in eine seitwärts geneigte Lage gebracht wurde, muß den ganzen Kreisbogen von beiden Seiten der Verticallinie wieder zurückfallen, und sich so beständig auf beiden Seiten hin und her bewegen. Diese Bewegung heißt die Schwingung oder Vibration des Pendels. Stellt man sich den schweren Körper am Hebel, z. B. die Bleikugel, als einen einzigen schweren Punkt, den Faden oder Draht aber, woran der Körper hängt, als eine bloße Linie vor, so ist dieses ein einfaches oder mathematisches Pendel; das wirkliche Pendel mit Faden, Draht oder Stange, und einem Gewichte, oder überhaupt einem schweren Körper daran, heißt ein zusammengesetztes oder physisches Pendel. Die ausführliche Lehre vom Pendel läßt sich ohne Mathematik und bildliche Darstellung nicht deutlich machen; daher bemerken wir nur Folgendes: Ein auf obige Weise in Schwingung gesetztes Pendel würde nie aufhören, sich in den erwähnten Kreisbogen zu beiden Seiten der Verticallinie hin und her zu bewegen, wenn nicht zwei Umstände dasselbe nach und nach zur Ruhe brächten. Diese sind die unvermeidliche Reibung des Fadens und der Widerstand der Luft. Nie lassen sich beide gänzlich wegschaffen, wohl aber durch sorgfältige Arbeit und durch linsenförmige Gestalt des Gewichts sehr vermindern. Die **Zeiten der Schwingungen** eines Pendels hängen von drei Umständen ab: nämlich 1) von der Größe des Elongations- oder Ausweichungswinkels, welches der Winkel ist, unter welchem der schwere Körper des Pendels sich von der Verticallinie entfernt; 2) von der Länge des Pendels und 3) von der beschleunigenden

Digitized by Google

Kraft der Schwere. Sind alle diese Umstände an zwei Pendeln vollkommen gleich, so verrichten sie gleichviel Schwingungen in gleicher Zeit. Ist aber auch nur ein Umstand bei beiden verschieden, so fallen auch die Schwingungen beider ungleichzeitig aus. So schwingt bei übriger Gleichheit das kürzere Pendel geschwinder als das längere. Hier findet das Gesetz Statt, daß sich die Längen der Pendel wie die Quadrate der Schwingungszeiten, mithin die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Längen der Pendel verhalten. Demnach wird ein Pendel, welches vier Mal so lang ist als ein anderes, zwei Mal langsamer schwingen, oder das vier Mal kürzere Pendel wird zwei Schwingungen machen, während das größere nur eine vollbringt. Ein Secundenpendel muß in unsern Gegenden 3 Fuß 2 Zoll rheinländisch Maß haben. Darnach läßt sich leicht die Länge eines Pendels von jeder beliebigen Schwingungszeit bestimmen. Merkwürdig ist es, daß das Pendel nicht an allen Orten auf der Erde seine Schwingungen in gleicher Zeit vollendet. Hierauf bezieht sich der oben angeführte dritte Umstand, von welchem die Zeit der Schwingung abhängt. Die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde wirkt nämlich nicht überall gleich stark auf das Pendel, und dieses schlägt daher an gewissen Orten der Erde langsamer als an andern. Der Grund hiervon liegt theils in der Centrifugalkraft, die von der Umdrehung der Erde um die Achse herrührt, theils in der wirklichen Verminderung der Schwere. Diese Verminderung ist um desto merklicher, je näher der Ort, wo das Pendel beobachtet wird, dem Aequator liegt; gegen die Pole hin nimmt sie dagegen immer mehr ab. (Vergl. Erde und Gestalt der Erde.) Wäre die Erde ein vollkommenes Sphäroid, so müßten die Meridiane vollkommene Ellipsen seyn, und dann ließe sich aus der Länge des Secundenpendels sogleich auf die Länge der Grade in verschiedenen Breiten schließen; allein durch wirkliche Messungen hat sich gezeigt, daß die Meridiane einige Unregelmäßigkeiten enthalten, woraus man mit Grund schließt, daß die Erde überhaupt keine ganz regelmäßige Figur, sondern ein Ball sey, der sich hie und da mehr oder weniger von der Kugelform entfernt. Man darf daher aus den Pendelschwingungen eigentlich nur auf die Größe der Schwere, aber nicht auf die Gestalt der Erde schließen. — Außer der Reibung des Fadens und dem Widerstande der Luft gibt es noch andere Umstände, welche eine Ungleichheit im Gange des Pendels hervorbringen. Dieß sind die Abwechselungen zwischen Wärme und Kälte. Da alle Körper durch die Wärme ausgedehnt werden, so muß dieß auch bei dem Pendel der Fall seyn. Die Stange wird bei höherer Temperatur merklich verlängert, in der Kälte hingegen verkürzt; daher geht das Pendel im Sommer langsamer als im Winter, und die gewöhnlichen Pendeluhren eilen im Winter täglich um eine halbe Minute vor, wenn sie nicht in geheizten Zimmern stehen, und selbst in diesen bemerkt man, wenn sie Nachts beträchtlich erkalten, einen unregelmäßigen Gang. Die rostförmigen Pendel, welche aus mehrern parallel mit einander verbundenen Stäben von verschiedenen Metallen bestehen, weichen in ihrem Gange den Störungen noch am meisten aus, und haben daher vielen Beifall erhalten. — Auf alle diese Umstände muß sorgfältig Rücksicht genommen werden, wenn Pendelbeobachtungen genau ausfallen sollen. — Das Pendel gewährt ein treffliches Mittel, den Gang der Uhren gleichförmig zu machen. Huygens, der die schon von Galilei bearbeitete Lehre vom Pendel sehr erweiterte,

benutzte es zuerst zu diesem Zwecke, und wurde dadurch der Erfinder der Pendeluhren (1656). (Vergl. d. Art. Uhr).

Penelope, die als Muster der Treue und Häuslichkeit gepriesene Gattin des Ulysses. Sie war die Tochter des Icarius und der Nymphe Periböa, und Mutter des Telemachus. Als ihr nach Troja ausgezogener, und nach der Eroberung der Stadt umherirrender Gemahl für todt gehalten wurde, bewarben sich viele (nach Homer 108) Freier um sie; aber sie, die eben so klug und sittig als schön war, wußte sie alle in leerer Hoffnung hinzuhalten. Homer läßt einen der Freier Folgendes davon erzählen:

Diesen Betrug mit Andern erspähte sie schlaues Geistes.
Siehe, sie stellt' in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und sprach in unsrer Versammlung:
Jünglinge, werbend um mich, weil starb der edle Odysseus,
Wartet den Hochzeittag zu beschleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umsonst das Garn mir verderbe),
Für den Held Laërtes ein Leichengewand, wenn dereinst ihn
Schrecklich erreicht die Stunde des langhinstreckenden Todes;
Daß nicht irgend im Volk der Achärinnen eine mich tadle,
Läg' uneingekleidet der Mann von so großer Besitzung.
Jene sprach's, uns aber gewann sie die muthigen Herzen.
Jetzo saß sie des Tages und wirkt' ihr großes Gewebe;
Trennt' es sodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr' entging sie durch List, und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr' ankam in der Horen Begleitung,
Und mit dem wechselnden Monde sich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt' es eine der Dienenden, welche sie wahrnahm,
Und wir fanden sie selbst, ihr schönes Geweb' auftrennend.
Also vollendete sie 's, zwar ungern, aber genöthigt.

Endlich befreite sie Ulysses (s. d. Art.) von dem Ungestüme dieser Freier, als er mit seinem Sohne zurückkehrte.

Penn (William), geboren im J. 1644, war der Sohn des berühmten englischen Admirals, William Penn, der durch heldenmüthige Thaten und treuen Eifer für sein Vaterland großes Ansehn errungen, und sich selbst unter dem Kampfe der Parteien, die zu seiner Zeit England verwirrten, die allgemeine Achtung erhalten hatte. Der jüngere Penn, von dem wir reden, erhielt eine Erziehung, die ihn für eine große öffentliche Laufbahn in seinem Vaterlande vorbereiten sollte, ward nachher, zu seiner weitern Bildung frühzeitig auf die Universität Oxford geschickt, und kehrte als ein vielversprechender Jüngling in seine Familie zurück, die in ihm den einzigen Erben ihres ruhmbekränzten Namens und eines unermeßlichen Vermögens sah. Doch bemerkte sie ungern an ihm eine Hinneigung zu frommer Schwärmerei, und daß er ein stilles, anspruchsloses Leben allen glänzenden Aussichten vorzuziehen schien. Sein Vater sendete ihn daher nach Paris, damit er dort, fern von Umgebungen, die jenen Hang nährten, mitten im Gewühle eines prächtigen Hofes und einer üppigen Hauptstadt, Sinn für die sogenannte große Welt gewönne. Wirklich überließ er sich einige Zeit der Gewalt der neuen, reizenden Eindrücke, doch so, daß adelige Sitte und ein unbefleckter Wandel ihn fortdauernd auszeichneten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland aber erwachte in aller Stärke seine fromme Begeisterung wieder, die durch die Predigt des bekannten Quäkers

Thomas Loe schon in erster Jugend seinem Leben die bestimmende Richtung gegeben hatte, und in der Erinnerung an eine außerordentliche göttliche Eingebung, die er schon als Knabe empfangen zu haben glaubte, unversiegbare Nahrung fand. Von geheimnißvollen, dunkeln Gefühlen und unklaren Vorstellungen erfüllt, reisete der Jüngling nach Irland, wo er bei einer Quäkergemeinde einkehrte, begierig, ihre Lehre und Verfassung näher kennen zu lernen. Schnell und für immer war er dieser Gemeine gewonnen, ja als eine ihrer Versammlungen von den Dienern der weltlichen Obrigkeit überfallen, und er mit den übrigen ins Gefängniß gebracht ward, befestigte selbst dieses Ereigniß seinen Entschluß. Es war im Jahre 1766, im 22sten seines Alters, als er auf diese Weise, auf alle weltliche Ansprüche verzichtend, mit der Partei des Georg Fox (s. Fox) sich innigst verband. Als er nun aus dem Gefägnisse entlassen und heimgekehrt, ganz nach Sitte der Quäker lebte, bemächtigten sich Unwille und Zorn seines Vaters. Der fromme Sohn aber entsagte willig allen verführerischen Hoffnungen, hielt sich ungescheut zu den verachteten Quäkern, und bewahrte den Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, so fest, daß er, so herzlich er auch seinen Aeltern zugethan war, doch lieber ihren Zorn ertrug; und als der Vater, nach allen vergeblichen Bemühungen, ihn auf einen andern Weg zu bringen, ihn endlich sogar aus dem Hause verstieß, ja ihn zu enterben drohte, sich lieber dieser Härte unterwarf, als den Pfad verließ, den er für den rechten und ihm vom Himmel angewiesenen ansah. Leichter noch duldete er den Spott seiner Jugendgenossen, ja des Pöbels, Drohungen und Strafen, durch die man ihn erschüttern wollte, und stellte treue Anhänglichkeit an seine Gemeine, und ein unbeflecktes Leben allen Verfolgungen entgegen. So große Standhaftigkeit besiegte endlich selbst die Härte seines Vaters, so daß dieser ihn wieder aufnahm, und jemehr er des Sohnes Gesinnung ehren lernte, und endlich für dessen Ansichten gewonnen ward, ihm reichlich alles erlittene Unrecht zu vergelten suchte. Unterdessen hatte er unter den Quäkern selbst die ausgezeichnetste Achtung, ein gränzenloses Vertrauen und folgenreichen Einfluß gewonnen. Schon früh trat er als begeisterter Lehrer unter ihnen auf und sie konnten es nicht bergen, wie ein Mann von solchem Geiste und so vorzüglicher Bildung das, was Fox und Andere begonnen, auf eine Weise, die allgemeine Theilnahme erwerben mußte, und die kleine verfolgte und gedrückte Heerde weiter ausbreiten und vertheidigen werde. Denn so wenig sie auch sonst auf weltliche Gelehrsamkeit einen Werth legten, so mußten sie dieselbe doch an einem Manne achten, der dieselbe nur zum Schutz ihrer, mit der Welt, namentlich mit den Gelehrten, Geistlichen und weltlichen Richtern überall zusammenstoßenden Ueberzeugung verwenden wollte. Von Schwärmerei selbst nicht ganz frei, mäßigte er doch die Foxischen, zum Theil höchst trübsinnigen Schwärmereien und milderte ihren Fanatismus. Dann besaß er den Geist christlicher Duldung, und war bemüht, dieselbe, die in Separatgemeinden schwer zu erhalten ist, und durch das Sectenwesen nur zu sehr verläugnet wird, unter den Quäkern zu begründen. Er legte überhaupt auf Unterscheidungslehren wenig Gewicht; nur das christliche Leben hielt er für das lebendige Christenthum und alles Wissen für viel geringer, als das Thun. Solche Grundsätze, die er mit hinreißender Beredsamkeit predigte, machten ihn wohl geschickt, die Gemeine weit auszubreiten, und er wußte die Grundideen

Digitized by Google

derselben von dem innern Lichte und der Belebung des Christus in uns damit in Einklang zu bringen. Sein Vater billigte noch sterbend sein frommes Streben, und hinterließ ihm ein unermeßliches Vermögen, der besten Anwendung desselben versichert. Auch hatte er noch vor seinem Ende den geliebten Sohn der Gnade und dem Schutze des Königs empfohlen, und starb mit der Hoffnung, daß, was er im Kriege und Frieden für das Vaterland gethan, den friedlichen und frommen Planen des Sohnes zur Begünstigung dienen werde. Wirklich nahmen der König und der muthmaßliche Thronerbe sich seiner an, und erwiesen ihm viel Gunst und Achtung. Doch konnten sie nicht verhindern, daß er mehrmals ins Gefängniß geworfen ward, weil das englische Parlament für nöthig hielt, der Befestigung und weitern Ausbreitung einer Secte, die sich mit allen Staatsverhältnissen zu entzweien und die innere Ruhe zu gefährden schien, kräftig entgegenzuwirken. Doch beugte ihn Gefangenschaft so wenig als Hohn und Spott; in der Stille seines Kerkers verfolgte er den Gedanken, seine Gemeine über den ganzen Erdboden zu verbreiten und in ihr endlich die einige christliche Kirche herzustellen. Mehrere Schriften, die zu dem Besten gehören, was aus der Quäkersecte hervorgegangen, verfaßte er im Gefängnisse. Als er wieder frei geworden, wußte er sein Vermögen für das, was ihm des Lebens höchste Angelegenheit war, zweckmäßig zu verwenden. Er gründete neue Gemeinen, er vertheilte eine Menge von Erbauungsschriften, geläuterter und klarer abgefaßt, als Fox und seine Genossen sie mitgetheilt hatten. Seinen Einfluß bei Hofe verwendete er, der Gemeine manche Begünstigung und Nachsicht gegen ihre Eigenheiten zu verschaffen, und die Könige Carl II. und Jacob II. waren ihm so geneigt, daß er endlich für sie die Befreiung von den Eidesleistungen erhielt, die ihren religiösen Grundsätzen entgegen sind. Doch konnte er eine freie Religionsübung noch nicht für sie gewinnen, und wurde selbst Veranlassung, daß die englische Kirche gegen ihn und seine Secte zu heftigem Eifer entflammt ward. Denn in seinen Schriften focht er die kirchliche Dreieinigkeits- und Genugthuungslehre, aus dem von ihm gewählten Standpunkte, mehr beredt als gründlich an, und zog dadurch sich harte Gefangenschaft, seinen Anhängern lange Verfolgungen zu, wobei manche Grausamkeiten gegen die Wehrlosen ausgeübt wurden. Von allen Seiten erhoben sich alle protestantischen Parteien gegen ihn und beschuldigten ihn des heimlichen Papismus, den man selbst in seiner Predigt von der allgemeinen Duldung finden wollte. Er aber war unerschöpflich an Vertrauen zu seiner frommen Angelegenheit, und unermüdlich im Wohlthun. Als der sichtbare Mittelpunkt aller Quäker, ward er täglich und stündlich von ihnen heimgesucht; seinen Rath, seinen Trost, seine Hülfe nahmen Alle in Anspruch; sein Haus ward nie leer von Hülfesuchenden, und bei der größten Bereitwilligkeit, Aller Bedürfnisse zu befriedigen, bei einem Vermögen, das zu fürstlichem Wohlthun hinreichend schien, mußte er sich doch endlich überzeugen, daß er seiner thätigen Theilnahme eine Gränze setzen müsse, um nicht seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich zu verwirren. Aber auch dann noch that er unglaublich viel, und Hunderte dankten ihm Unterstützung und Erhaltung. Größer noch ward sein Wirkungskreis seit dem J. 1681, da er für eine von seinem Vater ihm hinterlassene ansehnliche Schuldforderung an die Regierung von letzterer, auf sein Ansuchen, einen großen Landstrich am Delaware, in Nordamerika, mit völligem Eigenthums-

Digitized by Google

rechte, doch unter Hoheit der Krone Englands, erhielt. Den noch wilden und größtentheils unbebauten Boden des Landes hoffte er durch fleißigen Anbau bald zur höchsten Ergiebigkeit zu bringen, und so war seine erste Sorge, neue Anbauer aus Europa, mit allem Nöthigen reichlich versehen, dahin zu senden, und dort ein kleines, glückliches Volk zu vereinigen, in dessen Verfassung sich die Ansichten und Hoffnungen, die er vom menschlichen Verein gefaßt, erfüllen sollten. Denn unverkennbar war gleich anfangs eine fromme und menschenfreundliche Absicht, kein Handelsunternehmen, dabei vorwaltend. Vielleicht gedachte er dabei auch, den Quäkergemeinden, deren schon vorher viele nach Amerika ausgewandert waren, eine Freistätte zu gründen, wenn Haß und Verfolgung sie endlich aus England verdrängen wollten. Doch sollte sein Land, das bald darauf nach ihm Pensylvanien genannt ward, keineswegs bloß Quäker aufnehmen; vielmehr lud er, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes kirchliches Bekenntniß, Alle ein, die mit fleißiger Hand den vielversprechenden Boden bebauen, und sich den Anordnungen unterwerfen wollten, die er dort einzuführen für nöthig erachtete. Da sollte der Geist der Duldung, dem er selbst huldigte, allenthalben kund werden, und aus allen Völkern und Religionsparteien ein Brudervolk sich sammeln, das Bild und Spiegel sey für das ganze Christenvolk, und der feste Kern, an den die ganze, große Christengemeine sich anschlösse. Der Name, welcher der Hauptstadt des Landes gegeben ward, Philadelphia, wies auf die Bruderliebe hin, die alle Genossen dieses kleinen Christenreichs, und, nach seiner Hoffnung, endlich den großen Bund aller Gemeinen, erfüllen, und ein neues glückliches Zeitalter auf Erden gründen sollte. Daß dieser Plan, für welchen er mit freudiger Begeisterung wirkte, nicht so ganz eitel war, bewies der Erfolg. Die zahlreichen Anbauer, die in Pensylvanien einwanderten, wuchsen schnell zu einem glücklichen Volke zusammen, die verschiedenartigsten Menschen vereinigten sich hier; selbst auf die Quäker ging der Geist einer größern Freiheit über, da sie von manchem Eigensinn und frömmelnden Grillen abließen, und obwohl noch immer von den übrigen Bewohnern sich unterscheidend, den bürgerlichen Verhältnissen weniger als in Europa widerstrebten. Philadelphia, das aus einem kleinen Flecken sich schnell zu einer bedeutenden Stadt erhob, schien die unbestreitbarste Bestätigung der Grundsätze Penns. Im J. 1681 hatte er den Besitz des Landes erhalten und viele Ansiedler hingesendet. Im folgenden Jahre reisete er selbst in die neue Pflanzung, traf dort die zweckmäßigsten Anstalten, und ordnete die Verfassung. Hier stellte er als Grundsatz auf, daß Jeder, der einen allmächtigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt bekenne, und sich durch sein Gewissen verpflichtet erkläre, unter gesetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöser Meinungen zu kränken oder in Anspruch zu nehmen, ein Bürger dieses Staats werden könne. Sonach schien dieser Staat nicht bloß auf einen Christenstaat berechnet zu seyn. Nachdem er die Angelegenheiten des Landes geordnet, kehrte er nach England zurück, wo er bemüht war, den Quäkern allgemeine Duldung und Religionsfreiheit zu erringen, und seine Zeit zwischen der Sorge für seine Gemeine und seine Pensylvanier theilte. Doch begünstigte das Parlament ihn nicht so bald. Jacob II. gewährte ihm endlich, was er so lange und unermüdlich gesucht, für seine Gemeine freie Religionsübung. Der Regierung Wilhelms III. war es vorbehalten, auch den Quäkern die Freiheit und

Sicherheit fester zu begründen, welche die allgemeine Duldungsacte vom J. 1689 ihnen, wie allen Nichtconformisten, einräumte. Als dieser den englischen Thron eingenommen, gerieth Penn in Untersuchung, weil ein Brief des vertriebenen Königs Jacob II. an ihn aufgefunden wurde, der ihn an die erzeigten Wohlthaten mahnte, und zur Vergeltung derselben auffoderte. Da er ohnehin der Feinde viele hatte, so war die Gefahr, für einen Verräther an der bestehenden Regierung erklärt zu werden, um so größer. Er aber erschien, vertheidigte sich unerschrocken vor Gericht, bekannte frei, wie er den unglücklichen König geliebt habe, und noch liebe, aber auf keine Weise an geheimen Versuchen gegen das neue Königshaus Theil genommen. Man konnte ihn zwar nicht strafbar finden; doch ward er in langwierige Verdrießlichkeiten verwickelt, und begab sich, diesen ausweichend, 1699 noch einmal nach Amerika, wo er mehrere Jahre verweilte, und die Vollendung seines Plans für das immer herrlicher aufblühende Land förderte. Als er nach einigen Jahren in England wieder eintraf, lebte er still und zurückgezogen in seinem Hause zu London, sah wenige Menschen und beschäftigte sich fast nur mit häuslichen Angelegenheiten, frommen Betrachtungen und der Abfassung einiger quäkerischen Schriften. Darauf verehelichte er sich zum zweitenmal, und trat dann wieder mehr ins öffentliche Leben ein. Treu in seiner Sorge für die Ausbreitung der Quäkergemeinde reisete er auch nach Holland und Deutschland, und predigte in der Pfalz, wo schon vor ihm der bekannte Quäker Wilhelm Ames gelehrt hatte. Doch war hier sein Wirken vergebens, wiewohl die Pfalzgräfin Elisabeth, Aebtissin zu Herford, ihn begünstigte. Bis ins Greisenalter blieb ihm die fromme Begeisterung für seinen frommen Zweck, und ohne Reue durfte er auf sein langes verdienstvolles Leben zurückblicken, das er im J. 1718 beschloß. Seine neueste Lebensbeschreibung ist von Th. Clarkson. (Memoirs of the private and public life etc. London 1812. 2 Voll.) Ke.

Pennalismus nennt man die Ungezogenheiten und Albernheiten, die sich ehedem die ältern Studenten gegen ihre jüngern erst angekommenen Mitbrüder (die man Pennale, späterhin Füchse nannte) erlaubten. Diese mußten ihnen im ersten Jahre aufwarten und dafür noch obenein allerlei Schimpf erdulden. In den Jahren 1661 und 63 suchte man in Deutschland durch Reichs- und Landesgesetze diesem Unfuge zu steuern. Dessen ungeachtet erhielten sich noch lange Spuren davon. Der Ursprung dieser Mißbräuche schrieb sich wahrscheinlich von den Stiftern her, wo jeder neue Canonicus eine gewisse Summe erlegen mußte, wofür nachher ein Schmaus angestellt wurde; auf ähnliche Weise nachher die Füchse, wenn sie in den eigentlichen Burschenstand übergehen sollten.

Peneus (Peneios), der Hauptfluß in dem alten Thessalien, und der Gott dieses Stromes, Vater der Daphne und Cyrene, zweier Geliebten des Apollo.

Pennant (Thomas), geboren 1726 zu Downing in Flintshire, gestorben 1798, studirte zu Oxford, machte zu verschiedenen Zeiten große Reisen im In- und Auslande, beschäftigte sich mit der nützlichen Verwaltung seiner ansehnlichen Güter und wissenschaftlichen Forschungen in der Naturgeschichte, besonders in der Zoologie, die er durch Entdeckung und Beschreibung mancher unbekannten Thiere erweiterte, ferner mit der Geschichte, Verfassung und den Rechten seines Vaterlandes, dessen naturhistorische und topographische Kenntniß er durch

Digitized by Google

seine Reisen erweiterte. Auch wurde Schottland durch ihn erst genauer bekannt. Als Friedensrichter behauptete er den Ruf der Gerechtigkeit und vertheidigte in mehrern Schriften die Rechte der Armen. Seine vornehmsten Schriften: Indian Zoology 1769. fol. (deutsch von Forster); Brittish Zoology, 4 Voll. (deutsch von Murr); Arctic Zoology, 2 Voll. und ein Supplement (deutsch von Hoffmann); Synopsis of quadrupeds; History of quadrupeds 2 Voll.; Genera of birds; Tour in Wales; Tour in Scotland and voyage to the Hebrides etc.

Pennypost, eine in der großen und weitläuftigen Stadt London zur Bequemlichkeit und Erleichterung der Geschäfte angelegte Post, welche täglich Briefe und kleine Päckchen von einem Ende der Stadt zum andern, ja selbst in die umliegende Gegend, für einen Penny (daher der Name) oder nach Verhältniß für einige Pence besorgt.

Penrose (Thomas), ein ausgezeichneter lyrischer Dichter der Engländer, geboren 1743, gestorben 1779. Er studirte nach dem Willen seines Vaters, jedoch mit Erfolg, die Theologie, aber die Neigung zum Außerordentlichen bewog ihn, in seinem zwanzigsten Jahre an einer See-Expedition gegen Buenos Ayres als Freiwilliger Theil zu nehmen. Bedeckt mit Narben kehrte er ruhmvoll zurück, setzte sein Studium fort und nahm nach Beendigung desselben eine kleine geistliche Stelle an, in welcher er äußerlich ruhig lebte, während sein kräftiger Geist im lyrischen Schwunge emporstieg. Alle seine Gedichte sind voll Feuer und Energie des Ausdrucks. Die kühnsten derselben hat er unter dem Titel: the Flights of Fancy (Flüge der Phantasie) herausgegeben, in welchen er die correcte Nüchternheit der meisten englischen Odendichter weit unter sich läßt, wenn er auch oft im Uebermaße seiner Kraft die Gränzen der Kunst überschreitet. Seine Elegieen (Trauergesänge) sind voll Innigkeit des Gefühls und zartem Ausdruck. Seine Poems erschienen Lond. 1781. 8. Außerdem hat er auch Predigten herausgegeben. —v.

Pension, Erziehungsanstalt, s. Institut.

Pensionär heißt 1) ein Kostgänger, Zögling einer Erziehungsanstalt oder Pension, 2) einer, der vom Staate einen Gnadengehalt (Pension) bekommt. Groß-Pensionär war der Premierminister der Staaten von der Provinz Holland, welcher von diesen General-Advocat der Provinz genannt wurde. Er hatte kein Votum decisivum in der Staatenversammlung, sondern nur den Vortrag dessen, was zur Berathschlagung gezogen werden sollte. Er sammelte die Stimmen, faßte die Beschlüsse ab, eröffnete die an die Staaten eingegangenen Schreiben, conferirte mit den fremden Gesandten und Ministern, trug Sorge für die Einkünfte und für die Erhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten, so wie für alles, was die Wohlfahrt der Provinz anging. Er wohnte dem Collegio der deputirten Räthe bei, welche die Souverainetät in Abwesenheit der Staaten vorstellten, und war immerwährender Deputirter an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Der Einfluß dieser ersten Magistratsperson war in Holland, und dadurch in den ganzen Niederlanden wichtig. Sein Amt währte eigentlich nur fünf Jahre, nach deren Verlauf jedoch in den meisten Fällen die einmal getroffene Wahl auf neue fünf Jahre bestätigt wurde. Die Revolution hat dieser Stelle ein Ende gemacht.

Digitized by Google

Pensylvanien, einer der wichtigsten nordamerikanischen Freistaaten, welcher gegen Norden an New-York und den Eriesee, gegen Süden an Delaware, Maryland und Virginien, gegen Osten an New-York und New-Yersey und gegen Westen an Ohio und Virginien gränzt. William Penn (s. d. Art.), von welchem es auch den Namen bekommen hat, erhielt es für seine Schuldfoderung an den brittischen Staat, und begab sich 1681 mit 2000 Colonisten dahin. Als er ankam, bewog er die Eingebornen, ihm das Stück Land, welches er wünschte, käuflich zu überlassen. Er führte eine vollkommene Denk- und Religionsfreiheit ein, wodurch die Menschenzahl schnell zunahm, und noch jährlich wächst. Im J. 1810 zählte man schon in diesem Staate, welcher 2140 Quadratmeilen groß ist, 810,000 Einwohner; aber doch ist nur ohngefähr der sechste Theil desselben angebaut. Das Land wird von vielen Flüssen bewässert, darunter die bekanntesten der Delaware mit dem Schuylkill, der Susquennahah mit dem Juniata und der Alleghany und Monongahela sind, welche beide letztern nach ihrem Zusammenflusse bei der pensylvanischen Stadt Pittsburgh den Namen Ohio erhalten. In Hinsicht der natürlichen Beschaffenheit des Bodens läßt sich dieß Land in drei Theile theilen; in den Gebirgsstrich, indem die blauen, endlosen und alleghanyschen Berge sich in verschiedenen Richtungen hindurchziehen; in den ostwärts von den Gebirgen und in den westwärts von denselben befindlichen Strich, in welchen beiden letztern der Boden fruchtbar und vortrefflich ist. Die Gebirge machen fast den dritten Theil des Landes aus; erreichen aber nirgends die Schneelinie, sondern sind fast durchaus bewaldet. Sie sind noch lange nicht genug mineralogisch untersucht. In diesen Gebirgen ist das Clima heiter und beständig, der Winter kalt. Der ostwärts von den Gebirgen liegende Theil des Landes zeichnet sich durch plötzliche Abwechselungen des Wetters und durch die äußerst hohen, aber nur sehr kurze Zeit anhaltenden Grade der Hitze und Kälte aus. Die Abwechselung von Hitze und Kälte ist in jeder Jahreszeit so schnell, daß nicht selten in einem Tage Gewitter und Schnee auf einander folgen; daher das gelbe Fieber und andere Krankheiten häufig sind. Ganz anders ist das Clima auf der Westseite der Gebirge; dort ist es weder so heiß noch so kalt, noch die Abwechselung so häufig und so schnell, und das Clima überhaupt milder. Die Producte sind: Viehzucht aller Art, Getreide, Küchengewächse, Flachs, Hanf, Holz, Eisen, Steinkohlen, Marmor, Quadersteine, Kalk und etwas Kupfer und Blei. Das Eisen, woran dieses Land einen großen Ueberfluß hat, ist von besonderer Güte, leicht flüssig und ungemein zähe, und wird weniger vom Roste und Seewasser angegriffen, als das europäische; daher auch beim Schiffbau dem letztern vorgezogen. Die Erze liegen so leicht und in losem Gestein, daß sie mit wenig Mühe und Kosten gefördert werden können. Ein Drittel der Einwohner machen die ursprünglichen Engländer und unter ihnen die Quäker den zahlreichsten Theil der Angesehenern aus. Ein anderes Drittel ist deutschen Ursprungs aus Schwaben, Elsaß, Franken, Westphalen und den Rheinländern. Das Hauptgeschäfte der Deutschen ist der Ackerbau, den sie mit Fleiß und Sparsamkeit treiben, sie behalten ihre deutschen Einrichtungen, Sitten und Lebensweise bei, und pflanzen sie auf ihre Nachkommen fort. Sie halten sich gern zusammen, sonderlich die von einer Confession, sind nicht sehr gesellig, aber dienstfertig und gegen Reisende gastfrei und ehrlich. Die Erziehung und

Digitized by Google

die Cultur des Geistes vernachlässigen sie, nicht alle können deutsch lesen, wenige schreiben und rechnen. Industrie und Handel dieses Landes steigen immer mehr; besonders verfertigt man wollene und leinene Zeuge, Papier, Glas, Porzellan, Fayence und Seife. Auch fehlt es nicht an mancherlei Anstalten zur Beförderung der Künste und Wissenschaften. Von den pensylvanischen Stapelwaaren ist Weizen und Weizenmehl die vornehmste. Der hiesige Weizen wird für den besten in Nordamerika gehalten. Auch sind noch Leinsaamen, Stabholz, das sehr geschätzt wird, gepöckeltes Rind- und Schweinefleisch, Eisen in Stangen, doch auch vieles, sonderlich zu Gußwaaren verarbeitetes Eisen und seit kurzem auch Schießpulver Gegenstände der Ausfuhr. Der Handel erstreckt sich schon bis China, Petersburg und bis in das mittelländische Meer; wird aber nicht bloß mit eigenen Producten, sondern auch mit sehr vielen Producten der übrigen Staaten und Westindiens getrieben. Der Handel hat hauptsächlich in Philadelphia (s. d. Art.) der Hauptstadt der Provinz, seinen Sitz, und wird durch die daselbst befindlichen vier Banken und elf Assecuranzgesellschaften sehr befördert. Unter den übrigen Orten sind noch besonders wegen ihrer Industrie bemerkenswerth: Germantown, Lancaster, Ephrata oder Dunkerstown, der Sitz der Dunkers, einer Separatistengemeine, und Bethlehem, der Hauptort der vereinigten mährischen Brüder in den nordamerikanischen Freistaaten. Was die Staatsverfassung Pensylvaniens betrifft, so beruhet die gesetzgebende Gewalt auf der Generalversammlung, die aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten besteht, die ein Ober- und Unterhaus bilden. Die höchste vollziehende Gewalt hat der auf drei Jahre gewählte Gouverneur, der 30 Jahre alt seyn muß.

Pentaglotte, s. Pentapla.

Pentameter, Fünfmaß, ein Vers, der aus fünf Füßen zusammengesezt ist. Diese Füße sind zwei Spondäen, die auch in Dactylen aufgelöset seyn können, zwei Dactylen und ein Spondäus, welcher leztere so getrennt ist, daß seine erste Sylbe auf die zwei ersten Füße folgt, seine zweite aber den Vers schließt, wofür auch eine kurze Sylbe stehen kann. Demnach ist folgendes das Schema des Pentameters:

— — (◡◡) | — — (◡◡) | — | — ◡◡ | — ◡◡ | — (◡)

Die alten Grammatiker, welche auf diese Weise den Pentameter zu einem fünffüßigen Verse machen, können dafür keinen andern Grund anführen, als daß es keinen einsylbigen Fuß gebe; denn für das Ohr und seinem Wesen nach ist der Pentameter, wie der Hexameter, ein sechstheiliger Vers, der in der dritten und sechsten Stelle eine lange oder in der leztern auch eine kurze Sylbe hat, bei welcher man eben so lange verweilt, als bei zwei langen Sylben. Dieses zweifache Verweilen gibt dem Verse etwas Sanftes und Liebliches, wodurch er sich merklich von dem majestätischen Hexameter unterscheidet. Ovid sagt daher, daß Amor ihn für seine Tändeleien geschaffen habe, indem er dem Hexameter zwei Sylben geraubt. — Allein gebraucht würde der Pentameter eintönig und ermüdend seyn; er kommt daher nie anders als wechselnd mit dem Hexameter vor, und zwar so, daß dieser ihm vorangeht. Das so aus Hexametern und Pentametern zusammengesezte Versmaß nannten die Alten das **elegische**, und jede

Digitized by Google

zwei Verse ein Distichon (s. Elegie und Distichon). Bekannt ist Schillers Distichon auf den Hexameter und Pentameter. M.

Pentapla, Pentaglotte, eine Bibel in fünf Sprachen.

Pentathlon, s. Gymnasium.

Pentateuch, s. Hebräische Sprache und Moses.

Pentekoste, s. Pfingsten.

Penthesilea, s. Amazonen.

Pentheus, Enkel des Kadmos und als König von Theben dessen Nachfolger. Durch seine Widersetzlichkeit gegen die Einführung des Bacchusdienstes zog er sich das traurige Schicksal zu, von den Bacchantinnen, worunter seine eigene Mutter und seine Schwester waren, im tollen Wahnsinne getödtet und zerrissen zu werden.

Pepiniere, Baumschule, Pflanzschule, im eigentlichen und figürlichen Sinne. Namentlich wird so die chirurgische Lehranstalt in Berlin genannt, welche 1795 gestiftet worden ist.

Peplos (Peplus) oder Peplon (Peplum), s. Panathenäen.

Pera, eine Vorstadt von Constantinopel, auf der Nordseite des Hafens von Constantinopel gelegen, welche mit der Vorstadt Galata zusammenhängt und von vornehmen Griechen, Armeniern, Juden, Türken und von abendländischen Christen bewohnt wird. Hier wohnen auch die fremden Gesandten und fast alle fremde Kaufleute, mit Ausnahme der Franzosen, die meistens in Galata ihren Aufenthalt haben. Die Catholiken haben hier fünf Kirchen und einen Erzbischof, wie auch einige Klöster. Auch befinden sich hier ein deutsches und französisches Seminarium für junge Leute aus Deutschland und Frankreich zur Besetzung der Dragomanstellen und eine türkische Schule für junge dem Serail bestimmte Leute. Im J. 1810 verlor diese Vorstadt durch Brand an 2500 Häuser. Hier herrscht europäische Lebensart, und die Kleidung der Einwohner ist ein Gemisch von griechischer und französischer Mode.

Perceval (Spencer), zweiter Sohn von John Perceval, Grafen von Egmont, aus einer normannischen Familie, geboren in London den 1sten November 1762. Die schwierigen Verhältnisse des Kampfes mit Frankreich, während dessen Perceval an der Spitze der brittischen Regierung stand, und, ohne hervorragende Talente zu besitzen, durch einen festen Charakter und durch das Vertrauen, welches ihm der König und der Regent schenkten, sich gegen die Angriffe der Opposition behauptete, machen sein öffentliches Leben merkwürdig. Er hatte in Cambridge studirt. Als Advocat galt er für einen eben so redlichen als geschickten Mann. Im J. 1799 ward er Consulent der Admiralität und der Universität Cambridge. Seitdem stieg er schnell und kam in Addingtons Ministerium (1801) als Solicitor-General. Als Pitt (12ten Mai 1804) wieder an die Spitze des Ministeriums trat, ward Perceval Attorney-General. Er vertheidigte stets den Krieg gegen Frankreich, und bekannte sich zu Pitts Grundsätzen. Früher stand er mit Pitt nur in geringer Verbindung, war aber ein großer Bewunderer seiner Beredsamkeit. Auch hatte er dessen Aufmerksamkeit durch ein Pamphlet auf sich gezogen, worin er zu beweisen suchte, daß eine Anklage durch die Auflösung des Parlaments, welches sie decretirt habe, nicht erlösche. Er ward für den Flecken Northamton zum Parlamentsgliede gewählt. Gewöhnlich fangen die, welche zu hohen Stellen aufstreben, damit an, daß sie sich zur Opposition schlagen, und halten dann einige aufs Glänzen

Digitized by Google

berechnete Reden. Perceval that dieß nicht. Am 8ten Juni 1797, in einem sehr kritischen Zeitpunkte, sah man ihn Pitt unterstützen, der bei Gelegenheit der Unruhen auf der Flotte heftig angegriffen wurde. Seine Vorschläge, gegen die Meuter überhaupt schneller zu verfahren, seine Reden über Finanzgegenstände erhielten den Beifall des Hauses. Selbst sein Gegner Sheridan ließ seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren. Eben so wichtig waren seine Vorschläge (1800), die Ehebruchsgesetze zu revidiren. Bei Gelegenheit der Bill über das Mönchswesen (den 23sten Juni 1800) warnte er das Haus, den Catholiken nicht zu viel Rechte einzuräumen, denn sie wünschten die ganze Nation zu bekehren, und es bedürfe großer Anstrengungen, um die Fortschritte des Papstthums zu hemmen. Als Attorney-General erklärte sich Perceval für die Union Irlands. Unter Addingtons Administration vertheidigte er die Bill zu Abschaffung der in der Marine vorhandenen Mißbräuche. Als der König das Grenvillisch-Addington'sche Ministerium, weil es für die Sache der irländischen Catholiken sehr thätig war, im J. 1807 entlassen hatte, trat Perceval in das aus den ersten Tory-Familien, der Jenkinson'schen Partei und den in Pitts Schule erprobten Geschäftsmännern gebildete neue Ministerium als Unterschatzmeister und Schatzkammerkanzler an Petty's Stelle ein. An der Spitze der Administration stand der Herzog von Portland. Ungeachtet des heftigen Tadels der Opposition, welcher besonders die Führung des Krieges betraf, blieben die Minister standhaft in ihren Anstrengungen gegen Napoleons immer mehr um sich greifende Continentalmacht. Sie setzten ihr die Cabinetsordre vom 11ten und 28sten November und vom 18ten December 1807 entgegen, durch welche die Blokade aller französischen und mit Frankreich in Verbindung stehenden Häfen ausgesprochen wurde. Dadurch litt aber das brittische Handelssystem eine schmerzhafte Erschütterung. So groß dadurch der Haß der Unzufriedenen gegen die Minister ward, so viel gewannen diese auf der andern Seite durch den Widerstand, welchen sie den Forderungen der irländischen Catholiken leisteten. Eine Adresse Percevals an seine Machtgeber brachte ihren Religionseifer in Bewegung, und die Corporation von Northampton zeigte sich unter Georg III. als eben so entschiedene Gegnerin des Papstthums, wie zu den Zeiten der Elisabeth. Vergeblich bot die Opposition ihre Kräfte auf; die große Mehrheit entschied für die neuen Minister. Auch lös'te Perceval glücklich das Problem der Finanznoth. Seine Budgets für 1808 und 1809 wurden mit großer Stimmenmehrheit bewilligt. Nach dem Tode des Herzogs von Portland, im October 1809, trat Perceval als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze der neuen Administration. So drückend auch die Folgen des Continentalsystems wurden, so behaupteten dennoch Perceval, Canning, Castlereagh und Harowby fest auf der Fortsetzung des Kriegs, und ließen sich weder durch die Opposition, noch durch die heftigen Maßregeln der londner Bürgerschaft in ihrem Verfahren wankend machen. Damals faßte die Stadt London, als der König ihr nicht gestattete, ihm persönlich die Adresse wegen der Schelde-Expedition zu übergeben (24sten Januar 1810), den Beschluß: „daß die Minister, indem sie jenen Zutritt zum Souverän den Bürgern verweigert, ein altes Privilegium verletzt, die Bürgerschaft beleidigt, einen der Freiheit des Volks und dem Interesse der Krone zuwiderlaufenden Despotismus gezeigt, und dadurch ihrer schändlichen Administration einen neuen Flecken hinzugefügt hätten!“ u. s. w. Zu-

gleich übergaben die von Lord Cochrane und Sir Francis Burdett gehaltenen Volksversammlungen nachdrückliche Vorstellungen wegen einer Parlamentsreform. Aber die Minister siegten, wozu Burdetts Verhaftung, die er durch Verletzung der Privilegien des Hauses sich zugezogen, und die bei diesem Anlasse vom Pöbel begangenen Ausschweifungen viel beitrugen. Eben so glücklich wurden die Unruhen in Irland, so wie die in Ostindien unterdrückt. Darauf setzten die Minister bei Errichtung der Regentschaft (im December 1810) ihren Plan, der die Rechte des Regenten sehr beschränkte, in beiden Kammern durch, ungeachtet des heftigen Widerspruchs der Opposition und der Protestation der königlichen Prinzen. Dem Regenten ward nämlich das Recht, Pairs zu ernennen, völlig abgesprochen; durch diese Bestimmung sicherten sich die Minister die Stimmenmehrheit. Perceval war dabei vorzüglich thätig. Auch stand er an der Spitze der Abgeordneten des Hauses, welche, den 10ten Januar 1811, die Beschlüsse dem Prinzen überbrachten, der hierauf, troz der gemachten Einschränkungen die Regentenwürde annahm. Die allgemeine Vermuthung aber, der Prinz werde die bisherigen Minister entfernen, und aus den Pittschen und Foxschen Parteien ein neues Ministerium zusammensetzen, ward nicht erfüllt, weil die Aerzte die Genesung des Königs für wahrscheinlich hielten. So blieb das politische System unverändert. Die Minister beharrten bei ihrem Blokadesystem, und die Spannung mit Nordamerika erreichte den höchsten Grad. Dagegen gewann England durch den freiern Verkehr mit Schweden und Rußland; und die Minister, welche das Lizenzensystem als Ausweg bei der Handelssperre angenommen hatten, rechtfertigten das Budget von 1811 mit dem Steigen des Nationalreichthums, und schrieben das Sinken des Handelscredits falschen Speculationen zu. Perceval trug selbst darauf an, der Regierung 6 Millionen Pfund Sterlinge zu bewilligen, womit sie hülfsbedürftige Kaufleute unterstützen könnte. Die Minister siegten hierin, wie in dem Vorschlage der portugiesischen Subsidien, wo Withbread und Ponsonby vergebens gegen Percevals Anträge sich erhoben. Allein desto höher stieg die Erbitterung des Volks, und die heftigen Beschlüsse einer von den Freunden der Parlamentsreform (10ten Juni 1811) gehaltenen Versammlung, so wie die Menge der Bittschriften aus vielen Manufacturstädten um Brot, Arbeit und Unterstützung, setzten die Minister in nicht geringe Verlegenheit. Der Mangel war so groß, daß in mehreren Städten, z. B. in Nottingham, Unruhen ausbrachen. Zugleich veranlaßten die strengen Maßregeln der Regierung stürmische Bewegungen unter den catholischen Irländern. Dessenungeachtet gaben Perceval, Wellesley, Liverpool und Eldon in keinem Punkte nach; sie hoben bloß die fiscalische Untersuchung gegen einige Stimmführer der Catholiken auf. Nun wollte der Regent durch eine neue Bildung des Ministeriums (28sten März 1812) die Gemüther beruhigen. Da aber Perceval, Liverpool und Castlereagh an der Spitze der Staatsgeschäfte blieben, so traten nur wenige Mitglieder der Opposition auf die Seite der Ministerialpartei. Die Umstände wurden immer schwieriger. Schon erwartete die Opposition (Grenville, Grey, Ponsonby u. a. m.) den Sturz des Ministeriums, da die Gährung unter dem Volke bei der Last des Kriegs immer bedenklicher wurde; allein Perceval blieb unerschütterlich, und die Minister veranlaßten den Regenten, am 21sten April die Declaration zu Westminster über die Erhaltung der Seegewalt oder des brittischen Seesystems zu erlassen. Auch wurden

Digitized by Google

abermals die Vorschläge zu Gunsten der irländischen Catholiken im April d. J. von beiden Häusern mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Da erfolgte jene in den brittischen Annalen unerhörte Frevelthat, daß ein gallsüchtiger Schwärmer den ersten Staatsminister ermordete. In dem Augenblicke, als Perceval (am 11ten Mai, um 5 Uhr Abends) ins Parlamentshaus trat, traf ihn eine Kugel ins Herz. Whitbread und andere Mitglieder des Unterhauses brachten den Sterbenden in das Zimmer des Secretärs. Lord Arden empfing die letzten Athemzüge seines Bruders. Der General Gascoigne riß dem Mörder die Pistole aus der Hand; er hatte noch eine zweite die geladen war, bei sich. Dieser Unglückliche war John James Billigham, Kaufmann zu Liverpool, der seit einigen Jahren sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Ohne allen Privathaß gegen Perceval, war er nur gegen das Ministerium aufgebracht, und richtete seine Rache gegen dessen Haupt. Die herbeigeholten Gerichtsbeamten befragten die Augenzeugen; Billingham wollte einiges zu seiner Rechtfertigung anführen; aber Lord Castlereagh unterbrach ihn: er solle dieß thun, wenn er vor Gericht stehen werde. „Gut," sagte der Mörder, „so werde ich mich alsdann erklären, und mein Vaterland wird mich richten." Er ward am 18ten Mai gehangen. Der Tod des Ministers machte in ganz England den tiefsten Eindruck. Nur ein kleiner Theil des londner Pöbels entblödete sich nicht, dem Mörder Beifall zu bezeigen, und wollte ihm, als er ins Gefängniß geführt wurde, zum Entkommen behülflich seyn. — Ueber Percevals Charakter als Privatmann, als Gatte und Vater (er war seit 1790 vermählt und hinterließ 15 Kinder) war nur eine Stimme der öffentlichen Achtung. Als Redner war er lebhaft, klar, fließend, schlußrecht. Er besaß weder den natürlichen Witz des Lord North, noch den eindringenden Scharfsinn von Fox, noch viel weniger die imponirende Beredsamkeit seines Vorgängers Pitt; aber er wußte sich in der Kammer der Gemeinen Gehör zu verschaffen, und zu überzeugen. Ueber seine Regierungsgrundsätze, die er mit unerschütterlichem Muthe, bei dem größten Widerstande der Gegenpartei und unter den gefahrvollsten Ereignissen, behauptete, hat die Zeit gerichtet: er sollte den Triumph der Sache Europa's und den hohen Ruhm seines Vaterlandes nicht erleben. Treu und uneigennützig in seinem Berufe, hinterließ er den Seinigen kein Vermögen. Das Parlament setzte seiner Witwe und seinen Kindern ein Jahrgehalt von 2000 Pf. Sterl. aus.
K.

Perdiccas. Diesen Namen führten mehrere Könige von Macedonien, auch der erste nach einigen Angaben. Ein späterer Perdiccas, der dritte dieses Namens, war ein Bruder des bekannten Philippus. Berühmter ist der Feldherr Alexanders, ein vornehmer Macedonier, der ihn auf seinen Zügen nach Asien begleitete und in vorzüglichem Ansehn stand, auch Alexanders Vertrauen vor allen andern hatte. Ihm übergab dieser sterbend seinen Siegelring, das Symbol der königlichen Gewalt, und scheint ihn dadurch zu seinem Nachfolger haben bestimmen zu wollen. Auch besaß er wohl Ehrgeiz genug um diese Würde zu wünschen; dennoch bewirkten die Gegner und Nebenbuhler, daß er bloß zu einem der Vormünder des Thronerben gewählt wurde. Uebrigens wußte er es doch dahin zu bringen, daß er den nächsten Platz nach dem Könige behauptete; als er aber höher strebte, und eben im Begriff war, seine mächtigen Rivalen niederzukämpfen, entstanden Meutereien in seinem eignen Heere, die zum

Digitized by Google

Theil sein Uebermuth erzeugt hatte, und führten seinen gewaltsamen Untergang herbei. Er wurde im dritten Jahr, nachdem er zum Vormund ernannt worden war, in Aegypten von seinen Kriegern ermordet.

Perduellion, crimen perduellionis, so viel als Hochverrath. S. d. Art.

Peregrinus Proteus, ein berüchtigter Schwärmer, der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, und aus Paros in Pontus gebürtig war. Nach vielen Ausschweifungen mußte er endlich, weil man ihm die Erdrosselung seines Vaters Schuld gab, flüchtig werden. Er ging darauf nach Palästina, nahm das Christenthum an, und erwarb sich durch seinen fanatischen Eifer, der ihn auch ins Gefängniß brachte, den Namen eines Märtyrers. Von allen Seiten her erhielt er Unterstützung und Theilnahme, bis endlich der Präfect von Syrien ihn wieder in Freiheit setzte. Nun begann er aufs Neue seine Wanderungen, wurde wegen seiner Verworfenheit von der Gemeinschaft der Christen ausgeschlossen, und versank in die niedrigsten Ausschweifungen. Allgemein verabscheut, wollte er wenigstens durch eine außerordentliche Handlung enden. Demnach machte er durch ganz Griechenland bekannt, daß er sich bei den olympischen Spielen freiwillig verbrennen werde; ein Entschluß, den er auch wirklich im Jahr 168 nach Chr. Geb. vor einer ungeheuern Menschenmenge ausführte. — Für uns hat dieser cynische und christliche Schwärmer durch Wielands Roman ein erneutes Interesse erhalten.

Pergament ist ein gegerbtes, mit Kalk gebeiztes und auf besondre Weise zubereitetes Hammel=, Kalb= oder Ziegenfell, welches seinen Namen von der Stadt Pergamus (s. d. Art.) erhielt. Schon im hohen Alterthume schrieb man auf rohe, und nachher auch auf solche Thierhäute, die auf beiden Seiten gegerbt waren. In der Folge wurden die Felle durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern bereitet. Schon zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten, und Herodot erzählt, daß die Jonier in den ältesten Zeiten auf ungegerbte Hammel= und Ziegenfelle schrieben, von denen bloß die Haare abgeschabt waren. Ptolemäus Philadelphus konnte die Feinheit des Pergaments nicht genug bewundern, auf welches die Abschrift der heiligen Schrift geschrieben war, die ihm der Hohepriester Eleazar zuschickte. Dieß alles beweiset, daß das Pergament nicht in Pergamus erfunden, sondern nur verbessert und in so großer Menge verfertigt wurde, daß es den vorzüglichsten Handelszweig dieser Stadt ausmachte. — Anfangs war das Pergament gelb; in Rom lernte man es weiß machen; nachher gab man ihm auch die violette oder Purpurfarbe auf beiden Seiten. Jetzt weiß man dem Pergament alle Farben zu geben, und auch ein gefärbtes durchsichtiges Pergament zu bereiten.

Pergamus, eine der schönsten und berühmtesten Städte Asiens im Alterthume. Sie lag in Mysien und war die Hauptstadt eines besondern Königreichs, das im J. 283 vor Chr. von Philetärus, des Lysimachus Statthalter in Pergamus, gestiftet und nach einer Dauer von 133 Jahren von den Römern in Besitz genommen wurde. Pergamus war ein blühender Sitz der Künste und Wissenschaften und besaß eine Bibliothek von 200,000 Bänden. (Vergl. den Artikel Pergament.)

Pergolesi (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Tonsetzer, war 1704 in dem Städtchen Casoria in der Nähe von

Digitized by Google

Neapel geboren, und trat 1717 in das nachmals aufgehobene Conservatorium dei poveri di Gesù Cristo zu Neapel. Gaetano Greco stand damals an der Spitze dieser berühmten Schule. Dieser große Meister hatte für seinen Zögling eine besondere Sorgfalt und weihte ihn früh in alle Geheimnisse seiner Kunst ein. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte sich Pergolesi schon durch verschiedene Compositionen ausgezeichnet, worin die Melodie den Künsteleien des Contrapunkts aufgeopfert war; kaum aber war er aus dem Conservatorio getreten, als er durch das Studium der Gesangwerke Vinci's und Hasse's seine Manier völlig veränderte, und eine neue Laufbahn betrat. Seine ersten Versuche gefielen jedoch dem Publikum nur wenig. In seiner ersten Oper fanden nur einige Arietten Beifall. Der Fürst von Stigliano, erster Stallmeister des Königs, urtheilte besser von den Talenten Pergolesi's, nahm ihn unter seinen Schutz und verschaffte ihm von 1730 bis 34 für das Teatro nuovo Beschäftigung. In dieser Zeit setzte er auch die Serva Padrona für das Theater von San-Bartolomeo. Aber sein Genie fand keine Befriedigung darin, gewöhnliche Gegenstände zu behandeln; mit Eifer ergriff er daher die Gelegenheit, sich zu Rom durch eine wichtigere Composition bekannt zu machen und schrieb im J. 1735 die Olimpiade für das Theater Tordinone. Doch fiel diese Oper, welche zugleich mit Duni's Nerone erschien, ungerechter Weise durch, während letztere, nach des Verfassers eignem offenen Geständnisse von weit geringerm Werth, allgemein gefiel. Pergolesi kehrte darauf nach Neapel zurück und componirte das Dixit und Laudate, welche wir von ihm besitzen, und wurde durch den vollständigsten Beifall für jene frühern falschen Urtheile entschädigt. Indeß nahm seine Gesundheit immer mehr ab, und seine Freunde bewogen ihn, nach Torre del Greco, am Fuße des Vesuv, zu ziehen, wo, wie man glaubt, Brustkranke, wenn Heilung möglich ist, leicht und schnell genesen. Hier componirte Pergolesi sein berühmtes Stabat, die Cantate Orfeo und das Salve Regina, sein letztes Werk. Er starb im J. 1737, als eben sein Ruf anfing, sich über Europa zu verbreiten. Die Theater wie die Kirchen ertönten von seinen Werken; in Rom gab man seine Olimpiade aufs Neue mit größter Pracht, und je gleichgültiger man anfangs dagegen gewesen, desto mehr bewunderte man jetzt ihre Schönheiten. Nach dem allgemeinen Urtheil der Italiener hat ihn im musikalischen Ausdruck niemand übertroffen; Einige nennen ihn den Dominichino in der Musik, aber sie werfen ihm die Wiederholungen, einen abgebrochenen Styl, und daß er zuweilen den Gesang der Wirkung der Begleitung aufgeopfert habe, vor. Außerdem erscheint ihnen seine ganze Art etwas schwermüthig und melancholisch, welches vielleicht von seiner Körperschwäche herrührt.

Periander, Fürst von Corinth, Sohn des Cypselus, wird unter die sogenannten sieben Weisen Griechenlands gerechnet. Seine Elegieen sind verloren gegangen.

Pericopen (griechisch) heißen die biblischen Stellen, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste zu Vorlesungen vor dem Altare und als Texte zu den Predigten gebraucht werden. Die Auswahl derselben scheint in den ersten Jahrhunderten der Willkür der Geistlichen überlassen gewesen zu seyn, im vierten Jahrhundert wurde sie auf die kanonischen Schriften des alten und neuen Testaments beschränkt und im sechsten Jahrhundert von Papst Gregor dem Großen durch ein eignes Lectionarium bestimmt, welches Carl der Große bei dem in

seinem Reiche eingeführten Homiliarium zum Grunde legte. Ihm verdanken wir daher die auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahre vorgeschriebenen Evangelien und Episteln, welche Luther bei der Reformation für seine Partei beibehielt. Dieser sagt selbst, nur die Unwissenheit der Geistlichen seiner Zeit habe ihn vermocht, in dieser Hinsicht beim Alten zu bleiben, weil es grade über diese Texte die meisten Postillen gab. Die reformirte Kirche hingegen ließ ihren Predigern sogleich die Freiheit, sich ihre Texte bei öffentlichen Vorträgen auszuwählen; und auch in der lutherischen hat man neuerdings die Mängel jener alten Pericopen wohl stark genug empfunden, um, wie schon gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in Dänemark, Wirtemberg, Baden und einigen kleinern deutschen Staaten und auf Reinhards Antrieb für die Jahre 1810 und 1811 auch im Königreiche Sachsen geschehen ist, neugewählte Reihenfolgen biblischer Abschnitte oder Texte liturgisch vorzuschreiben. Ueberdies sind in Sachsen beim Wiedereintritt der alten Pericopen 1812 einige unzweckmäßige weggelassen und in der neuen sächsischen Agende fruchtbarere Texte an ihre Stelle gesetzt worden. In wiefern der dem geistvollen und in der Bibelauslegung geübten Prediger allerdings lästige Pericopenzwang, oder die kirchliche Vorschrift über bestimmte Texte zu predigen, überhaupt abzuschaffen sey, läßt sich schwer entscheiden. Noch gibt es Prediger genug, die diese, dem Geiste des Protestantismus allerdings angemessene Maßregel in Verlegenheit setzen oder zu Mißgriffen verleiten könnte, und unter allen zur Bewerkstelligung derselben vorgeschlagenen Modificationen scheint die Einrichtung, daß jeder Prediger jährlich oder halbjährlich von ihm selbst gewählte Texte den Ephorien und Consistorien zur Prüfung einreiche, und dann über die genehmigten, oder an der Stelle der verworfenen eingeschalteten predige, den vorwaltenden Bedenklichkeiten noch am besten zu begegnen. In der catholischen Kirche gelten die alten Pericopen als Bestandtheile der Liturgie am Altare noch unverändert, jedoch hängt die mehrere oder mindere Freiheit in der Wahl der Predigttexte von der Liberalität und Connivenz der Bischöfe und ihrer Vicarien ab. E.

Perier (Jean Constantin), Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften. Er und sein Bruder Auguste Charles sind für Frankreich das, was Boulton und Watt für England waren. Ihnen verdankt Frankreich die Einführung der Dampfmaschinen und viele dabei angebrachte Erfindungen. In ihrem großen Etablissement zu Chaillot bei Paris werden, wie in Soho durch Boulton und Watt, alle Arten von Maschinen im Großen verfertigt und man wendet sich bei neuen großen Fabrik- und Manufacturanlagen und Unternehmungen gewöhnlich zur Ausführung an sie. — Casimir Perier, einer der ersten pariser Banquiers und Mitglied der Deputirtenkammer, hat sich in neuester Zeit durch seine großen Einsichten im Finanzfach und durch seine kräftige Opposition gegen die Finanzadministration des Ministers Corvetto, besonders bei Gelegenheit der großen Anleihen durch die Gesellschaft Baring-Hope-Labouchère, hervorgethan, und man hielt ihn für eine der kräftigsten Stützen der liberalen Parthei. Er ist 1777 in Grenoble geboren.

Perikles, einer der berühmtesten Staatsmänner Griechenlands, in dessen Zeitalter um das Jahr 444 vor Chr. die Blüthezeit der griechischen Wissenschaft und Kunst fiel, war zu Athen geboren, und der Sohn des durch den Sieg bei Mykale über die Perser bekannten

Feldherrn Xanthippus. Er empfing eine liberale Erziehung, wie sie unter den vornehmen Atheniensern gewöhnlich war. Damon lehrte ihn Musik und Politik. Durch den ausgezeichneten Unterricht eines Anaxagoras, der ihm die Erscheinungen der Natur erklärte und ihn dadurch von Furcht und Aberglauben des gemeinen Volkes befreite, so wie des Zeno von Elea, eines berühmten Philosophen und Meisters in der Disputirkunst, erwarb er sich bei großen natürlichen Anlagen und einem durchdringenden Verstande eine Erhabenheit der Gesinnung und Stärke des Charakters, wodurch es ihm gelang, auf lange Zeit eine fast unbeschränkte Gewalt über ein Volk auszuüben, das schwerer als irgend ein anderes zu beherrschen war. Perikles war durch seine Familienverhältnisse mit den Aristokraten verbunden; aber theils wegen der Eifersucht, womit der große Haufe diese Partei betrachtete, theils da der erste Platz unter den Aristokraten bereits von Cimon eingenommen war, hielt er sich anfänglich von den Angelegenheiten des Staats zurück, und bewarb sich um die Gunst der Volkspartei. Das Betragen, welches er annahm, war dem des Cimon ganz entgegengesetzt. Dieser zeigte sich glänzend und gesellig; er dagegen vermied alle Gastmähler und öffentlichen Vergnügungen, lebte eingezogen für sich, erschien nie anders öffentlich, als im Prytaneum und in der Volksversammlung, und benahm sich allenthalben mit Ernst und Würde. Da er nicht Mitglied des Areopagus war, so bemühte er sich, dessen Ansehn zu schwächen, und trieb seinen Freund Ephialtes an, das Volk eifersüchtig auf dieses Gericht zu machen, und ein Decret zu bewirken, welches die meisten Streitigkeiten, die vor demselben untersucht und entschieden wurden, andern Gerichtshöfen übertrug. Seine Beredsamkeit war so erhaben und mächtig, daß man von ihm sagte, er donnere und blitze in seinen Reden, und ihn den Olympier nannte. Mit großer Sorgfalt vermied er alles, was dem Volke mißfallen konnte, und wiewohl er seine Reden niederschrieb, bevor er sie hielt, so schien es ihm doch wahrscheinlich klüger, dieselben nicht aufzubewahren. Die Geduld, mit welcher er Beleidigungen zu ertragen wußte, war seinem Emporsteigen günstig. Als ein Beispiel dieser Herrschaft über seine Gefühle erzählt man, daß, als ihn einst Abends ein gemeiner Bürger mit Schmähungen aus der Volksversammlung bis vor sein Haus begleitet, er einem Diener befohlen habe, eine Fackel anzuzünden, und den Mann nach Hause zu leuchten. Nachdem die Volkspartei die Anklage des Cimon bewirkt hatte, wurde Perikles zu einem der Richter ernannt. Er betrug sich indeß hierin mit vieler Mäßigung, und sprach von seinem großen Mitbürger mit der schuldigen Achtung. Die Verbannung seines Nebenbuhlers eröffnete seinen ehrgeizigen Planen endlich ein freies Feld. Da Cimon das Volk gespeiset und gekleidet hatte, so setzte Perikles es durch, daß die Bedürftigen aus dem öffentlichen Schatz unterstützt wurden. In dem Kriege, welcher 458 vor Chr. Geb. zwischen den Atheniensern und Lacedämoniern ausbrach, gab sich Perikles in der unglücklichen Schlacht bei Tanagra den größten persönlichen Gefahren Preis, und fiel bald darauf glücklich mit einer Flotte und einem kleinen Heere in den Peloponnes ein. Um dem Volke zu schmeicheln, das die Rückkehr des Cimon wünschte, bewirkte er selbst einen Volksbeschluß, wodurch derselbe zurückberufen wurde; insgeheim aber soll er mittelst seiner Schwester eine Uebereinkunft mit Cimon getroffen haben, welcher zufolge der Oberbefehl des Heers diesem, die Leitung der Staatsangelegenheiten aber ihm selbst überlassen

seyn sollte. Durch Cimons Tod aber wurde er vollkommen Herr von Athen; denn wiewohl die aristokratische Partei ihm den Thucydides, des Melesias Sohn, einen Anverwandten des Cimon, entgegenstellte, so war ihm dieser doch zu wenig gewachsen. „Wenn ich ihn auch zu Boden werfe," sagte daher dieser einst von Perikles, „so sagt er doch, daß er nie daniedergelegen, und überredet selbst die Zuschauer, daß sie ihm glauben." Von jetzt an beherrschte Perikles den Staat, ohne Herr zu heißen, und seine vornehmste Sorge war, die Aufmerksamkeit des Volks entweder durch Aussendung neuer Colonien oder durch kriegerische Unternehmungen zu beschäftigen. Durch die großen öffentlichen Werke, die er errichten ließ, schmeichelte er der Eitelkeit der Athenienser, deren Stadt er verschönerte, und beschäftigte zugleich eine Menge von Arbeitern und Künstlern. Um die Kosten dieser großen Unternehmungen bestreiten zu können, ließ er den öffentlichen Schatz Griechenlands von Delos nach Athen bringen, und wußte diese Treulosigkeit durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß, da dieses Geld zur Vertheidigung gegen die Barbaren erhoben worden, durch die Anstrengungen der Athenienser aber dieser Zweck erreicht wäre, die Verbündeten auch kein weiteres Recht hätten, nach der Verwendung dieses Geldes zu fragen. Seine persönliche Rechtschaffenheit in allen Geldangelegenheiten war über jeden Argwohn erhaben, wovon ein merkwürdiges Beispiel angeführt wird. Während einer Unternehmung gegen Euböa fielen die Lacedämonier als Bundesgenossen der Megarenser in Attica ein. Perikles wußte diesen Angriff durch Bestechung des Vormundes des spartanischen Königs abzuwenden. Als er nachher Rechnung ablegte, setzte er die Summe von zehn Talenten zu einer geheimen, aber nützlichen Ausgabe an, und die Athenienser begnügten sich damit, ohne weitere Auskunft zu verlangen. Nach ununterbrochen fortgesetzten Feindseligkeiten gegen Euböa machte er sich endlich zum Herrn dieser wichtigen Insel (447 vor Chr. Geb.); bald darauf schloß er einen Waffenstillstand mit den Spartanern auf dreißig Jahre. Die Macht des großen Haufens zu beschränken, die er bisher nur erweitert hatte, setzte er die Erneuerung eines alten Gesetzes durch, nach welchem nur der Sohn eines Bürgers und einer Bürgerin von Athen für einen athenienſischen Bürger gelten sollte, und ließ dem gemäß 5000 Menschen, die bisher frei gewesen waren, als Sclaven verkaufen. Diese Handlung, die zugleich Perikles großen Einfluß beweiset, hatte ohne Zweifel den Beifall der Mehrzahl unter den Bürgern, deren Ansehn durch diese Verminderung ihrer Zahl stieg. Den Waffenstillstand mit den Spartanern benutzte Perikles, um die Samier zu bekriegen (440 v. Chr. Geb.), welche sich gegen die übermüthige Macht Athens sträubten. Zu diesem Kriege soll er zum Theil durch die Aspasia bewogen worden seyn; (s. Aspasia). Die Unternehmung gegen Samos, auf welcher sie den Perikles begleitete, endigte mit der Unterwerfung der Insel, und der Wiederherstellung der demokratischen Regierung auf ihr. Die Samier empörten sich bald darauf, und vertrieben die athenienſische Besatzung, wurden aber durch eine Niederlage zur See und durch die Eroberung ihrer Stadt und Auslieferung ihrer Schiffe aufs Neue von Perikles zur Unterwerfung gezwungen. Bei seiner Rückkehr hielt er zu Athen jene berühmte Trauerrede zum Andenken der Gebliebenen, welche von seinen Landsleuten mit so großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, daß sich die Frauen um ihn drängten und sein Haupt mit Kränzen schmückten. Als endlich Thucydides in dem

Digitized by Google

Kampfe der Parteien zur Verbannung verurtheilt worden, wurde das Ansehn des Perikles noch überwiegender, bis endlich die Eifersucht der Athenienser erwachte, als die Hoffnungen verschwanden, die ihnen die Ereignisse vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges eröffnet hatten. Einige seiner Freunde wurden verfolgt: Anaxagoras, sein verehrter Lehrer, wurde der Irreligion beschuldigt; Aspasia wurde öffentlich wegen ihres Verhältnisses zu Perikles angeklagt. Er selbst führte ihre Sache, und fühlte sich davon so ergriffen, daß er ohne Rücksicht auf seine Würde Thränen vergoß Er bewirkte ihre Lossprechung, den Anaxagoras aber entzog er dadurch den Angriffen seiner Feinde, daß er ihn unter seiner eigenen Begleitung aus Attica führte. Als die Spartaner, welche sich der kleinern griechischen Staaten annahmen, ihre Foderungen, den diesen zugefügten Schaden zu ersetzen, unter Androhung eines Krieges auf den Weigerungsfall, nach Athen gelangen ließen, überredete Perikles die Athenienser, die Bedingungen zu verwerfen, und wurde dadurch der Urheber des langen und verderblichen peloponnesischen Krieges, von welchem wir in einem eigenen Artikel gesprochen haben. Einige behaupten, er habe dadurch seine Landsleute von außen beschäftigen und ihre Blicke von seiner Verwaltung und Herrschaft abziehen wollen, um so mehr, da seine Feinde sich täglich vermehrten; auch habe seine Geliebte Aspasia einen großen Haß gegen Sparta gehegt. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Perikles, durch seine stolzen Begriffe von der Hoheit und Würde der atheniensischen Republik irre geleitet, darauf drang, nichts zu bewilligen, besonders da sein eignes Ansehn dadurch zu Grunde gerichtet worden wäre. Als der Krieg im Jahre 431 begann, war Perikles der Meinung, daß die Athenienser die Vertheidigung ihrer Ländereien aufgeben, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Befestigung der Stadt und Ausrüstung der Flotte wenden sollten. Demgemäß ließ er, als ihm der Oberbefehl übertragen worden, trotz d s Murrens der Athenienser, das überlegene Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen ohne Widerstand bis Acharnä in Attica vorrücken; schickte aber zu derselben Zeit eine furchtbare Flotte nach den Küsten des Peloponnesus, nach Lokris und Aegina, welche die in Attica begangenen Plünderungen doppelt rächte. Nachdem aber die Peloponnesier sich zurückgezogen hatten, machte er selbst einen Einfall in das Gebiet der Megarenser, welche die Hauptursache des Krieges waren. Am Schlusse dieses Feldzuges hielt er mit hinreißender Beredsamkeit auf die im Dienste des Vaterlandes Gebliebenen eine Rede. Im nächsten Jahre brach die denkwürdige Pest in Athen aus, die so schreckliche Verheerungen anrichtete, daß Perikles seines ganzen Muthes bedurfte, sich selbst und seine Landsleute aufrecht zu erhalten. Um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, machte er eine große Rüstung, und segelte damit nach Epidaurus; aber die Sterblichkeit unter seinen Truppen hinderte ihn, etwas Wichtiges auszuführen. Perikles kehrte mit einer geringen Mannschaft zurück, und vermochte nicht den entmuthigten Atheniensern Vertrauen einzuflößen. Er verlor das Commando, und mußte, ohne daß ihm ein besonderes Verbrechen wäre zur Last gelegt worden, eine ansehnliche Geldstrafe erlegen. Bald aber rief ihn mit gleichem Leichtsinne das Volk wieder an die Spitze der Geschäfte zurück, und ertheilte ihm eine größere Gewalt, als er je zuvor besessen. Jetzt aber, wo die Sorgen für den Staat ihn so vielfach beschäftigten, trafen ihn auch häusliche Sorgen, welche seinen Geist niederbeugten. Sein ältester Sohn Xan-

Digitized by Google

thippus, der in Zwiespalt mit ihm gelebt hatte, starb an der Pest; dieselbe Todesart raffte seine Schwester und viele seiner nächsten Verwandten und Freunde weg; zuletzt starb auch Paralus, sein einziger ihm noch übriger Sohn von seiner ersten Gattin. Dieser Unfall zwang ihm Thränen ab. Ihn zu trösten, widerriefen die Athenienser sein eigenes Gesetz gegen die halbbürtigen Kinder, und so trug er seinen mit der Aspasia gezeugten Sohn in die Bürgerliste ein. Aber seine Kraft war gebrochen. Er verfiel in eine schleichende Krankheit, die seinen Körper und seinen Geist auszehrte. Er starb im 4ten Jahre der 87sten Olympiade, vor Chr. Geb. 429 im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges. Als er im Sterben lag, und kein Zeichen des Lebens mehr an ihm erschien, gedachten seine das Lager umringenden Freunde unter Wehklagen seiner großen Thaten; er aber raffte sich plötzlich auf und sagte ihnen: „In diesen Dingen sind mir Andere gleich, aber zu besonderm Ruhme rechne ich mir's an, daß nie ein Athenienser durch mich in Trauer versetzt worden." — Athen verlor in ihm seinen ausgezeichnetsten Bürger, dem, wenn auch strenge Tugend, doch Seelengröße nicht abzusprechen ist. Seine Erziehung hatte seinen Geist aufgehellt, und über die Vorurtheile seines Zeitalters erhoben. Seinem Vaterlande das Uebergewicht über alle griechischen Staaten zu verschaffen, war sein Bestreben, und wirklich behauptete Athen, so lange dieser große Bürger es beherrschte, nicht bloß in geistiger, sondern auch in politischer Rücksicht den ersten Rang. Ihm verdankte Athen seine schönsten Zierden, das Parthenon, das Odeum, die Vorhalle der Burg, die großen Mauern, zahlreiche Statuen und andere Kunstwerke, von deren Vollkommenheit die vorhandenen Ueberreste uns einen Begriff geben. Die Blüthe der griechischen Kunst, das Zeitalter des Phidias (s. d. Art.), fiel mit Perikles Zeit zusammen. So ist mit Perikles Namen der Begriff der schönsten Periode für Athens Kunst, Wissenschaft und Macht verbunden, und trifft ihn der Vorwurf, daß er Athen an den Abgrund geführt, von welchem es herabstürzen mußte, so gebührt ihm auch das Lob, hauptsächlich dazu beigetragen zu haben, daß es in geistiger Hinsicht für immer die Königin aller Staaten des Alterthums blieb und auch für uns bleiben wird.

Periode bedeutet einen **Zeitkreis**, und den von demselben eingeschlossenen **Zeitraum**, daher wird ein größerer Zeitraum in mehrere **Zeitabschnitte** getheilt, welche ebenfalls Perioden heißen. So braucht das Wort der Astronom und Chronolog; jener, um das Wiederkehren einer und derselben kreisförmigen Bewegung auszudrücken, dieser um einen Cyclus von mehreren Jahren zu bezeichnen. (S. **Cyclus**). Der Astronom versteht daher unter dem **periodischen Monate** eine Zeit von 27 Tagen 7 Stunden 43′ 11″, nach welcher der Mond, indem er täglich etwa um 13 Grad am Himmel von Abend gegen Morgen fortrückt, wieder bei denselben Fixsternen ankommt. In der Chronologie konnten richtige Zeitkreise erst dann gefunden werden, als die Astronomie die wahre Bewegung der Weltkörper erkannt hatte. Daher ist die Chronologie der alten Völker sehr verworren. Die berühmtesten Perioden der Griechen waren: die 19jährige Mondsperiode des Meton von 6940 Tagen, nach welchem sie seit 432 vor Chr. ihre astronomischen Calender verfertigten; verbessert durch die im J. 330 aufgestellte **Periode des Kalippus**, oder die Epoche des Alexander, welche 4 mal 19 oder 76 Jahre weniger einen Tag zusammenfaßte; die noch vollkommenere **Hippar**-

chische Periode von 304 Jahren, welche das tropische Sonnenjahr nur um 6 Minuten 16 Secunden zu lang angab. Die römische Zinsperiode, oder der Indictionscykel ist eine Periode von 15 Jahren, deren Ursprung nicht genau bekannt ist. (S. Römer Zinszahl). Die von Joseph Scaliger erdachte, sogenannte Julianische Periode, ein Zeitkreis von 7980 Julianischen Jahren, sollte die verschiedenen Berechnungen des Jahres der Geburt Christi seit Erschaffung der Welt mit einander vergleichen. Sie ist nämlich ein Product der Zahlen 29, 19 und 15 der Sonnen-, Monds- und Indictionscykel. Nach 28 mal 19, oder 531 Jahren kehren die Neumonde und Vollmonde in derselben Ordnung auf denselben Monats- und Wochentag des Julianischen Kalenders zurück; und so erneuern sich zugleich die drei chronologischen Cykel, der 28jährige Sonnencykel, der 19jährige Mondscykel und der 15jährige Indictionscykel. Diese Periode heißt auch die große Osterperiode oder die Victorinische, Dionysische, auch Diocletianische. Das Jahr der Geburt Christi in der Julianischen Periode ist 4714. Sie wird nicht mehr gebraucht, da man jetzt nach Jahren vor und nach Christi Geburt zählt. — In der Geschichte bezeichnen Perioden Zeitabschnitte, welche nach Epoche machenden Begebenheiten, d. i. solchen, die einem Zeitalter eine eigenthümliche Gestalt gaben, bestimmt werden. Die Universalgeschichte kann synchronistisch nur nach verständig abgegrenzten Perioden, deren jede das richtig componirte Gemälde eines Zeitalters, oder die Darstellung des Charakteristischen eines gewissen Zeitraums seyn soll, vorgetragen werden. Die Alten erzählten die allgemeine Geschichte ethnographisch, dann chronologisch und annalistisch. Nach Jahrhunderten, und mit Abschnitten in jedem Jahrhunderte, ordneten den Stoff der Weltgeschichte Leon. Offerhaus in seinem schätzbaren Compendium Historiae universalis, (c. Schröckhii, L. 1778. II. 8.), Bousset in seinem Discours sur l'histoire universelle u. A. m. Allein die historische Kunst gibt derjenigen Methode den Vorzug, welche die allgemeine Geschichte sowohl als die Specialgeschichte nach Perioden, oder nach Zeiträumen, die durch wichtige folgenreiche Begebenheiten geschieden werden, vorträgt. Dieser Methode sind gefolgt: Voltaire in seinem Essai sur l'histoire générale, Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer und überhaupt die vorzüglichern neuern Historiker. Die Kunst besteht in der richtigen Feststellung der Perioden nach universalhistorischen Blicken, und in der Anordnung des Stoffes nach dem Charakter jedes Zeitraumes. Bei der Abgrenzung der Perioden der Universalgeschichte müssen diejenigen Zeitpunkte, auf welche gleichzeitig in mehrern Theilen der Erde Begebenheiten fallen, die einen neuen Zustand der Dinge herbeiführten, vorzugsweise als Scheidepunkte ausgehoben werden. Unter den Begebenheiten aber verdienen die den Vorzug, welche aus der Größe guter Menschen hervorgegangen sind. Denn große Männer sind die Leitsterne der Völker und Menschheit. Jahrhunderte erfreuen sich ihres Glanzes, und zahlreiche Geschlechter folgen den durch sie beleuchteten Bahnen. Der Gesichtspunkt der Cultur und der bürgerlichen Freiheit aber, in wiefern beide durch Religionsstifter und Gesetzgeber vorbereitet, aus dem Ackerbau und dem Eigenthume, aus der Kunst und Wissenschaft, aus dem Handel und dem Nationalsinn der Völker erblühen, ist universalhistorisch wichtiger, als der Gesichtspunkt der Macht. Es gibt noch keine Universalgeschichte, deren Periodenbau biographisch angelegt wäre. Bredow

hatte den Plan dazu gefaßt. Doch hat jeder gute Historiker in seiner Composition sich bald mehr, bald weniger zur biographischen Gestaltung seines Kunstwerks hingeneigt. — Die gewöhnliche Periodenfolge in der Universalgeschichte beruht auf der Abtheilung in die alte, mittlere und neuere Geschichte. Nicht die Geburt Christi an sich, sondern der Ursprung der aus den Trümmern des römischen Reichs und aus der Völkerwanderung hervorgegangenen europäischen Völker und Staaten trennt die alte und neue Geschichte. In letzterer scheidet die mittlere Zeit von der neuern die Entdeckung des Seewegs nach beiden Indien und der auf den wissenschaftlichen Aufschwung der Geister gefolgte reifere Zustand des europäischen Gesammtlebens. Columbus und Cook setzten Europa in den Mittelpunkt der Welt: dies bezeichnet den Umfang und den Inhalt der neuern Geschichte. Folgende Abgrenzung der einzelnen Perioden, deren Grundlage die jedem Zeitalter durch große Männer gegebene eigenthümliche Gestaltung ist, stehe hier statt anderer, die aus den Geschichtswerken bekannt genug sind. Die Urzeit, oder die Geschichte der Erde vor den Fluthen, ist ein leeres Blatt in der Geschichte; doch ist die Erde selbst eine Hieroglyphe, welche die Physiker deuten und mit den Mosaischen Urkunden zu vereinigen suchen. Die erste Periode beginnt daher seit den Fluthen, und umfaßt die mythisch-historischen Zeiten bis auf Moses und Cadmus, 1500 vor Chr. Geb. In der zweiten Periode, die zehn Jahrhunderte umspannt, dämmert aus Sagen der Heldenzeit das Licht der Geschichte auf. Mittel-Asien erleuchtet Zoroaster; über Europa geht das Homerische Gestirn auf, und Solons Gesetzgebung erhebt die Griechen zur Cultur und Freiheit. Mit dem J. 500 hebt die dritte an, oder das erste Zeitalter der Europäer. Entscheidend für die Selbstständigkeit unseres Welttheils war der Brand von Sardes im J. 500, und entscheidend für das Staatenschicksal überhaupt die Dictatur in Rom, welche um dieselbe Zeit entstand. Perikles und Socrates geben ihren Namen diesem Zeitalter, welches das Jahr 300 von der vierten Periode scheidet. Denn im J. 301 brach Alexanders Universalmonarchie an einem Tage bei Ipsus in drei Welttheilen zusammen, und in Rom stellte das ogulnische Gesetz die bürgerliche Gleichheit fest. Die Menschheit aber, zu deren Gemeingut in Europa Sokrates die Idee des Wahren, Guten und Schönen erhob, durchwanderte eine lichte Bahn von den Schulen des Pythagoras in Groß-Griechenland (500) an, bis zur Gründung der stoischen Schule um 300. So ward Europa das Herz der Weltgeschichte. In der vierten Periode trat Rom auf Italiens, Carthago's und Griechenlands Nacken, und beherrschte die Welt. Cäsar lebte. Doch erst nach Augustus Tode (im J. 14 nach Chr. Geb.), unmittelbar nach Vollendung der römischen Weltherrschaft, kam an die Stelle der Freiheit die Tyrannei eines Einzigen. Aber mit Tiber, der die Menschheit schändete, erschien zugleich ihr Erlöser, Jesus Christus. So beginnt die fünfte Periode: von 14 bis 756 nach Chr. Geb. In dieser Zeit erschütterte Roms Größe und Roms Fall die bekannte Erde. Die Antonine und die Attila's, welche Gegensätze! Mahammed, das größte Meteor des Orients! — Aber erst Pipin der Kleine entschied Roms Untergang, als Stadt der Cäsarn. Ihr Schatten weilte nur noch an dem Bosphorus; Rom ward nun die Stadt der Kirche. Eine neue Universalmonarchie begann: die der Meinung; zugleich vollendete der Orient eine dreifache Welt-

herrschaft, die der Waffen, der Meinung und des Wissens im Kalifate der Abassiden. Darum eröffnen Pipin, der Papst und Harun der Gerechte die sechste Periode von 756 bis 1096. Carl der Große erschüttert und ordnet Europa. Wunderbar leuchtet in der Dunkelheit des scholastischen Mittelalters die geistige Cultur der Araber; doch bleibt der Orient vom Occident geschieden. Aber mit der siebenten Periode, dem Zeitalter der Kreuzzüge, 1096 bis 1315, wird Alles anders. Dort, im Sitze der Chalifen, bricht Rohheit herein mit dem Waffendespotismus der Seldschuken, welchen der Mongole und der osmanische Türke nach Europa zu tragen sich erkühnen. Hier entfaltet sich die zarte Blume des Ritterthums und der romantischen Poesie. Zugleich blüht der Handel in Italien und Deutschland auf, und mit ihnen die Freiheit der Städte und der Gebirge Helvetiens. Aber die Staatskunst der Päpste siegt über die weltliche Macht, bis diese am Ende der Periode sich aufs neue zu erheben trachtet, unterstützt durch das römische Recht. Dadurch ward das achte Zeitalter, das der Mediceer, vorbereitet. In dieser Periode von 1315 bis 1519 entzündet sich der Muth des europäischen Weltgeistes an dem Lichte der Kunst und Wissenschaft. Er waltet auf dem Weltmeere, doch trüben den Glanz dieser Jahrhunderte die wilden Triumphe der Osmanen und die arglistige Politik einzelner Fürsten; jenen fällt zum Opfer Griechenland, dieser Italien. Nun entbrennt in der neunten Periode, von 1519 bis 1648, der Kampf des Rechts mit der Gewalt, des Göttlichen mit dem Menschlichen. Die Freiheit des Glaubens ringt mit dem Jesuitismus, und das Staatsrecht der Völker mit der Willkür und den Leidenschaften der Könige. In diesem Kampfe wird Deutschlands Nationalkraft gebrochen. Seitdem drückten auf Europa, das ohne Kern und Mittelpunct die feste Haltung des Gleichgewichts verloren, die Last stehender Heere und Frankreichs Staatskunst. Darauf herrschen in Europa, während der zehnten Periode, von 1648 bis 1740, französische Sprache, Sitten und Waffen. Gegen diese Herrschaft tritt Großbritannien in die Schranken, und in Rußland erwacht, geweckt durch europäische Lichtfunken, der Geist des slavischen Volksthums. — Doch Deutschland stellt sich aufs neue, ermuthigt durch Friedrich und Joseph, und durch geistigen Aufschwung, selbstständig zwischen den Westen und Norden. Dies ist das elfte Zeitalter, von 1740 bis 1790. Der Westen altert, der Norden übt unter Catharina übermüthig seine Jugendkraft, und dem eiteln, stolzen, überreifen Europa tritt kühn und besonnen gegenüber das freie Amerika. Da bricht im zwölften Zeitalter die alte Ordnung der Dinge in Europa zusammen. Frankreich verwildert. An das Steuerruder stellt sich der Britte; der Spanier ermannt sich; endlich hemmen nordische Kraft und deutsches Gemüth, und mächtiger als beide die Allgewalt der Idee, das gallische Unwesen, und ein neues Zeitalter dämmert vor unsern Augen. Der wiener Congreß ordnet zwar noch die Verhältnisse der Staaten nach den Berechnungen der alten Macht- und Convenienzpolitik, aber der heilige Bund und die in Aachen 1818 versammelten Monarchen stellen — wenigstens in Worten — das Völkerrecht der Vernunft und des Christenthums als den obersten leitenden Grundsatz der europäischen Staatskunst feierlich auf. — In dieser Periodenfolge stehen als Heroen und Bildner oder Zerstörer ihrer Zeit, in den Vorderreihen der Handelnden, zwölf verschiedene Gruppen. 1) Noah, Abraham, Moses, Cecrops, Cadmus; 2) Zoroaster, Ho-

mer, Lycurg, Solon, Pythagoras, Confucius, Cyrus, Brutus; 3) Leonidas, Miltiades, Themistokles, Cimon, Epaminondas, Herodot, Perikles, Sokrates, Sophokles, Timoleon, Alexander, Camill, die Decier; 4) Philopömen, Hannibal, Cato, die Scipionen, Polybius, Mithridates, Pompejus, Cäsar, Cicero, Livius, Agrippa, Hermann, Johannes, Augustus; 5) die Apostel, Trajan, die Antonine, Plutarch, Tacitus, Constantin, Theodos, Arius und Athanasius, Theodorich, Mahommet, Carl Martell, Bonifaz, Pipin; 6) Carl der Franke, Harun, Alfred, Heinrich I., Canut, Robert Guiscard, Wilhelm der Eroberer, Wladimir, Gregor VII.; 7) Gottfried von Bouillon, Bernhard von Clairvaux, Heinrich Dandolo, Ludwig XI., Hermann von Salza, Innocenz III., Friedrich I., II., Saladin, Dschingis-Chan, Rudolph von Habsburg, Philipp der Schöne, Osman, Stauffacher, Fürst, Melchthal, Wolfram von Eschenbach, Dante; 8) Cosmus und Laurentius die Mediceer, Bessarion, Leo X., Timur, Ismael Shah, Babur, Mahommet II., Iwan Wasiljewitsch, Heinrich der Seefahrer, Gama, Albuquerque, Colombo, Magellan, Cortez, Ferdinand der Catholische, Ximenez, Wiclef, Huß, Petrarca, Laurent, Valla, Guttenberg, Reuchlin, Machiavelli, Maximilian I., Michel Angelo, Rafael, Corregio, Dürer; 9) Carl V., Franz I., Soliman, Moriz von Sachsen, Gustav Wasa, — Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, Erasmus, Copernicus, Ariost, Tasso, Ign. Loyola, — Heinrich IV., Elisabeth, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph, Richelieu, — Camoens, Baco, Shakspeare, Keppler, Hugo Groot, Corneille, Galilei, Opiz; 10) Cromwell, Friedrich Wilhelm der große Churfürst, Ludwig XIV., Colbert, Wilhelm III., Peter I., Eugen von Savoyen, Walpole, — Aureng Zeb, Nadir Shah, — Guericke, Huygens, Racine, Molière, Milton, Newton, Leibnitz, Fenelon, Penn; 11) Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Washington, Franklin, Catharina II., Chatam, Pombal, Kaunitz, Hyder Aly, — Cook, Niebuhr, Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Buffon, Winkelmann, Lessing, Lavoisier, Herschel, Klopstock; 12) Mirabeau, Sieyes, Carnot, Toussaint, Moreau, Napoleon, — Pitt, Nelson, Wellington, Wilberforce, — Alexander I., Franz II., Friedrich Wilhelm III., Luise, — von Stein, Arndt, Blücher, Hardenberg, Erzherzog Carl, Kant, Forster, Gibbon, Johann von Müller, Herder, Schiller, Wieland, Göthe, Fichte, Schelling, Jacobi, Alexander von Humboldt, Olbers, Gauß, Heeren, Pestalozzi, Campe, Mozart, Haydn, u. A. m., — Mustapha Bairaktar, Kien Long, Tamaahmah. — K.

Periode (griechisch περίοδος lateinisch periodus), in der Lehre vom Styl, eine Reihe in sich zusammenhängender und zu einem schönen Ganzen verbundener Sätze. Die Erklärung des Aristoteles, nach welcher sie eine in sich selbst beginnende und endende Rede ist, ist augenscheinlich zu weit, indem dann schon jeder einfache Satz eine Periode bilden würde, was nicht nur mit der etymologischen Bedeutung des Worts (es bedeutet ursprünglich einen Umweg) sondern auch mit den genauern Erklärungen anderer alten Rhetoren, wie des **Cicero** und **Quintilian**, im Widerspruche steht. Diesen zufolge entsteht eine Periode durch Erweiterung zusammengesetzter und ausgebildeter Sätze, indem man die zur Erläuterung oder nähern Bestimmung erfoderlichen Neben- und Zwischensätze beifügt, doch so, daß sich alle zu einem schön gegliederten Ganzen aneinanderreihen und verketten. Die allgemeinen logischen Verhältnisse der Sätze kehren auch in den Perioden wieder, und wie jene bald eine

Vergleichung, bald ein Verhältniß von Ursache und Wirkung, Bedingung und Bedingtes, bald ein Gegensatz u. s. w. bezeichnen, so sind auch diese bald comparativ, bald causal, bald conditionell, bald adversativ u. s. w. Alle aber müssen sich durch grammatische und logische Richtigkeit dem Verstande, so wie durch einen gefälligen Rhythmus dem Schönheitssinn empfehlen. Je schwieriger es nun für sich schon ist, eine größere Anzahl in einander gereihter Vorstellungen mit einem Male zu übersehen, und je häufiger die oft so verwickelte Ineinanderbildung der Glieder einer Periode Zweideutigkeiten und Dunkelheiten veranlassen kann, um so sorgfältiger hat man sich beim Bau derselben der Klarheit zu befleißigen, welche das erste Erforderniß jeder stylistischen Darstellung ist. Zu dem Ende muß zuvörderst alles ausgeschieden bleiben, was in keiner innern und nothwendigen Verbindung mit dem Hauptgedanken steht. Denn alles, was als fremdartiger Theil sich eindrängt und so die Einheit verletzt, zerstreut die Aufmerksamkeit und erschwert dadurch das Verständniß. Zuviel Gleichartiges hingegen, auf einen Punkt zusammengedrängt, ermüdet das Gedächtniß. Es ist daher ferner nöthig, daß die Periode in Hinsicht ihrer Länge sich innerhalb gewisser Grenzen halte. Genaue Grenzlinien lassen sich jedoch hier nicht ziehen. Die Regel, die Cicero gibt, daß eine Periode nicht die Länge von vier Hexametern überschreiten dürfe, genügt eben so wenig, als die andere, daß sie gerade nur so lang seyn dürfe, um ohne Erschöpfung der Stimme in einem Athem gesprochen werden zu können. Denn ist sie nur sonst richtig gebaut, so gewährt sie der Stimme Ruhepunkte genug; und enthält sie nur gleichartige Vorstellungen, so wird es dem geübten Leser nicht schwer werden, zu folgen und sich beim Anfange des Nachsatzes die Ideenreihe des Vordersatzes lebhaft zu vergegenwärtigen. Ein kurzer, gedrängter Ausdruck gehört unstreitig zu den Vorzügen einer schönen Schreibart überhaupt, und auch die Periode soll alles Müßige von sich entfernt halten; aber die Sparsamkeit darf nicht in Kargheit ausarten, und Wortgeiz ist eben so verwerflich, als Wortverschwendung. Nur zu oft ist, was man Präcision des Ausdrucks nennt, Künstelei, nicht selten der Eigenthümlichkeit fremder Sprachen nachgebildet. Es mag gut seyn und mit dem Geiste unserer fügsamen Sprache sich wohl vertragen, durch Aufnahme dieser oder jener fremden Eigenthümlichkeit unserer Prosa aufzuhelfen, und so derselben zu geben, was ihr an Kunst und Würde noch abgeht; aber es darf dabei die eigene Selbstständigkeit nicht verloren gehen, noch, wie oft geschieht, die Deutlichkeit und Leichtigkeit der Darstellung darüber vernachlässigt werden. Uebrigens lassen sich noch folgende Regeln für den Periodenbau aufstellen: 1) die Hauptvorstellung muß so gestellt seyn, daß sie vor den übrigen hervortrete, während die Nebenvorstellungen sich nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Wichtigkeit ihr anreihen; 2) zwischen dem Vorder- und Nachsatze muß ein gewisses Ebenmaß Statt finden; 3) die untergeordneten Sätze, deren einer immer zur nähern Bestimmung des unmittelbar vorhergehenden dient, dürfen nicht unnöthig gehäuft seyn; 4) in der Anordnung der einzelnen Vorstellungen muß eine gewisse Stufenfolge, ein Fortschreiten von dem Unbestimmtern zu dem Bestimmtern, von dem Schwächern zu dem Stärkern, von dem Unwichtigern zu dem Wichtigern Statt finden, so daß das Stärkste und Bedeutungsvollste bis zum Schlusse gespart wird. Aber nicht genug, daß die Periode durch zweckmäßige Verbindung einzelner Vorstellun-

Digitized by

gen dem Verstande zusagt, sie soll auch dem Ohr gefallen. Die Glieder derselben müssen daher nach musikalischen Gesetzen an einander gereiht werden, so daß sie in ihrer Verbindung einen angenehmen Eindruck auf das Gehör hervorbringen. Zuvörderst müssen demnach alle solche Wörter vermieden werden, die das Ohr auf irgend eine Weise beleidigen (Gesetz der Euphonie). Selbst- und Mitlauter müssen mit Berücksichtigung des Wohllauts gewählt und sorgfältig gemischt seyn, und so auch ganze Wörter, mit gleicher Sorgfalt ausgewählt, zu einem wohlklingenden Ganzen sich verbinden. Wo aber die Wahl nicht frei steht, da werde wenigstens dem härteren, mißfälligern Worte ein sanfteres, gefälligeres beigesellt. Vor allem aber werde durch verständige Mischung der Längen und Kürzen ein gewisses Ebenmaß erzeugt, das, gleichweit entfernt von Regellosigkeit und stets wiederkehrendem versartigen Gleichmaß, zwischen beiden die Mitte hält. (Gesetz der Eurhythmie). Der Rhythmus oder Numerus ist für die Prosa das, was für die Poesie das Versmaß ist (s. Prosa). Es lassen sich für denselben nur wenige allgemeine Regeln aufstellen, deren Anwendung auf besondere Fälle dem gesunden Gehöre und richtigen Gefühle eines Jeden überlassen bleiben muß. Was oben von der Ebenmäßigkeit (Symmetrie) der einzelnen Sätze einer Periode gesagt worden ist, gilt auch mit Rücksicht auf den Numerus. Ein allzu kurzer Nachsatz nach mehrern und langen Vordersätzen beleidigt das Ohr eben so, wie ein Vordersatz, dem unverhältnißmäßig lange Nachsätze sich anschließen. Der Anfang einer Periode soll die Aufmerksamkeit für sich gewinnen; darum sind für denselben solche Wörter zu empfehlen, die durch eine oder mehrere voranstehende Längen das Ohr füllen und zum Verweilen zwingen, wie der erste Päon (—◡◡◡), der Ionicus a majore (——◡◡), der dritte Epitrit (——◡—) und einige andere. Der Schluß soll einen festen Ruhepunkt gewähren, und das Ohr durch einen vollen Klang befriedigen. Folgende Füße eignen sich daher für ihn vorzüglich: der vierte Päon (◡◡◡—), der das umgekehrte Verhältniß des ersten Päons darstellt, der Amphibrach (◡—◡), der Antibacchius (——◡), der Dactylus-Jambus (—◡◡◡—), der Ditrochäus (—◡—◡), dieser am besten in einem Worte, und der Dactylus-Trochäus (—◡◡—◡), welcher jedoch seines hexametrischen Falles wegen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. — Eine nach obigen Regeln gebildete Periode heißt abgerundet; ihr steht die eckige, schleppende entgegen. Bei keinem Volke ist der Periodenbau in solcher Vollendung ausgebildet worden, als bei den Griechen, was sie theils ihrem natürlichen Schönheitssinne, theils der häufigern Veranlassung, öffentlich zu reden, theils und vorzüglich dem Geiste ihrer an Participien (s. d. Art.) und wohltönenden Endungen und Wörtern so reichen Sprache zu danken hatten. Die Römer folgten ihnen nach und besaßen in Cicero einen kunstreichen Periodenbildner, der Beides, Lehrer und Muster zugleich war.

Periosteum, die Bein- oder Knochenhaut, s. Knochen.

Peripatetische Philosophie. Diesen Namen erhielt die Philosophie des Aristoteles von der Sitte desselben, sie im Auf- und Abgehen (περιπατειν) vorzutragen. Die Philosophie ist dem Aristoteles (s. d. Art.) Wissenslehre. Das unmittelbare Wissen, aus welchem durch Demonstration das mittelbare erkannt wird, beruht auf Erfahrung. Sie zerfällt nach ihm in die theoretische, die das Wirkliche und Unwillkürliche, und in die practische, die das von Willkür

Abhängige zum Gegenstande hat. Nach ihm zerfällt die gesammte Philosophie in zwei Theile, einen theoretischen und einen practischen; beiden aber geht, als vorbereitende Wissenschaft, die **Logik** als Organon aller Wissenschaft der Form nach voraus. Diese hat es entweder mit dem Scheine zu thun und heißt dann **Dialektik**, oder mit der Wahrheit und heißt dann **Analytik**. In seiner **Physik** stellte er sich den beiden damals herrschenden Systemen, dem Emanationssysteme, welches die Dinge aus dem göttlichen Wesen hervorgehen ließ, und dem atomistischen, welches sie aus dem Zusammentreffen der mit Gott gleich ewigen Atome erklärte, entgegen, indem er eine **Ewigkeit der Welt** annahm. Nach ihm ist der **Himmel** von vollkommnerer und göttlicherer Art, als die übrigen Körper. Im Mittelpunkte desselben befindet sich die **Erde**, rund und unbeweglich. Die **Sterne**, gleich dem Himmel, Wesen von höherer Art, aber von gröberem Stoffe, bewegen sich, jedoch nicht durch eigene Kraft, sondern getrieben von dem ersten beweglichen Körper. Jede Veränderung setzt voraus Substrat (die Materie), Form und Beraubung, und findet statt in Hinsicht des Subjects, der Quantität, Qualität und des Orts. Es gibt drei Arten von **Substanzen**: beweglich-vergängliche, wie die Thiere; beweglich-ewige, wie der Himmel, und unbeweglich-ewige. Diese letztern, an sich unbeweglich und vergänglich, sind die Quelle und der Ursprung aller Bewegung. Unter ihnen muß es ein erstes, sich immer gleiches Wesen geben, das da wirkt, ohne zu seinem Wirken eines andern Wesens zu bedürfen. Alles, was ist, kommt von ihm, es ist die vollkommenste Intelligenz — **Gott**. Die unmittelbare Wirksamkeit dieses ersten, in der Beschauung seiner selbst unendlich glücklichen Bewegers erstreckt sich nur auf den Himmel; die übrigen untergeordneten Sphären werden von andern körperlosen und ewigen Substanzen bewegt, die der Volksglaube als **Götter** verehrt und, wider ihre Natur, mit Körpern umkleidet. Die **Seele** ist Princip des Lebens und von dem Körper unzertrennlich. Was die **ethischen** Grundsätze des Aristoteles anbetrifft, so ist er oft, zum Theil durch Schuld seiner eigenen ausgearteten Schule mißverstanden und für einen Anhänger des Lustprincips gehalten worden; ihm gilt aber als das Höchste die Glückseligkeit, welche aus tugendhaften Handlungen entspringt. Tugend ist ihm die zur Vollendung gediehene naturgemäße Handlung. Naturgemäß heißt ihm aber die Handlung, in sofern sie, gleichweit entfernt von dem Zuviel und von dem Zuwenig, die **Mitte** zwischen zwei fehlerhaften Aeußersten hält. So ist Tapferkeit nach ihm die erste aller Tugenden, ein Mittleres zwischen Feigheit und Verwegenheit. Die menschlichen Handlungen müssen unabhängig seyn von äußern Bestimmungsgründen, wenn sie den Namen sittlicher Handlungen verdienen sollen; im entgegengesetzten Falle sind sie nur Erscheinungen, deren Gesetze für die Physik gehören, eben darum auch völlig gleichgültig für den practischen Philosophen. Selbstthätigkeit ist die Bedingung aller Sittlichkeit, folglich auch das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, so oder anders zu handeln. — Die Schule des Aristoteles (peripatetische Schule) erhielt sich zu Athen ununterbrochen bis zur Zeit des Augustus. Unter denen, die aus ihr hervorgingen, verdienen vorzüglich **Theophrast**, der Verfasser mehrerer naturgeschichtlichen Werke, **Strato von Lampsakus**, dessen Ansichten wir nur zum Theil aus Bruchstücken kennen, die Cicero und Plutarch uns aufbewahrt haben, **Dikäarch**, von dem gleichfalls nur abgerissene Sätze

auf uns gekommen sind, und **Demetrius Phalereus** (s. d. Art.) genannt zu werden. Keine der philosophischen Schulen des Alterthums hat ihren Einfluß so lange behauptet, als diese. Bis auf die neuern Zeiten herab dienten ihre Grundsätze bei philosophischen Untersuchungen zur Richtschnur, und noch jetzt gibt es Länder, die in Aristoteles einen untrüglichen Meister der Weisheit verehren. Mancherlei sind die Ursachen, die dazu beitrugen, den griechischen Denker in diesem Ansehn Jahrhunderte zu erhalten. Die Araber waren zwar nicht die ersten, die ihn in die neu-europäische Welt einführten; wohl aber begründeten sie sein Ansehn fester. Der Scharfsinn und die tiefe Gründlichkeit, die in seinen Schriften herrschen, aber auch sein entscheidender, in witzigen Spitzfindigkeiten sich gefallender Ton, so wie die bestimmtere, von ihm zuerst in das Gebiet der Philosophie eingeführte Kunstsprache sagten ihnen mehr zu, als Platons philosophische Zweifel und allegorienreiche Bildersprache. Aber schon vor ihnen finden wir ihn seit den Arianischen Streitigkeiten in der christlichen Kirche benutzt, und je mehr die Ketzereien platonisirender Kirchenlehrer Platons Einfluß schmälerten, um so mehr stieg das Ansehn des Aristoteles, zu dessen Befestigung die Commentarien des Boethius zu seiner Uebersetzung der Aristotelischen Werke das Ihrige beitrugen. (S. **Scholastiker, scholastische Philosophie**).

Peripetie, unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptpersonen eines epischen oder dramatischen Gedichts, eines Romans u. s. f. ereignet, und ihn in den entgegengesetzten verwandelt: Z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und später ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schillers Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lyonel und dessen Folgen. Aristoteles führt Cap. XI. nach Hermann als Beispiel die Scene im Oedip an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen soll, durch die Entdeckung seiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der **Agnition** hervor (s. d. Art.). Dies gehört aber nicht nothwendig zu ihrem Wesen, sie kann auch ohne Agnition (ohne Verwandlung der Unkenntniß in Kenntniß des Standes, der Herkunft u. s. f.) statt finden. Ihre Hauptwirkung ist Ueberraschung, nämlich Rückwirkung der Ueberraschung des Handelnden auf den Zuschauer. Die Stärke dieser Wirkung auf die Menge verführt insonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauch der Peripetie, welcher höheren, dichterischen Zwecken widerstreitet. Vor allen beruhen die sogenannten **Rettungsstücke** auf einem undichterischen Gebrauch der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter seiner Hauptpersonen ohne irgend einen andern Zweck, als den, uns mit ihrer Errettung davon zu überraschen. (S. **Rettungskomödie**). A. Mnr.

Peripherie, Umkreis, ist im weitesten Sinne jede in sich zurücklaufende Linie, die eine Fläche einschließt. Im engern Sinne wird die Benennung Peripherie von der Kreislinie gebraucht.

Periphrase, die Beschreibung oder Umschreibung einer Sache. (S. **Paraphrase**).

Peristyl, peristylium, ein Säulengang, der einen Hofraum oder Platz ringsum einschließt.

Digitized by Google

Perkinismus, die Anwendung einer eigenen Heilmethode, welche in dem kunstgemäßen Streichen der leidenden Theile mit metallnen Nadeln besteht, und von einem Arzte, Namens **Perkins**, erfunden wurde. Dieser, in Nordamerika lebend, machte im Jahre 1786 in einer Schrift seine Methode nebst einer Menge von Certificaten, die heilsame Anwendung derselben betreffend, bekannt. Das Mittel besteht in zwei Nadeln von verschiedenem Metalle, welche oben abgerundet sind, etwa einen Viertelzoll im Durchmesser halten, nach unten spitz zugehen und ungefähr vier Zoll lang sind. Die eine dieser Nadeln ist von Messing, die andere von weißem, nicht magnetischem Eisen. Die Art der Anwendung ist folgende: man streicht mit der Spitze dieser Nadeln von dem leidenden Theile nach andern mehr muskulösen Theilen in kürzerm oder längerm Abstande; zuweilen soll der Schmerz leicht vertrieben werden, wenn man von dem schmerzhaften Theile nach den Extremitäten zu streicht. Bisweilen muß dieses Streichen bis zu dem Punkte fortgesetzt werden, wo man etwas Röthe und einen geringen Grad von Entzündung bemerkt. Die Zufälle, wogegen das Mittel am meisten wirksam gewesen ist, waren: Schmerzen im Kopfe, im Gesichte, in den Zähnen, in der Brust, in den Seiten, in dem Magen, auf dem Rücken; ferner im Schnupfen, bei Brandschäden und Entzündung, auch bei Beschädigungen vom Blitze. Eine dänische Dame, die in Amerika Perkins Nadeln mit Nutzen hatte anwenden sehen, und 1788 nach Dänemark zurückkehrte, brachte die Schrift und die Instrumente desselben nach Copenhagen. Der Divisionschirurgus Herhold stellte hier zuerst Versuche damit an, bald folgten andere Aerzte nach, und es wurden in kurzer Zeit in Copenhagen sehr viele solcher Nadeln nachgemacht. Eine Nachricht Herholds in dem Arnemannischen Magazin (1sten Band 4ten Stück) und eine von ihm und D. Rafn 1788 herausgegebene, von Tode in das Deutsche übersetzte Schrift machten diese Methode, die Versuche und ihren Erfolg auch in Deutschland allgemein bekannt. Das Resultat einer Menge angestellter Versuche war folgendes: Das Mittel wurde angewendet bei fixen und fliegenden, gichtischen und rheumatischen Schmerzen in äußern Theilen, z. B. dem Knie, der Hüfte, den Schultern und Achseln, den Armen, bei einem schmerzhaften Gliedschwamm, bei Steifigkeiten des Knies, bei chronischen Schmerzen, nach vorher erlittener Gewaltthätigkeit am Kopfe, bei einer schmerzhaften Geschwulst am Trochanter, bei Entzündung des Augenlides, Kopfschmerzen, Zahnschmerzen und vielen andern dergleichen Zufällen. Gewöhnlich wurden die Kranken mit Nadeln von Messing und Eisen gestrichen, doch wurden auch welche von andern Metallen versucht. Es wurden gewöhnlich 400 Striche von dem leidenden Theile an unterwärts gemacht, hundert mit der messingenen, eben so viel mit der eisernen, und zweihundert mit beiden zugleich. Der Erfolg davon war im Ganzen genommen sehr verschieden. Manche Versuche gelangen sehr gut, andere nicht. Gewöhnlich wurde unter dem Streichen ein vermehrter Schmerz in dem leidenden Theile bis an die Stelle hin, wo man mit den Strichen aufhörte, empfunden. Leichtere und flüchtige Schmerzen wurden öfters durch eine einzige Anwendung der Nadeln vertrieben; bei andern mußte der Versuch wiederholt angestellt werden, ehe Linderung erfolgte. Gemeiniglich wurde, wenn der Schmerz wich, da, wo das Streichen aufgehört hatte, etwas Schmerz empfunden. Andern half das Mittel gar nichts, oder bewirkte sogar Vermehrung der Schmerzen. Nach gehobenen Schmerzen blieb oft

Digitized by Google

eine besondere Empfindlichkeit des Theils zurück. In mehrern Fällen kehrten auch die Schmerzen zurück. Am meisten wurde bei flüchtigen Gicht- und rheumatischen Schmerzen, bei dem periodischen und bei dem halbseitigen Kopfweh dadurch ausgerichtet. Gegen Zahnschmerzen half das Mittel gewöhnlich nur kurze Zeit. Bei Gesunden bemerkte man folgende Wirkungen von den Nadeln: Wenn man die Spitzen derselben nahe an die Zunge brachte, doch ohne sie zu berühren, so wurde ein saurer oder metallischer Geschmack verspürt. Reizbare Personen empfanden ein Kriebeln oder Stechen, wenn man die Spitze der Nadeln gegen verschiedene Stellen des Gesichts hielt, ohne jedoch die Haut selbst zu berühren. Ueber die Erklärung der Wirksamkeit des Perkinismus herrschten verschiedene Meinungen. Einige erklärten sie durch mechanischen Reiz. Daß die auf einzelne Punkte der gefühlvollen Haut eingeschränkte Wirkung einen ungleich stärkern Einfluß auf das Nervensystem haben müsse, als Mittel gleicher Art, die in derselben Zeit auf eine größere Oberfläche wirken, beweiset der Eindruck des Tropfbades u. a. m. Einigermaßen kann also auch hier die Wirkung der mechanischen Berührung und die dadurch erregte Empfindung auf die Nerven der Haut in Rechnung kommen. Andere schrieben sie einer Leitung der Electricität zu, welcher Meinung jedoch der Umstand schon widerspricht, daß man auch Versuche mit Nadeln von Holz und Elfenbein machte, die wenigstens nicht ganz unwirksam waren. Die Erklärungsart durch den Galvanismus ist unwahrscheinlich, da die Wirkung der Nadeln erfolgt, ohne daß die Nadeln selbst mit einander in Berührung kommen. Ohne Zweifel erfolgt die Wirkung dieser Methode durch Aufregung und Vertheilung des animalisch-magnetischen Fluidums, und sie ist wahrscheinlich bloß eine modificirte Anwendung des animalischen Magnetismus, wobei die Nadel nur als Leiter der magnetischen Kraft in der Hand desjenigen wirkt, der sie auf den Körper des Kranken anwendet. So sehr dieses Mittel eine Zeit lang, besonders in Nordamerika, England, Dänemark und einem Theil von Norddeutschland Aufsehn machte, so ist es jetzt doch ziemlich wieder in Vergessenheit gekommen, weil die Resultate den großen Erwartungen nicht entsprachen, die man sich davon machte. Auch möchte die hülfreiche Wirkung, die man sich allenfalls davon versprechen könnte, durch die viel kraftvollere Anwendung des animalischen Magnetismus nach der jetzigen Methode bei weitem übertroffen, und also dieses Mittel überhaupt entbehrlich gemacht werden. H.

Perlen und Perlenfischerei. Die Perlen sind ein Erzeugniß der **Perlenmuttermuschel**, welche in den ost- und westindischen Gewässern und in andern Meeresgegenden der wärmern Erde lebt. Man findet sie in einigen Gegenden an den Felsen in der Meerestiefe in großer Menge beisammen. Solche Orte heißen **Perlenbänke**, wovon sich die berühmtesten bei der Insel Ceylon, auf der Küste von Japan, und im persischen Meerbusen, bei der Insel Bahreim oder Bahrem befinden. Auch an den Küsten von Java, Sumatra und an andern Orten wird diese Muschel gefunden. Die schönsten und kostbarsten Perlen aber sind die **orientalischen**. Ueber die eigentliche Natur der Perlen ist man ungewiß. Einige halten sie für unbefruchtete Eier der Muscheln, Andere für durch Krankheit verursachte Auswüchse oder Verhärtungen, welche dadurch entstehen, daß das in der Muschel lebende Thier die Oeffnungen, welche es durch das Einbohren gewisser Würmer erhalten hat, wieder auszufüllen und

zu verstopfen sucht; noch Andere für verhärteten Schalensaft, woraus die Muschel jährlich ihr Gehäuse vergrößert. Das Geschäft, die Perlenmuttermuscheln aus der Tiefe heraufzuholen, ist eins der schwersten und gefahrvollsten, welches Menschen je übernommen haben. Es wird durch Taucher betrieben, welche von Jugend auf dazu gewöhnt werden. Sie fahren mit einem Boote nach der Perlenbank, und lassen sich daselbst an einem Seile, das um den Leib geschlungen ist, nackt in die Tiefe hinab. Gewöhnlich müssen sie 8 bis 12 Klafter tief gehen, ehe sie die Muscheln antreffen; an die Füße bindet man ihnen einen 20 bis 30 Pfund schweren Stein, der sie desto schneller in die Tiefe zieht. Nasenlöcher und Ohren sind ihnen mit Baumwolle verstopft; am Arme ist ein in Oel getauchter Schwamm befestigt, den der Taucher bisweilen an den Mund hält, um Athem zu holen, ohne zugleich Wasser einzuschlucken. Außerdem nimmt jeder Taucher ein Messer mit, um Muscheln vom Felsen loszumachen, ingleichen ein Körbchen oder einen Netzbeutel, um sie einzusammeln. Wenn letzterer angefüllt ist, oder der Taucher unter dem Wasser nicht länger ausdauern kann, so bindet er schnell den Stein von den Füßen los, schüttelt das Seil und wird nun eilends heraufgezogen. Wird damit gesäumt, so ist er verloren. Außerdem aber drohen ihm noch andere Gefahren. Nicht selten verliert er sein Leben durch einen gefräßigen Haifisch, der ihn entweder ganz verschlingt oder schrecklich verstümmelt; seine Gesundheit aber leidet bei diesem beschwerlichen Geschäft unaufhörlich. Andere Taucher bedienen sich bei ihrer Fischerei der Taucherglocke (s. d. Art.), die sie eine Zeit lang mit Luft zum Einathmen versorgt, so daß sie mit Hülfe derselben ziemlich lange unter dem Wasser verweilen können. — Die auf diese Weise gefischten Perlenmuscheln schlägt man auf Fässer und läßt sie faulen, wobei sich die meisten schon von selbst öffnen. Nicht in allen Muscheln finden sich Perlen; diejenigen aber, welche Perlen haben, enthalten deren gewöhnlich 8 bis 12. Sind sie getrocknet, so schlägt man sie durch neun verschiedene Siebe von engern und weitern Zwischenräumen, sortirt sie und bringt sie in den Handel. Die Schönheit der Perlen setzt man in ihre Größe, vollkommen runde Form, feine Politur, und ihren hell durchsichtigen Glanz; und dies bestimmt auch ihren Preis. Die größten erreichen die Größe einer kleinen Wallnuß, sind aber äußerst selten. Die sogenannten Kirschperlen, welche von der Größe einer Kirsche sind, werden häufiger gefunden, sind aber auch noch sehr theuer. Außerdem unterscheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, Baroqueperlen oder übelgeformte. Die größten heißen Zahlperlen, die kleinen heißen Lothperlen, die kleinsten Staubperlen. In Europa werden die Perlen von weißem Wasser am meisten gesucht; die Indianer und Araber ziehen die von gelbem Wasser vor. Einige haben eine Bleifarbe, andere fallen ins Schwarze, noch andere sind ganz schwarz. — Im voigtländischen Kreise des Königreichs Sachsen werden im Flusse Elster, von dessen Ursprunge an bis zum Städtchen Elsterberg, in einem Striche von mehreren Meilen, so wie in den in die Elster gehenden Bächen und Mühlgräben, Perlen von verschiedener Güte gefunden. Die hier seit dem Jahre 1621 eingerichtete Perlenfischerei wird für landesherrliche Rechnung von verpflichteten Perlensuchern betrieben, und die gefundnen Perlen werden nach Dresden geliefert. Der Ertrag dieser Perlenfischerei ist nicht alle Jahre gleich, und hängt von verschiedenen zufälligen Umständen ab. Bisweilen hat man eine be-

Digitized by Google

deutende Anzahl guter Perlen gefunden, unter denen mehrere, die den orientalischen an Schönheit nicht nachstehen. Auch in Böhmen werden im Flusse Watawa im prachiner Kreise, und in dem Moldaustrome von Krumau an bis Frauenberg im budweiser Kreise, Perlen, bisweilen von vorzüglicher Schönheit, und die von Nichtkennern für orientalische bezahlt werden, gefunden. Die Perlenfischerei wird hier für Rechnung der Grundeigenthümer betrieben. — Schon im Alterthume waren die Perlen ein Gegenstand des Putzes und des Luxus. Die größte Perle (ungefähr 1/2 Million Thaler an Werth) soll Cleopatra bei einem Gastmahl in Weinessig aufgelöset und auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben. Eine andere, la peregrina genannt, wurde dem Könige Philipp II. von Spanien überreicht. Sie war oval und hatte die Größe eines Taubeneies. Sie wurde gegen 80,000 Ducaten geschätzt. Als Medicin, wozu man sie wohl sonst anwendete, wirken sie nicht mehr als jede andere Kalkerde. — Linné hat die Entdeckung gemacht, wie man Perlen mittelst der gemeinen Flußmüschel künstlich erzeugen könne, und sie als ein Geheimniß im schwedischen Archiv niedergelegt; indeß muß dieses Verfahren keine großen Vortheile gewähren, da es nicht angewendet wird. — Außer den Perlen benutzt man von der Perlmuschel auch die Schalen, welche die Perlmutter liefern, deren Verarbeitung zu mannichfaltigen Kunstsachen bekannt genug ist.

Peron (François), Correspondent des französischen Instituts, Mitglied der medicinischen, der philomatischen Gesellschaft, und mehrerer andern, wurde geboren zu Cerilly im Departement des Allier am 22sten August 1775. Sein Vater starb früh, und da er ihn ohne Vermögen ließ, so wollten ihn seine Verwandten ein Handwerk lernen lassen. Weil er aber davor Abneigung zeigte, so brachte ihn seine Mutter in das Collegium zu Cerilly, wo dessen Präfect Baron sich seiner sehr annahm. Er studirte vorzüglich die Classiker, und als er die Rhetorik beendigt hatte, rieth man ihm, den geistlichen Stand zu wählen. Der Ortspfarrer gab ihm Unterricht in der Philosophie und Theologie. Im J. 1792 aber, begeistert von Vaterlands- und Freiheitsliebe, verließ er seinen Lehrer, ging nach Moulins und trat in die Schaar des Allier, die zur Rheinarmee und zwar nach Landau kam, wo sie belagert wurde. Nach der Belagerung wurde er in der Schlacht bei Kaiserslautern von den Preußen gefangen und über Wesel nach Magdeburg geführt. Diese Gefangenschaft war seiner Bildung nützlich. Sein Geld wurde ihm nicht abgenommen, er kaufte sich Bücher, gewann mehrere Leute, die ihm liehen, und so las er vorzüglich Geschichte und Reisen. Ende 1794 wurde er ausgewechselt, und erhielt zu Dietenhofen den Abschied, weil sein rechtes Auge durch eine Wunde unbrauchbar geworden war. Im August 1795, also 20 Jahr alt, kam er wieder nach Hause. Nun bat er den Minister des Innern um die Verwilligung, als Zögling in die medicinische Schule zu Paris aufgenommen zu werden. Er erhielt sie, studirte drei Jahre Medicin, Zoologie und vergleichende Anatomie am Museum, und graduirte. Eine unglückliche Liebe bestimmte ihn, eine Anstellung bei der Entdeckungsreise nach dem Südmeere unter Baudin mit den Schiffen Geographe und Naturaliste nebst der Goelette Casuarina zu suchen; was ihm mit Hülfe Jussieu's und Lacépède's, doch schwer gelang, weil alle Gelehrten-Stellen schon vergeben waren. Er wurde als Zoolog mitgeschickt, und erhielt Anweisungen zu seinen Arbeiten von Lacépède, Cuvier und

Digitized by Google

Degerando. Am 19ten October 1800 segelte man von Havre de Grace ab. Er war auf dem Geographe, wo er sich freundlich an Louis Freycinet, Henry Freycinet, Ransonnet und Mantbazin, Seeofficiere, an Boulanger, Geographen, Leschenault, Botaniker, Bernier, Astronomen und Depuch, Mineralogen, vorzüglich aber an Lesueur anschloß, der sein Mitarbeiter und Freund wurde. Jene zwei letzten, Bernier und Depuch, starben auf der Reise. Sogleich fing er meteorologische Beobachtungen an, die er auf der ganzen Reise von 6 zu 6 Stunden anstellte. Bald darauf entdeckte er, daß das Meerwasser je tiefer je kälter sey. Gegen den Aequator sahen sie bei finstrer Nacht Feuerbrände im Meere. Es waren die gallertartigen Thiere, welche Peron nachher als Pyrosoma beschrieb. Von nun an thaten sich Peron und Lesueur zusammen, dieser zu zeichnen, jener zu beschreiben. Nach 5 Monaten kam man nach Isle de France (Insel Moriz), wo mehrere Naturforscher zurückblieben wegen der unartigen Behandlung Baudin's. Dann segelte man nach der Westspitze von Neuholland, und zurück nach der Insel Timor, wo er seine Hauptentdeckungen über die Weichthiere und Pflanzenthiere (eigentlich Medusen) zu machen Gelegenheit hatte, und wobei er sich unsäglichen Strapazen und Gefahren im Meere aussetzte. Fast alle Kameraden wurden krank; er erhielt sich, wie die Einwohner, durch den Gebrauch des Betels. Von Timor gings gerade nach dem Südcap von Diemensland. Man untersuchte die Ostküste, ging in die Baß-Enge, und folgte der Südküste von Neuholland. Im Hafen Jackson angekommen, war Alles krank, und nicht mehr als noch 4 Menschen waren im Stande, Dienste zu thun (Alles aus Nachlässigkeit und Rohheit Baudins). Hier suchte er sich mit dem Zustande der Verbrecher-Colonie bekannt zu machen. Das Schiff, der Naturalist, wurde von hier nach Frankreich beladen geschickt. Nun untersuchte man die Insel beim westlichen Eingang der Baß-Enge, man folgte wieder den Küsten von Neuholland, um in den Busen Carpentarie zu kommen. Ueberall drohte Gefahr in so unbekannten Meeren. Peron war immer voran, er stieg wiederholt ans Land, suchte die unmenschlichen und meineidigen Wilden auf, sammelte eine zahllose Menge Thiere aus allen Classen, beobachtete ihre Lebensart, suchte auszumitteln, welche auf diesen unfruchtbaren Inseln und Küsten Reisenden zur Nahrung dienen, welche zum Handel, welche Hausthiere werden könnten. (Namentlich das Schnabelthier, die Beutelthiere, worunter das Rhombat, und das neue gestreifte Känguruh, der neuholländische Kasuar, viele Fische, besonders aber Weichthiere. Auch schildert er die Wilden meisterhaft). Da zwei Naturforscher zurückgeblieben, und zwei gestorben waren, so war er der einzige, welcher alles für die Naturgeschichte that, und es ist bekannt, daß noch keine Seereise soviel geliefert hat, als diese. Als Baudin so weit ging, daß er ihnen den Branntwein zum Einsetzen der Thiere verweigerte, sparte er sich seine Trinkportionen ab, und mehrere Kameraden mit ihm. Sollte man sich eine solche Rohheit von einem Schiffsführer denken, der eine Entdeckungsreise zu machen beauftragt ist! Als er auf die Insel King mit Bailly, Lesueur, Leschenault und Guichenault abgestiegen war, trieb ein Windstoß das Schiff auf 14 Tage aus dem Gesicht. Sie arbeiteten aber fort, als wenn ihnen nichts bevorstände, und obgleich ohne Obdach und unter beständigem Regen und in fürchterlichem Winde, sammelte er doch 180 Weich- und Pflanzenthiere, und beobachtete die riesenhaften Robben (Phoca proboscidea). Auf Ti-

mor zurückgekommen, jagte er mit Lesueur allein ein Krokodill, von dem jetzt das Skelett zu Paris ist. Dann blieb man auf dem Rückweg auf Isle de France 5 Monate, wo er die Fische und Weichthiere studirte, und noch viel neue entdeckte. Endlich nach einer Abwesenheit von 3 1/2 Jahren landete er mit dem Schiffe Geograph zu l'Orient am 7ten April 1804, und kam nach Paris, wo er einige Monate zubrachte, um die Sammlungen zu ordnen, den Katalog zu verfertigen, und Alles ins Museum zu schaffen. Darauf ging er zu seiner Familie, um sich von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen, von der er siech zurückgekommen war. Nach Paris zurückgekehrt erhielt er von Champagny, Minister des Innern, den ehrenvollen Auftrag, den Reisebericht und die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände mit seinem Freund Lesueur zu liefern. L. Freycinet bekam den nautischen Theil zur Bearbeitung. Indessen hatten die Beauftragten des Instituts (Laplace, Bougainville, Fleurieu, Lacépède, Cuvier) den Bericht über das Zurückgebrachte abgestattet. Es fand sich, daß über 100,000 Thiere darunter waren, unter denen 2500 neue Species und mehrere neue Genera, und daß Peron und Lesueur allein mehr Thiere kennen gelehrt haben, als alle Naturforscher der letztern Zeiten zusammen, und daß Perons Beschreibungen alles leisten, was nur gefodert werden kann, — das Anatomische ausgenommen. — Der erste Theil der Reise erschien 1807 in 4, mit prächtigen Kupfern. Und von nun an war Perons Ruhm entschieden. Der zweite Theil war 1811 zur Hälfte gedruckt, als Peron starb. Er ließ noch einzelne Abhandlungen, vorzüglich in den Annales du Muséum d'Hist. naturelle drucken, oder las sie sonst in gelehrten Gesellschaften vor. So über Pyrosoma, über die Temperatur des Meers, die Geschlechtsschürze der Hottentottinnen, die versteinerten Zoophyten auf Timor, die Ruhr in heißen Ländern und den Gebrauch des Betels, die Erhaltung der Gesundheit zu Schiffe, die Stärke der Wilden verglichen mit der der Europäer, die Wohnörter der Robben, Naturgeschichte der Medusen (leider unvollendet). Auch arbeitete er an einer Vergleichung der verschiedenen Menschenarten, wozu er noch drei Reisen von 15 Jahren vor hatte, nach dem Norden, nach Indien und nach Amerika. Die Naturgeschichte der Völkerstämme auf Timor mit Kupfern ist herrlich; es fehlte aber an Unterstützung. Es liegen eine Menge Beschreibungen von Vögeln, Säugthieren, Amphibien und Fischen, vorzüglich von wirbellosen Thieren da, zu welchen letztern sein Freund über tausend Zeichnungen nach dem Leben gemacht hat. Die Thiere sind in Branntwein. Im Band VII. der Mém. de la Soc. d'émulation médicale ist eine Auseinandersetzung seiner einzelnen Abhandlungen. Seine Brustkrankheit wurde schlimmer. Er ging mit Lesueur nach Nizza, wo sie ihre Zeit wieder mit naturhistorischen Untersuchungen hinbrachten. Aber er kehrte nur kränker zurück. Er wollte, als alle Hoffnung schwand, in seiner Vaterstadt sterben, wo ihm die Mutter kurz vorangegangen war. Seine Schwestern und sein Freund Lesueur pflegten ihn im Viehstall. Am 14ten Dezember 1810 verschied er und ließ seinen Freund allein. Der zweite Theil der Fische ist endlich 1816 erschienen. L. Freycinet hat ihn herausgegeben. Peron hat ihn noch bis Seite 231 besorgt. Die Engländer beklagen sich, daß die Franzosen viele Entdeckungen für die ihrigen erklärt haben, die Flinders vor ihnen gemacht hat, daß sie diesen auf Isle de France gefangen gehalten, und dadurch seinen Tod befördert haben, obschon die Franzosen in Neuholland von den

Digitized by Google

Engländern alle Unterstützung empfangen hatten, was Peron selbst nicht genug loben konnte.

Perouse (Jean François Galoup, Graf de la), ein berühmter, aber unglücklicher Weltumsegler, Frankreichs **Cook**, war zu Albi 1741 geboren, und widmete sich von seiner Jugend an dem Seewesen. Im J. 1780 ward er Seecapitain und zeichnete sich 1782 durch die Zerstörung der englischen Factoreien in der Hudsonsbay aus, wo jedoch der englische Befehlshaber in Yorkfort den Franzosen nicht den geringsten Widerstand leistete. Im J. 1785 erhielt er von dem Könige von Frankreich Befehl, eine Reise um die Welt zu machen, und segelte mit zwei Fregatten, **la Boussole** und **l'Astrolabe**, mit einer auserlesenen Mannschaft und unter Begleitung mehrerer Astronomen, Naturforscher und Künstler aus dem Hafen von Brest aus. Er landete in Brasilien, ging um das Cap Horn in die Südsee, und kam endlich 1787 auf **Kamtschatka** an. Im Januar 1788 ging er nach Neu-Holland. Von da wollte er die Freundschafts-Inseln, den südlichen Theil von Neu-Caledonien und mehrere besuchen; allein die Hoffnung, ihn 1789, wie er vorhatte, zurückkommen zu sehn, wurde nicht erfüllt. Alle Bemühungen der Franzosen und anderer Nationen, von seinem unglücklichen Schicksale Nachrichten einzuziehen, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Nach den im J. 1798 bekannt gemachten Aussagen eines Schottländers, Thomas Muir (der während der französischen Revolution wegen thätiger Theilnahme an politischen Clubbs nach Botanybay verwiesen worden war), hatte sich la Perouse 1788 sechs Wochen in Botanybay aufgehalten und von da seinen Weg nach Neu-Seeland genommen, um die von Cook nicht hinlänglich untersuchten Küsten genauer zu erforschen, und sollte auf dieser Reise verunglückt seyn. Die Nachricht im Journal de Paris (1804), daß ein portugiesisches Schiff in der Nähe der philippinischen Inseln den Astronomen Lagelet, der la Perouse auf seiner Entdeckungsreise begleitet hatte, auf einer Klippe angetroffen und von ihm kurz vor seinem Tode die Nachricht erhalten haben sollte, daß la Perouse sich neun Jahre auf Neu-Seeland aufgehalten, und als er sich ein neues Schiff erbauen wollte, von den Einwohnern umgebracht worden sey, wurde in den allgemeinen geographischen Ephemeriden (Band 14, St. 1,) für eine grobe Erdichtung erklärt. Durch la Perouse's unglückliches Schicksal hat die Welt unstreitig die wichtigsten Nachrichten verloren. Diejenigen, die er durch **Lesseps**, einen russischen Dollmetscher, der ihn begleitete, 1788 und späterhin von Botanybay aus eingesendet hat, wurden auf Befehl der Nationalversammlung 1791 dem Drucke überlassen, und von **Milet Mureau**, Paris 1798, in 4 Bänden in 4. herausgegeben. (S. la Perouse's Entdeckungsreise in den Jahren 1786, 87, 88 ꝛc. aus dem Französischen mit Anmerkungen von J. R. Forster und M. C. Sprengel, 2 Bände, Berlin 1799 und 1800 in 8. oder den 16ten und 17ten Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen).

Perpendikel ist jede grade Linie, an welcher ein Gewicht hängt, das vermöge seiner Schwere nach dem Mittelpunkte der Erde sich zuneigt, Senkschnur (s. **Pendel**), oder jede auf einer geraden Linie oder einer Ebene senkrecht (perpendiculär) stehende Linie, Perpendiculärlinie. Auch hört man bisweilen das **Uhrpendel** oder die sogenannte Unruhe ein Perpendikel nennen.

Digitized by

Perpetuum mobile, ein Ding, das sich immerfort und zwar von selbst bewegt. Da für uns kein Ding, das sich vom Anfange her immerwährend für sich bewegt habe, erkennbar (wiewohl vorstellbar) ist; so versteht es sich von selbst, daß, wenn man die Frage aufwirft: „ob es möglich sey, durch Mechanik eine sich immerfort von selbst bewegende Maschine zu verfertigen," bloß von der Fortbewegung derselben die Rede seyn könne. Lange Zeit sich ohne Nachhülfe fortbewegende Kunstwerke haben wir; aber immerwährend fortwirkende dürfte schon der nöthige Anfang derselben unmöglich machen. Für denjenigen, welcher die Ewigkeit der Welt annimmt, gibt es indeß doch ein vollkommenes Perpetuum mobile, die Welt, oder das Universum selbst. Zu Anfange dieses Jahrhunderts beeiferten sich mehrere Mechaniker, lange Zeit sich von selbst bewegende Maschinen zu verfertigen, von denen jeder der seinigen jenen Namen gab. Mehrere Fürsten munterten die Künstler dazu auf. Eine der vorzüglichsten Maschinen dieser Art ist das Uhrwerk in dem Coxischen Museum zu London, welches Johann Ferguson im Jahre 1774 bekannt gemacht hat, und eine mit einem Barometer versehene Uhr ist, deren Räder durch Steigen und Fallen des Quecksilbers bewegt und im Gange erhalten werden.

Perpignan, die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Roussillon am Flusse Tet; jetzt die Hauptstadt im Departement der Pyrenées Orientales, zählt über 12.000 Einwohner, und hat eine gute Citadelle. Merkwürdig ist die Kathedralkirche und die Stückgießerei. Man verfertigt hier wollene Zeuge, und wollene und seidene Strümpfe, auch Leder, Seife, Liqueurs und Essenzen. In der Gegend wächst ein guter rother Wein.

Perponcher (Baron von), General in königlich niederländischen Diensten und Gesandter seines Königs am berliner Hofe, stammt aus einer der angesehensten und ältesten holländischen Familien ab, die sich stets durch ihre Anhänglichkeit an das oranische Haus auszeichneten. In dem Feldzuge von 1815 commandirte er eine belgische Division. In dem furchtbaren Kampfe bei Quatrebras (am 16ten Juni) eilte er, da er sich überzeugte, daß das Schicksal dieser wichtigen Tage von der Erhaltung dieses Postens abhing, ohne dazu Instruction zu haben, auf seine eigene Verantwortlichkeit, dem dort hart bedrängten braunschweigischen Corps zu Hülfe, wodurch es auch gelang, diesen Schlüssel der ganzen Position der Alliirten gegen Ney zu behaupten.

Per procura (italienisch), per procurationem (lateinisch), in Vollmacht, durch Bevollmächtigung; durch einen Bevollmächtigten oder Stellvertreter (z. B. eine gerichtliche Handlung vollziehen).

Perrault. Unter vier Brüdern gleiches Namens, welche unter Ludwigs XIV. Regierung in Paris lebten, sind vorzüglich bekannt geworden Claude Perrault, geboren 1613, ein geschickter Arzt, Naturforscher und Architekt, nach dessen Zeichnungen auch die Façade des Louvre und das Observatorium zu Paris gebaut ist; noch mehr aber Charles Perrault, (geb. 1626, gest. 1703), der ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen, aber ohne tiefen Geschmack war. Seine Verse haben ihre Zeit nicht überlebt. Colbert war sein Gönner, und gebrauchte ihn nebst seinem Bruder zur Gründung der französischen Kunstakademie, deren thätiges Mitglied und Bibliothekar er wurde. Sein Gedicht, le Siècle de Louis le

Digitized by Google

Grand, welches er in der Academie 1687 vorlas, erweckte den kritischen Streit über den Werth der Alten und Neuern. Er trat darauf mit seiner, in einen langen Dialog gekleideten Parallele des anciens et des modernes (Paris 1688—96, 4 Voll. 8.) hervor, in welcher er aus nationellem Vorurtheile die geschmacklose und anmaßende Behauptung ausführte, die Neuern (fast gleichbedeutend mit den Franzosen) hätten die Kunst und Wissenschaft, die bei den Alten sich noch in einem der Kindheit nähern Zustande befunden habe, zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und dieselben in ihren Werken weit übertroffen, — eine Ansicht, in welcher er späterhin an Fontenelle und Haudart de la Motte eifrige Anhänger, an Boileau einen kräftigen Gegner fand. Nachher schrieb er les Hommes illustres de France, qui ont paru etc. pendant un siècle etc. (Paris 1696 1700, 2 Voll. Fol., mit Bildnissen, nachher 12.). Die Herausgabe der Contes de ma mère l'Oye (1697 Paris 8.), für deren Verfasser er selbst gehalten wird, hat ihm den Namen des Erfinders der französischen Feenmährchen (s. d. Art.) vielleicht mit Unrecht verschafft. Indessen sind diese Erzählungen sowohl im Original, als auch in vielen Uebersetzungen mit großem Beifall gelesen worden.

—v.

Perregaux (Graf), wurde als der erste Banquier Frankreichs (unter der weltberühmten Firma Peregaux, Lafitte et Comp. in Paris) betrachtet; er war zugleich Präsident der Bank von Frankreich, Senator, Commandeur der Ehrenlegion. Aus einer angesehenen Familie herstammend, wußte er, ein zweiter Necker, durch kluge Operationen und Benutzung der Umstände sich nicht nur ein unermeßliches Vermögen zu erwerben, sondern auch einen großen politischen Einfluß zu erhalten. Er entging allen Stürmen der Revolution glücklich, auch damals, als der Tod aller Reichen an der Tagesordnung war, um, wie es hieß, auf dem Revolutionsplatze (unter der Guillotine) Münzen zu schlagen. Nach dem 18ten Brumaire machte Napoleon ihn zum Senator. Von ihm gingen die Entwürfe zur Errichtung und Organisation der französischen Bank aus, deren erster Präsident er wurde. Seine Tochter ist mit dem Marschall Marmont, und sein Sohn Alphonse mit der Tochter des Marschalls Macdonald vermählt. Er starb 1813. Das Banquiergeschäft ward von dem Sohne mit Herrn Lafitte unter der alten Firma fortgesetzt und hat unter der Leitung des Letztern einen solchen Schwung genommen, daß man dies Haus für eins der reichsten in Europa ansieht.

Perron (Anquetil du), s. Anquetil du Perron.

Persephone, s. Proserpina.

Persepolis, die alte Hauptstadt der Provinz Persis, unfern des Araxes, deren Ruinen noch jetzt Bewunderung erregen und zu vielen Untersuchungen Anlaß gegeben haben. Die Reichthümer und Kunstschätze Persiens waren hier aufgehäuft, als Alexander sich ihrer bemächtigte, die Stadt der Plünderung und Zerstörung Preis gab, und zuletzt bei einem Gastmahle auf den Vorschlag der Buhlerin Thais mit eigener Hand den königlichen Palast in Brand steckte. Aber in kurzer Zeit war Persepolis wieder aufgebaut, und unter der Regierung Mahommedanischer Fürsten war sie unter dem Namen Istakar die gewöhnliche Residenz. Bald darauf aber wurde sie gänzlich zerstört. Die Frage, was Persepolis eigentlich war, ist nicht leicht zu beantworten, da die gleichzeitigen jüdischen und griechischen

Digitized by Google

Schriftsteller dieser Stadt nicht erwähnen, und sie erst beim Untergange des persischen Reichs aus ihrem Dunkel hervortritt. Susa, Babylon und Ecbatana werden von Herodot, Ktesias, Nehemias, Xenophon u. s. w. als die Residenzstädte der Perserkönige genannt, dagegen heißt Persepolis die Hauptstadt des ganzen Reichs, sogar des ganzen Orients. Vielleicht kommt man zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Frage, wenn man mit den Nachrichten der Alten eine sorgfältige Untersuchung der noch vorhandenen Ruinen verbindet. Diese Ruinen, welche jetzt die Perser nach den wichtigsten Theilen derselben Tachti Dschemschid (Thron des Dschemschid) oder noch gewöhnlicher Tschehelminar (die vierzig Säulen) nennen, sind dreierlei Art: theils altpersische Denkmäler, aus der Periode des altpersischen Reichs selbst, (s Heerens Ideen rc. Theil 1.) theils Kunstwerke und Inschriften aus der Zeit der Sassaniden, (von Silvestre de Sacy erläutert) theils endlich arabische, neupersische und andere Inschriften, welche in der Periode des Kalifats und noch später hier eingegraben worden sind. Ihre Beschreibung würde uns hier zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, das Resultat der darüber angestellten Forschungen anzuführen: Persepolis war weder ein Tempel, noch eine eigentliche Residenz, wenigstens nicht in den blühendsten Zeiten des Reichs. Es erwuchs aus dem Hoflager der ersten persischen Eroberer, und war daher ihr erster Wohnsitz. Dies hörte es in der Folge auf zu seyn; aber die daran geknüpften Ideen von Vaterland, Herrschaft, Religion machten es zur Heimath und Todtenresidenz der Könige, zum Heiligthume der Nation, zum Wohnsitz der väterlichen Götter und endlich durch seine Anlagen und Kunstwerke zum Sinnbilde des Reichs und seines Glücks unter seinen Königen. So ward es das Haupt des Reichs, das persische Capitol. — Einer besondern Erwähnung sind noch die Inschriften werth, welche unter dem Namen der persepolitanischen Keilschriften den Gelehrten bekannt sind. (S. Keilschriften).

Perseus, Sohn der Danaë und des Zeus (vergl. Danaë). Polydectes, der ihn mit seiner Mutter aufgenommen, wünschte bald, den jungen, nach Abenteuern verlangenden Helden von sich zu entfernen. Er gab vor, um des Oenomaus Tochter zu werben, und begehrte von seinen versammelten Freunden einen Beitrag an Pferden zum Brautschatz. Perseus versprach, wenn es verlangt würde, selbst das Haupt der Gorgo (Medusa) zu liefern, und Polydectes nahm ihn beim Worte. Jenseit des Oceanus, hart an der Grenze der Nacht, wohnte das furchtbare, schlangenharige, mit Schlangen gegürtete Geschlecht der Gorgonen, von denen nur Eine, Medusa, sterblich war. Von Mercur und Minerva geleitet, begab sich Perseus zuerst zu den drei Gräen, an die westlichen Küsten des Oceans, welche gemeinschaftlich nur Ein Auge und Einen Zahn hatten, bemächtigte sich der letztern, und versprach die Zurückgabe nur unter der Bedingung, daß sie ihn zu den Nymphen brächten, in deren Verwahrung die Geräthschaften waren, deren er zu seinem Unternehmen bedurfte, die geflügelten Sohlen, der Beutel und des Aïdes unsichtbar machender Helm. Sie gingen die Bedingung ein, erhielten Zahn und Auge wieder, und Perseus von den Nymphen, was er begehrte. Nach Andern rüsteten ihn Mercur und Vulcan aus. Von ersterm und Minerva begleitet, gelangte er zu den Gorgonen, die er schlafend fand. Er stellte sich abwärts gekehrt vor die Schrecklichen, deren Anblick in Stein verwandelte, sah in den ehernen Schild, erblickte durch diesen

Digitized by Google

das Haupt der Medusa und hieb es ihr ab, worauf aus ihrem Blute Pegasus und Chrysaor hervorsprangen. Darauf steckte er das Haupt schnell in den Beutel und rettete sich vor den verfolgenden Schwestern durch des Aïdes Helm. Auf des Mercurs Fußsohlen oder auf seinem luftschreitenden Rosse schwebte er jetzt, Abenteuer suchend, über die Länder hin. Er kam zum Könige Atlas, dem das Orakel verkündigt hatte, er werde die goldenen Aepfel seines Gartens durch einen Sohn des Zeus verlieren; und als ihm dieser deßhalb die Rechte der Gastfreundschaft versagte, verwandelte er ihn durch die versteinernde Kraft des Medusenhauptes in einen himmeltragenden Felsen. Wie er darauf die Andromeda befreite, ist im Artikel Andromeda zu finden. Mit ihr zeugte er den Perses, welchen er bei seinem Großvater Cepheus zurückließ, als er mit Andromeda nach Seriphos zurückkehrte. Hier fand er seine Mutter an dem Altare, wohin sie sich mit seinem Pflegevater Dictys wegen des Polydectes Gewaltthätigkeit geflüchtet hatte. Sogleich versammelte er des Polydectes Freunde in der Königsburg, und versteinerte sie mit demselben. Nachdem er hierauf den Dictys zum König von Seriphos eingesetzt, gab er die Fußsohlen, den Beutel und Helm dem Hermes zurück, das Haupt der Gorgo aber der Athene, die es in die Mitte ihres Schildes setzte, oder (nach Andern) an ihrem Brustharnisch befestigte. Dann ging er mit Danae und Andromeda nach Argos, den Acrisius zu besuchen. Dieser aber war, um dem Orakel auszuweichen, nach Thessalien geflohen. Perseus folgte ihm dahin. Als er aber durch einen unglücklichen Wurf mit dem von ihm erfundenen Diskus seine Großmutter tödtete, scheuete er sich das ihm zugefallene Erbreich Argos in Besitz zu nehmen, und vertauschte es daher gegen des Megapenthes Herrschaft Tiryns. Hier erbaute er Mycenä. Andromeda aber gebar ihm außer Perses noch den Alcäus, Sthenelus, Heleus, Restor, Electryon und eine Tochter Gorgophone. — Perseus wurde nach seinem Tode als Heros verehrt und unter die Gestirne versetzt.

Persien (Geographie u. Geschichte von). Persien ist ein großes Land in Asien, welches jetzt durch die neuesten politischen Veränderungen in drei Staaten zerfällt: das eigentliche Persien (Westpersien) oder Iran, Kabulistan oder Afghanistan und Beluchistan oder das Land der Beluchen. Die neuesten Nachrichten über die beiden letztern Staaten verdanken wir den Britten, welche an den Hof von Kabul im Jahre 1808 eine Gesandtschaft und nach Beluchistan im Jahre 1810 zwei Offiziere schickten. Die Reise nach Kabul hat Elphinstone und die nach Beluchistan Pottinger beschrieben, welche beide mit zu diesen Reisenden gehörten. Da Beluchistan in einem eignen Artikel beschrieben ist, bleibt uns hier nur die Beschreibung der beiden andern Ländern. — Westpersien oder der Staat Iran gehört zu Westasien und grenzt an den persischen Meerbusen, das osmanische Reich in Asien, das russische Reich, das kaspische Meer, Kabulistan und Beluchistan. Es liegt vom 61° 30′ bis zum 79° der Länge und vom 26° bis zum 41° der Nordbreite. Den Flächeninhalt schätzt man auf 22,000 Quadratmeilen. Persien ist in der Mitte eine Hochebene mit vielen Sandwüsten. Besonders sind die nördlichen Provinzen, wo der zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Ararat sich erhebt, und die westlichen Gegenden gebirgig. Vom Tigris östlich läuft beinahe parallel mit demselben ein Granitgebirge, bei den Alten Zagros genannt, und mit demselben erstreckt sich gleichfalls

Digitized by Google

parallel das Gebirge Orontes, heut zu Tage Elwind, welches sich in zwei Aeste theilt, wovon der eine sich auf der Westseite des caspischen Meeres mit dem Alburs oder den caspischen Bergen verbindet, welche eine Fortsetzung des Taurus sind. Die am caspischen Meere gelegenen Gegenden sind sehr niedrig, ja noch niedriger als die Küsten am Ocean, werden aber von Gebirgen in Form eines Halbzirkels eingefaßt, welche Fortsetzungen des Taurus und Caucasus sind, und einen viel steilern Abhang gegen das Meer hin, als auf der Landseite haben. Im südlichsten Theile von Persien oder Iran erhebt sich der Boden weniger schnell, als im nördlichen und westlichen Theile. Längs des persischen Meerbusens zieht sich ein schmaler Streif niedrigen Landes hin, der im Sommer wegen der übermäßigen Hitze gar nicht bewohnbar ist. Je weiter man sich von dem Meere entfernt, desto näher kommt man den Gebirgen und desto kühler wird die Luft. Die im südlichsten Theile dieses Reiches gelegenen Landschaften sind viel wärmer als die übrigen, hingegen die am höchsten gelegenen nördlichen und westlichen Gegenden haben ein sehr gemäßigtes Clima und sind selbst im Winter sehr kalt. Es ist auffallend, daß ein so weit ausgedehntes Land wie Iran auch nicht einen einzigen Strom oder wirklichen Hauptfluß, selbst nicht einen bedeutenden Küsten- oder Nebenfluß hat, ob es gleich viele hohe Berge zählt. Man findet nur wenig Bäche und geringe Steppenflüßchen, die entweder sich im Sande verlieren, oder durch die Bewässerungscanäle gänzlich verschlungen werden. Die vornehmsten dieser Flüsse sind, außer dem mit dem Kur vereinten Aras oder Araxes (der nur in den nördlichsten Gränzprovinzen fließt), der Kisil-Osen, der Tedzen, der Kurasu, der Nedenk, Kureak &c. Man findet auch mehrere Seen, wohin der Eriwansee, aus dem der Zanghui kommt, und der Bachtegan gehören. Alles Wasser führt hier Salz mit sich; alle Seen sind salzig; wo das Wasser im Winter stehen bleibt, da wird der Boden salzig. Weite Ebenen dehnen sich über dieses Land aus, die gewöhnlich im Winter unter Wasser stehen, und deren nackter Salzboden im Sommer glühend wird. Die Gebirge sind gänzlich von Bäumen entblößt, die Hügel sind dürre, trocken, und auch die Ebenen nur da angebaut, wo man sie bewässern kann. Aus Mangel an Bewässerung ist nur ein kleiner Theil angebaut, und der Ueberrest ist entweder ganz kahl, oder bringt im Sommer nur wenig saftige, wenig ausdünstende Pflanzen hervor. Aber obgleich der größte Theil des Landes an Dürre und Trockenheit leidet, so fehlt es doch auch nicht an fruchtbaren Strichen, deren Boden sehr ergiebig ist, wenn er hinreichende Bewässerung hat. Iran hat daher eine Menge der herrlichsten Producte, von denen wir einige aufzählen wollen, als: schöne, sehr geschätzte Pferde, lebhafte Esel, einbuckelige Kameele, Rindvieh, meistens fettschwänzige Schafe, wenig Speisewildpret, weil das Land größtentheils waldlos ist; ferner Seide, Getreide, Reiß, vortreffliche Hülsenfrüchte, allerlei Gartengewächse und Küchenkräuter, Melonen, Sesam, Safran, Krapp, Hanf, Flachs, Taback, Mohn, Süßholz, Zuckerrohr, köstliche Weinstöcke, Baumwolle, Manna-Eschen, Wurmsamenkraut, Adragant, Senesstauden, Galbanum, stinkenden Asand, Rhabarber, allerlei europäische Baumfrüchte, edle Südfrüchte, Dattelpalmen, Kassien, Mastixbäume, Galläpfel, Alhennastauden; von Mineralien besonders viel Kupfer, auch Eisen, Stahl und Blei, viel Salpeter, Schwefel, Salz &c. Die Einwohner des Landes, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird (ein

Beweis, daß die Reisenden sie nach bloßen unsichern Muthmaßungen schätzen), sind theils Tadschiks (ansäßige Perser), die aus einer Vermischung von Parsen, Arabern ꝛc. entstanden sind, Parsen und Armenier, theils Nomaden, wohin besonders die Kurden gehören. Diese Tadschiks (Neuperser) sind ein achtungswerthes Volk, welche in Rücksicht der Bildung sich über die Osmanen erheben und eine große Liebe für Künste, Wissenschaften und Kunstgewerbe hegen. Sie gehören schon zu den cultivirten Völkern, ob sie gleich noch nicht den Grad von Cultur der gebildetern europäischen Völker erreicht haben. Sie bekennen sich zur Mohammedanischen Religion und zwar zu der Secte des Ali oder der Schiiten. Auch duldet man Christen, Juden und Parsen oder Feueranbeter. In der Färberei haben sie es weit gebracht; auch zeichnen sie sich in der Verfertigung von Seidenwaaren, und wollenen, Gold- und Silberstoffen aus. Sie verfertigen Schagrin und Saffian, bearbeiten das Gold und Silber mit vieler Geschicklichkeit, und liefern eine große Menge von Kupferwaaren und gute Säbelklingen. Den Ackerbau treiben sie mit vorzüglicher Anwendung der künstlichen Bewässerung. Der nicht unbedeutende Handel ist größtentheils Landhandel durch Karavanen, die nach Indien, der Türkei und Arabien gehen. Ueber das caspische Meer treiben sie Handel mit Rußland. Der Seehandel am persischen Meerbusen ist sehr herabgesunken, und wird durch fremde Schiffe getrieben. Künste und Wissenschaften werden allgemein geachtet. Die Staatsverfassung ist despotisch, und an der Spitze des Reichs steht ein unumschränkt gebietender Shah (jetzt Feth Ali). Die Provinzen werden von Khans verwaltet. Die nomadischen Völkerstämme genießen unter ihren Stammoberhäuptern eine Art von Unabhängigkeit, und bilden die Hauptstärke der nicht unbeträchtlichen Kriegesmacht, welche auf 100.000 Mann geschätzt wird und hauptsächlich aus Cavallerie besteht. Die Perser haben auch Artillerie; besonders hat sich um die Bildung der letztern, so wie überhaupt des Militärs der jetzige Thronerbe Abas-Mirza verdient gemacht, der die Truppen durch europäische Offiziere nach europäischer Kriegskunst zu bilden sucht. Dieser Thronerbe ist mit der Geschichte und den Sitten Europa's bekannt, kennt die Taktik, Mathematik und die englische Sprache, und verspricht für Persien einst das zu werden, was Peter der Große für Rußland war. Eine Seemacht fehlt den Persern gänzlich, woran besonders der Mangel an Schiffsbauholz Schuld ist. Die vormalige Hauptstadt Persiens, Ispahan, sonst eine der ansehnlichsten Städte Asiens, ist jetzt fast nur eine ungeheure Masse von Ruinen. Die jetzige Hauptstadt des persischen Reichs ist Teheran, wo der Shah residirt. Tauris ist die Residenz des oben angeführten liebenswürdigen und gebildeten Thronerben Abas Mirza. — Kabulistan, der zweite größtentheils aus Provinzen Persiens und einigen Theilen Hindostans gebildete Staat (der sonst oft in den Geographien unter dem Namen Ostpersien angeführt wurde) gränzt an Hindostan und, wenn man die Provinz Sind dazu rechnet, an den indischen Ocean, Beluchistan, Iran und die Bucharei. Es liegt vom 24° bis 37° der Nordbreite und vom 76° bis 94° der Länge, und enthält an 29,000 Quadratmeilen. Es erstreckt sich demnach von Herat bis zu der östlichen Gränze von Caschemir und von der Mündung des Indus bis zum Oxus. Kabulistan wird so wie Hindostan im Norden von einer Kette von Bergen begränzt, die mit ewigem Schnee bedeckt ist, und von der alle großen Ströme beider Länder

Digitized by

kommen. Diese Kette fängt nahe am Burramputer an, und läuft fast nordwestlich bis nach Caschemir; bis dahin heißt sie bei den Eingebornen der benachbarten Länder Himalleh (woraus wohl Imaus entstanden ist), welches nach den jetzigen Entdeckungen der Engländer das höchste Gebirge der alten und neuen Welt ist, und wozu der Dholagir gehört, welcher den Chimborasso noch um 6 bis 7000 Fuß an Höhe übertrifft. Von Caschemir ist ihre Richtung bis zu der hohen schneebedeckten Spitze von Hindu-Cush fast nördlich von Kabulistan, und heißt auch so wie die höchste Spitze Hindu-Cush. Nördlicher noch als diese Gebirgsketten ist der Mus-Dagh, eine Gebirgskette, die im Norden vom östlichen Ende des Himallehgebirges anzufangen und mit diesem Gebirge bis zum 67° parallel zu laufen scheint. Auf der Westseite verbindet eine Gebirgskette den Mus-Dagh mit dem Hindu-Cush, welche auf den Charten Belur-Dagh genannt wird, und die Gränze zwischen dem unabhängigen und chinesischen Turkestan macht. Der Rücken des Hindu-Cush ist mit beständigem Schnee bedeckt. Die Seiten sind mit Wäldern versehen, und weiter unten wachsen alle Bäume und Früchte Europa's wild. Die Wälder auf den Bergen sind voll wilder Thiere, worunter Tieger, Leoparden, Wölfe, Bären und Hyänen die merkwürdigsten sind. Von der höchsten Spitze des Gebirges Hindu-Cush nimmt die Höhe ab, der ewige Schnee hört auf, und bald verliert sich diese Kette in eine Reihe von Bergen, die sich in der Länge von Kabul bis nach Herat erstrecken und Parapamisus heißen. Von dem Hindu-Cush läuft auch südlich eine Gebirgsreihe, die Bergkette Salomons genannt, mit welcher die Salzkette in Verbindung steht, wo man Salz so klar als Krystall und von solcher Härte erhält, daß man Schüsseln daraus macht. Die höchste Spitze der Salomonskette ist in der Gegend von Pishauer, der Suffaid-Coh, auch weißer Berg, weil er mit ewigem Schnee bedeckt ist. Den größten Theil von Kabulistan nehmen also Gebirge ein. Doch findet man auch zwischen diesen Gebirgen schöne Thäler, worunter sich vorzüglich das Thal von Caschemir durch seine Naturschönheiten auszeichnet. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, wiewohl man auch Wüsten und unangebaute Gegenden findet. Das Clima ist nach der Lage einzelner Provinzen sehr verschieden. Die niedrigen Gegenden sind heiß, die mittlern sind gemäßigt, und die hohen kalt. Die Hitze kommt der in Hindostan nicht gleich, noch die Kälte der in England. Kabulistan hat wenig große Ströme. Der Indus gehört dahin, der immer schiffbar ist, und dessen Quelle man noch nicht kennt. Er nimmt hier besonders die beträchtlichen Flüsse Kama und Kabul auf, und nachdem sich die vereinigten Flüsse des Pendshab mit demselben vermischt haben, ergießt er sich in den indischen Ocean. In dem westlichen Theile des Landes fehlt es ganz an großen Strömen; die etwas beträchtlicheren Flüsse, der Hirmend und der Farrahrud, fallen in den See von Sistan, und von dem Herat wird der größere Theil seiner Wassermasse in der Nähe der Stadt Herat zum Anbau verwendet. Die Producte Kabulistans sind mannichfaltig, und bestehen in zahlreichen Pferden, worunter besonders die von Herat schön sind, Eseln, Mauleseln, Kameelen, Dromedaren, Büffeln, Rindvieh, Schafen mit Fettschwänzen, Gazellen, Bienen, Seidenwürmern, Reiß, Mais, Weizen, Melonen, vielerlei Arten von Obst und edlen Südfrüchten, besonders Pistazien und Mandeln, Sesam, Senf, Assa foetida, Zuckerrohr, Ingwer, Färberröthe, Taback, Baumwolle, Gold in Kör-

nern, Silber, Blei, Eisen, Schwefel, Salz, Salpeter. Die Einwohner, ungefähr elf bis zwölf Millionen, sind Afghanen, das herrschende Volk und in viele Stämme unter eignen Oberhäuptern getheilt, Tadschiks, Kisilbaschen, Tataren und Hindus. Die herrschende Religion ist die Mohammedanische von der Secte der Sunniten, die Tadschiks hingegen sine heftige Schiiten. Von den Hindus sind viele ihrer väterlichen Religion getreu geblieben. Die Afghanen leben meistens als Nomaden; Künste und Wissenschaften finden am meisten bei den Tadschiks Eingang. Man treibt Ackerbau und verfertigt Teppiche, schöne Shawls (in Caschemir, s. d. Art.), Zitz und Musseline. Der Handel wird durch Caravanen, und vorzüglich mit Hindostan, Iran und Turkestan getrieben. Man führt aus: Pferde, Shawls, Taback, Mandeln, Pistazien, Obst, Trauben, Granatäpfel, Teppiche, Zitz und Musseline. Die Regierungsform ist monarchisch, aber bei den Afghanen selbst findet eine Art von Lehnsverfassung Statt, da die verschiedenen Häupter der Stämme in ihren Distrikten eine gewisse Oberherrschaft ausüben. Das Ganze steht unter einem gemeinschaftlichen Beherrscher, Shah oder Khan von Kabul genannt, dessen Einkünfte ungefähr 27 Millionen Gulden betragen. Seine Residenz ist die Stadt Kabul. Andere wichtige Städte sind Herat, Kandahar, Pishauer und Caschemir, letzteres die größte Stadt im ganzen Lande. — Die Geschichte Persiens tritt erst mit Cyrus aus dem Dunkel der Vorzeit heraus; früher ist sie ungewiß und fabelhaft. Als die erste wird von den Morgenländern angeführt die Dynastie der Mahabaden; auf sie folgte die Dynastie der Pishdabier (gleichzeitig mit unserm assyrischen Reiche). Zwölf Regenten werden aus dieser mythischen Zeit von 2421 Jahren genannt. Unter ihnen sind die Namen: Kajumaras, Hushenk, Tachmuras, Dshemshid, der größte der Pishdadier, Istakhars Erbauer, nach welchem Zohak, der Tyrann, das Land plagte, Feridun, der Befreier und Wiederhersteller seines Vaterlandes, Manutsheher, Zeb und Gershasp, der letzte Pishdadier. Den Pishdadiern folgten die Cajaniden, 718 Jahre. In die ungewisse Zeit vor Cyrus gehört Gustasp, der medische Kyaxares oder dessen Zeitgenosse, unter welchem Zerdusht (Zoroaster) lebte. Mit Cyrus, 559 bis 529 vor Chr. Geb., (s. d. Art.) begannen die Zeiten des Glanzes im Westen. Er vereinigte Perser und Meder unter seinem Zepter, wodurch sie herrschendes Volk in Asien wurden; besiegte den Crösus, eroberte Babylon und unterwarf ganz Kleinasien. Ihm folgte sein Sohn Cambyses (529—522), der Tyrus, Cypern und Aegypten bezwang. Nach diesem herrschte kurze Zeit ein Magier, der sich für des Cambyses Bruder Smerdis ausgab. Nach dem Sturze desselben erhielt Darius Hystaspis (s. d. Art.) durchs Loos oder seiner Gefährten Wahl die Krone (521—487). Er unterwarf das aufrührerische Babylon, Thrazien, Macedonien (512) und einen kleinen Theil von Indien. Sein Plan, die Scythen jenseits der Ister zu bezwingen, scheiterte. Die griechischen Colonien in Kleinasien, welche das persische Joch abzuschütteln versuchten (501), bezwang er zwar, sein Rachekrieg gegen die europäischen Griechen aber schlug unglücklich für ihn aus. Aegypten war in Aufstand gegen ihn. Sein Sohn Xerxes (487—467) bezwang Aegypten aufs neue, scheiterte aber bei Marathon und Salamis mit seinem Angriffe auf Griechenland, und mußte einen verderblichen Vertheidigungskrieg gegen die Griechen fortsetzen. Unter Artaxerxes Longimanus (bis 425) zeigten sich die ersten Spuren des Verfalls. Das empörte Aegypten

Digitized by Google

wurde zuerst nach hartem Kampfe bezwungen. Der griechische Krieg endigte 449 mit dem nachtheiligen Cimonischen Frieden. Megabyzus erregte eine gefährliche Empörung. Mutter und Gemahlin beherrschen den schwachen König. Die nächsten Regierungswechsel erfolgen schnell und gewaltsam. Xerxes II., der einzige echte Sohn, wurde nach 45 Tagen von seinem unechten Bruder Sogdian, und dieser nach sechs Monaten von einem andern unechten Bruder Ochus getödtet, welcher Letztere unter dem Namen Darius II. bis 404 unter dem Einflusse seiner Gemahlin Parysatis regierte und mit mehrern Empörungen der Statthalter zu kämpfen hatte, wodurch das Reich immer mehr verfiel. In Aegypten mußten die Perser eigene Könige anerkennen. Nur die innern Unruhen Griechenlands, in welche sie sich geschickt einmischten, retteten sie noch zur Zeit von einem allgemeinen Angriffe der Griechen und vom Untergange. Artaxerxes II. Memnon oder Mnemon (bis 361) stand gänzlich unter dem Einflusse seiner Mutter Parysatis. Sein Bruder Cyrus, von 10,000 Griechen unter Xenophon unterstützt, suchte ihm den Thron zu rauben (400); aber Artaxerxes schlug und tödtete ihn. Die innern Unruhen nöthigten die Spartaner, ihre Vortheile in Kleinasien aufzugeben und den nachtheiligen antalcidischen Frieden (387) einzugehn. Artaxerxes III. Ochus (bis 338), Memnons Sohn, befestigte seinen Thron durch Hinrichtung seiner zahlreichen Brüder. Er unterwarf Aegypten aufs neue (350); aber Bagoas, sein Verschnittener, vergiftete ihn seiner Grausamkeit wegen, brachte nach und nach auch seine sämmtlichen Söhne um, und gab die Krone an Darius Codomannus, einen Prinzen von königlichem Geblüt, welcher, von Alexander bekriegt, nach drei großen Niederlagen am Granicus, Issus und Gaugamela durch Bessus, Statthalter von Bactrien, das Leben verlor (330), worauf Alexander sich der ganzen persischen Monarchie bemächtigte (329). Als nach Alexanders Tode (322) das macedonische Reich zerfiel, herrschten über Persien die Seleuciden (s. d. Art. Seleucus) bis 246. Ihnen folgten die Arsaciden, welche das Reich der Parther gründeten, das bis 229 nach Christus bestand. Damals bemächtigte sich Ardshir Babekan (Artaxerxes) der Herrschaft über Mittelasien, und vererbte sie auf seine Nachkommen, die Sassaniden, welche 407 Jahre herrschten. Ardshir, Sassans Sohn, regierte selbst von 218 bis 241. Die Kriege, welche er mit den Römern führte, dauerten unter seinem Nachfolger Shapur (Sapores I. bis 271) mit Gordian und Valerian fort (welchen letztern das Kriegsunglück zu schmählichen Mißhandlungen in Shapurs Hände gab) und endigten erst durch den Frieden des Königs Narses mit Diokletian (303). Erst als Shapur II. der Große (309—380) zur Volljährigkeit gelangt war, gewann das Reich wieder Kraft. Er strafte die Araber für ihre Streifereien und nahm den König von Jemen gefangen. Darauf foderte er, wie einst Ardshir, vom Kaiser von Constantinopel alles Land bis zum Strymon zurück. Constantin der Große, Constantius II. und Julian widerstanden ihm zwar, aber Jovian erkaufte den Frieden durch Abtretung der fünf streitigen Provinzen und der Festung Nisibis. Shapur machte darauf auch in der Tartarei und Indien Eroberungen. Ohne entscheidende Ereignisse wechselten nach Shapurs Tode Krieg und Frieden. Unter Artaxerxes II. (bis 383), Shapur III. (bis 388) und Vararanes IV. (bis 399) blühete das Reich. Araber, Hunnen und Türken traten nach einander für und gegen Persien auf den Kampfplatz. Jezdejerd I. (bis 420), ein

Digitized by Google

Freund der Christen, eroberte auch (412) Armenien. Im J. 420 kam Vararanes V. mit Hülfe der Araber auf den Thron. Er kriegte siegreich gegen Theodosius II., schlug die in sein Gebiet eingefallenen euthalitischen Hunnen mit großem Verluste zurück, und eroberte das Königreich Jemen. Ihm folgte Vararanes VI. (bis 457) und Hormisdas III. Im J. 457 gelangte Firuz (Pheroses) durch Hülfe der euthalitischen Hunnen zum Throne, bekriegte sie aber nachher und verlor 483 gegen sie Schlacht und Leben. Valens oder Balash (488—491) verlor sogar einen Theil des Reichs an sie, und mußte ihnen zwei Jahre Tribut bezahlen. Bald aber gewannen die Sassaniden wieder Größe und Macht. Kobad (bis 531) überwand die Hunnen, und ob er gleich durch ihren Beistand 498 den verlornen Thron wieder erhielt, so führte er doch in der Folge wie mit Athanasius, so auch wieder mit den Hunnen, Indiern und Justinian I. glücklich Krieg. Sein jüngster Sohn und Nachfolger, Kosru Anushirwan (531—579) zeichnete sich aus durch ungemeine Weisheit und Tapferkeit. Unter ihm erstreckte sich das persische Reich vom Mittelmeere bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und die Gränze Aegyptens. Glücklich kriegte er mit den Indiern und Türken, mit Justin und Tiber und mit den Arabern, die er vom Drucke vieler kleinen Tyrannen befreite. Die Empörungen seines Bruders und seines Sohnes unterdrückte er. Die Lazier in Colchis, der griechischen Bedrückungen müde, unterwarfen sich ihm; da er sie aber in das innere Persien verpflanzen wollte, kehrten sie unter die Herrschaft des Justinian zurück, dessen Waffen jetzt siegreich waren. Anushirwan starb vor Gram während der Friedensunterhandlungen. Der Krieg dauerte fort unter Hormuz (Hormisdas IV., 579—591), bis auf Kosru II. (bis 628), unter welchem die persische Macht den höchsten Gipfel erreichte. In glücklichen Kriegen dehnte er seine Eroberungen auf der einen Seite bis Chalcedon (616), auf der andern über Aegypten bis nach Libyen und Aethiopien, und endlich bis nach Jemen aus. Plötzlich aber endete sein Glück durch Kaiser Heraclius siegreiche Waffen. Der König verlor alle seine Eroberungen; sein eigener Sohn Siroes nahm ihn gefangen und ermordete ihn (628). Persien ging nun in beständigen innern Unruhen seinem Untergange entgegen. Siroes oder Kobad Shirujeh ward noch in demselben Jahre wieder ermordet. Ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Ardshir (Artaxerxes) III., den im J. 629 sein Feldherr Sarbas (Sheheriar) ermordete. Dieser ward, noch ehe er sich des Throns bemächtigte, von den persischen Großen gestürzt, bis nach mehreren Umwälzungen, die so schnell auf einander folgten, daß die Geschichtschreiber die Namen verwirrt haben, der sechszehnjährige Jezdejerd III., ein Enkel Kosru's, 632 den Thron bestieg. Ihn bestürmte im Jahr 636 der Kalif Omar. Persien ward ein Raub der Araber und Türken. Jezdejerd verlor 651 das Leben. — Von der Eroberung Persiens durch die Kalifen beginnt die Geschichte des neupersischen Reichs. Die Herrschaft der Araber (s. Kalif) dauerte 585 Jahre, von 636—1220. Da theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils persische und türkische Fürsten einzelne Provinzen an sich rissen, so blieb Persien getrennt. Unter den herrschenden Dynastien sind zu bemerken, im nördlichen und nordöstlichen Persien: 1) das türkische Haus der Thaheriden in Chorasan von 820 bis 872; 2) die persische Dynastie der Soffariden, welche jene stürzte, und über Chorasan und Fars bis 902 herrschte; 3) die Samaniden,

Digitized by Google

welche sich 874 unter Ahmed in der von Chorasan abhängigen Provinz Mavaralnar erhoben und bis 999 erhielten. Ahmeds Sohn Ismael stürzte die Soffariden und gelangte zu Macht und Ansehn. Unter seinen Nachfolgern entstanden 4) die Gasnaviden, als 977 Sebectechin, ein türkischer Sclav und Statthalter der Samaniden zu Gasni und Chorasan, sich zu Gasni unabhängig machte. Sein Sohn Mahmud maßte sich 999 auch Chorasan und 1012 Fars an und endigte so die Herrschaft der Samaniden. In der Folge entriß er den Bujiden Irak Adschemi (1017) und breitete sich auch in Indien aus. Aber sein Sohn Masud verlor Irak Adschemi und Chorasan (1037—1044) durch die Seldschucken, und, durch innere Unruhen entkräftet, wurden (1182) die Gasnaviden unter Malik-shah eine Beute der Guriden; 5) die Sultane von Gur wurden 1150 durch Aladdin-Hosain mächtig, sanken aber nach einigen großen Regierungen theils durch die Fürsten Chowaresmiens, theils durch innere Uneinigkeit; 6) die chowaresmischen Shahs, von 1097 bis 1230, durch Aziz, Statthalter der Seldschucken in Chowaresme, wo er sich unabhängig machte, gegründet. Tagash (1192) zerstörte das Reich der Seldschucken und nahm den Guriden Chorasan. Sein Sohn Mahomed eroberte Mavaralnar, bezwang die Guriden und Gasni, und brachte den größten Theil Persiens an sich. Plötzlich aber verlor er alles (1220) durch den Großchan der Mongolen, Dschingischan, und sein heldenmüthiger Sohn, Gelaleddin Mankbern, kam, nachdem er noch zehn Jahre die äußersten Anstrengungen gemacht hatte, 1230 in einer einsamen Hütte auf dem kurdischen Gebirge um. — Im westlichen und nordwestlichen Persien herrschten: 7) Mardawig, ein persischer Krieger, der 928 zu Dilem eine fürstliche Macht erhob, die sich bald selbst über Ispahan verbreitete, bald aber von den Bujiden verschlungen wurde; 8) die Bujiden, die Söhne Buja's, eines armen Fischers, der sein Geschlecht von den Sassaniden herleitete, erlangten durch Tapferkeit und Klugheit die Herrschaft über den größten Theil von Persien und 945 selbst über Bagdad. Sie zeichneten sich meistens durch Tugenden und Liebe für wissenschaftliche Cultur aus, und behaupteten sich bis 1056, wo Malek Rahjm sich genöthigt sah, den Seldschucken zu weichen; 9) die Seldschucken, eine angeblich türkische Dynastie, von den Chinesen aus Turkestan vertrieben, wurden mit den Gasnaviden zuerst in Chorasan mächtig. Togrulbeg Mahmud, tapfer und klug, verdrängte hier Sultan Mahmuds Sohn, den Gasnaviden (1037), verbreitete sich über Mavaralnar, Aderbidshan, Armenien, Fars, Irak Adshemi und Irak Arabi, wo er der Gewalt der Bujiden zu Bagdad ein Ende machte (1055) und von den Kalifen an ihrer Stelle zum Emir el Omrah eingesetzt wurde. Seine Nachfolger zeichneten sich zum Theil durch große Thätigkeit und Humanität aus; der mächtigste derselben, Malekshah, eroberte noch Georgien, Syrien und Natolien (Rum). Nach und nach aber sank das Reich, indem es sich nach verschiedenen Veränderungen in vier Reiche auflösete, die theils durch die chowaresmischen Shahs (1162 und 1195), theils durch die Atabeken von Aleppo (1139), theils durch die Mongolen (1194) zerstört wurden. Durch Dschingischan wurden die Tartaren und Mongolen in Persien herrschend. Ihre Macht bestand 185 Jahre, von 1220 bis 1405. Die Provinzen Persiens, welche durch Dschingischan an die Mongolen gekommen, erhielt von diesem Eroberer dessen jüngster Sohn Tauli (1229), und nach diesem dessen Sohn Hulaku, beide

Digitized by Google

anfangs als Statthalter der mongolischen Chans Kajuk und Mangu. Hulaku vermehrte diese Länder mit Syrien, Natolien und Irak Arabi. Er, oder erst sein Nachkomme, machte sich von der Oberherrschaft des Großchans unabhängig, und bildete eine besondere Dynastie der Mongolen in jenen Ländern, welche bis auf Abusaid bestand, der 1335 ohne Erben starb. Seine Nachfolger, ebenfalls aus Dschingischans Familie, führten nur den Titel der Chans von Persien; das Reich war kraftlos und getheilt. Da erschien 1387 an der Spitze einer neuen Mongolenhorde Timurlenk (Tamerlan), und bemeisterte sich Persiens, die Welt von Hindostan bis Smyrna mit Schrecken erfüllend. Aber mit dem Tode dieses großen Eroberers erlosch 1405 die Macht der Mongolen in Persien, und die Turkomanen machten sich zu Oberherren auf hundert Jahre. Diese nomadischen Stämme vom schwarzen Schöps, welche seit 200 Jahren Persien geplündert hatten, eroberten unter Kara Jussuf und dessen Nachfolgern den größten Theil Persiens von den Timuriden, unterlagen nachher andern turkomanischen Stämmen vom weißen Schöps unter Usong Hassan (1468), und vereinigten sich mit ihnen. Beide aber wichen 1505 dem Ismael Sofi, der sich der Schwärmerei als Werkzeugs der Politik zu bedienen wußte, und dessen Dynastie von 1505 bis 1722 herrschte. Ismael Sophi, dessen Ahnherr, Sheikh Sophi, von Ali abstammen wollte, nahm den Turkomanen vom weißen Schöps Aderbidschan (1505—1508), und einen Theil von Armenien, erschlug ihre beiden Fürsten, und gründete auf den Untergang ihres Reichs, nach der Eroberung von Shirwan, Diarbekr, Georgien, Turkestan und Mavaralnar, ein Reich, das Aderbidschan, Diarbekr, Irak, Fars und Kerman umfaßte. Er nahm den Namen eines Shahs an, und führte die Secte Ali in den eroberten Ländern ein. Seine Nachfolger, Tamasp (1523—1575), Ismael II. (1576—1577), Mahomed (1577—1586), Hamzeh (1586), Ismael III. (1587), führten blutige und unglückliche Kriege mit den Türken und Usbeken. Aber der große Shah Abbas (1587—1629) stellte durch seine Eroberungen das Reich wieder her. Er nahm den Türken Armenien, Irak Arabi, Mesopotamien, die Städte Tauris, Bagdad und Bassora, den Usbeken Chorasan, den Portugiesen Ormus, und den Mongolen Candahar, und demüthigte Georgien, das sich der Zinsbarkeit entzogen hatte. Er führte die unumschränkte Herrschaft in Persien ein, versetzte seine Residenz nach Ispahan und verordnete die Wallfahrt nach Medsbed, um die nach Mecca unter den Persern abzuschaffen. Die folgenden Regenten, Shah Sefi (1629—1642) und Abbas II. (1542—1666), führten neue Kriege mit den Türken und Indiern, mit jenen wegen Bagdad, das verloren ging, mit diesen wegen Candahar, welches 1660 wieder erobert wurde. Unter Shah Soliman aber (1666—1694) versank das Reich in Kraftlosigkeit und verfiel gänzlich unter dessen Sohne Hussein. Die Afghanen in Candahar fielen 1709 unter Mirweis ab, und dessen Sohn, Mir Mahmud, bemächtigte sich 1722 des ganzen Reichs. Wilde Anarchie folgte. Der wahnsinnig gewordene Mahmud wurde 1725 von Asharf gestürzt, dieser aber von Thamasp Kuli Chan besiegt, welcher unter Mitwirkung der Russen und Türken Husseins Sohn, Thamasp, auf den Thron setzte (1729). Als dieser aber Georgien und Armenien an die Türken abtrat, setzte ihn Kuli Chan ab, und erhob dessen minderjährigen Sohn, Abbas III. (1732) auf den Thron. Die den Russen und Türken abgetretenen Provinzen gewann er durch Schlachten und

Digitized by Google

Vergleich wieder, und bestieg, als Abbas III. schon 1736 starb, unter dem Namen Shah Nadir selbst den Thron. Er erhob Persien durch Waffenglück und strenge Regierung zu seinem vorigen Ansehn, eroberte Baharein (1735) und Balkh (1736) vom Chan von Bochara, Candahar (1738), fiel darauf (1739) in Hindostan ein, und nöthigte den Groß-Mogul Mahomed, ihm einige Provinzen am Indus und seine meisten Schätze zu überlassen. Aber im Jahr 1747 wurde Nadir von den Anführern seiner Leibwache ermordet, und sein Tod stürzte das Reich in neue Zerrüttung. Vier verschiedene Reiche bildeten sich: 1) Chorasan und Setshestan; 2) Candahar oder die östlichen Provinzen; 3) Fars oder die westlichen Provinzen, und 4) Georgien. Letzteres behielt meist seine eigenen Fürsten, die sich endlich Rußland unterwarfen, in Candahar und dem Osten gründete Ahmed Abdallah das Reich der Afghanen. Er siegte bei Pannipat und gebot mit Allgewalt in Indien. Seine Residenz war Cabul. Ihm folgte 1773 Timur und diesem Zeman. In den beiden andern Reichen aber gelang es nach langen und blutigen Kämpfen zwischen Verwandten und Statthaltern dem Kurden Kerim Chan, der unter Nadir gedient hatte, und von niedriger Herkunft war, die Ruhe herzustellen und seine Macht zu befestigen. Seine Weisheit, Gerechtigkeit und Kriegserfahrung erwarben ihm die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn. Er selbst nannte sich nie Chan, sondern nur Vekil (Regent). Er ließ sich im J. 1755 zu Shiras nieder, machte diese Stadt zu seiner Residenz und starb 1779 (ein Wunder!) eines natürlichen Todes. Neue Verwirrungen traten 1779 nach seinem Tode ein. Seine Brüder wollten sich mit Uebergehung seiner Söhne des Throns bemächtigen. Ein Prinz von Geblüt, Ali Murat, blieb 1784 im Besitz desselben; nur in Mazenderan hatte sich ein Verschnittener, Aga Mahomed, ein Mann von altem Geschlecht und nicht gemeinen Eigenschaften, unabhängig gemacht. Ali Murat, der gegen ihn marschirte, starb an einem Sturz mit dem Pferde, und hinterließ das Scepter seinem Sohne Jafar. Dieser wurde von Aga Mahomed bei Yezde-Kast geschlagen und flüchtete nach Shiras. Hier kam er 1792 in einem Aufstande um, als Aga Mahomed die Stadt angriff. Vergebens suchte Jafars Sohn, Luthf-Ali, in mehrern verzweifelten Gefechten das Glück für sich zu gewinnen. Aga Mahomed blieb Sieger und ernannte zu seinem Nachfolger Babachan, seinen Neffen, welcher seit 1796 unter dem Namen Feth-Ali-Shah zu Teheran herrscht, um den Russen näher zu seyn, welche ihm in Georgien und in den angränzenden Provinzen die Spitze boten. An diese verlor Persien in dem letzten Frieden mit Rußland (1813) ganz Daghestan, die Chanschaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Talishah, Karabach und Gandsha mit Entsagung aller Ansprüche auf Shurageli, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien, und Abchasien, und mußte die russische Kriegsflagge auf dem caspischen Meere gestatten (s. **Rußland**). Feth-Ali-Schah scheint den Namen eines guten Regenten zu verdienen. Die neueste Geschichte von Persien ist Jon. Malcolm's History of Persia, Voll. II. Lond.

Persische Sprache und Literatur. Unter den **Sprachen**, welche in den persischen Provinzen üblich waren, die vormals das medische Reich bildeten, waren das **Zend** und das **Pehlvi** die bedeutendsten, jenes im Norden, dieses in Süden von Medien. Der Name Zend selbst ist pehlvisch, und bedeutet **lebendig**. In der

Zendsprache schrieb Zoroaster seine Religionsbücher, welche Anquetil du Perron, so weit sie noch vorhanden sind, uns näher bekannt gemacht hat, unter dem Namen Zend avesta, d. h. das lebendige Wort. (W. Jones hörte von einem gelehrten Anhänger der Zoroasterschen Lehre, daß Zend der Name der Schriftzüge ihrer Religionsbücher, Avesta hingegen der Name der Sprache sey.) Schon vor Anfang unserer Zeitrechnung scheint sie gewaltsam verdrängt worden und erloschen zu seyn, und gegenwärtig gibt es, selbst unter den Gebern, die sich noch jetzt zur Lehre Zoroasters bekennen, sehr wenige, die ihrer kundig sind. Das Zend soll sowohl im grammatischen Bau als in seinen Wurzelwörtern große Aehnlichkeit mit dem Sanscrit und mit der deutschen Sprache haben. Das Pehlvi, welches ungefähr gleichzeitig mit dem Zend in Niedermedien oder Parthien (in der Landessprache Pehlo oder Pehluwan) gesprochen wurde, gelangte zu einer größern Ausbildung und ward unter den parthischen Königen Schrift- und höhere Gesellschaftssprache, mußte aber dem Parsi weichen, als der Sitz des Reichs in die südlichen Provinzen versetzt wurde und die Sassaniden es sogar verboten. Nach unbestimmten Nachrichten soll es indeß noch jetzt von einem nomadischen Volke in Shirwan (den Puddar) gesprochen werden. Unter den Gebern gibt es auch nur Wenige, die es verstehn. Die Schriften Zoroasters wurden früh in das Pehlvi übersetzt, außerdem sind noch verschiedene theologische und historische Schriften darin vorhanden, von denen mehrere vor kurzem Ouseley nach Europa gebracht hat. Das Pehlvi ist verwandt mit dem Chaldäischen. Unter den Sassaniden endlich wurde die sanfte, reiche und bildsame Sprache der Provinz Fars oder Farsistan, das Parsi, herrschende Sprache in Persien, aus welchem sich das Neupersische und aus beiden der rauhe kurdische Dialect bildeten. Das Parsi oder die unvermischte Sprache von Fars verräth einen gemeinschaftlichen Ursprung mit dem Sanscrit, ohne daß wir mit Schlegel das Sanscrit zur Mutter des Parsi, noch mit Frank das Parsi zur Mutter des Sanscrit machen wollen, wiewohl die letztere Meinung durch die größere Einfachheit des Parsi besser begründet zu seyn scheint als die erstere. Ziemlich rein finden wir das Parsi noch im Firdusi und einigen andern Schriftstellern aus den ersten Jahrhunderten des Mahommedanismus, jedoch nicht ganz unvermischt mit Arabischem. Diese Einmischung des Arabischen in das Parsi erfolgte seit der Eroberung Persiens durch die Araber, als die Mahommedanische Religion in Persien herrschend, und die arabische Sprache die eigentlich gelehrte Sprache der Perser wurde. Die Aufnahme nicht nur einzelner Wörter, sondern auch ganzer Phrasen geschah theils aus Bedürfniß, da im Parsi für viele neue Begriffe das Wort fehlte, theils aber auch um sich zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen gebildeter und zierlicher auszudrücken. So entstand das Neupersische. Die arabischen Wörter, aus welchen es gemischt ist, sind theils unverändert geblieben, theils nach persischer Weise verändert und gebeugt worden. Die Aehnlichkeit des Persischen mit dem Germanischen ist zwar nicht so groß, daß der Deutsche, wie Leibnitz sagt, ganze persische Verse sogleich verstehen könne, aber sie ist unläugbar vorhanden. Sie beweiset, ohne uns zu gewagten und, da sie unerweislich sind, unnützen Hypothesen zu berechtigen, daß der gleichfalls aus Asien stammende Germane mit dem alten Bewohner Persiens aus Einer Quelle schöpfte. Ein Gleiches gilt von dem Celten, Slaven, Thrazier, von deren Sprache wir

Digitized by Google

ebenfalls Spuren im Persischen vorfinden. Im grammatischen Bau ist das Persische an Einfachheit ganz der englischen Sprache ähnlich, in der Fähigkeit, Wörter zusammenzusetzen, der Deutschen. Wir übergehen die Dialecte der persischen Sprache, und führen nur an, daß der ausgebildetste Dialect derselben, der die Hof- und Gelehrtensprache geworden, Deri (Hofsprache, von Dar, Pforte), der gemeine Volksdialect aber Balaat heißt. Die Schrift der Perser ist die arabische, mit Hinzufügung von vier Buchstaben mit drei Punkten, welche die Araber nicht haben. Am häufigsten sind ihre Bücher in dem hängenden und gezogenen Schriftzuge geschrieben, welcher Tâlik heißt. — Die persische Literatur, in deren Besitz bis zur Einführung des Islam die Magier waren, hat in ihren alten Mundarten, dem Zend und Pehlvi, außer den schon oben erwähnten Werken und den zum Theil unverständlichen persepolitanischen Inschriften, nichts mehr aufzuweisen. Was der Vernichtung zur Zeit Alexanders entgangen war, wurde unter den Kalifen vertilgt, und nur wenige Trümmer erhielten sich unter den geflüchteten Parsen oder Gebern. Die persische Cultur sank in den ersten Zeiten der arabischen Herrschaft; bis ins zehnte Jahrhundert findet sich keine Spur einer Literatur; erst unter den Abassiden blühten die Wissenschaften auch in Persien wieder auf, und schon war die arabische Literatur im Sinken, als die persische sich, von den Bujiden und Seldschucken begünstigt, erhob. Unter den Fürsten, welche Gelehrte und Dichter durch persönliche Gunst und Belohnungen aufmunterten, verdienen genannt zu werden der Bujide Azad Eddaulet in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die gaznavidischen Sultane, Mahmud Sebektechin und Keder Ben Ibrahim, und der seldschuckische Sultan Malekshah mit seinem Vezir Nazam el Maluk und Keder Chan Chakan. Diese Blüthe der Literatur dauerte bis ins dreizehnte Jahrhundert auf Dschingischan. Timur im vierzehnten und die Türken im funfzehnten Jahrhunderte brachten sie immer mehr in Verfall, und im sechzehnten Jahrhunderte erlosch sie fast ganz. Die Bedrückungen und Unruhen, welchen Persien seitdem unaufhörlich ausgesetzt gewesen, haben das Wiederaufblühen der wissenschaftlichen Cultur nicht erlaubt. Aber aus jenen frühern Zeiten besitzen die Perser zahlreiche und kostbare Schätze der Literatur, besonders in der Poesie, Geschichte, Geographie und mehreren andern Wissenschaften. Unsere Uebersicht derselben kann nur sehr unvollkommen seyn, und wir müssen uns großen Theils auf das beschränken, was von den Europäern bearbeitet worden ist. Der glänzendste Theil der persischen Literatur ist die Poesie. Hier nennen wir zuerst Rudegi, den Vater der neuen persischen Poesie, welcher Bidpai's Fabeln poetisch übersetzte, und den epischen Dichter Ferdusi aus Thus, den Verfasser des Shahnameh, zu Anfang des elften Jahrhunderts, von dem wir in einem eignen Artikel gesprochen haben, ferner seine Zeitgenossen, die berühmten Lyriker Ansari (der erste Dichterkönig) und Ahmed Essedi aus Thus. Weiter sind als Lyriker ausgezeichnet: Anweri oder Enweri aus Bednah in Chorasan, gestorben 1200, unübertroffen in der Kaside, nur dem Hafiz weichend in der Ode (Gasel) (zwei seiner Gedichte stehen in den Asiatick Miscellanies, eins in den Fundgruben); Chakani, sein Zeitgenosse und Nebenbuhler; Chodscha Hafiz Schemseddin Mahomed, am bekanntesten unter dem Namen Hafiz (s. d. eignen Art.), Shahi, wahrscheinlich ein Schüler des weiter unten vorkommenden Dschami, Hatefi, Emir Chosru,

Digitized by Google

Senai, Shefali und viele andere Verfasser ganzer Divane, die in Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens aufgeführt sind. Auch zählt die persische Poesie unter ihren Lyrikern den türkischen Kaiser Selim I., den unglücklichen Shah Allum (s. Franklins Life of Shah Allum), und den Shah Feth Ali. Als Lyriker, Mystiker und moralischer Dichter ist vor allen andern sowohl im Morgenlande als auch bei uns berühmt Scheich Sadi (s. d. Art.). Auch Ferideddin Attar, ein Zeitgenosse Sadi's, schrieb eine sehr geschätzte Sammlung von Sittensprüchen unter dem Titel Pendnameh, und mehrere andere Dichterwerke. Für das vollkommenste Muster mystischer Schreibart gilt Dschelaleddin Rumi, aus Balkh in Chorasan, der eine eigene Secte stiftete, und als frommer Sofi 1272 starb. Sein großes Werk, Kilat el Metnavi (Sammlung von Metnavi oder Distichen), ist so schwer zu verstehen, daß eigene Wörterbücher dafür verfaßt worden sind. Einer der fruchtbarsten und zugleich angenehmsten Dichter Persiens ist Abdalrahman oder Abdurrahman ebn Achmed, bekannter unter seinem Beinamen Molla Dshami, den er von seinem Geburtsorte Dsham in Chorasan erhalten hatte. Er lebte von 1414 bis 1492, und hat gegen vierzig Werke hinterlassen. Wir nennen von denselben den Divan, aus dem einzelne Gedichte hin und wieder gedruckt sind, das Beharistan (Frühlingsgarten), woraus mehrere Fabeln und kurze Nachrichten von einigen persischen Dichtern in der zu Wien 1778 erschienenen Anthol. persic. mitgetheilt worden; die beiden erotischen Epen Jussuf we Zuleikha und Medshnun we Leila, deren ersteres wir nur aus Fragmenten in den Asiatick Misc., letzteres aber durch die Uebersetzung Chezy's (Paris 1807, 2 B., die von Hartmann ins Deutsche übertragen worden ist) näher kennen *), und zwei kleine grammatische Werke, von denen das eine, ein Commentar zu der arabischen Grammatik Kasiah, zu Constantinopel, das andere unter dem Titel Nisab Tedjnis alloghat, in Gladwin's Persian Moonshee und 1811 abgesondert zu London erschienen ist. Von den andern Werken könnten wir nur die Titel angeben. Unter die Dichter vom ersten Range gehört endlich noch Nizami oder Nisami, zu Ende des 16ten Jahrhunderts, dessen Werke aus fünf großen Gedichten bestehen, worunter drei epische sind, Chosru und Shirin, Leila und Medshnun und die Geschichte Alexanders (Iskander-nameh). Einige aus seinem Buche des Glücks gezogene Fabeln und Erzählungen sind im Original und in Uebersetzungen erschienen. Wollten wir noch bei der Anführung bloßer Namen verweilen, so könnten wir noch Chosru aus Dehli, Abul-atha aus Kirman, und Nani, von denen jeder fünf große Gedichte geschrieben; ferner Mir Ali aus Shirwan, Achmed aus Kirwan und Emir Soleiman, jeder als Verfasser eines Iskandernameh berühmt, und außerdem viele Andere nennen. Statt dessen aber verweisen wir lieber auf das treffliche Werk Hammers. Die Quellen zur Kenntniß der persischen Dichter sind, außer dem Beharistan des Dshami, und dem allgemeinen Werke Hadshi Chalfa's, ihre Lebensbeschreibungen des Persers Dauletshah,

*) Die Liebe des Jussuf und der Zuleikha, so wie des Medshnun und der Leila ist von unzähligen persischen und türkischen Dichtern besungen worden. Am häufigsten davon kommt vor und in Ostindien gedruckt worden ist das Gedicht Medshnun und Leila von Hatefi, einem geschätzten persischen Dichter.

Digitized by

fortgesetzt von Sam Mirza, unter dem Titel: Teskiret el-choara, woraus sich einige Auszüge von S. de Sacy in den Notices et extraits des Manuscrits etc. finden, und das Ateshkede (Feuertempel) von Hadshi Lotfali Beg, mit dem Beinamen Azir. Nicht minder groß ist die Menge in Prosa geschriebener Fabeln, Mährchen und Erzählungen. Dahin gehört das Anwar Soheili, eine persische Uebersetzung der Fabeln des Bidpai, das Bahar Danush von Einajut Dollah (übersetzt von J. Scott unter dem Titel: Garden of knowledge, 1799 3 Bde) das Tootinameh oder Erzählungen eines Papageien (persisch und englisch von Hadeley), die von Ouseley übersetzten Tales of Bakhtyar and the ten Veziers u. s. w. Andre dergleichen Werke sind von Scott für seine Tales, anecdotes and lettres, transl. from the Arabic and Persian, 1800, von Langlès für seine Contes, Sentences et Fables, tirées d'auteurs arabes et persans, 1788, und manche ähnliche Sammlungen benutzt worden. — Für Geschichte, Geographie und Statistik besitzen die Perser große und wichtige Werke. Eine allgemeine Geschichte von Adam bis auf seine Zeit schrieb Abu Said (oder Abdallah Ben Abulkasin Beidavi) um 1276, unter dem Titel: Historische Perlenschnur. Den achten Theil dieses Werks, der die chinesische Geschichte enthält, hat Andr. Müller persisch und lateinisch herausgegeben. Turan Shah, der 1377 zu Hormuz starb, schrieb ein Shah Nameh, welches ausgezogen ist in Pedro Texeira Relaciones del origen, descendencia y succession de los reges de Persia y de Hormuz, Amb. 1610. Mirchond oder Mahomed Ebn Emir Chowand Shah, welcher 1471 blühte, schrieb ein großes Geschichtswerk unter dem Titel: Hortus puritatis in historia Prophetarum, Regum et Chalifarum, von dem, außer dem Bruchstück in Wilken's Grammatica persica, vier Abschnitte mitgetheilt worden: von Jenisch, in der Historia Regum Persarum, Viennae, 1782, persisch und lateinisch; von S. de Sacy in seinen Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, die Geschichte der Sassaniden, bloß französisch; von Wilken die Historia Samanidarum, Götting.. 4. persisch und lateinisch; und von Jourdain die Geschichte der Dynastie der Jemaeliten in seiner Notice de l'histoire universelle de Mirkond etc. Paris 1814, persisch und französisch. An Mirchond schließt sich dessen Sohn Chondemir oder Gayyetheddin Ben Hamadeddin, mit seinem Compendium historiae universalis Mahomedanae, welches noch Handschrift geblieben. Ein Gleiches gilt von dem wichtigen Tarich el Tabari, der außer einer türkischen nur noch in der persischen Uebersetzung des Balami vorhandenen ursprünglich arabisch geschriebenen Geschichte der Völker und Könige von Mahomed Ebn Dshaffar Mahomed Ben Dsherir. Dagegen kennen wir das Lebtharik (Medulla historiae) des Al Emir Yahia Ebn Abdollatif al Kazwini (gestorben 1351) aus der lateinischen Uebersetzung von Gaulmin und Galland. Von Mahomed Casim Ferishta besitzen wir zwei wichtige Werke, wovon das eine Alex. Dow unter dem Titel: History of Hindostan, Lond. 1768, 3 Bde. 4., das andre J. Scott unter dem Titel: History of Dekkan, 1794, 2 Bde 4. in einer englischen Uebersetzung bekannt gemacht haben. Ebenfalls sehr belehrend für die Geschichte und Geographie Hindostans ist das Tuzuki-Dshihan-Guir, von dem Kaiser Dshihan-Guir verfaßt, aus welchem Gladwin in den Asiatick Misc. Auszüge geliefert hat; vor allen

Digitized by Google

aber das Akbar-nameh von dem Vezir Abul Fazl (ermordet 1604), dem elegantesten Schriftsteller Hindostans, der es auf Befehl des Kaisers Akbar schrieb. Die beiden ersten Theile dieses Werks enthalten eine Geschichte Akbars und seiner Vorfahren, der dritte Theil aber, Ajin Akbari betitelt, eine geographische, statistische, physische und historische Beschreibung Hindostans, der mancherlei andere Notizen beigefügt sind. Von diesem dritten Theile haben Gladwin (unter dem Titel: Ayeen Akbery or Institutes of emperor Akbar) und Langlès (in den Recherches asiatiques) Auszüge gegeben. Abul Fazl hat auch die dem Wishnu Sarma beigelegten Fabeln aus dem Sanscrit ins Persische übersetzt. Von den Annalen des Asem aus Kufa hat Ouseley einige Bruchstücke in seinen Orient. Collections mitgetheilt, die auf das Ganze begierig machen. Wir verdanken demselben Gelehrten ein Epitome of the ancient history of Persia, extracted and translated from Jehan Ara, a persian Mspt. Lond. 1799. 8. Noch unbearbeitet ist die persische Reichsgeschichte von Alomri nach alten historischen Quellen verfaßt. Viele Werke sind vorhanden über kürzere Zeitabschnitte, einzelne Dynastien und einzelne Fürsten. Das Tarich ali Mosaffer enthält eine Geschichte der sieben Regenten aus der Familie Mosaffer. Shah Babour hinterließ für die Kenntniß von Hindostan sehr wichtige Commentarien, welche Abdul Rahim ins Persische übersetzt hat. Abul-Rizak schrieb ein Leben des Shah Rokh und seiner Nachfolger, ferner die Geschichte seiner Gesandtschaften nach China und Hindostan, welche letztere Langlès in seiner Collection portative de voyages etc. übersetzt geliefert hat. Mewana Abdallah Ibn Fazlellah, mit dem Beinamen al Wafi, schrieb im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Geschichte Dschingischans und seiner Nachfolger bis 1336. Sherifoddin oder Molla Sherifoddin Ali Yezdi (st. 1446) schrieb eine fabelhafte Biographie Timurs; franz. von Petit de la Croix, Paris 1724, dessen Sohn auch eine Histoire du Grand Genhizchan aus persischen Quellen lieferte. Eine Geschichte Nadir Shahs von Mirsa Mahomed Mahadi Chan aus Masenderan übersetzte W. Jones ins Französische, eine andere Geschichte desselben von Abdul Keram aus Kashmir, unter dem Titel: Beyoni Uaki (nothwendige Erläuterung), übersetzte Gladwin, Calcutta 1788; Langlès aber hat dieses Verfassers Wallfahrt nach Mecca in seiner Collection im Auszuge geliefert. Endlich lieferte auch Jac. Fraser eine History of Nadir-Shah. Hier mögen sich die Tuzukati Timur anschließen, welche Davy übersetzt und White herausgegeben hat unter dem Titel: Institutes political and military, written originally in the Mogul language by the great Timour, transl. into Persian by Abn Talib Alhusseini and thence into English, Oxford, 1783, 4. Von den geographischen Werken in persischer Sprache hat Ouseley ein Bruchstück aus den Heft Kleimat (die sieben Clima's) in seinen Orient. Coll. und einen Auszug aus der persischen Uebersetzung der arabisch geschriebenen Geographie Ibn Haukals bekannt gemacht. Ueber die Chronologie hat Grävius ein wichtiges persisches Werk herausgegeben, unter dem Titel: Epochae celebriores etc. Lond. 1650. Von den persischen Aerzten ist noch keiner bearbeitet worden; um sie indeß nicht ganz zu übergehn, nennen wir nur das kostbare Werk des Abulmansur Mowafin Ben Ali, welches zu Wien sich befindet. Auch die Geometrie und Astronomie studirten

Digitized by Google

die Perser mit Eifer. Nasereddin aus Thus bearbeitete und Maimon Rashid commentirte den Euklides. Omar Chejan berechnete unter Malecshah (1072) das Sonnenjahr auf 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden, und unter den astronomischen Tafeln, welche Perser zu Verfassern haben, sind die auf Hulaku Ilecans Befehl von Nasereddin angefertigten und nach ihm benannten, jedoch erst fünf Jahre nach Ilecans Tode (1269) beendigten, und die in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts unter Ulug-Beighs thätiger Theilnahme von einer großen Anzahl von Astronomen verfertigten, welche Joh. Grävius und Th. Hyde herausgegeben haben, die vorzüglichsten. Hulaku Ilecan stiftete 1259 zu Maragha eine astronomische Academie und ließ eine Sternwarte bauen, über welche der genannte Nasereddin die Aufsicht erhielt. Ulug Beigh ließ eine ähnliche zu Samarkand errichten. Ein persischer Calender, unter dem Titel: Ruznameh nauruz, ist ebenfalls gedruckt erschienen, Fol. Noch müssen hier genannt werden: Becks Ephemerides Persarum per totum annum. Vind. 1695, fol. und Welsch Tabulae aequinoctiales. Aug. Vind. 1676, 4. Die Werke über Mahommed, die Mahommedanische Religion, die Legenden der Heiligen u. s. w. sind unzählig, aber für uns von geringerem Interesse. Dagegen ist von Wichtigkeit, nur leider zu wenig verständlich und daher ungenießbar, der persische Auszug aus den Vedas, betitelt: Oupnek'hat, den Anquetil du Perron lateinisch herausgegeben hat, 2 Bde. 4., 1804. Die fünf Bücher Moses finden sich persisch, von einem Juden in Thus übersetzt, in Waltons Polyglotte; von den Evangelien ist eine doppelte Uebersetzung vorhanden, eine in derselben Polyglotte, die andere von Wheloc herausgegeben, London 1657, Fol. Ihre Wichtigkeit hat kürzlich Rosenmüller gezeigt. Ihre eigene Sprache haben die Perser mit großem Fleiße bearbeitet; das beweiset die Menge der vorhandenen grammatischen und lexicographischen Werke. Nur für Anfänger ist das kleine persisch-türkische Wörterbuch des Shahidi; berühmter ist das von Ardeshir, ferner das von Castellus bei dem seinigen zum Grunde gelegte Nâemet allah (Deliciae Dei); aber die beiden berühmtesten sind das Ferhangi Dshihanguir, und das Ferhangi Schuuri. Letzteres wurde 1742, ein anderes von Seid Ahmed 1804 zu Constantinopel gedruckt. — Diese Uebersicht wird hinreichen, die Wichtigkeit der persischen Sprache und ihres Studiums darzuthun, da sie (für den Orient, besonders Indien, das, was für uns die französische) nicht nur einen großen Reichthum an eignen Werken, sondern auch an Uebersetzungen aus dem Arabischen, den verschiedenen indischen und andern Sprachen besitzt, deren Originale theils verloren, theils für uns unzugänglich sind. Mit Hülfsmitteln zu ihrer Erlernung sind wir jetzt reichlich versehen. Wir nennen nur die wichtigsten. Die Grammatiken von Jones und Richardson (der ältern zu geschweigen) sind jetzt übertroffen durch Gladwin's Persian Moonshee, besonders aber durch Lumsden's Persian Grammar (2 B. Fol.). In Deutschland hat die beste Grammatik Wilken geliefert. Von Wörterbüchern sind die vollständigsten Meninski Lexicon arabico-persico-turcicum (zweite Ausgabe, 4 Bde, Fol.); Richardson's Dictionary persian arabic and english etc. a new edition, with numerous additions and improvements by Ch. Wilkins, London 1806, 2 Bde, 4. und Barretto's Persian and Arabic Dictionary, 2 Voll. 8. Einen Auszug aus Richardson hat Hopkin 1810 in einem

Digitized by Google

Octavbände geliefert. Ueber Einzelnes findet man gute Belehrung in Jones Commentarien, in Ouseley's Oriental Collections und Persian Micellanies, in Gladwin's Dissertation on the rhetoric, prosody and rhyme of the Persians, in den Fundgruben des Orients, in den reichhaltigen Werken J. v. Hammers u. s. w. M.

Persius. Aulus Persius Flaccus, ein römischer Satiriker, im Jahre Christi 34 zu Volterra (Volaterrä) in Etrurien geboren. Andere geben Ligurien als seine Heimath an. Seine Familie hatte ritterlichen Rang und dem gemäß war auch seine Erziehung. Er studirte zu Rom unter dem Grammatiker Palämon, dem Rhetor Virginius Flaccus und dem Stoiker Cornutus. Mit mehreren der ausgezeichnetsten Personen damaliger Zeit in vertrautem Umgange, war er geliebt wegen seiner Bescheidenheit und Annehmlichkeit. Schon in dem frühen Alter von 28 Jahren starb er. Cornutus machte von ihm sechs Satiren bekannt, welche ein Gemälde der herrschenden Sitten seiner Zeit im Contrast mit dem Ideale des stoischen Weisen und altrömischer Sitte enthalten. Sie sind sämmtlich ausgezeichnet durch Ernst und Strenge, Kraft und Gedrungenheit. Ihre große Dunkelheit entspringt theils aus für uns unverständlichen Anspielungen, theils aus seiner abgerissenen Schreibart und übertriebenen Kürze. Gewöhnlich sind die Satiren des Persius dem Juvenal angehängt. Vorzüglich haben ihn Casaubonus (Leiden 1695), Reiz (Leipzig, 1789. 8.) König (Göttingen, 1803), und Meister herausgegeben oder commentirt; ins Deutsche übersetzt haben ihn Fülleborn (Züllichau, 1793), Schindler (Leipzig, 1803), Nasser (Kiel, 1807), Passow (Leipzig, 1809) und Joh. Fr. Wagner (Leipz. 1811)

Personenrecht. Das Wort Person bezeichnet überhaupt ein Wesen, welches sich durch Vorstellungen und Gründe zu Handlungen bestimmen kann oder welchem Willkür zukommt, der Sache entgegengesetzt, daher insbesondere der Mensch, und im juridischen Sinne der Mensch, als rechtsfähiges oder Rechte besitzendes Wesen, besonders in der bürgerlichen Gesellschaft gedacht wird. Der Mensch ist nämlich ein Vernunftwesen, dessen Charakter absolute (d. h. von allen äußern Bestimmungen unabhängige) Selbstständigkeit ist, und als solches, zur äußern Freiheit bestimmt, nach welcher er seine Kräfte zur Realisirung seiner Zwecke in der Sinnenwelt gebrauchen kann. Da aber auch andre mit ihm zur Gesellschaft verbundene Menschen zur Foderung der äußern Freiheit berechtigt sind, so entspringt daraus für ihn die Verbindlichkeit, die freie Handlungsweise derselben, in so weit sie dadurch seine Rechte nicht verletzen, anzuerkennen. Das Recht, vermöge dessen jedes unabhängige Individuum des Staats selbstständig handelt, und sich nach vernünftigen Zwecken bestimmen kann, ohne den freien Wirkungskreis Anderer zu beschränken, heißt das Recht der Persönlichkeit, welches die Grundlage aller übrigen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen ist. In sofern nun diese bloß in persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen ihren Grund haben, werden sie Personenrechte, und der Begriff der Gesetze, durch welche diese Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt sind, das Personenrecht (jus personarum) genannt und sind mit den persönlichen Rechten nicht zu verwechseln. Die auf die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen sich gründenden Rechte und Verbindlichkeiten entspringen 1) aus seinen natürlichen Eigenschaften, 2) aus seinen Familien- und 3) aus seinen bürgerlichen Verhält-

Digitized by Google

müssen. Das Personenrecht hat daher die Rechte und Verbindlichkeiten zum Gegenstande, welche der Gesetzgeber mit dem Leben oder Daseyn überhaupt, mit der Geburt, ob sie ehelich oder unehelich, mit dem Geschlecht, mit dem Alter, ob es mündig oder unmündig, mit der Verwandtschaft, ob sie durchs Blut, oder durch Geschlechtsverbindung entstanden, und mit dem bürgerlichen Stande, ob er frei oder nicht frei, adelig oder unadelig sey, verknüpft sind. Hieher gehören die Lehren vom natürlichen und bürgerlichen Tode, von der Legitimation, von der Tutel und Curatel, von der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Leibeigenschaft, dem Bürgerrecht und ähnliche. Das Personenrecht eines Volks beruht also auf seinen Sitten und Gebräuchen. Mr.

Personification (Personificirung), wird in der Poetik und Rhetorik die Darstellung eines leblosen Gegenstandes als Person genannt. Dieß geschieht, indem man jenen Gegenständen Eigenschaften der Person beilegt, und mithin sie wirken und sprechen läßt, wie Personen, oder sie behandelt und schildert wie Personen. Im ersten Falle ist sie eine ausgeführte poetische Schilderung und kann z. B. dramatisch seyn; im letztern Falle ist sie eine poetische oder rhetorische Figur, und heißt auch Prosopopöie. Nun könnte man schon diejenigen Figuren Personificationen nennen, in welchen man durch ein einziges Beiwort dem Gegenstand die Eigenschaften lebendiger Wesen beilegt, z. B. die wiedererwachende Natur, der zürnende Sturm, mithin die Metonymie, Metapher rc. aber im vorzüglichsten Sinne findet Personification statt, wenn der Gegenstand selbst gleich einer selbstständigen Person angeredet, geschildert oder redend vorgestellt wird. Hierher gehört daher auch die Sermonication, die Darstellungsart vermöge welcher leblose Gegenstände oder höhere Geister redend eingeführt werden; oft auch die Vision und die Allegorie. Der Grund dieser rhetorischen und poetischen Figur liegt in dem Wohlgefallen des Geistes an dem Lebendigen und Anschaulichen; denn dadurch, daß Dinge als Personen dargestellt werden, werden sie unserer Einbildungskraft und unserm Gefühle menschlich nahgebracht.

Perspectiv, s. Fernrohr.

Perspective nennt man die Wissenschaft oder Kunst, Gegenstände in der Natur abzubilden oder zu zeichnen, wie sie aus einem gegebenen Standpunkte nach ihrer Gestalt und Farbe gesehen werden. In sofern man nun vermittelst Lichtstrahlen sieht, welche in geraden Linien von den Gegenständen nach unserm Auge bringen, beruht die Perspective auf der Optik. In wiefern aber das Zeichnen der Form des Gegenstandes eine Anordnung der Linien und Winkel nach geometrischen Grundsätzen erfodert, kann die Perspective zur Geometrie gerechnet werden, wie es Kästner in seinen mathematischen Anfangsgründen (erste Abtheilung erster Theil, S. 591) gethan hat. Der Theil der Perspective, der die Gestalt der Gegenstände betrifft, unterscheidet sich indeß wesentlich von dem, welcher die Haltung der Farbentöne lehrt. Es gibt daher eine mathematische oder Linear- und eine Farben- oder Luftperspective. Beide sind den Malern, Baukünstlern, Bildhauern u. a. m. von der größten Wichtigkeit. Ohne eine richtige Kenntniß derselben kann ein Gemälde nie Wahrheit und Leben erhalten, ja es wird bei Vernachlässigung oder Verstoßen gegen diese Wissenschaft oftmals ein widriger Eindruck hervorgebracht. Sie allein lehrt die Kunst der Verkürzungen mit Genauigkeit und Richtigkeit darstellen, und selbst bei den

Digitized by Google

einfachsten Lagen bedarf man ihrer. So lange daher die Perspective unbekannt und ungeregelt war, mußte die Kunst in der Kindheit bleiben. In der neuern Zeit wurde diese Wissenschaft am meisten vervollkommnet; doch beweisen die Malereien vom Herculanum, daß die altgriechischen Maler wenigstens soviel davon wußten, als für die praktische Anwendung nöthig war. Auch wird zur Beurtheilung eines Bildes Kenntniß der Perspective erfodert. Zuerst von der Linear-perspective. Um einen Begriff von der Natur dieser Kunst und von perspectivischen Zeichnungen zu erlangen, denke man sich in einiger Entfernung von dem Auge einen Gegenstand auf den Erdboden hingestellt. Zwischen ihm und dem Auge befinde sich eine dünne, durchsichtige, senkrecht stehende Ebne, z. B. eine Glastafel. Es werden Strahlen von allen Punkten des Gegenstandes nach dem Auge dringen, bei ihrem Wege durch die Glastafel aber in derselben Punkte abschneiden, die ein treues, täuschendes Bild des Gegenstandes bestimmen, welches man die perspectivische Abbildung oder Projection nennt. Hat der Zeichner die Natur auf diese Weise vor sich, kann er sich auf sein Augenmaß verlassen, so darf er nur den schicklichen Standpunkt zur Beschauung auswählen, damit er deutlich und bequem, ohne das Auge zu verrücken, seinen darzustellenden Raum mit allen Gegenständen übersehen könne. Hier würde die Perspective durch das Augenmaß, und mittelst gewisser practischer Hülfsmittel leicht gefunden werden können. Wenn aber die Phantasie Bilder schaffen, oder einzelne Naturgegenstände schöner und glücklicher zusammenstellen will, um ihre Wirkung zu erhöhen, und man kein Original in der Natur vor sich hat; so muß eine Anordnung der Theile, eine Bestimmung der Umrisse nach mathematischen Gesetzen der Perspective nothwendig vorausgehen, wenn das Ganze jene Wirkung hervorbringen soll, die die Natur auf unsere Sinne und auf unser Gemüth macht. Die Linearperspective besteht also hauptsächlich in der Auflösung der Frage: wie jeder Punkt in der Natur in die perspectivische Proportion zu bringen sey, und ist mithin die mathematische Wissenschaft, welche uns lehrt, wie sich die Linien, welche die Gegenstände beschreiben, dem Auge des Sehenden nach dem Punkte, auf welchem das Auge ruht und nach der Entfernung der Gegenstände darstellen. Diese Wissenschaft setzt uns in den Stand, alles übrige, Bäume, Häuser, Paläste, Säulengänge, ganze Landschaften so zu zeichnen, wie sie in der Glastafel erscheinen würden, wenn sie in der Natur zu sehen wären. Es gibt mehrere sehr gute Anweisungen hierzu. Für Anfänger hat Valencienne's practische Anleitung zur Linear- und Luftperspective, aus dem Französischen von Meynier mit 36 Kupfern, 1803, Hof bei Grau, entschiedene Vorzüge in Hinsicht der Deutlichkeit und Anschaulichkeit. Da es ohne Figuren nicht möglich ist, die Perspective faßlich darzustellen, so stehe hier nur eine kurze Erklärung der nöthigsten Vorbegriffe, um ohne mathematische Constructionen, Beweise und Berechnungen den Nichtkenner mit den Kunstausdrücken bekannt zu machen. Auf einer Ebne, die man Grund- oder Bodenfläche nennen kann, stellen wir uns einen Gegenstand, z. B. einen Würfel von beträchtlicher Größe, vor. Je nachdem wir unsern Standpunkt nehmen, wird er uns größer oder kleiner, bald von oben, bald von unten, bald von der Seite gesehen, erscheinen. Wir werden bemerken, daß von dem Raume, den seine Grundfläche einnimmt, ein besonderer Riß, Grundriß (ichnographischer Riß) zu fertigen sey, der sich von der aufrecht-

Digitized by

stehenden Seite oder dem Profile (orthographischer Riß) unterscheidet. Wir werden uns überzeugen, daß wir den Gegenstand davon am deutlichsten und bequemsten mit unverrücktem Auge übersehen können, wenn wir drei Mal so weit von ihm entfernt sind, als seine Größe beträgt. Was nun bei einem Gegenstande Statt findet, bezieht sich auf alle, z. B. auch auf die in einer Landschaft befindlichen Theile, und lehrt uns für jeden Standpunkt das verhältnißmäßige Gesichtsfeld wählen und nicht mehr Gegenstände in einer Zeichnung aufnehmen als diesem Raume wirklich entsprechen. Hinter eine Fensterscheibe gestellt, kann man sogleich Versuche hierüber machen, und die jedesmalige Pyramide bemerken, die die Gesichtsstrahlen machen, wenn man durch einen Rahmen nach einer Gegend hinblickt. Stände nun zwischen dem Würfel und unserm Auge, welches etwa 6 Fuß, die gewöhnliche Höhe eines Menschen, vom Boden angenommen wird, eine viereckige Glastafel senkrecht auf einer Linie, die man die Fundamentallinie nennt; so heißt in diesem Falle die Weite des Auges von der Tafel die Distanz, und die Entfernung vom Boden die Höhe des Auges. Nehmen wir ferner durch den Punkt, wo die Distanz auf die Tafel trifft, und den wir Augen- oder Hauptpunkt nennen, eine Horizontallinie auf der Tafel und eine Verticallinie an; so theilen diese die Tafel in eine rechte und linke, obere und untere Seite, und der Augenpunkt, der ihr Durchschnittspunkt ist, liegt in der Mitte der Tafel. Alle Gegenstände, die nun rechts oder links der Verticallinie stehen, werden wir von der rechten oder linken, alle die, welche über oder unter der Horizontallinie liegen, von oben oder von unten herauf sehen. Gesetzt nun, der Würfel wäre von durchsichtiger Materie, wir könnten also seine Grundfläche sehen, so finden wir, daß von unserm Fußpunkte nach den vier Ecken dieser Grundfläche Linien gedacht werden können, welche die Fundamentallinie unter der Tafel in vier Punkten schneiden. Würden nun wieder von diesen Durchschnittspunkten Perpendicularlinien auf der Tafel gezogen, so schneiden sie die vier Strahlen, welche aus den Ecken der Grundfläche nach dem Auge gehen, und bestimmen sofort das Bild der Grundfläche auf der Tafel. Mit den Seiten und übrigen den Würfel begränzenden Flächen findet ein Aehnliches Statt. Diese Bemerkung führt von selbst auf die Construction, durch welche man die Grund- und Profilrisse der Gegenstände in die Projection bringt, und auf den Unterschied, welcher zwischen dem geometrischen Grundrisse und dem perspectivischen Statt findet. Da nun der geometrische Grundriß zum perspectivischen wird, wenn man ihn, anstatt dicht hinter der Tafel ans Glas zu legen, wieder auf die Erde flach auflegt, und nun ansieht; so begreift man leicht, wie die regelmäßigsten Figuren, z. B. Quadrate, Cirkel, in der Proportion zu Trapezien und zu Ellipsen werden, und warum der geometrische Grundriß nöthig ist, um den perspectivischen auszumitteln. Wenn man recht aufmerksam den vorhin erwähnten Würfel hinter der Glastafel beobachtet, so wird man ferner finden, daß er, je weiter von der Tafel gestellt, um so kleiner sich abbilden muß; denn die Strahlen, die er nach dem Auge sendet, werden dann immer kleinere Winkel bilden, und so umgekehrt. So bekommen auch alle Linien des Würfels, die mit der Tafel parallel sind, in der Projection eine gleiche Lage, und alle Flächen, die mit der Tafel parallel sind, ebenfalls, sie behalten also eine dem Originale ähnliche Gestalt; theilt man sie, so stehen selbst die Theile in

Digitized by Google

der Abbildung in Verhältniß. Wenn aber Linien nicht parallel mit der Tafel sind, so werden sich ihre Abbildungen, wenn man sie verlängert, in irgend einem Punkte vereinigen, und zwar im Augenpunkte, wenn sie parallel unter sich sind, horizontal, gegen die Tafel über senkrecht stehen. Alle Figuren, welche in der Horizontalebne oder in der Verticalebne des Beobachters (das sind die Ebnen, die man sich durch das Auge und die Horizontal= oder Verticallinie gelegt denken kann) liegen, erscheinen in der Projection als eine Horizontale oder Verticale; so wie Linien, deren Verlängerung durch das Auge geht, nur als Punkte erscheinen. Die Linien endlich, welche weder parallel mit der Grundlinie noch mit der Horizontale sind, sehen wir entweder ansteigen oder abfallen, je nachdem sie niedriger oder höher liegen als das Auge u. s. w. Diese und ähnliche Bemerkungen machen die verschiedenen Arten der Constructionen erklärbar, durch welche man die Projection hervorbringt, sie führen aber auch auf die Spur, den richtigen Gesichtspunkt zur Betrachtung eines Gemäldes und zur Beurtheilung desselben aufzufinden. Wir haben gesehen, daß in dieser gewöhnlichen Perspective das Auge in einer bestimmten Entfernung angenommen wird. Natürlicher Weise erhalten da alle Linien und Winkel in der Absicht ihres Maßes große Veränderungen. Nun kommt aber bei gewissen Zeichnungen, z. B. bei militärischen Baurissen und dergl., mehr auf das Maß als auf die täuschende Wirkung an. In diesem Falle wird das Auge in einer unendlich weiten Entfernung vom Gegenstande angenommen. Dadurch laufen alle vom Gegenstande nach dem Auge dringenden Strahlen unter sich parallel. Stellt man nun eine Glastafel durch ihren Weg, so ergibt sich darin ein reinmathematisch ähnliches Bild, wo nämlich alle Winkel gleich und alle Seiten proportionirt sind. Man nennt diesen Zweig der mathematischen Perspective die Militär= oder Cavalierperspective. Auch für die Geographie ist die Stellung des Auges in einer Entfernung von der Erdkugel bei der sogenannten orthographischen Projection derselben angenommen worden. Man erhält dadurch ein verjüngtes perspectivisches Bild von großen Ländern und Meeren, hauptsächlich aber von der Halbkugel der Erde selbst. Eben so wichtig als die Linearperspective ist dem Maler, besonders für die Haltung eines Gemäldes, die Luftperspective, obschon sie nicht auf so demonstrirten Grundsätzen ruht, wie jene. Sie lehrt den Grad des Lichts beurtheilen, welchen die Gegenstände nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung gegen den Sehenden zurückwerfen, und zeigt, wie diese Gegenstände sich im Farbentone abstufen, nach dem Verhältnisse der Zwischenluft, die sie vom Auge des Beschauers sondert. Wenn wir in eine weite Ferne hinausblicken, so sehen wir nur die allernächsten Gegenstände in ihrer wahren Farbe und ungeschwächten Beleuchtung. An den entferntern mischen sich, nach dem Verhältnisse der zunehmenden Entfernung, Licht und Farbe mehr und mehr mit der Farbe der von Dünsten erfüllten Luft, die wie ein unendlich zarter Duft alle Gegenstände umfließt, bis diese endlich am fernsten Horizont ganz in den bläulichen Luftton verdämmern; so daß wir noch ihre Hauptformen wahrnehmen, indem ihre Farbe mit der Luftfarbe verschmilzt. Das Verhältniß dieser Abstufung richtet sich nach der größern oder geringern Reinheit der Luft. Je mehr diese mit Dünsten geschwängert ist, desto stärker, je reiner sie ist, desto sanfter und unmerklicher sind die Abstufungen der Haltung, in welcher die Gegenstände erscheinen. Bei

Digitized by Google

der Luftperspective schwächen sich die Dinten, wie bei der Linearperspective die fliehenden Linien sich verkürzen. Besonders erhalten die beleuchteten Theile des Gegenstandes gebrochnere, schwebendere Farbentöne, der beschatteten Seite kommt oft der Wiederschein oder Reflex zu Hülfe. Ist der Grad der Dichtigkeit der Luft gegeben, so lassen sich auch die Grade dieser Abstufungen bestimmen, denn sie erfolgen nach eben den Gesetzen, wie die Abstufung der Größe in der Linienperspective aus einem gegebenen Abstandspunkte. Da aber die Grade in der Luftperspective sich zwar berechnen, doch nicht so mathematisch genau angeben lassen, wie in der Linienperspective; so muß der Künstler den Maßstab dafür im Auge haben, und er erlangt ihn durch aufmerksames Beobachten dieser Wirkung in der Natur. Durch die richtige Haltung und Wirkung der Luftperspective in einem Gemälde wird zweierlei bewirkt: erstens, daß jeder Gegenstand, nach Maßgabe seiner Entfernung vom Auge, in Farbe und Beleuchtung den Grad von Deutlichkeit erhält, der ihm auf seiner Stelle gebührt; zweitens, daß die verschiedenen Localtöne sich in einen Hauptton vereinigen, welcher nichts anders ist, als die allgemeine Farbe der Luft und des sie durchströmenden Lichts, welche sich zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindet. Die Localtöne der Gegenstände werden durch die Farbe des allgemeinen Tons der Luft mehr oder weniger gebrochen, nachdem dieser selbst mehr oder weniger gefärbt ist. Die Farbe der Luft ändert sich aber nach dem Stande des Sonnenlichts und nach der Beschaffenheit der im Luftraume aufgelös't schwebenden Dünste. Der Maler wählt für seinen Hauptton die Farbe, welche der Hauptempfindung und dem Charakter, welcher in seinem Gemälde herrschen soll, am gemäßesten ist. Aber was für einen Hauptton er auch wählen mag, so muß die Haltung doch immer nach denselben Gesetzen erfolgen, und dieselbe optische Wirkung, nämlich den Schein des verhältnißmäßigen Hervortretens und Zurückweichens der Gegenstände, und die harmonische Verschmelzung aller Töne in einen Hauptton bewirken. Eine richtige Haltung ist zur Wahrheit und Schönheit eines Gemäldes gleich unentbehrlich. Sie gibt ihm den täuschenden Schein der Wirklichkeit und die reizende Harmonie der Natur. Bei der Landschaftsmalerei ist die Luftperspective besonders nothwendig. Die altdeutsche und die altitalienische Schule bis auf Pietro Perugino entbehrten sie fast ganz.

Perth, die Hauptstadt in der nach ihr benannten Grafschaft in Mittelschottland, in einer höchst reizenden Gegend, wo man in einiger Entfernung die Grampiangebirge majestätisch sich erheben sieht, liegt am schiffbaren Flusse Tay, welcher durch die Stadt fließt, und über welchen eine schöne, 600 Fuß lange, auf zehn Bogen ruhende steinerne Brücke führt. Die Aussicht von derselben ist sehr schön, und der Fluß mit vielen kleinen Fahrzeugen bedeckt. Die Stadt gehört zu den schönsten in Schottland, und hat 1800 Häuser mit 20,000 Einwohnern. Sie besteht aus der ältern und neuern Stadt, wovon die letztere gegen Westen liegt, und worin der Crescent und die Rose-Terrace die vorzüglichsten Theile sind. Die Häuser dieser Terrasse, von der man eine entzückende Aussicht genießt, sind alle von gleicher Höhe und Bauart. Es sind hier eine Akademie für mathematische und philosophische Wissenschaften, eine antiquarische Gesellschaft, zwei Bibliotheken und eine Handlungsschule. Beträchtlich sind die Leinwand- und Baumwollenfabriken und Twistspinnereien.

Digitized by Google

Die jährliche Ausfuhr der Leinwand- und Baumwollenwaaren beträgt 200,000 Pfund Sterl. Ferner unterhält man Bleichen, Lederfabriken, verfertigt viele Schusterarbeiten zur Ausfuhr, und treibt einen ansehnlichen Handel. Einen nicht unwichtigen Nahrungszweig gewährt auch die beträchtliche Lachsfischerei im Flusse Tay. Die Lachse werden vorzüglich nach London verschickt. Man berechnet den Werth der jährlichen Ausfuhr davon auf 7000 Pfund Sterl. Die Umgebungen dieser Stadt sind reizend, und werden durch mehrere angelegte Spaziergänge und durch die niedlichen Landhäuser am entgegengesetzten Ufer des Tay verschönert. Eine Meile von Perth liegt am Tay der alte Sitz der schottischen Könige, Scone. Der alte Palast ist nicht mehr vorhanden, und an seiner Stelle steht eine im gothischen Geschmack erbaute Burg, der Sitz des Grafen von Mansfield, welche jetzt dem Neffen des einst so berühmten Oberrichters Lord Mansfield zugehört.

Pertinenzien, in juristischem Sinne Zubehör, Nebensachen, heißt in Beziehung auf die Hauptsache (res principalis) alles das, durch dessen Entziehung die Hauptsache in ihrem Wesen unverändert bleibt. Man unterscheidet vier Arten von Pertinenzien: 1) Pertinenzien der ersten Art, wenn ein gewisses Recht oder eine gewisse Eigenschaft auf einer körperlichen Sache haftet; 2) Pertinenzien der zweiten Art, wenn Bäume, Gesträuche und andere Gewächse auf einem Grundstücke Wurzel geschlagen haben, oder wenn eine bewegliche Sache einer unbeweglichen so fest einverleibt ist, daß sie sich von ihr ohne Schaden des Ganzen nicht wohl trennen läßt; 3) Pertinenzien der dritten Art, Sachen, welche zum beständigen Gebrauch bei einer andern angeschafft werden; 4) Pertinenzien der vierten Art, Sachen, welche die Gesetze ausdrücklich aus gewissen Gründen für Pertinenzien andrer Sachen erklären, als die Nebengebäude eines Hauptgebäudes und dergleichen.

Perturbationen, die Störungen des Planetenlaufs, sind die Abweichungen der Himmelskörper von ihrem regelmäßigen elliptischen Laufe, welche durch ihre wechselseitige Gravitation gegen einander hervorgebracht werden. Erst das von Newton entdeckte Gesetz der allgemeinen Schwere verbreitete auch hierüber ein vollkommnes Licht. Dem zufolge ist alle Materie gegen einander, mithin der Planet nicht allein gegen die Sonne, sondern auch gegen die übrigen Planeten, der Mond nicht nur gegen die Erde, sondern ganz vorzüglich auch gegen die Sonne, ja auch gegen Venus und Jupiter schwer. Nun wird der regelmäßige Lauf in der elliptischen Bahn nach den Keplerischen Gesetzen bloß durch Gravitation gegen die Sonne, beim Monde bloß durch Schwere gegen die Erde bewirkt; natürlich müssen also Abweichungen von diesen Gesetzen entstehen, wenn noch andre Kräfte mitwirken. So hat man den Schlüssel zu diesem Räthsel und zugleich die physische Ursache desselben. — Newton erklärte und bestimmte einen Theil dieser Abweichungen, z. B. den Rückgang der Knoten, das Vorrücken der Nachtgleichen, das Schwanken der Erdachse. Vieles aber, wozu sehr feine, damals noch unentdeckte Kunstgriffe der Infinitesimalrechnung nöthig sind, mußte er unbestimmt lassen. Später beschäftigte sich Clairaut, d'Alembert und Euler mit diesem Gegenstande, aber auch ihre Auflösungen sind nur als Annäherungen anwendbar. Erst Laplace fand die Formel, die allgemein gültig ist und die genauesten Resultate gibt; die Berechnungen sind aber noch nicht für alle Planeten ausgeführt.

Digitized by Google

Peru und Chili, zwei große spanische Provinzen in Südamerika. Die erste Nachricht von dem goldreichen Peru hatte Balboa (s. d. Art.) erhalten und seinen Landsleuten gegeben. Im J. 1525 erschien Franz Pizarro (s. d. Art.) mit 112 Mann auf der Küste von Peru, und drang nach mehrern mißlungenen Versuchen und nachdem er sich verstärkt hatte, über Tumbez bis Caramalca vor, von wo aus er den Inca zu einer Unterredung einladen ließ, in welche dieser endlich willigte. Bei dieser Zusammenkunft trat ein Dominicaner auf, trug dem Inca die christlichen Dogmen vor, und schloß mit der Erklärung, daß der Papst dem Könige von Castilien mit allen Ländern der neuen Welt ein Geschenk gemacht habe. Der Inca blieb ungläubig, wofür er mit seiner Freiheit und 400 unschuldige Peruaner mit dem Leben büßen mußten. Zwar kauften ihn seine Unterthanen mit unermeßlichen Summen los, bald aber ließ ihm Pizarro den Prozeß machen und ihn zum Feuer verdammen. Da der Unglückliche in der Todesangst das Christenthum annahm, wurde er aus Gnade erdrosselt. Pizarro nahm darauf von Cusco und den unermeßlichen Schätzen dieser Stadt Besitz. Die abscheulichen Greuelthaten, welche die Spanier verübten, kamen endlich zur Kenntniß Carls V., der sogleich ein eignes Gesetzbuch für die amerikanischen Reiche verfassen, einen königlichen Audienzhof in Lima einrichten ließ, und Blasco Nunnez Vela zu dessen Vorsitzer und, mit dem Titel eines Unterkönigs, zum Statthalter von Peru (1543) ernannte. Nunnez aber unterlag den keinem Gesetz gehorchenden Spaniern, und Gonzalez Pizarro machte Lima zum Schauplatz seiner blutdürstigen Grausamkeit, bis er von Pedro de la Gasca, einem Geistlichen, überwunden und auf dem Blutgerüste bestraft wurde. Gasca ordnete das Reich, und gab die Regierung in die Hände des Audienzhofs. Doch war so lange die Ruhe in Peru von keinem Bestande, als die ersten Generationen des Mord- und Raubgesindels, das sich daselbst angesiedelt hatte, fortdauerten. Der Haß der in den traurigsten Zustand herabgesunkenen Peruaner aber äußerte sich gegen die Spanier von Zeit zu Zeit, und noch im vorigen Jahrhundert in Aufständen, die jedoch bei der Stärke der spanischen Regierung bald unterdrückt wurden. In den neuesten Zeiten, da in den spanischen Besitzungen Südamerika's allenthalben die Insurrection gegen das Mutterland ausgebrochen ist, und noch von beiden Seiten mit der größten Erbitterung gekämpft wird, sind auch in Peru Unruhen entstanden und der südöstliche Theil desselben, die Provinz Potosi, welche aber nach der neuern Eintheilung von Peru abgenommen und zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata geschlagen worden ist, hat sich gänzlich der spanischen Herrschaft entzogen. Doch in dem eigentlichen Vicekönigreiche Peru haben bis jetzt die Royalisten die Oberhand behalten, der Vicekönig ist auf seinem Posten geblieben, und hat die Versuche der Insurgenten vereitelt. Das Vicekönigreich Peru begreift jetzt, nachdem der nördliche Theil zu dem Vicekönigreiche Neu-Granada, und die südöstlichen Theile zu dem Vicekönigreiche Rio de la Plata gekommen sind, ein langes in mehreren Gegenden schmales Küstenland, welches gegen 44,000 Quadratmeilen groß ist, und gegen Norden an Neu-Granada, gegen Osten an Brasilien, gegen Süden an Rio de la Plata und Chili, und gegen Westen an die Südsee grenzt. Außer mehreren Küstenflüssen, die in die Südsee fließen, sind der Maranhon oder Amazonenfluß, welcher hier seinen Ursprung nimmt, der Ucayali, ein Nebenfluß des Maranhon, und der Bogota zu bemerken. Nach der

Digitized by Google

natürlichen Beschaffenheit kann man das Land in zwei verschiedene Theile theilen, nämlich in das niedrige Küstenland, welches eine Ebene bildet, mit einem heißen Clima, und wo den gänzlichen Mangel an Regen bloß die aus dem Meere aufsteigenden Dünste und der Thau etwas ersetzen — und in den gebirgigen Theil, wo sich Bergreihen (Sierras) in einer Entfernung von 15 Meilen von der Küste hinziehen und allmälig zu den Andes emporsteigen, deren niedrige Absätze sie sind. Hier sind 8 bis 10,000 Fuß sich erhebende Hochebenen und zwischen den Andes unzählige Thäler. In dem Küstenstriche sind nur die Gegenden fruchtbar, welchen es nicht an Bewässerung fehlt, und welche an Bächen und Flüssen liegen. Fürchterliche Erdbeben richten hier zuweilen große Verwüstungen an. Auf den Sierras ist das Clima zwar rauher, aber auch gesünder. Die Producte sind: europäische Hausthiere, Lamas, Vicugna's, Quanaco's, Fische, Perlenmuscheln, Purpurschnecken, Cochenille, Seidenwürmer, Getreide, Wein, Tabak, Zucker, Caffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Chinarinde, peruanischer Balsam, Indigo, Ingwer, Zimmt, Bananas &c. Vorzüglich reich ist Peru an Gold und Silber. Humbold berechnet den jährlichen Werth des Gewinnes dieser edeln Metalle auf mehr als sechs Millionen Piaster. Auch hat man Platina, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Edelsteine, Stein- und Seesalz, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Schwefel &c. Die Einwohner, an der Zahl 1,400,000, sind theils Spanier und Creolen, theils Mestizen und Mulatten, theils Eingeborne oder Indianer, wovon ein Theil die katholische Religion angenommen hat, und unter dem Joche der Spanier schmachtet, ein anderer Theil in den Gebirgen unabhängig von der spanischen Herrschaft lebt. Die unterwürfigen Indianer werden als Unmündige angesehen, und können zu keiner Art von Staatsbedienungen gelangen. Diese werden bloß von Spaniern eingenommen, und zu den einträglichsten gelangt nicht einmal ein Creole, geschweige ein Mestize. Ackerbau und Viehzucht werden äußerst nachlässig betrieben. Die Industrie beschränkt sich auf einige Tuch-, Baumwollen-, Leder- und Goldfabriken in den Städten. Der Handel ist ziemlich lebhaft, theils zur See mit den übrigen spanischen amerikanischen Besitzungen, theils zu Lande mit Rio de la Plata. Ein Vicekönig, der alle drei Jahre abgelöset wird, steht dem Lande vor, und seine Residenz befindet sich in der Hauptstadt Lima (s. d. Art.). — Das Generalcapitanat **Chili** (oder Chile) enthält 10,440 Q. Meilen und grenzt im Norden an Peru, im Nordosten an la Plata, im Osten und Süden an Patagonien und im Westen an den großen Ocean. Es ist ein schmales Küstenland zwischen den Cordilleras und dem Ocean, zwar von mehrern Zügen der Anden durchschnitten, aber voll reizender und fruchtbarer Thäler und Ebnen. Das Clima ist gemäßigt. Die europäischen Getreidearten gedeihen eben so wohl als die Gewächse der wärmern Zone. Die Gebirge liefern verschiedene Metalle und Mineralien. Man rechnet jährlich 10,000 Mark Gold und 30,000 Mark Silber. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 750,000, unter denen der kriegerische Stamm der Araucaner noch in völliger Unabhängigkeit lebt. An der Spitze der Regierung steht ein Generalcapitän; die Audienz hat abwechselnd zu St. Jago und Conception ihren Sitz. (Vergl. **Südamerika**).

Perücken. Der Gebrauch fremder Haare findet sich schon im höchsten Alterthum, und selbst in der Fabelgeschichte. Pallas band falsches graues Haar um die Schläfe, die Arachne zu täuschen, und

Michal täuschte Sauls Abgesandte, welche den David trösten sollten, durch eine Kopfbedeckung aus Ziegenhaar, welche sie dem Götzenbilde aufsetzte. Wollte man aber auch dies nicht für Perücken gelten lassen, so erwähnt doch unleugbar Xenophon, daß Astyages (um die 50ste Olympiade) eine Perücke getragen habe, die dick und voller Haare war. Später trugen mehrere römische Kaiser Perücken. Des Commodus Perücke war, wie Lampridius berichtet, mit wohlriechenden Farben bestrichen und mit Goldstaub gepudert. Nach dieser Zeit findet sich von Perücken keine Spur bis ins sechzehnte Jahrhundert, wo Herzog Johann zu Sachsen im J. 1518 an seinen Amtmann, Arnold von Falkenstein in Coburg, schrieb, „er solle ein hübsch gemachtes Haar in Nürnberg bestellen, doch in Geheim, also daß nicht bemerkt werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es grauß und geel sey, und also zugericht, daß man es bequem auf ein Haupt setzen könne." Später wurde Frankreich das eigentliche Vaterland der Perücken, von wo aus sie sich nebst so vielen andern französischen Modethorheiten über die meisten Länder Europa's verbreiteten. Schon Heinrich III. (von 1575—1589) ließ, da er seine Haare durch eine galante Krankheit verloren hatte, die damals gebräuchlichen Deckelhauben mit fremden Haaren besetzen. Aber unter Ludwig XIII. (von 1610—1643), unter dem die feinern Sitten allgemeiner und die haarlosen Männer zahlreicher geworden waren, wurde der Gebrauch der Perücken allgemeiner. Selbst Personen, die ihrer nicht bedurften, trugen sie, um eine modische Galanterie zu affectiren. Die Mode veränderte ihre Gestalt von der hundertlockigen Allongenperücke bis zur einfachen Zopfperücke, worüber man sich aus Nicolai's gelehrter Schrift über die Perücken zur Genüge belehren kann. Die neuere Zeit hat diesen unnatürlichen Putz abgeschafft, und wem die Perücke Bedürfniß ist, der bemüht sich wenigstens, die Natur möglichst treu nachzuahmen.

Perugino (Pietro Vanucci, mit dem Beinamen il), der erste Stifter der nachmaligen römischen Malerschulen, war 1446 zu Citta della Pieve gebürtig, erhielt zu Perugia das Bürgerrecht (daher sein Beiname) und zeichnete sich früh durch seine Werke aus. Wahrscheinlich waren Bonfigli und Pietro della Francesca seine Lehrer. Seine Gemälde (urtheilt Fiorillo) haben viel Grazie; besonders gelingen ihm weibliche und jugendliche Vorstellungen; seine Wendungen sind edel und sein Colorit lieblich. Eine gewisse Härte und Trockenheit der Formen, und Armuth oder Kargheit in den Gewändern sind Mängel seiner Zeit, wovon er sich noch nicht losmachen konnte. An Erfindung ist er nicht reich. Seine Frescogemälde sind weicher und haben mehr Haltung als seine übrigen Werke, wie seine schönen Arbeiten zu Perugia, Rom, Bologna und Florenz beweisen. Unter seinen zahlreichen Schülern, die ihm zum Theil treu nachahmten, ist der berühmteste der große Rafael.

Pervigilien hießen die Feste, welche von den Alten gewissen Göttern, besonders der Ceres, Venus und dem Apoll zu Ehren Nachts gefeiert wurden.

Pescheräh, s. Feuerland.

Pest (Pestilenz), eine äußerst bösartige, gefährliche, schnell tödtende, und allgemein herrschende Krankheit, welche in einem fieberhaften Zustande besteht, der mit höchster Schwäche und Zerrüttung der Lebenskraft und gewissen örtlichen Zufällen, nämlich Beulen, Brandgeschwüren, Brandblattern und Flecken, verbunden ist. Die letztern

Digitized by Google

Zufälle sind in dieser Verbindung die charakteristischen Symptome der Pest, da die übrigen auch andern Krankheiten zukommen, welche zwar äußerst bösartig und gefährlich, auch allgemein herrschend seyn können, allein doch nicht Pest, sondern allenfalls nur pestartig genannt zu werden verdienen. In sofern aber jene Krankheit aus Asien und Afrika abstammt, und sich von da nach Europa herübergezogen hat, auch jetzt noch im Orient einheimisch ist, nennt man sie, zum Unterschiede von andern pestartigen Krankheiten auch die orientalische (levantische) Pest. Der Verlauf dieser Krankheit stimmt im Ganzen genommen mit folgendem Bilde überein. Im Anfange überfällt den Kranken meistens eine große Niedergeschlagenheit des Gemüths, äußerste Mattigkeit des Körpers, gelinder Frost mit darauf folgender Hitze, die in ein innerliches unausstehliches Feuer übergeht, Schwere des Kopfes; dazu kommen Betäubung, starre, glanzlose oder wild glänzende Augen, bleiches, bleifarbiges Gesicht, häufige Angst, Unruhe, Entkräftung, tödtliche Schwäche, Irreseyn. Bei Manchen stellt sich Ekel und Erbrechen ein. Der Durst ist unauslöschlich, die Zunge dunkelroth oder weißlich belegt, die Sprache undeutlich. Im weitern Verlaufe der Krankheit wird das Gesicht oft lebhaft roth, das Athemholen schnell und ängstlich; zuweilen stellt sich gallichtes, grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen, auch ähnlicher Durchfall ein. Das Irrereden geht zuweilen in Raserei über. Der Urin war oft natürlich, zuweilen trübe, schwarz, weißlich oder blutig. Zuweilen entstehen Blutflüsse. Wo die Krankheit nicht schnell den Tod herbeiführt, zeigen sich bald anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen und unterhalb derselben, bisweilen auch in den Ohrendrüsen, unter den Kinnladen, unter den Achseln, am Halse; auch Carbunkeln, kleine weiße, schwarzgelbe, schwarze, brandige Blätterchen über den ganzen Körper. Der Schreck, die Angst, die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welche sich gleich beim ersten Eintritte der Pest der Kranken bemächtigen, vermehren das Schreckliche und Gefährliche derselben. Die Allermeisten, welche die Krankheit im hohen Grade überfällt, sterben an derselben. Bei Vielen tritt der Tod schon den ersten Tag, oft schon in einigen Stunden nach dem Ausbruche derselben ein; bei Andern verzögert er sich bis zum zweiten oder dritten Tage. Bei solchen Kranken, an welchen die Beulen und Carbunkeln in etwas größerer Anzahl zum Vorschein kommen, sich erheben, und in Eiterung versetzen, ist mehr Hoffnung zur Genesung, als bei denen, wo dies nicht geschieht. Viele Personen indessen, die von der Seuche befallen werden, bekommen sogleich Beulen (Bubonen) und Carbunkeln ohne die übrigen Zufälle und ohne Fieber. Diese kommen leichter davon. Die Beulen und Carbunkeln gehen in Eiterung über oder verhärten sich auch zuweilen, werden geheilt oder ausgeschnitten. Ueber den Ursprung der Pest und die Ursachen ihrer Verbreitung sind die Meinungen nach dem tiefern oder höhern Stande der Heilwissenschaft und Cultur verschieden gewesen. In den ältesten Zeiten, wo man große und schreckliche Wirkungen, deren Ursachen man nicht ergründen konnte, der Einwirkung von Geistern und Dämonen zuschrieb, hielt man auch die Entstehung der Pest für das Werk derselben. Späterhin glaubte man, in gewissen Veränderungen der Luft, giftigen Dünsten, die sich aus der Luft herabsenkten, in ganzen Wolken von unendlich kleinen Insekten, welche durch das Athemholen, durch Speisen, oder durch die Einsaugung der Haut in den Körper kämen und das Blut verdür-

Digitized by Google

den, ihre Ursache zu finden. Die Aerzte suchten nach dem Zuschnitte ihrer Lehrmeinungen die Ursache bald im Uebermaße sulphurischer Theile im Blute, bald in Gerinnung oder Auflösung desselben, u. s. w. Auch über die Existenz eines ansteckenden Stoffes waren die Stimmen lange Zeit getheilt; Viele hielten die Pest für ansteckend, Andere für nicht ansteckend. Gegenwärtig glaubt man, auf überwiegende Erfahrungen gestützt, allgemein an ein Contagium, welches die Krankheit verbreiten kann. Die Pest ist eine specifische, von allen andern unterschiedene Krankheit, und kann nur in den Gegenden, wo sie eigentlich zu Hause ist, sich von selbst erzeugen. Hitze, ungesunde Luft, schlechte Nahrungsmittel und Unreinlichkeit begünstigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Das Wesen derselben scheint in einer Verminderung der Lebenskraft zu bestehen, welche so plötzlich und allgemein erfolgen kann, daß die Bestandtheile des Körpers, vorzüglich die Blutmasse, von ihrer Normalbeschaffenheit gänzlich abweichen, und als verdorben (zu fest oder zu flüssig) erscheinen, und das Leben zerstört wird, oft ehe noch die Kraft des Nervensystems eine Reaction zu Stande bringen kann. Wo der Fortgang der Krankheit nicht so rasch ist, entstehen Fieberbewegungen und örtliche Entzündungen, welche den Ueberrest der schon herabgesetzten Lebenskraft bald erschöpfen. Man hat bei Leichenöffnungen der Pestkranken sowohl im Gehirn, als in der Brust- und Bauchhöhle Ansammlungen von geronnenem oder zersetztem, flüssigem schwarzen Blute, Entzündungen ganzer Flächen der Häute, und brandartige entzündete Flecken in großer Menge gefunden, welche darauf hinweisen. Die Beulen geben schlechtes, fauliges Eiter und erstrecken sich tief nach innen; die Carbunkeln sind Brandbeulen, welche schon den Anfang des Todes vorstellen und abgestorbene Theile enthalten, auch meistens tief nach innen sich fortpflanzen. Wo die Naturkraft noch hinlängliche Energie besitzt, da entstehen die Lokalentzündungen häufiger auf der Haut, als innerlich, die Bubonen werden bald in Eiterung versetzt, auch die Brandbeulen geben, wenn sie ausgeschnitten werden, besseres Eiter und sondern sich ab; das Fieber löset sich durch heftigen Schweiß; die Wiederherstellung gelingt nur mit ganzer Kraftanstrengung der Natur, durch welche die Menschen erschöpft, lange Zeit Gerippen ähnlich umherschleichen. Hat sich die Krankheit ausgebildet, so wird sie ansteckend. Daher die fürchterlichen Verheerungen, welche die Pest von jeher, sowohl in Asien, als Europa angerichtet hat. Ohne Zweifel haben Pestseuchen sich als natürliche Folgen des Beisammenseyns großer Menschenmassen, vorzüglich unter den wärmern Himmelsstrichen schon in den ältesten Zeiten eingefunden. Zu den berühmtesten gehörte die von Thucydides meisterhaft geschilderte Pest, welche im dritten Jahre des peloponnesischen Krieges (430 vor Chr. Geb.) in dem von den Spartanern belagerten Athen wüthete. Ein großer Theil der Bewohner von Attika hatte sich in die Stadt geflüchtet; Furcht, Schrecken, Mangel an Lebensmitteln, Verderbniß derselben, und Verunreinigung der Luft durch die unzählige Menschenmenge erregten und verbreiteten die Seuche bald in der ungeheuern Stadt. Am siebenten oder neunten Tage erfolgte gemeiniglich der Tod. Die Pest in dem belagerten Jerusalem 72 nach Chr. Geb. hat Josephus geschildert. In Rom herrschte die Pest 77 unter Vespasian, unter Mark Aurel 170, wo sie fast ganz Europa und Asien durchzog, unter Commodus 189, und vorzüglich unter Gallianus 262, wo in Rom in einem Tage allein an 5000 Menschen gestorben seyn

Digitized by Google

sollen. Seit diesen Zeiten zog die Pest immer in Italien, Griechenland, Asien und Afrika herum, und brach vorzüglich in volkreichen Städten aus, z. B. in Constantinopel unter Justinian 544, wo an 1000 Todtengräber zur Beerdigung der Todten nicht zugereicht haben sollen. Diese fürchterliche Pest setzte ihre Verwüstungen 50 Jahre mit nur kurzen Unterbrechungen fort. Die deutschen Kriegsheere wurden in Italien von jener Pest ergriffen und brachten sie 555 u. s. w. nach Deutschland, wo sie seit dieser Zeit an verschiedenen Orten ausbrach, z. B. im J. 565, besonders in Trier, 583, 590, wo sie auch in Rom wüthete. Im siebenten Jahrhunderte war sie in Sachsen. Im J. 823 war sie in ganz Deutschland, und 875 — 877 besonders in Sachsen und Meißen äußerst verheerend. Eben so 964. Im elften Jahrhunderte brach sie wenigstens sechs Mal in Deutschland meist nach oder mit Hungersnoth so heftig aus, daß die Menschen der damaligen Zeit glaubten, die Gottheit wolle das ganze Menschengeschlecht vertilgen. Weil man sie übernatürlichen Einflüssen zuschrieb (zuweilen hatte man auch die Juden in Verdacht, als wenn sie durch Vergiftung der Brunnen u. s. w. sie verursacht hätten), so dachte man noch immer nicht an kräftige Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung und Beschränkung. Im zwölften Jahrhundert hielt sie wohl über 25 Jahre in Deutschland an; im dreizehnten brachten die von den Kreuzzügen zurückkehrenden Soldaten sie nach Europa und Deutschland. Im vierzehnten durchwanderte sie mehrere Striche Deutschlands. So wüthete sie 1317 in Lübeck, wo gegen 90,000 Menschen starben, 1349 in Straßburg, 1357 in Cöln, 1358 in Leipzig, 1363 in Dresden ꝛc. Im funfzehnten Jahrhundert raffte sie z. B. 1406 in Sachsen, besonders in Meißen, 1420 in Augsburg, 1429 wieder in Leipzig u. a. viele Menschen weg; in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wüthete sie in ganz Europa, z. B. in Paris; 1450 in Dresden, 1451 in Cöln, in Mecklenburg, besonders in Rostock ꝛc.; 1463 in Thüringen und 1472 beinahe in ganz Sachsen, und später in den Niederlanden, und war durch schreckliche Zufälle ausgezeichnet. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit stellen uns die grausendsten Gemälde menschlicher Noth und Härte auf. Im funfzehnten Jahrhundert kam eine neue pestartige Krankheit aus England, — der englische Schweiß. Im sechzehnten Jahrhundert herrschte die Pest wieder in ganz Deutschland, 1504 in Sachsen, besonders in Leipzig, wo sie auch 1519 wieder aufloderte, 1533 in Nürnberg, 1535 in Augsburg, 1540 in Dresden, 1541 in Wien, 1547 in Ulm, Lübeck ꝛc., 1598 in Freiburg. Zugleich verbreitete sich der englische Schweiß durch die Seestädte in das Innere von Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien. Ungeachtet schon mehrere Anstalten getroffen, z. B. Pesthäuser errichtet wurden, so herrschte sie doch noch das siebenzehnte Jahrhundert hindurch in Deutschland, namentlich in Sachsen, vorzüglich in Leipzig von 1607 mehrere Jahre, abermals 1624, 1630 und 1632; in Dresden 1632 und 1633; 1637 in Meißen; 1644 verderbend in Leipzig; 1666 und mehrere Jahre in den Rheingegenden, 1680 abermals in Sachsen, namentlich in Leipzig. Da in den Gegenden des Orients, in Griechenland, der ganzen europäischen und asiatischen Türkei die Pest nie ganz aufhört, so kam sie durch den Handel im mittelländischen Meere unaufhörlich nach Italien, Frankreich und Deutschland, so wie durch Ungarn, Polen, Siebenbürgen. Die Grenzcordons und die Quarantainen (s. d. Art.) in den Seestädten wurden anfangs nicht so streng

beobachtet; so wurde noch 1720 durch ein levantisches Schiff die Pest in Marseille und in der ganzen Provence verbreitet. 1795 und 1796 hatte sie sich in die türkischen Grenzländer und weiter verbreitet. Ihr wurde aber bald durch Aerzte, wie Schraud und Hildenbrand, und thätige Vorkehrungen der Regierungen Einhalt gethan. (S. des erstern Geschichte der Pest in Sirmien). — Die ältesten Völker glaubten durch Opfer, die Christen durch Prozessionen und Gebete, die Pest zu entfernen. Die alten Aerzte versuchten mancherlei Methoden; aus dieser Zeit schreiben sich viele schweißtreibende Mittel her. Durch die Forschungen und Aufopferungen vieler würdigen Aerzte ist man jetzt der Natur und Heilart dieser Krankheit näher gekommen, als man ehemals konnte, wo Mangel an Muth eben so hinderlich war, als Mangel an Kenntnissen. Vorbauungsmittel zur Verhinderung der Ansteckung, und wenn diese geschehen ist, möglichst baldige Ausschaffung des Giftes aus dem Körper, Verminderung der innerlichen Entzündungen, Aufrechthaltung der Energie des arteriellen Blutsystems, Bekräftigung des Nervensystems, Beförderung der Eiterung, zeitige Ablösung der Brandbeulen, sind die Hauptzüge der Behandlung, welche den Verschiedenheiten der Seuche selbst, und der befallenen Individuen gemäß modificirt werden muß. Zum Schlusse erwähnen wir noch eines Mittels, welches als Präservativ- und Heilmittel neuerer Zeit zuerst von dem zu Alexandrien angestellten englischen Agenten und Generalconsul, Georg Baldwin, empfohlen wurde. Dieser hatte während seines vieljährigen Aufenthalts im ottomannischen Reiche Gelegenheit genug, über die Pest Beobachtungen anzustellen, und brachte unter andern in Erfahrung, daß unter einer Million Menschen, die in Ober- und Unterägypten an der Pest gestorben waren, nicht ein einziger Oelträger sich befunden hatte. Hieraus schloß er, daß Baumöl ein Verwahrungsmittel gegen die Pest sey, und ermunterte zunächst den Pater Ludwig von Pavia, Pfarrer und Oberaufsichtsträger des Pestspitals zu Smirna, Versuche mit diesem Mittel anzustellen, deren Erfolg seine Erwartung übertraf. Er theilte diese Entdeckung sofort dem Grafen Leopold von Berchtold bei dessen Anwesenheit in Alexandrien im November 1795 mündlich mit, welcher sie bei seiner Zurückkunft 1797 nebst dem Bericht des Paters Ludwig durch den Druck bekannt machte. Die Anwendung dieses Mittels ist folgende: Sogleich den ersten Tag, an dem man Pestsymptomen an einer Person wahrnimmt, wird der ganze Körper derselben, die Augen ausgenommen, mit lauwarmem Baumöl stark und schnell eingerieben. Während dessen werden Fenster und Thüren des Zimmers sorgfältig verschlossen, und mit Wachholderbeeren und Zucker stark ausgeräuchert. Nach Beendignng der Einreibung wird der Kranke wieder in das Bette gebracht. Gewöhnlich folgt hierauf ein starker Schweiß, welcher durch Hollunderthee befördert wird. Die Einreibung wird ein oder auch zwei Mal jeden Tag so lange fortgesetzt, bis heftige Schweiße erfolgen. Sind Pestbeulen vorhanden, so müssen sie öfters mit Oel eingerieben werden, bis sie durch erweichende Umschläge zur Eiterung gebracht werden können. Diese Einreibungen sollen auch ein sicheres Präservativmittel gegen die Pest seyn. Außer Smirna ist die vortreffliche Wirkung dieses Mittels in verschiedenen Gegenden Aegyptens, in Constantinopel und der Wallachei erprobt worden, daher der Gebrauch desselben in den türkischen und angrenzenden russischen und österreichischen Besitzungen immer allgemeiner wird. H.

Digitized by Google

Pestalozzi (Johann Heinrich), gehört unter die Wohlthäter der Menschheit, deren nicht jedes Jahrhundert einen aufzuweisen hat. Seinem Vater, einem Arzte zu Zürich, wurde er den 12ten Januar 1745 geboren, und nach dessen frühem Verluste von frommen Verwandten auf altväterliche, einfache Weise erzogen. Innige Religiosität, starkes Rechtsgefühl, Mitleid gegen die Armen und zärtliche Liebe zu kleinen Kindern deuteten schon in dem Jünglinge auf den Beruf, den er als Mann wählen würde. Für seinen Geist hatten Sprachen den meisten Reiz; Neigung und Verhältnisse entschieden ihn im 18ten Jahre für das Studium der Theologie, das er jedoch nachher, da ein Versuch zu predigen ihm fehlgeschlagen war, mit der Jurisprudenz vertauschte. Einige damals von ihm in den Druck gegebene Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung und die Uebersetzung einiger Reden des Demosthenes waren Proben seines angestrengten Fleißes und seiner Talente. Doch sollte die Gelehrsamkeit ihm nicht der Weg zum Ruhme werden. Rousseau's Emil hatte ihm die Unnatur des Gelehrtenstandes und der ganzen europäischen Bildung fühlbar gemacht, als eine schwere Krankheit, die er sich durch das Uebermaß des Studirens zugezogen, ihn bewog, sogleich nach seiner Genesung den größten Theil seiner, beim Studium des Rechts und der vaterländischen Geschichte mühsam aufgesetzten Excerpte und Sammlungen zu verbrennen, allem Umgange mit Büchern zu entsagen, und ein Landmann zu werden. Bei einem Oekonomen zu Kirchberg bei Bern erwarb er sich die nöthige technische Kenntniß, und kaufte sich dann von seinem väterlichen Erbtheile ein wenig bebautes Stück Land bei Birr, unweit Lenzburg, baute ein Wohnhaus darauf, und fing nun auf diesem Gütchen, das er Neuhof nannte, in einem Alter von 22 Jahren zu wirthschaften an. Seine Verheirathung mit Anna Schultes, einer Kaufmannstochter aus Zürich, brachte ihn in Verbindung mit einer Kattunfabrik, an deren Geschäften er thätigen Antheil nahm. In diesem ländlichen Verhältnisse lernte er das sittliche Elend des Volks aus eigener Anschauung kennen, und voll Erbarmen und Muth zu helfen, begann er im Jahre 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlaßner Bettelkinder in sein Haus. Bald sah er sich von mehr als 50 solcher Knaben umgeben, denen er Vater, Lehrer und Versorger ward. Er bestritt dies große Unternehmen ganz aus eigenen Mitteln, sein erhabener Zweck, die hülflosen Kleinen zu Menschen zu bilden, fand kaum irgendwo Anerkennung, und ob er gleich in Feldbau, Hauswirthschaft und Fabrikarbeit, die er mit ihnen neben dem eigentlichen Unterrichte als Mittel zu diesem Zwecke betrieb, richtigen Ueberblick und große Ansichten hatte, fehlte ihm doch der Tact und die Anstelligkeit für die Kleinigkeiten, die, was den äußern Gewinn betrifft, in diesen Fächern von so bedeutender Wichtigkeit sind. Seine Gutmüthigkeit wurde verspottet, sein Vertrauen auf die Redlichkeit der Menschen gemißbraucht, der Aufwand seines Haushalts kam begreiflicher Weise in Mißverhältniß mit seinem Erwerbe, nach und nach setzte der edle Mann bei der einfachsten Lebensweise den größten Theil seines Vermögens zu, und gerieth in Armuth. Das Hohngelächter der Weltklugen, die in seinem Streben nichts als Schwärmerei und Thorheit sahen, machte ihn jedoch keinen Augenblick irre, und mitten unter diesem Ringen mit Schmach von außen und Noth im Hause kamen die merkwürdigen Erfahrungen über die Quellen des Elends in den niedern Ständen, die fruchtbaren Ideen und Vorschlä-

ge zur Rettung dieser vernachlässigten Menschenclasse zur Reife, welche er in seinem originellen Volksromane Lienhardt und Gertrud (zuerst 1781 in 4 Bänden) mit einer Kraft und Innigkeit, wie keiner vor und nach ihm, dargelegt hat. Die Beschreibung der Schule Glülfi's zu Bannal in diesem Buche enthält viele charakteristische Züge von Pestalozzi's damaligem Leben und Wirken zu Neuhof. Zur Erläuterung dieses wenig verstandenen Volksbuchs schrieb er bald darauf 1782 Christoph und Else, außerdem Abendstunden eines Einsiedlers in Iselins Ephemeriden, worin er die erste Darstellung von seiner Methode gibt, ein Schweizerblatt für das Volk 1782 und 83, eine Abhandlung über Gesetzgebung und Kindermord und die gedankenreichen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts 1797. Dieses letztere Werk kam in einer Zeit zu Stande, wo Pestalozzi's Gemüth durch Kränkungen und Unfälle aller Art in hohem Grade verbittert und fast mit der Menschheit zerfallen war. Das Ausbleiben aller Unterstützung von Seiten der Regierungen nöthigte ihn endlich, ein Unternehmen aufzugeben, das offenbar die Kräfte des Einzelnen überstieg, und nur Sache des Staats seyn konnte. Das Bewußtseyn, mehr denn hundert elende Kinder gerettet und zu brauchbaren Menschen gebildet zu haben, begleitete ihn, als er Neuhof verließ und mit Unterstützung des neuen schweizerischen Directoriums 1798 ein Erziehungshaus für Bettelkinder zu Stanz anlegte. Beinahe 80 Kindern aus der Hefe des Volks wurde er hier allein Lehrer, Vater und Diener. Doch noch vor Ablauf des Jahrs zerstörte der Krieg und die Cabale einer ihm ungünstigen Partei auch diese schnell aufblühende Anstalt, und mit Undank belohnt, ging Pestalozzi nach Burgdorf, um Schulmeister zu werden. Eine Sammelschule war hier bald eingerichtet, Pensionärs traten hinzu und machten die Annahme gleichgesinnter Mitarbeiter möglich. Eine Schrift über die Anwendung seiner Methode durch die Mütter, die Pestalozzi 1801 herausgab, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und die 1803 und 4 zuerst erschienenen Elementarbücher, das Buch der Mütter und die Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse, fanden schon an vielen Orten ein empfängliches und zur Anwendung geneigtes Publicum. Neue Unannehmlichkeiten zog sich Pestalozzi jedoch in dieser Zeit durch seine lebhafte Theilnahme an den politischen Händeln der Schweizer zu. Er war ein entschiedener Demokrat und Mann des Volks, das ihn auch 1802 als seinen Anwalt zum ersten Consul nach Paris sendete; und in seinen 1802 zu Bern erschienenen Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, brachte er Rügen und Vorschläge zur Sprache, die bei der damaligen Gährung der Gemüther besonders die Vornehmeren wider ihn einnehmen mußten. Aber ob er gleich eben darum mit seiner Erziehungsanstalt sich selbst überlassen blieb, gelangte sie doch durch den Geist der Liebe und Ordnung, mit dem er sie beseelte, durch den Beitritt thätiger und geschickter Lehrer, die ganz in die Idee seiner Methode eingingen, und durch die Uneigennützigkeit seiner Foderungen an die Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge zu schnellem Gedeihen und Ansehn. Aus Ursachen, die nicht öffentlich bekannt geworden sind, zog Pestalozzi mit seiner Erziehungsanstalt im Anfange des Jahrs 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, wo er mit Fellenberg in nähere Verbindung

Digitized by Google

trat, und noch in demselben Jahre von da nach Yverdon, wo er das ihm von der Regierung eingeräumte Schloß mit seinen Lehrern und Zöglingen noch jetzt bewohnt. Ueber den jetzigen Zustand dieses Instituts vergl. d. Art. Yverdon. Pestalozzi's Methode ist seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts ein Gegenstand lebhafter pädagogischer Verhandlungen und Streitigkeiten geworden, deren Grund theils in dem Mangel an logischer Bestimmtheit und systematischer Ordnung in seinen eigenen Darstellungen derselben, theils in den überspannten Lobpreisungen seiner Bewunderer, theils in der Empfindlichkeit einiger Pädagogen, die die Zuversichtlichkeit seines Tones und die Geringschätzung, womit er und seine Vertheidiger von dem bisherigen Zustande der Pädagogik sprachen, beleidigen mußte, zu suchen ist. Was Pestalozzi sich hierbei zu Schulden kommen ließ, war die natürliche Wirkung seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der neuen Literatur und seiner von dem gewöhnlichen Charakter der Gelehrten ganz abweichenden Individualität. Er ist ein Gefühlsmensch, der den Reichthum seiner Ideen im Gedränge des Lebens und Wirkens instinctmäßig aus sich selbst geschöpft und besser ins Werk gesetzt hat, als er sie auszusprechen wußte. An Genialität, an Gediegenheit und Tiefe der Einsicht, an Kraft und Fülle des Geistes kommt er den größten Genien aller Zeiten gleich, und in der Liebe zum Volke, in der Aufopferung seines ganzen Wesens für das wahre Wohl der Menschen, im kindlichen Sinne, der ihn auch im hohen Alter nicht verlassen hat, in der Begeisterung und ausharrenden Energie des Wirkens stand er neben dem Egoismus und der moralischen Erschlaffung der Zeitgenossen seines öffentlichen Auftretens fast einzig da. Originell und in ihrer gegenwärtigen Begründung ihm ganz eigen ist die Idee seiner Methode (vergl. d. Art. Methode), allen Unterricht auf sinnliche und intellectuelle Anschauung zu bauen (vergl. d. Art. Anschauungslehre) und die Bildung des Kindes zum Menschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Uebung seiner Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenständen zu bewerkstelligen. Nicht das Einlernen der Fertigkeiten im Rechnen, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen u. s. w., sondern die Uebung der Kraft des Kindes an diesen Gegenständen ist nach Pestalozzi's Idee der Zweck des Elementarunterrichts, dessen Wesen er daher mehr in der Form als im Stoffe findet. Reinmenschlich und herzerhebend sind die Grundsätze und Ansichten, von denen er bei der neuesten und verständlichsten Schilderung seiner Methode in einer vor der Gesellschaft schweizerischer Erziehungsfreunde zu Lenzburg gehaltenen Rede ausgeht (abgedruckt in Pestalozzi's Wochenschrift für Menschenbildung, 3ter und 4ter Band. 1810 und 12). Diese Rede, Niederers, seines geistvollsten Mitarbeiters, Erwiederung auf den Bericht über die Pestalozzische Erziehungsanstalt zu Yverdon an die Tagsatzung, welchen die zur Prüfung ernannten Commissarien nach einer fünftägigen flüchtigen Beobachtung zweideutig und schielend 1810 abgefaßt hatten, Gruners Briefe aus Burgdorf 1806 und Johannsens Kritik der Pestalozzischen Methode 1804 muß man lesen, um ihn und sein Werk genauer kennen zu lernen. Noch sieht er es nicht für vollendet an, aber was er schon vollbracht hat, verdiente die Aufmerksamkeit und Anwendung, durch die Spanien, Frankreich, Preußen, mehrere kleinere deutsche Staaten und die Reichsstädte Bremen und Frankfurt ihn geehrt und die Aufmunte-

rung, welche die von seinen Gehülfen errichteten Institute in Neapel, Petersburg und Nord-Amerika gefunden haben. Glückliche Erfolge haben diese weitere Verbreitung der Pestalozzischen Methode, wo sie richtig aufgefaßt und im Geiste ihres Stifters ausgeübt wurde, gekrönt und die Nachwelt wird nicht vergessen, was das jetzt lebende Geschlecht diesem seltenen Manne verdankt. — Seine persönliche Darstellung ist schlicht, wie sein Innres. Bei einer nicht großen, vom Alter schon gedrückten Figur, stets in nachlässiger, schwarzer Kleidung, kündiget sein grades, derbes und rücksichtloses Betragen, sein fast bäurischer, züricher Dialekt den freien, einfachen Schweizer an, der über seine Idee alles Andre in der Welt vergessen hat. Aus der leichten Röthe auf den gedrungenen Zügen seines faltenreichen Gesichts, aus der Lebhaftigkeit und Tiefe seiner freundlichen Augen leuchtet sein innres Feuer und seine Gutherzigkeit hervor. Jetzt sieht man in ihm leider nur noch den Schatten von dem, was er war. Die Unternehmung einer neuen Ausgabe seiner Werke, deren Ertrag er zum Fonds einer 1818 von ihm gestifteten Armenschule bestimmt hat, scheint der letzte Aufschwung seiner Kraft gewesen zu seyn, und die Schwäche des Alters ihn der Leitung eines ihm an Gemüth wenig ähnlichen Jüngers preisgegeben zu haben. — E.

Pesth, die wohlhabendste und lebhafteste Stadt Ungarns, in der pesther Gespannschaft, liegt in einer an Wein reichen Gegend, am linken Ufer der Donau, Ofen gegenüber, mit welcher Stadt sie durch eine lange Schiffbrücke verbunden ist. Sie ist wohlgebaut und wird immer mehr vergrößert und verschönert, so daß sie mit den vier hübschen Vorstädten 2900 Häuser und 42,000 Einwohner zählt. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnen sich, außer den sieben Kirchen und dreizehn Klöstern, aus: die prächtige Grenadier-Caserne in der Stadt, die noch prächtigere Artillerie-Caserne in der Leopoldstadt, die Universitätsgebäude, das ansehnliche Invalidenhaus und das vortreffliche Theater. Es befindet sich hier seit 1784 eine reich dotirte Universität, worauf 1816 über 800 Studenten gezählt wurden und zu welcher eine Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Naturalien- und Kunstsammlung, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater und ein chemisches Laboratorium gehören; die Sternwarte derselben liegt bei Ofen; ferner ein Generalseminarium zur Bildung gelehrter Theologen, mehrere gelehrte Schulen, eine Thierarzneischule, ein englisches Fräuleinstift zur Bildung von mehr als 400 Mädchen, vier Buchhandlungen, das ungarische Nationalmuseum, welches die vollständige Sammlung alles dessen beabsichtigt, was die Landeskunde von Ungarn erläutern kann, und die Reichsbibliothek, eine Naturalien-, Kunst-, Antiquitäten-, Münz-, Siegel-, Waffen- und technologische Sammlung und Denkmäler und Abbildungen berühmter Ungarn begreift; und die ansehnliche vom Grafen Szecheny der Nation geschenkte Bibliothek von Schriftstellern über Ungarn und die angrenzenden Länder, zu deren Erhaltung und Fortsetzung eigene Fonds angewiesen sind. Pesth ist der Mittelpunkt des ungarischen Handels, und es sind daselbst 8 Großhändler und gegen 90 sehr bedeutende Handlungen, die ebenfalls zum Theil Handel en gros betreiben. Auf den vier äußerst wichtigen jährlichen Märkten werden ungemein große Geschäfte mit ungarischen Naturproducten (vorzüglich Schafwolle, Tabak, Wein, Honig, Vieh), österreichischen Fabrikaten und türkischen Speditionswaaren gemacht. Auf jedem derselben werden gegen fünf Millionen Gulden umgesetzt. Polnische Juden,

Digitized by Google

Griechen, Türken und wiener Großhändler machen auf diesen Märkten die Hauptgeschäfte. Hier ist eine Oel-, Tabak- und Lebe-fabrik und eine große Seidenzeug- und Flormanufaktur und mehrere kleinere; auch eine Silberdrahtzieherei und viele ungarische Schuh- oder Zischmenmachermeister, Corduanbereiter und Goldschmiede. Gleich östlich von der Stadt am Bache Rakos ist die Ebene, wo ehedem die ungarischen Reichstage gehalten wurden. Pesth ist auch der Sitz der Septemviraltafel, oder des höchsten Appellationsgerichts, ehemals aus 7, jetzt aus 20 Beisitzern bestehend, unter dem Präsidium des Palatinus, von welchem weiter keine andere Entscheidung Statt findet, und der königlichen Tafel, welche theils ein Appellationsgericht, theils ein Justizgericht erster Instanz ist.

Petarde, ein Sprenggeschütz, das heißt, ein metallnes Geschütz in Form einer Glocke, welches mit Pulver gefüllt und an Thore, Mauern, Brücken gehängt wird, um sie mittelst derselben zu sprengen; daher **petardiren**, das Sprenggeschütz anwenden, und **Petardier**, ein Feuerwerker. Unter **chinesischen** Petarden versteht man ein Feuerwerk, welches im Zimmer abgebrannt werden kann. — Wegen der Form hat man in neuern Zeiten auch eine gewisse Art Wagen **Petarden** genannt.

Petechien (auch Peteschen, Flecken, lateinisch petechiae, lenticulae, Linsen, der Aehnlichkeit wegen genannt), sind kleine rothe Flecken auf der Haut des Menschen. Sie gehören eigentlich zu den Exanthemen oder fieberhaften Hautausschlägen, stellen sich in verschiedener Größe ein, als bloße Punkte bis zu der Größe von kleinen Linsen, erscheinen meistens in unzähliger Menge, machen aber keine Erhabenheit, sondern sind ganz flach, an der Farbe entweder hellroth, oder mißfarbig, dunkel, bräunlich und blau. Das Fieber, bei welchem die Petechien als Symptom erscheinen, gehört in die Classe des Nervenfiebers, und zwar in die Unterart desselben, wo das Nervensystem der Haut der ursprünglich afficirte Theil ist und die Krankheit meistens von einem ansteckenden Stoffe herrührt, auch in vielen Fällen denselben wieder erzeugt; daher die epidemisch herrschenden Nervenfieber meistens solche Petechialfieber, oder sogenannte Fleckfieber sind. Diese Petechialfieber können in sehr verschiedenem Grade und Charakter vorkommen. Als Fieber beginnen sie alle gewöhnlich mit Frost, auf welchen Hitze folgt, als Nervenfieber haben sie das Besondere, daß das Gemeingefühl gleich anfangs sehr afficirt ist, ein ausgezeichnetes Gefühl von Müdigkeit der Glieder sich bemerklich macht, und daß schon bei dem ersten Anfalle sonderbare und besonders lebhafte Träume die Exaltation der Phantasie, baldiges Delirium, und überhaupt den angegriffenen Zustand des Nervensystems andeuten. Um deßwillen ist auch jedes Petechialfieber mit bedenklichen Zufällen begleitet, und allezeit für besonders gefährlich gehalten worden. Die Meinungen über die Flecke sind meistens sehr verschieden gewesen. Die ältern Aerzte haben sie von einer besondern Schärfe im Blute, oder vielmehr im Blutwasser, angesehen, welche von salzig-schwefeligen und schleimigen, der Verderbniß unterworfenen Stoffen im Körper herrührten, welche aus demselben ausgeschafft werden sollten, anstatt dessen aber sich dem Blute beigemischt hätten. Andere haben sie für die Folge einer im Körper selbst erzeugten und auf die Haut abgesetzten Schärfe angesehen, haben sie daher für die Krankheit heilsam entscheidend gehalten, und durch hitzige schweißtreibende Mittel hervorzubringen gesucht. Späterhin setzten manche Aerzte

Digitized by Google

diese Fieber überhaupt ohne Unterschied in die Classe der Krankheiten von Schwäche, unter die faulichten, oder unter die asthenischen Fieber, und hielten die Flecken für ein zufällig erscheinendes Symptom, wovon die Veranlassung grössere Schwächung durch Aderlaß, oder Erregung des Blutes durch hitzige Mittel, Verunreinigung des Blutes durch eingeschlossene Luft, zurückgehaltene Darmreinigungen, oder vielleicht auch durch epidemische Beschaffenheit der Luft, sey, und sie beständen demnach in einer bloß passiven Ausschwitzung des Blutes unter der Epidermis. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Flecken von einem activen und zwar entzündlichen Zustand in der Haut entstehen, namentlich in dem Gewebe der Haargefäße, welches das Nervensystem der Haut umgibt, und daß hier überhaupt der Heerd der Krankheit zu suchen sey, von wo aus das ganze Gefäß- und Nervensystem gestört und angegriffen wird. Der Charakter dieses Petechialfiebers ist entweder echt entzündlich, oder putrid (faulicht); im ersten Falle sind die Flecken hellroth, im andern aber mißfarbig, blau, zuweilen schwarz. Beide können von Ansteckung entstehen, das Letztere entwickelt sich aber unter günstigen Umständen von selbst und erzeugt jedesmal einen ansteckenden Stoff. Weil bei Armeen, in Lazarethen und Hospitälern vorzüglich viele Ursachen zur Erzeugung dieses Fiebers mit putridem Charakter vereint wirken, und dieses daher gewöhnlich entsteht, so benennt man es auch bloß mit dem Namen Hospitalfieber (s. d. Art.). Das Petechialfieber ist nicht immer von gleicher Gefahr. Die Zufälle sind zwar jedesmal bedenklich, weil das wichtigste System, das Nervensystem, ursprünglich ergriffen und daher sehr gestört ist; allein dessen ungeachtet hat das echt entzündliche, von Ansteckung entstandene, wenn es nur richtig behandelt wird, nicht mehr Gefahr bei sich, als jedes andere einfache entzündliche Fieber. Dagegen ist das von selbst entstandene und das, welches den putriden Charakter angenommen hat, von weit größerer Gefahr, weil die Kräfte schon im Sinken sind, die Beschaffenheit des Blutes schon fehlerhaft, und daher zur Unterhaltung der Nervenkraft nicht nur untauglich wird, sondern durch Absetzung schädlicher Stoffe dasselbe noch mehr zerrüttet. Die Dauer des Petechialfiebers ist meistens 21 Tage. Die Petechien erscheinen zuweilen bald, zuweilen erst nach den ersten acht Tagen, und verschwinden allmälig wieder, indem sie immer blässer werden. — Eine ähnliche Erscheinung hat man den Petechien zur Seite gesetzt, welche jedoch einen sehr verschiedenen Grund hat. Dies ist die Blutfleckenkrankheit. Hier erscheinen gleichfalls auf der Haut des ganzen Körpers eine große Menge solcher platten, meistens runden, dunkelrothen und blauen Flecken, von der Größe kleiner Linsen. Damit ist gewöhnlich viel Abgang von schwarzem flüssigen Blute aus dem Munde, oder mit dem Stuhlgange verbunden, übrigens aber kein Fieber und kein bedeutendes Uebelbefinden, die Flecken erscheinen schnell, stehen aber lange; die Krankheit kommt häufiger bei Kindern vor, ist aber weder epidemisch noch ansteckend. Man hat sie zuweilen chronische Petechien genannt, und für den nämlichen Zustand, nur mit Mangel des Fiebers gehalten, allein wohl mit Unrecht, da sie mit jenen nichts gemein haben, als die geringe Aehnlichkeit der äußern Erscheinung der Flecken.

H.

Peter I. Alexiewitzsch, der Große, Czar und Kaiser von Rußland, geb. zu Moskau am 30sten Mai alten Styls (11ten Juni n. St.) 1672, war das erste Kind des Czaren Alexei Michai-

Digitized by Google

lewitsch von seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Narischkin. Mit einer blühenden, kräftigen Gesundheit, einem richtigen Verstande, und einer schnellen Fassungsgabe begabt, zog er schon als Kind Aller Aufmerksamkeit auf sich, und Czar Alexei wollte ihn daher mit Uebergehung seiner ältern Söhne, des körperlich kranken Feodor und des geistesschwachen, auch fast blinden Iwan, zum Czar ernennen. Doch die geistvolle und herrschsüchtige Czarewna Sophia, Alexei's Tochter aus seiner ersten Ehe, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Halbbruders zu verhindern. Als aber Alexei's Nachfolger, Feodor III. (1676—1682) seinen noch unmündigen Halbbruder mit Vorbeigehung Iwans, wirklich zum Thronfolger ernannt hatte, so wurde Peter, nach Feodors Tode von der allgemeinen Versammlung der weltlichen und geistlichen Reichsbeamten zum Czar ausgerufen, und selbst das Corps der Strelitzen schwor ihm den Eid der Treue. Allein Sophia wußte die letztern durch das Vorgeben, daß Iwan von Peter umgebracht und selbst ihre Auflösung beschlossen sey, zum Aufruhr zu reizen. Die aufgebrachte Rotte ermordete viele Unschuldige, die zu dem Geschlechte der Narischkin gehörten. Als sich endlich Iwan zeigte, riefen die Strelitzen: „Du bist unser Czar!" — „Ich will es," antwortete der Zitternde, „aber vergönnt, daß mein geliebter Bruder Peter mit mir regiere!" Peter ward also mit Iwan zugleich gekrönt (23sten Juni 1682), Sophia aber mußte sich damit begnügen, nur mitselbar zu herrschen. Noch einmal empörten sich die Strelitzen; Peter flüchtete sich mit seiner Mutter zu dem Altare im Troizkoi Kloster: dies hielt die Wuth der Mörder auf. Unterdessen war die czarische Reiterei herbeigeeilt, die Aufrührer wurden überwältigt und dreißig von ihnen enthauptet. Allein Sophia griff, spielend mit der Schwäche Iwans und Peters Jugend, in ihren Anmaßungen immer weiter um sich, so daß man endlich unter den Ukasen ihren Namen neben denen der beiden Czare, und ihr Bild, mit Krone, Scepter und der Ueberschrift: „Beherrscherin von Groß- und Klein-Rußland," auf dem Revers der Münzen sah. Den schwachsinnigen Iwan machten die Reize seiner ihm von Sophien gegebenen Gemahlin für alles blind, was um ihn her vorging; Peter hingegen entwickelte im Stillen seinen männlichen kriegerischen Geist. Er hatte nämlich in dem Dorfe Preobraschenskoe und in Semenowsky zwei Compagnien Krieger aus Jünglingen von seinem Alter gebildet, welche sich des Czars Poteschni (Spielgesellen) nannten, und unter denen Peter selbst den Dienst des Gemeinen verrichtete. Ihr Hauptmann war ein junger Mann, der in der Folge an Peters Entschlüssen und Thaten einen großen Antheil hatte — der Genfer le Fort, (s. Fort, Franz Jacob le). Sophia betrachtete dies Soldatenspiel als recht geeignet, den verhaßten Halbbruder von Staatsgeschäften abzulenken, und hörte mit heimlichem Vergnügen von den Ausschweifungen, welchen Peter mit seinen Lieblingen sich oft überließ. Doch sie irrte; der feurige, gebildete le Fort war der glücklichste Lehrer des wißbegierigen Czars, in welchem schon durch den früheren Unterricht des wackern Nikita Moisnewitsch Sotow (eines versuchten Diplomatikers) und Franz Timmermanns (eines deutschen Mathematikers), so wie durch seiner edeln Mutter Sittenlehren, ein guter Grund zur wahren Bildung seines Geistes und Charakters gelegt worden war. Sophia selbst bemerkte bald Peters höhere Anlagen, als er das erste Mal (im Anfange 1688) mit Würde in dem geheimen Rathe erschien.

Digitized by Google

Darauf verband ihn seine Vermählung mit der reizenden Eudoxia Federowna Lapuchin (27sten Januar 1689), das Werk seiner klugen Mutter, noch näher mit dem Volke, indem sie ihn zugleich von den bisherigen Orgien abzog. Endlich überzeugte sich Sophia von Peters Herrscherkraft, als ihr Liebling, der von ihr und Iwan mit Ehren überhäufte Oberfeldherr, Gholizün, nach seiner Rückkehr aus einem unglücklichen Feldzuge gegen die Pforte, vor Peters Thür abgewiesen wurde. Wenige Monate darauf verlangte sie bei einem gottesdienstlichen Umgange, dem die Czare selbst gewöhnlich beiwohnten, als Regentin zugegen zu seyn. Peter widersetzte sich vergebens, und da ihm einige getreue Strelitzen verrathen hatten, daß Sophia ihn, seine Gemahlin, Mutter und Schwester umbringen lassen wolle, so begab er sich mit den Seinigen in das feste Troitzkoi Kloster. Hier rief er zu seinem Schutze den General Gordon (einen Schotten) nebst den Truppen herbei. Sogleich begaben sich Gordon und alle ausländische Offiziere nach Troitzkoi, wo Peter von seinen Poteschnien einstweilen bewacht war. Bald sah der muthige Czar Tausende zum Schutze seiner Person herzueilen. Nun versuchte Sophia sich mit ihm auszusöhnen, und wollte zuletzt in Person nach Troitzkoi eilen; doch auf dem Wege erfuhr sie Peters Willen, sie nicht zu sehen, und daß sie seine Gnade nur mit der Auslieferung des Befehlshabers der Strelitzen, Tscheglowskoy, erkaufen könne. Selbst Iwan ließ sie ermahnen, dem Bruder sich zu unterwerfen. Sie weigerte sich daher nicht länger den Schleier zu nehmen. Peter hielt hierauf in Moskau seinen feierlichen Einzug, und umarmte vor allem Volke Iwan, der den Titel Czar behielt, die eigentliche Gewalt aber gern in der kräftigern Hand des Bruders ließ. Die Bildung eines stehenden Heeres nach europäischer Tactik war jetzt Peters erstes Ziel. Le Fort und Gordon wurden die Lehrmeister des neuen Heeres, in welches ein großer Theil der, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, nach Rußland geflüchteten Hugenotten aufgenommen wurde. Bald sah sich Peter von 20,000 Mann geübter Truppen umgeben. Die preobraschenskischen und samenowischen Regimenter ernannte er zu seiner Garde. Zugleich beschäftigte ihn die Errichtung einer Seemacht. Zwar hatte sein Vater Alexei, um auf dem caspischen Meere mit Persien Handel zu treiben, durch holländische Zimmerleute ein Schiff (der Adler) bauen lassen, das auch wirklich von Dedenow an der Wolga ausgelaufen und in Astrachan angekommen war, allein es war von den donischen Kosacken verbrannt worden, und von der zerstreuten Mannschaft kamen nur zwei Holländer, unter welchen der Constabel Karsten Brand war, nach Moskau zurück. Dieser ward jetzt Peters erster Schiffsbaumeister, und im J. 1693 fuhr letzterer auf seinem eigenen Schiffe, St. Peter, nach Archangel, das schon ein bedeutender Handelsort war, um dort Tuchlieferungen für sein Heer zu behandeln; ja er segelte sogar bis Ponoj auf der lappländischen Küste. Noch hatte bis zu diesem Augenblicke das Eismeer keinen Monarchen getragen. Im folgenden Jahre lief er schon mit mehreren russischen Schiffen in Archangel ein, und ernannte den Fürsten Romanodowsky zum Admiral der künftigen Flotte. Als das wichtigste Mittel zur Bildung seines Volkes erkannte er den Handel; daher warf er seine Blicke nach der Ostsee und dem schwarzen Meere; hier waren die Mündungen der großen Ströme seines Reiches. Mit der Pforte ohnehin im Kriege, wandte er sich zuerst nach dem Ausflusse des Don; dort wollte er Asow erobern, um sich einen

Digitized by Google

Stapelplatz am schwarzen Meere zu verschaffen. Im Juli 1795 begann er den Angriff zu Lande, sah sich aber genöthigt, den Sturm auf die starke Festung in eine Blokade zu verwandeln. Unterdessen eilte er nach Moskau zurück, umarmte seinen sterbenden Bruder Iwan, und verschaffte seinem Volke, das durch eine schlechte Ernte Noth litt, Getreidezufuhr auf russischen Schiffen aus Riga und Danzig. Zu gleicher Zeit ließ er aus Oesterreich, Brandenburg und Holland gute Ingenieurs und Artilleristen kommen, und brachte größere Einheit in die Kriegsmacht, zu deren Oberbefehlshaber er den Bojaren Alexei Semenowitsch Schein ernannte, deren Seele aber Gordon, le Fort und Golowin blieben. Der neu angelegte Schiffswerft zu Woronesch am Don lieferte ihm schon 1696 eine Flotte von 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brandern, mit welcher er die türkische Flotte im Angesichte von Asow schlug. Nun ließ er die Festung, die von jeder Hülfe zur See her abgeschnitten war, mit aller Kraft belagern (16ten Mai 1696); und nach zwei Monaten (29sten Juli) zogen die Russen in Asow ein. Um diesen Schlüssel zum schwarzen Meere zu behaupten, ordnete er den Bau von 55 Kriegsschiffen an. Zugleich übertrug er dem Ingenieur Oberst Brokel, einem Deutschen, die Herstellung eines Canals zur Vereinigung der Wolga mit dem Don, und sendete eine Anzahl junger Edelleute nach Italien und Holland, um den Schiffsbau, und nach Deutschland, um die militärische Disciplin zu erlernen. Nachdem er mit vielem persönlichen Muthe (2ten Februar 1697) eine Verschwörung der Strelitzen und mehrerer Großen gegen sein Leben unterdrückt hatte, machte er selbst eine Reise in das Ausland, übergab indessen dem Fürsten Romadanowsky und drei Bojaren die Regierung, und trat, nachdem er zur Sicherung der innern Ruhe die Strelitzen im Lande vertheilt hatte, nicht als Czar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft, welche nach alt-russischer Sitte die auswärtigen Höfe besuchen sollte, unter dem Titel eines Großcommandeurs, die merkwürdige Reise an (im April 1697). Durch Esthland, Liefland (damals beide schwedisch), Brandenburg, Hanover und Westphalen begab er sich nach Amsterdam, wo er unerkannt als holländischer Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. „Ich bin hier (schrieb er an den Patriarchen Adrian zu Moskau), um dem Worte Gottes an unsern Vater Adam zu folgen: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! Freilich brauche ich nicht aus Noth zu arbeiten, aber ich arbeite, um das Seewesen recht zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen zurückzukehren und dann die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien!" Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er in vaterländischer Tracht unter dem Namen Peter Michaeloff in die Liste der Werkleute sich eintragen ließ. Hier bewohnte er sieben Wochen lang ein Häuschen, bereitete sich selbst sein Lager und seine Speisen, führte den Briefwechsel mit seinen Ministern, und arbeitete zugleich mit seinem Zimmermannsbeile an Mast und Kiel. Dann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von 60 Kanonen unter seiner Aufsicht bauen, das er nach Archangel schickte. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; Alles ließ er sich erklären und in Vielem, selbst in chirurgischen Operationen, übte er sich selbst. Die Bitte der holländischen Juden um Aufnahme in seinem Lande wies er aus Gründen zurück. Seine Liebe für das Seewesen vermochte ihn, der Einladung des Königs Wilhelm III. nach London zu folgen. In englischer Schiffertracht wohnte er am

Digitized by

königlichen Schiffbauhofe und äußerte oft, daß wenn er nicht Czar von Rußland wäre, er wohl englischer Admiral seyn möchte. Ueber 500 Personen (Offiziere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte und andere Künstler) nahm er in seine Dienste. Bewundert von Allen, die ihn kennen gelernt hatten, und mit dem Doctordiplom der Universität Oxford, ging er nach einem dreimonatlichen Aufenthalte, durch Holland über Dresden nach Wien. Als er aber im Begriff war, Italien zu besuchen, erhielt er die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelitzen. Er eilte daher durch Polen (wo er mit König August II. von Polen wichtige Verabredungen nahm) nach Moskau zurück (4ten September 1698), und hielt, da der Aufruhr durch Gordon schon gestillt war, ein furchtbares Gericht. Jeder Tag des Octobers sah das Blut der Schuldigen fließen, und da der größte Verdacht der Anstiftung auf seine Schwester Sophia fiel, so ließ er vor ihrem Kloster 28 Galgen aufrichten und 130 Verschworene daran henken, unter denen 3, die eine Bittschrift an Sophia entworfen hatten, vor den Fenstern ihrer Zelle, mit der Bittschrift in den Händen, aufgehenkt wurden. Die Begnadigten (500) wurden verbannt; das Heer der Strelitzen aber aufgehoben, und der letzte Rest derselben in Astrachan 1705 vollends abgeschafft. Persönliche Abneigung vermochte ihn vielleicht, auch seine Gemahlin Eudoxia, die seine Liebeshändel nicht ertragen wollte, der Theilnahme an jener Empörung zu beschuldigen; er verbannte sie nach Susdal in ein Kloster, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte. Zur Belohnung seiner Getreuen aber stiftete er (30sten August 1698) den Andreasorden, und Golowin erhielt ihn zuerst. Der Tod seines le Fort und Gordon versenkte ihn in tiefen Schmerz; nun ward Menschikow, durch Geist und Thätigkeit aus dem Staube emporgehoben, sein Liebling. Das Corps der Strelitzen ersetzte er durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter (zusammen 32,029 Mann), die binnen 3 Monaten geübt und marschfertig waren. Nur Verdienst und Dienstalter wurden bei Besetzung der Offizierstellen berücksichtigt. Mit ausdauernder Thätigkeit widmete Peter sich zugleich den innern Angelegenheiten seines Reiches, dessen neue Schöpfung allmälig aus seinem Geiste hervortrat. Die Erhebung der öffentlichen Abgaben wurde vereinfacht, die deutsche Kleidung eingeführt, womit zugleich die Bärte verschwanden, die zahlreichen Gefolge (Gholops) der Bojaren wurden vermindert, das Reisen ins Ausland ward gewissermaßen Bedingung seiner Gunst, Buchdruckereien wurden angelegt, nützliche Schriften eingeführt, in allen bedeutenden Städten des Reichs Schulen angelegt und neue kirchliche Einrichtungen durchgesetzt. So ließ er z. B., als im J. 1700 der Patriarch Adrian zu Moskau starb, diese Würde, die fast der päpstlichen gleich war, unbesetzt. — Der im Frieden von Carlowitz zwischen der Pforte und Oesterreich verabredete zweijährige Waffenstillstand zwischen Rußland und der Pforte ward (1700) auf 30 Jahre verlängert, aber zugleich an Schweden der Krieg erklärt. Patkul (s. d. Art.) hatte nämlich die mit dem Könige August von Polen getroffenen Verabredungen zur Reife gebracht, und alle Freundschaftsbezeigungen des jungen Carls XII. von Schweden konnten Peter von seinem Plane nicht ablenken. Seit Anfang des Jahrhunderts (hieß es in Peters Manifest) habe Schweden seine Nachbarn beraubt und selbst dem russischen Reiche die Provinzen Ingermannland und Karelien entrissen; es sey daher die höchste Zeit, die zu sehr wachsende Macht Schwedens

zu brechen, daß sie den Nachbarn nicht weiter gefährlich werde! Hierauf ward den 9ten September 1700 Ingermannland von den Russen besetzt, und Narwa angegriffen. Da flog Schwedens junger, königlicher Held (vergl. Carl XII.) herbei; und 38,000 Russen wurden von 8000 Schweden bei Narwa am 30sten November 1700 geschlagen. Dieser Unfall erschütterte Peters große Seele nicht. „Ich weiß es wohl," sagte er, „die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir lernen! die Zeit wird kommen, wo wir sie wieder schlagen werden. Diese Schlacht soll, denk' ich, die Russen aus ihrer Trägheit reißen und sie zwingen, zu lernen, was sie nicht wissen!" Rasch wurden neue Truppen gebildet, Geschütz angeschafft, und viele kühne Fremde versammelten sich um den Czar. Der Sieg der Russen vom 1sten Januar 1702 am Embachstrome über die Schweden ward die erste Grundlage ihrer künftigen Triumphe. Röteburg (von Peter in Schlüsselburg umgetauft) wurde genommen und Marienburg, unter dessen nach Rußland geschleppten Einwohnern sich das Waisenmädchen Catharina befand (s. d. Art.). Nach gehaltenem Triumpheinzug in Moskau und kurzem Aufenthalte in Woronesch eilte Peter wieder auf den Kampfplatz an der Ostsee, wo Menschikow einstweilen die neuen Werfte an dem Einfluß der Olonza in den Ladogasee durch Befestigungen gesichert hatte. Zu diesem Zwecke wurde Nyenschanz, eine Festung an der Newamündung, von Peter am 1sten Mai erobert. Vier Tage darauf nahm er, der als Bombardiercapitain diente, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei schwedische Kriegsschiffe an der Mündung der Newa; der Admiral, Gholowin, hing ihm dafür den Andreasorden um. Da man Nyenschanz zu fern von der See und nicht sicher genug fand, so beschloß Peter, auf der Insel Ljust-Elant eine neue Festung zur Behauptung der Newamündung anzulegen. Hier ließ sich Peter ein kleines hölzernes Haus nach holländischer Einrichtung bauen und leitete von da aus sein neues Werk. Am 27sten Mai 1703 wurde der Grund zu der Festung gelegt, welche der Czar St. Petersburg nannte. Unter der Aufsicht des italienischen Baumeisters, Obersten Andrei-Tresin, begann der Bau; und bald sah man 20,000 Menschen aus allen Theilen des Reichs daran beschäftigt. Während des Festungsbaues beschloß er auch die Anlage einer Stadt, als Hauptstapelort zur Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa. Nach vier Monaten stand die Festung St. Petersburg da, und Peter ernannte den Obersten Rönne zum ersten Commandanten. Allmälig erhob sich auch die Stadt. Viele von den Herbeigekommenen siedelten sich, den langen Heimweg scheuend, dort an, wo sie ihrem Czar ohnehin willkommner waren, während sie die Häuser der Reichen aufbauen halfen, und viele durch den Krieg verjagte Schweden, Finnen und Liefländer eilten nach der dargebotenen Freistätte, wo sie neuen Boden für sich zum Eigenthume fanden, so daß zwei Jahre später (1705) außer Wassili-Ostrow, wo die ersten Privathäuser gebaut wurden, auch die St. petersburgische Insel und die Admiralitätsseite angebaut waren. (Vergl. St. Petersburg). Auf diese Weise erhielt Peter bald Künstler, Handwerker aller Art und Matrosen. Im November 1703 führte er selbst als Matrose das erste in der Nevamündung erscheinende holländische, mit Waaren beladene Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt; der Schiffer und die Mannschaft wurden kaiserlich belohnt, und den beiden ersten Schiffen, welche nach ihm einlaufen würden, ebenfalls Belohnungen ausgesetzt.

Digitized by Google

In der Nähe stieg zum Schutze Petersburgs, unter Menschikows Leitung, die Festung Kronslot aus der See empor. Mehr als 8000 Pferde kamen bei den Schwierigkeiten um, welche mit Herbeischaffung der Baumaterialien verknüpft waren, und eben so viele Menschen verloren ihr Leben, doch schon im März des folgenden Jahres donnerten die Kanonen von den Wällen von Kronslot. Indeß wendeten Oesterreich, Holland und England Alles an, um Peters Bündniß mit August von Polen zu zernichten. Carl ließ seinen großen Gegner im Herzen von Liefland stehen und zog nach Sachsen, um Peters Bundesgenossen zur Thronentsagung zu zwingen. Dagegen verschaffte Peter durch die Umprägung der Copejken in Rubel (die bis dahin nur eine eingebildete Münze waren) seinen Finanzen einen neuen Zuschuß, und während Carl, ihn gleichsam verachtend, nach der Elbe marschirte, begann er seine neuen Operationen mit der Vernichtung einer schwedischen Flotille von 13 Fahrzeugen auf dem Peipussee, welche so vollkommen gelang, daß der schwedische Viceadmiral Löschert mit dem letzten dieser Schiffe voll Verzweiflung sich und alle Mannschaft in die Luft sprengte. General Schlippenbach wurde bei Reval geschlagen, und die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod wurden erobert (vom 4ten Mai bis 20sten August 1704). Auch wurde ein schwedischer Angriff auf St. Petersburg vereitelt, aber die Russen wurden dagegen bei Gemauerthofen in Curland und bei Fraustadt geschlagen, wofür sie sich jedoch durch den Sieg bei Kalisch rächten. Da erhielt Peter die Nachricht vom Abschlusse des altranstädter Friedens (24sten September 1706) und zog sich, weil er nicht für gut fand, den mit 43,000 Mann heranziehenden Carl in Polen abzuwarten, mit seiner Alles im Rücken liegende Land verheerenden Armee zurück. Im geheimen Bunde mit dem Kosackenhettmann Mazeppa, rückte Carl ihm nach bis in die Nähe von Smolensk, von dort wendete er sich aber nach der Ukraine, um die Kosacken für sich zu gewinnen und den General Löwenhaupt zu erwarten, der aber von Peter bei Liesna geschlagen, seinem Könige nur wenige Trümmer seines Heeres zuführen konnte. Jetzt vereinigte sich Mazeppa öffentlich mit Carl, und eben war dieser mit der Belagerung der festen Stadt Pultawa beschäftigt, als Peter mit 70,000 Mann zum Entsatz herbeieilte, und unter den Mauern von Pultawa das schwedische Heer in der Schlacht vom 8ten Juli 1709 vernichtete. Der nun zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Contre-Admiral (Schoutbynacht) auf der Flotte beförderte Czar schrieb vom Schlachtfelde aus dem Admiral Apraxin in St. Petersburg: „Unsern Feind hat Phaethons Schicksal getroffen und fest gelegt ist endlich der Grundstein unserer Newastadt!“ Die Rückkehr Königs August von Polen in dieses Land und ein neues Bündniß mit demselben, welchem Dänemark und Preußen sich anschlossen, so wie die Belagerung des festen Riga waren die Folgen jener entscheidenden Schlacht. Nun eilte Peter nach seiner geliebten Newastadt, wo er die Verbindung des Ladogasees mit der Wolga anordnete und mit Frankreich, Italien und den Hansestädten Handelsverträge schloß. Nachdem er hierauf seinen Triumph in Moskau gefeiert, einen Zwist mit England geschlichtet, und die Armee (welche aus 33 Regimentern Fußvolk, 24 Regimentern Reiterei und 58,000 Mann Besatzungstruppen bestehen sollte) neu organisirt hatte, begann er den Feldzug in Liefland und Karelien. Elbingen, Wiburg, Riga, Dünamünde, Pernau, Kexholm, Reval wurden 1710 erobert und mit diesen Plä-

Digitized by Google

gen ganz Liefland und Karelien. Als nun auch nach und nach steinerne Paläste sich in Petersburg erhoben, da beschloß er hier die künftige Residenz aufzuschlagen, und feierte daselbst (4ten November 1710) die Vermählung seiner Nichte Anna (Iwans zweiter Tochter) mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland. Unterdessen hatten ihm die Türken, auf ihres Schützlings, Carls XII., Andringen, den Krieg erklärt. Sofort errichtete Peter zur Leitung der Reichsgeschäfte den dirigirenden Senat, und nachdem er, um die Geistlichkeit und das Volk für sich zu gewinnen, den Bisthümern und Klöstern die früher eingezogenen Güter größtentheils zurückgegeben hatte, zog er mit seiner Armee durch die mit ihm verbündete Moldau, und befand sich endlich am Pruth, dem Lager des Großveziers Mehemet gegenüber. Hier litt sein Heer an den nothwendigsten Bedürfnissen drückenden Mangel. Größer noch wurde die Noth, als der mit ihm verbündete Fürst der Wallachei abfiel, und die versprochene Zufuhr von Lebensmitteln versagte. Dessen ungeachtet ging Peter über den Fluß dem Feinde entgegen; doch dessen Uebermacht und die ihn umgebenden Schwärme der Tataren nöthigten ihn zum Rückzuge. Ein heftiger Angriff der Türken ward zwar abgeschlagen, allein sein vom Hunger erschöpftes Heer war von einem zahlreichen Feinde eingeschlossen. Peter sah im letzten Kampfe nur Gefangenschaft oder Tod vor sich. Aus dieser Noth rettete ihn seine neue Gemahlin Catharina (1707 schon heimlich mit ihm getraut und am 6ten März 1711 zur rechtmäßigen Gemahlin erklärt), welche unterstützt von dem Feldmarschall Scheremetew, dem Großvezier Friedensvorschläge that. Eine große Summe Geldes und Juwelen nebst Verheißungen mehrerer Schätze (dies alles ohne Peters Vorwissen), sollen Scheremetews Brief an den Großvezier begleitet haben. Dagegen schrieb Peter, am glücklichen Erfolge dieser Sendung eben so, wie an dem der Schlacht, verzweifelnd, an den dirigirenden Senat nach Moskau: „Sollte meine Person in die Gewalt des Feindes fallen, so sollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euren Herrn, erkennen und nichts von dem erfüllen, was aus meiner Gefangenschaft etwa von mir, und wäre es sogar mein eigenhändiger Befehl, an euch gelangen möchte. Würde ich aber umkommen, so sollt ihr den Würdigsten unter euch zu meinem Nachfolger erwählen!" Doch am 23sten Juli 1711 kam der Hushier-Friede, ungeachtet des Widerspruchs des Grafen Poniatowsky, der Carls XII. Stelle vertrat, zu Stande, in welchem Peter gegen die Aufopferung Asows u. s. w. (vergl. Rußland und Osmanische Pforte) seine, der Armee und des Reichs Rettung erkaufte.*) Der Fürst der Moldau, Kantemir, dessen Auslieferung Peter für jeden Preis verweigert hatte, folgte dem Czar, in dessen Pension er 12 Jahre später starb. So verlor Peter die kaum errungene Herrschaft am schwarzen Meere wieder. Er wandte daher seine Thätigkeit ganz auf die Fortsetzung des Kriegs gegen die Schweden in Pommern. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er noch im Herbste 1711 in das Carlsbad, und feierte auf der Rückkehr in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen

*) Nur die Abneigung des Großveziers gegen den Krieg, nicht Bestechung, hatte den Abschluß erleichtert. „Wer soll," fragte der Großvezier den schwedischen General mit höhnender Gleichgültigkeit, „dann das Moskowiter-Land regieren, wenn ich den Czar gefangen nehme?"

Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, bei welcher Gelegenheit er Leibnitz, der, um ihn zu sehen, sich dort befand, versprach, in seinem Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen (vergl. Leibnitz). Nachdem er sich mit dem Kronprinzen von Preußen und den dänischen Ministern über den weitern Feldzug beredet hatte, ging er nach Moskau zurück, wo er (19ten Februar 1712) seine öffentliche Vermählung mit Catharina vollzog. Die Verlegung des dirigirenden Senats nach Petersburg geschah zwei Monate später. Darauf ging er im Juni 1712 mit seiner Gemahlin nach Carlsbad, und nach dreiwöchentlichem Gebrauche dieser Heilquelle zur Armee nach Holstein, wo der schwedische General Steenbock glücklich gegen die Dänen focht. Als er diesen in Tönningen eingesperrt hatte, begab er sich nach Petersburg, um dort die Eroberung des schwedischen Finnlandes einzuleiten, welcher Plan im J. 1713 auch so glücklich ausgeführt wurde, daß die Russen bis über Abo nach Tawasthus vordrangen, während die Schweden in Tönningen sich hatten ergeben müssen. Nur die von Preußen vorgeschlagene und von Menschikow eingegangene Neutralisirung Pommerns störte seine Plane, wofür aber auch der Liebling so bitter büßen mußte, daß kaum der Czarin Fürsprache ihn noch vom gänzlichen Falle rettete. Mit immer größerm Eifer suchte Peter die russische Seemacht in Aufnahme zu bringen; doch mußte er sich gefallen lassen, daß das Admiralitätscollegium ihm seinen Wunsch nach Beförderung zum Viceadmiral versagte: „denn er habe zur See sich noch nicht so ausgezeichnet, daß man ihn ältern Offizieren vorziehen könne.“ Er rüstete sich also, um die Auszeichnung bald zu verdienen, und als er den Seesieg bei Twermünde errungen, und durch die darauf erfolgte Einnahme der Festung Nyslot die Eroberung von Finnland vollendet hatte: da begrüßte ihn bei seinem Triumpheinzuge in St. Petersburg der Viceczar, Romadonowsky, der sitzend auf dem Throne den Sieger empfing, mit dem Ausrufe: „Heil dem Viceadmiral!“ Bei diesem frohen Anlaß stiftete er seiner Catharina zu Ehren, an ihrem Namenstage (25sten November 1714) den Orden der heiligen Catharina „zum Andenken der Gegenwart Catharinens bei der Schlacht mit den Türken am Pruth, wo sie bei den gefährlichsten Umständen nicht als ein Weib, sondern mit männlicher Unerschrockenheit sich erwiesen habe.“ Doch richtete er auch seinen Blick auf den innern Zustand seines Reichs. Aufmerksam gemacht auf die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Großen gegen die niedern Stände, setzte er eine Commission zur Untersuchung aller Beschwerden nieder; eine Menge Staatsbeamten vom ersten bis zum dritten Range mußten nach Siberien wandern und eine scharfe Verordnung gegen künftige Bedrückungen beendigte die Untersuchung. Nur die Aufhebung der Leibeigenschaft schien ihm noch nicht rathsam. Der durch den Krieg herbeigeführten Verödung Ingermannlands half er dadurch ab, daß er eine Menge wohlhabender Bauern aus dem Innern Rußlands dorthin verpflanzen ließ. Mit Klugheit behandelte er die Religionsfehde zwischen den Rakolnicks (Altgläubigen) und den Rechtgläubigen, mußte jedoch einen Rokolnick mit dem Tode bestrafen lassen, der sich durch die versuchte Ermordung des Czars die Märtyrerkrone hatte verdienen wollen. Solche Vorfälle vermehrten seine Abneigung gegen Moskau und befestigten den Entschluß in ihm, Petersburg zur ersten Stadt des Reichs zu machen. Dahin zweckten alle seine Handelsverordnungen und die

barten Befehle ab, die er zur Vergrößerung und Verschönerung der neuen Hauptstadt gab. Mitten unter diesen Entwürfen erhielt er die Nachricht, daß Carl XII. zurückgekommen und in Stralsund sey. Allein da dieser eigensinnige Fürst die Neutralität Pommerns verwarf, und England wie Holland beleidigte, so bereitete er dadurch selbst dem Czar neue und leichte Triumphe. Stralsund ward von den Preußen und Dänen, ohne Peters Hülfe, erobert (23sten December 1715); doch hätte der Czar sich in der ersten Aufwallung des Zorns fast auf Carls Seite geneigt, als man seinen Truppen die Mitbesezzung der Festung verweigerte, und sie sogar mit Gewalt zurückgedrängt hatte. Indeß verabredete er, noch ehe er zur Befestigung seiner Gesundheit nach Pyrmont reiste, wo er auch Leibnitz wieder sah, mit dem Könige von Dänemark eine Landung auf Schonen, zu deren Ausführung er nachher nach Copenhagen ging. Vier Flotten, eine russische, dänische, englische und holländische hatten sich 80 Segel stark vereinigt, theils um die Landung auf Schonen zu decken, theils um der schwedischen Fotte, die in der Ostsee kreuzte, die Spitze zu bieten. Einmüthig wurde dem Czar der Oberbefehl über diese vier Flotten übertragen, und er geleitete hundert im Sunde liegende Kauffahrteischiffe vor der schwedischen Flotte vorüber. Doch die Landung auf Schonen unterblieb auf den Rath der russischen Generale, und weil der König von Dänemark deßhalb mißtrauisch wurde, so verließ Peter Dänemark und besetzte Mecklenburg, das er gern eingetauscht hätte. Wegen dieser und anderer Plane unternahm er gegen das Ende des Jahr' 1716 eine politische Reise nach Holland und Frankreich. In Amsterdam zogen ihn außer dem See- und Handlungswesen jetzt auch alle andere Gegenstände des Wissens und der Kunst an. Seine Gemahlin, die ihn nach ihrer Entbindung in Amsterdam besuchte (Februar 1717), blieb im Haag zurück, als Peter zu Anfang Aprils über Brabant sich nach Paris begab. In dieser unermeßlichen Stadt besuchte er alle Kunstwerkstätten, Kunstsammlungen, Anstalten für das Kriegswesen, für die Erziehung, höhere Bildung und Industrie u. s. w. Mit Beweisen von Achtung und Bewunderung überhäuft, verließ er Paris, nachdem er 1717 einen Freundschafts- und Handelstractat mit Frankreich für sich und Preußen abgeschlossen hatte, wiewohl sein eigentlicher Zweck, Frankreich von England zu trennen, und seine Absicht auf Mecklenburg nicht erreicht wurde. Nach vier Monaten kam er (21sten October 1717) nach Petersburg zurück. Hier hielt er ein hartes Strafgericht, als neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen ihm vorgelegt wurden. Den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonsky, ließ er erschießen und viele Anklagen gegen Andere durch militärische Tribunale untersuchen. Hierauf ging er nach Moskau, um seinen einzigen Sohn Alexei zu richten.*) — Dieser unglückliche Prinz wurde

*) Alexis Petrowitsch, Peters Sohn von seiner ersten Gemahlin, geboren 1695, hatte eine wilde Gemüthsart. Von seiner Mutter in der Anhänglichkeit an die alten Gebräuche seines Volks, und in der Verachtung alles Fremden, Neuen und Bessern erzogen, äußerte er laut seine Unzufriedenheit mit den Einrichtungen seines Vaters. Auch seine Gemahlin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwester der Gemahlin des deutschen Kaisers Carls VI., mißhandelte er auf die roheste Weise. (S. die Schrift: die Prinzessin von Wolfenbüttel vom Verf. der Alamontade). Dagegen schätzte Peter die

Digitized by

durch das Gutachten der Stände zum Tode verurtheilt. Die Eröffnung des von dem harten Czar bestätigten Urtheils überlebte der Prinz nur 24 Stunden; er soll an den Folgen des heftigen Schreckens darüber gestorben seyn (7ten Juli 1718); doch Viele behaupteten, er sey durch das Beil wirklich hingerichtet worden. Bei seinem prachtvollen Leichenbegängnisse zerfloß Peter in Thränen; aber viele in Alexis Schuld verwickelte Personen wurden grausam hingerichtet, und eine Denkmünze sagte dem Volke, daß auf solche Weise die Majestät des Thrones gerettet sey. Mit gleicher Strenge verfuhr Peter wider die Großen, die sein Volk bedrückten, und verschonte selbst seine Lieblinge Menschikow und Apraxin nicht. Durch Regierungscollegien und eine Gesetzcommission suchte er eine festere Justiz zu begründen. Zur Grundlage des neuen Gesetzbuches bestimmte er seines Vaters Alexei Codex, die Uloschenie. Noch wurde ein Commerzcollegium errichtet, und der Handelsstand überhaupt sehr ausgezeichnet. Die Verschönerung Petersburgs, die Anlegung eines Naturaliencabinets, die Aufmunterung der bildenden Künste und die Veredlung des gesellschaftlichen Tones, zugleich Belustigungen für den Hof und das Volk, durch öffentliche Spiele, Maskeraden u. s. w. (worunter seine Papstwahl, um den römischen Oberhirten lächerlich zu machen, sich auszeichnete) gehörten zu seinen Erholungen. — Schon seit dem Mai 1717 fanden zwischen russischen und schwedischen Bevollmächtigten Friedensannäherungen Statt (besonders da man russischer Seits nicht abgeneigt schien, Carl XII. in seinen Absichten auf Norwegen zu unterstützen), als dieser, der schon den Angriff gegen Norwegen begonnen hatte, vor Friedrichshall seinen Tod fand. „Ach, Carl, mein Bruder, wie jammerst du mich!“ rief Peter, als er hiervon die Nachricht erhielt. Als hierauf Schweden durch England und innern Parteienhaß irregeleitet, die Unterhandlungen verzögerte und neue Rüstungen begann, so ließ Peter seine Truppen fast auf allen Punkten der schwedischen Küste landen und einen Verwüstungskrieg führen, der unvergeßlich in den Jahrbüchern Schwedens bleiben wird. Auf der Königin Ulrike Eleonore Bitten und Versprechungen (vielleicht auch durch die Erscheinung der englischen Flotte bewogen) zog Peter nach dieser fürchterlichen Rache seine Flotte zurück; aber unterdessen hatte die Eifersucht über Rußlands anwachsende Macht Polen, Preußen und Dänemark mit Schweden versöhnt. Doch Peter bot allen die Stirn. Er behauptete seine Würde gegen Oesterreich, mit welchem er in Zwist gerathen war. Die Jesuiten vertrieb er aus seinem Reiche, „weil sie sich in Händel mischten, die sie nichts

treffliche Prinzessin; da er nun hoffte mit seiner Catharina Söhne zu erzeugen, und im Alexis nur den künftigen Zerstörer seiner aufblühenden Schöpfung sah, so wollte er ihn enterben. Auch schien Alexis wirklich, entweder aus Feigheit oder Verstellung, alle Hoffnung zu dem Throne aufzugeben.. Allein kaum hatte Peter seine zweite Reise angetreten, so entfloh Alexis heimlich nach Wien, und begab sich endlich nach Neapel. Hier verlangte Peter seine Auslieferung. Der Prinz gehorchte, ward verhaftet, und entsagte vor den vornehmsten Gliedern des Adels und der Geistlichkeit feierlich der Krone. Auch mußte er sich durch seine Unterschrift für den Anstifter einer (wohl nur beabsichtigten) Verschwörung bekennen. Dies hatte das über ihn ausgesprochene Todesurtheil zur Folge. Alexis hinterließ einen Sohn. S. Peter II.

Digitized by Google

angingen." Zugleich rüstete er sich gegen England; alle englische Kaufleute in Rußland wurden 1719 mit der Drohung, ihre Waaren (gegen 50 Millionen an Werth) zu consisciren, verhaftet. Doch das Härteste sollte Peter in dieser Zeit selbst erfahren. Es starben nämlich sein Waffengefährte, der Feldmarschall Scheremetew und (den 25sten April a. St.) sein Thronerbe, Peter Petrowitsch, den Catharina ihm (8ten November 1717) geboren hatte. Drei Tage und drei Nächte war der Czar nach dem Tode seines Sohnes einsam, ohne Speise und Trank geblieben; man fing an für sein Leben zu fürchten. Da erhob sich der Senat, und Dolgorucki an seiner Spitze foderte den Czar auf, sich zu ermannen. Sofort schritt Peter zur Errichtunng der heiligsten dirigirenden Synode, womit er die Hierarchie gänzlich zu Boden stürzte (1721). Vergl. Griechische Kirche. Schweden, dessen König, Friedrich von Hessen, unter Frankreichs Vermittelung neue Anträge gemacht hatte, während er mit Hülfe einer englischen Flotte auf Finnland einen Angriff beschloß, ward aufs neue (1720) verheert; doch unterhandelte Peter, indem er sich zu rüsten fortfuhr, und den Bau des Hafens von Royerwick anordnete. Zu einer Hauptbedingung machte er die Zusicherung der schwedischen Thronfolge. Endlich bewirkte ein dritter Verheerungszug an der schwedischen Küste (1721), welchen Peter trotz der englischen Flotte von 23 Linienschiffen vollführte, den Abschluß des nystädter Friedens (30sten August a. St. 1721), worin Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kexholmslehn auf ewig an ihn abgetreten wurden; der Herzog von Holstein aber, welchem er zur Wiedererlangung Schleswigs zu verhelfen sein Wort gegeben, wurde ein Opfer der Politik. — So war der nordische Kampf nach 21 Kriegsjahren, ohne Peters Hülfsquellen zu erschöpfen, geendet und Rußlands Macht für immer gegründet. Peter feierte den Frieden durch Gebete, Feste, durch eine allgemeine Amnestie, von welcher nur Mörder und nicht zu bessernde Straßenräuber ausgenommen wurden, und Erlaß aller Foderungen der Krone bis zum J. 1717. Darauf baten ihn der Senat und die heilige Synode im Namen des Volks, „den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reußen und den Beinamen des Großen anzunehmen." Nach vielen Einwendungen des Czars wurde am Tage des großen Friedensfestes (22sten October 1721) die neue Kaiserwürde ausgerufen, welche Preußen, Holland und Schweden sogleich, die übrigen Mächte erst später anerkannten. Bei der in Moskau am 28sten Januar 1722 wiederholten Friedensfeier erklärte er seine zwölfjährige, dem Herzog von Holstein verlobte Tochter Elisabeth für volljährig. Damit aber seine große Schöpfung nicht unter schwachen oder unfähigen Regenten wieder zerfiele, gab er (5ten Februar 1722) das Gesetz wegen der Thronfolge: „daß es dem Herrscher Rußlands frei stehen solle, zur Thronfolge zu rufen wen er wolle, auch die Ernennung wieder zu ändern, sobald er den schon bestimmten Thronfolger für untüchtig erkenne." Auf dieses Gesetz ließ er seine Unterthanen feierlich vereiden. Eine darauf folgende Prüfung des Adels, seines Ursprungs und seiner Würdigkeit hatte großen Einfluß auf die neue Organisation der Tribunale, nach welcher künftig kein wirklicher Senator in den verschiedenen Dikasterien und kein Tribunalspräsident im Senate sitzen konnte. Zum Controleur seiner Geschäftsführung erhielt der Senat einen Generalprocurator, neben welchem noch ein Oberprocurator angestellt wurde. Hiermit verband Peter eine neue

Rangordnung. Darauf unternahm er den längst beschlossenen Zug nach Persien (15ten Mai 1722), um den Handel der Russen auf dem caspischen Meere zu sichern. Bereits in den Jahren 1715, 1716 und 1719 hatte er das caspische Meer und seine Küsten von erfahrnen Seeoffizieren untersuchen und die nöthigen Fahrzeuge bereit halten lassen. In dem ersten Jahre des Kriegs nahm er aber bloß Derbent, und ließ die Festung Swiätoi-Krest (zum heiligen Kreuze) und mehrere befestigte Dörfer anlegen, welche mit donischen Kosackenfamilien bevölkert wurden. Die innern Unruhen in Persien bewogen den Shah nachzugeben, und im Vertrage vom 12ten September 1723 (welchem auch die Pforte den 8ten Juli 1724 sich anschloß) die Städte Derbent und Baku mit ihren Bezirken und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abzutreten. Doch mußte Peter seinen großen Plan, in Georgien das Christenthum zu erneuern und an der Mündung des Flusses Kur eine Handelsstadt anzulegen, von wo der Handel bis nach Astrachan fortgesetzt werden sollte, wenigstens vor der Hand aufgeben. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde (schon am 26sten December 1722) ward er zu neuen Untersuchungen gegen untreue Staatsbeamte veranlaßt. Der Vicekanzler Schaffirow, einer seiner Lieblinge, wurde zum Tode verurtheilt, doch auf dem Schaffot mit Verbannung begnadigt; Menschikow mußte 200,000 Rubel in den Fiscus zahlen, verlor viele Revenüen und mußte selbst an seinem Leibe den strafenden Arm seines Herrn empfinden, wozu sich Peter seiner Dubina (eines Handstocks aus dickem spanischen Rohr) bediente; viele andere wurden durch Degradation, Geld- oder Leibesstrafe gezüchtigt. Hierauf führte Peter noch einmal (12ten Juli 1724) seine Flotte gegen Schweden, um seiner Verwendung für den Herzog von Holstein bei Schweden und Dänemark gehörigen Nachdruck zu geben: und als dieser einen Jahrgehalt von 25,000 Thalern und die Versicherung der Thronfolge im Erledigungsfalle erhalten, segelte Peter nach Kronstadt zurück. Hier feierte er durch ein glänzendes Fest die Schöpfung seiner Flotte, welche jetzt aus 41 Kriegsschiffen bestand und mit 2106 Kanonen und 14,960 Matrosen besetzt war. Die Verhütung der Ueberschwemmungen, welche Petersburg im Herbste oft erleiden mußte, die Fortsetzung des Ladoga-Canals, die Errichtung einer Academie der Wissenschaften (1sten Februar 1725), an welcher Leibnitzens Rathschläge so großen Antheil hatten, hiernächst die fortgesetzte strengste Untersuchung und Bestrafung entdeckter Staatsverbrechen, die Beförderung der Arbeiten der Gesetzcommission, die Stiftung des Alexander-Newskyordens, die Verbesserung des Mönchswesens, die Verbannung der Capuziner aus Rußland, und ein neuer Handelsvertrag mit Schweden, beschäftigten den großen Monarchen in den letzten Jahren seines glorreichen Lebens. Während derselben verlobte er auch seine geliebte Tochter Anna dem Herzoge von Holstein (24sten November 1724), nachdem er früher schon (18ten Mai) aus Achtung und Dankbarkeit seiner Gemahlin Catharina die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, vielleicht in der Absicht, daß diese vereint mit Anna nach seinem Tode Rußland beherrschen sollte. Auch ließ er dem hinterbliebenen Sohne des unglücklichen Alexis eine Erziehung geben, wie sie einem künftigen Kaiser Rußlands gebührte. Aber schon längst fühlte er mit den Schmerzen, die seit 1723 ein örtliches Uebel (Strangurie) ihm verursachte, die Abnahme seiner Kräfte; daher sein Trübsinn, der sich oft in starken Ausbrüchen des Unmuths äußerte. Einem solchen Aus-

Digitized by Google

bruche ist wohl zum Theil seine letzte Strafhandlung, die Hinrichtung des Mons, ersten Kammerherrn und Lieblings der Kaiserin Catharina, zuzuschreiben, als deren Ursache er entdeckte Dienstvergehen, Bestechungen u. s. w. angab. Im Spätherbste 1724 war er im Begriff, sich nach Systerbeck zur Besichtigung der daselbst angelegten Eisenhämmer und Gewehrfabrik zu begeben, als er in der Abenddämmerung bei Lachta ein Boot, mit Soldaten und Matrosen besetzt, auf einer Untiefe stranden sah. Als eine gesendete Schaluppe das Boot nicht zu lösen vermochte, ließ er sich selbst hinbringen und da sein Fahrzeug nicht ganz hinankommen konnte, sprang er, seines Uebels nicht gedenkend, in das Wasser, wadete bis an das gestrandete Boot und half es lösen. „Die Arbeiter meines Münnich" (am Ladoga-Canal), sagte er zur Kaiserin, „haben mich geheilt; ich hoffe es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe, und zu Moskau in Gholowkins Garten ans Land trete." Um dies zu befördern, mußten unaufhörlich 25,000 Mann arbeiten. Aber die Erkältung, die er sich bei Lachta zugezogen hatte, machte seinen Zustand bald gefährlich. Auf alte Weise feierte er noch das Neujahr 1725, ließ einen neuen Afterpapst wählen und verordnete die Wegreißung überflüssiger Capellen und Wegschaffung der Bilder. Dieß war seine letzte Verfügung. Eine chirurgische Operation blieb ohne Erfolg. Der Schmerz raubte ihm oft die Besinnung. In hellen Augenblicken tröstete ihn der geistliche Zuspruch des Erzbischofs Theophanes von Pieskow. In einem solchen Augenblicke gewährte er auf Catharinens Bitten auch Menschikow volle Verzeihung. Er wollte seine geliebte Tochter Anna sprechen; sie kam, aber der Kaiser war schon sprachlos. Der große Mann verschied (den 8ten Februar 1725) in den Armen seiner Gemahlin, die ihn seit drei Nächten nicht verlassen hatte. Sie warf sich neben die entseelte Hülle nieder und betete: „Herr! öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!" Peter hatte 53 Jahre gelebt, und hätte noch 40 Jahre, nach dem Urtheile seiner Aerzte leben können, wenn er sein Uebel nicht so lange verschwiegen hätte. „Wenn ein Monarch den Namen des Großen verdient," sagt Herder, „so ist's Peter Alexiewitsch. Er war Selbsteinrichter und Haushalter seines Reichs, ein allenthalben umherwirkender Genius, der hier anordnete, schuf und lenkte, dort anregte, lohnte und strafte, überall aus unermüdlichem Triebe Er selbst, nie durch ihn ein Anderer. Dieser Trieb, diese Geniuskraft zeigte sich in seiner kleinsten und größten Unternehmung, verbunden mit Klugheit, Entschlossenheit und auch im wilden Zorne mit einer bald rückkehrenden Billigkeit und Menschengüte." Am Säcularfeste der Thronbesteigung Peters ward sein Denkmal von Falconet, Peter zu Pferde einen Granitfels hinaufsprengend, mit ausgestreckter Rechte, und mit der Inschrift: „Petro Primo Catharina Secunda MDCCLXXXII.," aufgedeckt. S. v. Halem's Leben Peters des Großen.

Peter II., Kaiser von Rußland, Peter des Großen Enkel, des unglücklichen Alexis hinterlassener Sohn, bestieg 1727 nach dem letzten Willen der Kaiserin Catharina I. im 13ten Jahre seines Alters den Thron. Alexander Menschikoff, Herzog von Ingermanland und Oberfeldherr verwaltete die Regierung. Allein nachdem er seine jüngere Tochter mit dem Kaiser vermählt hatte, wußte ihn der unternehmende Dolgorucki, Peters II. Günstling, zu stürzen. Hierauf verlobte sich der junge Kaiser mit Dolgorucki's Schwester; aber die Pocken,

welchen er bei einem durch Ausschweifungen geschwächten Körper nicht zu widerstehen vermochte, machten schon am 29sten Januar 1730 seinem Leben und seiner unbedeutenden Regierung ein Ende. I.

Peter III. (Fedrowitsch), Kaiser von Rußland. Als mit Peter II. der Romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, ernannte die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peters I. mit Catharina I., kraft der Thronfolge-Ordnung ihres Vaters, dessen Enkel, den Herzog Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, entsprossen aus der Ehe ihrer Schwester Anna Petrowna mit dem Herzoge Carl Friedrich von Holstein, zum Großfürsten und Thronfolger von Rußland (18ten November 1742), indem sie ihn zugleich mit der Prinzessin Sophie Augusta von Anhalt Zerbst (1sten Sept. 1745) vermählte. Schon 1742 war er zur griechischen Kirche übergegangen; dasselbe that seine Braut (9ten Juli 1744), die den Namen Catharina Alexiewna annahm. Als Elisabeth zwanzig Jahre darauf (5ten Januar 1762) starb, bestieg er unter dem Namen Peter III. den Thron. Sein erster Schritt war gänzliche Aussöhnung mit Friedrich II. von Preußen, den Elisabeth im Bunde mit Oesterreich und Frankreich bisher mit vielem Nachdruck bekriegt hatte; denn er bewunderte den großen König und war wirklich sein Freund. Im Augenblicke seiner Thronbesteigung ließ er daher die Armee zurückrufen, und schloß mit Preußen ein Friedensbündniß, indem er das eroberte Königreich Preußen zurückgab und sein Heer zu Friedrichs Armee stoßen ließ. Auch rief er die unter Elisabeth verbannten Minister Lestocq und Münnich, so wie den Herzog von Curland Biron aus Sibirien zurück. Hierauf beschloß er eine langgenährte Lieblingsidee auszuführen, nämlich den von seinem Vater (1713) verlorenen Antheil an Schleswig der Krone Dänemark wieder abzunehmen, und so manche seinem Hause zugefügte Beleidigung zu rächen. Schon war deßhalb die in Pommern befindliche russische Armee ins Mecklenburgische vorgerückt, und schon wollte Peter in Person sich an die Spitze seiner Truppen stellen, als plötzlich eine längst vorbereitete Verschwörung ausbrach, die ihm nach einer neunmonatlichen Regierung Thron und Leben kostete. Er hatte nämlich durch seine Vorliebe für die Holsteiner, durch seine Versuche, die preußische Kriegszucht bei den Russen einzuführen, durch seine Verordnungen wider die Bärte der Geistlichen und die Bilder, endlich durch Beschränkungen der Großen alle Stände des Reichs wider sich aufgereizt. Seine eigene Gemahlin war seine größte Feindin, und die Kaiserin Elisabeth hatte nur mit Mühe eine förmliche Trennung verhüten können, ja er soll auch den Plan gehabt haben, sie in ein Kloster zu verbannen und den von ihr gebornen Prinzen Paul nicht für seinen Sohn anzuerkennen. Die Revolution brach in der Nacht vom 8ten auf den 9ten Juli 1762 aus (s. d. Art. **Catharina II.**); noch in derselben Nacht ward Peter des Throns verlustig erklärt, und Catharina von den Garden, der Geistlichkeit und den Großen zur Kaiserin ausgerufen. Peter befand sich, während dieß in Petersburg verging, zu Oranienbaum. Als die Nachricht von der Revolution dorthin gelangte, rieth ihm sein getreuer Münnich, an der Spitze der ihm treu gebliebenen Regimenter nach Petersburg zu marschiren und sich der Empörer zu bemächtigen. Zitternd und unentschlossen zog Peter diesem mannhaften Schritte die Unterwerfung vor. Am folgenden Tage (10ten Juli) entsagte er feierlich der Krone, doch rettete er damit sein Leben nicht. Catharina war zu klug, um nicht zu wissen, daß man nichts **halb** thun dürfe, und zugleich von Rath-

Digitized by Google

gebern umringt, die des abgesetzten Kaisers Tod, um ihrer eigenen Sicherheit willen, wünschen mußten. Also ward der unglückliche Peter zu Ropscha in seinem Gefängnisse (14ten Juli 1762) von den Händen der Orlow's auf eine fürchterliche Weise erdrosselt. Er hatte 34 Jahre gelebt.

Petersburg (St.), die kaiserlich russische Residenz- und zweite Hauptstadt des Reichs, liegt in dem Gouvernement gleiches Namens, an dem Einflusse der Newa in den finnischen Meerbusen, der hier der kronstädtische heißt, und an mehreren Canälen, zum Theil auch auf Inseln, die von der Newa und ihren Armen gebildet werden. Keine Stadt hat sich vielleicht schneller zu einer solchen Größe und Pracht erhoben als Petersburg. Der Czar Peter, mit dem Beinamen der Große, legte 1703 den Grund zu dieser Stadt, indem er auf einer Insel in dem Hauptstrome der Newa eine Festung anlegte. Dieser Festung gegenüber, auf der sogenannten petersburgischen Seite, ließ sich der Czar ein kleines ganz einfaches hölzernes Wohnhaus bauen, das noch jetzt vorhanden ist, weil man es, um es zu erhalten, mit einem steinernen Gebäude überbaut hat. Die ersten Privatgebäude wurden 1704 erbaut, und zwar auf der petersburgischen Insel, und bald wurde aus diesen Anlagen eine ansehnliche Stadt, die sich nach und nach so vergrößert hat, daß sie jetzt fast 8000 Häuser, darunter über 2000 steinerne, 73 Kirchen und 285,000 Einwohner enthält. Sie ist 1 1/4 Meile lang und nicht völlig so breit, und hat 3 1/2 Meile im Umfange. Ohne Mauern ist sie nur von einem Graben umgeben. Petersburg gehört unter die prächtigsten Städte von Europa, indem die Straßen lang, gerade, breit und an beiden Seiten mit schönen Trottoirs von Granit oder breitem Kalkstein versehen, die Kaien mit Granitblöcken prachtvoll eingefaßt, die öffentlichen Plätze mit Springbrunnen und Statuen geziert sind, und unter den modern gebauten Häusern sich viele herrliche Paläste befinden; doch findet man auch noch in manchen Gegenden viele hölzerne Hütten und Gebäude. Durch 6500 Laternen werden die Straßen des Nachts erleuchtet. Die Stadt wird in folgende zehn Haupttheile getheilt: die erste, zweite und dritte Admiralitätsseite, Stückhofsmoskowische, Jamskoi und Weogner Seite, die wasiliostrowsche, St. petersburgische und wiburgische Seite. Der vorzüglichste Theil von Petersburg ist die Admiralitätsseite; eine prächtige Insel, die von der Newa und Fontanka, einem Arme von jener, umgeben wird. Den Namen führt sie von dem daselbst sich befindenden Admiralitätsgebäude, an welchem nur die Vergoldung der Thurmspitze 60,000 Dukaten gekostet. Der größte Platz ist das Marsfeld, ein schöner freier Platz, der unter Paul zum Paradeplatz seiner Garde bestimmt und geebnet wurde. Von zwei Seiten ist er von dem kaiserlichen großen und kleinen Sommergarten, auf der dritten von dem Marmorpalais und auf der vierten von einer Reihe großer massiver Gebäude umgeben. Auf demselben stehen der 82 1/2 Fuß hohe Romanzow geweihete Obelisk von Granit und die bronzene Statue Suwarows. Der Petersplatz ist merkwürdig wegen der berühmten Statue Peters des Großen, deren Fußgestell, ein ungeheures Felsenstück, drei Millionen Pfund wiegt, und von Cephalim 6 Werste weit zu Lande bis an die Newa und auf derselben 20 Werste weit nach Petersburg gebracht wurde (vergl. d. Art. Falconet). Zu den merkwürdigsten Gebäuden Petersburgs gehören: 1) der Winterpalast oder das kaiserliche Residenzschloß, an der Newa, 450 Fuß lang und

Digitized by Google

350 Fuß breit, dessen Inneres prächtig und mit vielen Sehenswürdigkeiten angefüllt ist. Durch einen bedeckten Gang ist es mit der Eremitage verbunden, einem Gebäude, worin man eine Gemäldesammlung, eine Sammlung von Kupferstichen, Gemmen, Münzen, Antiken, Kostbarkeiten, ein naturhistorisches Kabinet und Bibliotheken findet. Im Brillantenzimmer des Schlosses bewahrt man bei einem großen Schatze von Diamanten die Reichsinsignien; am Scepter ist der berühmte große Stein von 779 Gran; 2) der Marmorpalast an der Newa, ein in seiner Art einziges Gebäude; 3) der Michaelchewsche Palast, ein wahres Prachtgebäude, dessen Baukosten auf sechs Millionen Rubel angeschlagen werden; 4) der Taurische Palast, vormals das Pantheon genannt, an der Newa, welchen Catharina vergrößert und verschönert hat; 5) die prächtige von innen und außen mit polirtem Marmor, Jaspis und Porphyr bekleidete Isaakskirche, welche von 1766 bis 1812 mit einem Aufwande von 26 1/2 Millionen Rubel erbaut wurde, und unstreitig der prächtigste und größte Tempel des russischen Reichs ist; 6) die große und ansehnliche Hauptkirche der kasanischen Mutter Gottes, mit einem schönen 285 Fuß hohen mit einer Kuppel versehenen Thurme, und mit einem sehr verehrten wunderthätigen Marienbilde. 56 Granitsäulen mit bronzenen Capitälern tragen das Schiff und die Kuppel der Kirche; der Fußboden ist von verschiedenem Marmor; die porphyrnen Stufen zum Chor sind mit einer silbernen Gallerie versehen; 7) das Alexander-Newski-Kloster, die Residenz des Metropolitan oder Erzbischofs von Petersburg, mit dem prachtvollen silbernen Grabmale des Heiligen; 8) die neue Börse, ein prachtvolles mit einer Colonnade von 44 Säulen umgebenes Gebäude, das erst 1816 eingeweiht worden ist; 9) die Festung auf einer kleinen Newainsel, fast mitten in der Stadt. In der Festungs- oder St. Peter-Pauls-Kirche sind die Begräbnisse der Monarchen seit Peter dem Großen; auch werden darin, so wie in der kasanischen Mutterkirche, die im Kriege erbeuteten Fahnen, Flaggen und andere Trophäen aufbewahrt; 10) die russischen Buden, ein überaus weitläuftiges Gebäude, eine der schönsten Einrichtungen der Stadt. Sie fassen die beiden Vierecke des großen Markts ein, und sind größtentheils auf Kosten der Krone, die sie vermiethet, erbaut; ein Augenzeuge vergleicht sie mit dem Palais Royal in Paris. In dem wasiliostrowschen Theile befinden sich die kaiserliche Akademie der Wissenschaften mit ihrer 300,000 Bände starken Bibliothek, die hohen kaiserlichen Collegia, das Land- und See-Cadettencorps u. s. w. Die kaiserlichen Kunst- und Naturaliensammlungen sind sehr bedeutend, und es ist kraft eines ausdrücklichen Decrets jedem Aufseher verboten, von den Besuchenden eine Erkenntlichkeit anzunehmen. Die Akademie der Wissenschaften, deren jährliche Einkünfte 70 bis 80,000 Rubel betragen, ist sehr erweitert worden, desgleichen die Akademie der Künste, mit welcher eine Lehranstalt für 300 junge Leute verbunden ist, und die ein sehr schönes Gebäude und 60,000 Rubel jährliches Einkommen hat. Es gibt überhaupt viele gemeinnützige Anstalten in Petersburg, und Catharina II. verdient den Namen einer zweiten Schöpferin dieser Stadt. Ueberhaupt zählt man 32 öffentliche Erziehungsanstalten mit fast 7000 Kronzöglingen, darunter das Landcadetteninstitut in einem Gebäude, das 3/4 Stunden im Umfange hat und 1260 Zimmer enthält; das Seecadetteninstitut, das Ingenieurcadettencorps rc. Unter den milden Stiftungen bemerken wir vorzüglich das Findelhaus für

Digitized by Google

5000 Kinder, das Landhospital, das Seehospital, das Irrenhaus, das Blindeninstitut, das Taubstummeninstitut. Petersburg hat mancherlei Fabriken, theils kaiserliche, theils Privatfabriken. Zu den erstern gehören die Tapeten- von Haute- und Basselisse-, die Gold- und Silberscheidungs-, die Scheidewasser-, die Bronze-Fabrik, die Stückgießerei. Unter den Privatfabriken sind 8 Zuckersiedereien, 12 Gold- und Silber-, 7 Seiden-, 8 Spielkarten- und Kattun-, Wachstuch-, Tabacks-, Uhren- und Taufabriken, 14 Buchdruckereien, worunter auch eine tatarische, 13 ausländische und 30 russische Buchhandlungen. Weit wichtiger noch als die Industrie ist der Handel dieser Stadt, welche der Mittelpunkt des russischen Handels ist. Im J. 1816 betrug die Ausfuhr über 77 Millionen, und die Einfuhr 90 Millionen Rubel. Zur Beförderung des Handels dienen der Hafen, in welchen jährlich 1000 bis 1200 Schiffe einlaufen, die Börse, die Reichsbank und die amerikanische Handelsgesellschaft. Auch ist Petersburg der Sitz des hohen dirigirenden Senats, der heiligen Synode und aller hohen Reichscollegien. Die für den Ausländer äußerst empfindliche Winterkälte daselbst dauert gewöhnlich 5 Monate, vom November bis Anfang Aprils. Es werden auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und vor dem kaiserlichen Palais auf öffentliche Kosten große Feuer angemacht, woran sich die Vorbeigehenden und Fahrenden wärmen. So kalt indeß der Winter ist, so heiß ist auch der Sommer. Eine Wohlthat für Petersburg ist das Newa-Wasser, welches ganz vortrefflich und rein wie Crystall ist. Von den kaiserlichen Lustschlössern nennen wir bloß: Czarskoe-Selo, nach dem Urtheile der Kenner eines der prächtigsten Lustschlösser in der Welt. Es war der vorzüglichste Sommeraufenthalt der verstorbenen Kaiserin, welche den trefflichen Garten nach ihren Ideen auf das reizendste verschönert und in einen wahren Zaubergarten verwandelt hat. Die Vorderseite dieses Schlosses ist fast 800 Fuß lang. Die Kaiserin Elisabeth hat es erbaut, und es war der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Catharina in der letzten Zeit. Ein Zimmer ist ganz vom Fußboden bis an die Decke mit Bernstein überdeckt. Die Wände und Pfeiler eines andern Zimmers sind mit lapis lazuli ausgelegt. Am Eingange des großen dazu gehörigen Gartens ist kürzlich ein colossaler Triumphbogen in antiker Form von gegossenem Eisen errichtet worden mit der Inschrift: „Meinen theuren Waffenbrüdern geheiligt." Ferner Peterhof, ebenfalls sehenswerth, wohin ein trefflicher Weg führt, wo sich aber die Kaiserin den Sommer nur wenige Wochen aufhielt; Oranienbaum, wo sie ein Haus bauen ließ, das die Eremitage genannt wird.

Petersgroschen oder Peterspfennig wurde eine Abgabe genannt, die England vom achten Jahrhunderte an bis auf Heinrich VIII. (gestorben 1547) an den Papst entrichtete. Der angelsächsische König Ina soll sie 725 dem Papste zuerst in der Absicht zugestanden haben, daß davon eine Pflanzschule englischer Cleriker zu Rom und die daselbst befindlichen Grabmäler Petri und Pauli unterhalten würden. Sie wurde durch Einsammlung eines Penny von jedem Hause alljährlich am Peterstage aufgebracht und überstieg im 13ten Jahrhunderte das Einkommen der Könige von England um ein Bedeutendes. E.

Petion (Alexandre), eine Mulatte, Präsident der Mulatten-Republik auf Hayti (s. d. Art.), war geboren 1770. Er ergriff die Waffen im Anfange der Revolution für die Sache der Freiheit.

Digitized by Google

Ausgezeichnet als Bürger und Krieger, erlangte er bald den Grad eines Generaladjutanten und ward Chef des Generalstabs unter dem Brigadegeneral André Rigaud, Befehlshaber des südlichen Theils von St. Domingo in dem Bürgerkriege, den dieser General mit dem unglücklichen Toussaint-Louverture führte. Rigaud wurde geschlagen und Petion kehrte nach Frankreich zurück. Hier blieb er, bis sein Vaterland feindlich behandelt wurde, wo er wieder nach Hayti sich begab und unter Dessalines Dienste nahm. Nach der Niederlage der Franzosen reizte bekanntlich die Grausamkeit dieses wilden Tyrannen das Volk von Hayti zu einem allgemeinen Aufstande. Dessalines ward ermordet (13ten Oct. 1806), und der General Christoph schlug die ihm angetragene Präsidentenstelle aus, indem er die Absicht hatte, sich, wie Dessalines, zum Kaiser oder König ausrufen zu lassen. Nun ward Petion einmüthig von dem Volke zum Präsidenten ernannt. Er behauptete sich in Port au Prince und sammelte um sich alle nach der von Dessalines anbefohlenen Niedermetzelung noch übrig gebliebenen weißen und farbigen Leute. In seinen Regierungsgrundsätzen und Einrichtungen näherte er sich der amerikanischen Constitution. Die Unabhängigkeit der Republik behauptete er in einem siebenjährigen Kampfe gegen alle Angriffe des furchtbaren Christoph; er nahm brittische Kaufleute auf, um den Handel zu befördern, und regierte so mild, daß, so lange er lebte, keine Klage oder Beschwerde über ihn gehört ward. Er starb in den ersten Tagen des Aprils 1818, nach einer Krankheit von acht Tagen, in welcher er alle Nahrung verweigerte. Sein schönstes Denkmal ist der blühende Zustand der von ihm wohlgeordneten Republik; die allgemeine Volkstrauer bei seinem Tode war die rührendste Lobrede auf sein Leben. Die Oberoffiziere spannten die Pferde von dem Leichenwagen ab und zogen denselben bis an den Ort des Begräbnisses, wo sie den Leichnam, nach dem Willen des Verstorbenen, unter dem Baume der Freiheit (einer hohen Palme, dem Nationalpalaste gegenüber) zur Erde bestatteten. Der Senat wählte an seine Stelle den General Boyer zum Präsidenten der Republik. K.

Petion (Jerome) de Villeneuve, einer der thätigsten Jacobiner, geboren zu Chartres im J. 1759, war daselbst Advocat, und wurde von seiner Vaterstadt 1789 zum Deputirten des dritten Standes gewählt. Gut gebildet, in blühender Jugendkraft, einnehmend und freundlich, dabei geachtet als ein rechtlicher Mann, und ausgezeichnet durch das Talent der Beredsamkeit, erlangte er bald einen gewissen Ruf. Dieß und sein unternehmender Charakter, der sich aber in Gefahren nicht bewährte, zog ihn tief in den Strom der Revolution. Bei Gelegenheit der königlichen Sitzung am 23sten Juni 1789 erklärte er sich gegen den vom Könige versuchten Machtgebrauch. Hierauf gab er sich der Partei Orleans hin, und ward Mitglied des ersten Sicherheitsausschusses. Sein republikanischer Eifer ward immer stürmischer. Er bestritt die Meinungen der Gegner mit einer Art von Wuth, und blieb öfters, wenn er sich des Rednerstuhls bemächtigt hatte, einer der letzten im Saale. Im J. 1791 schloß er sich an Condorcet, Guadet und Brissot an, und stimmte für des letztern System einer Republik so eifrig, daß er selbst eine Sendung nach England übernahm, um mit einigen brittischen Revolutionsmännern zu überlegen, wie die Patrioten beider Länder ihre Plane am besten ausführen könnten. Als Präsident des pariser Criminalgerichts ernannte ihn die Nationalversammlung zu einem der drei Commissäre,

Digitized by Google

welche den entflohenen König Ludwig XVI. von Varennes zurückführen mußten (23sten Juni 1791). Hier betrug er sich gegen den unglücklichen Monarchen nicht mit der Achtung und Schonung, welche Barnave und Latour-Maubourg, die beiden andern Commissäre, beobachteten. Darauf ward er (den 14ten November) an Bailly's Stelle zum Maire von Paris gewählt. Der Posten war so gefahrvoll als wichtig. Petion verwaltete ihn aber durchaus pflichtwidrig, indem er die aufrührerischen Bewegungen des jacobinischen Pöbels eher begünstigte, als unterdrückte. Er selbst gehörte damals zu den heftigen Jacobinern. Ja, seine Anschlagszetttel sollen damals den Aufstand der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau am 20sten Juni veranlaßt haben. Das Volk stürmte gegen die Tuilerien, mit dem Geschrei: Fort mit dem Veto! Petion, der dem Aufruhr als Maire Einhalt thun mußte, war selbst gegen das Veto. Die Unterredung, welche der König deßhalb mit ihm hatte, ließ er drucken, um das Volk zu reizen. Die Departementsverwaltung von Paris entsetzte ihn daher den 6ten Juli auf kurze Zeit seines Amtes. Aber die Nationalversammlung hob diesen vom Könige genehmigten Beschluß schon den 13ten Juli wieder auf, nachdem Petion vor den Schranken in einer langen Rede sich nicht sowohl vertheidigt, als eine Menge Schmähungen gegen den Hof und dessen Anhänger ausgestoßen hatte. Den Tag darauf war das Bundesfest. Der König war mit seiner Familie zugegen und wurde beschimpft; aber auf den Hüten des Volks las man mit Kreide geschrieben: Es lebe Petion! Am folgenden 3ten August erschien er vor der Nationalversammlung, und verlangte im Namen der Sectionen von Paris die Entthronung des Königs; doch widersprachen einige Sectionen diesem Gesuche. Jetzt wirkte er ins Geheim. Als der Aufstand am 9ten und 10ten August 1792 den Thron umstürzte, hatte er die Vorsicht gebraucht, sich im Palaste, wohin er vom Könige berufen worden war, einzufinden, und sich nachher in seinem eigenen Hause von Aufrührern, die unter seinem Befehle standen, bewachen zu lassen. Gleichwohl erklärte er im November durch die Journale, daß er als ein geheimer Oberer nicht wenig dazu beigetragen habe, den 10ten August herbeizuführen. Als der Convent zusammentrat, war Petion der erste Präsident desselben. Nach Merciers Behauptung waren einige Mitglieder anfangs der Meinung, Petion zum Dictator vorzuschlagen. Doch hatte er keinen Antheil an den Mordscenen im September. Er mißbilligte sie vielmehr, that aber, wozu ihn sein Amt verpflichtete, keinen wirksamen Schritt, um sie aufzuhalten. Hierauf decretirte er als Präsident des Convents den 2 sten September 1792 die Aufhebung des Königthums, und bildete den 11ten October mit Brissot, Danton, Barrere, Sieyes, Thomas Payne, Vergniaud und Gensonné den Ausschuß, welcher die Verfassungsform der Republik entwerfen sollte; auch ward er den 18ten October wieder zum Maire von Paris gewählt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung sprach er jetzt fast täglich auf der Tribune gegen den König, dessen Prozeß er dadurch beschleunigte. Aber zugleich trat er gegen Robespierre öffentlich auf. Er ließ den 10ten November eine Rede und einen Brief erscheinen, der viel Geschichtliches über das Jahr 1792, insbesondere über Robespierre, Marat, Brissot, und ihn selbst enthält. Im Januar 1793 stimmte er für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für dessen Recht an das Volk zu appelliren, was ihm in der Folge zum Verbrechen gemacht würde. Darauf arbeitete er sehr thätig in

Digitized by Google

dem am 25sten März 1793 errichteten allgemeinen Wohlfahrtsausschuß, zu dessen 25 Mitgliedern auch Sieyes, Cambaceres und Robespierre gehörten. Hier ward sein Kampf mit Robespierre, vorzüglich seit dem 10ten April, ein Kampf auf Tod und Leben. Er wollte die entscheidende Stimme im Ausschuß führen und das Schreckenssystem mildern. Aber Robespierre und Danton siegten. Sie benutzten die Erklärungen des Generals Miaczinski, der Petion als Mitwisser von Dumouriez Planen angab, um eine Untersuchungscommission gegen ihn niederzusetzen. Man decretirte hierauf seine Anklage den 2ten Juni, und den 28sten Juli 1793 ward Petion, vor kurzem noch der Abgott des pariser Volks, nebst Buzot, Lanjuinais und vierzehn andern, die wie er sich der Aufsicht der Gensd'armen entzogen hatten, für einen Landesverräther erklärt. Der Convent sprach aber erst den 3ten October gegen ihn und 52 Deputirte den Haftbefehl aus. Er irrte auf seiner Flucht lange in der Bretagne und an den Ufern der Gironde herum. Endlich fand man ihn und Buzot im Juli 1794 Hungers gestorben oder ermordet, halb von Thieren aufgefressen, in den Ebenen des Departements der Gironde bei St. Emilion. Englische Schriftsteller nennen ihn den talentvollen, den tugendhaften, den unbestechlichen Petion. Verschieden urtheilen über ihn Mercier, Mad. Roland, Frau v. Genlis und Bertrand de Moleville. Unstreitig war er ein von Leidenschaft und Stolz verblendeter Republikaner, dem sein Einfluß aufs Volk den eiteln Wahn einflößte, die Revolution in ihrem Gange aufzuhalten, und die Republik auf einem von Verbrechen und Leidenschaften durchwühlten Boden ohne Religion und Sitten befestigen zu können.

Petitmaitre, Stutzer, Zierling. Zu den Zeiten der Fronde hatte ihr Haupt, der geistvolle und tapfere Condé, eine große Menge junger Leute unter seine Fahnen versammelt. Eine Menge derselben, die die Kunst, sich zu putzen besser, als die zu regieren verstanden, bildeten sich darum nicht minder ein, die Herren des Staats zu seyn. Die Pariser legten ihnen daher spottweise den Titel der kleinen Herren bei (Petitmaitres), der bis auf den heutigen Tag allen denen geblieben ist, deren vorzügliche Blicke auf die Verzierung ihres Aeußern gerichtet sind.

Petitio principii, Erschleichung, Erbettelung des Beweises, ist in der Logik derjenige Fehler im Schließen und Beweisen, wenn man etwas aus Gründen oder Principien beweiset, die ebenfalls ungewiß oder falsch sind.

Petitorienklage, auch Petitorium, ist eine gerichtliche Klage, durch welche man in den Besitz eines Eigenthums gesetzt zu werden verlangt. Sie ist der Possessorienklage (Possessorium) entgegengesetzt, wo man verlangt, in dem bisherigen Besitze einer Sache erhalten zu werden.

Petrarca (Francesco), ein ruhmwürdiger italienischer Dichter, und Gelehrter, die Zierde des vierzehnten Jahrhunderts, war von verbannten florentinischen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304, den 4ten Juli, geboren, und erwuchs zu Ancisa im Val d'Arno, Pisa, Carpentras und Avignon, welches damals die päpstliche Residenz war. Er studirte die Rechte zu Montpellier 1318, und zu Bologna 1322, doch nur seinem Vater zu gefallen; denn er glaubte, die juristische Praxis mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht vereinigen zu können. Viel mehr liebte er das Studium der alten Classiker, obwohl ihm sein Vater manchen ins Feuer warf. Im J. 1326 kehrte er nach

Digitized by Google

Avignon zurück, und trat in den geistlichen Stand, da er nach dem Tode seiner Aeltern nicht mehr gebunden war. Sein Genie, sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit verschafften ihm bald einen Namen. Durch einige Pfründen, die er bekam, namentlich ein Archidiaconat zu Parma, so wie ein Priorat und Canonicat nicht sehr gebunden, folgte er seinem Genius, der ihn zu einem freien, den Wissenschaften gewidmeten Leben antrieb. Doch wollte er nicht allein für sich studiren, sondern durch Wort und That zur Aufklärung mitwirken, nachdem er selbst durch die geistreichen Werke des Alterthums, durch Cicero, Seneca und Augustinus vor andern erleuchtet worden war. Solch ein Wirken machte er sich zur Aufgabe seines Lebens, und ernster Fleiß war sein Tagewerk; besonders in seinen höhern Jahren, als seine flammende Liebe zu Laura abgekühlt war. Sein Aufenthalt war abwechselnd zu Avignon, Carpi, Parma, Selva piana, Mantua, Mailand, Padua, Verona, Venedig, Rom, Vaucluse und Linterno, einem Landgute bei Mailand. Außerdem machte er auch viele Reisen in seinen frühern Jahren aus Wißbegierde und um sich zu zerstreuen. Im J. 1333 bereisete er als Jüngling die Rheingegenden, und besuchte mehrere französische, flandrische und deutsche Städte. Wir lesen seine interessanten Reiseberichte, z. B. über Cöln, in seinen freundschaftlichen Briefen (Epistolae familiares). Dann ist er auch Spanien umfahren und hat England gesehn, worüber sich jedoch keine weitern Nachrichten finden. Seine spätern Reisen waren Geschäftsreisen und Botschaften in Staatsgeschäften, nach Neapel, Venedig, Avignon (in Begleitung des bekannten Cola di Rienzi), Paris und Prag. So konnte es ihm an Freunden und Gönnern in und außer Italien nicht fehlen. Geistliche und weltliche Große, die ihn kannten, schätzten ihn ungemein, und überhäuften ihn mit Beweisen ihres Wohlwollens; besonders auch der deutsche Kaiser Carl IV., der ihm den Titel eines Pfalzgrafen verlieh, und mit ihm correspondirte. An ihn schrieb Petrarca Briefe voll patriotischer Wünsche und oft mit schonungsloser Freimüthigkeit; denn er liebte sein Vaterland glühend. Da er frei von bindenden Aemtern blieb, so konnte er sich desto ausgebreitetere Verdienste um die Wissenschaften erwerben. Er machte durch seine Schriften seine eigene Gelehrsamkeit gemeinnützig, und eröffnete andern die Quellen derselben, die Schriften der Classiker. So zog er Cicero's Briefe an seine Freunde aus dem Staube, legte mit großem Sammlerfleiße eine Manuscriptensammlung an, und beförderte mit Boccaccio das Studium der griechischen Sprache in Italien, die er selbst erst später und nur unvollkommen erlernte. Darum gebührt ihm unter den Wiederherstellern der alten Literatur eine der ersten Stellen. Die alten Philosophen, Historiker und Dichter, so viel er deren kannte, hatte er mit Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, die aus dem Mangel an Hülfsmitteln entsprangen, studirt; und er besaß bessere philosophische Einsichten, ausgebreitetere Geschichtskenntnisse und einen feinern Geschmack, als alle seine Zeitgenossen. Besonders zog ihn die practische Philosophie an. Auch suchte er in seinen Schriften Lebensweisheit zu verbreiten, die er in einer sehr lebendigen Schreibart, in Dialogen, abfaßte. Hierher gehört z. B. die Schrift: De remediis utriusque fortunae, worin er von dem, was in glücklichen Lagen gefahrvoll, und was in traurigen tröstlich ist, sehr lehrreich und anziehend spricht. Nicht minder erforschte er die alte Geschichte, deren Quellen tief vergraben lagen. Vorzüglich aufmerksam war er auf die alten

Digitized by Google

römischen Denkmäler, für deren Erhaltung er kräftig sprach; deßhalb begann er auch eine Sammlung von Kaisermünzen. Seine historischen Schriften zeigen von großer Belesenheit. Auch schrieb er eine Anleitung zu einer Reise ins gelobte Land. Zwar trägt sein Latein, in welchem er diese Werke schrieb, die Spuren seiner Zeit, aber welcher Billige wollte ihm dieß nicht verzeihen? Nicht minder als Philosophie und Historie, liebte er die Poesie. Talent und Studium bildeten ihn zum Dichter. Zu Vorbildern hatte er die Alten und Neuern: Virgil und die Provenzaldichter. (Dante scheint er nicht nach seinem ganzen Werthe gewürdigt zu haben.) So ward er, selbst reich an Phantasie und gern in der Einsamkeit schwärmend, Dichter. Seine lateinischen Gedichte sind zwar nicht musterhaft, wie die der Alten, aber für seine Zeit vortrefflich und erregten großes Aufsehn. Es sind Eclogen, poetische Briefe und ein Heldengedicht, Afrika, das seinen Lieblingshelden Scipio feiert. Zwar ward es nicht vollendet; doch brachte es ihm den poetischen Lorbeerkranz, den er zu Rom auf dem Capitol am ersten Ostertage 1341 unter großen Feierlichkeiten empfing. Mit Unrecht zog er es allen seinen übrigen Gedichten vor. Doch nicht allein die Gebildeten, sondern seine ganze Nation ehrte ihn mit Enthusiasmus. Sein Ruf durchdrang nicht nur Italien, sondern auch die benachbarten Länder, und ihn priesen die folgenden Jahrhunderte. Indeß dankte er diese allgemeine Schätzung vorzüglich seinen schönen italienischen Gedichten (besonders von 1327—1354), durch die er seine Vorgänger, die Troubadours, bei weitem übertraf. Und was ihn bewog, in seiner Muttersprache zu dichten, war — ein schönes Weib, Laura (s. d. Art.). Der feurige Jüngling Petrarca war eben von der Universität Bologna nach Avignon zurückgekommen. An einem frühen Morgen der Charwoche 1327 ging er, seiner Gewohnheit nach, in die Kirche der heiligen Clara, zu beten. Da erschien auch voll jugendlicher Anmuth und Würde, in gleicher Absicht, Madonna Laura. Ihr herrliches idealisches Wesen entzückte, der Werth ihres Geistes fesselte ihn. Sein ganzes Wesen war ergriffen von der glühendsten Liebe, welche um so mehr zunahm, da er nicht allein an Laura's Gestalt hing. Laura war auch ihm gewogen, weil sie seinen Werth, seine Treue und seine Huldigungen zu schätzen wußte. Aber nie vergab sie ihrer Würde und Keuschheit etwas. Sie hielt ihn stets in seinen Schranken; nur dann, wenn Mitleid mit seiner Sehnsucht sie ergriff, konnte sie ihm ein freundliches Lächeln oder ein holdes Wort nicht versagen. Oft wollte er sich zwar mit Gewalt losreißen, weil er wohl einsah, wie sehr diese Schwärmerei seine geistige Thätigkeit hindere. Aber er fühlte auch, wie diese Leidenschaft ihn befeuert habe, immer höher zu streben, um ihre Hand zu verdienen, und ihn von andern Verirrungen abgehalten habe, wie sie ihn himmlischer gesinnt mache (s. die Canzone: Gentil mia Donna). Er begab sich auf Reisen und ins Gewühl der Welt, aber vergeblich; denn nie verließ ihn das Bild der Geliebten (s. Carm. lat. I. 7 und die meisterhafte Canzone: Di pensier in pensier). Er versuchte seine Glut in der Einsamkeit zu kühlen, aber da ward seine Sehnsuchtsflamme größer, und strömte aus in Thränen und Seufzern, welche die Haine und Hügel des Thals (Vaucluse oder Valchiusa, wo er sich größtentheils aufhielt) wiederhallten (s. Epist. 116. und die Sonette und Canzonen). Hier in Vaucluse, unweit Avignon (in welcher Stadt Laura wohnte), kämpfte er mit seiner Leidenschaft, zugleich ernstlich studirend. So

Digitized by Google

liebte er in der Phantasie zu leben und in der Einsamkeit zu schwärmen. Der tiefste Schmerz ergriff ihn, als er in Verona, wo er eben war (am 8ten April 1348), die Nachricht von Laura's Tode erhielt. Aber auch nach ihrem Tode hörte er nicht auf sie zu feiern. Nur im Alter äußerte er, daß er seiner Jugendschwärmerei sich schäme, und daß er jene Gedichte, die freilich Gleichgestimmten gefielen, nicht geschrieben haben möchte. Doch tadelte er nicht sowohl seine Liebe, als ihre zu große Heftigkeit. Die meiste eigene Auskunft über seine Schwärmerei finden wir gerade in den Schriften von ihm, die am wenigsten bekannt sind, in seinen lateinischen Briefen, in seinem Aufsatze, den er: mein Geheimniß, oder von der Geringschätzung des Irdischen, überschrieben hat (ein psychologisches Meisterstück, dialogisch) und in seinem Gedichte: Triumph des Todes. In jenen entschuldigt er seine Leidenschaft mit der himmlischen Vortrefflichkeit der Laura, der Reinheit seiner Liebe und den Wirkungen derselben zur Veredlung seines Gemüths. In diesem dichtet er, wie ihm die schon verewigte Laura erscheint und ihm zu seinem Entzücken freundlich die Hand reicht, wie sie endlich gesteht: mein Herz war nie von dir geschieden; und wie sie durch Zurückhaltung seine Flamme gemäßigt, um Beider Ehre zu retten, aber auch durch freundliches Anschauen seinen Schmerz gelindert habe ((vergl. auch das Sonett: Dolci durezze e placide ripulse). — Wir freuen uns nach einem halben Jahrtausend dieser Liebe; denn sie war die Quelle jener bewunderten Sonette, Canzonen und Sestinen, in welchen er Freuden und Leiden, Bewunderung und Sehnsucht und alle zarte Gedanken und Regungen einer poetischen, glühenden Liebe in den süßesten Klängen einer reinen, anmuthigen und wohllautenden Sprache, und in den zartesten Formen der Poesie verewigt hat. Er ist der Meister aller erotischen Dichter. Zwar könnte man an mehrern seiner Gedichte Einförmigkeit und manche Spuren seines Zeitalters, frostige Gedanken mit Anspielungen, falschen Witz, geschmackwidrige Wortspiele und sonderbare Beiwörter tadeln. Aber der größere Theil derselben wird immer zu den vollendeten Meisterwerken der lyrischen Poesie gerechnet werden und desto mehr anziehn, je mehr die jedesmalige Stimmung der Lectüre solcher lyrischen Stücke günstig ist. Seine Triumphe der Liebe, der Keuschheit, der Zeit u. s. w. sind Darstellungen von Erscheinungen allegorischer Wesen, auch italienisch geschrieben. In Uebersetzungen kann man freilich die Reize des liebenswürdigen Dichters niemals ganz kennen lernen. Doch besitzen wir einzelne Gedichte von Gries und A. W. Schlegel und die sämmtlichen von C. Förster in zum Theil wohlgelungenen Uebersetzungen. Die Originale (die freilich viele schwer verständliche Stellen enthalten, aber auch ungemein viele Erklärer gefunden haben, z. B. Gesualdo, Castelvetro, Velutello, Tassoni u. A.) sind über 200 Mal herausgegeben worden. Seine lateinischen Werke sind gedruckt zu Basel 1496 und 1581 und oft einzeln. — Wie in der Liebe, so war Petrarca auch in der Freundschaft unwandelbar. Dieß bezeugen uns die Sammlungen von Briefen, die wir ihr verdanken, und die auch ihres historischen Interesses wegen sehr lesenswerth sind. Machen gefühlvolle Liebe und treue Freundschaft uns den großen Mann als Menschen werth, so muß die Kenntniß seiner Religiosität diese Achtung noch vermehren. Er war ein frommer Mann, ein Freund der heiligen Schriften (deren Werth er jedoch erst im reifern Alter recht erkannte) und der öffentlichen Gottesverehrung; ein Mann von gewissenhaftem Wandel. Man ersieht

Digitized by Google

dieß z. B. aus seinem Testamente. Auch ehrte sein Herz, was sein Zeitalter für heilig hielt. Darum fastete er gewissenhaft, vermachte einen Theil seines Vermögens den Kirchen, verehrte die Heiligen, insonderheit die heilige Jungfrau (auf die er auch eine schöne Canzone voll Demuth und Andacht dichtete) und die Reliquien. Hier war er freilich noch in manchen Vorurtheilen befangen. — Rechnen wir zu jenen Zügen seines Geistes noch seine Dankbarkeit gegen seine Lehrer, seine Anhänglichkeit an seine Gönner, und seine Gefälligkeit gegen Jeden, dem er dienen konnte, so werden wir uns die hohe Achtung, die er genoß, erklären können, zumal, wenn wir bedenken, daß auch sein Aeußeres ihn empfahl. Er war wohlgebildet, sehr gewandt, in seiner Jugend auch höchst elegant in seiner Kleidung (s. var. epist. IX.) und spielte die Laute. Bewundern müssen wir den großen Mann, der mit so vielumfassenden Talenten, so viel Fleiß und Gemeinnützigkeit verband; zumal wenn wir bedenken, wie groß für jenes Zeitalter das Verdienst seiner literarischen Arbeiten ist, und wie groß seine Thätigkeit gewesen seyn muß, da er bei so vielem Lesen, so vielen Reisen und anderm Zeitverluste so viel geschrieben hat. — Er starb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18ten Juli, auf dem Dorfe Arqua bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entschlafen in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt. Sein Leichnam wurde mit einer vornehmen Begleitung zu Arqua feierlich beigesetzt, obwohl er alle Feierlichkeiten verbeten hatte. Seine kostbare Büchersammlung hatte er der Republik Venedig vermacht. Es ist aber nichts davon mehr vorhanden. — Die Quellen seiner Lebensbeschreibung sind meist seine eigenen Schriften: seine Briefe, sein sogenanntes Geheimniß, und seine eigenthümliche Zuschrift an die Nachwelt über sein Leben und seinen Charakter. Von seinen Biographen sind die vorzüglichsten der Abbé de Sade (ein Nachkomme der angebeteten Laura), Tiraboschi, Baldelli, Wismayr und einige Andere. F.

Petrefacten, s. Versteinerungen.

Petrobrusianer, s. Secten.

Petronius. Dieser wegen seiner Obscönität berüchtigte römische Schriftsteller, mit seinem vollen Namen Titus Petronius Arbiter, ein geborner Marseiller, lebte zu Nero's Zeit und an dessen Hofe. Einige Zeit lang war er der Begünstigte des Kaisers, und soll von ihm als Anordner (arbiter) seiner üppigen Feste und Lustbarkeiten gebraucht worden seyn. Allein auch er, wie viele Andere, fiel zuletzt als ein Opfer der argwöhnischen Grausamkeit des Tyrannen, auf dessen Befehl er sich selbst den Tod geben mußte. Wer die ausschweifenden Sitten und die Verdorbenheit der damaligen Römer kennen lernen will, der kann dieß durch die Bruchstücke einer Schrift, Satyricon (nämlich libri) betitelt, worin er in Prosa und Versen jene Schändlichkeiten schildert, und welche für die Sittengeschichte allerdings Werth hat. Andere vermuthen aus mehreren Anspielungen einen andern Verfasser, der unter Commodus (185) einige Zeit lang in Neapel lebte. Die beste kritische Ausgabe hat Peter Burmann geliefert, Leiden 1743, 2 Voll. 4.; eine neuere Anton, nach der Burmannischen Recension, Leipzig 1782, 8. Die angeblich in der neuern Zeit aufgefundenen Supplemente hält man für unecht. S.

Petrus, der Apostel, hieß eigentlich Simon und war ein galiläischer Fischer aus Bethsaida. Durch seinen Bruder Andreas, den

Jesus gleich beim Antritte seines Lehramts unter seine Jünger aufgenommen hatte, wurde Simon mit diesem göttlichen Lehrer bekannt. Merkwürdig ist der schnelle Entschluß, der ihn bewog, Jesu, auf dessen Wort er eben den reichsten Fischzug gethan hatte, mit Zurücklassung aller seiner Habe auf der Stelle zu folgen. Seitdem erschien er immer im Gefolge und als einer der innigsten Vertrauten Jesu, der ihn wegen der Festigkeit seines Glaubens Kephas (griechisch Petros, Fels) nannte, und durch besondere Zuneigung auszeichnete, ohne, wie die Papisten behaupten, ihm eine Obergewalt über die Apostel zu verleihen, welche auch Petrus selbst sich niemals anmaßte. Vielmehr gab ihm Jesus in ihrer Gegenwart Erinnerungen wegen der Fehler und Uebereilungen, zu denen sein heftiges Temperament ihn hinriß, und noch in der letzten Schreckensnacht vor der Kreuzigung traf ihn der strafende Blick des Herrn, den er in das Haus des Hohenpriesters von fern begleitet, und daselbst aus Furcht verleugnet hatte. Die Reue über diesen Fehltritt läuterte und befestigte sein an sich edles und von Liebe zu Jesu glühendes Herz; sein Eifer und seine Geistesgaben machten ihn in wichtigen Angelegenheiten zum Wortführer seiner Mitapostel. Dies war der Fall am Pfingstfeste nach der Himmelfahrt Jesu, wo er den Muth hatte, das Evangelium zuerst öffentlich zu verkündigen, und durch seine kraftvolle Rede mehrere Tausende gewann, ferner bei den Rechtfertigungen vor dem hohen Rathe. Ueberhaupt hatte sein Wort und Gutachten bei der Christengemeinde großes Gewicht, und auf sein Vorhalten faßten die Apostel und Aeltesten auf der ersten Synode zu Jerusalem den Beschluß, daß das Mosaische Gesetz für Christen aus dem Heidenthume entbehrlich sey. Wahrscheinlich durchreisete Petrus mehrere Gegenden des mittlern und westlichen Asiens als Lehrer des Christenthums; daß er aber auch nach Rom gekommen und dort im J. 67 gekreuzigt worden sey, berichtet nur die in der römischen Kirche geltende Tradition, auf welche der Papst seine Würde als Nachfolger dieses Apostels gründet. Die im Canon des neuen Testaments enthaltenen zwei Lehrschreiben Petri sind in griechischer Sprache abgefaßt, und an christliche Gemeinden in Klein-Asien gerichtet. In Schreibart und Darstellung der Lehre tragen sie ganz den Charakter seines feurigen, von Gedanken zu Gedanken eilenden, im Ausdrucke wenig sorgfältigen, aber energischen und phantasiereichen Geistes.
E.

Petrus Lombardus, s. Lombardus.

Peutinger (Conrad), ein berühmter Gelehrter, war 1465 zu Augsburg geboren, studirte auf den vorzüglichsten Universitäten Italiens, und kehrte als Doctor beider Rechte in seine Vaterstadt zurück, wo ihm 1493 das Syndicat übertragen wurde. Er wohnte als Abgeordneter von Augsburg den häufigen Reichstagen bei, die unter Maximilian gehalten wurden. Nach dem Tode dieses Kaisers im J. 1519 begab er sich nach Brügge, um Carl V. zu bewillkommen. Er wandte alle seine Thätigkeit an, seiner Vaterstadt nützlich zu seyn, und wirkte ihr unter andern das Recht aus, Münzen zu prägen. Er starb im J. 1547, in einem Alter von 82 Jahren, geistig und körperlich entkräftet. Seine ansehnliche Bibliothek blieb eine Zeit lang bei seiner Familie, und kam endlich an die Jesuiten von Augsburg. Vorzüglich hat sich sein Andenken erhalten durch die nach ihm benannte Karte. Diese von unbekannter Hand unter Theodosius dem Großen gezeichnete Karte gibt die Militärstraßen durch

Digitized by Google

den größten Theil des weströmischen Reichs an. Conrad Celtes hatte sie in einem Kloster Deutschlands aufgefunden und Peutinger übergeben, der sie herauszugeben gedachte. Nach seinem Tode aber verschwand sie auf viele Jahre; endlich machte Marx Welser 1591 zu Venedig Bruchstücke derselben bekannt, unter dem Titel: Fragmenta tabulae antiquae ex Peutingerorum bibliotheca. Erst im 18ten Jahrhunderte entdeckte man sie ganz unter Peutingers Handschriften, und nun gab sie 1753 Franz Christoph von Scheyb mit Anmerkungen und Erläuterungen zu Wien schön gedruckt in Folio heraus, wo die Handschrift gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek ist. Aus den Schriftzügen und den Figuren sieht man, daß sie nicht das Original ist, sondern in das 14te Jahrhundert gehört. Peutinger selbst hat mehrere schätzbare Werke, z. B. über alte Inschriften, über den Verfall des römischen Reichs u. s. w., herausgegeben, die zum Theil mehrmals gedruckt worden sind.

Peyrouse (la), s. Perouse.

Pezay oder vielmehr Pesay (Masson, Marquis de), geboren zu Blois, beschäftigte sich anfänglich mit der Literatur, und trat alsdann in die Armee. Auf seiner Schwester, der einflußreichen Madame Cassini, Antrieb faßte er den Entschluß, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, nahm Pezay sich die Freiheit, dem Könige schriftliche Rathschläge über die Abgaben und die Mittel, sie dem Volke zu erleichtern, zu geben. Ludwig antwortete nicht; aber Pezay ließ nicht ab, und schrieb dem Könige, daß er über sein Stillschweigen beunruhigt sey. Der gütige Monarch antwortete ihm jetzt, und nun entstand ein Briefwechsel, der zum Sturze des Abbé Terray und zur Anstellung Pezay's beitrug. Dieser wurde nun von Maurepas und Sartine zu Rathe gezogen. Auch Necker schloß sich an ihn an, und trat auf Maurepas und Pezay's Empfehlung bald an Turgots Stelle. Pezay hatte dem Könige Unterricht in der Taktik ertheilt, wofür er zum Oberaufseher der Küsten mit 60,000 Livres Gehalt ernannt wurde. Er begab sich sogleich in die Seeplätze, und zeigte viel Thätigkeit; aber sein stolzes, anmaßendes Betragen veranlaßte so dringende Beschwerden, daß der König sich bewogen fand, ihn auf seine Güter zu verweisen, wo er bald darauf im Jahre 1777 vor Kummer starb. Seine Poesien sind in Dorats Manier. Sein Gedicht Zélis au bain (erst in vier, später in sechs Gesängen) ist in der erotischen Gattung und gefällt durch Anmuth nnd Leichtigkeit. Außer seinen poetischen Werken hat er herausgegeben: Les Campagnes de Maillebois en 1745 et 1746, 3 Voll. 4. und ein Band Karten, welches Werk trotz vieler Fehler geschätzt wird. Seine Oeuvres sind zu Paris 1794 in zwei Bändchen erschienen.

Pezuela (Don Joachim de la), Vicekönig von Peru. Er hatte im spanischen Revolutionskriege gegen die Franzosen große Beweise von Einsicht und Tapferkeit gegeben, weßhalb Ferdinand VII. ihn nach seiner Rückkehr als General en Chef nach Südamerika schickte. Den spanischen offiziellen Nachrichten zufolge, denen jedoch in dieser Hinsicht nicht ganz zu vertrauen, hat er gegen die Republikaner oder Insurgenten oft große Vortheile errungen, namentlich am 29sten November 1815, wo er den General Rondeau aufs Haupt schlug. Die Folge dieses Siegs war die Befreiung Peru's und der Rückzug der Republikaner nach Rio de la Plata. Zur Belohnung für diese Waffenerfolge erhob ihn Ferdinand VII. zum Vicekönig

Digitized by Google

von Peru und Don Pezuela hielt am 17ten April 1816 seinen feierlichen Einzug in Lima.

Pfahlbauer, ein schutzverwandter Bauer, der bloß als innerhalb der Gerichtspfähle des Dorfes wohnhaft angesehen wird. **Pfahlbürger**, in alten Zeiten diejenigen, welche, um sich dem Gehorsam ihres rechtmäßigen Grundherrn zu entziehen, sich in den Schutz irgend einer mächtigen Reichs- oder Freistadt begaben und das Bürgerrecht daselbst annahmen, obgleich sie deßhalb ihren Wohnort nicht veränderten. Da hieraus viele Streitigkeiten und Fehden entstanden, so kamen theils die Städte selbst unter einander überein, dergleichen nicht mehr zu ihren Bürgern aufzunehmen, theils wurde dieses auch durch die goldene Bulle und andere Reichsgesetze verboten. Woher die Benennung rühre, ist zweifelhaft. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß, weil solche Bürger nicht wirklich in den Städten wohnten, deren Bürgerrecht sie erlangt hatten, sie als Vorstädter, die **hinter den Pfählen** der Städte wohnen, angesehen wurden; daher man sie oft auch für bloße Hintersassen gehalten hat. **Pfahlgericht**, auch **Zaungericht** heißt in manchen Orten bei den Deutschen diejenige Gerichtsbarkeit, welche bloß auf den Bezirk oder den Hof eines gewissen Orts, oder auch nur auf gewisse Personen eingeschränkt ist. — **Pfahlhecke** (Pfahlgraben, Teufelsmauer) heißt die ehemals von den Römern in Deutschland aufgerichtete Landwehr, welche aus tief eingegrabenen Pfählen und dazwischen geflochtenem Buschwerke und Hecken bestand. Zur Sicherheit gegen die Deutschen hatte zuerst Kaiser Hadrian dergleichen Vorkehrungen treffen lassen, aber Kaiser Probus ließ noch eine Mauer mit Thürmen an dieser Pfahlhecke aufführen, die wegen ihres ungeheuern Umfugs, so wie ihrer Höhe und Dicke Teufelsmauer genannt wurde. Sie fängt auf der Höhe unterhalb Frankfurt an, zieht sich über die nürnberger Straße nach Ingolstadt u. s. w. und reicht bis an den Neckar.

Pfalz (von pallatium, Pallast) nannte man die Schlösser der deutschen Kaiser oder Könige, in welchen sie, bevor sie eine feste Residenz hatten, sich abwechselnd aufhielten, ferner auch das damit verbundene Gebiet; und weil in diesen königlichen Schlössern besonders in Abwesenheit des Kaisers von fürstlichen oder gräflichen Personen (Pfalzgrafen) Gericht gehalten wurde, auch ein königlicher oder kaiserlicher **Gerichtshof**. Nach der Gründung der bleibenden **Reichs**gerichte hörten die letztern auf, und nur einige beschränkte Rechte blieben mit dem Titel der Pfalzgrafen zurück.

Pfalzen. Diesen Namen führten vormals zwei von einander getrennte Provinzen Deutschlands, wovon man die eine die **Oberpfalz**, die andere die **Unterpfalz** oder die Pfalzgrafschaft **am** oder **beim Rhein** nannte. Die Oberpfalz war von Bayreuth, Böhmen, Neuburg, Baiern und dem nürnbergischen Gebiete begrenzt und enthielt 130 Quadratmeilen mit 280,000 Einwohnern. **Amberg** war die Hauptstadt und der Sitz der Regierung. Bis 1620 gehörten die Ober- und Unterpfalz zusammen; nachdem aber in dem genannten Jahre der unglückliche Churfürst Friedrich V. nach der Schlacht bei Prag in die Acht erklärt worden, kam die Oberpfalz an Baiern, und verblieb demselben auch im westphälischen Frieden, jedoch mit der Bedingung, daß sie nach Abgang der männlichen baierischen Churlinie an Pfalz heimfallen solle. Im J. 1808 wurde aus der Oberpfalz mit Sulzbach der baiersche Nabkreis gebildet; nach der Eintheilung von 1810 aber wurde ein Theil der Oberpfalz zum Re-

Digitized by Google

gen, der andere zum Maynkreise geschlagen. — Die Unterpfalz oder Pfalz am Rheine lag auf beiden Seiten des Rheins und war begrenzt von Mainz, Katzenellenbogen, Wirtemberg, Baden, dem Elsaß, Lothringen und Trier und bestand aus fünf Theilen: 1) dem Fürstenthume Simmern, 2) dem Fürstenthume Zweibrücken, 3) der Grafschaft Sponheim, 4) dem Fürstenthume Veldenz und Lautern und 5) der eigentlichen sogenannten Pfalz. Dieses Land, welches dem Churfürsten von der Pfalz gehörte, enthielt auf 75 Quadratmeilen über 300,000 Einwohner und gehörte trotz der wiederholten Mißhandlungen und Verwüstungen, denen es zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, zu den fruchtbarsten und einträglichsten Ländern Deutschlands. — Folgendes ist ein kurzer Abriß der Landesgeschichte. Die Pfalzgrafen am Rheine hatten schon im elften Jahrhunderte die Pfalzgrafschaft und die damit verbundenen Länder erblich erhalten und gehörten zu den vornehmsten Reichsfürsten. Nachdem Pfalzgraf Hermann II. in ein Kloster gegangen und ohne Erben verstorben war, gab Kaiser Friedrich I. die zur Rheinpfalz gehörigen Länder im J. 1156 seinem Bruder Conrad, welcher der eigentliche Stifter der Pfalzgrafschaft ist, und unter allen Pfalzgrafen zuerst zu Heidelberg, jedoch öfters zu Staleck im Districte von Bacharach residirte. Heinrich von Braunschweig vermählte sich mit dessen Tochter Agnes und bekam vom Kaiser Heinrich VI. die Anwartschaft auf die Länder seines Schwiegervaters, nach dessen Tode er auch zum Besitz gelangte. Weil er es aber mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Kaiser Friedrich II. hielt, so erklärte ihn dieser 1215 in die Acht und belehnte mit der Pfalz den Herzog Ludwig von Baiern, welcher jedoch zum völligen Besitze derselben nicht gelangen konnte. Sein Sohn Otto heirathete des geächteten Pfalzgrafen Tochter Agnes, und auf diese Weise kam die ganze Pfalz an das baierische Haus. Otto's Söhne, Ludwig der Strenge und Heinrich, regierten anfänglich gemeinschaftlich. Im J. 1256 aber theilten sie sich so, daß Ludwig die Rheinpfalz und Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern bekam. Jener hinterließ zwei Prinzen, Rudolph und Ludwig, von denen erstrer die Churwürde und die Pfalz erhielt. Der letztere erhielt Oberbaiern, wurde Kaiser und erbte hernach auch Niederbaiern. Weil sein Bruder Rudolph es mit seinem Gegner, Friedrich dem Schönen, Herzog von Oesterreich, hielt, verjagte er ihn von Land und Leuten, verglich sich aber nachher mit dessen Söhnen und ließ ihnen die pfälzischen Lande nebst einem Stücke von Baiern, welches nachher die Oberpfalz genannt worden ist. Rudolphs drei Söhne, Adolph, Rudolph II. und Rupert I. folgten einander; Letzterm folgte Rupert II., Adolphs Sohn. Rupert III., sein Sohn und Nachfolger, wurde im J. 1400 Kaiser und hinterließ vier Prinzen, welche sich in die väterlichen Lande also theilten, daß der älteste, Ludwig, mit dem Beinamen der Bärtige, die Chur- und Rheinpfalz, Johann die Oberpfalz, Stephan Zweibrücken und Simmern, und Otto Mosbach erhielt. Die zweite und vierte Linie starben bald wieder aus. Ludwigs des Bärtigen Nachkommenschaft starb 1559 mit Otto Heinrich aus, welcher sich zur evangelischen Religion bekannt und die treffliche Bibliothek zu Heidelberg angelegt hatte. Seine Lande und die Chur fielen an Friedrich III. von der simmerischen Linie, welche obgedachten Stephan, Ruperts III. dritten Sohn, zum Stifter hatte. Churfürst Friedrich nahm die reformirte Religion an. Ihm folgten Ludwig VI., Friedrich IV. und Friedrich V.,

Digitized by Google

welcher sich verleiten ließ, die von den unruhigen Böhmen ihm angebotene Krone anzunehmen, und darüber seine Lande und die Churwürde verlor, welche vom Kaiser Ferdinand II. seinem Vetter, dem Herzoge Maximilian von Baiern, übertragen wurde. Sein Sohn, Carl Ludwig, bekam zwar durch den westphälischen Frieden die Unterpfalz wieder; auch gab man ihm eine neue, und zwar die achte Churstelle, nebst dem Erzschatzmeisteramte; die Oberpfalz aber, der Rang, den ehemals Pfalz im churfürstlichen Collegio gehabt, und das Erztruchsessenamt blieben bei Baiern. Doch wurde festgesetzt, daß wenn der baierische Mannsstamm verlöschen würde, Pfalz wieder in den Besitz dieses Landes und dieser Rechte kommen sollte. Sein Sohn Carl beschloß 1685 die simmerische Linie. Die Chur und die dazu gehörigen Lande fielen nun an seinen Vetter, den Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm. Das neuburgische Haus stammt von des obgedachten Stephans, Pfalzgrafen in Simmern zweitem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, Pfalzgrafen in Zweibrücken, ab, dessen Sohn Alexander zwei Prinzen hatte, Ludwig und Rupert. Der Letztere ist der Stammvater der veldenzischen Linie. Des ältern Ludwigs Sohn, Wolfgang, ist der Stammvater aller, seit Erlöschung der veldenzischen Linie 1694, lebenden Pfalzgrafen. Von seinen drei Söhnen, Philipp Ludwig, Johann und Carl, stiftete der jüngste die birkenfeldische Linie, der mittlere die neuzweibrückische, der älteste aber hatte zwei Prinzen, Wolfgang Wilhelm und August. Der älteste wurde der Stammvater des neuburgischen, der andere des sulzbachischen Hauses; der dritte Sohn, Johann Friedrich, der zu Hilpoltstein seinen Sitz bekam, überlebte alle seine Kinder. Auf Philipp Wilhelm, welcher den letzten Churfürsten simmerischer Linie, Carl, obgleich mit großem Widerspruche des Hauses Veldenz, beerbte, folgte sein Sohn, Johann Wilhelm, welcher nach Ableben des letzten Pfalzgrafen von Veldenz, Leopold Ludwig, 1694 dessen Land bekam; auch im spanischen Successionskriege, da der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern geächtet war, die Oberpfalz und die alten Churrechte des pfälzischen Hauses wieder erhielt. Allein dies dauerte nur von 1706 bis 1714, wo durch den zwischen Carl VI. und Ludwig XIV. geschlossenen Frieden der Churfürst von Baiern Alles, was er verloren hatte, wieder erlangte. Als Churfürst Johann Wilhelm im J. 1716 ohne Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Carl Philipp, welcher 1742 auch ohne männliche Erben starb, worauf die Chur an die sulzbachische Linie kam, indem auf Carl Philipp Theodor, welcher als Pfalzgraf zu Sulzbach seinem Vater Johann Christian Joseph 1733 gefolgt war, und schon 1728 von seiner Mutter das Marquisat Bergen op Zoom geerbt hatte, nun alle churpfälzischen wie auch die jülichschen und bergischen Lande übergingen. Als zu Ende des J. 1777 der baierische Mannsstamm mit Churfürst Maximilian III. sich endigte, so wurden auch die baierischen Lande mit den pfälzischen vereinigt, bis auf einen Theil, der an Oesterreich kam. Churpfalz trat, wie im westphälischen Frieden bestimmt worden, wieder in seine alte Churstelle, die fünfte im churfürstlichen Collegio, und in sein altes Erztruchsessenamt, wofür es das Erzschatzmeisteramt an Churbraunschweig abtrat. Nach Carl Theodors unbeerbtem Tode folgte im J. 1799 der Herzog von Zweibrücken, Maximilian Joseph. Allein der lüneviller Friede von 1801 zog eine neue Epoche für die Rheinpfalz herbei. Maximilian Joseph mußte sie zu Gunsten anderer Fürsten abtreten. Bis zu gedachtem Frieden

bestand die Pfalz aus 19 Oberämtern und den drei Hauptstädten Manheim, Heidelberg und Frankenthal. Von diesen wurden die auf der linken Seite des Rheins liegenden an Frankreich abgetreten; die auf der rechten Seite dieses Flusses hingegen fielen an andere deutsche Fürstenhäuser. So erhielt das Großherzogthum Baden die Oberämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg; Hessen-Darmstadt die Oberämter Lindenfels, Otzberg und Umstatt; der Fürst von Leiningen-Dachsburg die Oberämter Borberg und Mosbach, dann Nassau das Amt Kaub. Die pariser Frieden 1814 und 1815 brachten auch die jenseits des Rheins gelegenen pfälzischen Lande an Deutschland wieder zurück, davon Baiern den größten Theil und das Uebrige Hessen-Darmstadt und Preußen erhielten. Der badische Antheil an der Pfalz, wozu auch die mediatisirten leiningenisch-pfälzischen Oberämter gehören, sind dem Neckar-, Main- und Tauberkreise zugewiesen; der darmstädtische Theil der Pfalz bildet Bestandtheile der Provinz Starkenburg und der neuen Rheinprovinz; der baierische Antheil gehört zum Rheinkreise des Königreichs Baiern und der preußische Antheil ist zu der Provinz Niederrhein geschlagen. Die fernere Geschichte sehe man unter dem Art. Baiern. Wir führen hier nur noch an, daß zu den besondern Gerechtsamen des Churfürsten von der Pfalz das Reichsvicariat, das Recht Grafen, Freiherren und Edelleute zu ernennen, das Pfandschaftsrecht und mehrere andere gehörten.

Pfalzgraf, s. Comes palatinus und Pfalz.

Pfand heißt jede Sache, auf welche ein Gläubiger von seinem Schuldner zur Sicherheit seiner rechtsgültigen Foderung ein dingliches Recht erhält, und Pfandrecht ist ein Realrecht, welches der Gläubiger an der Sache seines Schuldners zur Sicherheit seiner Foderung unter der Bedingung erhält, daß er sie nach Abtragung der Schuld wieder zurückgibt, oder zur Tilgung derselben gebrauchen kann, wenn sie nicht auf die vorgeschriebene Art getilgt wird. Wird der Pfandberechtigte in den Besitz der verpfändeten Sache gesetzt, so nennt man sie, wenn sie beweglich ist, Pfand im engern Sinne des Worts, oder Faustpfand; wird sie ihm aber nicht übergeben, Hypothek. In der Regel können alle Sachen und Güter, bewegliche und unbewegliche, erworbene und noch zu erwerbende, körperliche und unkörperliche (z. B. Eigenthums- und andere Arten von Rechten) zum Unterpfande dienen, wenn sie nur dem Verpfänder eigenthümlich zugehören, Sicherheit wegen einer Foderung gewähren, der Veräußerung fähig sind, und auf eine rechtsgültige Weise verpfändet werden können. Aber Gegenstände, die gesetzlich dem Verkehr entzogen sind, sich im Prozesse befinden, und solche, deren Verkauf durch das Gesetz oder ein Testament untersagt ist, desgleichen fremde Sachen, z. B. das zur Mitgabe erhaltene Grundstück der Frau u. s. w., dürfen nicht verpfändet werden. Doch kann die Verpfändung fremder Sachen Gültigkeit erhalten, wenn sie mit Wissen und Willen des Eigenthümers geschah, oder seine Genehmigung hinzukam, wenn der Verpfänder in der Folge durch Erbgangsrecht oder auf andere Art Eigenthümer derselben wurde u. s. w. Da der Pfandgeber sein Eigenthum an der verpfändeten Sache mit allen Pertinenzien und Nutzungen behält, so muß er alle Lasten, Abgaben und Unglücksfälle allein tragen, und hat das Recht, ein generelles Pfand, jedoch ohne Nachtheil des Pfandrechts, und in den durch das Gesetz erlaubten Fällen, zu verkaufen oder sonst zu veräußern. Das Pfandrecht bekommt in Hinsicht auf seinen Entstehungsgrund, Umfang, seine Wir-

Digitized by Google

kung und Glaubwürdigkeit verschiedene Namen. Erstreckt es sich auf das sämmtliche Vermögen des Schuldners, wobei sogar das zukünftige präsumirt wird, so heißt es eine Generalhypothek; ist es aber auf ausdrücklich bestimmte und benannte Theile desselben eingeschränkt, eine Specialhypothek. Im erstern Falle kann sich der Gläubiger an alle Theile des Vermögens halten, im letztern aber nur an die einzelne verpfändete Sache. Doch hat in manchen Ländern, z. B. in Sachsen, die Verpfändung des sämmtlichen Vermögens ohne namentliche Angabe gewisser Sachen, auf welchen das Pfandrecht haften soll, und ohne richterliche Bestätigung, keine rechtliche Wirkung. Das Pfandrecht heißt ein freiwilliges, wenn es vom Schuldner durch eine rechtsgültige Willenserklärung, z. B. durch einen Vertrag, Testament, Codicill, ertheilt wird, und ein nothwendiges, wenn die Ertheilung durch eine gesetzliche Verfügung, oder von der Obrigkeit ohne Zuthun des Schuldners erfolgt. Ein unter öffentlicher Autorität, d. h. vor dem Richter oder einem Notarius und zwei männlichen Zeugen, bestelltes und mit einer öffentlichen Urkunde (Pfandbrief) beglaubigtes Pfandrecht ist ein öffentliches (gerichtliches), ein Pfandrecht, dem die öffentliche Beglaubigung fehlt, ein Privatpfandrecht (außergerichtliches), welches aber stets dem öffentlichen nachsteht. Zu dem nothwendigen gehört das gesetzliche oder stillschweigende, welches durch unmittelbare Vorschrift der Gesetze unter gewissen Voraussetzungen dem Gläubiger an den Gütern des Schuldners ertheilt wird, ohne daß er sich dasselbe ausdrücklich ausbedungen hat. Es ist in der Regel eine Generalhypothek. Ein allgemeines gesetzliches Pfandrecht hat z. B. der landesherrliche Fiscus auf das Vermögen derjenigen, welche zur Erhebung oder Verwaltung der Staatseinkünfte bestellt worden sind, auch wenn sie Caution geleistet haben, als: Cassirer, Rentmeister, Verwalter, Kriegszahlmeister u. s. w., und die mit ihm Contracte abgeschlossen haben, und dadurch dessen Schuldner geworden sind, so wie auch an den Gütern der Unterthanen wegen rückständiger Abgaben. Ein gesetzliches Pfandrecht hat ferner die Ehefrau auf das Vermögen ihres Mannes wegen des Brautschatzes, und des übrigen seiner Verwaltung überlassenen Eingebrachten; Unmündige, Minderjährige, Wahnsinnige und alle, welchen Vormünder oder Curatoren bestellt werden, auf das Vermögen derselben; Kinder auf das ihres Vaters zur Sicherheit ihres von der Mutter, oder auf andere Art erworbenen Vermögens; Gemeinen, Kirchen, Schulen, Universitäten und milde Stiftungen auf das Vermögen ihrer Vorsteher und Schuldner u. s. w. Ein specielles gesetzliches Pfandrecht haben z. B. Pupillen und Minderjährige an die von ihrem Gelde erkauften Sachen. Doch erstreckt sich das gesetzliche Pfandrecht in der Regel nur auf das Allodialvermögen der Schuldner. Wenn die Verpfändung in Rücksicht ihrer Form gültig seyn soll, so müssen die verpfändeten beweglichen Sachen, und sind es Schuldfoderungen, die Obligationen dem Pfandgläubiger zum Besitze übergeben werden. Was aber die Verpfändung unbeweglicher Güter betrifft, so ist die Uebergabe derselben keineswegs erfoderlich, wenn sie nur von dem Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit sie liegen, bestätigt wird, und sind es Lehngüter, der Lehnsherr seine Einwilligung dazu gegeben hat. Die Wirkungen des Pfandrechts bestehen darin, daß der Gläubiger das Recht hat, die verpfändete Sache mit allen Pertinenzien so lange zu besitzen, bis er wegen seiner Foderung befriedigt ist, und, wenn diese Befriedigung nach einer dazu

Digitized by Google

festgesetzten Frist nicht erfolgt, sie nach Befinden der Umstände gerichtlich oder außergerichtlich, und, sind es mehrere Pfandstücke, nach eigener Wahl zu verkaufen, und sich nicht nur wegen des dargeliehenen Capitals, sondern auch wegen der Zinsen und Unkosten von dem daraus gelöseten Gelde bezahlt zu machen. Um gegen künftige Ansprüche gesichert zu seyn, ist das beste Mittel, sie öffentlich versteigern zu lassen. Es darf aber die Verkaufung, da das Pfandrecht, wie die meisten dinglichen Rechte, untheilbar ist, nicht theilweise und unter dem Werthe geschehen, und besteht das Pfand in mehreren Stücken, so dürfen nur so viele, als zur Befriedigung des Gläubigers hinreichen, verkauft werden. Findet sich ein Ueberschuß über die Schuldsumme, so muß er ihn herausgeben; beträgt das Verkaufsgeld weniger, so kann er sich wegen des Restes an den Schuldner oder Bürgen halten. Wenn sich aber zur verpfändeten Sache kein Käufer findet, kann er sie an Zahlungs Statt annehmen, oder sich, im Fall er sie nicht besitzt, durch Anstellung der hypothekarischen Klage in den Besitz derselben setzen lassen. Der Gläubiger hat auch gewisse Verbindlichkeiten in Rücksicht der verpfändeten Sache; denn er muß sie sorgfältig, wie sein Eigenthum, aufbewahren, nach Abtragung der Schuld mit allen gezogenen Nutzungen zurückgeben, und den mit Vorsatz oder durch Nachlässigkeit verursachten Schaden ersetzen. Hat er seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt, so kann der Schuldner die Pfandklage gegen ihn anstellen. Da das Pfandrecht nur ein subsidiarisches Recht auf eine Sache zur Sicherheit einer Foderung gibt, so wird es aufgehoben: 1) wenn diese Foderung durch Zahlung, Compensation, freiwillige Begebung des Pfandrechts, und durch ausdrückliche oder stillschweigende Erlassung der Schuld, z. B. durch Zurückgabe des Pfandes, getilgt wird, in welchen Fällen der Schuldner sein voriges Recht an der Sache wieder erlangt; 2) wenn der Gläubiger aus einer in den Gesetzen gebilligten Ursache das Pfand veräußert hat; 3) wenn die zum Pfande dienende Sache zu Grunde geht, oder eine solche Veränderung leidet, daß sie nicht wieder in ihre vorige Form gebracht werden kann; 4) wenn das Grundstück wegen Schulden versteigert wird, da in diesem Falle der Gläubiger aus der Verkaufssumme seine Befriedigung erhält; 5) wenn die Zeit verflossen ist, auf welche das Pfandrecht dauern sollte, wohin auch gehört, wenn sich der Gläubiger seines Rechts bis zur Verjährungszeit nicht bedient hat, die nach den Umständen verschieden ist; 6) wenn derjenige, welcher das Pfand gegeben hat, nur ein widerrufliches Eigenthum an derselben hatte; tritt daher die Zeit des Widerrufs ein, so geht das Eigenthum des Pfandstellers, und mithin auch das Pfandrecht des Gläubigers verloren. — Da die Schuld die Hauptsache ist, so kann sie fortdauern, wenn auch das Pfandrecht wegfällt, aber nicht umgekehrt. Bei der Einräumung des Pfandrechts werden bisweilen dem Gläubiger durch einen Nebenvertrag die Nutzungen des Pfandstücks anstatt der Zinsen, die er von dem dargeliehenen Capital zu fodern hat, überlassen (antichretischer Vertrag); oder die Interessenten treffen die Uebereinkunft, daß der Gläubiger, im Fall die Schuld nicht zur bestimmten Zeit getilgt würde, das Pfand für seine Foderung eigenthümlich behalten, und der Schuldner das Wiedereinlösungsrecht verlieren solle (commissorischer Vertrag). Bei Entstehung eines Concurses werden die hypothekarischen Gläubiger nach Bezahlung derjenigen, welche in die erste Classe kommen, vor allen andern, die kein dingliches Recht haben, befrie-

Digitized by Google

digt. Bei Collisionen mehrerer Pfandrechte an derselben Sache erhält das der Zeit nach frühere den Vorzug; doch gehen solche, deren Alter aus einer öffentlichen und beglaubigten Urkunde bewiesen wird, den Privathypotheken vor. Es gibt aber besondere, von den Gesetzen privilegirte Hypotheken, die den unprivilegirten, obgleich frühern, vorgehen. Dergleichen Pfandrecht haben, außer den oben angeführten Fällen des gesetzlichen Pfandrechts, diejenigen, welche schon vorher, ehe der Schuldner Eigenthümer der Sache wurde, ein Pfandrecht an derselben hatten; diejenigen, welche zur Erkaufung einer Sache Geld vorschossen, und sich daran ein Pfandrecht vorbehielten; die zur Erhaltung einer verpfändeten Sache Geld borgten, und deßhalb an derselben ein Pfandrecht erhielten u. s. w. — Uebrigens war dieses von den Römern entlehnte Recht denselben in den ältesten Zeiten bekannt, da schon die Gesetze der 12 Tafeln dunkel davon reden. Das Hypothekenwesen, einer der wichtigsten Gegenstände der Civilgesetzgebung, hat vorzüglich in den preußischen Staaten durch das allgemeine Landrecht eine treffliche Einrichtung erhalten. Bemerkenswerth ist das in mehreren preußischen Provinzen eingeführte System der in Circulation gesetzten Pfandbriefe, wodurch der Credit der Grundbesitzer eine überaus feste Stütze erhalten hat. Nach demselben haften die Rittergutsbesitzer, Alle sämmtlich für Einen, für ihre hypothekarischen Schulden. (Vergl. die Art. Creditsystem des Adels, Hypothekarische Creditinstitute und Hypothekenwesen. Mr.

Pfandhaus, s. Leihhaus.

Pfändung ist die eigenmächtige Ergreifung fremder Sachen, in der Absicht, sich dadurch sein Eigenthum, seinen Besitzstand, und andere Gerechtsame, die man verlieren könnte, zu erhalten, oder einen schnellen und sichern Ersatz des auf irgend eine Art uns zugefügten Schadens zu verschaffen. Obgleich die Selbsthülfe durch Errichtung des Landfriedens und Reichskammergerichts im J. 1495 verboten wurde, so haben sie doch die Gesetze in einigen Fällen verstattet, wenn sie anders hier nicht als eine Art von Ahndung oder Strafe anzusehen ist. Es ist nämlich erlaubt, die Sachen derjenigen zu pfänden, welche uns in unserm Besitze, und in den auf ihrem Grund und Boden uns zustehenden Servituten stören, unser Eigenthum auf irgend eine Art beschädigen und berauben, oder eine gegen uns angefangene Verjährung unterbrechen wollen. Man darf aber auch des Andern Vieh pfänden, welches unserm Grundstücke, oder den darauf befindlichen Früchten Schaden zugefügt hat. Eben so findet diese Selbsthülfe gegen Fuhrleute Statt, welche den Zoll umfahren, um sich der zu entrichtenden Abgabe zu entziehen. Doch muß die Pfändung auf frischer That, und zwar auf dem beschädigten Grundstücke des Eigenthümers, ohne Verfolgung auf fremdes Gebiet, mit Vermeidung aller Excesse, und ohne Beschädigung der zu pfändenden Sache vollzogen werden. Man darf aber nur so viel an Werth pfänden, als der verursachte Schaden ungefähr beträgt. Die Pfändung findet nicht Statt, wenn die Sache schon streitig und vor Gericht anhängig ist; auch ist es verboten, sich dieses Rechts gegen Posten und Stafetten, wenn sie uns Schaden zugefügt haben, zu bedienen; man muß sie gehörigen Orts verklagen. Der Pfänder hat das Recht, die Sache, deren er sich bemächtigt hat, in Verwahrung zu nehmen, muß aber die geschehene Pfändung dem Eigenthümer derselben mit Bestimmung der Größe des Schadenersatzes unverzüglich anzeigen, und kann sich durch eine Privatvergütung mit ihm ab-

Digitized by Google

finden. Weigert er sich, ihm den Schaden zu ersetzen, so ist er verbunden, dem ordentlichen Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit die Pfändung vorgefallen ist, von dem Vorgange Anzeige zu machen, und, wenn es besondere Statuten verlangen, die gepfändete Sache zu übergeben, worauf sie derselbe verkauft, und nach Abzug des für den verursachten Schaden zu bezahlenden taxirten Pfandschillings, der Gerichtsgebühren, und der auf die Sache verwendeten Unterhaltungskosten, das Uebrige dem Eigenthümer zustellt. Im Fall das Pfand zu diesen Zahlungen nicht hinreicht, muß der Gepfändete das Fehlende aus seinen Mitteln nachzahlen. Wenn man bloß die Erhaltung des Besitzes durch die Pfändung beabsichtigt, so bedarf es keiner Anzeige derselben, und führt der Gepfändete keine Klage, so ist es erlaubt, die Sache zu verkaufen oder auch zu behalten. Eine Gegenpfändung oder Schutzpfändung, wenn man sich des Viehes des Pfänders bemächtigt, um ihn zu vermögen, das Gepfändete wieder herauszugeben, ist bei Voraussetzung einer an sich gerechten Pfändung eine unerlaubte Selbsthülfe. Mr.

Pfeffel (Gottlieb Conrad), als deutscher Fabel- und Epigrammendichter berühmt, geboren zu Kolmar im Elsaß im J. 1736, wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner Mutter erzogen, und besuchte bis 1750 das evangelische Gymnasium seiner Vaterstadt. Damals nahm ihn ein Anverwandter, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Künderingen, zu sich, um ihn für die Academie vorzubereiten. In seinem funfzehnten Jahre ging Pfeffel nach Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Aber die veränderte Luft und Lebensordnung hatten einen so nachtheiligen Einfluß auf seine von Natur schwachen Augen, daß er nach einer langwierigen Augenkrankheit Halle verließ und zu seinem Bruder nach Dresden ging. Hier schienen seine Augen sich zu bessern, als er aber 1754 in sein Vaterland zurückgekehrt war, kamen neue Rückfälle, welche 1757 mit dem gänzlichen Verluste seines Gesichts endigten. Ueber ein halbes Jahrhundert lebte der edle Mann in Blindheit und trug sein hartes Loos mit weiser Gelassenheit. Eine glückliche Ehe, die er 1759 schloß, und seine angeborne Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft, sich einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu schaffen. Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; jetzt kehrte er in den Stunden der Einsamkeit zu ihr zurück. Da mehrere seiner Gedichte ohne sein Wissen im J. 1759 in der strasburger Wochenschrift, der Sammler, abgedruckt worden, so entschloß er sich im J. 1760, eine Ausgabe seiner Gedichte zu besorgen. So unvollkommen auch diese Jugendversuche waren, so erregten sie doch damals Aufmerksamkeit, und Pfeffel fand sich aufgemuntert, auf der betretenen Laufbahn weiter zu gehen. Im J. 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich unter dem Namen einer Kriegsschule ein academisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Kolmar. Dieser Anstalt, die viele treffliche Zöglinge bildete, widmete er nebst dem Hofrath Lerse seine ganze Kraft, bis die Revolution in Frankreich ihr ein Ende machte. Seitdem verwendete er seine Muße zu literarischen Beschäftigungen. Im J. 1803 wurde er Präsident des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Kolmar, und starb, nachdem er noch den 9ten Theil seiner poetischen Versuche herausgegeben hatte, am 1sten Mai 1809. Zu den Auszeichnungen, die

ihm zu Theil wurden, gehört, daß er schon 1763 hessendarmstädtischer Hofrath, 1777 Mitglied der helvetischen Gesellschaft, 1782 Bürger von Biel, 1783 Mitglied des großen Raths dieser Stadt, und 1788 Ehrenmitglied der Academie der Künste zu Berlin wurde. — Im Allgemeinen zeichnen sich seine Poesien durch wahre Empfindung, naiven Witz, heitere Laune, echte Lebensweisheit und leichte Versification aus. Am glücklichsten war er in der Fabel, Erzählung und in dem Sinngedichte; dagegen sind seine dramatischen Werke, größtentheils nach französischen Mustern bearbeitet, meist vergessen. Als Mensch war er durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tief gefühlte Religiosität, und seinen Gleichmuth bei allen Wechseln des Schicksals höchst achtungswerth.

Pfeffersbad, in der Provinz Sargans in der Schweiz, der Benedictiner-Abtei Pfeffers gehörig, die eine Stunde entfernt ist, liegt tief, zwischen Felsen eingeschlossen. Das Badehaus gleicht einem langen Klostergebäude, aus welchem, nebst einer für die Catholiken bestimmten Capelle, der ganze Curort besteht. Es ist so in den Schlund hineingebaut, daß es mit der tosenden Tamina denselben ganz ausfüllt, und jeder Schritt, den man außer dem Hause thun will, führt bergan. Die Felsen sind 6 — 700 Fuß hoch, nackt bis zum Gipfel, auf dem sich nur einige spärliche Buchen und Fichten wiegen. Das Wasser ward 1240 entdeckt und ist seitdem stark besucht worden. Die Quellen sind warm, haben 99 Grad Fahrenheit und sind alkalisch-erdig. Das Wasser ist hell und klar, hat weder Geruch noch Geschmack und läßt sich viele Jahre aufbewahren. Es enthält nach Morell in 1 Pfund zu 16 U.: Glauberisches Wundersalz 1/2 Gr., Selenit 4/5 Gr., luftsaure Bittererde 1/2 Gr., luftsaure Kalkerde 1/2 Gr., salpetersauren Kalk- und Extractivstoff 7/29 Gr., Harzstoff 3/18 Gr. Luftsäure soll es nicht enthalten. Dies Wasser ist gelind reinigend, besonders auflösend, dringt bis in die feinsten Gefäße ein, führt den Schleim fort, löst gallichte Materien und Infarctus auf, wirkt auf den Urin und Schweiß, ist bei Augenkrankheiten, z. B. dem schwarzen Staar, sehr dienlich, hilft in Hypochondrie und geht mit großer Leichtigkeit durch den Körper. Man verschickt es auch in Flaschen. Man fängt beim Baden mit 1 Stunde an, und setzt täglich 1 Stunde hinzu, bis man zuletzt 11—12 Stunden im Wasser sitzen bleibt, wodurch ein Ausschlag hervorgetrieben wird, der dann von selbst wieder heilt. Die Spaziergänge sind sehr einförmig, kaum über 20—30 Schritt in die Länge, wie z. B. die Canzel, das Weltende ꝛc. und überall von Felsen ummauert.

Pfeifergericht hieß die alte Feierlichkeit, mit welcher die Städte Worms, Nürnberg und Bamberg zu Frankfurt am Main jährlich, und zwar in der Herbstmesse die Bestätigung ihrer Zoll- und anderer Freiheiten holen mußten. Unter Begleitung der besten nürnberger Kunstpfeifer (daher der Name) erschienen die Deputirten jener Städte nach einander vor sitzendem Gerichte und übergaben dem Schultheiße des heiligen römischen Reichs und Stadtgerichts einen weißen hölzernen Becher, ein Pfund Pfeffer, einen weißen Biberhut, zwei weiße Handschuhe und ein weißes Stäbchen und foderten dabei ihre Zollfreiheit ab. (Eine kurze Beschreibung s. in Göthe, Aus meinem Leben, B. I. S. 39 ff.)

Pferd. Dieses edle und nützliche Thier wurde schon früh von dem Menschen gezähmt und in ein Hausthier umgeschaffen. Wilde

Digitized by Google

Pferde finden sich nach Pennant um den Aralsee, am Tanflusse, im südlichen Siberien, in den großen mongolischen Wüsten und in der Kalkas-Mongolei, nordwestlich von China. Sie sind kleiner als die zahmen, mausefahl, dickbehaart, besonders im Winter, haben einen größern Kopf und eine merklich gebogene Stirn. Sie leben in Heerden bei einander, und scheuen den Menschen ungemein. Sie stellen daher allemal Wächter aus, auf deren Gewieher sie mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht nehmen. Dennoch wissen die Kalmücken ihnen beizukommen. Außerdem mag es auch in Ceylon und im Innern von Afrika wilde Pferde geben. Zu unterscheiden von diesen sind die verwilderten, welche man in menschenleeren Ländern in Menge findet, z. B. am Don, in Polen, in Südamerika u. s. w. Durch die Pflege des Menschen hat das ursprünglich eselähnliche, mausefahle und langhaarige Pferd der Wüste sich zu einem der schönsten und edelsten Thiere ausgebildet. Das von Natur einem gemäßigten Erdstriche angehörige Pferd ist jetzt fast über den ganzen Erdboden verbreitet, und kommt sowohl unter der Linie als innerhalb der Wendekreise fort; aber Clima, Boden und Nahrung zeigen den sichtbarsten Einfluß. Man theilt hiernach die Pferde in gewisse Hauptracen. Vor allen verdient den Vorzug die arabische Race; die Beschaffenheit des Landes und die Sorgfalt der Menschen verschaffen ihr den ersten Rang. Das arabische Pferd ist mittler Statur, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, stolz, feurig und dauerhaft. Die Araber führen über ihre schönsten Pferde eigene Stammregister. Nächst den arabischen werden die tartarischen Pferde (aus den afrikanischen Küstenländern am mittelländischen Meere) am meisten geachtet. Sie zeichnen sich durch den kleinen, wohlproportionirten Kopf, durch den langen, aber schön gebogenen Hals, durch die dünne Mähne und den schlanken Körper aus, und sind von mittler Größe. Auf diese folgen die spanischen Pferde. Sie haben einen großen Kopf, etwas lange Ohren, breite Brust, rundes Kreuz, einen stolzen und kühnen Gang, und sind mehrentheils schwarz und an der Stirn weiß. Hiernächst folgt die englische Race, die in neuern Zeiten durch arabische und barbarische Hengste sehr veredelt worden ist. Das englische Pferd ist von mittler Größe, hat einen kleinen Kopf, kleine steife Ohren, einen langgestreckten Leib, dünne Beine, und ist von sehr verschiedenen Farben. Durch Sicherheit und Schnelligkeit ist es vor andern ausgezeichnet. Die englischen Renner übertreffen die barbarischen um das Doppelte. (S. Englische Pferde). Nach den englischen Pferden pflegt man die neapolitanischen und venetianischen zu setzen. Die erstern zeichnen sich besonders durch starken vollkommenen Wuchs, durch einen großen und dicken Kopf und durch stolzen Anstand aus, weßhalb sie sich gut zu Parade- und Kutschpferden eignen. Dabei aber sind sie unbändig, ungelehrig und boshaft. Von den übrigen europäischen Pferden sind insonderheit die aus der Ukraine, die Polacken, die dänischen, holsteinischen, friesländischen und mecklenburgischen merkwürdig; doch stehen sie den angeführten Racen nach. — In Hinsicht des Gebrauchs theilt man die Pferde in Reit-, Kutsch- und Arbeitspferde ein. Zu erstern nimmt man die vorzüglichsten; bei den letztern sind Gesundheit und Stärke die Haupteigenschaften. Besondere Berücksichtigung erfodert das Alter eines Pferdes, welches man am sichersten aus der Beschaffenheit der Zähne erkennt; doch reicht dieses Mittel nicht über das zehnte Jahr hinaus. Brauchbar bleibt

Digitized by Google

das Pferd ungefähr bis zu seinem zwanzigsten Jahre, wobei jedoch auf die Behandlungsart viel ankommt. Sein natürliches Alter ist auf das Doppelte anzuschlagen.

Pfingsten, das auf den funfzigsten Tag nach Ostern fallende und daher bewegliche Fest der Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu, welches zu den hohen christlichen Festen gehört. Der Name Pfingsten ist aus dem griechischen Worte Pentecoste, der Funfzigste, entstanden. Die schon im 3ten Jahrhunderte aufgekommene Feier dieses Festes wurde 305 auf der Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien festgesetzt.

Pfinzing (Melchior), s. Theurdank.

Pflanzen. Wir bezeichnen mit dem Namen Pflanzen alle Gewächse von dem höchsten Baume bis zum geringsten Schimmel, und nennen den Inbegriff derselben das Pflanzenreich, die Wissenschaft aber, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäftigt, Botanik (s. d. Art.). Gewöhnlich definirt man die Pflanzen als organisirte Körper ohne willkürliche Bewegung. Sie bestehen, wie alle organisirten Körper, aus festen und flüssigen Theilen. Zu jenen rechnet man das Zellgewebe, die verschiedenen Gefäße, die Fibern und das Mark; zu diesen die im Pflanzenkörper befindlichen Flüssigkeiten und die Luft. Von den Fibern, dem Mark und Zellgewebe ist in eigenen Artikeln die Rede. Die Gefäße sind Saft- oder Luftgefäße. Die Luftgefäße enthalten Luft, die Saftgefäße aber die Flüssigkeiten, durch deren Bearbeitung das Wachsthum der Pflanzen bewirkt wird. Ihre Bestimmung ist verschieden. Einige führen den aufgenommenen und auf eine gewisse Art bearbeiteten Saft den äußern Theilen zu, und werden zuführende, andere schaffen unnütze Säfte aus dem Pflanzenkörper heraus, und werden abführende Gefäße genannt. Die zuführenden Gefäße sind entweder Spiral- oder Nahrungsgefäße, die abführenden sind theils die Markgefäße, theils die Wassergefäße der Oberhaut. Außerdem gibt es noch gewisse Nebengefäße, wahrscheinlich von ähnlicher Bestimmung. Die zuführenden Gefäße liegen dicht unter der Haut, bald etwas tiefer unter dem Zellgewebe, und laufen zuweilen in das Mark. Die abführenden hingegen laufen fast nur innerhalb des Zellgewebes und des Marks fort, und nehmen ihren Ausgang an der Oberhaut. Die flüssigen Bestandtheile der Pflanzen sind diejenigen, welche sich in den genannten Gefäßen bewegen. Sie sind doppelter Art, tropfbarflüssige und elastischflüssige. Die tropfbaren Flüssigkeiten scheinen bei den Pflanzen die Stelle des Bluts vertreten und in ihren Verrichtungen mit demselben verglichen werden zu können. Sie sind wahrscheinlich wie das Blut der Thiere mit organischen Theilen geschwängert, woraus sich die festen Theile bilden. In philosophischer Rücksicht findet sich zwischen Pflanzen und Thieren große Aehnlichkeit. Zusammenziehende Kraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions- und andere Kräfte haben die Pflanzen mit den Thieren gemein, nur in einem geringern Grade. Diese Lebenskraft erhält in den Pflanzen eben sowohl, wie in den thierischen Körpern bei allen Abwechselungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, die eigenthümliche Form des Individuums, und sie ist es, durch welche die chemische Verwandtschaft der Grundstoffe, woraus die organisirten Körper bestehen, bei diesen anders als bei den unorganischen modificirt wird. Hört sie auf, so stirbt der organische Körper, und seine Bestandtheile unterwerfen sich ungehindert den allgemeinen Verwandtschaftsgesetzen

Digitized by Google

der leblosen Natur. Ob man den Pflanzen auch Empfindung zuschreiben dürfe, ist zweifelhaft, denn bis jetzt haben wir noch keine Nerven bei ihnen entdeckt, und die Erscheinungen an gewissen Pflanzen, welche Empfindung zu verrathen scheinen, lassen sich vielleicht auf bloße Reizbarkeit zurückführen. Auch Bewegung, als Folge der Lebenskraft, ist den Pflanzen nicht abzusprechen. Mehrere äußern unter gewissen Umständen eine Bewegung gewisser einzelnen Theile, die der thierischen Bewegung ähnelt. Die Bewegung der Säfte in den Pflanzen kannte man lange, bevor man die Ursache davon einsah. Malpighi scheint geglaubt zu haben, daß der Grund davon in einer Bewegung der Gefäße liege. Hales suchte ihn in der Wärme der äußern Luft; spätere Naturforscher nahmen mechanische Gründe an, indem sie die Pflanzengefäße als Haarröhrchen betrachteten. Allein die Unstatthaftigkeit dieser Erklärungsarten ist leicht zu entdecken, und es scheint richtiger zu seyn, die Reizbarkeit der Gefäße als die Ursache des Steigens ihres Saftes anzunehmen. Diese Meinung wird dadurch bestätigt, daß der Saft zu steigen aufhört, wenn man durch starke electrische Schläge die Reizbarkeit der Gefäße abgestumpft hat. Worin aber diese Reizbarkeit bestehe, und was sie verursache, ist bis jetzt noch nicht dargethan worden; nur ihr Daseyn kennt man, und hat durch Versuche gefunden, daß sie sich durch gewisse künstliche Mittel eben sowohl erhöhen als schwächen, ja ganz aufheben läßt. Außerdem scheint auch die Wärme auf die Bewegung der Säfte Einfluß zu haben; denn warum bewegt die Reizbarkeit die Pflanzensäfte im Winter nicht? Erst bei einem gewissen Wärmegrade steigen die Säfte und beginnt das Wachsthum; kalte Tage aber bringen sogleich einen Stillstand oder eine Hemmung hervor. Die Sommerhitze schwächt, wie es scheint, allmälig jene Reizbarkeit, und stumpft sie so ab, daß die Säfte sich nach und nach immer langsamer bewegen und im Herbste still zu stehen anfangen. — Mit der Reizbarkeit der Pflanzen hängt der Schlaf derselben und ihr Drehen nach dem Lichte genau zusammen. Ersterer scheint zu erfolgen, wenn sie anhaltend und heftig in Thätigkeit gewesen. Man bemerkt ihn besonders an den Blumenkronen, aber auch an den Blättern, nur in verschiedenen Graden. Die Neigung der Pflanzen, sich nach dem Lichte zu drehen, wird bei solchen leicht sichtbar, die das Licht nur von einer Seite haben, indem alle Stengel, Zweige, Blätter und Blüthen sich nach dieser Seite hinwenden. — Ein anderer wichtiger Gegenstand in der Physiologie der Pflanzen ist das Athmen derselben. Es besteht in einem Einsaugen und Aushauchen, welches man besonders an den Blättern wahrnimmt. Legt man ein frisches Blatt in ein Glas mit Brunnenwasser, und setzt es den Sonnenstrahlen aus, so erscheint es bald mit Luftbläschen bedeckt, die allmälig nach der Oberfläche aufsteigen und dort zerplatzen. Fängt man sie auf, so zeigt sich, daß sie aus Sauerstoffgas bestehen. Nur unter Mitwirkung des Sonnenlichts zeigt sich diese Erscheinung; bloße Wärme reicht nicht dazu hin. Die über das Athmen der Pflanzen angestellten Versuche haben zu sehr verschiedenen Meinungen geführt. Ingenhouß glaubt, daß die Pflanzen nur im Sonnenlichte Sauerstoff, des Nachts hingegen Stickgas und kohlengesäuertes Gas aushauchen. Nach Senebier geben gesunde Pflanzen und ihre Blätter bei Nacht gar keine Luft von sich; dasselbe fand Spallanzani. Ackermann dagegen behauptet, daß die Pflanzen eben so gut wie die Thiere den Grundstoff der Lebensluft (Sauerstoff)

Digitized by Google

einsaugen, und Kohlensäure von sich geben müssen. Aber nicht allein luftförmige Stoffe hauchen die Pflanzen aus, sondern es steigen auch aus ihnen Feuchtigkeiten in Dünsten auf, deren Masse im Ganzen sehr beträchtlich ist. Man gibt an, daß ein Baum von mittlerer Größe täglich 30 Pfund Feuchtigkeiten ausdünstet. — Wir gehen jetzt auf den Geruch, Geschmack und die Farbe der Pflanzen über. Was den Geruch der Pflanzen betrifft, so zeigen die neuern Fortschritte der Chemie, daß das Princip desselben nicht (wie man von einer so flüchtigen, ausdehnbaren, fast unwägbaren, völlig unsichtbaren und nur auf die Geruchsnerven wirkenden Substanz hätte glauben sollen,) gasartig sey, und daher auch nicht zu den nähern Bestandtheilen der Pflanzen gerechnet werden dürfe. Fourcroy zeigte die Nichtexistenz eines eigenen Riechstoffs. Riechbarkeit ist den Körpern eben so wesentlich wie die Schwere, richtet sich aber nach der Flüchtigkeit; daher die flüchtigsten Körper am stärksten riechen. Der Geschmack der Pflanzen scheint auf dem Verhältnisse der Grundstoffe und auf dem Grade der Wärme zu beruhen, dem eine Pflanze ausgesetzt ist, wobei jedoch auch das Sonnenlicht von großer Wirkung ist. Von der Farbe der Pflanzen gilt dasselbe, was von ihrem Geruche gesagt worden. Schon Aristoteles bemerkte, daß die Pflanzen durch das Sonnenlicht gefärbt würden. Ray, Bonnet, Senebier und Andere stellten mehrere Versuche in dieser Hinsicht an. Senebier fand, daß grüne Blätter, die man mit der ganzen Pflanze an einen dunkeln Ort stellte, erst auf der Oberfläche gelb und dann weiß wurden, dagegen junge im Dunkeln erzogene Pflanzen, die er nach und nach ans Licht brachte, aus dem Weißen ins Gelbe übergingen, immer dunkelgelber wurden und dann nach und nach grüne Punkte zeigten, welche sich vermehrten und so ausbreiteten, daß nach einiger Zeit die vorher weißen Theile eine völlig grüne Farbe annahmen. An den im Dunkeln erzogenen Blüthen ist die Veränderung in der Farbe nur gering. Daß die Wärme dabei keinen Einfluß hat, hat Bonnet durch Versuche gezeigt; aber nach van Mons und Vasalli wirken Lampen- und Mondlicht auf gleiche Weise. Die Ursache dieses merkwürdigen Phänomens ist jetzt bekannt. Man weiß, daß die übersaure Kochsalzsäure die Farbe der Pflanzen verändert. Der Sauerstoff verbindet sich mit der Substanz der Pflanzen, und die übersaure Kochsalzsäure verändert sich in Salzsäure. Hierdurch wird die grüne Farbe zerstört, und die Pflanze zeigt sich bald gelb, bald weiß. Die Pflanzen werden durch den Sauerstoff, den sie einathmen, heller; dunkeler aber, wenn sie ihn verlieren. Das verschiedene Verhältniß des Sauerstoffs zu ihren übrigen Bestandtheilen gibt die verschiedenen Abstufungen und Schattirungen. Die Sättigung mit Sauerstoff gibt die gelbe und weiße Farbe. Wird aber eine mit Sauerstoff gesättigte Pflanze dem Sonnenlichte ausgesetzt, so verbindet sich der Lichtstoff mit dem Sauerstoffe; dieser entweicht und die Pflanze erhält ihre grüne Farbe wieder. Uebrigens scheint der Farbestoff im Zellgewebe seinen Sitz zu haben; die Oberhaut hingegen ist ohne Farbe. Ob zu diesen Eigenschaften noch die Wärme komme, ist zweifelhaft. Wir gehen, ohne bei den Gründen dafür und dawider zu verweilen, auf die eigentlich chemische Analyse der Pflanzen über. Alle vegetabilischen Substanzen haben drei primitive Grundstoffe: Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff. Ihr verschiedenes Verhältniß begründet die Verschiedenheit der vegetabilischen Substanzen unter einander. Von diesen aus

Digitized by Google

den drei genannten Grundstoffen zusammengesetzten Substanzen hat die Chemie bis jetzt folgende von einander unterschieden: 1) den Extractivstoff oder ausziehbaren Theil; 2) den Schleim oder Gummi; 3) den Zuckerstoff oder Zucker; 4) das wesentliche Salz oder die Säure; 5) das fette oder fixe Oel; 6) das flüchtige oder wesentliche Oel; 7) den Campher; 8) das Harz; 9) den Balsam; 10) das Gummiharz; 11) das elastische Gummi oder Harz; 12) die Stärke oder das Stärkemehl; 13) den Gluten oder Kleber; 14) das Holz oder den fibrösen Theil; 15) das gerbende Princip oder Tannin. Mehrere dieser Substanzen sind der Umbildung in einander fähig. So geht der unschmackhafte Schleim in Zucker oder Säure über. Diese Umwandlungen geschehen durch Feuer, Wasser, Luft, Säuern, Alkalien, welche mehr oder weniger das Gleichgewicht der Grundstoffe ändern. Auf diese Art wechseln die nähern Bestandtheile der Vegetabilien ohne Unterlaß ihren Geschmack, ihre Farbe, Consistenz und Geruch mittelst unaufhörlicher Veränderungen in dem Gleichgewichte und Verhältnisse ihrer Grundstoffe. Die Bildung der verschiedenen Substanzen in den Gewächsen ist also die Folge wahrer chemischen Operationen, welche man vom Keimen bis zur Reife der Frucht verfolgen kann. Zu bestimmen, wie die genannten primitiven Grundstoffe durch Licht und Wärme absorbirt und unter einander durch den vegetabilischen Organismus so verbunden werden, daß sie die verschiedenen Materien erzeugen, aus welchen die Pflanzen zusammengesetzt sind, und welche sich bei ihrer letztern Analyse wieder in jene Grundstoffe auflösen: das ist das Problem der Vegetation, dessen Lösung den Mittelpunkt ausmacht, in welchem die Untersuchungen der Chemiker zusammentreffen müssen. Die Art und Weise, wie die Pflanzen wachsen, d. h. wie die sie nährenden Theile in das Wesen der Pflanzen übergehen, wird so angegeben: Das Wasser und der Kohlenstoff lösen sich in ihre Bestandtheile auf, gehen neue Verbindungen ein und bilden so die festen Theile der Pflanzen. Der Wasserstoff verläßt daher den Sauerstoff, um sich mit dem Kohlenstoffe zu verbinden, woraus Oel, Harz und dergleichen entstehen. Zugleich entwickelt sich der Sauerstoff aus dem Wasser und der Kohlensäure, und geht in Verbindung mit dem Licht- und Wärmestoffe als Sauerstoffgas weg. Durch diese Stoffe geschieht nun auch die Vermehrung der Pflanzenfibern oder das eigentliche Wachsthum selbst, obgleich wir die Art und Weise nicht völlig einsehen. — Von der Befruchtung und damit verbundenen Fortpflanzung der Gewächse, so wie von den Befruchtungswerkzeugen, ist schon unter dem Artikel Befruchtung das Allgemeine gesagt worden. Bei den mehrsten Pflanzen sind beide Geschlechter in Einer Blume vereinigt, bei wenigen sind sie getrennt. Jene nennt man, wiewohl etwas uneigentlich, Zwitterblumen, diese männliche oder weibliche. Die beiden letztern stehen entweder auf Einem oder auf zwei verschiedenen Stämmen. Bei den sogenannten Zwitterblüthen geht die Befruchtung am leichtesten von Statten, auch da, wo Ein Stamm männliche und weibliche Blüthen trägt, hat sie keine sonderliche Schwierigkeit; da aber, wo beiderlei Blüthen völlig getrennt sind, und der eine Stamm nur männliche, der andere nur weibliche Blüthen trägt, kann sie nur erfolgen, wenn beide Geschlechter nahe genug stehen, daß der Samenstaub der männlichen Blüthen den weiblichen vom Winde oder durch Insecten zugeführt werden kann. Außerdem fällt der Fruchtkeim entweder ab, oder er bildet sich zwar zu einer Frucht, die aber des

Keimens nicht fähig ist. Auf den Zeugungstheilen der Gewächse beruht die von Linné gemachte Eintheilung derselben oder das Sexualsystem, das ungeachtet seiner Mängel unter allen je entworfenen Pflanzensystemen doch die deutlichste Uebersicht gewährt und daher vor allen den Vorzug verdient. Auch sind die damit, namentlich von Thunberg, vorgenommenen Veränderungen nicht immer beifallswürdig. Linné theilte alle Gewächse in 24 Classen. Davon sind die 13 ersten griechisch, nach der Zahl der Staubgefäße oder männlichen Befruchtungswerkzeuge, benannt und heißen: 1) Monandria mit 1 Staubgefäße; 2) Diandria mit 2; Triandria mit 3; 4) Tetrandria mit 4; 5) Pentandria mit 5; 6) Hexandria mit 6; 7) Heptandria mit 7; 8) Octandria mit 8; 9) Enneandria mit 9; 10) Decandria mit 10; 11) Dodecandria mit 12 bis 19; 12) Isocandria mit 20; 13) Polyandria, mit mehr als zwanzig Staubgefäßen. — In allen diesen dreizehn Classen werden die Ordnungen (Unterabtheilungen) nach der Zahl der weiblichen Geschlechtstheile, d. h. der Staubwege bestimmt, z. B. Monogynia, mit einem Staubwege, Digynia, mit zwei Staubwegen, Trigynia, Tetragynia u. s. w. — Die 14te und 15te Classe werden nicht bloß nach der Zahl, sondern mehr nach der verschiedenen Lage der Staubfäden bestimmt. Sie heißen: 14) Didynamia, zweimächtige, in deren Blüthen allemal vier Staubgefäße sind, deren zwei längere (gleichsam mächtigere) Staubfäden haben; 15) Tetradynamia, viermächtige, in deren Blüthen allemal sechs Staubgefäße befindlich, deren vier mit längern Staubfäden versehen sind. — Jede dieser beiden Classen enthält nur zwei Ordnungen, welche in der 14ten danach bestimmt werden, ob der Samen in der Samenkapsel offen daliegt (Gymnospermia), oder ob er bedeckt ist (Angiospermia); in der 15ten Classe aber nach der Form der Samenbehältnisse, welche entweder Schötchen (Siliculosa) oder Schoten (Siliquosa) sind. Bei der 16ten, 17ten und 18ten Classe liegen die Staubgefäße der Zahl der Haufen nach, in welchen sie vereinigt sind, zum Grunde; 16) Monadelphia, einbrüdrige, wenn die Staubgefäße in einem Haufen; 17) Diadelphia, zweibrüdrige, wenn sie in zwei Haufen beisammenstehen; 18) Polyadelphia, vielbrüdrige. — Die Ordnungen werden in diesen Classen nach der Zahl der einzelnen Staubgefäße bestimmt, monandria, diandria, triandria u. s. w. 19) Syngenesia, zusammengewachsene. Fast alle hieher gehörigen Blumen sind aus einer Menge Blümchen auf einem gemeinschaftlichen Blumenboden zusammengesetzt. Diese Classe hat sechs Ordnungen: a. Polygamia aequalis, wenn die zusammengesetzte Blume aus lauter Zwitterblümchen besteht; b. Polygamia superflua, wenn in einer zusammengesetzten Blume sowohl fruchtbare weibliche als Zwitterblümchen sind; c. Polygamia frustranea, wenn in einer zusammengesetzten Blume sich zwar Zwitter- und weibliche Blümchen beisammen finden, erstere aber nur fruchtbar und samenbringend sind; d. Polygamia necessaria, wo der umgekehrte Fall Statt findet, indem die Zwitterblümchen keine wahren Narben haben, und folglich die weiblichen Blümchen allein, nachdem sie durch die Staubbeutel in den Zwitterblümchen befruchtet worden, Samen tragen; e. Polygamia segregata, wenn die Blümchen, woraus die zusammengesetzte Blume besteht, von einander durch besondere Kelche abgesondert sind; f. Monogamia, einehige, die keine zusammengesetzte, sondern einfache Blumen haben, in welchen die Staubbeutel verwachsen sind. 20) Gynandria, weibermännige oder eifersüchtige,

in deren Blüthen die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einander verwachsen sind. Die Ordnungen werden nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, Monandria, Diandria u. s. w.; 21) Monoecia, einhäusige, wo die Geschlechter getrennt, doch auf einem Stamme befindlich sind. Die Ordnungen werden nicht nur nach der Zahl der Staubgefäße bestimmt, sondern es gibt auch Monadelphia, Syngenesia und Gynandria, unter den Einhäusigen. Bei letztern ist ein unvollkommner Stempel in den männlichen Blüthen vorhanden, worauf die Staubgefäße stehen; 22) Dioecia, zweihäusige oder Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern, d. h. bei denen auf einem Stamme bloß männliche, auf einem andern bloß weibliche Blüthen sind. Die Ordnungen sind wie bei der 21sten Classe; 23) Polygamia, Gewächse mit vermengten Geschlechtern, d. h. es sind Zwitterblumen nicht nur mit weiblichen oder männlichen, sondern auch mit beiden zugleich bei einer Pflanzengattung verbunden. Die drei Ordnungen dieser Classe heißen: Monoecia, Dioecia und Trioecia, je nachdem die Vermengung auf Einem, zwei oder drei Stämmen Statt findet; 24) Cryptogamia. In diese Classe setzte Linné alle Gewächse, bei denen er keine Befruchtungswerkzeuge fand, die zum Theil später entdeckt worden sind, die aber auch da, wo man sie nicht kennt, gewiß vorhanden sind. Sie enthält vier Ordnungen, nämlich Farnkräuter, Moose, Flechten und Schwämme. Die Palmen, deren Geschlechtstheile Linné nicht zu bestimmen vermochte, und die er deßhalb in einem Anhange beschrieb, sind jetzt in die Classen, wohin sie gehören, vertheilt worden. — Wir schließen diesen Artikel mit einer kurzen Erwähnung der Pflanzenkrankheiten. Diese entstehen entweder aus vermehrter oder verminderter Lebenskraft. Zu erstern gehört die Saftfülle, die für eine Schönheit geltende Gefülltheit der Blumen (indem die Staubfäden sich in Blätter verwandeln) und die Entzündung; zu letzteren die Auszehrung, der Rost, der Brand und der Keimtod.

Pflanzen=Anatomie. Die genauere Kenntniß von dem Bau der Pflanzen verdanken wir dem Fleiße deutscher und einiger französischen Naturforscher. Unter den Deutschen werden Sprengels, Kiefers, Moldenhawers, Links und Treviranus Schriften am meisten gerühmt. Von den Franzosen können wir, ungeachtet mancher durch ihn verbreiteten Irrthümer, Mirbel als den fleißigsten Pflanzen=Anatomen nennen. Richard hat den innern Bau der Saamen mit großer Genauigkeit untersucht. Wir begnügen uns hier mit einer gedrängten Uebersicht des Baues der Gewächse. I. Allgemeiner Bau der Gewächse. Die erste Urform, welche bei der ersten Entstehung auch des niedrigsten Gewächses hervortritt, ist die Kugel= oder Blasenform, welche wir schon in dem Bildungssafte, der aus dem Baste der Bäume ausschwitzt, vorgebildet finden. Treten diese Blasen zusammen, so machen sie ein Gewebe von Zellen, welches allgemein im ganzen Gewächsreich verbreitet ist. Die Wände dieser Zellen sind völlig undurchbohrt, so daß eine Zelle mit der andern keine Gemeinschaft hat; aber die darin enthaltenen Säfte schwitzen eben so organisch durch, wie dies beim thierischen Körper der Fall ist. Wo die aneinander tretenden Bläschen sich nicht überall berühren, da lassen sie Zwischengänge, welche, besonders beim Nadelholze und manchen andern Gewächsen, saftführend sind. Doch fehlen diese Zwischenräume dem Zellgewebe sehr häufig: denn die Bläschen, die das letztere bilden, werden so gleichmäßig wechselweise angezogen, daß vollkommen

Digitized by Google

vier-, fünf- oder sechseckige Räume entstehen. Das Zellgewebe, die allgemeine Niederlage der Säfte, dient gewiß nicht zum Aufsteigen der Nahrungsflüssigkeit, sondern zur Aufbewahrung und Verarbeitung der Säfte. Daher findet man in ihm auch Behälter der eigenthümlichen öligen und harzigen Säfte. Diese, bisweilen den übrigen Zellen gleich, nur stärker angeschwollen, sind oft eigne Canäle oder vielmehr längliche Zwischenräume der Zellen, wie wir sie in der Rinde des Nadelholzes, im Schöllkraut und in allen milchgebenden Pflanzen finden. Das Zellgewebe steht in vollkommnern Pflanzen mit der Luft in einer merkwürdigen Gemeinschaft. Von den Farrenkräutern aufwärts wird es nach der Oberfläche zu unregelmäßiger und voller Lücken, die, mit Luft erfüllt, durch eigens organisirte Oeffnungen mit der Atmosphäre in Verbindung stehn. Diese Spaltöffnungen trifft man meistentheils da, wo eine grüne Oberfläche die Pflanzen bedeckt, am häufigsten jedoch auf der untern Fläche der Blätter. Sie sind mehr oder weniger oval, gewöhnlich von einem drüsigen Ringe umgeben, und haben unter sich bisweilen Fältchen, die sie offen erhalten. Wir schreiben ihnen die Bestimmung zu, einzusaugen und auszuhauchen, aber blos Luftstoffe, nicht tropfbare Flüssigkeiten. — Die zweite Urform ist die gradlinige, Faser- oder eigentlich Röhrenform. Starke Vergrößerungen zeigen uns die Fasern als wirkliche Röhren mit Säften erfüllt, aber nicht fortlaufend, sondern hie und da sich zuspitzend und blind endigend, z. B. im Baste der Bäume, auch im Splint und in den Nerven und Rippen der Blätter. Ihre Uranfänge erscheinen schon im schleimigen Bildungssafte, wo sie, den Nadeln oder Spießchen gleich, sich in Bundeln gleichsam krystallisiren. Diese Röhren haben die zartesten Häute und den kleinsten Durchmesser unter allen Urformen; dennoch sind sie außerordentlich dehnbar und zähe. Sie sind es, die man als Flachs spinnt, die man aus Hanf, Nesseln, aus dem Papiermaulbeerbaum u. s. w. verarbeitet. Ihre Hauptbestimmung scheint die Führung der aufsteigenden Säfte zu seyn. — Die dritte Urform nennen wir die Schraubenform, weil sie ursprünglich aus schraubenförmig gewundenen Fasern besteht, welche die Wände cylindrischer Canäle ausmachen. Diese Form kommt von den Farrenkräutern aufwärts bei vollkommnern Pflanzen, von den Saftröhren umgeben, in Bündeln oder einzeln vor. Im Stamm der gewöhnlichen Bäume macht sie großentheils den Splint und das Holz aus. Bei den Palmen, den Gräsern u. s. w. stehen die Schraubenbündel zerstreut im Zellgewebe. Die Schraubengänge gehen durch alle Theile durch. Durch den Blattstiel dringen sie mit den Saftröhren in die Blattnerven, durch den Blüthenstiel in die Corollenblätter, in die Staubfäden, in den Fruchtknoten, in die Pistille, und durch den Keimgang selbst bis in die Saamen. So lange sie ursprünglich sind, haben sie keine andre Wand, als die von jenen gewundenen Fasern gebildet wird. Aber man findet sie nicht immer in jener ursprünglichen Form. Sie erscheinen oft als Ringgefäße, oft als Treppengänge, oft als punctirte Canäle. Endlich gibt es Uebergänge von dieser zur Zellform, besonders in Nadelhölzern. Hier erscheinen gestreckte Zellen mit regelmäßigen geränderten Löchern durchbohrt, ja im Taxus sogar Zellen mit schraubenförmig gewundenen Fächern, welche wahrscheinlich die Stelle der hier nicht vorhandenen Schraubengänge vertreten. Das Geschäft dieser dritten Urform scheint die Bildung und Fortführung der Luftarten, der Dünste und der Luftstoffe zu seyn, die sich aus den Säften der Pflanzen entwik-

Digitized by Google

keln. II. Besonderer Bau der einzelnen Pflanzentheile. Wir fangen mit der Wurzel an. Die Oberfläche der zartesten Wurzelchen zeigt sich mit sehr feinen Härchen umgeben, und die Spitzen sind mit einem schwammigen Mützchen bedeckt, wodurch, wie durch jene Härchen, die Einsaugung der Erdfeuchtigkeit erfolgt. Uebrigens durchzieht der Länge nach die Mitte der Wurzel ein Bündel von Saftröhren und Schraubengängen, ohne daß eine Markhöhle da wäre. Der Stamm besteht bei allen Pflanzen, die mit zwei Saamenlappen aufgehen, aus concentrischen Schichten, deren äußerste die Rinde, die zweite der Bast, die dritte der Splint und die vierte das Holz ist, welches in jüngeren Trieben das Mark einschließt. Durch den Stamm setzen außerdem strahlenförmig die Rindengallen sich bis in das Mark fort, und bilden die sogenannten Spiegelfasern oder das Quergefüge des Holzes. Ungeachtet also der Bast hauptsächlich aus Saftröhren, Splint und Holz, aus diesen und Schraubengängen besteht, so gehört doch die Zellform auch zur Zusammensetzung dieser drei Schichten. Das Wachsthum des Holzes erfolgt von innen nach außen, so daß die dem Mittelpunct zunächst stehenden Schichten die ältesten sind. Zwar findet man in diesen, so lange noch Mark da ist, ursprüngliche Schraubengänge: ja sogar eine grüne Schicht der letzteren pflegt das Mark zu umgeben. Allein das ist das Wesen der ursprünglichen Schraubengänge, daß sie sich nicht, oder erst sehr spät verändern. Was den Bau der Blätter betrifft, so ist dieser ganz einfach damit erklärt, wenn wir sagen, daß die Theile des Stammes hier neben einander in einer ebenen Fläche liegen, die dort in einander eingewickelt waren. Die Saftröhren und Schraubengänge treten in den Nerven und Adern des Blattes immer mehr auseinander. Das zwischen ihnen liegende Zellgewebe drängt sich nach der oberen Fläche zu dichter zusammen, und ist hier gewöhnlich von einem firnißartigen Ueberzug bedeckt. Nach der untern wird es lockerer, und bekommt jene Luftlücken, denen die Spaltöffnungen den Zutritt der Luftstoffe gewähren. Was den Bau der Blumen betrifft, so ist der Kelch meistens von gleichem Bau mit den Blättern, die Corolle hingegen besteht aus dem zartesten Zellgewebe, dessen innere Fläche sich in den feinsten Wärzchen oder Hügelchen erhebt. Die Schraubengänge ziehen sich einzeln und von einem sehr geringen Durchmesser durch den untern Theil der Corollenblätter, und von Spaltöffnungen ist keine Spur zu entdecken. Daß die Staubfäden einen ähnlichen Bau haben, ist schon vorher bemerkt; aber die Antheren weichen in Rücksicht ihrer Einrichtung von allen übrigen Theilen ab. Ganz zellig, enthalten sie vom Anfang an eine Menge eigenthümlich gebildeter Körper, die man Pollen nennt, und die in jeder Familie dieselben Gestalten darstellen. Die Oberfläche der weiblichen Narbe ist mit den zartesten Härchen besetzt, welche, ohne sichtbare Oeffnung, dennoch auf gleiche organische Weise die befruchtende Masse aufnehmen, als die Wurzelhärchen die Erdfeuchtigkeit. Der Fruchtknoten endlich enthält vor der Befruchtung bloße Bläschen mit Bildungssaft angefüllt. Nach geschehener Befruchtung zeigt sich zuerst das künftige Pflänzchen, einem Pünctchen gleich, welches in jenem Safte schwimmt, den man nun Keimflüssigkeit nennt. Von der letzteren ernährt, schwillt das Pflänzchen entweder stärker an, entwickelt sich mit seinen Theilen, und besonders werden die Saamenlappen, oder die Kotyledonen sichtbar: oder, wenn die Keimflüssigkeit nicht verbraucht wird, so gerinnt sie zum Eyweißkörper, und das Pflänzchen bleibt bei den sogenannten Monokotyledonen unentwickelt.

Digitized by Google

Pflanzenthiere oder Zoophyten, s. Thier.

Pflicht, Pflichten. Von der Pflicht des Menschen reden wir, und Pflicht erkennen wir nur da, wo die sinnliche und beschränkte Natur des Einzelnen etwas Anderes fodert, als die Vernunft, die im Geiste der Menschheit spricht, und das Gesetz der einen Menschheit in sich enthält. Darum schreiben wir auch den Thieren keine Pflichten zu, denn sie sind der äußern Nothwendigkeit in der Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe und Begierden unterworfen. Ein Wesen dagegen, welches nicht bloß ein sinnliches ist, sondern die Fähigkeit hat, seine Natur und die umgebende Welt zu erkennen, trägt darin seine Würde, sich selbst und seine Handlungen nach einem freierkannten Gesetze zu bestimmen (Autonomie). Dieses Gesetz geht daher nicht, wie das Gesetz der äußern Natur, auf ein Müssen, dem nicht auszuweichen ist, sondern auf ein Sollen, auf eine innere Nothwendigkeit, welche nur dem Vernünftigen, als solchem, einleuchtet, auf Handlungen, welche unterlassen oder gethan werden können, und die wir in sofern willkürliche nennen. Was die Vernunft als Geist der Menschheit fodert, ist das Gute; in dem Auflehnen der willkürlichen Triebe und Neigungen aber gegen die Vernunft beruht der Same alles Bösen. Nun ist aber der Mensch nur da seiner eigenthümlichen Natur getreu, wo die Triebe und Begierden durch Vernunft beherrscht werden, und er wird erst dadurch wahrhaft sittlich frei, und immer unabhängiger von dem Aeußern. Jene innere oder sittliche Nothwendigkeit daher, das Vernunftmäßige zu thun, dann auch das Thun und Lassen selbst, wozu das freie Vernunftwesen und eine innere Nothwendigkeit treibt, nennen wir Pflicht. Alle Pflicht beruht also darauf, daß das Vernunftwesen sich innerlich widersprechen würde, wenn es sich als sich selbstbestimmendes Vernunftwesen, und die Vernunft als seine Würde erkennte, in dem Einwirken auf die umgebende Welt aber diese Würde dadurch verleugnete, daß es einem andern Gesetze huldigte, und sich den Antrieben der sinnlichen Natur überließe. Je mehr aber die Tugend oder die Vernunftmäßigkeit menschlicher Handlungen sich der Vollkommenheit nähert, je mehr also die Vernunft die Triebe der sinnlichen Natur sich unterworfen hat; desto geringer wird der Streit zwischen Pflicht und Neigung. Daher ist ebenfalls auch bei dem höchsten Grade sittlicher Vollkommenheit, welchen Menschen erreichen, von Pflicht und Gesetz nicht die Rede. Denn das Gute wird hier zu einem freien Triebe der sittlichen Natur erhoben, die sich nicht nöthigt, das Vernunftwidrige zu vermeiden; und das Vernunftmäßige gilt nicht als eine Foderung, sondern als das, was ihre edelste Neigung befriedigt. Hieraus wird auch klar, daß der Mensch im strengen Sinne die Pflicht nicht üben soll, um der Pflicht willen, wie sich viele ausgedrückt haben, sondern vielmehr um der höhern Vollkommenheit willen, welche der im Streite mit seinen Neigungen begriffene Mensch durch Pflichtübung erlangt, und welche in der Uebereinstimmung des Menschen mit der Idee der Menschheit, somit auch in der höchsten Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst besteht. Der beharrliche Zustand der Pflichtübung oder der Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit ist Tugend; und der Wille, der die Pflicht will, ist ein guter Wille. Die Pflichten, d. h. die Handlungen, zu welchen wir uns innerlich (d. i. durch Vernunft) genöthigt fühlen, lassen sich mannichfaltig eintheilen. Die gewöhnlichste Eintheilung ist die in Tu-

gendpflichten und Rechtspflichten (nach Andern: innere, oder Gewissenspflichten, und äußere, oder Zwangspflichten). Sieht man nämlich bei den Handlungen der Menschen auf das äußere Verhältniß derselben zu einander, so gibt es Handlungen, in deren Hinsicht Jeder nur von sich selbst abhängt, bei denen nur sein Gewissen befragt und auf seine Gesinnung gesehen wird, und Verbindlichkeiten, deren Erfüllung von Andern auch mit äußerm Zwange gefodert werden kann, weil einige Handlungen Bedingungen der naturgemäßen Existenz des Menschen in geselligen Verhältnissen sind, andere entgegengesetzte dieselben aufheben. Ersteres sind die Tugendpflichten, von denen die Tugendlehre oder Pflichtlehre im engeren Sinne, letzteres die Rechtspflichten oder Verbindlichkeiten (s. d. Art.), von welchen vorzugsweise die Rechtslehre oder das Naturrecht handelt. Bei letztern wird nur die Legalität der Handlungen betrachtet. Sonst theilt man die Pflichten ein in unbedingte, welche keine Einschränkung gestatten, und bedingte, welche eine solche zulassen. Da aber das Sittengesetz unbedingt gebietet, so kann es in diesem Sinne keine bedingten Pflichten geben. Eine alte Eintheilung derselben war die in vollkommene und unvollkommene; aber die Bedeutung dieser Worte wird verschieden genommen. Gewöhnlich nannte man vollkommene solche, bei denen der äußere Zwang zu ihrer Erfüllung hinzutreten kann. Ferner nennt man die Pflichten allgemeine, die für alle Menschen, und besondere, die nur für bestimmte Verhältnisse gelten. Die sehr gewöhnliche Eintheilung endlich, welche auf der Verschiedenheit der Gegenstände des Handelns beruht, nämlich in Pflichten gegen sich selbst, gegen andere Menschen, und gegen Gott, ist neuerlich sehr bestritten worden. Vornehmlich dürfte dabei bemerkt werden, daß diese Eintheilung die Pflichten gegen die Natur, z. B. gegen die Thiere, ausschließt. T.

Pflichttheil. In der Regel kann Jeder, wo Vererbung durch Testamente Sitte ist, zu seinem Erben wählen, wen er will. Doch hat man fast in allen Gesetzgebungen auf nahe Verwandte Rücksicht genommen, und durch ihr Verhältniß zu dem Erblasser das Recht desselben zum Wohle der Familien beschränkt. Das römische Recht, welches die Norm aller neuern Rechte geworden ist, setzt ebenfalls eine solche Beschränkung fest, und verordnet, daß der Erblasser einen bestimmten Theil seines Vermögens gewissen Personen nothwendig hinterlassen muß, und daß auch ohne seine Erklärung dieser Theil an sie fallen soll. Dieser Theil wird der Pflichttheil (die legitima, nämlich portio hereditatis) genannt, weil man es mit Recht für eine Pflicht hält, zunächst für seine Anverwandten zu sorgen. Die nächsten Anverwandten, welche mithin den Pflichttheil fodern können, und daher auch nothwendige Erben, zuweilen auch Notherben heißen, sind nach dem römischen Rechte: 1) alle Descendenten (oder Verwandte niedersteigender Linie), ohne Unterschied des Grades und Geschlechtes, auch noch ungeboren. Jedoch hat der Grad der Descendenten in so fern Einfluß, daß man nur diejenigen Descendenten zur Foderung des Pflichttheils zuläßt, die den Erblasser auch ohne Testament beerben können, und dem Grade nach die nächsten sind. In Ermangelung dieser 2) die Ascendenten (oder Verwandte aufsteigender Linie), ohne Unterschied, ob sie von väterlicher oder mütterlicher Seite, mittelbar oder unmittelbar sind. Nur ist auch hier wieder die Vererbungsart ohne Testament der Maßstab;

Digitized by Google

3) die Geschwister des Testators, welche aber hier den letzteren nachstehen, und nur dann auf den Pflichttheil Anspruch machen können, wenn ihnen eine ehrlose Person im Testamente vorgezogen worden ist, und wenn sie vollbürtig sind, oder wenigstens mit dem Testator Einen Vater haben. Dieser Pflichttheil besteht nach römischem Rechte, wenn vier oder weniger, die ihn fodern können, vorhanden sind, im dritten Theile, sind mehr als vier vorhanden, in der Hälfte dessen, was ohne Testament auf jeden dieser Verwandten kommen würde (der Intestatportion). Sind die, welche den Pflichttheil zu fodern haben, zugleich auch die alleinigen nächsten Intestaterben (dieses ist der Fall bei Descendenten), so kommt es auf eins heraus, ob man den Pflichttheil als Theil der Intestatportion oder des ganzen Vermögens betrachtet. Wenn Kinder und Enkel concurriren, so treten die Enkel in die Stelle ihrer Aeltern, so daß diejenigen, welche von demselben Sohne oder derselben Tochter abstammen, zusammen nur für eine Person gerechnet werden. Wenn lauter Enkel und keine Kinder vorhanden sind, so kommt es darauf an, ob sie alle von einem oder von verschiedenen Stämmen herrühren; im ersteren Falle wird ihr Antheil nach Köpfen bestimmt, im zweiten Falle werden sie allemal nur als Stellvertreter ihres eigenen Adscendenten behandelt, und dann entscheidet die Zahl der Adscendenten über die Größe des Pflichttheils. Bei Ausmittelung des Pflichttheils ist ferner auf den Vermögenszustand zur Zeit des Todes des Testators zu sehen. Auch muß vom ganzen Vermögen der Betrag der Schulden abgezogen werden. Der Pflichttheil darf ferner durch nichts beschwert oder vermindert werden, und jede Beschwerung wird als nichtig angesehen. Zu den Beschwerungen wird es auch gerechnet, wenn ein Testator einen Zweck, oder eine Bedingung festsetzt, zu und unter welchem der Pflichttheil gegeben werden soll. Der Pflichttheil fällt endlich weg, wenn Personen rechtmäßiger Weise, d. h. unter den im Gesetze vorgeschriebenen Bedingungen und gültigen Ursachen, enterbt oder übergangen werden. Denn ist keine rechtmäßige Ursache vorhanden, so kann auch das Testament von denen, die den Pflichttheil zu fodern haben, umgestoßen werden. In Hinsicht dieser Ursachen, so wie in Rücksicht der Größe des Pflichttheils finden in den besondern Gesetzgebungen viele Abweichungen von diesen allgemeinen Bestimmungen Statt.

Pflug, das vornehmste Ackerwerkzeug, womit der Erdboden aufgerissen und umgewendet wird. Man unterscheidet den gemeinen und den künstlichen oder verbesserten Pflug, deren Beschreibung wir jedoch hier übergehen. Durch das Pflügen wird der Acker zur Aufnahme der Saat geschickt gemacht. Es geschieht zur Wintersaat, wo möglich, viermal, zur Sommersaat nur zweimal.

Pforr (Johann Georg), ein berühmter Thiermaler, war 1745 zu Upfen in Niedersachsen geboren, und trat als Zögling in die Bergbauakademie zu Reichelsdorf. Schon als Knabe zeichnete er ohne weitere Anleitung Pferde, und erregte dadurch so viele Aufmerksamkeit, daß er von dem Minister v. Weitz als Maler in der Porzellanfabrik angestellt wurde. Diese Art Arbeit gefiel ihm jedoch so wenig, daß er nach einigen Jahren zu seinen Aeltern zurückkehrte. Als aber 1777 die Malerakademie zu Cassel eröffnet wurde, wanderte er, ein zweiunddreißigjähriger Mann, wieder als Schüler dahin, erhielt bei der Ausstellung 1778 den ersten Preis und wurde bei der folgenden als Mitglied aufgenommen. In dem dortigen Galerie-

Digitized by Google

inspector Tischbein hatte er einen Freund und in dessen Schwester eine Geliebte gefunden, welcher er 1784 die Hand bot. Er ließ sich häuslich zu Frankfurt nieder, und lebte dort in allgemeiner Achtung, starb aber schon 1789 an einer Brustkrankheit, die er sich früher als Bergmann zugezogen hatte. Pforr war ein Mann der Natur und Wahrheit, menschenfreundlich, dienstfertig, höchst gefühlvoll und unverbrüchlich rechtschaffen. Seine Bilder tragen das Gepräge seines Charakters: Wahrheit und schöne Natur. Er ist der deutsche Wouwermanns, ausgezeichnet als Thiermaler, und unübertroffen in der Darstellung des Pferdes. Seine Bilder, die er nur leicht untermalte, und dann gleich ausführte, sind in warmer lieblicher Färbung und mit einem kräftigen Pinsel gemalt. Er gab die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern behandelt fand. Mit äußerstem Fleiß und Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen, führte diese gern in bunten Tuschen aus, und besaß die Kunst, solche Blätter mit einem angenehmen Colorit zu überhauchen. In der Ausführung ging er bis in die kleinsten Details, wobei aber Weichheit und Wärme nicht vergessen wurden. Von ihm sind die meisterhaften Blätter zu Hünersdorfs Anleitung, Campagnepferde abzurichten. Zu einem Hefte der vorzüglichsten Pferderacen hatte er bei seinem Tode elf Platten vollendet. Außerdem gibt es noch einzelne Blätter von ihm.

Pfortader, der Stamm einer Vene, welcher aus mehreren zurückführenden Adern im Unterleibe gebildet wird, dann in die Leber eingeht, sich in derselben wieder in Aeste und Zweige vertheilt und das Material zur Gallebereitung liefert. — Pfortadersystem, alle Venen, welche sich in den Stamm der Pfortader vereinigen, die vorzüglichsten sind die Gekrösvenen, die Milzvene, Nierenvenen und Magenvenen. Dieses Adersystem hat einen wichtigen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen, indem alles Blut von den Eingeweiden des Unterleibes in den Stamm der Pfortader und aus derselben in die Leber überströmt. Diese bereitet die Galle daraus und das übrigbleibende Blut sammelt sich wieder in Zweige, Aeste und einen Stamm, welcher sich mit der untern Hohlader vereinigt. Der Rückfluß des Blutes aus dem Unterleibe hängt also von der Thätigkeit der Leber ab. Verrichtet diese ihre Function zu langsam und zu schwach, so wird auch das Pfortaderblut langsamer verbraucht, die Entleerung dieser Adern geht weniger vor sich, und das Blut häuft sich in den zum Pfortadersystem gehörigen Adern so an, daß sich diese übermäßig ausdehnen, Knoten bilden und endlich das Blut austritt, woher die sogenannte Hämorrhoidalkrankheit ihren Ursprung hat.

Pforte (Hohe), s. Osmanisches Reich.

Pforzheim, die wichtigste Fabrikstadt im Großherzogthum Baden, liegt im Pfinz- und Enzkreise desselben, am Eingange des Schwarzwaldes, an der Vereinigung der Flüsse Nagold und Würm mit der schiffbaren Enz, in einem Thale. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten, die Brötzinger, die Aue und Altstadt, und hat 25 Straßen, ein altes Schloß, 650 Häuser und 5600 Einwohner. Es ist hier ein adeliches Fräuleinstift, ein Hospital, ein Irren- und Siechhaus, ein Waisen- und Zuchthaus und ein Pädagogium. Vorzüglich bemerkenswerth ist diese Stadt wegen ihrer Fabriken und wegen ihres Handels. Zu den erstern gehören besonders 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14

Karat halten dürfen, wozu eine eigene fürstliche Controlle aufgestellt ist. Man kann den Werth der verkauften Waaren jährlich auf 600,000 Gulden anschlagen. Neunhundert bis tausend Menschen finden darin ihren Unterhalt. Ferner sind hier eine Tuchfabrik, welche besonders feine Tücher und Casimir verfertigt; eine bedeutende Leinwandbleiche; ein Eisenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zaineisen liefert; eine Uhrenfabrik, eine chemische Fabrik, ein Kupferhammerwerk, eine Saffiangerberei und eine Türkisch-Garnfärberei. Der wichtigste Zweig des Handels ist der Holzhandel, welchen 1) der Floßverein mit Bauholz und Sägwaaren treibt, und damit den größten Theil der am Neckar und von Mannheim bis Worms am Rhein liegenden Städte und Dörfer versorgt, und welchen 2) die neue Holländer-Holzcompagnie mit großem Tannen- und Eichenholz treibt, welches sie unmittelbar nach Holland liefert. Ihr Fond beträgt eine Million Gulden. Zur Beförderung dieses Holzhandels dienen die Flüsse Enz, Nagold und Würm, auf welchen außer den aus Holländer- und gemeinem Holz und Sägwaaren bestehenden Flößen, jährlich über 30,000 Klafter Brennholz in Scheiten aus dem Würtembergischen hindurch geflößt werden. Der Oel-, Frucht-, Wein- und Viehhandel sind gleichfalls nicht unbeträchtlich, wozu besonders die Lage der Stadt an der Heerstraße von Frankreich in das südliche Deutschland günstig ist. Pforzheim ist auch der Geburtsort Reuchlins, welcher hier 1455 geboren wurde. Muth und eine besondere Anhänglichkeit an ihren Fürsten zeichnete stets die Bewohner dieser Stadt aus, und sie legten davon einen Beweis ab, wie man ihn in der Geschichte nicht größer findet. 400 Bürger folgten nämlich ihrem tapfern Markgrafen Georg Friedrich als Leibwache in das Treffen bei Wimpfen, das derselbe 1622 mit 20,000 Mann gegen die große Uebermacht der Kaiserlichen unter Tilly lieferte. Schon hatte der Muth über die Mehrzahl gesiegt, als die Pulverwagen der Tapfern zersprangen und Zerstörung unter sie brachten. Flucht war das einzige Rettungsmittel, und Georg Friedrich entschloß sich nur dazu auf dringendes Bitten der Seinigen; aber diese Rettung war nur dadurch möglich, daß diese 400 Treuen sich für die Uebrigen aufopferten, indem sie das feindliche Heer so lange aufhielten, bis die Ihrigen entronnen waren, und sie selbst den Tod fanden.

Pfropfen (Impfen) heißt in der Gärtnerei, das abgeschnittene Reis eines Baumes dem Stamme eines andern so einfügen, daß es mit demselben zusammenwächst. Es giebt dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder spaltet man den Stamm, dem man das Pfropfreis einsetzen will, in der Mitte mit einem Messer und steckt das gehörig zugeschnittene Pfropfreis so ein, daß Rinde auf Rinde paßt, oder man löset auf der einen Seite des Stammes die Rinde etwas ab, und steckt das Pfropfreis dahinter ein. Die Pfropfreiser werden im November, oder, bevor die Knospen anschwellen, im Frühling abgeschnitten; im ersten Fall muß man sie im Keller aufbewahren, damit sie nicht trocknen, auch vor dem Schimmel in Acht nehmen. Man wählt zum Pfropfen allemal vorjährige, glatte, gerade und gesunde Zweige von lebhaftem Wuchse. Man kann dem Reise drei bis fünf Augen lassen. Das Pfropfen geschieht gewöhnlich von der Mitte des Märzes bis in die Mitte des Aprils, wobei jedoch die Witterung sowohl als die Art der Bäume zu berücksichtigen ist. Die zu pfropfenden Stämme können 1 bis 2 Zoll im Durchmesser haben; ob man sie höher oder tiefer pfropft, ist gleichgültig, doch soll es sicherer seyn,

Digitized by Google

die Stämme einige Zoll über der Erde abzuschneiden. Den Spalt macht man nicht in der Mitte; denn das Mark des Stammes darf nicht verletzt werden. Die Rinde auf beiden Seiten des Spaltes muß glatt durchschnitten und nicht gefasert seyn, weil dieß das Verwachsen hindert; die äußere Rinde des Keils aber am Pfropfreis genau mit der Rinde des Stammes zu beiden Seiten des Spalts anschließen, außerdem kann es nicht wachsen. Ist der Stamm einigermaßen stark, so hält er das Pfropfreis von selbst fest, und man braucht den Spalt nur mit Baumwachs oder einer andern guten Baumsalbe, die nicht aufspringt, zu bedecken, damit keine Luft eindringen kann. Das Pfropfreis schießt noch in demselben Jahre ansehnlich. Bei schwachen Stämmen genügt ein Pfropfreis, bei starken kann man zwei bis vier einsetzen. Ueber das Copuliren, eine eigene Art des Pfropfens, s. d. eigenen Art.

Pfuel (Ernst v.), preußischer Oberst im Generalstabe, geboren zu Berlin um das Jahr 1780, wurde daselbst in der Militär-Akademie erzogen, legte einen guten Grund in den mathematischen Wissenschaften, und in der Kunst der Leibesübungen, worin er es späterhin, besonders im Fechten und Schwimmen, zu großer Vollkommenheit brachte. Als Offizier bei dem Regiment des Königs in Potsdam verwandte er den eifrigsten Fleiß auf alle Gegenstände des Kriegswesens, dessen damalige Beschaffenheit seinem höher strebenden Geiste bald ungenügend wurde. Er bereisete Deutschland, die Schweiz, einen Theil von Italien, und hielt sich mit seinem Freunde Heinrich v. Kleist längere Zeit in Paris auf. Seine fortgesetzten, auf eigenthümlichem Wege und größtentheils einsam betriebenen Geistesarbeiten machten ihn bald in allen Fächern höherer Bildung einheimisch, und schmückten den edelsten Charakter mit aller geistigen Annehmlichkeit. Der unglückliche Krieg 1806, den er im Generalstabe des Generals Blücher bis zur Capitulation von Lübeck mitmachte, gab ihm eine größere Kriegserfahrung, und machte das Wohl des Vaterlandes zu dem einzigen Gegenstande seines Sinnens und Trachtens. Nach einem längern Aufenthalte in Dresden trat er im J. 1809 als Hauptmann in österreichische Kriegsdienste, und kam nach dem Frieden in Besatzung nach Prag. Hier fand er in dem Umgange des Freiherrn von Stein und anderer Männer neue Nahrung für die mannichfachen Betrachtungen, welche die politische Welt damals weckte. Auch war er auf mehr als eine Art thätig und nützlich. Eine große Schwimmanstalt, zunächst für das Militär bestimmt, wurde unter seiner Mithülfe errichtet, und von ihm durch die vortrefflichste Leitung belebt. Zur Errichtung einer gleichen Schwimmanstalt in Wien wurde er mit würdiger Anerkennung seines Verdienstes dahin zu dem Generalstabe versetzt. Er kehrte jedoch nach dem Ausbruche des Kriegs gegen Rußland im Jahr 1812 nach Prag zurück, und suchte sodann über Dänemark und Schweden nach Rußland zu gelangen. Es gelang ihm, den eifrigen Verfolgungen der Franzosen in Berlin, Hamburg und Helsingör, wo er schon durch den Sund zu schwimmen entschlossen war, glücklich zu entkommen. Von Petersburg, wo er russische Dienste genommen, eilte er sogleich zur Armee, die er in Kaluga fand. Den ewig denkwürdigen Rückzug und Untergang der französischen Armee hat er als Augenzeuge in einer kleinen Schrift beschrieben, die in alle Sprachen übersetzt und in unzähligen Auflagen verbreitet worden. Er begleitete nachher von Berlin aus den General Tetenborn nach Hamburg, und blieb während der folgenden Kriegs-

Digitized by Google

zeit als Chef des Generalstabs bei demselben. Seine hier bewiesene Thätigkeit und Geschicklichkeit ist oftmals öffentlich gerühmt worden. In allen Gefechten, besonders in dem glücklichen Treffen bei der Görde, bewies er die kaltblütigste persönliche Tapferkeit. Nach Beendigung des Feldzugs in Frankreich, wo er fortwährend die wesentlichsten Dienste geleistet, trat er als Oberst wieder in den preußischen Generalstab. Als solcher war er im Feldzuge von 1815 bei dem Feldmarschall Blücher, der ihn persönlich ungemein schätzte, und erwarb sich neben den Generalen Gneisenau und Grollmann das hohe Verdienst, unerschüttert von den Unfällen der Schlacht von Ligny zu den glänzenden Erfolgen der Schlacht bei Belle-Alliance vorzüglich mitgewirkt zu haben. Nach dem Einzuge in Paris wurde Pfuel zu dem ehrenvollen und wichtigen Posten eines Commandanten der Stadt Paris ernannt. Mit welcher Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit er dieses schwierige Amt während vier Monate geführt, ist selbst von den Franzosen, die er oft mit Strenge behandeln mußte, dankbar anerkannt worden. Die Rechtschaffenheit und Würde seines Charakters geboten auch dem erbitterten Feinde Anerkennung und Achtung.

Pfund, ein Gewicht, dessen Schwere nicht überall und in allen Fällen gleich ist. Das gewöhnliche Pfund (Kramerpfund) hält meistens 16 Unzen oder 32 Loth. Ein Pfund Fleischergewicht ist schwerer. So haben auch die Tuchmacher schwerere Pfunde. Im Apothekergewicht hält das Pfund nur 12 Unzen oder 24 Loth, und ehemals war bei dem Gold- und Silbergewicht ein Pfund nur 8 Unzen oder 16 Loth, eine Mark, daher man an einigen Orten Mark und Pfund noch gleichbedeutend gebraucht. Das schwere Pfund, wonach die Frachten zu Lande und Wasser, in diesem Falle besonders Schiffpfund, berechnet werden, hält ungefähr 3 Centner. In Zelle hält ein schweres Pfund (oder ein Pfund schwer) 320, in Hannover 336, in Bremen 306, in Osnabrück und Hildesheim 300 und an andern Orten nur 280 gewöhnliche Pfund. Außerdem gebraucht man das Wort Pfund, um eine gewisse bestimmte Anzahl von allerlei Dingen zu bestimmen und zu berechnen, wo häufig auf das Gewicht gar keine Rücksicht genommen wird, so z. B. von einer gewissen Menge gemünzten Goldes und Silbers, da eine gewisse Anzahl Münzen ein bestimmtes Gewicht haben müssen und da man die Münzsorten, besonders die kleinern, häufig zu wägen pflegte. Ein Pfund Schillinge, Pfennige, Heller, so viel Schillinge u. s. w. als auf ein Pfund oder eine Mark, das heißt 16 Loth, gehen. Da die Schwere der Schillinge u. s. w. nicht immer gleich war, so ging auch nicht immer eine gleiche Anzahl Schillinge u. s. w. auf ein Pfund. Gewöhnlich rechnete man 20 Schillinge, jeden zu 12 Pfennigen, also 240 Pfennige auf ein Pfund. In dieser Bedeutung ist das Pfund noch in mehrern Ländern eine eingebildete Rechnungsmünze. Ein Pfund Flämisch (in Holland, Flandern und in den niedersächsischen Seestädten) hält in Hamburg 20 Schillinge flämisch oder 120 Schillinge Lübisch, d. h. 2 1/2 Thaler. Im Würtembergischen ist ein Pfund 20 Schillinge oder 120 Pfennige. Ein Pfund schwarzer Münze, wonach in Bayern die Grundzinsen und gerichtlichen Geldstrafen berechnet werden, hält 41 Schillinge oder 5 6/7 Gulden weißer Münze. Ein Pfund Pfennige eben dieser schwarzen Münze hat 8 Schilling, 32 Groschen oder 1 1/7 Gulden weißer Münze. In Bern gilt ein Pfund 7 1/2 Batzen, in Unter-

walden 5 Batzen. Die Bank zu Berlin rechnet nach Bankpfunden (Pfund Banco), jedes zu 30 Groschen. Die französischen Pfunde, Livres, halten ungefähr 6 Groschen; die italienischen Pfunde, Lire, sind nach den Orten und Ländern verschieden, die englischen Pfunde, Pfund Sterling, sind die schwersten, und gelten, je nachdem der Cours ist, 5 bis 6 Thaler und darüber. In weiterer Bedeutung ist Pfund auch eine Menge von 240 Stücken; an einigen Orten auch ein Flächenmaß, z. B. im Oesterreichischen.

Pfyfer (Ludwig), Ritter und General-Lieutenant in französischem Dienste, geboren zu Lezurn 1715, trat früh in französische Kriegsdienste, wurde 1738 Hauptmann und Ritter des St. Ludwig-Ordens, zehn Jahre darauf Maréchal de Camp und wohnte den Feldzügen von 1734 bis 1747 rühmlich bei. Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Mitgliede des großen und 1752 zum Mitgliede des innern Raths. Im J. 1763 ward er Chef eines Regiments, legte zwar 1768 das Commando desselben nieder, blieb jedoch in französischen Diensten und starb im J. 1802. In der Künstlerwelt hat er sich ein bleibendes Andenken erworben als Erfinder der in erhabener Arbeit in Wachs modellirten topographischen Abbildung eines Theils der innern Schweiz, welche unstreitig die vollkommenste Landkarte von diesem Lande ist. Ihre geometrische Genauigkeit in allen Gestalten der Felsen und Berge, die Treue in den geringsten Fußsteigen, Hütten und Kreuzen, und die außerordentliche Wahrheit in der Nachbildung der Natur verdienen Bewunderung. Reisende, die von Luzern aus, wo dieses Kunstproduct noch jetzt gesehen werden kann, die Alpengebirge und das Innere der Schweiz bereisen wollen, können zuvor an diesem Werke jeden Fußpfad, jede Naturmerkwürdigkeit, die sie zu beobachten haben, kennen lernen, und schon der flüchtige Anblick gewährt einen eigenen Genuß.

Phädon, ein Schüler des Socrates, und der Stifter der elischen Philosophenschule. Seinen Namen führt auch der Dialog des Platon, welcher Socrates letzte Unterhaltungen mit seinen Schülern im Gefängnisse, besonders über die Unsterblichkeit der Seele, enthält. Denselben Titel hat Mendelssohn seinem Gespräche über denselben Gegenstand gegeben.

Phädra, Tochter des cretensischen Königs Minos, und der Pasiphae, Schwester der Ariadne und Gemahlin des Theseus. Als sie einst zufällig ihren Stiefsohn, Hippolytos, den sie noch nicht gesehen und den sie nicht als Theseus Sohn erkannte, fand, verliebte sie sich heftig in den schönen Jüngling. Dieser erwiederte ihre Leidenschaft nicht, weßhalb sie in rasender Verzweiflung sich selbst tödtete, und den Geliebten aus Rache eines frevelhaften Angriffs auf ihre Ehre bei ihrem Gatten beschuldigte. Dieser sprach über seinen Sohn den Fluch aus, und Poseidon ließ denselben durch einen baldigen gewaltsamen Tod des Hippolytos in Erfüllung gehen. Nach Andern wurde Phädra vom Theseus ermordet. Zwei der berühmtesten tragischen Dichter der Alten, Sophokles und Euripides, wählten die Phädra als die Hauptperson verloren gegangener Tragödien. Dasselbe hat Racine gethan, dessen Phädra Schiller übersetzt hat.
S.

Phädrus, ein lateinischer Fabeldichter, gebürtig aus Thrazien. Wahrscheinlich wurde er in einem zarten Alter als Sclav nach Rom gebracht. Hier kam er in die Dienste des Kaisers Augustus, der ihn freiließ. Von seinem Leben ist nichts weiter bekannt, als daß er un-

Digitized by Google

ter der Regierung des Tiberius durch die Ungerechtigkeit und Tyrannei des Sejanus, den er überlebte, sehr litt. Er lebte wahrscheinlich in mäßigen Umständen und starb in einem hohen Alter. Er verfaßte fünf Bücher Fabeln in jambischen Versen, die sich durch Reinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, so wie durch Einfachheit und treffende, lehrreiche Gedanken vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff entlehnte er zum Theil aus dem Aesop, mischte jedoch auch eigene Geschichten und Erzählungen ein. Das Werk des Phädrus wird im Alterthume nirgends erwähnt, und Seneca sagt sogar, die Römer besäßen keine Aesopischen Fabeln. Den Neuern blieben sie bis 1595 unbekannt. Damals entdeckte Franz Pithou eine Abschrift in der Bibliothek von St. Remi zu Rheims und schickte sie seinem Bruder Peter, welcher sie bekannt machte. Die schätzbarsten Ausgaben sind von Burmann, Amst. 1698, 8. (oder 1745) und Leiden 1727, 4.; die vollständigste von Schwabe, Braunschweig, 1806. Christ erregte zuerst Zweifel gegen die Aechtheit der Phädrischen Fabeln. Mehrere neuere Philologen halten sie für ein untergeschobenes Product aus späterer Zeit. Gewisser ist dieß in Hinsicht der unter Phädrus Namen von Janelli und Cassito herausgegebenen, aber schon dem gelehrten Burmann aus Perotti's Handschrift durch Dorville bekannten 32 neuern Fabeln, welche seit 1812 mehrmals abgedruckt worden sind.

Phaethon, ein Sohn des Helios und der Klymene und Bruder der Heliaden. Auf Antrieb seiner Mutter, erzählt die Fabel, bat er den Helios, der ihm die unbedingte Erfüllung eines Wunsches versprochen hatte, ihn einmal seinen Sonnenwagen zu leihen. Kaum aber hatte er ihn bestiegen, als die Sonnenrosse, den Lenker verachtend, von der Bahn abschweiften und Alles entzündeten. Die Aethiopier zur Linken wurden von der nahen Sonne geschwärzt, und als der Wagen auch zur Rechten über die Erde hinausfuhr, schmetterte Zeus den unbesonnenen Wagenlenker mit seinem Donner in den Eridanus. Dort fanden ihn seine Schwestern entseelt, und betrauerten ihn. Auch der Sonnengott selbst führte den Namen **Phaethon** (der Leuchtende). — In der neuern Zeit gab man diesen Namen gewissen hohen, offenen und leichten Wagen.

Phaläuen, Nachtschmetterlinge, Nachtvögel, s. **Schmetterlinge**.

Phalanx, bei den Griechen ein Truppencorps, das mit langen Spießen bewaffnet und in ein Viereck gestellt durch die Heftigkeit seines Angriffs gewöhnlich in der Schlacht den Ausschlag gab. Es bestand anfangs aus 4000 Mann, wurde aber nachher verdoppelt und vervierfacht. Der Befehlshaber eines aus 16,000 Mann bestehenden Phalanx war zugleich der Oberbefehlshaber. Die Verdoppelung des Phalanx geschah durch Philipp von Macedonien, daher man ihn auch den macedonischen nennt. Gewöhnlich standen die Phalangiten 16 Mann hoch; die hintern Reihen, welche mit ihren Spießen den Feind nicht mehr erreichen konnten, legten dieselben auf die Schultern ihrer Vordermänner und bildeten dadurch eine Mauer gegen die fliegenden Geschosse der Gegner. Immer ist der Phalanx in der alten Kriegsgeschichte wegen seiner Unüberwindlichkeit berühmt gewesen.

Phalaris. Dieser durch seine Grausamkeit im Alterthume berühmte Fürst war aus Astypalea auf Creta gebürtig, wurde von dort wegen seiner politischen Intriguen verbannt, kam nach Sicilien und wußte sich hier um das Jahr 571 vor Chr. Geb. der Herrschaft von

Digitized by Google

Agrigent zu bemächtigen. Gleich den meisten Usurpatoren suchte er durch Härte und Strenge die erworbene Gewalt zu behaupten. Das unerhörteste Beispiel seiner Grausamkeit war die Strafe des ehernen Stiers, welchen der Athenienser Perillus verfertigt hatte. In den hohlen Leib des Stiers wurde der zu Bestrafende eingeschlossen und durch untergelegtes Feuer langsam gebraten. Das Angstgeschrei des Unglücklichen ahmte durch einen künstlichen Mechanismus das Gebrüll des Stiers nach. Phalaris soll durch eine Art tyrannischer Gerechtigkeit den Erfinder dieses Stiers zuerst darin haben hinrichten lassen. Nach einer ungefähr sechzehnjährigen Regierung kam er in einem Volksaufstande um. Die unter dem Namen des Phalaris vorhandenen Briefe sind unecht, wie Bentley gegen Boyle unleugbar bewiesen hat. Die neueste Ausgabe derselben ist von Valkenär, Grönningen 1777, 4.

Phänomen (Erscheinung) nennen wir jedes Ereigniß, welches wir mittelst unserer Sinne in der uns umgebenden Körperwelt wahrnehmen, besonders eine Luft- und Lichterscheinung. Alle Phänomene sind ein Gegenstand der Naturlehre, welche sie zu erklären sucht. Dazu ist erfoderlich, daß sie sorgfältig beobachtet, von Täuschungen unterschieden und mit andern Erscheinungen verglichen werden. Erst dann wird es möglich, Folgerungen daraus herzuleiten, die auf die Ursachen der Phänomene und durch diese auf die allgemeinen Gesetze führen, nach welchen die Natur wirkt. Wo dieß nicht möglich ist, sucht man sich durch Hypothesen zu helfen. Bei dem Bestreben, die ersten Ursachen der Phänomene aufzufinden, wird endlich der Forscher auf gewisse letzte Erscheinungen treffen, die Gegenstand einer höhern Wissenschaft, der Metaphysik, sind, welche dem Naturforscher nicht fremd seyn darf, da beide Wissenschaften, Physik und Metaphysik, vielseitig in einander greifen und sich gegenseitig aufklären.

Phantasie, Phantastisch. Sonst pflegte man in der Seelenlehre die Ausdrücke Phantasie und Einbildungskraft fast gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man sie im gemeinen Leben noch täglich verwechselt. Mit den Fortschritten der Psychologie in der neuern Zeit hat man angefangen, die verschiedenen Gestalten oder Beziehungen, in welchen die Einbildungskraft erscheint, genauer zu unterscheiden (s. d. Art. Einbildungskraft) und nennt die Einbildungskraft, in sofern sie das Gegebene, Gegenwärtige oder Abwesende vorstellt, Einbildungskraft (imaginatio) im engern Sinne; in sofern sie namentlich das Abwesende vorstellt, reproductive (nachbildende) Einbildungskraft. Die productive (hervorbringende, schöpferische) Einbildungskraft aber nennen wir Phantasie. Das Schaffen in der Phantasie ist jedoch kein ursprüngliches in dem Sinne, als ob die Phantasie einen in der Natur gar nicht vorhandenen Stoff vorstellen, oder in ihren Bildungen die sinnlichen Grundformen der Natur und der Grundverhältnisse des Lebens überspringen und verändern könnte. Es hängt daher die Phantasie auch von der Wirksamkeit des äußern und innern Sinnes ab; denn immer stellt sie das Sichtbare, Hörbare u. s. w., und die Veränderungen des innern Lebens vor. Der geborne Blinde kann mithin durch seine Phantasie nicht farbige Gestalten, der geborne Taube keine Tonbildungen hervorbringen. Ja, bilden wir uns eine Phantasiewelt so schön und mannichfaltig aus, wie sie nimmer in der Wirklichkeit gefunden werden mag, so wird das Sinnliche an ihr sich doch auf Farben, Töne, das Geistige auf die innern Veränderungen unserer

Digitized by Google

Seele und unsere Verhältnisse zur Welt beziehen. Sehr richtig sagt daher Kant in seiner Anthropologie: „wir können uns für ein vernünftiges Wesen keine andere Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder Gott darstellen will, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich seiner Idee nach mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht vereinigen lassen (als Flügel, Krallen, Hufe u. s. w.); die Größe dagegen kann er dichten, wie er will. Eben so bleiben wir auch bei dem allgemeinen Typus unserer Pflanzen- und Thierwelt stehen, wenn wir die selbstgeschaffene Welt der Dichtung beleben und bevölkern wollen." Die Stoffe und Grundformen der körperlichen und geistigen Natur werden mithin der Phantasie von der Natur gegeben; von ihr wird die Phantasie in ihrem Wirken angeregt. Aber nur die nachbildende Einbildungskraft hält sich näher an die Erfahrung; die Phantasie erhebt sich über die Erfahrung. Sie äußert sich nämlich 1) als Combinationsvermögen, indem sie gegebene Formen, mehr oder weniger willkürlich, oder originell, zu neuen Bildern, denen kein Erfahrungsgegenstand durchaus gleicht, verbindet. Unwillkürlich nämlich wirkt sie, wo man dem Gedanken mehr leidend überlassen ist, und die Vorstellungen sich nach dem Naturgesetze der Vergesellschaftung gleichsam von selbst zusammenfinden, besonders wenn die erregte Nerventhätigkeit auch ohne Anregung der Sinnesorgane Bewegungen in der Seele hervorbringt. Der Traum (wo jedoch die Einbildungskraft sich oft auch reproductiv äußert), und der durch geistige Getränke bewirkte Rausch, das sogenannte Phantasiren der Fieberkranken, die Träumerei des Wachenden, welcher der Phantasie sich so unumschränkt überläßt, daß er nur seinen Einbildungen nachhängt, und sie auf wirkliche Erfahrungen überträgt, sind solche Zustände (s. Phantasmen). In den letztern Fällen wird jedoch nicht alle Willkür und alles Selbstbewußseyn aufgehoben, welches bei den Geisteskrankheiten höherer Grade, oder im starken Rausche, bei welchem eine unumschränkte Herrschaft der Einbildungskraft und Verwechselung der eingebildeten mit der wirklichen Welt eintritt, der Fall ist. Mit Willkür und Bewußtseyn äußert sich die Phantasie, wenn sie entweder zu einem bestimmten Zwecke Vorstellungen zu neuen Bildungen verbindet (wie bei der Erfindung solcher Gegenstände, welche den sogenannten nützlichen Künsten angehören, z. B. gewisser Maschinen), oder ohne einen solchen Zweck zu haben, sich gleichsam den Eingebungen eines höhern Geistes überläßt, und nach diesen ein anschauliches Ganzes bildet. Dort wird sie noch durch den Verstand (das Vermögen der Zwecke) beherrscht; hier wirkt sie herrschend in dem Chore der Geisteskräfte und wird in vorzüglicher Beziehung auf Poesie das Dichtungsvermögen genannt. Sie ist aber auch 2) das Vermögen der Grundanschauungen (des Raumes und der Zeit, der Gestalt, Dauer, des Grades, der Zahl u. s. w.), welche Vorstellungen uns nicht durch Erfahrung gegeben werden; daher sie auch reine Anschauungen heißen, und die Einbildungskraft in sofern sie Quelle derselben ist, transscendental genannt wird. Ohne diese Anschauungen wären die Combinationen der Phantasie unmöglich, daher sie im vorzüglichen Sinne productiv ist. Wir bleiben jedoch bei der Phantasie, die diesen Namen vorzugsweise führt, noch einen Augenblick stehen, um ihr Wirken genauer kennen zu ler-

Digitized by Google

nen. Die Phantasie schließt sich noch an die gegebenen Gegenstände näher an, wenn sie dieselben in der Vorstellung vergrößert, verkleinert oder wiederholt vorstellt. Hieraus erklärt sich wohl der Hang vieler Menschen von großer Einbildungskraft zu übertriebenen Lügen, welche oft unwillkürlich sind; eben so, wie die Phantasie durch Neigungen und Abneigungen (z. B. Neid) angeregt, auch absichtlich oder unabsichtlich gewisse Gegenstände verkleinert. Mehr entfernt sich die Phantasie von den Sinnesanschauungen, wenn sie die Gegenstände selbst, oder ihre Theile in anderer Ordnung zusammenstellt, oder wenn sie Theile verschiedener Gegenstände in ein Bild faßt, und ihre Eigenschaften und Verhältnisse vertauscht. Dieses Wirken wird a) bloß durch die Gesetze der Gedankenassociation bestimmt (durch das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit, Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Vorstellungen, so wie deren Beziehungen auf das individuelle Subject), und so wirkt die Phantasie meistens im Traume des Schlafenden, wie des Wachenden. Die Seele spielt mit den durch die Sinnenwelt veranlaßten Anschauungen, unbekümmert um deren Gegenstände — daher nennt man eben das Wirken der Phantasie ein Spiel mit Bildern —; aber je lebhafter die Phantasie ihre Bilder entwirft und je mehr das Bewußtseyn der wirklichen Welt und seiner selbst mangelt, wie im eigentlichen Traume und bei den in seine Gedanken ganz vertieften Menschen, desto leichter vertreten sie die Stelle der wirklichen Gegenstände, und man glaubt, das Eingebildete auch äußerlich zu schauen. Im Traume ist Jeder dieser Täuschung unterworfen, weil dieser Zustand die Vergleichung der angeschauten Bilder mit den Gegenständen nicht zuläßt; wer aber ohne Rausch im Wachen also träumt, daß er die Bilder seiner Seele für wirkliche Dinge hält und diese nach seinen Einbildungen behandelt, zeigt dadurch eine den Verstand überwiegende Phantasie, und wird darum Phantast genannt. Der wahre Dichter ist dieß nicht, denn er behält bei allem Glauben an die poetische Realität seiner Phantasieproducte immer das Bewußtseyn ihrer Verschiedenheit von den wirklichen Gegenständen. Indessen setzt dieses schon einen hohen Grad überwiegender Phantasie voraus, und man pflegt im täglichen Leben gewöhnlich schon den einen Phantasten zu nennen, der seine Einbildungen in die wirklichen Gegenstände hineinträgt, das heißt, sie im Geiste vergrößert, ausschmückt, in beliebige Verhältnisse stellt, und nach diesen Eingebildeten Vorstellungen handelt, — kurz ein Mensch von vorzüglich reizbarer Phantasie. So ist mancher Mensch, oft nur in Beziehung einiger ihn auf irgend eine Weise interessirender Gegenstände, Phantast (oder phantastisch), und der Dichter hat in seinem äußern Leben größtentheils eine Neigung dazu, es zu seyn. Aber Eins unterscheidet hauptsächlich den Dichter, als solchen, von den Träumenden, Phantasten und Geistesverrückten: nämlich die ideale Bedeutsamkeit, Klarheit, Einheit und Originalität seiner Bildungen, welche b) nicht aus dem bloßen Gesetze der Gedankenassociation zu erklären ist. Der in reicher Anschauung gebildete Geist ist es, welcher, ergriffen von der Idee, die er in sich gefunden, diese selbstthätig zum Principe oder Mittelpunkte seiner Bildungen macht, welchem sich das Einzelne leicht und organisch anschließt. Wie kommt es aber, daß man einige Kunstwerke, vorzüglich Dichtungen, dennoch phantastisch nennt? Im Allgemeinen heißt phantastisch überhaupt, was der Phantasie angehört, eine vorherrschende Phantasie beurkundet, einer Phantasiewelt angemessener

Digitized by Google

ist, als der Wirklichkeit, z. B. eine phantastische Kleidung, welche in die gewöhnliche Welt nicht passen will. Aber ist dieß der Sinn, wenn man von phantastischen Dichtungen, Erzählungen u. s. w. redet? Spielt nicht jede Poesie im Reiche der Phantasie, und ist vermittelst ihrer hervorgebracht? Allerdings. Allein die Phantasie sticht in Stoff und Behandlung mehr oder weniger hervor; daher hört man so oft von einem phantastischen Stoffe, oder einer phantastischen Behandlung reden, und nennt ein solches Product selbst vorzugsweise phantastisch. Das Antike z. B. ist weniger phantastisch als das Romantische; ja zum Begriffe des Romantischen gehört das Merkmal des Phantastischen wesentlich; Dante's, Aristo's und Tasso's Gedichte sind es im hohen Grade. Ferner die Poesien einer Nation (z. B. der spanischen) sind es mehr als die einer andern (z. B. der englischen), weil in einigen Nationen die Phantasie glühender und daher vorherrschend ist. Gewisse Dichtungsarten und Kunstwerke sind ihrem Wesen nach phantastisch, z. B. das Mährchen, die Arabeske. Ja es gibt Dichtungen und Tonstücke, welche man wegen des freien ungebundenen Ganges, den in ihnen die Phantasie nimmt, selbst Phantasien nennt (z. B. Jean Pauls Phantasie in der Neujahrsnacht); denn das umfassende Reich der Kunst gestattet jeder Kraft, die von dem poetischen Geiste ausgeht, ihre freie Aeußerung und ihr Gebiet, auch die Laune des Genius darf sich in ihr, aber nur als Laune des Genius, zeigen, welche selbst in dem freiesten und kühnsten Schwunge das Gesetz der Schwere und der Form ungezwungen und aus eigenem Triebe beobachtet. Ein solches Werk hat daher vorzüglich die Eigenschaft, daß es tief in die Individualität des musikalischen Künstlers blicken läßt. Ein sinnreicher Kritiker sagt daher von der musikalischen Phantasie: „wenn die Phantasie der eigentliche Culminationspunkt des aus sich schaffenden Genius ist, der hier sein eigenes Seelengemälde zeichnet, und die Form der Kunst zum bloßen Reflexionsspiegel seines Innern macht, aus dem die Fülle in Klarheit hervortritt: so muß dem Kunstfreunde ein solches Werk um so schätzbarer seyn, je reiner sich in ihm der Genius des Schöpfers selbst, und ohne fremde Beihülfe, ohne Zwang irgend einer aufgegebenen Form darstellen kann. Die Phantasie ist der Monolog des Künstlers, in dem er das Eigene, Selbstempfundene rein ausspricht, während er sich zu den gegebenen Formen, zum Oratorium, zur Oper u. s. w. nur dialogisirend verhalten, das heißt, nur das geben kann, wozu ihn die gegebenen Formen veranlassen. Wenn er begränzt durch aufgestellte Kunstformen, nur immer nach diesen zu sprechen, sich auf diese Art mit Fremdem zu vermischen, und Fremdes in seine Schöpfung aufzunehmen mehr oder minder genöthigt wird; so sind im Gegentheil in der freien Phantasie alle Fesseln zerbrochen und der Genius des Künstlers ist in sein Urrecht — älter als die Formen — wieder eingesetzt, als Schöpfer, als Herrscher im Reiche der Klänge. Benutzte jeder Künstler diesen Wink, oder richtiger, gewöhnte sich der Genius der meisten Künstler minder an die Formen und verstände sich auf seine eigene Geistesemancipation im Reiche der Freiheit: so würde jede Phantasie, vorausgesetzt, der Künstler sey wirklich der Selbstschaffenden und nicht der Nachahmenden Einer, eine wahre Selbstschilderung, und der hellste Blick in sein schaffendes Innere seyn, aus dem man sein Walten und Wirken beschauen, sich gleichsam in seine Gedankenwerkstätte schleichen könnte." — So wirkt nun die Phantasie mit ihrer zauberi-

schen Macht eben sowohl in dem regellosen Traume als in den kunstreichen Labyrinthen des Genius, sie schmückt und verschönert das Leben des Geistesgesunden durch Kunst und hohe Ideale, so wie sie es zu einer Quelle mannichfachen Elends für den Geisteskranken macht, indem sie überspannte Wünsche und unerreichbare Foderungen an das Leben erweckt. Sie erhebt in den Himmel, sie erniedrigt in den Abgrund des Lasters, wo sie der niedern Sinnlichkeit dient; sie ist die Brücke von der Erde zum Himmel, der farbige Regenbogen, auf welchem die Götter in das Leben der Menschen schreiten, und schön singt Arndt (in seinen Gedichten S. 86) von ihr:

Vom Himmel komm' ich,
Zur Erde flieg' ich,
Bringe der Erde die Sterne,
Dem Himmel die Blumen;
Bin die Gemeinschaft
Des hohen Olympus
Und des grünen Gefilds rc.

Es ist zu verwundern, daß wir die Phantasie nicht in die Reihe mythischer Personificationen der Griechen und Römer antreffen, denn der Phantasus ist nach Ovids Verwandlungen nur ein Sohn des Somnus oder des Schlafgottes, und zwar nur derjenige, welcher leblose Dinge zeigt oder darstellt. Wie weit diese Vorstellung von der aufgestellten Idee der Phantasie entfernt sey, wird Jeder leicht einsehen. T.

Phantasmagorie, die Kunst Scheinbilder, z. B. menschliche Gestalten, durch täuschende Mittel, z. B. Hohlspiegel, erscheinen zu lassen.

Phantasmen, Erscheinungen (aus dem Griechischen von phaino, ich erscheine), sind Bilder, welche der Seele ohne einen äußern Gegenstand, bloß durch die Imagination, so lebhaft vorgestellt werden, daß sie dieselben außer sich zu sehen glaubt. Die Seele erhält die Vorstellungen von der Außenwelt mittelst der Organe der äußern Sinne, als demjenigen Theile des Nervensystems, welcher der Außenwelt zugekehrt ist, um die Eindrücke der äußern Gegenstände aufzunehmen. Die Seele kann aber auch Vorstellungen erhalten, die zunächst von keinem äußern Gegenstande herrühren, indem sie entweder eigenmächtig schon gehabte Vorstellungen wieder zurückruft, und sie zu Bildern vereinigt, oder indem durch erregte Nententhätigkeit im Gehirne Thätigkeiten und Bewegungen entstehen, welche gewisse Vorstellungen und Bilder in der Seele erregen. Dieß ist die Imagination oder Einbildungskraft der Seele, das Vermögen der innern Bildung von Vorstellungen, daher Einbildung. So wie nämlich die Anschauungen von den äußern Sinnen abhängig sind, so ist die Imagination an gewisse Gesetze der innern Thätigkeit des Gehirns gebunden, und je nachdem diese (willkürlich von der Seele, oder unwillkürlich durch Erregung der Nerventhätigkeit) aufgeregt werden, entstehen innere Bilder ohne äußeres Object. Hiervon rührt auch die Reihefolge der Bilder her, indem nach gewissen Gesetzen eine Hirnthätigkeit die andere, und demnach ein Bild immer ein verwandtes hervorruft, welches die Gesetze der Ideenverbindung bestimmen. Bei gesundem Zustande des Körpers und regelmäßiger Thätigkeit des Geistes erlangen nun zwar die Bilder der Phantasie nie den Grad von Stärke und Deutlichkeit, daß die Seele sie mit

Anschauungen verwechseln könnte, sondern sie ist sich immer des Unterschiedes von denselben bewußt. Allein durch krankhaften Zustand des Körpers oder durch ungeregelte Thätigkeit des Geistes können auch im wachenden Zustande Bilder der Phantasie so lebhaft werden, daß sie die Stärke der Anschauungen erlangen, und einen wirklichen Gegenstand vorzustellen scheinen, so daß sie durch das Bewußtseyn schwer, oder, wenn dieses gestört ist, gar nicht von jenen unterschieden werden. Dieses sind alsdann die Phantasmen oder Erscheinungen. Sie sind theils willkürlich erregt, theils erfolgen sie unwillkürlich. Die Seele kann durch ungeregelte Thätigkeit, durch Hinwendung aller Kraft auf die Imagination, diese so sehr erhöhen, daß sie einen Gegenstand wirklich außer sich zu sehen glaubt, der doch nicht da ist. Auch Leidenschaften, Affecten, angestrengte Thätigkeit der Seele, können sie in einen solchen aufgeregten Zustand versetzen. So hat man Beispiele, daß nach einem sehr unruhvollen Tage ein exaltirter Mensch Abends nach dem Schlafengehn das Gesicht eines Menschen auf seinem Kopfkissen neben sich liegen sah, das zuweilen Aehnlichkeit mit einem Bekannten, zuweilen auch nicht hatte, das er mit vollem Bewußtseyn und deutlich sah, und welches nur allmählig immer blässer ward und endlich verschwand. Man hat die glaubwürdige Erzählung von einem alten Anatomen, welcher, nachdem er sich den ganzen Tag mit anhaltender Anstrengung bis in die Nacht mit dem Seciren eines todten Körpers beschäftigt hatte, eine wirkliche Gestalt auf seinem Stuhle sitzen sah. Personen, welche an einen abwesenden Freund und Geliebten mit großer Sehnsucht und Anstrengung ihrer Phantasie dachten, sahen diesen plötzlich in wirklicher Gestalt vor sich. Haller erzählt in seiner Physiologie, daß Cardanus im wachenden Zustande Alles gesehen habe, was er zu sehen wünschte, doch wären die Bilder vor seinen Augen auf- und niedergestiegen. Jemand, der unter den Ruinen eines alten Klosters herumging, und mit großem Eifer einmal eine Nonne zu sehen wünschte, sah auf einmal eine in vollem Ornate vor sich stehen (Reil über die Fieber). Durch öftere Gewohnheit entsteht bei manchen Personen eine Fertigkeit, solche Phantasmen willkürlich hervorzurufen, auch geräth die Phantasie zuweilen in eine so krankhaft erhöhte Stimmung, daß sie öfters, auch ohne willkürlich erregt zu seyn, erscheinen, so daß solche Personen geneigt worden, sie für wirklich bestehend, für Erscheinungen Abwesender, Gestorbener, für Geister, oder für wirkliche, schon geschehene oder noch zukünftige Begebenheiten, wenigstens für Anzeigen derselben zu halten. So glaubte Tasso in den letzten Jahren seines Lebens, daß eine Gestalt, die ihm öfters erschien, ein Geist sey. Einer seiner Freunde, der Ritter Manso, suchte ihn zu überreden, daß diese Erscheinung eine Täuschung seiner Phantasie sey; allein Tasso bat ihn, einer solchen Zusammenkunft beizuwohnen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Manso kam, und mitten in der Unterredung heftete Tasso auf einmal seinen Blick auf ein Fenster, blieb unbeweglich, und nannte den vermeinten Geist bei seinem Namen. Hier ist der freundschaftliche Geist, sagte er zu Manso, der sich mit mir unterhalten will; gieb Acht, und überzeuge dich, daß Alles Wahrheit sey, was ich gesagt habe. Manso sah und hörte nichts, Tasso aber sprach mit großem Ernste zu dem Geiste, legte ihm Fragen vor, und antwortete ihm. Endlich nahm der Geist Abschied und endigte dadurch die Unterredung (Reils Fieberlehre, 4r Band). Es können aber auch bloß von körperlichen Ursachen, ohne Exaltation des

Gemüths und der Phantasie, solche Phantasmen entstehen, wobei der Mensch seine völlige Besonnenheit und das Bewußtseyn hat, daß die Bilder ohne wirkliches Object sind. So erzählt Bonnet (analytische Versuche über die Seelenkräfte, Bremen 1770) von seinem Großvater, einem Manne von übrigens vollkommner Gesundheit, Aufrichtigkeit und guter Beurtheilungskraft, daß er mitten im Wachen, ohne den geringsten äußern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Manns- und Frauenspersonen, von Vögeln, Wagen, Gebäuden u. a. m. vor sich gesehen habe. Er habe diese Figuren sehr deutlich verschiedene Bewegungen machen, sich nähern, entfernen, größer und kleiner werden, verschwinden und wieder erscheinen sehen. Er habe aber recht gut gewußt, daß diese Gestalten keine äußere Gegenstände wären. Aehnliche Beobachtungen machte Nicolai an sich selbst. Er war schon etwas kränklich, durch mancherlei unangenehme Begegnisse mißmuthig gestimmt, und hatte noch dazu einen gewohnten Aderlaß und das Ansetzen von Blutigeln übergangen. Als ihn im Februar 1791 mehrere Vorfälle in unangenehme Gemüthsbewegung versetzt hatten, stand plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor ihm. Noch denselben Tag erschienen verschiedene andre wandelnde Gestalten. In den folgenden Tagen sah er die Gestalt des Verstorbenen nicht mehr; hingegen kamen viele andere bekannte und unbekannte, aber größtentheils unbekannte Personen zum Vorschein. Die bekannten waren meistens lebende, aber entfernt wohnende Personen. Diese Erscheinungen kamen ohne seinen Willen, und er war durch die größte Anstrengung nicht im Stande, das Bild dieser oder jener Person mit Willkür hervorzubringen. Sie erschienen bei Tage und Nacht, in fremden Häusern weniger, auf der offenen Straße selten. Zuweilen verschwanden sie durch das Verschließen der Augen, und waren in der nämlichen Gestalt da, wenn er die Augen wieder öffnete. Meistens waren es menschliche Gestalten beiderlei Geschlechts, die zuweilen Geschäfte mit einander zu haben schienen, meistens aber ohne Verkehr durch einander gingen. Sie erschienen in Lebensgröße, mit verschiedenen Färbungen der unbedeckten Theile, in Kleidern von allerlei Farben, die jedoch blässer als an wirklichen Objecten waren. Mit der Zeit kamen die Erscheinungen häufiger und öfter. Nach vier Wochen fingen sie auch an zu reden, theils unter sich, theils redeten sie den Kranken an. Am 20sten April wurden ihm Blutigel angelegt. Das Zimmer wimmelte von menschlichen Gestalten aller Art, die sich unter einander drängten. Dieß dauerte ununterbrochen fort bis gegen Abend, da die Gestalten anfingen, sich langsamer zu bewegen. Kurz darauf begannen ihre Farben allmälig blässer zu werden, ohne daß die bestimmte Figur der Gestalten wäre verändert worden. Späterhin waren sie alle ganz weiß und bewegten sich wenig; allmälig wurden auch die Umrisse der Gestalten unbestimmter, und sie zerflossen endlich gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine Zeit lang noch einzelne Stücke zu sehen, die nach und nach auch vergingen. Eine Täuschung des Gehörsinns begegnete auch Mendelssohn, da er im J. 1772 durch anhaltende Geistesanstrengungen in eine Nervenkrankheit verfiel, in welcher er das laute Reden nicht vertragen konnte. War ihm dieß am Tage doch vorgekommen, so fiel er am Abend in einen unvollkommenen kataleptischen Zustand, indem eine laute und kräftige Stimme ihm die einzelnen mit einem hohen Accent ausgesprochenen oder sonst laut geredeten Worte und Sylben, die er am Tage gehört hatte, so heftig wieder zurief, daß ihm davon die Ohren gellten.

Digitized by Google

Bei Kranken, deren Bewußtseyn gestört oder ganz unterdrückt ist, in Fiebern, oder in manchen Arten des Wahnsinns, kommen ebenfalls Phantasmen vor, welche alsdann Delirien, Fieberphantasien heißen, und wegen ihrer Lebhaftigkeit von den Kranken für wirklich gehalten werden. Vergl. d. Art. Irreseyn. H.

Phantastisch, s. Phantasie.

Phantasus, ein Sohn des Schlafs, der in Träumen nur leblose Dinge darstellte. S. Morpheus.

Phantom, eine Erscheinung, die unsere Einbildungskraft erzeugt, ein Trugbild. Vergl. Phantasmen.

Pharao, s. Aegypten. Sonst hatten die vier Kartenkönige sämmtlich biblische Königsnamen. Pharao (der trotzige Aegypter) wurde wegen seines unternehmenden Muths in Hazardspielen am liebsten besetzt, daher der Name des Pharaospiels. Vergl. den Art. Hazardspiele.

Pharisäer nannten sich die Glieder einer Secte oder theologischen Schule unter den Juden, die zur Zeit der Maccabäer entstanden zu seyn scheint, und neben den Gesetzbüchern Mosis noch eine Menge für mündliche Traditionen von Moses her ausgegebener Lehren und Satzungen mit den Glossen späterer Ausleger (nach dem Exil) als Erkenntnißquelle der jüdischen Religion betrachteten und mit nicht geringerer Pünktlichkeit als das Mosaische Gesetz selbst beobachten zu müssen glaubten. Von den Sadducäern unterschieden sie sich durch den Eifer für diese Traditionen und durch den Glauben an die Auferstehung der Todten. Der Kleinigkeitsgeist ihrer Religionsansicht und ihr Ehrgeiz machte sie zu Heuchlern, die bei einer schlaffen Moral das höchste Wesen durch äußere Werkheiligkeit und mönchische Büßungen zu gewinnen meinten, und sich durch das Ansehn vorzüglicher Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, das sie sich mit vielem Gepränge gaben, in der Gunst des Volks zu befestigen wußten. Sie zählten die bedeutendsten Gesetzlehrer (Schriftgelehrten) und Staatsmänner in Judäa zu ihren Gliedern, und da Personen aus allen Ständen, ja selbst Weiber, zu ihrer einem Ordensverbande ähnlichen Verbindung Zutritt erhielten, so gewannen sie durch ihre Verbindungen einen politischen Einfluß, der unter den Maccabäern und Hasmonäern mehrere Male über das Schicksal des jüdischen Staats entschied, und den Ueberrest von Macht, den die Römer dem hohen Rathe zu Jesu Zeiten ließen, in ihre Hände brachte. Der pharisäische Lehrbegriff hat in dem neuern Judenthume die Oberhand behauptet und den Talmud sanctionirt. Der Ausdruck Pharisäer wird aber nur noch bildlich von Scheinheiligen gebraucht, deren Charakter an die im neuen Testamente auftretenden Pharisäer erinnert. E.

Pharmaceutik, s. Apothekerkunst.

Pharmacie ist die Kenntniß der Arzneimittel, ihrer Bereitung und Mischung. Pharmacologie, Lehre von den Arzneimitteln und ihrer Zubereitung. Bei den Griechen hieß pharmakon sowohl Arznei, als Gift; ein Beweis, daß sie jedes Arzneimittel, zu stark oder falsch angewendet, für eben so schädlich als Gift hielten, oder daß ihre Mittel meistens aus derjenigen Classe waren, welche ihrer heftigen Wirkung wegen unter die Gifte gerechnet wurden. In der That waren die Mittel, welche sie eigentlich unter die Arzneimittel rechneten, meistens heftig wirkende, vor denen sie selbst eine gewisse Scheu hatten. So lange als möglich suchten sie mit diätetischen

Digitized by Google

Vorschriften und Mitteln auszulangen, nur chronischen und hartnäckigen Krankheiten setzten sie jene pharmaca entgegen. (Vergl. d. Art. Apothekerkunst) Die Pharmacie ist eigentlich nur ein Theil der Apothekerkunst, und beschäftigt sich bloß mit der Kenntniß der einfachen Naturproducte, in sofern sie durch besondere Bearbeitung zu Arzneimitteln geschickt gemacht werden sollen, und mit der Chemie nur in sofern, als verschiedene chemische Operationen zur Bearbeitung der Producte zu Arzneimitteln nöthig sind. — Pharmakopöe (welches eigentlich die Bereitung der Arzneien, Arzneibereitungskunst bedeutet) nennt man vorzüglich eine Vorschrift zur Zubereitung und Verfertigung der einfachen und zusammengesetzten Arzneimittel. Man hat deren zu allen Zeiten und in allen Ländern verschiedene gehabt, je nachdem der Stand der Cultur und Aufklärung in der Arzneikunst und denjenigen Wissenschaften war, aus denen die Pharmacie zusammengesetzt ist. Noch jetzt hat jedes einzelne Land, und in Deutschland beinahe jeder einzelne Theil desselben eine andere Pharmakopöe, ja in manchen kleinern Ländern ist die Medicinalverfassung noch so elend, daß nicht einmal eine Pharmakopöe gesetzlich bestimmt ist, nach welcher alle Apotheker des Landes arbeiten müssen. Hieraus entstehen bedeutende Nachtheile. Ein Apotheker arbeitet willkürlich nach dieser, ein Anderer nach einer andern Vorschrift. Der Eine hat eine alte, der Andere eine neue Pharmakopöe. Da nun viele zusammengesetzte oder künstlich zubereitete Mittel in den Apotheken vorräthig gehalten werden, die nach verschiedenen Pharmakopöen auch verschieden bearbeitet werden, so können die Aerzte niemals wissen, von welchem Gehalte und welcher Stärke die Mittel sind, die sie verordnen, und ein Recept, das in drei oder vier verschiedenen Apotheken verfertigt wird, kann auch eben so oft in seiner Wirkung verschieden ausfallen. H.

Pharsalus, jetzt Farsa, eine Stadt in Thessalien in Griechenland, berühmt durch die Schlacht, in welcher Cäsar den Pompejus überwand. (S. d. Art. Cäsar und Pompejus) — Pharsalia, s. Lucanus.

Pharus, Pharos (Leuchtthurm), ist ein an den Seeküsten oder bei einem Hafen aufgeführter hoher Thurm, auf dessen oberem und offenem Theile des Nachts ein Feuer unterhalten wird, oder eine große Laterne aufgehängt ist, worin ein starkes Licht von Fackeln oder dergleichen angezündet wird, damit die Schiffe in der Ferne ihren Lauf darnach richten können. (Vergl. die Art. Baake und Fanal.) Der Name rührt von der Insel Pharos vor Alexandrien her, welche den Hafen dieser Stadt deckte. Auf dem östlichen Vorgebirge dieser Insel ließ Ptolemäus Philadelphus (ungefähr 300 vor Chr. Geb.) durch den Cnidier Sostratus einen Leuchtthurm aus weißem Marmor aufbauen, welcher aus acht gewölbten Stockwerken bestand, und nahe an 600 Fuß hoch war. Auf dem Gipfel desselben wurde des Nachts ein Feuer unterhalten, dessen Schein man 300 Stadien weit wahrnehmen konnte. Auch war er selbst am Tage wegen der blendenden Weiße des Marmors weit sichtbar, und wurde wegen seiner großen Pracht zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt.

Phasen heißen die veränderlichen Gestalten, welche die Planeten von ihrer verschiedenen Beleuchtung durch die Sonne annehmen, so daß sie uns bald rund, bald oval, bald sichelförmig, bald wie ein

Digitized by Google

dunkler Fleck erscheinen. Ueber die **Mondphasen** sehe man den eignen Artikel.

Phelloplastik (von dem griechischen φελλος) hat Böttiger die Kunst genannt, aus geschnittenem Kork die Werke der Architektur in verkleinerten Nachbildungen darzustellen. Sie ist die Erfindung eines römischen Künstlers, der sie in den achtziger Jahren ersann und mit großer Meisterschaft zur Ausführung brachte. Die Arbeiten desselben kamen auch nach Deutschland (Gotha, Cassel, Leipzig, Darmstadt u. s. w.) und gaben Herrn **Mey** (s. d. Art.) Veranlassung, sich gleichfalls in dieser ungemein anmuthigen Kunst zu versuchen. Durch diesen geschickten Künstler wurde die Phelloplastik zu noch höherer Vollkommenheit gebracht und auch auf Werke der gothischen Baukunst ausgedehnt. Der große Werth dieser Kunst ist entschieden. Es ist durch sie die Möglichkeit gegeben, alle Baudenkmäler der Welt auf die treueste und schönste Art zur vielseitigsten Anschauung zu bringen. Sie dient mithin für das Studium der Historie, Archäologie und Geschichte der Kunst selbst; an den phelloplastischen Werken läßt sich alles auf diese Wissenschaften Bezügliche nachweisen, was mit Kupferstichen nur sehr unvollkommen erreicht wird. Von sehr großem Nutzen muß ferner die Phelloplastik für Kunstschüler werden, da man mittelst derselben architektonische Werke des classischen Alterthums zum Studium aufstellen kann und zugleich durch sie ein treffliches Mittel erhält, neue Gebäude — als Kirchen, Paläste, Brücken u. s. w. — vor ihrer Ausführung in ungleich schönern Modellen darzustellen, als in Holz, Thon, Stein, Pappe geschehen kann. Diese Kunstcharakteristik der Phelloplastik erwägend, muß jeder Kunstkenner und Liebhaber den lebhaftesten Wunsch fühlen, daß dieselbe von Seiten des Staats die gehörige Würdigung, Aufnahme und Aufmerksamkeit finden und immer mehr zu ihrer schönen Bestimmung befördert werden möchte.

Pherecydes, einer der ältern berühmtern Philosophen. Er war auf der cycladischen Insel Syros geboren, und lebte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. Pythagoras war sein Schüler. So unbestimmt und mangelhaft die vorhandenen Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann sind, so geht doch so viel daraus hervor, daß er ein ungemeines Ansehn behauptete, und für einen Propheten galt; ja wohl auch selbst, durch seine schwärmerische Einbildungskraft verleitet, sich dafür hielt und ausgab. Sein Tod wird auf sehr verschiedene Weise erzählt. Von seiner Schrift über die Natur und die Götter ist nichts mehr vorhanden, außer dem Wenigen, was einige alte Schriftsteller daraus anführen; aber vorzüglich merkwürdig wäre das, was Cicero anführt, wenn es wahr ist, daß Pherecydes **zuerst** in Griechenland die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Die noch übrigen Bruchstücke der Schriften dieses berühmten Philosophen findet man gesammelt und erläutert nebst einer Abhandlung über den Pherecydes selbst in einer im J. 789 erschienenen Schrift: Pherecydis Fragmenta etc. von Sturz. Auch wird bei den Alten ein Geschichtschreiber desselben Namens erwähnt, der ungefähr um dieselbe Zeit lebte, und über den in der angeführten Schrift ebenfalls Einiges gesagt wird.

Phidias aus Athen, der große Meister in der Plastik, der in Griechenlands glücklicher Zeit die hohen Ideale einer **Minerva** und eines **Jupiter** zu Olympia verkörperte. Phidias bildete, nach Böttiger, drei Pallasstatuen, welche sich alle zu Pausanias Zeit noch

auf der Burg der Minervenstadt befanden. Die eine colossale Bildsäule der Pallas goß er in Bronze aus dem Zehnten der marathonischen Beute für den Tempel der Polias (der Stadtbeschützerin), und sie war als schirmende Vorstreiterin gebildet. Auf ihrem Schilde hatte Mys nach Parrhasius Zeichnungen den Centaurenstreit in Relief gearbeitet. Neben der Statue stand die uralte Burgbewohnerin, die Nachteule. Von dieser Statue wird erzählt, daß die Seeleute, wenn sie um das Vorgebirge Sunnium herumschifften, noch ihren Helmbusch und die Spitze ihrer Lanze schauten. Die zweite berühmteste bildete er aus Elfenbein und Gold, sie wurde die Statue des Parthenon, oder Parthenos (die Jungfrau) genannt, welche mit der Basis ungefähr 39 pariser Fuß maß. Er nahm statt Marmor das glänzendere und zartere Elfenbein dazu, und legte der Statue ein aus Gold getriebenes oder gegossenes Gewand so kunstreich an, daß es auch an= und ausgezogen, ganz abgenommen, und dem jedesmaligen Tempelschatzmeister zugewogen werden konnte. Es wog 44 Talente. Unter Demetrius Poliorcetes wurde es geraubt. Die Augen waren von Marmor eingesetzt, und nach der damals noch herrschenden alten Sitte wahrscheinlich bemalt. Sie trug den Schuppenpanzer (die Aegis) umgürtet, den Speer in die Höhe, den Schild herabhaltend. Auf ihrer rechten Hand stand die zur Göttin gekehrte Victoria, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande 4 Cubites hoch. Die einzelnen Theile der Statue, so wie die Basis, waren noch durch Reliefs künstlich ausgearbeitet. (So z. B. hatte Phidias sich selbst und den Perikles auf dem Schilde angebracht.) Die ausführliche Beschreibung, aus welcher wir hier das Nöthigste entlehnt haben, lese man in Böttigers Andeutungen über die Archäologie, S. 86. u. ff. Die dritte kleinere, in Bronze gearbeitet, welche wegen ihrer zarten Proportionen vorzugsweise die schöne genannt wurde, wurde von den Lemniern gekauft, und auf die Burg von Athen geschenkt. — Der olympische Jupiter des Phidias stellte die ruhige Majestät des Himmelskönigs höchst vollendet dar, und wurde daher sonst zu den Wundern der alten Welt gerechnet. Jupiter war hier sitzend, auf einem Throne, den goldnen Olivenkranz auf dem Haupte, in vollkommen colossaler Größe vorgestellt; der Oberleib war nackt, die Hüften bedeckte ein weiter Mantel, der in reichen Falten bis auf die Füße herabfloß, die auf dem Fußschemmel des kunstreich verzierten Thrones ruhten. Die nackten Theile des Bildes waren von Elfenbein, die Bekleidung von getriebenem Golde mit einer Nachahmung von Stickerei durch Farben, wobei ihm Panänus geholfen haben soll. Auf der rechten vorwärts gekrümmten Hand stand die dem Gotte zugekehrte Siegesgöttin, die, auch aus Elfenbein und Gold, eine Binde emporhielt, womit sie den Oelkranz umwinden zu wollen schien. In der linken hielt der Gott das aus allen Metallen kunstreich zusammengelöthete vielfarbige Scepter, auf welchem der Adler ruhte. Der Ausdruck der Macht, Weisheit und Güte waren in seinem Haupte vereinigt, und er saß als der Gott, der den Vorsitz über die Hellanodiken führt, und den Siegern in den feierlichen Spielen zu Olympia den Siegerkranz und die Palme darreicht, thronend in ruhiger Würde da; das Ideal des griechischen Anthropomorphismus. Cicero erzählt (de Oratore, II.), wie der Künstler durch eine Stelle des Homer zur Entwerfung seines Ideals angeregt worden sey, und nach ihm Wieland (über die Ideale). Höchst imposant war der Anblick des Gottes, noch mehr wurde der Ausdruck

Digitized by Google

dadurch verstärkt, daß die Statue mit einem großen Teppich verhangen war, welcher erst dann weggezogen wurde, wenn der Gott sichtbar werden sollte. Pracht und Größe warfen staunend den Beschauer zu Boden. (Vergl. Völkels, Siebenkees und Tölke's Schriften über den Tempel des Jupiter zu Olympia.) Neuere haben dem Künstler wegen der vielen Verzierungen seiner Werke Ueberladung vorgeworfen, namentlich in Beziehung auf die Pallas- und Jupitersstatue. Glücklich und einsichtsvoll scheint ihn Böttiger dagegen zu vertheidigen, wenn er sagt: Phidias ging bei allen seinen colossalen Schöpfungen von dem Grundsatze aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, dennoch auch bei der sorgfältigern Beschauung in fortschreitender Annäherung (denn jedes Relief hatte verschiedene Dimensionen und Augenpunkte) durch das kunstreichste Detail interessiren, und zu immer neuer Bewunderung fortreißen müsse. So war der Künstler bis ins Kleinste groß, ja er setzte wetteifernd mit der Natur seinen Stolz darein, auch eine Cikade und Biene in Erz in höchster Vollkommenheit zu bilden, und jede seiner Statuen war eine Welt von Kunst. Daher setzt auch Böttiger des Phidias eigenthümlichsten Charakter darein, mit dem ausführlichsten Detail die imposanteste Erhabenheit des Colossalen zu paaren, und auf verschiedene Annäherungspunkte noch immer ein Relief oder eine Verzierung in Bereitschaft zu haben, — wie dieß vorzüglich beim olympischen Jupiter mit den mannichfaltigen Verzierungen durch Reliefs und Malerei (welche letztere ebenfalls Phidias Bruder Panänus besorgt hatte) der Fall war. — Auch der Statue der Nemesis zu Rhamnus, welche man fälschlich seinem Lieblinge Argoracritus zuschrieb, wird eine hohe Würde beigelegt. Er fertigte sie aus einem parischen Marmorblocke, welchen die Perser zum Denkmal ihrer Siege bestimmt hatten. Von Phidias an datirt man gewöhnlich den hohen oder erhabenen Styl. Die neuern Alterthumskenner behaupten, mit ihm habe die griechische Kunst culminirt. (S. d. Art. Bildner der Alten.) Aber Phidias war nicht allein Bildhauer, sondern auch Architekt. Perikles erhob Athen zur herrlichsten und kunstreichsten Stadt in Griechenland, während seiner 20jährigen Leitung erhielt Athen köstlichere Tempel, Säulengänge und Kunstwerke, als Rom in sieben Jahrhunderten, obgleich Weltherrscherin, sich verschaffen konnte. Alles regte sich wetteifernd die Lieblingsstadt der Pallas zu verschönern. Die ausgesuchtesten Stoffe und zu diesen die fertigsten Arbeiter waren in Menge vorhanden. Die Aufsicht und Anordnung bei diesen Werken erhielt Phidias, und die Bildwerke, welche dieselben (z. B. das Parthenon) verzierten, waren theils von ihm selbst, theils im Geiste und nach den Ideen des großen Meisters gearbeitet. So sehr Phidias von den kunstsinnigen Athenern, für deren Ruhm er gearbeitet hatte, unter Perikles verehrt wurde (er blühte um die 84ste Olympiade, ungefähr 444 J. vor Chr. Geb.), so sehr mußte er die Launen seiner Mitbürger erfahren, als seines Gönners Ansehn sank. Er starb im Kerker; über die nähere Ursache dieses Todes herrscht Dunkel.

Philadelphia, die Hauptstadt in Pensylvanien, die größte in den vereinigten Staaten, bis 1801 der Sitz des Congresses, liegt am Zusammenflusse des Delaware und Shuylkill, in einer sumpfigen Gegend. Man hält deßhalb und wegen der oft plötzlichen Abwechselung strenger Kälte und Hitze die Luft um Philadelphia für ungesund; und das gelbe Fieber brach hier schon mehrmals aus. Die

Digitized by Google

Stadt ist gerade und breit gebaut, hat 15,000 Häuser und über 120,000 Einwohner. Darunter 20,000 Deutsche und eben so viel Franzosen. Die Rhede ist vortrefflich, und daher der Handel sehr wichtig. Jährlich laufen über 1800 Schiffe aus und ein, und die Ausfuhr beträgt an Werth über 13 Millionen Dollars. Nur Neu-York und Boston übertreffen in der Tonnenzahl Philadelphia; und Baltimore kommt ihm am nächsten. Außer mehrern wichtigen Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, auch Schiffswerfte, in denen man dauerhafte Schiffe bauet, besitzt Philadelphia viele Schulen; die medicinische wurde im J. 1780 zu einer Universität erhoben; dann mehrere wohlthätige Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek von 100,000 Bänden, über 150 Buchdruckerpressen, einen bedeutenden Buchhandel, vier Wechselbänke, die 1791 errichtete Staatsbank, die pensylvanische Bank, 11 Assecuranz-Compagnien, ein Handelscollegium, die Münze des Freistaats und andere Anstalten mehr. Auch hat sich daselbst eine deutsche Gesellschaft gebildet. Philadelphia ist der Hauptsitz der Quäker, welche hier besondere Vorrechte erhalten und mehrere Anstalten der Menschenliebe gegründet haben, z. B. ein Hospital, ein Arbeitshaus, das mehr als 6000 Arme ernährt und beschäftigt. Auch sind die von ihnen eingerichteten Gefängnisse musterhaft. Die zur Abschaffung der Negersclaven vereinigte Gesellschaft setzt ihre Bemühungen unermüdet fort. (S. Penn und Pensylvanien.)

Philanthropinismus wird das pädagogische System genannt, welches Basedow und seine Freunde aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rousseau's in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts anzubauen und mit den schon von Amos Comenius empfohlenen didactischen Mitteln in Anwendung zu bringen suchten. Basedow fand den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung seiner Zeitgenossen in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend. Die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, der Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen waren die Dämonen, gegen die er, Wolke, Iselin, Campe, Trapp und Salzmann mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes und mit der Begeisterung und Zuversicht pädagogischer Reformatoren zu Felde zogen und dadurch eine neue Epoche in der Erziehungskunst begründeten, unter deren Einflusse ein großer Theil der jetzt lebenden Deutschen aufgewachsen ist. Die Grundsätze dieser Männer, die sich am liebsten Philanthropen (Menschenfreunde) nennen ließen, sind folgende. Die Natur muß trotz des Widerspruches der conventionellen Unsitte die Regel, und Philanthropie (Menschenliebe) die Tendenz aller Erziehung seyn. Darum laß die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte (classische Autoren, Religionslehren) zu verstehen, und leite seine Erziehung so, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wissens orientirten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. Um der Menschheit auf diesem Wege zu helfen, hatte Basedow (s. d. Art. Basedow) die Errichtung einer Pflanz- und Musterschule für Lehrer, welche sein Evangelium in allen Ländern verbreiten und nach seinen Grundsätzen Weltbürger

Digitized by Google

erziehen sollten, entworfen, und sie unter dem Titel **Philanthropin** als eine Werkstätte der Menschenfreundschaft angekündigt; die von empfänglichen Zeitgenossen dazu gesammelten Fonds reichten aber nur zur Stiftung eines Erziehungsinstituts hin, das 1774 unter dem wohlthätigen Schutze des Herzogs von Dessau zu Stande kam, und die Ehre erhielt, Philanthropin zu heißen. Nach dem Vorbilde dieser Musteranstalt, welche ihre Zöglinge körperlich stärkte aber geistig zerstreute, und sich wegen Mangels an Ausdauer ihres Stifters und wegen des schnellen Wechsels ihrer Directoren 1793 schon wieder auflös'te, entstanden mehrere Philanthropine (s. d. Art. **Institut**) von denen nur die Salzmannische Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal das 19te Jahrhundert erlebt und sich bis jetzt erhalten hat. Daß das Unternehmen der Philanthropen nicht größere Fortschritte machte, ist weniger dem heftigen Widerspruche der Humanisten, die sich als Angeklagte behandelt sahen (s. d. Art. **Human**), als den Schwächen der philanthropischen Grundsätze und Methoden selbst, so wie dem Mißverhältnisse, in welchem ihre pomphaften Ankündigungen mit ihren geringen Früchten standen, zuzuschreiben. Denn wie sehr auch das Zeitalter Friedrichs II., von dem die practische, ja fast nur ökonomisch-merkantilische Tendenz der Weltleute und die (unter dem Namen der **berlinischen** oder **nicolaischen**, bekannte) Verstandescultur und Aufklärung ausging, sich in dem Drange der Philanthropen nach Natürlichkeit, Nüchternheit und frohem Gebrauche des irdischen Lebens gefallen mochte; so wurden doch die erfahrnen Pädagogen und ernsthaften Freunde der Wissenschaft bald darüber einig, daß Philanthropinismus, welcher der Jugend Alles leicht und angenehm machen wollte, seichte Vielwisserei und zerstreuende Tändelei befördern und bei einiger Consequenz zur Gemeinheit im Denken und Handeln führen würde. Ausgezeichnete Gelehrte haben die Philanthropine auch in der That nicht herangezogen, im Studium des classischen Alterthums und besonders im Sprachunterrichte sind sie weit hinter den Schulen des alten Styls zurückgeblieben, und die Menge jetzt lebender Beamten, Geschäftsleute, Lehrer, Hausväter und Mütter, die aus der philanthropinistischen Familien- und Institutserziehung hervorgingen, würden bei schärferer Prüfung ihres geistigen und sittlichen Gehaltes wohl eher **gegen** als **für** den Philanthropinismus beweisen. Wenigstens fällt ihm ein guter Theil Schuld an der Naseweisheit, Polymathie und Gedankenscheu der Jugend, an dem heimlichen Egoismus unserer cosmopolitischen Wortführer und an dem irdischen irreligiösen Sinne unzähliger Individuen in den mittleren und höhern Ständen zur Last; Wirkungen, die bei der ausschließenden Richtung seiner Zöglinge auf das sinnlich Anschauliche, bei der Mannichfaltigkeit von Sachen, die man ihnen oberflächlich beizubringen wußte, bei der kalten Verständigkeit und Aufklärerei, mit der man die Religion behandelte, und bei mehreren seiner disciplinarischen Tändeleien nicht ausbleiben konnten. Allein ungeachtet dieser Verirrungen, die der Philanthropinismus durch die weit verbreiteten Schriften seiner Tonangeber (z. B. Basedow's Elementarwerk, Campe's Fragmente über Aufklärung und das Revisionswerk, Trapps Pädagogik, Salzmanns menschliches Elend und Himmel auf Erden und die Unzahl von Kinder- und Volksbüchern, in denen die ernsten Wissenschaften oft mehr verpöbelt und zum Kindischen herabgezogen, als populär gemacht wurden) und durch seine als Hofmeister und Schullehrer allenthalben reformirenden Apostel in den drei letzten

Digitized by Google

Decennien des 18ten Jahrhunderts, wo er in der Mode war, und außer den Gelehrtenschulen ziemlich frei schalten durfte, veranlaßt und genährt hat, ist ihm doch auch manches Rühmliche nachzusagen. Hieher gehört der Sonnenstrahl der Erbarmung und Hülfe, welchen er in die Nacht der Barbarei der Landschulen warf (vergl. die Art. Landschulen und Rochow), die Einführung besserer Lehr- und Lesebücher in dem Volksunterrichte und vor Allem seine rastlose Sorgfalt für das in hohem Grade vernachlässigte leibliche Wohl der Jugend, ferner das Verdienst durch Wiedererweckung der Gymnastik (welche Gutsmuths in Schnepfenthal und Vieth in Dessau betrieben) der Jugend das zweckmäßigste Mittel der Kraftübung verschafft und der Jahnschen Turnanstalt trefflich vorgearbeitet, die Kinderstuben durch seine durchdringenden Strafreden gegen tausend Mißbräuche der frühesten Erziehung aus Marterkammern in heitere Wohnsitze der Gesundheit, Freude und Liebe verwandelt, die Kleidung der Kinder gelüftet und natürlicher eingerichtet, den heimlichen Sünden der Jugend gewehrt, das weibliche Geschlecht von der Schnürbrust *), und die Köpfe der Kleinen und Großen von dem Perücken-, Zopf- und Pudertand befreiet zu haben. Ihm verdankt die jetzige Generation eine Körperkraft, Abhärtung, Gewandtheit und Munterkeit, die in den letzten Jahren manchen Jüngling und Mann aus der Studier- und Arbeitsstube in die Reihen der Helden führte, und tausend Vorurtheile, die das Leben verfinsterten, die Geschäfte erschwerten und die Geselligkeit in steife Formen einzwängten, sind durch ihn verschwunden. Daher wird die erkenntliche Nachwelt, wenn die übeln Folgen seiner Mißgriffe längst verschwunden seyn werden, doch immer noch eingestehen, daß er es gut mit der Menschheit gemeint, und ihr wichtige Dienste geleistet hat. E.

Philemon und Baucis, ein wegen seiner noch im hohen Alter treuen Liebe im griechischen Alterthume berühmt gewordenes Ehepaar. Die Mythe erzählt von ihnen Folgendes. Als einst Jupiter und Merkur in Menschengestalt Phrygien durchwanderten, wollte Niemand die Fremdlinge beherbergen; bloß jene schon betagten Ehegatten nahmen sie gastfreundlich auf, wuschen ihnen die Füße, setzten ihnen ein ländliches Mahl vor und beherbergten sie. Hierauf nahmen die reisenden Götter ihre Wirthe mit auf einen benachbarten Berg, und als dieselben hinter sich blickten, sahen sie ihr Dorf überschwemmt, ihre Hütte in einen prächtigen Tempel verwandelt. Auch erlaubte ihnen Jupiter, jede Bitte zu thun; allein die bescheidenen und zufriedenen Eheleute baten bloß um die Begünstigung, als Diener seines Tempels einst zu gleicher Zeit zu sterben. So wurden sie auch endlich, in einem hohen Alter, als sie einst vor des Tempels Thüre saßen — Philemon in eine Eiche, seine Gattin Baucis in eine Linde verwandelt. Sie bemerkten allmälig ihre Verwandlung und nahmen, so lange sie sich sehen und sprechen konnten, den zärtlichsten Abschied von einander. Lange standen sie noch als heilig gehaltene Bäume vor jenem Tempel.

Philidor (André Danican), geboren zu Dreux 1726, vor der Revolution Pensionär des Königs von Frankreich, und des italienischen Theaters zu Paris, ist als einer der größten Schachspieler und

*) Salzmann, Faust, Oest, Sömmerring in seiner durch eine Preisaufgabe der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal veranlaßten Schrift über die Schädlichkeit der Schnürbrüste.

Digitized by Google

zugleich als Compositeur berühmt. Als Capellknabe hatte er den Capellmeister Campra zum Lehrer, und ließ schon im elften Jahre seine erste Motette vor dem Hofe aufführen. Seine in der Musik gemachten Fortschritte, und noch mehr seine Geschicklichkeit im Schachspielen, bewogen ihn 1745 eine Reise nach Holland, England, auch durch einen Theil von Deutschland zu machen. In Berlin spielte er 1750 drei Spiele Schach zugleich gegen drei Meister mit verbundenen Augen, und gewann sie in kurzer Zeit. Seit seiner Zurückkunft nach Frankreich (1754) widmete er sich ganz der Musik; anfangs mit wenig Glücke. Nach und nach aber erhielten seine Operncompositionen größern Beifall, und einige derselben, z. B. der Hufschmid, der Soldat als Zauberer, Tom Jones rc., wurden auch auf deutschen Theatern mit Beifall gehört. Seine Arien arbeitete er in einer freien Manier, nicht nach dem gewöhnlichen italienischen Leisten. Reichthum an Einfällen und eine angenehme Melodie zeichnen seine Compositionen aus, dagegen man oft das Allzuspielende in seinen Gemälden tadelt. Als Schachspieler hat er einen entschiedenen Ruf; er reisete jährlich nach London auf Kosten des dortigen Schachclubs, dessen Mitglied er 30 Jahre lang war, und wählte es endlich zu seinem beständigen Aufenthalte. Er starb daselbst den 31sten August 1795. Bis an das Ende seines Lebens behielt er sein außerordentliches Gedächtniß. Noch zwei Monate vor seinem Tode spielte er mit verbundenen Augen zwei Partien Schach zugleich, und gewann sie beide.

Philipp, König von Macedonien, Vater Alexanders des Großen, lebte in der Mitte des 4ten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Er war in seinen jüngern Jahren als Geisel nach Theben gekommen, und hatte das Glück, in dem Hause des berühmten Epaminondas eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In einem Alter von 22 Jahren (361 vor Chr. Geb.) bestieg er den macedonischen Thron, den er in seiner Grundfeste erschüttert, und von zahlreichen Feinden umgeben fand. Seinem Genie gelang es bald, denselben zu befestigen, und zu einem noch nie erlangten Ansehn zu erheben, indem er sich von einem Theile seiner Feinde durch einige Aufopferungen, von dem andern durch Gewalt der Waffen befreite. Bald bekriegte er selbst ruhige Völkerschaften, und suchte, nachdem er in Thessalien und Thrazien bedeutende Fortschritte gemacht hatte, allmälig seine Herrschaft über ganz Griechenland auszubreiten. Hierzu gab es nie einen günstigeren Zeitpunkt als jetzt, wo die einzelnen griechischen Staaten, anstatt sich gegen einen so furchtbaren Nachbar zu vereinigen, unter einander uneins waren. Philipps List verstand es trefflich, diese Uneinigkeit zu vermehren. Als er daher von den Thebanern gegen die Phocenser, welche den Schatz des delphischen Tempels geplündert hatten, zu Hülfe gerufen wurde, säumte er nicht, diese schöne Gelegenheit zur Befriedigung seiner Herrschsucht zu ergreifen. Die Unterjochung der Phocenser war bald vollendet; aber bald öffnete das treulose Betragen Philipps gegen seine Bundesgenossen den Griechen die Augen. Mehrere Staaten vereinigten sich mit den Atheniensern, fest entschlossen sich den ehrgeizigen Absichten des macedonischen Königs zu widersetzen; andere hingegen erniedrigten sich zur schimpflichsten Schmeichelei gegen den schlauen Eroberer. Noch verzögerte eine tödtliche Wunde, die er bei der Rückkehr von seinem Zuge gegen die Scythen empfangen hatte, den Schlag, welcher die Freiheit Griechenlands vernichten sollte, bis endlich der große Sieg bei Chäronea (338 vor Chr. Geb.) das Schicksal derselben entschied. Philipp ver-

Digitized by Google

sammelte die Abgesandten der griechischen Staaten zu Corinth, und dictirte nach Willkür den Frieden, der ihnen die Freiheit raubte. Doch als er eben im Begriffe war, sich zum Oberbefehlshaber gegen die Perser erwählen zu lassen, wurde er in seinem 47sten Jahre vom Pausanias, einem jungen Macedonier, der von den Persern bestochen war, ermordet. — Dieser Fürst, der Schöpfer des unüberwindlichen macedonischen Phalanx, verband mit den größten Feldherrntalenten die Unerschrockenheit des tapfersten Soldaten in seinem Heere. Aber freilich waren Ehrgeiz und Herrschsucht die Grundzüge seines Charakters, die ihn oft zu den ungerechtesten Handlungen verleiteten.

Philipp II., König von Spanien, Sohn Kaiser Carls V. und Isabellens von Portugal, — der Kluge von spanischen Schriftstellern, der Dämon des Südens von seinen Zeitgenossen genannt, — war den 21sten Mai 1527 zu Valladolid geboren. Von Natur kalt, ernst und zurückhaltend, dabei scharfsinnig und regsam, ward er in Spanien von eifrigen Geistlichen sorgfältig, aber bigott erzogen. Sein Vater vermählte ihn im 16ten Jahre mit Maria, Tochter des Königs von Portugal, und überließ ihm, als er nach Deutschland ging, die Verwaltung Spaniens, indem er ihm den Herzog von Alba zum Rathgeber beiordnete. Im J. 1547 berief ihn Carl zu sich. Auf dieser Reise zeigte sich Philipp mit großer Würde, und machte auf die Personen, die ihm vorgestellt wurden, einen günstigen Eindruck. Er traf den Kaiser zu Brüssel. Die niederländischen Stände nahmen ihn mit außerordentlichen Freudensbezeugungen auf. Allein Philipp zeigte eine Härte des Gemüths und eine ausschließliche Anhänglichkeit an seine spanischen Umgebungen, wodurch er bei seinen niederländischen Unterthanen einen dauernden Widerwillen erregte. Sein Vater wünschte, ihm 1550 auf dem Reichstage zu Regensburg die kaiserliche Thronfolge zu verschaffen. Doch Philipps kaltes und stolzes Benehmen war den Deutschen so zuwider, daß schon sein Erscheinen als ein Hinderniß betrachtet, und er nach Spanien zurückgesandt wurde. Als Maria von England den Thron bestiegen hatte, suchte der staatskluge Carl, sie zur Gemahlin für seinen Sohn, welcher Witwer geworden war, zu erhalten, und Philipp, obgleich elf Jahre jünger als Maria, der es an allen persönlichen Reizen fehlte, willigte sogleich ein. Allein das Parlament traf solche Maßregeln, daß Philipp an der Ausübung der höchsten Gewalt in England keinen Antheil erhielt. Die Heirath wurde 1554 feierlich vollzogen. Um den Mangel einnehmender Sitten zu ersetzen, befliß sich Philipp einer außerordentlichen Freigebigkeit gegen den englischen Adel. Maria's Neigung für die Wiederherstellung der katholischen Religion entsprach völlig seiner störrigen und bigotten Gemüthsart; er hatte aber Einsicht genug zu begreifen, daß seine Gemahlin durch ihre übereilte Gewaltsamkeit sich und ihre Religion gleich verhaßt machen würde, daher empfahl er gemäßigtere und mildere Maßregeln, was ihm die Gunst des Volks zuwandte. Allein dennoch weigerte sich das Parlament, dem Kaiser gegen Frankreich Hülfe zu leisten und Philipp als Gemahl der Königin krönen zu lassen. Da er in England also wenig Vergnügen fand, und ihm die zudringliche Zärtlichkeit seiner Gemahlin lästig war, begab er sich nach Flandern, von woher er nur selten auf Maria's sehnsuchtsvolle Briefe antwortete. Im J. 1555 entsagte Carl V. der Regierung, und Philipp bestieg den ersten Thron in Europa. Geübte Truppen, berühmte Feldherren, geschickte Staatsmänner, 30 Millionen Ducaten

Digitized by Google

jährliche Einkünfte, reiche Colonieen und gewerbfleißige Provinzen hatten Spaniens Macht um das Doppelte erhöht. Philipp empfing in Gegenwart der Generalstaaten von seinem Vater auf das Feierlichste die Oberherrschaft der Niederlande. Wenige Wochen nachher übernahm er auch die Regierung von Spanien. Carl begab sich in ein spanisches Kloster, wo er, wie man sagt, noch durch die Vernachlässigung seines Sohnes bei der unregelmäßigen Auszahlung des mäßigen Jahrgeldes, welches er sich vorbehalten hatte, leiden mußte. Philipps erste Handlung als Souverain war die Abschließung eines Waffenstillstandes mit Frankreich 1556. Indessen wurden die Franzosen durch den Papst Paul IV. verleitet, diesen Waffenstillstand noch in demselben Jahre zu brechen. Da nun Paul erklärte, Philipp habe das Königreich Neapel, ein Lehn des heiligen Stuhls, verwirkt, so sah sich dieser genöthigt, seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, gegen das Oberhaupt der Kirche zu senden, welcher den Papst zu einem Waffenstillstand nöthigte. Philipp ging hierauf nach England, und bewog seine Gemahlin Maria durch die Drohung, nie wieder einen Fuß in ihr Königreich zu setzen, daß sie den Krieg gegen Frankreich erklärte. Ein bedeutendes Corps englischer Truppen stieß zu der Armee unter dem Herzoge Philibert von Savoyen und dem Grafen von Egmont, welche St. Quintin in der Picardie belagerte. Die Franzosen, welche unter Montmorency herbeieilten, wurden (10ten August 1557) gänzlich geschlagen. Philipp hatte während der Schlacht (Heldenmuth war ihm nicht eigen) gebetet. Nach der Schlacht kam er zur Armee. Er zeigte diesmal eine ungewöhnliche Freude, und äußerte sie durch die Erfüllung seines Gelübdes, zu Ehren des heiligen Laurentius (an dessen Tage die Schlacht geschehen war) eine Kirche, ein Kloster und einen Palast zu bauen. Das Escurial ist das jenem Siege errichtete Denkmal. Uebrigens wußte Philipp keinen großen Vortheil davon zu ziehen. Statt auf Paris loszugehn, begnügte er sich mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Chatelet. Ja, aus abergläubischer Furchtsamkeit schloß er mit dem Papste einen Frieden, der für Spanien demüthigender war, als für den Besiegten. Auf der andern Seite eroberten die Franzosen unter dem Herzoge von Guise Calais. Der Schmerz darüber beschleunigte Maria's Tod, 1558. Sogleich bewarb sich Philipp um die Hand ihrer Nachfolgerin Elisabeth, deren Beschützer er gewesen war, als ihr Leben durch die eifersüchtige Bigotterie ihrer Schwester gefährdet wurde. Sie war indessen mit Philipps Gemüthsart und der Abneigung der englischen Nation gegen ihn zu gut bekannt, um auf seine Anträge zu hören. Endlich machte 1559 der Friede von Chateau-Cambresis dem langen Kampfe der spanischen und französischen Monarchie unter solchen Bedingungen ein Ende, die im Ganzen für Spanien vortheilhaft waren. Ein Friedensartikel betraf die Vermählung Philipps mit der Prinzessin Elisabeth von Frankreich, welche früher seinem Sohne Don Carlos bestimmt war. Im Laufe dieses Jahres kehrte Philipp nach Spanien zurück, und ließ seine natürliche Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden. Seine Ankunft feierte die spanische Inquisition mit einem Auto da Fe, und sein ehrerbietiges Betragen bei der Verbrennung seiner Unterthanen wird von den Geschichtschreibern der Nation sehr gepriesen. Bald darauf nahmen die Unruhen in den Niederlanden ihren Anfang. Die Fortschritte der Reformation in jenen Ländern hatten schon Carl V. beunruhigt; verge-

Digitized by Google

hens hatte er sie durch Strenge beschränken wollen, und sich endlich veranlaßt gesehen, ein nachsichtigeres System anzunehmen. Allein Philipp, ohne Zuneigung gegen diesen Theil seiner Unterthanen, und eben so herrschsüchtig als abergläubisch, war entschlossen, mit Gewalt die Einheit des Glaubens und des Gehorsams in Kirche und Staat gegen allen Widerspruch und jedes Vorrecht der Provinzen zu behaupten. Daher stiftete er dort zur Unterdrückung der Ketzerei einen Gerichtshof der Inquisition, nach dem Muster des spanischen, und hielt zur Unterdrückung des Widerstandes ein Heer ausländischer Truppen. Die oberste Gewalt war nur dem Namen nach in die Hände der Herzogin von Parma gelegt, und wurde in der That von dem Cardinal Granvella, einem in politischer und religiöser Rücksicht gleich eigenwilligen Manne, ausgeübt. Nachdem Philipp die Beschwerden des höhern Adels über dessen Betragen lange unbeachtet gelassen, fand er es endlich doch rathsam, ihn zurückzurufen. Seine Nachfolger Viglius und Barlaimont waren nicht gemäßigter, und Philipp schlug es schlechterdings ab, die Strenge der Inquisition zu mildern, indem er behauptete: „es sey besser ohne Unterthanen, als Beherrscher von Ketzern zu seyn." Der Widerstand unter Leitung des Prinzen von Oranien und der Grafen von Egmont und Horn ward aber so heftig, daß er doch auf einige Zeit nachgab. Unterdessen machte er mit Catharina von Medicis und ihrem Sohne Carl IX. von Frankreich einen Plan zur völligen Ausrottung der Protestanten. Als dieser Entwurf gereift war, begann die Verfolgung mit einer so unerträglichen Strenge, daß sich (1565) Personen aller Stände, Katholiken sowohl als Protestanten, zur Aufhebung des Inquisitionsgerichts verbanden. Als der König auf ihre Bitten nicht achtete, entstanden Unruhen unter dem Volke, zu deren Unterdrückung militärische Gewalt herbeigerufen ward. Endlich (1567) erschien der blutdürstige Herzog von Alba (s. d. Art.) mit einem großen Heere alter Truppen um die Strafentwürfe des spanischen Hofes zu vollziehen. Sofort ward ein Blutrath errichtet, der die Grafen Egmont und Horn (1568) nebst einer Menge anderer Personen niedrigen Standes zum Tode verurtheilte. Wilhelm von Oranien (s. d. Art.) rettete sich durch die Flucht. Noch mehr erbitterte ein neues Steuersystem alle niederländische Provinzen. Philipp blieb bei allem Unglück, das seine Politik verursachte, kalt und unbiegsam. Ein tragischer Vorfall in seiner eigenen Familie vermehrte noch die Düsterheit seines Charakters. Don Carlos (s. d. Art.), sein ältester Sohn aus der ersten Ehe, machte sich des Hochverraths verdächtig, und starb 1568 im Gefängnisse. Zwei Monate nachher, am 24sten Juli, starb auch die schwangere Königin, die schöne tugendhafte Elisabeth. Zu gleicher Zeit hatten sich die Mauren in Granada empört, weil man ihre Kinder mit Gewalt zu Christen und Spaniern machen wollte. Als 1570 dieser Aufruhr gestillt war, und die übriggebliebenen Mauren aus Granada in die innern Provinzen des Reichs versetzt worden waren, vermählte sich Philipp zum vierten Male, und zwar mit der Erzherzogin Anna von Oesterreich. Im folgenden Jahre erkämpfte seine Flotte, nebst den Bundesgenossen, unter Don Juan von Oesterreich, Philipps natürlichem Bruder, einen großen Sieg über die Türken bei Lepanto. In den Niederlanden aber hatten die Grausamkeiten Alba's einen solchen Widerstand aufgeregt, daß jener Feldherr nichts mehr ausrichten konnte, und deßhalb zurückberufen ward. Sein Nachfolger Requesens starb. Nun er-

Digitized by Google

hielt Don Juan von Oesterreich die Regierung mit der Vollmacht, einige Bewilligungen, mit Ausschluß der Gewissensfreiheit, zuzugestehen. Allein die Angelegenheiten wurden immer verwickelter; die Stände verbündeten sich zu Utrecht den 23sten Januar 1579 gegen die spanische Herrschaft, und beschlossen, einen fremden Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Don Juan, der nur wenig ausrichten konnte, starb 1578. Ihm folgte der Prinz Alessandro Farnese von Parma. Dieser berühmte Feldherr war so glücklich, die belgischen Niederlande wieder unter spanische Hoheit zurückzubringen. Damals ward der Thron von Portugal durch den Tod des Königs Sebastian erledigt, und Philipp, der von mütterlicher Seite Ansprüche darauf machte, rüstete sich, sein Recht mit Gewalt zu verfolgen. Ob nun gleich der Herzog von Alba sich Philipps Unwillen zugezogen hatte, so war doch das Vertrauen des Königs zu seinen Fähigkeiten so groß, daß er ihm, ohne ihn zu begnadigen, und ohne ihn vor sich zu lassen, den Oberbefehl der gegen Portugal bestimmten Armee übertrug. Alba vertrieb hierauf den Don Antonio, der zum Könige ausgerufen war, und Philipp kam im April 1581 selbst in dieses Reich, wo ihm die Stände huldigten. Er blieb hier über ein Jahr, ohne großes Vergnügen über seine Erwerbung, da er, von seinen neuen Unterthanen mit zahllosen Bitten bestürmt, denselben nicht genügen konnte, und dennoch ihre Gunst zu gewinnen wünschte. Bald darauf befreite ihn die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien 1584 von einem geschwornen Feinde, und gab zu unanständigen Freudensbezeugungen am spanischen Hofe Veranlassung; allein Wilhelms Sohn, Moritz, war ein noch furchtbarerer Gegner. Unterdessen hatten schon längst Beschwerden zwischen dem spanischen und englischen Hofe obgewaltet. Jeder hatte in den Besitzungen des Andern Unruhen angefacht, und beide betrachteten sich als entschiedene Feinde. Als endlich Elisabeth durch die den vereinten Staaten der Niederlande bevorstehende Gefahr ihre Krone und die protestantische Religion bedrohet sah, ging sie mit ihnen ein offenes Bündniß ein. Zugleich sandte sie Sir Francis Drake mit einer Flotte aus, um die spanischen Besitzungen in Amerika anzugreifen. Dagegen rächte sich Philipp nicht nur durch Anzettelung eines Aufruhrs in Irland, mit welchem Lande er vom Papste belehnt war, sondern beschloß auch, England selbst zu erobern oder wenigstens Elisabeth zu entthronen und das Papstthum wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine mächtige Flotte aus, um eine Armee erfahrener Truppen, die sich mit einem Heere des Herzogs von Parma in den Niederlanden, 30,000 Mann stark, vereinigen sollten, überzuschiffen. Diese Armada, welche Philipp die unüberwindliche nannte, lief am 29sten Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus. Sie bestand aus 150 großen Kriegsschiffen, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, einem Großinquisitor, 150 Dominicanern und 3000 Kanonen besetzt waren. Die Holländer schlossen jedoch mit 14 Schiffen die Armee des Herzogs von Parma zu Nieuport ein, während die unüberwindliche Flotte unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia auf der Höhe von Dünkirchen in der Nacht vom 7ten auf den 8ten August von den Engländern mit Brandern angegriffen und zerstreuet, die getrennten Abtheilungen aber darauf in fünf einzelnen Gefechten geschlagen wurden. Schon wollte der Herzog nach Spanien zurückkehren, als ein schrecklicher Sturm seine Flotte theils zerstreute, theils vernichtete; ungefähr 60 Schiffe

Digitized by Google

und 6000 Menschen kamen nach Spanien zurück. Als er vor Philipp erschien, dankte ihm dieser, daß er an dem Vaterlande nicht verzweifelt sey. „Des Herrn Wille geschehe," setzte er kalt hinzu. „Ich hatte meine Flotte gesandt, England zu bekämpfen, aber nicht die Elemente." Für die spanische Monarchie war dieser Unfall ein Todesstoß. Dasselbe System, bürgerliche Unruhen bei seinen Nachbaren anzustiften, verbunden mit dem Eifer für die katholische Religion, verleitete Philipp, der berüchtigten Ligue gegen Heinrich IV. in Frankreich beizustehen. Er sandte dem Herzoge von Mayenne, dem Anführer der Ligue, ein Truppencorps zu Hülfe, und befahl dem Herzoge von Parma, nach Paris zu marschiren, wo Mayenne von Heinrich IV. eingeschlossen war. Vergebens stellte der Herzog von Parma dem Könige vor, daß dadurch seine Angelegenheiten in den Niederlanden leiden würden. Philipp bestand hartnäckig auf seinem Willen, indem er, wie man behauptet, die Absicht hatte, seine Lieblingstochter Clara Eugenia (deren Mutter Elisabeth war) auf Frankreichs Thron zu erheben. Zweimal zog der Herzog von Parma nach Frankreich, um Heinrichs IV. Thronbesteigung zu hindern. Er starb an den Folgen der Beschwerlichkeiten seiner Feldzüge. Selbst nach Heinrichs Uebertritt zur katholischen Kirche fuhr Philipp in seinen Feindseligkeiten fort, und wandte seinen Einfluß in Rom dazu an, die Lossprechung des Königs von Frankreich vom Banne zu verzögern. Dieses Verfahren hatte eine Kriegserklärung Heinrichs IV. zur Folge. Der Krieg ward mit wechselndem Glücke geführt. Zu gleicher Zeit dauerte auch der mit England fort, und außer mehreren Verlusten in den amerikanischen Colonien, erlitt Spanien einen harten Unfall durch die von Lord Howard und dem Grafen von Essex bewerkstelligte Einnahme von Cadix, und durch Zerstörung der in diesem Hafen befindlichen Schiffe. Unterdessen hatte in den Niederlanden Prinz Moritz von Oranien die Oberhand gewonnen und die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen erklärt. Philipp ernannte jetzt 1596 den Cardinal und Erzherzog Albrecht zum Statthalter in Belgien, mit der Absicht, ihm dieses Land als Brautschatz der Infantin Clara Eugenia zu übergeben, und dadurch den langen blutigen Zwist mit seinen Unterthanen beizulegen. Denn wiederholte Unfälle und Kränklichkeit hatten Philipps Muth gebeugt, und er dachte ernsthaft daran, die Ruhe in seinem Königreiche wieder herzustellen. Also ward im J. 1597 der Friede zu Vervins mit Frankreich geschlossen, durch welchen eine Anzahl genommener Städte diesem Reiche zurückgegeben wurden. Philipp lebte nur bis zum nächsten Jahre. Er starb langsam an einer unmerklich um sich greifenden Krankheit, denn Gicht, Wassersucht und ein auszehrendes Fieber marterten ihn zwei Jahre hindurch. Indessen behielt er bis zum letzten Augenblicke seine Besinnung und Thätigkeit. Er ließ sich von Madrid nach dem Escurial bringen; hier ward seine Krankheit doppelt schmerzhaft. Geschwüre an der Brust und an den Knien, Folgen früherer Ausschweifungen, marterten ihn Tag und Nacht. Aus ihrem giftigen Eiter entstanden Schaaren von Läusen, die man durch nichts tilgen konnte. So lag er länger als funfzig Tage auf dem Rücken, blieb aber unerschütterlich gelassen und starkmüthig. Bis zum letzten Augenblicke verrichtete er mit größter Pünktlichkeit die Gebräuche seiner Kirche, und ermahnte seinen Sohn Philipp und seine Tochter Isabella (Clara Eugenia) zum Eifer im katholischen Glauben. So starb er den 13ten

Digitized by Google

September 1598. Philipp war von mittler Größe und gut gewachsen; seine Stirn war breit, seine Augen blau, der Blick ernst und kalt und jede Miene unveränderlich. Durch stolze Pracht, Freigebigkeit, rastlose angestrengte Thätigkeit und rechtliche Führung des Regiments, so lange es nicht seinen Willen galt, machte er Eindruck auf die Gemüther; allein vor ihm floh die Freude, und das Element seines Daseyns war Schrecken. Und doch zitterte er, dessen durchdringender Blick alle Theile seines großen Reiches in Furcht setzte, vor seinem Großinquisitor! Sein grenzenloser Ehrgeiz, Starrsinn und finsterer Aberglaube machten seine Regierung zu einer Periode des Krieges und Hasses, und erschöpften die ungeheuren Hülfsquellen seines Reichs, ohne daß er eine seiner großen Absichten erreichte. Sein Geistesdespotismus bewirkte einen Stillstand und ein Erschlaffen aller geistigen Thätigkeit, das bald zu einem verderblichen Rückschreiten werden mußte. Und in der That schreibt sich der Verfall Spaniens von seiner Regierung her. Vergl. Watsons History of the reign of Philipp II. Lond. 1777. 2 Voll. 4. NP.

Philipp II. August, König von Frankreich, geboren 1165, bestieg den Thron nach seines Vaters Ludwigs VII. Tode 1180, und ergriff, ungeachtet er noch unter der Vormundschaft des Grafen von Flandern stand, die Zügel der Regierung mit vieler Kraft. Zuerst verbannte er die Possenreißer und Komödianten von seinem Hofe. Um aber die Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, die durch ihre Industrie und ihre Kunstgriffe im Besitze großer Reichthümer waren, zu beschönigen, wurden sie verschiedener Greuelthaten beschuldigt; man zog ihre Güter ein und erklärte ihre Foderungen für nichtig. Nachher aber fand es der König rathsam, sie zurückzurufen und ihrem Wucher Grenzen zu setzen. Die Räubereien der Großen unterdrückte Philipp durch zweckmäßige Verordnungen und Waffengewalt. Die Uneinigkeiten zwischen der Königin Mutter und dem Grafen von Flandern, (dessen Nichte Isabelle der König heirathete) und die Jugend Philipp Augusts ließen den König von England, Heinrich II., von einer Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs viele Vortheile hoffen; aber an Philipps Thätigkeit scheiterten diese Plane. Nach dem Tode der Gräfin von Flandern verband er die Grafschaft Vermandois mit dem Reiche, trotz des Widerspruchs des Grafen. Als der Papst wegen der Einnahme von Jerusalem durch Saladin im J. 1187 einen Kreuzzug anordnete, so nahmen die Könige von Frankreich und England das Kreuz. Allein ihr Streit brach aufs neue aus. Der päpstliche Legat bedrohte deßwegen den König von Frankreich mit dem Interdicte; doch Philipp gestand dem Papste das Recht nicht zu, sich in die Händel zwischen ihm und seinen Vasallen zu mischen. Er nöthigte hierauf den König von England zu einem Vergleich, und verband sich mit Heinrichs II. Nachfolger, Richard I., zu einem gemeinschaftlichen Zuge nach dem gelobten Lande. Philipp schiffte sich 1190 mit seinen Truppen in Genua ein, und traf mit Richard in Sicilien zusammen. Aber schon hier geriethen beide in neue Streitigkeiten, nach deren Beilegung Philipp zur Belagerung von Acre schritt (s. **Kreuzzüge**). Als Eifersucht die beiden Könige aufs neue entzweit hatte, kehrte Philipp 1191 nach Europa zurück, ließ jedoch zu Richards Unterstützung ein Truppencorps in Palästina. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich zum zweiten Male mit Ingelburga, der Schwester des Königs von Dänemark, gegen die er aber seit der Brautnacht einen solchen Widerwillen faßte, daß er sich

Digitized by Google

von ihr trennte. Unterdessen war Richard auf seiner Rückreise vom Herzog Leopold von Oesterreich gefangen genommen worden. Philipp benutzte dieses Ereigniß und trat mit Johann, Richards Bruder, in ein Bündniß, welcher dafür, daß er in seinen Usurpationsplanen von Seiten Frankreichs begünstigt wurde, sich dem Versuche Philipps, einen Theil der Normandie zu erobern, nicht widersetzte. Dieses Unternehmen war durchaus dem feierlichen Eide zuwider, den sich beide Könige geschworen hatten, während der Dauer des heiligen Krieges einander nicht zu beunruhigen. Philipp war eben mit Ausführung seines Plans beschäftigt, als Richard, befreit aus der Gefangenschaft, mit einem Heere in Frankreich erschien. Der Krieg wurde auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und bis zu Richards Tode 1199 fortgesetzt. Während desselben hatte sich die Königin Ingelburga in ein Kloster begeben, Philipp aber unter dem Vorwande einer entfernten Verwandtschaft eine Scheidung von seinen Bischöfen erlangt, und sich mit Agnes, der Tochter des Herzogs von Meranie, vermählt. Auf des Königs von Dänemark Beschwerden erklärte Papst Cölestin diese Ehe für nichtig, und da Philipp sich nicht fügen wollte, that ihn Cölestins Nachfolger, Innocenz III., in den Bann. Der König gab daher nach und erlaubte Ingelburga, als seine Gemahlin mit dem königlichen Titel auf einem fern gelegenen Schlosse zu leben. In den letztern Jahren seiner Regierung lebte er mit ihr in Eintracht. Philipp entzweite sich jetzt mit seinem frühern Bundesgenossen, dem Könige von England, Johann, und fiel in die Normandie ein. Zwar wurde der Streit beigelegt, indem man zwischen Philipps Sohn, Ludwig, und Johann's Nichte, Blanca von Castilien, eine Heirath vorschlug; bald aber zog sich Johann durch die Ermordung Arthurs von Bretagne, seines Neffen (1202), einen solchen Haß zu, daß Philipp ihn als seinen Vasallen vor die Pairskammer lud, und da jener nicht erschien, ihn aller seiner Länder in Frankreich für verlustig erklärte. Also gelang es ihm, bei Johanns Unthätigkeit, die ganze Normandie nach einer dreihundertjährigen Trennung mit seiner Krone wieder zu vereinigen. Auch unterwarf er Touraine, Anjou und Maine, so daß von allen Besitzungen in Frankreich den Engländern allein Guienne blieb. Hierauf nahm Philipp an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil, um bei der Schwäche seiner Vasallen sein Ansehn auszudehnen. Im J. 1213 rüstete er sich, um England zu erobern. Innocenz hatte nämlich bei seinen Streitigkeiten mit Johann wegen des Erzbisthums von Canterbury den englischen Thron für erledigt erklärt und Philipp die Besitznahme desselben angetragen; allein Johann versöhnte sich mit dem Papste, indem er sich demselben als seinem Lehnsherrn unterwarf; der Papst schickte daher an Philipp den Befehl, von seinen Absichten auf ein Königreich abzustehen, das dem heiligen Stuhl angehöre. Philipp achtete jedoch nicht darauf. Nun verband sich Johann 1214 mit dem Kaiser Otto IV. gegen Frankreich, und die englische Flotte erfocht den vollständigsten Sieg; sie nahm 300 Schiffe, versenkte 100 und nöthigte die Franzosen, deren mehr als 1000 zu verbrennen. Dagegen siegte Philipp zu Lande 1214 bei Bovines in Flandern über die weit überlegene verbündete Armee; dennoch schloß er einen Waffenstillstand. Als in der Zwischenzeit die Engländer selbst ihren König verließen und eine Partei den französischen Prinzen Ludwig herbeirief, mißbilligte Philipp zwar dem Anscheine nach dieses Anerbieten, unterstützte jedoch seinen Sohn insgeheim mit einem Heere und einer Flotte.

Digitized by Google

Dennoch mußte die Unternehmung aufgegeben werden. Nach Ablauf des Waffenstillstandes fingen die Feindseligkeiten mit England aufs neue an, wurden aber durch einen abermaligen Waffenstillstand beendigt. Bald darauf starb Philipp im J. 1223, nachdem er 43 Jahre regiert hatte, in einem 59jährigen Alter. Mit Recht wird er für einen der ausgezeichnetsten Fürsten unter den ersten Capetingern gehalten. Er war groß als Feldherr und Regent, vermehrte das Gebiet von Frankreich und erhob zuerst die königliche Gewalt, weßhalb er auch den Beinamen der Eroberer erhielt. Er vervollkommnete das Militärsystem, begünstigte die Wissenschaften, legte nützliche Gebäude, Landstraßen, Befestigungen an, und verwandte die großen Summen, die er durch Sparsamkeit erübrigte, zum Nutzen des Landes. Unter ihm bildeten die zwölf Pairs von Frankreich einen besondern Stand; auch kamen die Appellationen von den Gerichten der Vasallen an den König auf. In seinem Betragen war er gefällig und einnehmend, nicht ohne Billigkeit und Edelmuth, wiewohl nicht gar zu gewissenhaft in seiner Politik.

Philipp der Kühne, Philipp der Gütige, s. Burgunder.

Philipp V., Philipp VI. von Frankreich, s. Frankreich.

Philipp III., Philipp IV., Philipp V. von Spanien, s. Spanien.

Philipp Egalité, s. Orleans (L. J. Ph. Herzog von).

Philippi, eine der vornehmsten Städte Macedoniens, von Philipp wegen der daselbst befindlichen Goldbergwerke erbaut, jetzt ein Dorf, Feliba. Hier wurde die berühmte Schlacht geliefert, in welcher Antonius und Octavius die Republikaner unter Cassius und Brutus besiegten. Der Wahlplatz heißt jetzt la Cavalla; darüber stehen die Ruinen der Stadt. Paulus errichtete hier eine Christengemeinde, und schrieb an dieselbe den bekannten Brief an die Philipper.

Philippiken, orationes philippicae, die Reden des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien (s. Demosthenes). Nach ihnen nennt man noch jetzt eine heftige donnernde Rede eine Philippica.

Philippinen. Die philippinischen oder manilischen Inseln (von den Einwohnern die lussonischen genannt) liegen vom 5ten bis 19ten Grade nördlicher Breite und vom 135sten bis 145sten Grade östlicher Länge, von dem großen Oceane und vom chinesischen Meere umgeben. Der Flächeninhalt der größeren (Mindanao dazugerechnet) beträgt 6500 Quadratmeilen. Die Oberfläche derselben ist voller Gebirge, zwischen welche sich reiche und fruchtbare Thäler ausbreiten: unter den Bergen werfen 10 Feuer aus, worunter besonders der Mayon auf Luzon am meisten wüthet. Schrecklich war der Ausbruch eines Vulkans in der Provinz Camarines auf Luzon den 1sten Februar 1814, wodurch 5 volkreiche Städte gänzlich zerstört wurden und 1200 Menschen umkamen. Die Anzahl der zu dieser Gruppe gehörigen Inseln wird bald auf 1200, bald auf 1500 angegeben. Die größte derselben ist Luzon. Von den übrigen bemerken wir Mindanao und Paragoa (von welchen beiden die Spanier nur einen kleinen Theil besitzen); ferner Samar, Leyte, Mindoro, Buglaso, Panay und Zebu. Die größeren Inseln sind im Innern noch sehr unbekannt. An Seen und Flüssen fehlt es nicht, welche

Digitized by Google

dem Boden eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben. Die große Feuchtigkeit auf den Inseln mäßiget die Hitze und erzeugt eine fast beispiellose Fruchtbarkeit, aber sie wird auch Ursache häufiger Krankheiten. Ohne diesen Nachtheil des Klimas würden diese Inseln der reizendste Aufenthalt der Welt seyn. Reiß, Kakao, Kokos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüsse, treffliche Orangen, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas und eine große Menge anderer wohlschmeckenden Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine angenehme und hinlängliche Nahrung. Wild wachsen hier Hanfbäume, die trefflichste Baumwolle, Indigo, Färbehölzer, Sandelholz, Campeschenholzbäume, Cassienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Campherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eisenholz. Man hat eine Menge eßbarer Vögel, Rindvieh, Büffel, Schweine, Hirsche, Ziegen, Pferde, unzählige Arten von Affen. In den Wäldern erzeugen zahllose Schwärme von Bienen so viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg ist. Das Meer enthält einen großen Reichthum von Fischen und Schaalthieren; auch erzeugt es Ambra und Perlen. Ohne Zweifel sind die Gebirge reich an Metallen; denn man findet Gold in den Flüssen und Eisen zu Tage liegen, aber die Trägheit der Spanier vernachlässigt den Bergbau. Der König von Spanien, der sich die Inseln zugeeignet hat, läßt sie durch einen Statthalter regieren. In den ältesten Zeiten waren die Philippinen den Chinesen unterthan, die sie verließen. Vor 1521 besetzten die Malayen Mindanao und wohnten daselbst unter arabischen Fürsten, welche auch Sultane von Salangan hießen; diese errichteten auch zu Suluh eine besondere Herrschaft. Die Spanier entdeckten die Inseln im Jahre J. 1521 durch Magelhaens und landeten zuerst auf Zebu, wurden aber zurückgetrieben, landeten 1564 aufs neue, eroberten Zebu, Manilla (1575), Suluh, Mindanao und (1589) Masbate. In der Folge dehnten sie diese Eroberungen noch mehr aus, verloren sie aber auch zum Theil wieder. Im J. 1571 fingen sie an, auf der Südostseite der Insel Manilla oder Luçon die Stadt Manilla zu erbauen, welche mit den Vorstädten, unter denen die von 10.000 Chinesen bewohnte Vorstadt Pariana zu bemerken ist, 88,000 Einwohner zählt. Darunter sind 3000 Spanier, welche die Regierung und den besten Theil des Handels in Händen haben; die Handwerker und Künstler sind Chinesen; den Feldbau besorgen vornehmlich die Eingebornen. Außer dem Statthalter hat zu Manilla ein Erzbischof seinen Sitz, unter welchem die drei Bischöfe zu Neu-Segovia, Caceres und Jesusstadt stehen. Die Stadt ist schön, aber wegen der häufigen Erdbeben meist nur aus Holz erbauet, stark befestigt und hat einen guten Hafen. Von hier aus werden die Producte und Waaren Asiens nach dem spanischen Amerika gebracht. Jährlich segelt im Julius eine Galione von Manilla nach Acapulco in Mexiko, woselbst sie die Gewürze, Nesseltücher, gemalte Leinwand, Seidenzeuge und Goldarbeiten Asiens gegen europäische Waaren, amerikanische Cochenille und baares Geld verhandelt. Der größere Theil dieser Ladung gehört chinesischen, armenischen, holländischen, französischen und englischen Kaufleuten, die unter malayischer Flagge handeln, denn von fremden Nationen dürfen nur Malayen, Armenier und die Portugiesen aus Goa nach Manilla handeln. Jetzt handelt eine Gesellschaft von Kaufleuten auch unmittelbar von den Manillen nach Spanien. Die Zahl der Einwohner beträgt auf diesen Inseln ungefähr drei Millionen, wovon

Digitized by Google

1,700,000 den Spaniern gehorchen. Man findet hauptsächlich zwei sehr verschiedene Menschenracen. Die eine besteht aus malayischen, die andere aus negerartigen Stämmen. Die Neger von den Eingebornen Aetas, von den Spaniern Negritas del Monte genannt, bewohnen die innern unzugänglichen unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küsten von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie ein Volk mit den Papuas auf Neu-Guinea und mehreren Inseln des großen Oceans. Sie leben ohne gesellschaftliche Ordnung einzeln in den Schluchten der Gebirge, und vermeiden den Umgang mit den Malayen. Sie scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu seyn. Die malayischen Stämme fanden die Spanier bereits an den Küsten verbreitet, als sie die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Cultur erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die wie bei allen malayischen Stämmen eine Aehnlichkeit mit dem Lehnswesen der Europäer hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Die Spanier bemühten sich auf diesen Inseln das Christenthum einzuführen, und wirklich hat ein Theil der Bewohner die katholische Religion angenommen. Außer den negerartigen und malayischen Stämmen finden sich auch noch hier Spanier, Mestizen, Creolen und Chinesen. — Im J. 1762 eroberten die Engländer Manilla und nahmen die nach Acapulco bestimmte Galione; im Frieden aber kamen die Inseln an Spanien zurück. In den letztern Zeiten haben sich die Engländer auf Bonwut niedergelassen. In Spanien besteht seit 1785 eine eigene manilische Handelsgesellschaft.

Philipponen sind eine von den Roskolniken abstammende Secte der griechischen Kirche, deren Gemeinden sich in Neuostpreußen und Polen angesiedelt haben. (Vergl. d. Art. **Roskolniken**).

Philippsburg, eine kleine Stadt am Einflusse der Salza in den Rhein mit ungefähr 800 Einwohnern. Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges wurde sie befestigt. Im westphälischen Frieden kam sie an Frankreich, im nimweger und ryswiker Frieden aber wieder an Kaiser und Reich. Theils durch Kunst, theils durch den morastigen Boden umher war sie überaus fest. Die Stadt gehörte zwar dem Stifte Speier, die Festung aber dem Reiche, und demnach hatte das Besatzungsrecht der Kaiser. Im J. 1799 wurde es von den Franzosen bombardirt. Seit 1802 gehört es Baden und ist jetzt ein offener Ort, da die Franzosen die Festungswerke vor ihrem Abzuge zerstörten.

Philippsthal (Hessen-), eine von Philipp, dem jüngern Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. zu Cassel (s. **Cassel**) gestiftete Nebenlinie, welche noch in dem Aste von Hessen-Philippsthal und in dem Nebenaste von Hessen-Philippsthal zu Barchfeld fortblüht. Sie hat ihren Namen von dem schön gelegnen Schlosse **Philippsthal** bei Kreuzberg an der Werra. Der Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, General in königlich neapolitanischen Diensten, machte sich im J. 1806 durch die Vertheidigung der Festung Gaeta sehr berühmt.

Philister, oder **Philistäer**, ein Volksstamm, von welchem Palästina, vorher Canaan, den Namen erhielt, welcher in den südwestlichen Ebenen desselben an der Seeküste wohnte, und von ägyptischer Abkunft gewesen seyn soll. Sie waren stets im Kampfe mit den Israeliten und unterjochten sie nach Josua's Tode auf einige

Zeit. In der Studentensprache heißt Philister ein gemeiner Spießbürger, oder spießbürgerlich gesinnter Mensch.

Phillips (Sir Richard), ein berühmter englischer Buchhändler, der als einer der Chefs der sogenannten St. Helena-Faction, die ganz Europa durch Pamphlets und wahre und erdichtete Berichte von und über Napoleon in Bewegung erhält, betrachtet werden kann. Sein Monthly Magazine, welches er seit etwa 20 Jahren herausgibt, und welches zur Unterscheidung des 1814 vom Buchhändler Colburn unternommenen New (neuen) Monthly Magazine das Old (alte) M. M. genannt wird, dient zum Sammelplatz für alle Nachrichten dieser Art. Sein Gesuch, mit Napoleon durch Zusendung von Büchern in Verbindung treten und von ihm Manuscripte in Empfang nehmen zu dürfen, wurde ihm vom englischen Ministerium förmlich abgeschlagen. In seinen Geschäften, die früher sehr bedeutend waren, hat er sich jetzt auf das erwähnte Magazin beschränkt.

Philo, ein gelehrter jüdischer Schriftsteller, welcher im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt unter der Regierung des Kaisers Caligula blühte. Er war zu Alexandria geboren, erhielt daselbst Erziehung und Unterricht, und zeichnete sich bald durch seine Fortschritte in der Beredsamkeit, Philosophie und Kenntniß der heiligen Schriften aus. Mit den Schriften Plato's, dessen Philosophie damals in Alexandria im höchsten Ansehn stand, machte er sich auf das Innigste vertraut, und eignete sich seine Lehre und Sprache so vollkommen an, daß man allgemein zu sagen pflegte, Philo platonisire. Seit der Zeit der Ptolemäer hatten die Juden den Gebrauch der Allegorien von ihren ägyptischen Nachbarn entlehnt; damit waren Platonische und Pythagoräische Dogmen als verborgener und symbolischer Sinn ihres eigenen Gesetzes zu ihnen gekommen. So konnten sie, ohne den Schein zu haben, als verdankten sie heidnischen Philosophen etwas, einen willkürlichen Gebrauch von ihren Systemen machen. Diese Systeme wurden ebenfalls durch mancherlei orientalische Philosopheme, besonders in Rücksicht auf die göttliche Natur, verfälscht. Philo studirte diese in Alexandria wohl aufgenommene Philosophie mit Eifer und mischte, entweder weil er die jüdische Lehre nicht genau kannte, oder weil er den buchstäblichen Sinn des Mosaischen Gesetzes zu unschmackhaft fand, Platonische Dogmen in die heiligen Lehren, und schrieb sie Moses zu. Wahrscheinlich folgte er darin dem Beispiele der Essener und Therapeuten, von denen er stets mit großer Achtung spricht, wiewohl er ihre Lebensweise nicht annahm. Dabei vervollkommnete er sich in der Beredsamkeit und erwarb sich Kenntnisse der öffentlichen Angelegenheiten. Wie groß sein Ruf darin gewesen seyn müsse, läßt sich daraus erkennen, daß er von seinen Landsleuten im J. 42 an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, um die Juden gegen Apions und Anderer verleumderische Beschuldigungen zu vertheidigen. Caligula ließ die Gesandtschaft nicht vor sich, und Philo war sogar in nicht geringer Lebensgefahr. Er faßte daher eine von großer Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zeugende Apologie der Juden schriftlich ab, welche nach Caligula's Tode im Senate vorgelesen wurde. Ungewiß und unglaubwürdig sind die Angaben, daß Philo unter Claudius nochmals nach Rom gekommen, dort des Apostels Petrus Freund geworden und den christlichen Glauben angenommen, diesem aber gewisser Kränkungen wegen nachher wieder entsagt habe.

Digitized by Google

Die auf uns gekommenen Schriften Philo's sind mehrmals, zuletzt und am vollständigsten von Mangey, London 1742, 2 Foliobände, nach ihm von Pfeiffer, Erlangen 1785 u. ff., 5 Octavbände, herausgegeben worden. Sie beweisen, daß Philo ein Mann von großer Gelehrsamkeit, Tugend und vielem Geiste war, der die griechische Philosophie und Literatur genau kannte, und sind sehr wichtig für den, der den damaligen Zustand der Philosophie in Alexandrien kennen lernen will. — Außerdem kennen wir noch mehrere Schriftsteller gleiches Namens. Dahin gehört Philo aus Biblos, ein Grammatiker, der unter Nero bis Hadrian lebte, und Sanchoniathons phönicische Geschichte ins Griechische übersetzte, wovon wir noch einige Fragmente besitzen; ferner Philo von Byzanz, der im zweiten und dritten Jahrhunderte lebte, und als der Verfasser eines Werks über die Kriegsmaschinen, über die sieben Wunderwerke der Welt, u. s. w. genannt wird.

Philoctet, des Pöas und der Demonassa Sohn, berühmt als kundiger Bogenschütze. Er führte die Einwohner von Methone, Thaumacia, Meliböa und Olizon nach Troja. Bei einem Opfer auf der Insel Chrysa aber ward er von der tempelhütenden Schlange, welcher er sich nahte, in den Fuß gebissen. Zwar setzte er die Reise dennoch fort. Da aber die Wunde immer bösartiger und wegen ihres übeln Geruchs Allen unleidlich wurde, so brachte man ihn auf Ulysses Rath nach Lemnos zurück, wo er neun Jahre in hülfloser Einsamkeit zubrachte, mühselig sein Leben fristend. Aber nach der Weissagung des Helenus konnte Troja nicht erobert werden ohne die Pfeile des Hercules, welche dieser dem Philoctet für die Anzündung des Scheiterhaufens, auf dem er sich verbrannte, geschenkt hatte, daher sah man sich endlich genöthigt, zu ihm zurückzukehren. Ulysses und Neoptolemus übernahmen die Sendung, und der offenen Redlichkeit des Letztern gelang es, nach langer Weigerung den gekränkten Helden zur Rückkehr nach Troja zu bewegen, wo er ihm Genesung verhieß. Wirklich heilte Machaon seine Wunde; Paris aber ward von des Philoctets Pfeilen getödtet und bald darauf Troja erobert. Nachher finden wir ihn in Italien, wo er in einem Kampfe mit den Urbewohnern getödtet wurde. Die tragische Geschichte des Philoctet hat Sophocles in seinem nach dem Helden benannten und noch vorhandenen Trauerspiele dramatisch bearbeitet.

Philologie, I. Geschichtlicher Ursprung und Entwickelung derselben. Dieses griechische Wort, ähnlich der Benennung Philosophie gebildet, bedeutete ursprünglich das Streben nach Bildung oder Liebe derselben, und die allgemeine, ästhetische und philosophische Bildung selbst (φιλολογος daher, wer nach dieser Bildung strebt oder sie besitzt) insbesondere aber, in so fern sich dieses Streben auf Sprache und Literatur gründet, Sprachbildung und Studium der Literatur. Philolog hieß daher ein Literaturfreund, Literator, ein Mann von gelehrter Bildung. So wissen wir durch Sueton, daß Eratosthenes (270—190 vor Chr. Geb.) zuerst so genannt wird, der als Astronom und Geograph berühmt, und zugleich Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek war; nach ihm führen mehrere durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer diesen Namen. Weil nun die gelehrte Bildung in objectiver Hinsicht eine Literatur, in subjectiver eine Sprachkenntniß erfodert, so ist es begreiflich, warum erst nach Erschöpfung der geistigen Productionskraft in Griechenland, als Nachahmung und Betrachtung der Denk-

Digitized by Google

male dieses Geistes eintrat, die eigentliche Buch- und Schulgelehrsamkeit sich bildete, ferner warum diese vorzüglich von der Grammatik ausging, deren so wie der Lexicographie, Kritik und Hermeneutik Ursprung hier zu suchen ist (s. Alexandrinisches Zeitalter), und warum die Philologie später sogar auf jene beschränkt wurde. Früher wurde der Sinn und Geist des Alterthums, später nur der Buchstabe verehrt. Die Philologie der frühern Alexandriner, welche zuerst diesen Namen einführten, war eine Art Polymathie und Polyhistorie, und umfaßte Alterthumskunde im weitern Sinne, namentlich die Mythologie, ferner Grammatik, Hermeneutik, die grammatische und ästhetische Kritik, Rhetorik, Metrik und andere Wissenschaften. Sie waren die Mittelspersonen, durch welche uns namentlich die wichtigsten Denkmale der griechischen Literatur aufbehalten und zugänglich gemacht worden sind, indem sie den Bau und Wortvorrath der griechischen Sprache, die Echtheit einzelner Werke und Stellen der griechischen Literatur sorgfältig zu untersuchen begannen, größere Sammlungen und Auszüge griechischer Schriften veranstalteten, die mannichfaltigsten Kenntnisse, welche zum Verständnisse des Alterthums nothwendig waren, aufhäuften und mittheilten, und Manches, was uns heute ein unauflösliches Räthsel bleiben würde, durch Erläteurungen, Commentare und Compilationen aller Art über jene Schriften der Nachwelt aufklärten. Vorbereitungen zu dieser Philologie findet Creuzer (in seiner geistreichen und gelehrten Schrift über das akademische Studium des Alterthums u. s. w., Heidelberg 1807, 8.) schon in dem Zeitalter der Pisistratiden, deren Verdienste um die Sammlung der Homerischen Gedichte bekannt sind, in der Anlegung von Büchersammlungen seit Pisistratus, in dem Forschungsgeiste der Sophisten, und Aristoteles vielseitiger Gelehrsamkeit und literarischer Bildung; aber Alexandria nennt er mit Recht den ersten Mittelpunkt des gelehrten Lebens und Wirkens (seit 332 vor Chr. Geb.), den Sammelplatz der Literaturschätze, und den Vereinigungspunkt derer, die sie brauchten. Auch in Klein-Asien, wo sich Pergamus auszeichnete, dessen Könige (namentlich Attalus II., starb 158 vor Chr. Geb.) Liebhaber der Literatur und Gönner der Gelehrten waren, im eigentlichen Griechenlande, vorzüglich in Athen und Rhodus und in Großgriechenland, besonders zu Syrakus, bildeten sich Literatoren und Philologen in jenem engern Sinne. Scholiasten und Lexicographen finden sich unter den Griechen noch bis in das 15te Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, so wie sich nie im oströmischen Reiche das Ansehn der griechischen Literatur ganz verlor. Mit der gelehrten Bearbeitung der Sprache wurden die Römer durch den Griechen Krates von Mallus bekannt (169 vor Chr. Geb.). Das philologische oder grammatische Studium umfaßte nach Cicero's Erklärung auch die Behandlung der griechischen Dichter, Kenntniß der Geschichte, Worterklärung und die richtige Aussprache. Doch nicht bloß die griechische, sondern auch die römische Sprache und das römische Alterthum wurden durch M. Terentius Varro, einen berühmten Polyhistor und Polygraphen (116 bis 27 vor Chr. Geb.), M. Verrius Flaccus (unter August), Asinius Pollio und Andere ein Gegenstand gelehrter Untersuchungen, und die Grundsätze der griechischen Grammatik wurden auf die lateinische angewendet. Lucius Plotius lehrte lateinische Sprachlehre zu Cicero's Zeit. M. Fab. Quinctilian und Aul. Gellius waren im umfassendern Sinne Philologen. Die ansehnlichsten Bibliotheken wurden als Beute

Digitized by Google

nach Rom geführt. Die römische Literatur strebte der griechischen nach. Erklärer der römischen Schriftsteller (wie Asconius Pedianus über Cicero's Reden, Aelius Donatus über Terenz u. A.) traten dann (seit 50 nach Chr. Geb.) auf, von denen viele Vorlesungen über die römischen Clasiker hielten. Donatus (354 nach Chr.) und Priscianus (524 nach Chr.) wurden die Hauptlehrer der lateinischen Grammatik. Wie das Christenthum mit siegreicher Gewalt das Heidenthum verdrängte, so wurde auch das Studium des griechischen und römischen Alterthums und seiner Literatur vorzüglich durch den Fanatismus der frühern christlichen Lehrer unterdrückt, welche Alles, was mit dem Heidenthume in Verbindung stand, für verderblich und schädlich hielten, und dadurch zum Verfalle der Wissenschaften ungemein beitrugen. Hierzu kam das Eindringen der noch rohen Germanier in die Länder des römischen Reichs, durch welche viele literarische Institute und Denkmale, namentlich die von den Kaisern des römischen Reichs zur Erziehung und Bildung der höhern Stände gestifteten Schulen (in welchen die zu dem encyclopädischen Unterrichte seit den Alexandrinern gerechneten Kenntnisse gelehrt worden waren), zu Grunde gingen. Allein die Geistlichkeit bedurfte zur Vorbereitung für ihre Aemter nothwendig der gelehrten Bildung, namentlich der Kenntniß der alten Sprachen. Dieß brachte die Cultur der weltlichen Wissenschaften in die Hände der Geistlichkeit, welche dieselben auch bis zu einer bessern und günstigern Zeit aufbewahrte, und mit den Abteien, Stiftern und Klöstern Schulen verband, in denen die sogenannte Encyclopädie, die in den sieben freien Künsten (s. d. Art. Kunst) bestand, gelehrt wurde. Zu diesem Unterrichte bediente man sich hauptsächlich der Lehrbücher des Martianus Capella (461 nach Chr. Geb.), und des Cassiodorus (starb 563), die ebenfalls schon in den kaiserlichen Schulen im Gebrauche gewesen waren. Doch findet man erst im 6ten Jahrhunderte solche geistliche Schulen, in welche die Reste gelehrter Bildung sich flüchteten, zuerst in Frankreich, später in Irland, Schottland, England. Freilich wurde jener Unterricht zunächst auf die Zwecke der Theologie beschränkt. Die lateinische Sprache nahm daher auch, besonders da sie fast nur geschrieben wurde, ein neues Colorit an, in welchem der Mangel an classischer Bildung, so wie der Einfluß kirchlicher und religiöser Vorstellungen und das Aufstreben der neuern europäischen Sprachen sich zeigte. So erzeugte sich das Mönchslatein. Sehr vortheilhaft für die gelehrte Bildung wird die Stiftung des Benedictinerordens durch Benedict von Nursia (starb 544), in dessen Regel befohlen wird, in jedem Kloster dieses Ordens Unterricht zu ertheilen, Bücher abzuschreiben und Büchersammlungen anzulegen. Die Schulanstalten, welche Carl der Große und seine gelehrten Freunde stifteten, führten auf das Studium der lateinischen Sprache zurück. Aber erst seit dem 10ten Jahrhunderte wurde durch häufigeres Lesen und Abschreiben der alten Classiker Geschmack, gelehrte Bildung und eine reinere Latinität herbeigeführt. Hierin besteht besonders das Verdienst der Congregation von Clugny, und späterhin des Ordens der Cisterzienser und Carthäuser (seit dem 12ten Jahrhunderte). Die arabische Literatur und Sprache gewann seit dem 7ten Jahrhunderte viel Verbreitung und Ansehn. Durch die Araber wurde auch die Philologie erhalten und befördert, namentlich aber die griechische Literatur wieder aufgefrischt. Ihre eigene Sprache erhielt schon seit dem 7ten Jahrhunderte eine gelehrte Behandlung. Im 11ten und 12ten Jahrhunderte thaten sich

viele große Männer durch tieferes Studium der classischen Literatur hervor, namentlich in Italien (wo seit dem 12ten Jahrhunderte mehrere Universitäten gestiftet wurden), in Frankreich und England. Hieher gehört Lanfranc aus Pavia und dessen Schüler Anselm aus Aosta; der gelehrte Gerbert (Papst Sylvester II., starb 1003), Bischof Abbo von Fleury (starb 1004) und Bruno von Cöln (starb 1101). Die gelehrte Theologie führte zur Philosophie, diese auf Plato und Aristoteles zurück. Männer, wie Abälard (starb 1142), Bernhard von Clairvaux, Johann von Salisbury, Roger Bacon und Andere verstanden Griechisch, und schrieben ein besseres Latein. Aber sie hatten mit der unwissenden und intoleranten Geistlichkeit einen harten Kampf zu kämpfen, nach welchem (im 13ten Jahrhunderte) das Studium der römischen Classiker und die bessere Latinität wiederum fast ganz verschwanden. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte finden wir einige Anstalten, durch welche die hauptsächlich zum Behufe des Bekehrungsgeschäfts nothwendige Kenntniß der orientalischen Sprachen, namentlich der hebräischen und arabischen, unterstützt wurde; auch beförderte der Umgang der Christen mit den Mohammedanern im Orient und Occident während der Kreuzzüge diese Kenntniß; aber die gelehrte Behandlung dieser Sprache blieb noch weit zurück. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts aber erwachte wieder der Genius des classischen Alterthums zuerst in Italien, von wo aus ein gründlicheres Studium der classischen Sprachen und ihrer Literatur, und eine geschmackvollere Erklärung sich fast über alle Theile Europa's verbreitete. Italien wurde der erste Sammelplatz wahrer Philologen. Seine größten Nationalschriftsteller, Petrarca und Boccaccio, voll Enthusiasmus für die Werke des classischen Alterthums, wirkten kräftig zur Verbreitung der römischen und griechischen Literatur. Besonders war es Cicero und Virgil, welche des Erstern Aufmerksamkeit auf sich zogen; doch bewog er Boccaccio, von flüchtig gewordenen Griechen die Sprache des Homer und Plato zu lernen, was ihm selbst bei seinem Alter nicht mehr gelingen wollte. Boccaccio brachte es in seiner Vaterstadt Florenz dahin, daß Johann von Ravenna, ein Zögling Petrarca's, für die römische, und für die griechische Literatur zuerst Leontius Pilatus, darauf Manuel Chrysoloras (1397) als Lehrer angestellt wurden. Durch Letztern, so wie durch Argyropylus und immer mehrere ausgewanderte Griechen, die sich, als sie der Fall des oströmischen Reichs vertrieb, dem blühenden Italien zuwendeten, wurde in Schriften und mündlichen Vorträgen eine gründlichere griechische Sprachlehre in Umlauf gebracht und dadurch ein tieferes Verständniß der griechischen Literatur eröffnet. In allen größern Städten Italiens, selbst in denen, welche keine Universität hatten, eröffneten Lehrer der alten Literatur ihre Hörsäle. Ihr Enthusiasmus, sagt Eichhorn, theilte sich ihren Zuhörern mit, und durch diese wurde es (von 1400 — 1450) Ton der Republiken und fürstlichen Häuser in Italien, die classische Literatur in Schutz zu nehmen, und durch das Studium derselben einen reinen Geschmack wieder herzustellen. Ja dieses Studium wurde zur Nationalangelegenheit erhoben. Der lebhafteste Eifer für dieselbe herrschte im funfzehnten Jahrhunderte unter allen Ständen Italiens, und gründete überall philologische Vereine. Auch wurden seit Petrarca und Boccaccio, welche selbst Werke der griechischen und römischen Literatur sammelten und durch Abschriften verbreiteten, viele Privat- und öffentliche Bibliotheken angelegt, und die literarischen Klosterschätze gemeinnütziger ge-

Digitized by Google

macht. In Florenz stiftete Cosmus von Medicis (1429) die Platonische Akademie; sein Enkel Lorenz sammelte die reichsten Schätze der Literatur und Kunst und zog die größten Gelehrten in jene Musenstadt; eben so war Nicolaus V. für Rom thätig, in Mailand ein Visconti, in Verona ein della Scala, in Sicilien König Robert; in Venedig bildete Aldus Manutius einen für classische Literatur enthusiastisch wirksamen Kreis, und die eingeführte Buchdruckerkunst wirkte hier vorzüglich im Dienste der classischen Literatur. Schnell vervielfältigten sich jetzt die Werke der classischen Autoren; Sammlungen und Commentare erschienen, und die Philologie hatte durch jene Erfindung ihre eigentliche gelehrte Gestalt angenommen: denn das gemeinsame Zusammenwirken der Sprachkenner wurde durch sie erst möglich gemacht, oder wenigstens erleichtert, und die Musterwerke des Geistes, so wie die Untersuchungen über dieselben, waren dem Zufalle weniger ausgesetzt, als bei der mangelhaften schriftlichen Verbreitung. Die schönste Frucht dieser Cultur offenbarte sich aber darin, daß die Lectüre der Classiker des Alterthums und die Kenntniß der alten Sprachen nicht mehr allein dem Zwecke der Kirche und Theologie diente, sondern die Bildung des Geistes überhaupt zum Zwecke hatte. Glückliche Nachbildungen der Alten, und eine reinere römische Schreibart, worauf man vielleicht nur zu hohen Werth legte, bezeugen, wie sehr man diesen Zweck erreichte. Wir nennen noch als ausgezeichnete Philologen dieser Periode einen Leonardo Bruni (geboren 1370, starb 1444), Poggius Bracciolini (geboren 1380, starb 1459), Lorenzo Valla (1407—1457), Nic. Perottus, Franc. Philelphus, Pompon. Lätus, Marsilius Ficinus (geb. 1433, st. 1499) und Angelo Poliziano (1454—1492). Von Italien aus wurde das erwachte Studium der classischen Literatur zunächst nach Frankreich verbreitet. Wir finden im 15ten Jahrhunderte Griechen und Italiener als Lehrer der Philologie in Paris, und viele Uebersetzungen der römischen Classiker ins Französische. In England verbreitete sich eine gründlichere Philologie erst seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts durch einige in Italien gebildete Gelehrte. In Deutschland wurde dieselbe hauptsächlich von den Niederlanden aus verbreitet, und durch eine wohlthätige Reform des Schulunterrichts in Nieder-Deutschland vorbereitet. Die ersten Philologen des spät berühmten Deutschlands bildeten sich in Italien aus, z. B. Rud. Agricola (1442—1485), C. Celtes (1459—1508) und Joh. Reuchlin (1454—1521); der erstere ein Schüler des Thomas von Kempten, der zweite vorzüglich durch die Stiftung gelehrter Gesellschaften in Deutschland, der letztere durch die Wiedererweckung der hebräischen Philologie berühmt. Das im 16ten Jahrhunderte in dem civilisirten Europa überall verbreitete philologische Studium zeigte den günstigsten Einfluß nicht nur auf allgemeine Cultur, so wie auf Philosophie, sondern auch auf alle speciellen und positiven Wissenschaften. Ohne diesen Einfluß würde auch die kirchliche Reform, welche Luther und seine Freunde unternahmen nicht zu Stande gekommen seyn. Und eben dieser Einfluß war es wieder, welcher den Einfluß für Philologie und das Ansehn der classischen Literatur unterstützte und erhielt. Ja dieses Studium wurde die Grundlage der neuen europäischen Cultur. In diesem Jahrhunderte finden wir noch einen der ersten Humanisten (denn Humaniora wurden seit dem Mittelalter die Wissenschaften, die in das classische Alterthum einführen, und Humanisten ihre Priester, wenn auch nicht mit Recht, ausschließend genannt), der insbesondere auf Deutschland

Digitized by Google

den größten Einfluß äußerte, und das Studium der griechischen Literatur vorzüglich förderte, Desiderius Erasmus (1467—1536, s. d. Art.) in voller Thätigkeit. Seit Ende des 16ten Jahrhunderts aber, wo in Italien das Studium der alten Literatur wieder vermindert ward (in den neuern Zeiten wurde dort dieselbe fast ausschließlich in Beziehung auf Kunstgeschichte und Antiquitäten bearbeitet), war Holland die Schule der größten Philologen, die sich namentlich um die Etymologie der alten Sprachen, um die Grammatik, niedere Kritik und grammatische Erklärung großes Verdienst erwarben, und späterhin die Philologie vorzüglich auf das Studium der Jurisprudenz anwandten. Hier nennen wir den weltberühmten Hugo de Groot (Grotius) (1583—1645), der als Exeget Muster war, und die Philologie mit Theologie enger verband; ferner einen Justus Lipsius, Adr. Jonghe (Junius), Gruter, Dan. und Nic. Heinsius, die Gronove, Burmanne, einen Perizonius, Lamb. Bos, Siegebert Havercamp, Drakenborch, Oudendorp, Hemsterhuis, Wesseling, Lennep, Hoogeven, Valkenaer, Ruhnken, Wyttenbach und Andere. Auch die orientalische Philologie wurde hier emporgebracht, z. B. durch die berühmten Orientalisten Erpen (1584—1624), Leusden, Hadr. Reland, den in dieser Wissenschaft Epoche machenden Albert Schultens (1686—1750) u. A. Die Verdienste der Engländer um die classische Philologie besonders seit dem 17ten Jahrhunderte bezeugen die Namen eines Th. Creech, Barnes, Joh. Hudson, Baxter, Clarke, Thom. Gattacker, Thom. Gale, Joh. Taylor, Rich. Daves, Wakefield, Robert Wood, Zach. Pearce, Middleton, Potter, Heath, Warton, Musgrave, Thyrwhitt, Joh. Toup, des genialen Kritikers Rich. Bentley und Rich. Porson. Aber auch die orientalische Philologie, wie die Namen eines Selden, Lightfoot, Walton, Sam. Clarke, Pearson, Castell, Lowth, Kennicot, beweisen, und die empirische Sprachkunde überhaupt, namentlich das Studium der neuern Sprachen, wurde von den überall verbreiteten Engländern zu einem bisher unerreichten Gipfel erhoben, auf welchem es noch gegenwärtig steht, während das Studium der classischen Philologie etwas gesunken ist. In Frankreich fand die Philologie besonders vom Anfange des 16ten bis zum 17ten Jahrhunderte viele Gönner und Freunde; hier wurde sie bald auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, seltener selbstständig bearbeitet. Beispiele sind Wilh. Budé oder Budäus (1467—1540) und nach ihm Jac. Cujacius, Brissonius, später Dionys. Gothofredus (st. 1622) u. A. Zu den um die classische Philologie verdientesten Franzosen aber gehören ein Lambin, Muretus, die gelehrten Buchdrucker Rob. und Henr. Stephanus (Etienne), die großen Polyhistoren Jul. Cäs. Scaliger (della Scala eigentlich aus Verona), dessen Sohn, Joseph Justus Scaliger, welcher mit bewundernswürdiger Belesenheit und philologischer Kenntniß ausgezeichneten Scharfsinn verband, ferner Hadr. Turnebus (Tourneheuf), Claudius Salmasius (Claude de Saumaise), Isaac Casaubonus, Vigerius (Vigier), du Fresne, Faber (le Fevre), der Archäolog Montfaucon u. A. Auch wirkte das Studium der classischen Literatur bei den Franzosen sehr auf ihre Nationalliteratur, in welcher sie (z. B. in der Tragödie) die Alten nachzuahmen strebten, ohne ihren Nationalcharakter verleugnen zu können. In neuern Zeiten sind die philologischen Studien sehr vernachlässigt worden, und nur einige bedeutende Namen, wie Villoison, la Rochette, Boissonade anzuführen. Dagegen ist es eine mit der Eitelkeit dieser Nation zusammen-

Digitized by Google

hängende Erscheinung, wenn wir bei ihnen auch Gegner der alten Literatur (z. B. Perrault, Hardouin, de la Motte) auftreten sehen. Im 17ten Jahrhunderte fand die orientalische Philologie bei den Franzosen Freunde, Bochart, d'Herbelot, le Jay, la Croze, Houbigant u. A.; besonders aber die zu unserer Zeit berühmten Silvestre de Sacy und Louis Matthieu Langlès. Die Kenntniß neuerer Sprachen ist den Franzosen bei der großen Ausbreitung der ihrigen, und der damit begründeten Nationaleitelkeit weniger Bedürfniß gewesen. Spanier und Portugiesen haben nur wenige ausgezeichnete Philologen zu nennen. Um so größer dagegen ist die Zahl der Deutschen, die mit deutscher Gründlichkeit und Vielseitigkeit das Gebiet gelehrter Sprachkunde und Alterthumswissenschaft ausgemessen haben. Wir nennen aus dem 16ten Jahrhunderte nur noch einen Joach. Camerarius, den Verbreiter der griechischen Literatur, den Lexicographen Bas. Faber, und den gelehrten Forscher des Alterthums, Joh. Geor. Grävius (Gräve); aus dem 17ten Jahrhunderte, in welchem die Philologie weniger begünstigt wurde, den gelehrten Casp. Barth, Joh. Freinsheim, Weller, Chph. Cellar; aus dem 18ten einen Ludolph Küster, Franz Budäus, J. A. Fabricius, Lange, Frisch, Hederich, darauf seit der Mitte dieses Jahrhunderts Joh. Matth. Gesner, Urheber einer gründlichen und geschmackvollern philologischen Schule, mit welcher die Blüthe der selbstständigen Philologie unter den Deutschen beginnt, die durch die geistreichen Ansichten eines Winkelmann, Lessing und Herder über das Alterthum und dessen neu entdeckte Schätze in Italien zu einer Höhe getrieben wurde, die gegenwärtig ihren Gipfel erreicht zu haben scheint, ferner seine Nachfolger Ernesti, Reiske, Heusinger, Duker, Wesseling, Trendelenburg, Fischer, Reiz, Brunck, und die im neunzehnten Jahrhunderte größtentheils noch lebenden Philologen Heyne, Wolf, Beck, Schneider, Harles, Matthiä, Buttmann, Schütz, Schweighäuser, Hermann, Heindorf, Schäfer, Jac. Böckh, Creuzer, Schleiermacher, Becker, Voß und viele Andere. Die orientalische Philologie, namentlich die hebräische Literatur und Sprache, wurde im 16ten Jahrhunderte von Burtorf, im 17ten von Glaß, Pfeifer, im 18ten und 19ten von Danz, Cocceji, Michaelis, Dathe, Hezel, Schnurrer, Tychsen, Eichhorn, Paulus, v. Hammer, Vater, Gesenius und mehrern Andern gründlich bearbeitet. Der Einfluß dieser philologischen Cultur zeigt sich besonders deutlich in der Theologie; denn wir finden die größten Exegeten unter den Deutschen seit dem Zeitalter der Reformation. Melanchthon, Beza leuchteten vor. Ihnen folgten im 17ten Jahrhunderte Jablonski, Hermann von der Hardt, Reineccius, Simon; im 18ten Jahrh. Semler, Ernesti, Morus, Koppe, Ilgen, Griesbach, Matthäi, Storr, Nösselt, Knapp, Paulus, die Rosenmüller, de Wette u. s. w. Die Jurisprudenz wurde durch Philologie aus allen Quellen entwickelt und als gelehrte Wissenschaft ausgebildet, welchen Charakter sie noch jetzt bei den Deutschen trägt. Die Geschichtsforschung und Erdbeschreibung wurde durch sie auf die mannichfaltigste Weise befördert und erweitert, und kein Fach der Wissenschaften und Künste blieb ohne ihre Unterstützung, so wie man umgekehrt das Studium der classischen Literatur durch antiquarische und archäologische Kenntniß förderte (man denke an Heyne, Böttiger, Beckmann, Voß). Wir fügen diesem kurzen Abrisse der Geschichte der Philologie die geordnete Uebersicht des oben genannten trefflichen Creuzers bei, welche von dem Wiederaufleben der

Digitized by Google

classischen Literatur im 14ten und 15ten Jahrhunderte ausgeht. Zwar, sagt dieser, gab es keine Zeit, wo eine bestimmte Richtung Aller nach Einer Seite hin sichtbar wäre, jedoch lassen sich verschiedene Perioden unterscheiden, nach dem in jeder herrschenden Grundtriebe des philologischen Strebens. Und da zeigt sich zuerst der noch unbestimmte Trieb der Nachahmung. Die ideale Ganzheit und Schönheit des classischen Alterthums erschien dem geraden und natürlichen Sinne, und ward getreulich aufgefaßt von unbefangenen, edeln Gemüthern. Beides, die Erzeugnisse alter bildenden Kunst, wie die der Rede, verehrte man mit einer und derselben Andacht, wie denn überhaupt in der Gesinnung und Stimmung die Humanisten dieser Zeit von den bildenden Künstlern sich noch nicht so sehr trennten, als oftmals nachher geschah. Beide, gleich begeistert durch den Anblick jener großen Productionen, suchten das Gleiche hervorzubringen, und in allen Elementen des Lebens und Wissens regte sich der unbestimmte, unschuldige Trieb der Reproduction. Aber eben jene Bewußtlosigkeit der Nachahmung gestattete noch keine gesetzmäßige Unterscheidung mancher zufälligen Form, worunter das Antike erscheint, von dem Nothwendigen und Bleibenden seines Wesens. Diese Periode kann demnach die des Sinnes heißen. Exempel in dieser Rücksicht sind hier Poggius, Angelus Politianus und Marsilius Ficinus; Letzterer als Wiederhersteller alter Philosophie. Es folgt die Periode des Realismus, bei vorherrschendem Princip der Polyhistorie. Sie ward veranlaßt durch die gegründete Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfassender realer Gelehrtheit bei jedem Versuche, Werke des Alterthums gründlich herzustellen und zu erklären. Sie ward Verirrung, als der Stoff die Form zu überwältigen begann, als die Sorge des materialen Anhäufens die organische Einheit verdrängte, als es Triumph des Philologen ward, im reichen Vorrathe des Wissens zu schwelgen, als der dienende Geist sich selbstgefällig in dem Spiegel seiner Gelehrsamkeit beschaute. Repräsentanten für diese Periode und mehr oder weniger ihrer Verirrung hingegeben sind die Scaliger, Claude Saumaise, Gerh. und Johannes Vossius, Casp. Barth u. A. Was diese großen Polyhistoren gewirkt hatten, ward erst recht einleuchtend, aber auch erst recht brauchbar durch die kritischen Bemühungen der folgenden Periode, die wir die des Verstandes nennen können. Das jetzt herrschende Princip einer heilsam sondernden und sichtenden Kritik trat ins Mittel, und schied den ungeheuern, durch die Allbelesenheit jener Männer gewonnenen Stoff. (Daher auch die encyclopädistischen Bestrebungen in der Philologie.) Es prüfte schärfer den formalen Werth der Werke des Alterthums, unterschied genauer das Unechte von dem Echten. Eine tiefere Sprachkunde, und ein steterer Blick auf den Context gab größere Sicherheit in Kritik und Auslegung. Formelle Ordnung der materiellen Kenntniß, Feinheit der Wahl, Schärfe des Denkens, Richtigkeit des Geschmacks waren jetzt mehr noch, als die Masse des Wissens Foderungen an den Philologen. In dieser Richtung der Wissenschaft zeichnen sich aus der kühne und geniale Rich. Bentley, der gründliche und besonnene Tib. Hemsterhuis, und mit dem besten Erfolge gingen auf diesem Wege fort David Ruhnken, der die Schnelligkeit des Erfindens mit der Ruhe des Begründens glücklich vereinigte, der umfassende und productive Kritiker Ludw. Casp. Valkenär und unter den jetzt Lebenden mehrere Philologen auch unsers deutschen Vaterlandes (z. B. der um die tiefere Begründung der

griechischen Sprachlehre und Metrik so verdiente, scharfsinnige Philolog und Kritiker G. Hermann). Die fortdauernde Herrschaft des kritischen Princips zeigt allenthalben seine gedeihlichen Folgen, wiewohl nun wieder in dem Bestreben der Einzelnen manche Verschiedenheit der Richtung sichtbar wird, z. B. der in der Conjecturalkritik so rasche Sinn eines Reiske und Brunck einerseits (der in einigen Schulen in Frechheit ausartet) und die steifsinnige Anhänglichkeit ans Urkundliche in Joh. Fr. Fischer. Eine Periode der herrschenden Vernunft würde diejenige heißen können, in welcher der Realismus und Idealismus (oder vielmehr Materialismus und Formalismus) der Philologie, geläutert durch Kritik und verbunden mit hoher Würdigkeit und Gesinnung, als der bleibende Charakter aller ihrer Pflege erschiene. In unserer Zeit ist diese Periode durch Wolf, Schleiermacher, Voß und Creuzer selbst eingeleitet worden. Mit der hier mitgetheilten Uebersicht stimmt auch eine andere ziemlich überein, welche Ast in seinem Grundrisse der Philologie (Landshut 1808, 8.) mittheilt. Er unterscheidet nämlich in der neuern Behandlung der Philologie drei Perioden: 1) die der echten (lebendigen) Philologie, wo man das Alterthum in seinem gesammten Leben auffaßte und vorzüglich durch die Musterwerke der classischen Schriftsteller sich im Geiste des Alterthums zu bilden suchte. Sie umfaßt das 14te, 15te und 16te Jahrhundert; 2) die des materialistischen Studiums der alten Welt, vom Anfange des 17ten Jahrhunderts; 3) die des formellen Studiums, im 18ten Jahrhunderte. Aber dieser Schriftsteller ist ungerecht, wenn er die Fortschritte der Philologie am Ende des 18ten und im gegenwärtigen ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts durch den Namen des formellen Studiums zu charakterisiren gedenkt. Wir haben mit Absicht einen Abriß der Geschichte der Philologie vorausgeschickt, weil die Idee der Philologie sich ganz allmälig, und erst in unserm wissenschaftlichen Zeitalter zu einem umfassendern und bestimmtern Begriffe entwickelt und ausgebildet hat. — II. Genauerer Begriff der Philologie. Es ist bemerkt worden, daß die Sprache der Griechen und Römer zuerst eine gelehrte Ausbildung und Bearbeitung erhielt; damit hängt zusammen, daß bei ihnen zuerst von einer Literatur im eigentlichen Sinne, als einem organischen Ganzen von Schriften, in welchem sich die allseitige Bildung eines Volks auf wahrhaft menschliche Weise offenbart, die Rede seyn kann. Dieß ist der Grund, warum selbst späterhin, als auch die orientalischen und alle neuern Sprachen grammatische Behandlung empfangen hatten, und man, die Etymologie des Worts beachtend, die Sprachwissenschaften überhaupt, oder die Linguistik philologische Wissenschaften oder Philologie nannte, und daher ebenfalls von orientalischer Philologie sprach, dennoch das Studium und die Wissenschaft der griechischen und römischen Literatur vorzugsweise Philologie nannte, so wie das griechische und römische Alterthum im vorzüglichen Sinne das Alterthum. Man geht aber vielleicht zu weit und entfernt sich zu sehr von dem Ausdrucke, wenn man die Philologie geradezu als Alterthumswissenschaft bezeichnet, wie Wolf in seiner meisterhaften Darstellung der Alterthumswissenschaft (Museum der Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Fr. Aug. Wolf und Philipp Buttmann 1. B. 1. St. Berl. 1807) thut, welcher jedoch zugleich bemerkt, daß die Alterthumswissenschaft zu denjenigen Theilen unsers Wissens gehöre, welche in ihren reichen Materialien, verschiedenen Behandlungsarten, und wechselnden Namen, schwankende Grän-

gen und unbestimmten Umfang verrathen. Denn man verwechselt hierbei dasjenige, worin die Philologie wesentlich besteht, mit dem, was mit derselben in genauer Verbindung steht, oder als Hülfswissenschaft zum Verständnisse der alten Literatur und der Classiker dient. Die gelehrte Kenntniß der Sprachen und Literatur des classischen Alterthums ist ein Theil der Alterthumswissenschaft, aber auch zugleich der Schlüssel und das Organ derselben. Jene Sprachen nämlich sind selbst eine Art von Denkmälern, die aufs sorgfältigste durchforscht werden müssen, um an ihnen die organisch fortgehende Bildung eines von Natur wohlausgestatteten Volks wahrzunehmen. Die alte Literatur aber, als das in Schriften ausgesprochene Leben jener Völker, macht den geistigsten und interessantesten Theil des Alterthums aus, mithin auch die Philologie den wichtigsten Theil der Alterthumswissenschaft. Sie ist aber ein Schlüssel und Organ derselben, in sofern die gelehrte Kenntniß jener Sprachen, welche einen Haupttheil der Philologie ausmacht, in dieses Leben einführt, und auch die Werke der Kunst des Alterthums zum nähern Verständnisse bringt, so wie umgekehrt die Wissenschaft der Kunstdenkmäler des Alterthums, und die Kenntniß der Ueberreste alter Kunst (die Archäologie im eigentlichen Sinne) das Verständniß der classischen Literatur vielfach befördert. Es findet also unter den Theilen der Alterthumswissenschaft eine durchgehende Wechselwirkung Statt. Die Philologie (als gelehrte Kenntniß der Sprache und Literatur des Alterthums) umfaßt aber: 1) die Grammatik dieser Sprachen, in welcher, nach Wolfs idealischer Schilderung, zuerst, nach einer philosophischen Erklärung der allgemeinen Grundsätze der Sprache aus den Gesetzen des Denkens, die Theorie der griechischen und lateinischen Sprache nach dem von Zeit zu Zeit veränderten Sprachgebrauche abgehandelt wird. Diese Untersuchungen also sind von der einen Seite philosophischer, von der andern historischer Art. So wird aus der Grammatik eine Geschichte der Sprache und sie selbst eine sichere Grundlegung der Auslegungskunst und Kritik. 2) Hermeneutik (Auslegungskunst und Wissenschaft), die Kunst, die Gedanken eines Schriftstellers im Einzelnen und Ganzen mit nothwendiger Einsicht aufzufinden und darzulegen, wozu die Gesetze der grammatischen, rhetorischen und historischen Interpretation anleiten. Was aber nicht durch Anleitung gewonnen werden kann und nur aus dem Genie des Auslegungskünstlers hervorgeht, ist die Gewandtheit des Geistes, in die Eigenthümlichkeit der Sprache, Denkart, Redegattung und in die Individualität seines Autors einzudringen, und nicht nur mit ihm übereinstimmend zu denken, sondern auch beurtheilend über ihn zu denken, welches Wolf das Verstehen in höherer Bedeutung nennt. Dieß setzt aber 3) die philologische Kritik und Verbesserungskunst voraus, mit welcher eine mannichfaltige doctrinale Kritik (welche die Wahrheit des Geschriebenen zu beurtheilen hat) und bei Schriften, die auf Schönheit des Vortrages Anspruch machen, die rhetorische oder ästhetische (die den ästhetischen Werth bestimmt) zu verbinden ist. Die philologische Kritik erforscht das Alter, die Echtheit und Authentie der schriftlichen Werke, und beurtheilt ihre originale Richtigkeit, oder bald zufälligen, bald vorsetzlichen Verderbnisse. Da sie sich entweder auf handschriftliche Urkunden stützt, oder aus innern Bewegegründen etwas aufklärt, so entsteht daraus eine niedere oder beurkundende, und eine höhere oder divinatorische Kritik. Die aus beiden Gattungen zusammengesetzte Kritik leitet den Forschenden

Digitized by Google

oftmals zu einer Wahrheit, die nicht minder überzeugend ist, als deren andere Wissenschaften sich rühmen. 4) Grundsätze der prosaischen und metrischen Composition oder Theorie der Schreibart und der Metrik. Die Fertigkeit des Philologen, in den alten Sprachen, wenigstens in der lateinischen, zu schreiben, ist nicht bloß eine subsidiarische, sondern zugleich ein Mittel, wodurch hermeneutische und kritische Gewandtheit erlangt wird, und das uns mit der charakteristischen Denkweise der Alten am innigsten vertraut macht. Denn nur der Schreibende bemächtigt sich der fremden Sprache ganz; auch ist Wolf der Meinung, daß man nicht nur von Gegenständen, welche die Alten behandelt, sondern auch über neuere lateinisch schreiben könne. „Verstände," sagt er, „sich Jedermann darauf, mit seinem Gefühle das zu unterscheiden, was in einer Sprache allgemeine Analogie ist, und was Zeitgeschmack oder persönliche Eigenheit gewisser Schriftsteller war, so möchte es ihm wohl gelingen, auch über manche moderne Gegenstände für einen von unsern Sitten unterrichteten Römer mehr als deutlich zu schreiben, vielleicht gar aus den verschiedensten Schriften eines längern Zeitraums sich einen Vortrag zu bilden, der zugleich antik und von eigenthümlicher Neuheit wäre, wie es dem heutigen Bildner gelingen kann, die Ideale der antiken Kunst, nach ihren ursprünglichen Mustern, oft in derselben Steinart mit neuem Geiste darzustellen." Als Wissenschaft der alten Literatur gehört zu ihr die Geschichte und Literatur der Griechen und Römer, welche sich aus der Völkergeschichte herausheben muß. Diese betrifft sowohl die wissenschaftliche und poetische Cultur überhaupt, als insbesondere die Schriftsteller und ihre Werke, und zwar die vorhandene Literatur nach ihrem ganzen Umfange. Hierzu müssen noch mehrere Fragmente vieler verlornen Schriftsteller gesammelt werden. Doch sind durch die Auswahl der besten griechischen Schriftsteller, welche alexandrinische und pergamenische Philologen machten, vornehmlich auserkohrene Meisterwerke auf die Nachwelt gekommen. Den Vorrath der vollständigen und in Bruchstücken erhaltenen Schriften der Griechen und Römer, mit Ausschluß der nicht hieher gehörenden Kirchenväter, berechnet Wolf auf 1600, wovon die Gesammtzahl der lateinischen wenig über ein Viertel beträgt, und worunter viele Hauptschriften sind, welche der alten Cultur und nachher der unsrigen die bestimmtesten Richtungen gegeben haben. — Alle diese beschriebenen Wissenschaften und Kenntnisse nun bilden die Philologie, die mithin keine einzelne Wissenschaft und zwar im strengen Sinne des Worts, sondern ein Inbegriff mehrerer Wissenschaften und Kenntnisse ist, durch welche das classische Alterthum in seinen schriftlichen Geisteswerken lebendig aufgefaßt und erkannt werden soll. Da sich nun in diesen Werken der Geist des Alterthums am reinsten abspiegelt, so haben die neuern Bearbeiter dieser Wissenschaft und die, welche (wie Wolf, Ast, Creuzer) ihre Schilderung entworfen haben, die Philologie selbst überhaupt das Studium oder die Wissenschaft des classischen Alterthums, in seinem gesammten wissenschaftlichen und künstlerischen, öffentlichen und bürgerlichen Leben genannt. Hülfswissenschaften der Philologie werden aus obigem Grunde, nämlich wegen Wechselwirkung aller Theile der Alterthumswissenschaft, alle übrigen Theile der letztern seyn, mithin a) alte Erdkunde, welche Wolf in mythische Geographie (auch Uranographie) und historische Geographie nebst Chorographie und Topographie eintheilt; b) die allgemeine Geschichte der Völkerschaften des Alterthums selbst, nebst Chronologie

und historischer Kritik als deren Hülfsmitteln; c) die sich hier anschließenden griechischen und römischen Antiquitäten (s. d. Art.), oder Geschichte der einzelnen Zustände, Verfassung und Sitten der vornehmsten Völker Griechenlands und der Römer; d) Mythologie oder religiöse Sagenkunde der Griechen und Römer; e) Geschichte der Philosophie und der übrigen Wissenschaften bei Griechen und Römer; f) Geschichte der Kunst des Alterthums und der einzelnen Künste insbesondere, mit Einschluß der Poesie; g) Archäologie oder Wissenschaft der noch vorhandenen Kunstwerke und Denkmäler der Alten, wozu auch die Epigraphik oder Inschriftenkunde beider Völker und die Numismatik oder Münzkunde in Beziehung auf dieselben gehört; h) Geschichte der Alterthumswissenschaft; und endlich i) Aesthetik (insbesondere Poetik) und philosophische Kritik zur Würdigung der alten Schriftsteller. Allein nicht durch den Umfang der Wissenschaften, welche die Philologie unter sich enthält, sondern durch die Verbindung derselben zu einem nothwendigen und wahrhaft humanen Zwecke, und durch diesen Zweck selbst wird der Begriff der Philologie und deren Würde erst vollständig bestimmt. Der Zweck der Philologie geht aber in dem Zwecke der Alterthumswissenschaft überhaupt auf. Diese ist nach Wolf der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharaktern und Denkmalen so bekannt machen, daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen, und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des spätern und des heutigen zu genießen. Niedere und untergeordnete Zwecke sind daher, äußere Vortheile zu erlangen, oder durch alte Sprachkenntniß den Titel des Gelehrten zu erwerben, welches man oft durch die Phrase ausdrückt: „ein guter Grieche oder Lateiner werden," gewisse andere Wissenschaften in Beziehung auf Stoff und Form dadurch zu erweitern und zu verbessern, welchen Nutzen die Philologie insbesondere der Theologie und Jurisprudenz leistet. Ein höherer Zweck findet Statt, wenn das Studium der alten Sprachen und Schriften, welche als die schönsten Monumente des Geistes auch auf unsere Bildung einwirken, für sich selbst betrachtet wird. Uebungen des Denkens, sagt Wolf sehr schön, an Sprachen, die das Höchste und Tiefste, was im Menschen liegt, zusammenfassen, vornehmlich fremden Sprachen, eröffnen das Feld aller abstracten Untersuchungen, und reizen zum Nachdenken über die Intellectualität. Die zweckmäßige Behandlung der schriftlichen Werke des Alterthums wirkt als Vorbereitung zu kräftiger Ausbildung. Alle Seelenkräfte werden durch die Erklärung und Berichtigung der Werke des Alterthums beschäftigt und wissenschaftlich und künstlerisch angestrengt. Und welche Fülle wichtiger Lehren und Erfahrungen eröffnet nicht dieses Studium, indem es unter allen Theilen der Alterthumswissenschaft vorzugsweise die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit in einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung verschafft? Diese Kenntniß ist um so wichtiger, weil nur im alten Griechenlande sich findet, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Cha-

Digitized by Google

rakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheile Vieler, und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten allmälig einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen entwickelten, daß sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdrucke jener seltnen Eigenschaft zugleich die ersten bewundernswürdigsten Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben. Dieses also ist der **höchste Zweck** humanistischer Studien; die Beförderung letzterer durch bloß untergeordnete Zwecke dagegen, so wie vornehmlich das endlose Bestreben, in allem Geschichtlichen des Alterthums, so wie in den Sprachen, Einzelnes als Einzelnes zusammenzutragen, ohne sich fester allgemeiner Grundsätze zu bemächtigen, ohne von dem Geiste, der alles Einzelne zu einem harmonischen Ganzen bildet, nur eine Ahnung zu fassen, ist der gründlichen und profunden Bearbeitung derselben höchst nachtheilig. Letzteres bildet nur Buchstabengelehrsamkeit. Aber, sagt Ast in seinem trefflichen Grundrisse der Philologie, nicht um der todten Gelehrsamkeit und des mechanischen Wissens willen, noch wegen der Sprachkenntnisse studirt der Philolog die Werke der classischen Schriftsteller, sondern um eine wahre und lebendige Anschauung und Kenntniß des classischen Alterthums zu erlangen, welches uns in so Vielem Muster bleiben wird. Der Philolog soll nicht bloß Sprachmeister oder Antiquar seyn, sondern auch Philosoph und Aesthetiker; er soll ja den ihm gegebenen Buchstaben nicht bloß in seine Bestandtheile zerlegen können, sondern auch den Geist erforschen, welcher den Buchstaben bildete, um die höhere Bedeutung des Buchstaben zu ergründen, und die Form zu würdigen, in welcher der Buchstabe zur Offenbarung des Geistes sich dargestellt hat. Ohne dieses höhere wissenschaftliche Leben ist die Philologie entweder bloßer **Formalismus**, oder bloßer **Materialismus**; jenes als einseitiges Sprachstudium betrachtet, dieses als bloße antiquarische Gelehrsamkeit. Die Form vom Inhalte oder Stoffe getrennt ist ein leeres gehalt- und bedeutungsloses Wesen, der Stoff aber ohne Form ein regelloses, chaotisches Unding. Das bloße Sprachstudium, welches die Sprache nicht als Organ des Geistes erkennt und deutet, sondern sie in ihrer atomistischen Einzelnheit als ein nicht höher Beziehbares betrachtet und behandelt, ist daher eben so, wie die einseitige antiquarische Gelehrsamkeit, nichtig und gehaltlos. Erst beide in ihrer Verbindung zu einem Zwecke erzeugen ein Wesenhaftes, gleichwie nur die Harmonie des Stoffes und der Form ein Ding zu bilden fähig ist. Was ist aber das Letzte und Höchste, das den Stoff und die Form zur lebendigen Einheit verbindet, über beiden schwebend, beide beherrschend? Der Geist, das ewige Bildungsprincip des Lebens. Auf dieses letzte und höchste Princip der Wissenschaft, auf ihren Geist und ihre Idee muß also, wer die Wissenschaft nicht handwerksmäßig und bloß technisch, wie eine Profession, sondern wissenschaftlich treiben

Digitized by Google

will, die Fülle des Stoffes, als die materielle Seite der Wissenschaft, zugleich mit ihren mannichfaltigen Formen der Darstellung und Behandlung beziehen. Philologie, fügen wir mit Creuzer hinzu, verdient alsdann diesen Namen, wenn in ihr der Fleiß der Forschung, die Fülle des Wissens, die Schärfe und Consequenz des kritischen Urtheils nur dem Vorsatze dienen, das Bild einer göttlichen Menschheit in allen Beziehungen des Thuns und Denkens, im Leben, im wissenschaftlichen Streben, in Schrift und Rede nach allen Kräften wieder herzustellen und der Betrachtung aller Zeiten zur Belehrung, Stärkung und Aufrichtung vorzuhalten. So wichtig nun der Einfluß der wahren Philologie auf eine höhere Bildung ist, in sofern Sprache und Literatur des classischen Alterthums, so wie dieses selbst, nicht bloß historisch gefoßt, sondern zugleich, um mit Creuzer zu reden, als exemplarisch angesehen wird, indem die Schriften der Alten, in Form und Inhalt, in Gedanken und Vortrag Muster alles Denkens und aller Rede seyn können und eben deßwegen classisch heißen, so große Ansprüche daher auch die Philologie in dem Kreise der höhern Erziehung und des gelehrten Unterrichts auf höhern Schulen machen darf: so werden doch auch oft die Ansprüche der Philologie durch Pedantismus übertrieben, und die Ueberschätzung des Alterthums und seiner Werke zeigt uns einen befangenen Sinn und einseitig beschränkten Geschmack. Ja dieser Pedantismus ist unter den Philologen von Profession bis auf unsere Zeit so einheimisch gewesen, daß man den Titel eines Philologen und eines Pedanten ziemlich gleichbedeutend gebraucht hat. Ein Grund des letztern liegt freilich hauptsächlich in der geistlosen Absonderung der alten Sprachkenntniß von dem Kreise und Zwecke der Alterthumswissenschaft; ein anderer, aber nicht minder verbreiteter in dem falschen Begriffe von Classicität, in der beengten Richtung auf das Alterthümliche, und in der daher entspringenden Ueberschätzung desselben, verbunden mit Herabsetzung der modernen Bildung und Literatur. Viele verstehen unter dem Classischen nur die Correctheit und Klarheit des Styls, welche sie freilich in einer todten, d. h., nicht mehr fortschreitenden Sprache, deren Regeln sie nach den Schriftstellern selbst, die sie classisch nennen, geformt und von ihnen abstrahirt haben, leichter als in einer noch lebenden antreffen müssen. Auch sind uns die Alten nicht Muster in jeder Beziehung, die wir blind und unfrei nachahmen müßten; denn herrschte auch bei ihren Darstellungen die Tendenz zur äußern Schönheit, oder zur vollkommnen Gestaltung, so blüht doch jedem Lande und Volke seine eigenthümliche Schönheit. Wir werden daher unsere Bildung nur dadurch erhöhen und vollenden, wenn wir den Geist des Alterthums, nicht bloß den Buchstaben, mit Freiheit auffassen, und die classische Bildung als eine edle Form der Menschheit zu würdigen wissen. Eine solche erhöhte und vollendete Bildung zeigen diejenigen auch wirklich, welche durch das classische Alterthum, wie der bildende Künstler durch die Herrlichkeit der sichtbaren Natur, zu selbstthätigem Bilden und Hervorbringen angeregt werden; sie haben, um mit Creuzer zu reden, durch das Studium des Alterthums einen Ton empfangen, der durch das ganze Leben geht, da hingegen dem eigentlichen Gelehrten ohne diese Bildung immer etwas fehlt, was er, um seine Wissenschaft zu vollenden, empfindlich vermissen wird. Aber man geht zu weit, wenn man behaupten wollte, daß ohne philologische Studien überhaupt keine edle Bildung möglich wäre, welche Behauptung durch die Bildung edler Frauen eben sowohl, als durch

Digitized by Google

die philosophische, poetische und gesellige Bildung derer widerlegt wird, gegen welche der gewöhnliche Philolog, wo es auf Selbstthätigkeit, Geist und Leben ankommt, die ja das endliche Ziel aller Bildung sind, oft im großen Nachtheile steht. Nur der, sagt Wolf, verdient Tadel, welcher das Einzelne über seinen Werth erhebt, in Hinsicht auf Literatur, Kunst oder Geschichte. Auch die Ueberreste der alten Literatur sind nicht von gleichem Gehalte. Sie fodern und leiden eine zwiefache Ansicht und Behandlung: als Monumente und Zeugnisse vergangener Zustände, in welcher Rücksicht auch die unbedeutendsten Stücke einen geschichtlichen Werth haben, und als ästhetisch-schöne Werke; und es würde den Umfang des Studiums nachtheilig verengen, wenn man nur das Classische und Schöne ausheben wollte, welche Denkart mehr selbstsüchtig und vornehm, als wahr und liberal ist. Die intoleranteſten und engbrüstigsten der Philologen sind daher diejenigen, die sich aus der classischen Literatur einen Lieblingsautor aussuchen, auf dessen Behandlung sie sich beschränken, oder nach welchem sie alles Antike und Moderne messen (z. B. den Cicero, wegen seines eleganten Lateins, der oft geschwätzigen Weitschweifigkeit nicht zu gedenken; den Horaz, wegen der sogenannten Lebensphilosophie, oder um einige Weidsprüche desselben gelegentlich in Stammbücher zu schreiben). Daher auch Wolf richtig bemerkt: „der Gesichtspunkt von Seiten der Classicität einzelner Schriftsteller und Werke ihrer Gattung darf bei dem Alterthumskenner viel weniger vorwalten, als der rein historische, der die Erscheinungen in ihrer organischen Entwickelung aufnimmt, wodurch man allein sich vor Vergleichungen der ungelehrten Liebhaberei und andern schiefen Urtheilen sichert.“ Dem philologischen Pedantismus steht gegenwärtig die Oberflächlichkeit der sogenannten Schöngeister (was man sonst so nannte, bezeichnet unsere Ansicht sehr gut) entgegen, welche entweder durch Uebersetzungen, die nach Wolfs Ausdruck nur halbe Bekanntschaften machen, den Geist des Alterthums ergreifen zu können glauben, oder die neueste Literatur unbedingt und keck über die alte erheben, ferner die Ignoranz derer, welche als Gelehrte besonderer Facultätswissenschaften sich der philologischen Studien entschlagen zu können glauben. Wir erinnern aber an das, was früher über die Vortheile des Schreibens, Sprechens und Behandelns der classischen Sprachen gesagt worden ist, und fragen einen Jeden, ob nicht eben die gründlichsten Gelehrten aller Facultäten durch philologische Studien gebildet, und von dem Geiste des Alterthums ergriffen waren? Weil jedoch Viele aus den Alten nichts mehr zu lernen finden, so haben sie auch vergessen, wie viel sich aus ihnen (in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Methoden, der idealen Richtung, welche unser Geist aus dem Studium der Alten bei richtiger Leitung annehmen kann u. s. w.) noch lernen ließe. Indessen wird trotz ihrer Verachtung der philologischen Studien, so lange Männern von tiefer Einsicht und hoher Bildung die Leitung gelehrter Schulen und des akademischen Unterrichts unterworfen ist, und die gelehrte Cultur nicht in ihrer Wurzel erstickt werden soll, die Philologie stets den ersten Gegenstand der gelehrten Erziehung ausmachen.

Philomele, des Pandion Tochter, welche in eine Nachtigall verwandelt wurde. Nach der gemeinen Sage heirathete Procne, des attischen Königs Pandion Tochter, den thrazischen Fürsten Tereus. Als ihr Sohn Itys heranwuchs, reisete Tereus nach Athen. Procne bewog ihn, ihre Schwester Philomele mitzubringen. Auf dem Wege

Digitized by Google

entehrte er sie, und schnitt ihr, damit es geheim bliebe, die Zunge aus. Philomele aber that es der Schwester durch ein Gewebe kund; worauf beide aus Rache den Itys schlachteten, und dem Vater auftischten. Indem dieser, die Ueberbleibsel erkennend, sie verfolgte, riefen sie die Götter um Erbarmen an, und alle wurden verwandelt. Procne entfloh als Nachtigall in die Wälder über Itys wehklagend, Philomele als häusliche Schwalbe mit abgestoßnem Gezirp, wegen der verstümmelten Zunge, winselte Tereu; und Tereus rief noch als Wiedehopf ein suchendes Pu (oder Wo). Die Nachtigall ward mit beständiger, die Schwalbe mit halber Schlaflosigkeit gestraft. — Eine spätere Verwechselung machte die Philomele zur Nachtigall, und die Procne zur Schwalbe.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, geboren zu Megalopolis in Arkadien im J. 253 vor Chr. Geb. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erzog ihn mit Sorgfalt Cassander, ein edler Mantinäer. Zwei akademische Philosophen wurden seine Lehrer, und flößten ihm die hohen Grundsätze der Ehre und Vaterlandsliebe ein. Aber nicht die Stille der Studien, sondern die Thätigkeit des Lebens zog ihn an; kriegerischer Ruhm war seine Leidenschaft, und alle seine Jugendübungen waren schon dahin gerichtet. Kaum konnte er die Waffen tragen, als er sich muthig zu denen von seinen Landsleuten gesellte, welche Einfälle in das spartanische Gebiet machten. Er war dreißig Jahre alt, als Kleomenes, König von Sparta, Megalopolis bei Nacht überfiel. Philopömen, der vergeblich ihn wieder zu vertreiben gesucht hatte, deckte den Rückzug der Einwohner nach Messene mit der äußersten Lebensgefahr. Als Antigonus, König von Macedonien, den Achäern gegen Kleomenes zu Hülfe kam, stieß Philopömen mit der Reiterei seines Vaterlandes zu ihm, und that sich rühmlich hervor in der Schlacht von Sellasia, in welcher die Spartaner gänzlich geschlagen wurden. Antigonus trug ihm seine Dienste an; aber Philopömen trat nur auf einige Jahre als Freiwilliger in jene treffliche Kriegsschule, um an einem innern Kriege auf Creta Theil zu nehmen. Mit hohem Ruhme kehrte er zurück, und erhielt von den Achäern den Befehl über die Reiterei, welche unter seiner Führung durch ganz Griechenland furchtbar ward. In einer Schlacht mit den Aetoliern und Eleaten erlegte er mit eigener Hand den Anführer der eleatischen Reiterei, und gewann dadurch den Sieg. Dieß Alles war nur das Vorspiel der großen Erfolge, die er als Oberfeldherr des achäischen Bundes, wozu er (im J. 210 vor Chr. Geb.) in einem Alter von 44 Jahren ernannt wurde, erringen sollte. Nachdem er das Kriegswesen der Achäer umgeschaffen, führte er sie ins Feld gegen Machanidas, Tyrannen von Sparta, der mit einem furchtbaren Heere gegen Achaja aufgezogen war. Bei Mantinea trafen die Heere auf einander. Nach einem harten Kampfe tödtete Philopömen in persönlichem Gefechte den Machanidas und gewann einen vollständigen Sieg. Diese That verewigten die Achäer durch eine eherne Statue in dem delphischen Tempel. Als die Achäer dem Nabis, einem spätern Tyrannen von Sparta, den Krieg erklärt hatten, und dieser Gythium belagerte, wollte Philopömen ihn zur See angreifen, mußte aber seine Verwegenheit mit einer Niederlage bezahlen. Er rächte sich jedoch durch einen Ueberfall des feindlichen Lagers. Bald darauf marschirte er auf Lacedämon, stieß auf die Truppen des Nabis und brachte ihnen einen großen Verlust bei. Bald nachher wurde Nabis ermordet, Sparta von den Aetoliern ein-

Digitized by Google

genommen und geplündert. Die Einwohner hatten eben zu den Waffen gegriffen, als Philopömen mit einer geringen Macht dazu kam. Er benutzte den Vortheil des Augenblicks, die Lacedämonier zur Vereinigung mit dem achäischen Bunde zu bewegen. Dieses höchst glorreiche Ereigniß fand im J. 191 vor Chr. Geb. Statt. Das Volk wollte dem Wiederhersteller der Ruhe seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von 120 Talenten beweisen, welche aus dem Vermögen des Nabis gelös't worden waren; aber Philopömens Uneigennützigkeit schlug es aus. Die Eintracht mit Sparta war indeß von kurzer Dauer. Mißvergnügte reizten den Unwillen der Spartaner gegen die ehemals von den Tyrannen verbannten, unter dem Schutze der Achäer aber zurückgekehrten Bürger. Man behandelte sie feindlich, hob das Bündniß mit den Achäern auf, und bat die Römer um Beistand. Philopömen kündigte als Feldherr der Achäer Sparta den Krieg an. Der römische Consul Fulvius suchte umsonst den Frieden zu vermitteln; die von beiden Theilen nach Rom geschickten Gesandten kamen mit unbestimmten Antworten zurück. Philopömen ging indeß auf Sparta los, und foderte die Auslieferung der Unruhestifter. Wirklich begaben sich diese in Begleitung der vornehmsten Spartaner ins achäische Lager; aber als hier die Klagen untersucht werden sollten, kam es unvermuthet zwischen den Spartanern und Verbannten zu einem Handgemenge, an welchem auch bald die Achäer Theil nahmen. Dreiundsiebzig Lacedämonier wurden dabei zu Gefangenen gemacht, und von Philopömen nach einer kurzen, offenbar parteiischen Untersuchung hingerichtet. Dadurch geschreckt, übergaben die Spartaner die Stadt, welche Philopömen mit derselben Strenge behandelte, als wäre sie mit Sturm genommen worden. Er befahl ihre Mauern niederzureißen, ihre Miethvölker zu entlassen, die Vertriebenen wieder aufzunehmen, die von den Tyrannen in Freiheit gesetzten Sclaven zu verjagen, und statt der Gesetze Lykurgs die Gesetze Achaja's anzunehmen. Die Römer, an welche sich die Lacedämonier wandten, erklärten diese Bedingungen zwar für unbillig und grausam, fügten jedoch hinzu, daß sie kein Recht hätten, sie umzustoßen. Als aber bald nachher der römische Senat das mächtige Achaja demüthigen wollte, schickte er eine Gesandtschaft an die Achäer, um sie zur Milderung der Bedingungen zu bewegen; Philopömen bewirkte zwar die Zurückweisung des Gesuchs, dennoch wußte das mächtige Rom es endlich dahin zu bringen, daß die Versammlung Sparta als unabhängigen Staat wieder in den Bund aufnahm. Kaum war diese Angelegenheit geordnet, als Messene sich gegen den Bund empörte. Philopömen, obgleich von Alter und Krankheit gebeugt, marschirte gegen die Aufrührer, schlug sie anfangs zurück, sah sich aber bald mit solcher Ueberlegenheit angegriffen, daß er nicht länger widerstehen konnte. Von den Seinigen getrennt, und von seinem Pferde abgeworfen, fiel er, gefährlich am Kopfe verwundet, den Feinden in die Hände. Er wurde gebunden nach Messene gebracht, wo sein Anblick die meisten Einwohner, die unter ihm gefochten und denen er wohlgethan hatte, zu Thränen rührte. Diesen Eindruck zu vernichten, ließ ihn die Obrigkeit in einen unterirdischen Kerker bringen, und ihm am folgenden Morgen den Giftbecher reichen. Als er vernommen, daß seine Truppen sich gerettet hätten, leerte er ihn freudig mit den Worten: „Das ist mir genug, ich sterbe zufrieden!" — So starb einer der größten Helden und Feldherrn Griechenlands, den die Alten dem Hannibal und Scipio an die Seite setzten. Er lebte und starb

Digitized by Google

seinem Vaterlande. Seinen Tod rächte der neue achäische Feldherr Lycortas. Philopömens Asche wurde feierlich in seiner Vaterstadt Megalopolis bestattet. Die meisten Städte Griechenlands errichteten dem Helden Bildsäulen mit Inschriften, und Megalopolis brachte an seinem Grabe jährlich ein Opfer.

Philosophie. I. Begriff und Zweck derselben. So verschieden auch, am meisten unter den Philosophen selbst, der Begriff der Philosophie bestimmt zu werden pflegt, indem die Philosophie etwas ist, was durch das Philosophiren hervorgebracht werden soll, das Philosophiren aber in einem selbstthätigen Denken besteht, wodurch die Menschen so sehr von einander abweichen, daß sie in die entgegengesetztesten Ansichten und Meinungen aus einander gehen; so lassen sich doch alle vernünftigen Ansichten über die Philosophie dahin vereinigen, daß sie eine Wissenschaft ist, welche nicht nur die höchsten und wichtigsten Gegenstände hat (Gott, Welt, Mensch und deren wahres Verhältniß überhaupt), sondern auch die höchste für Menschen erreichbare Erkenntniß dieser Gegenstände bezweckt. In ersterer Hinsicht nannte sie schon Cicero eine Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen; viele Neuere nannten sie bald Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, bald Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, Andere Wissenschaft der Ideen, in sofern man glaubt, durch diese das Wesen der Dinge zu erkennen, und weil sich alle Ideen in der Idee des Absoluten schließen und von ihr auslaufen, die Wissenschaft des Absoluten (wie in der Schellingischen Schule). In letzterer Hinsicht, bei welcher man mehr auf die Thätigkeit, durch welche diese erhabensten Gegenstände erkannt werden mögen, und auf diese Möglichkeit selbst reflectirt: Vernunftwissenschaft; nach Kant: Vernunftwissenschaft aus Begriffen; nach Fichte: Wissenschaftslehre, oder Wissenschaft des Wissens; nach Andern: Wissenschaft von der ursprüglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner gesammten Thätigkeit. Philosophiren heißt daher: über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß vernünftig nachdenken, und die gefundenen Vernunftideen in Begriffen klar und zusammenhängend darstellen. Letzteres fodert der Begriff der Wissenschaft, die ihrer Form nach nur durch System vollendet wird. Es sind aber, wenn hier von höchsten Gegenständen die Rede ist, keineswegs alle einzelne, in der Erfahrung gegebene oder erst hervorzubringende Dinge gemeint, welche diesem oder jenem Menschen die höchsten scheinen, sondern das, was unbedingt, als das alles Wissen und Seyn (die Welt) bedingende Wesen von der Menschenvernunft erkannt wird, oder mit Glauben vorausgesetzt werden muß. Hierdurch unterscheidet sich die Philosophie eben sowohl von den empirischen Wissenschaften, welche es mit gewissen Erfahrungsgegenständen, als von der Mathematik, welche es mit den Grundformen der Erfahrungswelt, oder des Anschaulichen, zu thun hat, ja auch von der Logik, welche letzterer verwandt, von den Grundformen des Denkbaren, oder der Bearbeitung des Gedankenstoffes in Begriffen handelt, und von vielen — nur als Vorbereitungswissenschaft der eigentlichen Philosophie angesehen wird, in welcher diese Gesetze der Gedankenverbindung als Mittel der Darstellung und Mittheilung der Ideen schon in ihrer Anwendung erscheinen. Philosophie ist in sofern keine Wissenschaft aus Begriffen, sondern Wissenschaft der in Begriffen

Digitized by Google

systematisch entwickelten Ideen, Vernunftwissenschaft durch oder mittelst der Begriffe, und Philosophiren ist sonach Ideen in Begriffen (discursiv) entwickeln. Sie wird ferner als höchste Wissenschaft, welche jeder andern Wissenschaft ihre Principien gibt, (indem das Höchste jeder besondern Wissenschaft durch das Höchste, welches die Philosophie erkennt, und durch den Zusammenhang, welchen der Philosoph durch das Absolute unter den Gegenständen der Welt erblickt, bedingt, und kein einzelner besonderer Gegenstand ihre Aufgabe ist) ja auch in sofern, als sie die Gesetze aller wissenschaftlichen Form in ihrem Ursprunge faßt und aufstellt, Wissenschaft schlechthin, oder Wissenschaft aller Wissenschaften genannt, und kein Bedürfniß als das rein humane, durch selbstthätige Erkenntniß Wahrheit zu finden, ist ihr wahrer Quell. Darum ist sie auch Vorbild jeder andern Wissenschaft, und wir nennen oft im weitern Sinne philosophisch (philosophische Betrachtung, Behandlung) das, was sich über die Erfahrung erhebt, und durch Ideen bestimmt wird. Und eben darum wird auch das philosophische Studium dem Studium der besondern Wissenschaften vorausgeschickt. Die große Aufgabe aber, welche in jenem Begriffe liegt, und an deren Realisirung die ganze philosophirende Menschheit arbeitet, ist der Grund des bescheidenen Namens, welchen jene Wissenschaft, und diejenigen, welche sie bearbeiten, in Griechenland erlangt haben, indem nämlich das Wort Philosophie seiner etymologischen Bedeutung nach, die Liebe oder das Streben zur Weisheit bedeutet, und somit der Philosoph derjenige ist, der die Wahrheit liebt und die Weisheit sucht; kein Allwissender, aber auch kein solcher, der sich weniger bescheiden, als egoistisch oder ideenscheu auf die oft so sehr gerühmte Selbsterkenntniß beschränkt, und der Philosophie die übersinnliche Welt abschneidet. Das Mittelalter nannte diese Wissenschaft Weltweisheit (sapientia secularis), im Gegensatze der Theologie, oder der Offenbarung selbst, d. h. der christlichen Religion, deren unmittelbarer Ursprung der Gottheit beigelegt wurde. — Der jene Weisheit Suchende nun strebt, jene höchsten Gegenstände in Verbindung zu erkennen, um dadurch zugleich von seiner eigenen Bestimmung überzeugt zu werden; er sucht also vornehmlich das Absolute in seiner Offenbarung, das Verhältniß des Absoluten zum Endlichen, des Unbedingten zu dem Bedingten, und umgekehrt der endlichen Dinge zu dem letzten Grunde alles Seyns; ferner das Verhältniß des Geistes zur Natur, der Freiheit zur Nothwendigkeit, und des Subjectiven zum Objectiven zu erforschen und zu erklären. — Dieses sind die Gegensätze, welche die Philosophie von jeher in einem Höhern aufzuheben und zu erklären versucht hat. Die nach dem Talente und der verschiedenen Ausbildung der Philosophirenden verschiedenen Lösungen bilden die verschiedenen philosophischen Ansichten und Systeme, deren Folge und Zusammenhang die Geschichte der Philosophie zeigt. In diesen Versuchen, die Idee der Philosophie zu realisiren, so wie überhaupt durch die Beschäftigung mit Philosophie bildet sich zugleich der erkennende Geist des Menschen zur höchsten ihm erreichbaren Vollendung aus, und nimmt eine Richtung auf das Uebersinnliche, die seinem ganzen Leben eine höhere Gestalt geben muß. Freilich findet dieß nur Statt bei demjenigen Philosophen, der mit Wahrheitsliebe, Geist und hohem Eifer nach einem sich selbst begreifenden und begründenden d. i. dem philosophischen Wissen, auf dem durch die Vernunft selbst angedeuteten Wege strebt; den die lebendige, mit

Ernst und Eifer für das Höchste erworbene Erkenntniß kann nicht ohne Einfluß auf das Leben des Menschen und dessen Gesinnung seyn. Die Weisheit als die höchste Frucht der Philosophie, ist daher auch nicht auf das Wissen beschränkt; sie umfaßt Wissen und Handeln, in ihr sehen wir das Handeln durch das höhere Wissen bestimmt und fest begründet, und das Wissen in das Handeln übergehen. Wo dieß nicht ist, da ist die Philosophie nur Formalismus und Schulweisheit, die in dem Systeme, der Form der Wissenschaft, das Wesen sucht, und an diese gefesselt, die Freiheit verliert. Aber alle Philosophie zerfällt ohne System, und die Freiheit des Denkenden kann sich leicht in ungebundene Willkür, und wo sie dem Gefühle allein huldigt, in Mysticismus verlieren. Dem Bestreben, die Philosophie als Wissenschaft im Systeme aufzustellen, stellt sich immer das polemisirende Streben entgegen, die Fesseln des Systems zu vernichten, welches, wenn es aus dem Triebe entspringt, sich das Feld der Forschung offen zu erhalten, der wahre Skepticismus ist (s. die Art. Dogmatismus, Skepticismus und Kritik). — II. Eintheilung der Philosophie. Die Philosophie im weitern Sinne theilt man in reinphilosophische Wissenschaften (die Philosophie im engern und eigentlichen Sinne), und in die angewandte Philosophie. Jene ist Entwickelung der reinen Vernunfterkenntnisse (der Ideen) durch Begriffe; diese wendet sie und die gefundenen Gesetze des Geistes auf Gegenstände, die in der Erfahrung gegeben sind, an. (Zu den letztern gehört z. B. die Erfahrungsseelenlehre, die Pädagogik, Politik rc. wovon die besondern Artikel.) Die Philosophie im eigentlichen Sinne wurde von den Alten gewöhnlich in Logik und Dialectik (als Lehre von der Möglichkeit, Form und Methode der Philosophie), Physik (späterhin Metaphysik), die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Seyns, und Ethik, die Wissenschaft von der moralischen Natur und Bestimmung des Menschen, eingetheilt. In den neuern Zeiten ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und practische die allgemeinste gewesen. Die theoretische oder speculative Philosophie, so wurde der Begriff ehemals bestimmt, solle die höchsten Wahrheiten über Gott und die Welt, Natur und Geist überhaupt vortragen; die practische die Anwendung lehren. Man sah aber bald, wie wenig der letztere Begriff den unter der practischen Philosophie verstandenen Disciplinen angemessen sey, und bestimmte die practische Philosophie als die Wissenschaft von dem Handeln oder von der moralischen Natur des Menschen insbesondere. Einige nennen daher die theoretische Philosophie die erklärende Philosophie, in sofern sie das zum Gegenstande hat, was ohne unser Zuthun ist, und was wir durch das Erkennen finden; die practische die befehlende oder rathende, in sofern sie Vorschriften ertheilt für das, was durch Freiheit bewirkt werden soll. Die später entstandene Aesthetik (s. d. Art.) hat man bald zu der theoretischen, bald zu der practischen Philosophie gerechnet. Wo die Philosophie sich bloß auf die Erkenntniß der menschlichen Geistesthätigkeit beschränkt, da ist die theoretische Philosophie Wissenschaft von den Gesetzen des Vorstellens und Erkennens, welche man die theoretische Thätigkeit nennt (die Aesthetik hat man dann als Geschmackslehre, oder vielmehr als Wissenschaft der Regeln der Beurtheilung des Schönen hieher gezogen); die practische Wissenschaft von den Gesetzen des Handelns, oder von dem gesetzlichen Handeln. Diese Ansicht aber

Digitized by Google

verliert sich oft in Formalismus, indem man die Gegenstände der Erkenntniß leicht aus den Augen verliert, wo über die Gesetze derselben reflectirt wird. Wenigstens ist die Wissenschaft über die Gesetze und Kriterien der Erkenntniß, richtig vorgestellt, das, was Kant als Kritik wollte, mehr Propädeutik oder Einleitung in die theoretische Philosophie, als diese selbst. Diejenigen nun, welche letztere auf die zuletzt angegebene Weise bestimmen, rechnen die Logik und Metaphysik zur theoretischen, die Moral oder Sittenlehre und das Naturrecht oder die philosophische Rechtslehre, (wovon Staats- und Völkerrecht, so wie die Politik nur angewandte Wissenschaften sind) zur practischen Philosophie. (Von diesen Wissenschaften siehe die besondern Artikel.) Endlich kann man auch die Philosophie nach der Dreizahl der höchsten Ideen der Humanität, den Ideen des Wahren Guten und Schönen, in theoretische, practische und ästhetische Philosophie eintheilen. Eine wissenschaftliche Uebersicht der philosophischen Wissenschaften in ihrem innern Zusammenhange stellt die Encyclopädie der Philosophie auf. Die neuesten Lehrbücher derselben sind von Pölitz (Leipzig 1813) und Gottl. Ernst Schulze (Gött. 1814 N. A. 1817). — III. Geschichte der Philosophie ist die pragmatische Erzählung von den wichtigsten Versuchen, die Idee der Philosophie zu realisiren, oder, nach Tennemann, die pragmatische Darstellung der allmälig fortscheitenden Bildung der Philosophie als Wissenschaft. Sie hat nicht nur als einer der wichtigsten Theile der Culturgeschichte des Menschen, sondern auch insbesondere in Hinsicht ihres Einflusses auf die Ausbildung und Leitung des philosophischen Talents großen Werth. Letzteres darum, weil durch sie die wichtigsten Aufgaben der Philosophie nach ihrer wahren Bedeutung, so wie nach ihrem Umfange und Zusammenhange hervortreten, die wichtigsten Begriffe der Philosophie und die Voraussetzungen der philosophischen Systeme von mehrern Seiten beleuchtet erscheinen, und weil die Uebersicht der Bahnen und Irrwege, welche der philosophirende Geist durchlaufen, das Ziel, so wie den Weg dazu, warnend andeutet. Gewöhnlich theilt man die Geschichte der Philosophie in die alte, mittlere und neuere. Die erstere Periode beginnt mit den Griechen. Denn obschon die Anlage zum Philosophiren an kein besonderes Volk gebunden, sondern eine ursprünglich menschliche ist, — weßhalb auch jedes Volk, dessen religiöse Anschauung in Reflexion, dessen Gefühl in Zweifel übergeht, wodurch der Forschungsgeist erweckt wird, sich Philosopheme bildet; so wurde doch die Philosophie als Wissenschaft zuerst bei den Griechen mit Bewußtseyn bestrebt, und originell ausgebildet. Die Philosopheme der Orientalen aber können in einer solchen Geschichte nur als Einleitung, und weil sich viele orientalische Philosopheme in die griechische Philosophie verpflanzten, mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang angeführt werden. Tennemann charakterisirt die erste Periode (die der griechischen u. römischen Philosophie) als die Periode des freien Strebens der Vernunft nach Erkenntniß der letzten Gründe der Natur und Freiheit aus Principien. Sie bildet ein in sich vollendetes Ganzes, welches die Keime aller spätern Philosophien gewissermaßen in sich trägt. Der griechische Geist erhob sich durch Poesie zur Philosophie. Die Theogonien, Kosmogonien und Gnomen leiteten die Philosophie ein, und knüpften sie an die Religion an. In dem ersten Abschnitte dieser Periode, gleichsam dem Jugendalter der Philosophie, in welchem die Speculation noch unsystematisch und von

Digitized by Google

der Poesie noch wenig getrennt war, suchte sie die Frage über den Ursprung der Natur, und den Grundstoff der Welt, a) in der ionischen Schule, die mit Thales (610 vor Chr. Geb.) beginnt, durch Reflexion über die Natur, dann b) durch die Formen der Anschauung, wie Pythagoras und seine Schule (die italische), ferner c) durch dialectische Entgegensetzung von Verstand und Erfahrung, in der eleatischen Schule, und d) durch Vereinigung beider in der atomistischen zu lösen. Der Sophistik, welche die sittliche Ueberzeugung zu zerstören drohte, stellte sich e) Sokrates (um 422) entgegen, und leitete das Interesse der Untersuchung zunächst auf die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen, worin ihm viele seiner Schüler folgten. Die Philosophie erhielt dadurch eine neue Richtung, welche erst durch seine Schüler, besonders Plato und Aristoteles, in systematischer Gestalt sichtbar wurde. Der zweite Abschnitt dieser Periode beginnt a) mit Plato (seine Schule die akademische) und b) Aristoteles (seine Schule die peripatetische) und charakterisirt sich durch ein systematisches Streben, alle Gegenstände der Philosophie zu umfassen. Plato legte den Grund zu einer systematischen Philosophie, Aristoteles bildete das System einer Philosophie aus, jener folgte mehr der lebendigen Vernunftanschauung, dieser der verständigen Reflexion. Neben die akademische und peripatetische Schule stellte sich c) die stoische (von Zeno gestiftet), und d) die epicurische im Gegensatze auf. Alle diese Systeme bekämpfte die (von Pyrrho gestiftete) skeptische Schule. Die übrigen Sokratischen Schulen, e) die cyrenaische, megarische, cynische, elische und eretrische, folgten der einseitigen practischen Tendenz ihres Meisters mit mehr oder minder Abweichungen und Eigenthümlichkeit. Wir sehen hier (sagt Schulze von diesem Abschnitte) den philosophischen Geist mit männlicher Bedachtsamkeit die Auflösung der philosophischen Probleme und die philosophische Ergründung aller für die Menschheit wichtigen Angelegenheiten unternehmen. Daher hatten auch in diesem Abschnitte die Nachforschungen nach der Realität der menschlichen Erkenntniß eine so große Wichtigkeit. In dem dritten Abschnitte endlich zeigt sich der philosophirende Geist, wie er, mit den Schwächen des Alters behaftet, nur noch in der Erinnerung ehemaliger Thaten lebt, vom langen Kampfe ermüdet, auf Vereinigung der streitenden Parteien sinnt (bei den Eklektikern), oder sich zuletzt, dem Skepticismus zu entgehen, in die Arme des Mysticismus wirft (bei den Alexandrinern und Neuplatonikern, deren Anführer Ammonius Saccas 193 vor Chr. Geb. war). Die Römer aber verbreiteten und pflegten nur die empfangene Philosophie. (Vergl. über diese Periode den Artikel Griechische Literatur, und die Artikel über einzelne Philosophen.) — 2) Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters (300—1500 nach Chr. Geb.), oder der Scholastik, zeigt das Streben der Vernunft nach philosophischer Erkenntniß unter dem Einflusse eines über die Vernunft erhabenen durch die christliche Offenbarung gegebenen Princips, oder im Dienste der Kirche. Von ihr s. d. Art. Scholastische Philosophie. Die Araber, deren literarische Blüthe in das Mittelalter fällt, verbreiteten nur griechische Philosophie und einzelne religiöse Philosopheme. 3) Die dritte Periode, welche vom 15ten Jahrhundert beginnt, charakterisirt Tennemann durch ein freieres, selbstständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den Gründen, und Streben

Digitized by Google

nach systematischer Einheit der Erkenntnisse. Man bekämpfte zuerst die Scholastik durch Erinnerung an die alte griechische Philosophie in ihrer ursprünglichen Reinheit; nach diesem Kampfe, in welchem man die usurpirte Auctorität besiegte, traten neue Ansichten auf, welche sich systematisch zu begründen strebten. Einige baueten auf die Erfahrung, wie Baco und Locke. Ihnen entgegengesetzt, suchte Descartes, mit welchem Einige die neuere Philosophie anfangen, sie auf ihrem eigenthümlichen Boden durch dialectisches Raisonnement zu begründen; indem er vom Zweifel zum Dogmatismus überging, und das subjective Bewußtseyn und Denken als das Princip der Philosophie aufstellte, wodurch die idealistische Richtung der neuern Philosophie begründet wurde. Spinoza und Leibnitz verfolgten auf entgegengesetzten Seiten, jener materialistisch, dieser idealistisch, den betretenen Weg der Reflexion. Der Geist des letztern erlosch in dem Formalismus der Wolfischen Schule, und in einer eklektischen Popularphilosophie. Die Humesche Skeptik bahnte der Kantischen Kritik des Erkenntnißvermögens den Weg. Durch beide wurde der Schein der gemeinen Erkenntniß aufgedeckt. Mit dieser Kritik aber beginnt man den dritten Abschnitt der neuern Philosophie, weil Kant vornehmlich in Deutschland, wo seit Ende des 18ten Jahrhunderts die Philosophie blühte, durch seine Kritik eine große Revolution bewirkte. (S. d. Art. Kant u. Kritik.) Unbefriedigt durch die Kritik traten bald nach ihrem Erscheinen die neuern Systeme der Wissenschaftslehre von Fichte und der Idealitätslehre oder der Philosophie des Absoluten von Schelling auf. Gegen sie kämpfte vorzüglich die Mystik Jacobi's und seiner Schüler. Die Aufgabe mehrerer neuerer Bearbeiter der Philosophie ist, durch weiter fortgesetzte Kritik die Wissenschaft mit Religion und Leben inniger zu verbinden (s. d. Art. Deutsche Philosophie), die einzelnen Theile der Philosophie mit Klarheit und Tiefe auszubilden, und in einen organischen Zusammenhang zu bringen. T.

Philostratus. Diesen Namen führten mehrere alte Schriftsteller, namentlich ein Rhetor Flavius Philostratus aus Lemnos, der um 200 nach Chr. Geb. zu Athen und Rom lehrte, von welchem eine Biographie des Apollonius von Tyana in 8 B.; das Leben der Sophisten, in 2 B., und die archäologische Beschreibung einer Bildergalerie von 66 Gemälden zu Neapel herrühren soll. Einige ähnliche Schriften schreibt man seinem Neffen Philostratus dem Jüngern zu. Olearius hat Beider Werke herausgegeben, Leipzig 1709 Fol. Neulich hat Becker ein Specimen varr. observatt. etc. in libr. I. mit Anmerk. von Creuzer (Heidelb. 1818, 8.) herausgegeben.

Philtrum nannten die Alten einen sogenannten Liebestrank, dessen Zauber die Liebe einer Person bewirken und sie sogar in Liebeswuth (Philtromanie) versetzen sollte.

Phineus, Sohn des Agenor, Königs von Phönicien oder des Neptun, ein blinder Wahrsager in der thrazischen Stadt Salmydessos (s. d. Art. Argonauten). Er hatte, durch Weiberliebe bethört, seine zwei Söhne des Gesichts beraubt; die Boreaden gaben denselben das Gesicht wieder, aber blendeten den Phineus. Die Argonauten, denen er durch Rath nützte, retteten ihn vom Hungertode und vertrieben die Harpyien die ihn zur Strafe plagten.

Phiole, ein gläsernes Gefäß mit langem engen Halse und Mundloch, aber weitem runden Bauche, das von den Chemikern zu verschiedenen Verrichtungen, besonders zur Digestion und Solution

gebraucht wird. Man nennt es auch Scheideflasche. In der Befestigungskunst gibt es eine Gattung Sturmtöpfe oder Sturmphiolen, welches Gefäße mit Handgranaten oder mit andern feuerfangenden Sachen sind, die bei Bestürmungen und dergleichen gebraucht werden.

Phlegethon, bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welcher Feuerströme fortwälzte, und glühende Felsenstücke forttrieb. An seinen Ufern wuchs weder Baum noch Pflanze.

Phlegma (aus dem Griechischen), überhaupt wässerige Feuchtigkeit, besonders im Geblüte; daher bekanntlich eins von den vier Haupttemperamenten, welches durch Kälte, Gelassenheit und Neigung zur Ruhe charakterisirt wird, phlegmatisches Temperament oder Phlegma heißt. (S. Temperament). In der Chemie heißt Phlegma die wässerige Feuchtigkeit ohne Geruch und Geschmack, welche durch Kunst aus den Körpern gezogen und dem geistigen Wesen derselben entgegengesetzt wird.

Phlegyas, König der Lapithen, Sohn des Mars und Vater des Ixion und der Coronis, mit welcher, nach Einigen, Apollo den Aesculap zeugte. Darüber erzürnt, steckte Phlegyas des Apollo Tempel zu Delphi in Brand, wofür er als Götterverächter in der Unterwelt büßen mußte.

Phlogiston, s. Brennstoff und Chemie.

Phöbe, in der spätern Zeit ein Beiname der Diana als Mondgöttin.

Phöbus (rein, hell), ein Beiname Apolls, und als dieser mit dem Sonnengotte vermischt wurde, des Helios.

Phocäa, eine äolische Colonie in Klein-Asien, zwischen Kuma und Smyrna, gestiftet von den Athoniensern unter Philogenes. Sie trieb ausgebreiteten Seehandel, auch gleich den andern Joniern Seeräuberei. Als Cyrus die Stadt erobert hatte, wanderten die freiheitliebenden Einwohner aus, um neue Wohnplätze zu suchen. Sie gingen auf den Befehl eines Orakels nach Ephesus, wo Diana ihnen die Aristarcha zur Führerin gab, und unter ihrer Leitung nach Corsica, wo sie schon früher die Stadt Aleria gegründet hatten. Bald aber sahen sie sich von den Carthagern und Etruskern bekriegt, und obgleich sie in einer Seeschlacht den doppelt so starken Feind schlugen, so waren sie doch zu schwach sich zu behaupten. Ein Theil von ihnen ging nach Massilia, ein anderer kehrte nach Phocäa zurück, und lebte hier unter der Herrschaft der Perser oder eigener Tyrannen.

Phocion, ein atheniensischer Feldherr, und einer der tugendhaftesten Charaktere des Alterthums, war von niedrer Abkunft, empfing aber eine liberale Erziehung, und sog unter Plato und andern Philosophen jene erhabenen Grundsätze ein, die sein ganzes Leben leiteten. Ernst und streng in seinem Aeußern, war er von Gesinnung sanft und wohlwollend. Seine Beredsamkeit zeichnete sich durch Klarheit und Kürze aus, und seine Meinung äußerte er in den Volksversammlungen frei und rücksichtslos. Zuerst diente er unter Chabrias, einem Feldherrn von Verdienst, aber heftig und ungleich von Charakter, gewann seine Achtung, und mäßigte seinen Ungestüm. Er trug zu dem Siege zur See bei Naxos (im J. 377 vor Chr. Geb.) bei, und trieb nachher mit vieler Klugheit die Contribution von den Inseln ein. In dem Kriege mit Philipp von Macedonien sandten die Athenienser Phocion mit einiger Mannschaft nach Euböa,

in der Hoffnung, daß die Euböer sich ihm sämmtlich anschließen würden. Durch Philipps Bestechungen aber ward dies verhindert und Phocion genöthigt, seine Truppen auf einer Anhöhe in Sicherheit zu bringen. Der Feind schloß ihn ein, und machte sich zum Sturme bereit. Plutarch machte gegen den Befehl einen Ausfall, und wurde zurückgeschlagen. In einem Augenblicke der Verwirrung brach Phocion los und gewann einen vollständigen Sieg. Vor der Schlacht hatte er Allen, die nicht Lust zu fechten hätten, freigestellt, sich zu entfernen; nach dem Siege gab er die Gefangenen los, um sie der Wuth des athenienſischen Volks zu entziehen. So hatte er gleich einsichtsvoll, tapfer und menschlich gehandelt. Den Plutarch, der sich zum Tyrannen gemacht hatte, vertrieb er aus Eretria und verließ die Insel, nachdem er sie vor künftigen Angriffen der Macedonier gesichert hatte. Als einige Zeit nachher die Athenienser beschlossen hatten, den von Philipp bedroheten Städten des Hellespont Hülfe zu leisten, diese aber sich weigerten den Chares, wegen seines räuberischen Charakters, mit der Flotte zuzulassen, wurde Phocion mit einer neuen Seemacht abgeschickt. Die Einwohner von Byzanz nahmen ihn auf, und er rettete nicht nur ihre Stadt, sondern nöthigte endlich Philipp, sich von dem Hellespont ganz zurückzuziehen. Ungeachtet dieser glücklichen Erfolge rieth Phocion immer zum Frieden. Seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe waren so allgemein anerkannt, daß er fünfundvierzig Mal zum Anführer ernannt wurde, ohne je darum angehalten zu haben. Er führte stets die einfachste Lebensweise, und bestellte mit eigener Hand sein kleines Landgut. Als die Einwohner von Megara sich mit den Atheniensern zu verbinden wünschten, unterstützte Phocion eifrig diese Maßregel, begab sich mit vielen Freiwilligen dahin und stellte die Mauern der Stadt her. Aber bald darauf erschien Philipp in Phocis, um Attika anzugreifen. Phocion rieth vergebens zum friedlichen Vergleiche; die Schlacht bei Chärenäa bewies die Richtigkeit seines Urtheils. Eben so wenig achteten die Athenienser seines Raths, an der von Philipp berufenen Versammlung der griechischen Staaten nicht eher Antheil zu nehmen, als bis sie die Absicht des Königs wüßten. Die Athenienser fanden sich dadurch genöthigt, Philipp eine Anzahl von Reitern und Schiffen zu stellen. Als sie damit zögerten, drang Phocion darauf, sich der Nothwendigkeit der Umstände mit Geduld zu unterwerfen. Der Tod Philipps wurde zu Athen von Demosthenes und dessen Anhängern mit Jubel vernommen, aber Phocion erinnerte sie daran, daß die Sieger bei Chäronäa nur um Einen Mann vermindert worden seyen. In demselben Sinne widerrieth er, sich neuen Zufällen Preis zu geben, und verwarf ein Bündniß gegen den jungen Alexander. Der Erfolg rechtfertigte diese Meinung. Als nach der Zerstörung von Theben Alexander von Athen die Auslieferung der so heftig gegen ihn sprechenden Redner foderte, übernahm Phocion den Auftrag, durch Fürsprache des Königs Zorn zu besänftigen, mit dem erwünschtesten Erfolge. Alexander hatte ihn so liebgewonnen, daß er ihm ein Geschenk von hundert Talenten überschickte, welches er genügsam mit den Seinen ausschlug. Die Abgeordneten fanden ihn mit Wassertragen beschäftigt, während seine Gattin Brot buck. Um indeß Alexanders Gunst nicht von sich zu weisen, bat er um die Freilassung einiger seiner verhafteten Freunde. Nach Alexanders Tode faßten die Athenienser abermals den Plan, Griechenland von dem macedonischen Joche zu befreien. Phocion, unerschütterlich in seinen

Ansichten, mißbilligte ihre Maßregeln, übernahm jedoch, als er sie nicht abwenden konnte, selbst ein Commando. Ungeachtet der anfänglichen Vortheile der Athenienser, gewann Antipater bald die Oberhand und bedrohete Athen, aus welchem die Redner, welche den Krieg gerathen, eiligst entflohen. In dieser dringenden Gefahr wurde Phocion an Antipater, welcher sein Lager in dem Gebiete von Theben hatte, abgesandt, und erlangte, freilich unter harten Bedingungen, die Zusage, daß man einen Vertrag schließen wolle, ohne Attika zu betreten. Demosthenes und Hyperides sollten ausgeliefert, eine aristokratische Regierung eingeführt und eine macedonische Besatzung in Munychia gelegt werden. Lange sträubte sich Phocion gegen die letzte Bedingung, aber Antipater war unbeweglich. Unter diesen schwierigen Umständen ging das Bestreben Phocions, der neben andern ausgezeichneten Männern an die Spitze der Regierung trat, hauptsächlich dahin, den schwerlastenden Druck zu mildern und sein ganzes Ansehn bei den Macedoniern zum Vortheile seines unglücklichen Vaterlandes anzuwenden. Gleichwohl beschuldigte man ihn in der Folge, gegen das Beste Athens gehandelt und es an die Feinde verrathen zu haben. Unruhen und Anklagen erfolgten, welche Phocion zur Flucht nöthigten. Er begab sich zu Polysperchon, welcher in Phocis stand. Hier erschien bald darauf eine Gesandtschaft der Athenienser, welche Phocions und der andern Flüchtlinge Auslieferung begehrte. Polysperchon bewilligte dies Gesuch, und so wurden die Angeklagten als Gefangene nach Athen geführt, wo man zugleich einen Brief im Namen des Königs ablas, der sie der Verrätherei für schuldig erkannte und den Atheniensern zur Bestrafung übergab. Das Gericht wurde vor der Volksversammlung gehalten und verurtheilte Phocion nebst mehreren seiner Freunde, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zum Giftbecher. Phocions Ruhe und Gelassenheit blieb unerschüttert. „Sage meinem Sohne," antwortete er einem Freunde, der ihn fragte, ob er ihm Aufträge zu geben habe, „daß er das von den Atheniensern mir angethane Unrecht vergessen solle." — Schon hatten die meisten den Trank getrunken, als man bemerkte, daß er nicht zureiche. Der Henker aber weigerte sich, unentgeldlich mehr herbeizuschaffen. Phocion bat einen Freund, ihn zu bezahlen, und sagte scherzend: „So kann man in Athen nicht einmal umsonst sterben." Sein Leichnam wurde unbeerdigt über die Grenze geworfen; Freunde aber ließen ihn nach Eleusis bringen, und dort im Hause einer Megarenserin verbrennen. Als bald nachher die Athenienser ihr Unrecht einsahen, errichteten sie Phocion Ehrensäulen, begruben seine Gebeine auf öffentliche Kosten und bestraften seine Ankläger. Nicht leicht hat ein Mann in seinem öffentlichen und Privatleben den Beinamen des Guten mit größerem Rechte verdient als er. Sein Patriotismus hätte sich in günstigern Zeiten vielleicht glänzender zeigen können, nicht seine Tugend und Uneigennützigkeit, welche in den schwierigsten Umständen die Prüfung bestand.

Phocis, eine griechische Landschaft, welche gegen Norden an Thessalien, gegen Osten an die Locrer und Böotien, gegen Süden an die Bay von Corinth und gegen Westen an Doris und die ozolischen Locrer grenzte. Die Hauptflüsse waren der Cephissus und Plistos, das Hauptgebirge der Parnaß. Phocis war das Vaterland der Hellenen. Parnassus, des Poseidon Sohn, erbaute noch vor der Deucalionischen Fluth Delphi und gab dem Gebirge seinen Namen. Als die genannte Fluth Delphi verheert hatte, erbauten die gerette-

Digitized by Google

ten Einwohner auf dem Parnaß die Stadt Lycorea, wo jetzt Deucalion regierte. Die Nachkommen desselben verbreiteten sich gegen Norden und verdrängten die dort wohnenden Pelasger. Jetzt kam der Name Hellenen auf. Mehrere kleine Königreiche entstanden. Unter andern brachte ein Sohn des Aegeus, Phocus, eine äginetische Colonie hieher und von ihm erhielt das ganze Land den Namen Phocis. Später wurde die Verfassung wahrscheinlich demokratisch. Die Phocenser waren ein fleißiges Volk und lebten vornehmlich vom Ackerbau. Sie waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Diese bewiesen sie in den Kriegen gegen die Thessalier, ferner in dem persischen und peloponnesischen Kriege, an welchem letztern sie als Bundesgenossen der Spartaner Theil nahmen. Nach der Schlacht bei Chäronea theilten sie das allgemeine Schicksal der Griechen. (Vergl. Griechenland).

Phocylides aus Milet, um 530 vor Chr., ist uns als griechischer Gnomendichter durch wenige Fragmente bekannt. Das ihm beigelegte Lehrgedicht gehört in das spätere alexandrinische Zeitalter.

Phönix, ein ägyptischer Wundervogel, an Größe dem Adler gleich, mit theils goldnem, theils rothem Gefieder, von dem man erzählte, daß er nur alle 500 Jahre, beim Tode seines Vaters, aus Arabien nach Aegypten komme, seinen Vater, in ein Ei von Myrrhen gehüllt, in den Tempel der Sonne bringe und daselbst begrabe. Nach Andern bereitet er sich selbst, wenn sein Tod herannaht, ein Nest von Myrrhen und köstlichem Kraut, und verbrennt sich in demselben, geht aber alsbald verjüngt aus seiner Asche wieder hervor.

Phönizien, welches oft als ein Theil von Syrien betrachtet wird, war ein schmales Küstenland am Mittelmeere von Aradus am Eleutherus an bis Tyrus am Leontes; doch mögen auch noch südlicher im Gebiete von Palästina einige Küstenstädte dazu gehört haben, weßhalb Ptolemäus die Südgrenze bis zum Chorseus ausdehnte. Dieses nicht viel über 200 Quadratmeilen große Ländchen war sandig und von den holztragenden Gebirgsketten des Libanon und Antilibanon durchschnitten, hatte in seiner blühendsten Periode eine Menge wichtiger und berühmter Städte, bildete aber nie einen einzigen Staat. Die älteste hieß Sidon (jetzt Saed), berühmt wegen ihrer künstlichen Arbeiten, besonders in Glas. Eine Tochter derselben war Tyrus, am berühmtesten durch ihre Purpurfärbereien. Diese Stadt bekam den Namen Alt-Tyrus, als auf einer davor gelegenen Insel das später bekannte Tyrus entstand, das Alexander bei seiner Belagerung zur Halbinsel machte. Byblus war durch den Adonisdienst berühmt (jetzt Dschibili oder Esbile); Ako, in spätern Zeiten Ptolemais, nachher Acre; Berytus, späterhin durch eine Rechtsschule berühmt. Diese und andere Städte waren anfangs als Colonien von der Mutterstadt abhängig, wurden später unabhängig, und bildeten in ihrer blühendsten Periode (von 1000 bis 600 vor Chr. Geb.) einen Städtebund, an dessen Spitze jedoch Tyrus stand. — Das Urvolk der Phönizier lebte wahrscheinlich anfangs nomadisch am arabischen und persischen Meerbusen, begab sich von da nach Palästina und zog von dort schon lange vor der Ankunft der Israeliten, gewiß von einer mächtigern Horde gedrängt, in seine nachherigen Wohnsitze, deren Küstenlage und Holzreichthum auf Fischfang und Schiffbau führte. Durch Zufälle begünstigt, wurden nach und nach die Phönizier ein seefahrendes Volk, das bald auf Raub, bald auf Handel ausschiffte. Daß dies schon sehr früh geschehen sey,

Digitized by Google

darauf leiten die vorhandenen dunkeln Nachrichten. Sidon heißt bei Moses der erstgeborne Sohn Canaans. Die schon um 1500 unter Agenor nach Klein-Asien, Creta, Libyen und Griechenland ausgewanderten Colonien verbreiteten mancherlei Kenntnisse; Cadmus wenigstens, des erstern Sohn, brachte Ideen von bürgerlicher Verfassung und Buchstabenschrift nach Hellas. Bei der Niederlassung der Juden in Palästina (um 1440), mit denen sie das Bedürfniß der Producte Palästina's vorzüglich verband, heißt Sidon die große Stadt; bei Homer ist es vor allen Städten der Erde berühmt wegen seiner künstlichen Arbeiten. Schon im zwölften Jahrhunderte vor Christo legten sie Colonien in Afrika an; Utica ward um 1170 gestiftet, und um Salomons Zeit war die Fahrt nach Tarschisch, der Südwestküste Spaniens, schon ganz gewöhnlich, wodurch wir zugleich einen Begriff von der Ausdehnung des phönizischen Handels und Verkehrs erhalten. Mehrere sichere, nahe gelegene Häfen mußten daher den Sidoniern sehr willkommen seyn. Deßwegen baueten sie, bei einem durch die Natur gebildeten Hafen, einige Häuser, und auf einem nahen Felsen eine Burg, Zor. Nach und nach siedelten sich hier mehrere an, und glauben wir mit Josephus und Trogus Pompejus, daß Tyrus um 1184 gestiftet sey, so muß man annehmen, es sey um diese Zeit eine große Colonie dahin gekommen, welche die Feste erst zur Stadt erhoben habe. In kurzem aber wuchs die kleine Stadt so bedeutend, daß sie seit dem Jahre 1000 bis ungefähr 600 vor Christo das Haupt des phönizischen Städtebundes wurde, wie es bisher Sidon gewesen. Zu Angriffskriegen fehlte die Macht, zu Vertheidigungskriegen die Nothwendigkeit; man suchte sich durch friedliche Bevölkerung unbewohnter Gegenden, so wie durch Bündnisse zu sichern. Erst bei Annäherung der asiatischen Eroberer, welche die Reichthümer Phöniziens reizten, hören wir von Kriegen der Tyrier, und diese führten sie mit Miethstruppen. Um das J. 1000 schloß Hiram, des Abibal Sohn, mit David und Salomo Freundschafts- und Handelsbündnisse. Itobal, um das J. 900 König von Tyrus und Sidon, war Vater der Isebel. Er erbauete mehrere Städte in Phönice, und bevölkerte Auza in Afrika. Seinem Sohne Badozor folgte Mutgo (Mutgenus, Muttinus), der Vater des Pygmalion und Barka, der Dido und Anna. Dido gerieth (888) mit Pygmalion in Streit, wanderte mit Barka und Anna aus, und gründete Carthago. (S. Carthago und Dido). Die nahe Insel Cypern mußte damals schon den Tyriern unterworfen seyn, denn Pygmalion erbauete hier Carpasia. In der nächsten Zeit muß Tyrus seine Herrschaft über die Städte Phöniziens behauptet und vielleicht gemißbraucht haben; denn unter Anführung des Eluläus fielen (um 700) die Kittäer auf Cypern ab, und riefen die Assyrer zu Hülfe. Doch unterwarf sich Eluläus wieder und Salmanassar schloß Frieden. Gleich darauf empörten sich Sidon und viele andere Städte der Tyrier, unterwarfen sich dem Salmanassar, und gaben ihm ihre Schiffe. Aber zwölf tyrische Schiffe zerstreueten die sechzig feindlichen, und nach fünf Jahren mußten die Assyrer die Belagerung von Tyrus aufheben. So erhielt sich Tyrus noch an hundert Jahre, den Israeliten überlegen. Indeß scheint Sidon sich wieder erhoben zu haben und von Tyrus unabhängig gewesen zu seyn. Verderblich war ihnen das Bündniß mit Zedekias gegen Nebukadnezar. Dieser zerstörte Sidon und eroberte Tyrus nach dreizehnjähriger Belagerung, das seitdem seine ehemalige Größe nie wieder erreichte. Die meisten Ein-

Digitized by Google

wohner hatten sich mit ihren Schätzen nach der Inselstadt Tyrus geflüchtet, welche jetzt die Hauptstadt des Welthandels wurde. Auf Itobal, der bei dieser Belagerung blieb, folgte Baal, wahrscheinlich als babylonischer Vasall. Nach dessen Tode regierten sieben Jahre lang vom Volk erwählte Suffeten. Dann traten wieder Könige von Tyrus unter babylonischer Hoheit auf. Zu Cyrus Zeit kam Tyrus (555) und wahrscheinlich ganz Phönizien unter persische Herrschaft. Die Könige von Tyrus und Sidon, Mapen und Tetramnestus, werden als des Xerxes erfahrenste Seemänner in der Schlacht von Salamis genannt (um 481 vor Christo). Sidon war um diese Zeit die reichste Stadt Phöniziens, und stand an der Spitze der Empörung gegen Artaxerxes Memnon und Artaxerxes Ochus. Tennes, König von Sidon, schlug (361), unterstützt von Griechen unter Mentor, das persische Heer. Ochus aber erschien selbst mit einer furchtbaren Macht, und als durch Tennes Verrätherei ihm die stark befestigte Stadt (350 v. Chr.) in die Hände fiel, verbrannten die Sidonier in Verzweiflung sich selbst und alle ihre Güter. Andere Sidonier, welche damals abwesend waren, baueten bei ihrer Heimkehr die Stadt wieder auf. Dem Alexander, welcher (333) nach der Schlacht bei Issus nach Phönizien kam, unterwarf sich Sidon ohne Belagerung und empfing von ihm statt des Strato den Abdolonymus aus königlichem Geschlechte, damals aber Gartenarbeiter, zum König; Tyrus wurde erst nach siebenmonatlicher Belagerung, da die Hülfe der Carthaginienser ausblieb, durch Verrätherei eingenommen und verbrannt, und die Einwohner theils getödtet, theils als Sclaven verkauft. Zwar bauete Alexander die Stadt wieder auf; sie erlangte aber ihr voriges Ansehn nie wieder, und kam unter die Herrschaft der Seleuciden, wie Sidon unter die Macedonier, bis 65 vor Chr. Geb. die Römer davon Besitz nahmen. Seitdem theilte Phönizien das Schicksal Syriens. Den Kreuzfahrern war (1099) Tyrus ein wichtiger Waffenplatz. Der Sultan von Aegypten, der es 1223 einnahm, wurde von den Franken bald wieder vertrieben; so auch die Tataren 1263, die es unter Hulaku mit dem Reste von Syrien an sich gerissen hatten. Zum letzten Male wurde das Land 1292 von dem ägyptischen Sultan bezwungen. Seitdem hatte es mit dem Hauptlande gleiches Schicksal. — Wichtiger als in ihren innern Begebenheiten sind uns die Phönizier durch ihren Handel, ihre Schifffahrten und ihren Gewerbfleiß. Durch die Unfruchtbarkeit des Bodens gezwungen, vertrauten sie sich anfangs als Seeräuber dem Meere. Nach und nach dehnten sie ihre Fahrten bis zu weit entlegenen Küsten und Inseln aus. Die Producte des einen Landes vertauschten sie mit Vortheil in dem andern; überdies erfanden sie die Bereitung der Wolle, des Glases, die Purpurfärberei, und verfertigten allerlei kunstreiche Arbeit. Ihrer Lage nach mußten die Phönizier besonders auf dem mittelländischen Meere handeln. Cypern war ihr nächster Landungsplatz. Von da kamen sie nach Griechenland und den griechischen Inseln; Rhodus und Creta wurden von ihnen bevölkert. Als aber die Griechen selbst ein seefahrendes und mächtiges Volk wurden, wendete sich der phönizische Handel nach der nordafrikanischen Küste. Hier, wie auf Sicilien und Sardinien, legten sie Colonien an, mit deren Hülfe sie bis ins Innere von Afrika handelten, und mit denen sie immer in gutem Vernehmen blieben. Aber am wichtigsten war ihr Handel nach Spanien. Hier fanden sie Gold, Silber, auch Eisen, Zinn und Blei; die eingemachten Südfrüchte

Digitized by Google

waren ein berühmter Handelszweig. Unter den auf Tartessus angelegten Colonien ward am berühmtesten die Hafenstadt Gades (Cadix), das Ziel der Fahrten im Mittelmeer und der Anfangspunkt der weitern Fahrten im Atlantischen Ocean. Die Phönizier schifften nördlich nach den Cassiteriden, Zinninseln (den sorlingischen und britannischen) und in dem nördlichen, schon sumpfenden Ocean bis zur Mündung des Rhodanus. Auch an der Westküste von Libyen sollen sie Inseln, Madera, Insulae fortunatae (die canarischen) besucht und bevölkert haben. Unbedeutender und von kurzer Dauer war ihr Seehandel auf dem arabischen Meerbusen nach Ophir und auf dem persischen, vielleicht bis Ceylon. Ihre Umschiffung Afrika's ist ungewiß. Sie handelten aber nicht bloß mit selbst verfertigten, sondern auch mit den ihnen durch Caravanen aus dem Innern von Asien und Afrika zugeführten Waaren. Lange war ihr Handel Tauschhandel, denn die ersten Münzen sollen die Numidier, nicht die Phönizier geprägt haben. Erfinder oder doch Beförderer und Vervollkommner des Schiffbaues waren sie gewiß. Sie hatten Ruder und Segel, und folgten bei Nacht der Leitung der Gestirne. Außerdem wird ihnen die Erfindung der Buchstabenschrift und der Rechenkunst zugeschrieben, wie man überhaupt mehr astronomische und mechanische Kenntnisse bei ihnen vermuthen muß, als von denen wir lesen. Dagegen scheint ihnen Dichtkunst und höhere geistige Bildung fremd geblieben zu seyn. Von ihren eigenen Schriften ist uns nichts aufbehalten. Ihre Sprache gehört zu den semitischen Sprachen und zwar zu dem cananitischen Stamme, und ihre Erklärung ist sehr dunkel. Ihre Religion war Vielgötterei mit Bilderdienst und Menschenopfern. Ihr höchster Landesgott wird von den Griechen Kronos, von den Hebräern Baal oder Bel genannt, auch Adonis (Herr), dessen Dienst auch nach Griechenland und Aegypten (Osiris) überging; ihre höchste weibliche Gottheit Baaltis (Isis) oder Astarte, Astaroth, nach den Griechen auch der Name der Aphrodite. In Tyrus wurde auch Melkarth (Herkules) als Localgottheit verehrt, und sein Dienst von da nach allen Orten hin verbreitet. Außerdem verehrten sie die Kabiren, und hatten ihre eigenthümlichen Mysterien. Der Charakter dieses Handelsvolks war übrigens im Alterthume nicht im besten Rufe.

Phorcus, oder Phorcys, Sohn des Pontus und der Gäa, Vater wunderbarer Meergestalten, z. B. der Gräen, Gorgonen und des hesperischen Drachen, welche Ungeheuer er mit seiner Schwester Ceto zeugte, nach Einigen auch der Scylla und der Thoosa.

Phorometrie, die Wissenschaft, welche das Maß der Bewegungen bestimmen lehrt, ein Theil der höhern Mechanik.

Phosphor (Lichtträger). Man bezeichnet mit diesem Namen Körper, welche im Dunkeln ein sanftes, weißes oder farbiges Licht entwickeln, ohne dadurch eine Temperaturerhöhung zu erregen oder in Flamme auszubrechen. Nur der durch Leuchten Phosphorsäure bildende Phosphor, der sich schon bei mittlerer Temperatur entflammt, macht hievon eine Ausnahme. Die hieher gehörigen Körper lassen sich unter folgende Classen bringen: 1) Körper, welche in Folge einer Oxydation Phosphore wurden. Diese Gattung macht eigentlich nur der Phosphor aus, welcher sich als Phosphorsäure im ganzen Thier- und Pflanzenreiche und in einigen Mineralien findet, seit 1669 durch Brandt bekannt ist, und bei niedriger Temperatur leuchtet und sich dabei in phosphorige Säure verwandelt. Da sich derselbe aber durch Reibung und selbst in mittlerer Temperatur ent-

flammt, so könnten hieher mit gleichem Rechte alle Verbrennungsacte, besonders die dem Stahle entlockten Funken, der Pyrophor, die Selbstentzündungen, die Oxydation des Schwefels, das siedende Oel und einige Dämpfe u. s. w. gerechnet werden. Wahrscheinlich gehört hieher das Leuchten faulender organischer Körper, z. B. der Meerfische, der Austern, des Kalbfleisches, wobei sich Phosphor und Schwefel entwickeln, welche verbrennen. Auf diese Weise entstehen wahrscheinlich die Irrwische. Vielleicht gehört auch das faulende Holz zum Theil hieher. 2) Körper, welche sowohl das Sonnenlicht, als auch das terrestrische Feuer einsaugen und es im Dunkeln sichtbar wieder ausströmen. Hieher gehören verschiedne Erd- und Steinarten und einige organische Körper, als das frische Tannenholz, auch einige thierische Stoffe. 3) Körper, welche in Folge einer electrischen Entladung oder aus nicht hinlänglich bekannten Ursachen Licht entwickeln. Hieher gehören die zahlreichen phosphorescirenden Insecten, das Johanniswürmchen, der Feuerwurm, der Laternenträger u. s. w.; ferner die Augen der zum Katzengeschlecht gehörigen Thiere, das Fell derselben, wenn es gestrichen wird, u. s. w. Vielleicht gehört auch die Phosphorescenz einiger Blumen hieher.

Phosphorus, s. Lucifer.

Photius, Patriarch von Constantinopel im neunten Jahrhundert und Urheber des Schisma's zwischen der griechischen und römischen Kirche. Er verband mit einer vornehmen Geburt und großem Reichthum den Ruf des gelehrtesten und gebildetsten Mannes seiner Zeit, und stieg daher schnell zu den höchsten Würden. Als er Hauptmann der Garden war, wurde er an den Califen von Bagdad geschickt; die Muße, welche diese Sendung ihm verschaffte, benutzte er, ein bleibendes Denkmal seiner umfassenden Gelehrsamkeit zu Stande zu bringen. Nachher wurde er unter Kaiser Michael III. Staatssecretair. Als solcher trat er in vertraute Freundschaft mit dem Cäsar Bardas, Michaels Oheim, welcher, nachdem er die Verbannung des Patriarchen Ignatius bewirkt hatte, den Kaiser bewog, Photius, der noch ein Laie war, zu dieser Würde zu erheben. In dem Zeitraume von sechs Tagen ging er durch die ganze für priesterliche Orden erfoderliche Stufenfolge hindurch und am Tage der Salbung (858) wurde er vom Bischof Gregor von Syracus, den der römische Bischof kürzlich entsetzt hatte, zum Patriarchen geweiht. Um eine vollkommne Bestätigung seiner Würde zu erlangen, schickte Photius Gesandte an den Papst Nicolaus I., und ließ ihn ersuchen, durch seine Legaten zur Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche mitzuwirken. Dem gemäß wohnten zwei päpstliche Legaten der 861 zu Constantinopel gehaltenen Kirchenversammlung bei, in welcher die Absetzung des Ignatius bestätigt wurde. Auf die Vorstellungen von Ignatius Freunden aber verwarf der Papst, dem das durch diese Appellationen an den römischen Sitz zugestandene Uebergewicht schmeichelte, die Beschlüsse seiner Legaten, und sprach in einem 862 zu Rom gehaltenen Concilium die Absetzung des Photius zugleich mit der Wiedereinsetzung des Ignatius aus. Um sich zu rächen, hielt dieser eine Kirchenversammlung zu Constantinopel, welche den Papst absetzte und excommunicirte, und zugleich die römische Kirche der Ketzerei heftig beschuldigte. Als aber im J. 867 der Kaiser Michael von Basilius ermordet worden, und dieser den Thron bestiegen hatte, wurde Ignatius wieder eingesetzt, und Photius in ein Kloster verwiesen. Im J. 869 bestätigte ein Concilium diese Verfügung und

Digitized by Google

sprach die Absetzung und das Anathema gegen Photius aus. Als aber bei den folgenden Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit über die neu bekehrten Bulgaren Ignatius, der die Rechte seines Sitzes aufrecht erhielt, mit dem römischen Hofe zerfiel, kehrte Photius, diesen Umstand benutzend, nach Constantinopel zurück, wußte sich in die Gunst des Kaisers zu setzen, und nahm, durch den Tod des Ignatius begünstigt, im J. 878 seine Würde mit kraftvoller Hand zurück. Papst Johannes VIII. gab seine Genehmigung, und ein im J. 879 im Beiseyn päpstlicher Legaten gehaltenes Concilium bestätigte diese Ernennung. Der Papst hatte gehofft, Bulgarien werde jetzt ohne Widerspruch dem römischen Sitz überlassen werden; da er sich hierin getäuscht sah, widerrief er die Handlungen seiner Legaten und bestätigte den früher gegen Photius ausgesprochenen Bann. Ein Gleiches that Johannes Nachfolger, und als Basil's Sohn Leo im J. 886 den Thron bestiegen hatte, wurde Photius abgesetzt und nach Armenien in ein Kloster verbannt, wo er im J. 891 starb. Hätten sich jetzt die Päpste mit mehr Mäßigung benommen, so würde die Streitigkeit beider Kirchen durch Photius Tod beendigt gewesen seyn. Da sie aber darauf bestanden, die von jenem ordinirten Priester und Bischöfe nicht anzuerkennen, so stieg die Erbitterung immer höher und die einmal begonnene Spaltung wurde bleibend. Wenn auch Photius in seinem öffentlichen Betragen Tadel verdient, so hat ihm doch die Gelehrsamkeit viel zu verdanken. Sein Werk, Myriobiblon (Rothomagi, 1643, Fol.), das er während seiner Gesandtschaft nach Bagdad, wahrscheinlich zum Theil aus dem Gedächtnisse, verfaßte, verbreitet sich über 280 Schriftsteller im Fache der Geschichte, Rhetorik, Grammatik, Philosophie, Theologie u. s. w., von denen uns viele außerdem ganz verloren seyn würden. Die Behandlung ist ohne Ordnung und sehr ungleich. Einige sind regelmäßig abgekürzt, andere bloß ausgeschrieben. Sein Nomocanon, eine Sammlung von Canons, canonischen Briefen und kaiserlichen Gesetzen über kirchliche Gegenstände, ist von großer Wichtigkeit. Auch sein Lexicon ist schätzbar (zuerst herausgegeben von Hermann, Leipz. 1808). Außerdem besitzen wir von ihm Briefe, zwei Homilien und verschiedene andere zum Theil noch ungedruckte Werke.

Photometer, Lichtmesser, ein Werkzeug, die Stärke des Lichts leuchtender Körper zu bestimmen. Schon Huygens versuchte ein solches, aber weder er noch Bouguer kamen damit zu Stande. Erst dem Grafen Rumford ist es gelungen, einen Apparat dieser Art zu erfinden, der genaue und richtige Bestimmungen liefert. Dadurch ist eine eigene Wissenschaft begründet, die Photometrie, welche einen Zweig der optischen Wissenschaften ausmacht. Sie lehrt die Stärke und die Wirkungen des Lichts durch Vergleichung bestimmen und messen.

Phraseologie, derjenige Theil der Sprachlehre, welcher von den Redensarten (Phrasen) einer Sprache handelt. Wie eine jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, eine eigenthümliche Wortfügung u. s. w., so hat sie auch Redensarten, d. h. Arten des Ausdrucks, die ihr allein angehören und aus einer allgemeinen Kenntniß der Sprache nicht erkannt werden. Diese lehrt die Phraseologie kennen. Wir finden sie theils mit unsern gewöhnlichen Wörterbüchern verbunden, theils in besondern phraseologischen Wörterbüchern enthalten.

Phrixus, s. Argonauten, Athamas und Helle.

Digitized by Google

Phrygien. Den Nahmen Phrygier scheinen die ältesten Bewohner Klein-Asiens geführt zu haben; denn nicht bloß die Trojaner, sondern auch die Mysier und Lydier werden Phrygier genannt. Das Gebiet von Troas hieß späterhin Kleinphrygien. Im persischen Zeitalter war Phrygien, als die mittelste, von allen übrigen Provinzen Klein-Asiens umgrenzt und auch jetzt noch die größte unter ihnen. Später war Phrygien eingetheilt in Groß-Phrygien, Klein-Phrygien und Phrygia epiktetos (das hinzuerworbene), der nordwestliche Theil des eigentlichen Phrygiens um den Hermus und Doryläum am Bathys. Die vorzüglichsten Städte Phrygiens waren Apamea, Laodicea und Colossa. Die Bewohner des von Natur fruchtbaren und reichen Landes wurden früh cultivirt; Ackerbau und Viehzucht blühten bei ihnen. Die Geschichte Phrygiens ist ganz mythisch; unter dem Namen Midas und Gordius werden mehrere Könige genannt, unter denen der mit Eselsohren begabte Midas der bekannteste ist. Mit Adrastus starb um das J. 560 vor Chr. Geb. die königliche Familie aus, und Phrygien wurde eine Provinz des lydischen Reichs: mit diesem kam es an Persien, machte hier eine eigene Satrapie aus und kam zuletzt mit Lydien unter die römische Herrschaft. — In der Musik der Alten war die phrygische Tonart eine Tonart von heftigem kriegerischen Charakter. Jetzt versteht man darunter mehr eine weiche, klagende Tonart. (Vergl. Ton, Tonart).

Phryne, eine der berühmtesten Hetären Griechenlands, aus Thespiä in Böotien gebürtig. Arm kam sie nach Athen, wo sie anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als ihre Reize sich entfalteten, dieselben zu einem bequemern und einträglichern Erwerbe benutzte. Sie ward die Freundin eines Praxiteles und Hyperides, von denen jener ihre Schönheit durch seine Kunst verewigte (s. Praxiteles), dieser durch die Enthüllung ihrer Reize den grauen Richtern der Heliäa, vor denen der verschmähte Euthias sie des Atheismus angeklagt hatte, ein günstiges Urtheil abgewann. Diese Begebenheit war entscheidend für ihren Ruhm; sie verhüllte ihre Schönheit und verlieh ihre Gunstbezeigungen fortan nur um einen hohen Preis, und wenn sie einst zu Eleusis vor den Augen des ganzen Volks entkleidet in das Meer stieg, so geschah dies vielleicht nur, um den Eindruck ihrer Reize zu erneuern. (Vergl. Anadyomene). Als ein Wunder wird angeführt, daß Xenokrates ihr widerstanden. Phryne hatte gewettet, diesen wegen seiner Enthaltsamkeit und Strenge berühmten Philosophen zu besiegen; aber alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und sie kehrte mit der Aeußerung von ihm zurück, sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule. Selbst im Alter fehlte es ihr nicht an Anbetern, da man eine Ehre darein setzte, sich ihrer Gunst rühmen zu können.

Phthiotis, s. Thessalien.

Phthisis, s. Schwindsucht.

Physik, s. Naturlehre.

Physikotheologie würde sonst durch natürliche Theologie übersetzt, und der geoffenbarten gegenübergestellt. Nun ist zwar die Theologie an sich weder eine natürliche, von der Natur selbst angeborne, noch eine geoffenbarte, oder auf übernatürliche Weise im Menschen gewirkte, sondern durch Glauben, Forschen, Studium, Fleiß und Eifer zu erwerben. Es beziehen sich aber jene Ausdrücke mehr auf den Inhalt der Theologie selbst und auf die

Grundsätze, nach welchen man denselben ableiten und behandeln zu müssen glaubt, und gründen sich auf die Ausdrücke: natürliche und geoffenbarte Religion. Wie nun der Mensch, in dem nur menschliches, geistiges Leben entwickelt ist, durch sein innerstes Bewußtseyn, durch sein Gefühl und seine Vernunft auch zum Bewußtseyn Gottes, zu religiösen Empfindungen und zur Erkenntniß ewiger Wahrheiten unleugbar gelangen kann; wie es in dieser Hinsicht allerdings eine Religion gibt, die man eine natürliche nennen mag, weil sie in den natürlichen Anlagen und Vermögen des Menschen sich entwickelt, ohne eine übernatürliche Unterstützung zu erhalten: so kann es auch eine Theologie geben, welche natürliche oder Physikotheologie genannt wird, in wiefern sie wesentlich die Erforschung, Begründung, Entwickelung und übereinstimmende Anordnung jener religiösen Wahrheiten beabsichtigt. So haben auch wohl fromme und gelehrte Christen sie gedacht und behandelt, ohne dabei den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung aufzugeben, und die Physikotheologie als Gegensatz der geoffenbarten Theologie aufstellen zu wollen. Denn es war demüthigen und bescheidenen Forschern einleuchtend genug, wie der Mensch bei den herrlichsten, von Gott ihm verliehenen Kräften und der Fähigkeit, die erhabensten Anschauungen von Gott, als dem Urquell und Erhalter aller Dinge, zu erlangen, doch aus eigener Kraft nie zu einer Religion gelangen konnte, die alle Ansprüche seines Geistes und Herzens vollkommen befriedigte, und unter allen Lebensverhältnissen mit einem Trost und Muth, einer Zuversicht und Freudigkeit, wie keine der mannichfachen Philosophien je gewährt hat, erfüllte. Das Bedürfniß einer außerordentlichen Erleuchtung und Leitung der Menschheit, das Bedürfniß einer Offenbarung und die geschichtlich und im Glauben gegründete Gewißheit derselben, konnte demnach durch eine echte Physikotheologie keineswegs wankend gemacht oder umgestoßen werden, und diese demnach auch nicht über die Theologie des Christenthums sich erheben wollen, so wenig als die eine mit der andern je wahrhaft in Widerstreit kommen kann, außer wenn man einem Widerstreite des Menschlichen gegen das Göttliche Raum gibt. Doch hat in jenen Zeiten, da ein sogenannter Naturalismus sich übermüthig der Offenbarung des Christenthums gegenüberstellte, und dem Indifferentismus den Weg bahnte, die Physikotheologie sich selbst als einen Gegensatz gegen die christliche Theologie geltend machen wollen, und so eine böse Nebenbedeutung gewonnen. Es wird dann jene Theologie damit bezeichnet, die, ohne jene unverkennbare, seit Jahrhunderten fortdauernde, Einwirkung der Offenbarung auf alle menschliche Erkenntniß und unsere früheste Bildung zu berücksichtigen, sich aller Offenbarung überhebt, und mit der Ueberzeugung, der Mensch könne und müsse Alles, was von Gott und göttlichen Dingen zu erkennen nothwendig und nützlich ist, auch ohne das göttliche Licht aus eigener Kraft und Vernunft sich aneignen, alle Lehren und Erkenntnisse derselben für Früchte der eigenen Kraft und Vernunft ausgibt; dahingegen jedes Geheimniß, was die Offenbarung zwar als sicher und beglaubigt, aber keineswegs mit menschlicher Kurzsichtigkeit völlig zu durchschauende Wahrheit enthüllt, völlig verwirft. Gleichwohl bleibt dieser natürlichen Theologie die Natur selber ein großes Geheimniß, während sie das Werden und Erhalten derselben vollkommen erklären zu können glaubt, und der Mensch selber, das Verhältniß seines eigenen geistigen und körperlichen Lebens zu einander, bleibt ihr in

Digitized by Google

vielem ein Räthsel, während sie die genügendsten Aufschlüsse über Gott und göttliche Dinge, und des Menschen höchste Bedürfnisse, mittheilen zu können sich eitel überredet. — In einem beschränktern und gewöhnlichern Sinne bezeichnet Physikotheologie diejenige Religionswissenschaft, welche von der Welt zur höchsten Intelligenz, als dem Princip aller natürlichen Ordnung und Vollkommenheit, aufsteigen will, oder den Versuch der Vernunft, aus den Zwecken und der weisen Einrichtung der Natur auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften, von der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen. Daher der physikotheologische Beweis derjenige, der hieraus geführt wird.

Physiognomie, Physiognomik. Physiognomie nennt man das Ansehn eines Menschen, oder sein ganzes Aeußere (besonders das Gesicht), in sofern es eine natürliche und bleibende Beschaffenheit (φύσις) des Geistes ausdrückt, und Physiognomik die Kunst, in dem Ansehn des Menschen, besonders aus dem Gesicht und aus gewissen gleichförmigen Aeußerungen desselben eine habituelle Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Daß das Innere sich in dem Aeußeren nach Naturgesetzen, unter welchen beide mit einander verbunden sind, ausdrücke, ist kein Zweifel. In dem ganzen Reiche der Natur, das unsern Blicken eröffnet ist, findet Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen Geist und Materie Statt, und das Band zwischen beiden ist die Form (Bildung). Die vollkommenste Wechselwirkung aber zeigt sich in den höchsten Erscheinungen der Natur, d. i. im Thierreiche. Die Formen des Thierreichs tragen verschiedene dem lebendigen Naturforscher verständliche Charaktere. Die Kopfbildung des Wolfes, des Fuchses oder des Löwen z. B. drückt jede einen eigenthümlichen Charakter aus; dem Wolfe legt man räuberische Tücke, dem Fuchse List und Verschlagenheit, dem Löwen Stärke und Großmuth bei, ja man stellt diese Thiere sogar als Symbole der angezeigten Eigenschaften auf, und diese Thiersymbolik ist nicht willkürlich, sondern reicht bis in die ältesten Zeiten, und ist überall verbreitet, wie der Glaube an die ursprüngliche Einheit des Geistigen und Natürlichen. Da nun insbesondere das Gesicht, als der vordere Theil des Kopfes, an welchem die edelsten Organe der Weltauffassung und Natureinwirkung sich vereinigen, diesen Ausdruck zeigt, so legt man auch den Thieren eine Physiognomie im weiteren Sinne, als einen Ausdruck des Gesammtcharakters einer Thierclasse, bei. Hierauf beruhten schon Bapt. della Porta's Untersuchungen über die menschliche Physiognomie (starb 1615), welcher Thierköpfe, mit gewissen Menschengesichtern verglichen, darstellen ließ. Am ausdrucksvollsten und ausdrucksfähigsten aber ist das menschliche Gesicht, weßhalb man es allein ein Antlitz, einen Spiegel der Seele nennt. Ausdrucksvoll, da der Geist, mit Freiheit und Bewußtseyn ausgerüstet, sich in mannichfaltige Charaktere gestaltet, und in seiner erkennbaren, allseitigen Beziehung auf die Welt mittelst des Körpers einen Reichthum bedeutungsvoller Zustände und Aeußerungen offenbaren muß; ausdrucksfähig, weil die Haut des Gesichts frei von allen Bedeckungen, welche wir bei den Thieren finden, ferner sehr zart und beweglich, das Innere auch mannichfaltig auszuprägen vermag. In dem Begriffe der Physiognomie liegt aber zugleich, daß das Aeußere eine natürliche und bleibende Beschaffenheit des Geistes ausdrücke, d. h. eine solche, welche entweder auf der körperlich bedingten Anlage beruht, oder zwar auch von Freiheit abhängig,

aber durch Gewohnheit unwillkürlich und fest, oder wie man sich ausdrückt, zur andern Natur geworden ist. Denn durch Uebung des Denk-, Gefühls- und Begehrungsvermögens entsteht eine bestimmte Denk-, Gefühls- und Begehrungsweise. Wie der Körper die Geisteswirksamkeit bedinge, und wie diese Denk- und Sinnesweisen auf das Aeußere einwirken, ist eben so unerklärlich, als die Wechselwirkung der Seele und des Körpers überhaupt; daß letztere aber, Einschränkungen und Ausnahmen abgerechnet, welche in der Natur überall vorkommen, sich einprägen und ihren bestimmten Ausdruck haben, ist nicht zu bezweifeln, und man kann sich wohl im einzelnen Falle irren, wenn man Jemanden ein kluges oder dummes Gesicht beilegt, nicht aber darin, daß es kluge und dumme Gesichter gibt, daß die Herzensgüte und die Schlechtigkeit ihren eigenen stehenden Ausdruck haben u. s. w. Darauf beruht die Nothwendigkeit und Sicherheit der plastischen und mimischen Kunst, so wie der allgemeinen Beurtheilung von Seiten der Beschauer bei Unterscheidung von Würde und Gemeinheit u. s. w. Ferner schließt der Begriff der Physiognomie die zufälligen oder ganz physischen Veränderungen und Bewegungen aus, und fodert bloß bleibende Beschaffenheiten, oder gleichförmig wiederkehrende Veränderungen und Wirkungen des Körpers, welche jenen natürlichen und bleibenden Beschaffenheiten der Seele so entsprechen, daß sie als deren Zeichen angesehen werden können. Hieher rechnet Kant in seiner Anthropologie in Hinsicht des Gesichts mit Recht: 1) die Gesichtsbildung, in deren Profil hauptsächlich das Charakteristische sich zeigt. Die Gesichtsbildung scheint aber mehr die durch körperliche Anlage bedingte Geistesart zu bezeichnen. Der Mensch kann dieser Anlage zwar entwachsen, aber ihrem Einflusse nie ganz entgehen. Dies bezeugen Blumenbachs Untersuchungen über die Physiognomien der verschiedenen Völker der Erde. Auch können namentlich in Beziehung auf die Stirn, welche mit der Gehirnbildung in Verbindung steht und das „Menschlichste am menschlichen Haupte ist,“ viele Beobachtungen Galls hieher bezogen werden, so wie die Bemerkungen der Kunstkenner über die Werke der Bildhauerkunst und Malerei, z. B. Böttigers über den Jupiter des Phidias; 2) die Gesichtszüge; 3) Mienen oder in Bewegung gesetzte Gesichtszüge, in sofern sie habituelle (gleichförmig wiederkehrende) Gesichtsgeberdungen sind. Uebrigens sind auch andere Aeußerungen des Menschen charakteristisch, jedoch in verschiedenen Graden, z. B. der Gang, die Stimme und Sprache, welche mehr als Alles den Geist verstehen läßt, (Phinognomik) — Schrift u. s. w. — Auf diese charakteristischen Aeußerungen gründet sich nun die Physiognomik, von welcher Kant und Mehrere behaupten, daß sie nicht zur Wissenschaft werden könne, „weil die Eigenthümer einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschaueten Subjekts hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann; wo die Menschengestalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere, innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird.“ Indessen kann man doch den Inbegriff der (jetzt noch zerstreuten) Regeln so nennen, nach welchen man die Geistesart der Menschen oder gewisse Classen der Geistesbeschaffenheit in äußerlichen Zeichen erkennen kann, wobei freilich sichtbare Abbildungen un-

terstützen müssen. Die Anwendung dieser Gesetze aber wird durch die mannichfaltigen Ausnahmen sehr beschränkt, und kann bei voreiligen Schlüssen leicht gehässig werden. Letzteres ist der Grund, warum die Physiognomik Lavaters so bald vergessen worden ist, obgleich sie einen Schatz von Erfahrungen und herrlichen Beiträgen zu einer Theorie der Physiognomik enthält. Verstellung der Menschen, Krankheiten und andere Umstände verändern die äußere Gestalt, und lassen die verschiedenen Erfahrungen oft vermischen. Darum aber müssen auch diese Einschränkungen in einer solchen Theorie aufgeführt, und in ihr die Frage beantwortet werden, welche Geistesbeschaffenheit am leichtesten sich im Aeußern offenbart und erkennen lasse. Dies sind nämlich Eigenschaften des Temperaments und die Gefühlsweise eines Menschen; weniger leicht kann auf Gesinnung und intellectuelle Beschaffenheit geschlossen werden. Sehr scharfsinnige Grundzüge einer Theorie der Physiognomik hat neuerlich Joh. Jac. Wagner in seinem Buche über die Natur der Dinge, Leipzig 1803 (von S. 551 an) aufgestellt.

Physiokratisches System, Physiokraten, Oekonomistisches System, Oekonomisten. Dieses berühmte staatswirthschaftliche System, welches eine Reihe von Jahren hindurch die Blicke von ganz Europa auf sich gezogen, ward zuerst in Frankreich von einem geistreichen, spekulativen Kopfe, Franz Quesnoy, Leibarzt Ludwigs XV., auf die Bahn gebracht. Dieser hatte auf den Reisen, welche er mit dem Könige im Lande machte, Gelegenheit, von dem großen Verfall sich zu überzeugen, worin sich in Frankreich damals der Landbau befand und entdeckte einen Hauptgrund dieses Verfalls in der Befolgung der unter Colbert's Ministerium eingeführten Grundsätze des Merkantil-Systems (s. d. Art.), welches den städtischen Gewerbsleiß vorzugsweise begünstigte auf Kosten des ländlichen. Kaum hatte Quesnoy seine neuen Ansichten dem Publikum vorgelegt (Tableau économique avec son explication 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain, Paris 1767; verbessert Iverdun 1768, 6 Bände): so bemühten sich mehrere scharfsinnige Schriftsteller gleichsam um die Wette, die vom Erfinder bloß hingeworfenen Ideen zu entwickeln und ausführlicher darzustellen. Es bildete sich eine eigene Schule von staatswirthschaftlichen Philosophen unter dem Namen der Physiokraten oder Oekonomisten. Unter den Franzosen waren es vorzüglich du Pont, Baudeau, le Trosne, de la Riviere und der ältere Mirabeau, unter den Deutschen Iselin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz und Krug, welche zur Verbreitung dieses Systems beitrugen. In der letzten Zeit der Regierung Ludwigs XV. war dasselbe in Frankreich ganz ohne Einfluß, erst unter Ludwig XVI. kamen verschiedene seiner Anhänger, unter andern der Minister Turgot, in die Verwaltung. Nachher sank das Ansehen dieser Schule wieder, bis sie zur Zeit der Revolution mehrere Jahre hindurch ein entschiedenes Uebergewicht in der Nationalversammlung behauptete. In Deutschland ist das physiokratische System praktisch einzuführen zuerst versucht worden vom letztverstorbenen Großherzoge von Baden, welcher selbst manche Schriften darüber herausgegeben, aber sein Versuch mußte schon deßhalb mißlingen, weil er bloß mit einigen Dörfern angestellt wurde. Auch die Brüder Leopold II., Großherzog von Toscana, und Joseph II., römischer

Digitized by Google

Kaiser, waren dem Systeme im Ganzen ergeben; nur die von demselben empfohlene Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande hat Joseph ganz und Leopold theilweise beschränkt. — Die Hauptgrundsätze dieses Systems sind folgende: 1) Die Erde ist die einzige Quelle aller Werthschaffung und alles Reichthums, nur die Arbeit, welche mittelst Benutzung und Verstärkung der im Pflanzen- und Thierreiche schöpferisch wirkenden Naturkräfte verwandt wird, bringt etwas Neues hervor. 2) Alle Staatsbürger sind daher in drei Classen zu vertheilen, nämlich in a. Landeigenthümer, b. productive Staatsbürger, solche, welche den Boden bauen und benutzen, also Pächter, Landwirthe ꝛc., c. unproductive oder sterile Staatsbürger, alle Uebrige, also Gelehrte, Künstler, Handwerker, Kaufleute ꝛc., weil sie sämmtlich mit Producten der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 3) Da dem Systeme zufolge aller Reichthum bloß aus dem Boden hervorgeht, so darf auch nur eine einzige Abgabe, nämlich vom Grund und Boden, Statt finden und diese Abgabe, welche in der Sprache der Schule Impôt unique heißt, muß nach Abzug der Schaffungskosten auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. Die Unhaltbarkeit dieses staatswirthschaftlichen Systems erhellt aus folgenden Sätzen. 1) Der Reichthum besteht nicht in den rohen Producten allein, sondern in allen Dingen, welche menschliche Bedürfnisse zu befriedigen vermögen und daher einen Werth haben. Die Erde ist zwar die Mutter aller unserer Sachbedürfnisse, aber wir erhalten ihre Producte nur als Grundstoff zur weitern Veredelung; wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Bereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche auf die Veredelung solcher Erzeugnisse verwandt, ihre Brauchbarkeit vermehrt, ist auf dieselbe Weise productiv als die Arbeit, welche auf den Boden verwandt wird. 2) Die Natur ist nicht bloß wirksam bei der Erzielung von rohen Producten, sondern auch dem Kaufmann und Fabrikanten leistet sie Hülfe. Das Wasser, welches die Mühle treibt, das Feuer in den Dampfmaschinen und selbst das Genie des Künstlers, das Talent des Manufactur-Unternehmers, was ist es anders als Natur, welche mit produciren hilft. So wie sich der Grundeigenthümer ein Stück des Bodens zuzueignen und damit zu wuchern versteht, indem er sich etwas für die Benutzung der Production, welche sein Grundstück enthält, als Rente bezahlen läßt, so weiß auch der Manufacturist sich eine Naturkraft zuzueignen und ihre Anwendung oft lange Zeit als Geheimniß zu verwahren, so daß er davon noch weit höhern Gewinn zu ziehen vermag als der Grundherr von seinem Acker. Daher ist auch 3) der Schluß falsch, daß keine andere Abgabe als die von der Grundrente Statt finden dürfe. Sollte der ganze Steuerbeitrag von dem Grundertrage aufkommen, so würde zwar in einem ganz isolirten, geschlossenen Handelsstaat durch die Preiserhöhung der rohen Producte auch der übrige Theil der Nation seinen Steuerbeitrag dazu entrichten, aber der Landwirth und die Grundbesitzer würden doch immer den Vorschuß zu leisten haben, was für sie ausnehmend drückend wäre. In einem Staate aber, welcher aus seinem Verkehr mit den Nachbaren nicht herausgerissen werden kann, muß der gänzliche Verfall der Landwirthschaft die Folge davon seyn, wenn sämmtliche Staatsabgaben auf den Grundertrag gelegt werden, weil alsdann die übrigen Volksclassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen des hohen Preises wegen nicht im Inlande

Digitized by Google

kaufen, sondern lieber vom Auslande beziehen werden. Eine, alle sonstige Abgaben ausschließende, einzige Grundsteuer ist durchaus chimärisch, und selbst der reichste Segen der Natur würde die Nachtheile einer solchen Steueranlage nicht auszugleichen vermögen. (Vergl. Abgaben, Grundsteuer). Trotz diesen wesentlichen Mängeln des physiokratischen Systems, welches der ältere Mirabeau nicht mit Unrecht einen prächtigen Palast ohne Treppe genannt hat, läßt sich nicht leugnen, daß die Verbreitung desselben der Wissenschaft der Nationalökonomie wahrhaft beförderlich gewesen, indem dadurch die Fehler des Merkantilsystems in ihr volles Licht gestellt und die heilsamen Wirkungen deutlich gezeigt worden, welche überall aus der Freiheit der Gewerbe für den Nationalwohlstand hervorgehen. K. M.

Physiologie, der Wortbedeutung nach die Lehre von der Natur; wir verstehen darunter insbesondere die Lehre von der körperlichen Natur des Menschen, obgleich die Schuldefinitionen dieses Worts nach dem jedesmaligen Standpunkte der Philosophie und der medicinischen Wissenschaft verschieden waren. So erklärten z. B. Fernelius und Platner sie für die Lehre von der Natur, oder den Inbegriff gewisser Kräfte und Ursachen, durch welche das Leben und seine Aeußerungen in dem Menschen bewirkt werden; Haller für die belebte Anatomie; Mekel für die Lehre von den Verrichtungen des Menschen und seiner Theile im gesunden Zustande; die naturphilosophischen Aerzte für die Wissenschaft von dem Offenbarwerden des Lebens an dem menschlichen Organismus; und da der vollkommenste Zustand des Lebens im Organismus zugleich den Begriff der Gesundheit in sich schließt, so ist auch in dieser Erklärung der Zustand der Gesundheit eingeschlossen. Die Physiologie ist der Grund aller wissenschaftlichen Medicin, ihre Geschichte ist folglich eins mit der Geschichte der Medicin. Die Kenntnisse der ersten Zeit in der Physiologie waren nur mangelhafte Bruchstücke, einzelne Materialien und Hypothesen. Hippokrates selbst hatte nur unvollkommene Kenntnisse von der Organisation des menschlichen Körpers, und einseitige Begriffe von dem Ursprunge des Lebens. Plato macht schon deßwegen Epoche, weil er umfassende Ideen von den Verhältnissen des Universums, von dem Ausdrucke der gesammten Natur in dem Körper und Leben des Menschen, von dem Ursprunge des Lebens aus der Gottheit, als dem ewigen Leben selbst, in die Physiologie verwebte. Galen, schon mit mehreren Kenntnissen in der Anatomie versehen, setzte ein für damalige Zeit schon weitläuftiges Gebäude der Physiologie zusammen. Von ihm rührt die Eintheilung der Functionen in Lebens-, thierische und natürliche Verrichtungen her, die sich bis auf unsere Zeiten im Ansehn erhalten hat. Nach den Zeiten des Mittelalters bereitete die bessere Bearbeitung der Anatomie (s. d. Art.) ein geläutertes Studium der Physiologie vor, doch blieb auch diese lange nur eine feinere Anatomie. Die Berichtigung der Theorie des Blutumlaufs von Harvey verbreitete zwar vieles Licht in den Verrichtungen des menschlichen Organismus, allein sie hatte auch zur Folge, daß die nachfolgenden Physiologen alle Thätigkeiten in demselben, und das Leben selbst nach Grundsätzen der Mechanik und Hydraulik aus dem Umlaufe des Blutes erklären und berechnen wollten. Nur Stahl lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf eine geistige Ursache des Lebens und seiner Aeußerungen, indem er die Seele als das Princip derselben annahm; Haller aber gründete eine ganz neue

Epoche in der Physiologie, indem er die Theorie von der Reizbarkeit der thierischen Faser aufstellte, welche von Physiologen nach ihm unter verschiedenen Modificationen zur Lehre von der Lebenskraft umgearbeitet wurde, und in welcher endlich selbst Browns Lehre ihre Wurzel hatte, indem dieser das Leben und seine Erscheinungen aus der Reizbarkeit des gesammten Organismus (die er Erregbarkeit nannte) und den erregenden Einwirkungen der Außenwelt herleitete. Unterdessen hatten allmälig die Fortschritte der neuern Chemie und die Philosophie Kants eine andere Gestaltung der Physiologie verbreitet; die ersteren, indem sie die einfachen Stoffe des Organismus durch kunstvolle Versuche darstellen und näher kennen lehrten, und folglich auch mehr Licht über den Einfluß der von außen in ihn aufgenommenen und auf ihn wirkenden Stoffe der Nahrungsmittel, der Atmosphäre u. s. w. verbreiteten; die letztere, indem sie durch gründliche Kritik dessen, was die Vernunft zu leisten oder nicht zu leisten vermag, alle leeren und nicht zu erweisenden Hypothesen verbannte, eine bessere Art der Naturforschung überhaupt einführte, gewisse aus der Grundeinrichtung des Geistes entspringende Maximen als die Richtschnur für alle Untersuchungen der Natur aufstellte. Hieraus entstanden richtigere Begriffe über Organisation und Organismus. Schelling leitete von dem Leben selbst, als dem Urquell alles Seyns, nicht nur die ganze Natur, sondern den Geist, die Vernunft selbst ab, und betrachtete somit Alles, was ist, Geist, Mensch, Natur, Organisation, das Universum selbst, als die Offenbarung dieses höchsten und ewigen Lebens in einer unermeßlichen Reihe von Modificationen. Wir versuchen es, dem Leser in möglichster Kürze eine Ansicht des wesentlichen Inhaltes der Physiologie von ihrem jetzigen Standpunkte aus zu geben. Wir finden durch die Reflexion, daß der Mensch in zwiefacher Rücksicht zu betrachten ist: als Naturwesen, zur Erde gehörig, und als ein höheres, der Geisterwelt angehöriges Wesen. Als Naturwesen gehört der Mensch der Erde an, unterliegt den allgemeinen Naturgesetzen, die das große Weltall regieren, und sich in allen Theilen desselben, so auch im Erdorganismus in unzähligen Abstufungen wiederholen. Nach diesen Naturgesetzen sehen wir alle organischen Wesen von ihres Gleichen entstehen, alsdann sich selbst erhalten, wachsen, blühen, dann wieder zurückgehen, welken und absterben. Der Mensch steht zwar als organisches Wesen auf der höchsten Stufe, die Naturgesetze aber regieren und bestimmen unabänderlich seine irdische Existenz; er entsteht, und wächst, blüht, welkt und stirbt unwillkürlich ab. Die allgemeine Kraft, die nach unabänderlichen Gesetzen das Weltall, die Erde, die organischen Wesen der Erde hervorbringt, regiert und bewegt, ist das ursprüngliche, ewige und unendliche Leben, das als Weltleben, Erdleben, als das Leben aller der Erde angehörigen organischen Wesen, in unzähligen Abstufungen sich darstellt. Es ist dasselbe Leben, das auf der untersten Stufe der Erdwesen sich als Crystallisirung im Wachsthume des Minerals und Metalls offenbart, das schon in höherer, aber noch stiller Thätigkeit im Wachsthume der Pflanzen seinen Kreis durchläuft; dasselbe Leben, das auf noch höheren Stufen in der Thierwelt einen freieren und weiteren Kreis durchgeht, sich in viel mannichfaltigeren Abstufungen offenbart, das endlich im Menschen sich auf der höchsten Stufe in den mannichfaltigsten Modificationen darstellt. Indem also das an sich ewige und unendliche Leben in zeitliche und endliche Beschränkungen von verschiedenen Graden sich darstellt, erscheint es als eben

Digitized by Google

so verschiedene körperliche Formen in den Erdorganismen, durchläuft in denselben einen gewissen Kreis, in welchem es seine an sich ewige und unendlich freie Thätigkeit auf beschränkte, d. h. zeitliche und endliche Weise offenbar werden läßt, und dadurch die verschiedenen Perioden der organischen Wesen in Entstehung, Wachsthum, Blüthe (als den Culminationspunkt der Lebensäußerung) entwickelt. Diese Offenbarung, Verkörperung der Ideen des Lebens, und die Entwickelung ihrer Perioden nennen wir Natur, und die ihnen einwohnende Lebensidee Naturkraft. Es ist folglich dieselbe Naturkraft, die sich im großen Erdorganismus wie im kleinen äußert, nur auf verschiedenen Graden der Stärke, je nachdem die Idee des Lebens auf einer niederern oder höheren Stufe sich offenbart. Daher sehen wir im Menschenleben alle Erscheinungen des gesammten Erdlebens wie im Spiegel wiederholt; wir finden die niedern Stufen des Lebens, die Crystallisation des Mineralreichs, die Vegetation des Pflanzenreichs, die Animalisation des Thierreichs in seinen verschiedenen Stufen im menschlichen Organismus wieder. Eben so finden wir die Erscheinungen der Natur verähnlicht in demselben wieder, z. B. die Bewegungen der Erde um ihre Sonne in den Perioden des Menschenlebens; die tägliche Bewegung der Erde um sich selbst, die Wechsel ihres Lebens im Licht und in der Finsterniß, im Wachen und Schlaf; die Atmosphäre mit ihrem ätherischen Princip in dem Bau der Lungen; den Erdelectricismus in der animalischen Electricitätsspannung; den Charakter der Erdoberfläche und des Climas in dem physischen Charakter der Menschen u. s. w. In sofern nun die Idee des Lebens auf der Erde sich auf der höchsten Stufe offenbaren sollte, mußte auch der ihr sich gleich bildende Organismus am zusammengesetzesten erscheinen, um einen organischen Körper darzustellen, der in seiner Formbildung und in Behauptung seiner Individualität die Stufenhöhe der Idee des Lebens, in dem Umlaufe von Entstehung und Bildung, in den Entwickelungen des Wachsthumes und der Lebensperioden, die stets in ununterbrochener Thätigkeit begriffene Durchführung der Lebensidee, in der Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts selbst die Ewigkeit und Unendlichkeit der Lebensidee, als Ausfluß des ursprünglichen, absoluten und ewigen Lebens, offenbarte. Daher stellt der menschliche Körper eine Form dar, welche der höheren Foderung der Vernunft, den Regeln der Schönheit, Symmetrie und Zweckmäßigkeit entspricht; ist mit einer Reihe von Organen versehen, welche zur Ausbildung, zur Erhaltung seiner Individualität und seiner Gattung, — mit Organen, welche zur Bewegung, zum Wechselverkehr mit der Außenwelt, — ferner mit Organen, welche zur Wahrnehmung der Gegenstände außer ihm, so wie seines eigenen Körpers dienen. (S. d. Art. Organ). Wie nun der Mensch einer Seits der Erde als Naturwesen angehört, so ist der menschliche Geist durch Vernunft und Freiheit von der Naturwelt getrennt, und dieser völlige Gegensatz wird durch das Bewußtseyn bewirkt, wodurch er die in ihm sich spiegelnden Bilder der Außenwelt als außer ihm und ihm fremd erkennt und unterscheidet. Jene Reihe von Organen, welche den menschlichen Organismus in den Gegensatz zur Außenwelt bringen, sind daher auch zum Theil die Vermittelungsorgane zwischen Körper und Seele, und ihr Mittelpunkt, wo alle aus- und einwirkenden Strahlen zusammentreffen, ist als der Sitz der Seele, oder vielmehr als das Organ derselben anzusehen, von wo die freie und willkürliche Thätigkeit über den Orga-

Digitized by Google

nismus (in so weit er derselben unterworfen ist, und zum Wechselverkehr mit der Außenwelt und andern menschlichen Geistern gehört) ausgeht. Denn unbeschadet der ursprünglichen Klarheit der Vernunft und Freiheit des Geistes ist derselbe doch durch seine innige Verbindung mit dem organischen Körper (gleichsam Versenkung in denselben) einer Beschränkung während des irdischen Lebens unterworfen, so daß er die unwandelbaren Gesetze der Naturkraft nicht ändern kann, und die Willkür seiner Einwirkungen nicht bis auf diejenigen Organe erstreckt, welche bloß dem Naturleben unterworfen, und zur Erhaltung des ganzen menschlichen Organismus bestimmt, mithin auch ununterbrochen, wie es die Lebensidee, oder die ihnen einwohnende Naturkraft erfodert, ohne Willkür der Seele thätig sind. — Hiernach besteht der menschliche Organismus in einer Verbindung von Organen, die in einer sich unaufhörlich umschlingenden und wiederholenden Kette von Thätigkeiten einander unter- und nebengeordnet, einander erregend und wieder beschränkend wirken, in denen man jedoch gewisse zusammengehörige Reihen und Ordnungen bemerkt, die man Systeme nennt. Dasjenige System, welches ausschließlich zur Erhaltung des Organismus bestimmt ist, nennt man das Reproductionssystem, zugleich die Wurzel und der Boden des ganzen, aus dem alle verschiedenen Systeme construirt werden, in sofern nämlich alle organische Masse hierhin gehört. Diejenige Reihe von Organen, welche gebildet sind, um zur Bewegung im Raume, sowohl im Organismus selbst, als in Betreff der Außenwelt, nämlich der Ortsbewegung zu dienen, benennt man das System der Irritabilität; die Reihe von Organen, welche das eigentlich höhere animalische Leben ausdrücken und realisiren, daher auch die Naturkraft auf ihrer höchsten Stufe enthalten, die Wahrnehmung der Außenwelt und die Wechselwirkung mit ihr bewirken, ist das System der Sensibilität, das sich in zwei Regionen absondert; die niedere, welche zur Mittheilung der höheren Naturkraft sich in das Reproductionssystem versenkt, und dessen Thätigkeit der Idee des Lebens angemessen beherrscht, und die höhere, welche der Willkür des Geistes unterworfen ist, und die Thätigkeiten desselben vermittelt. Die Verrichtung des reproductiven Systems ist, den Organismus in seiner Form und Bildung zu erhalten, die Entwickelung desselben nach den Perioden seines Lebensalters zu bewirken. In der großen Natur drückt sich das Leben in stetem Wechsel und in unaufhörlicher Veränderung der Masse aus, was nichts Anderes ist, als ein stetes Vereinigen und Trennen, oder der kurze Lebenscirkel der verschiedenen nichtorganischen Dinge, die alsdann wieder in den Stand der todten Masse zurückfallen. Hier wird dieser stete Gegensatz, dieser ununterbrochene Wechsel von Verbindung und Auflösung, von Erheben zum Leben und Zurückfallen zum Tode, durch das die Idee des Lebens auf höherer Stufe durch rastlose Thätigkeit offenbarende Oxygen, — die irdische Nachbildung des himmlischen Aethers — vermittelt. Alles, was von der untersten Stufe der todten Masse zur höheren Lebensform der ersten Naturkörper steigen und einen bestimmten, aber nur kurzen Lebenscirkel durchlaufen soll, muß von Oxygen durchdrungen, und sein voriges Seyn dadurch in ein andres verwandelt werden. So ist auch im lebenden Organismus kein Stillstand, sondern eine stete rastlose Thätigkeit, beständiger Wechsel von Stoff. Das ganze Leben des Organismus besteht aus unzähligen kleinen Lebenscirkeln der einfachen Stoffe, der zusammengesetzten ersten organischen

Digitized by Google

Formen, der einzelnen Organe und Systeme in immer höheren Stufen, und daher in immer weitern Lebenscirkeln. Dieser stete Wechsel des Stoffs im Organismus bedingt die Nothwendigkeit einer steten Aufnahme von neuem, dem organischen Leben zu übergebenden Stoff, und einer Ab- und Ausscheidung des verbrauchten Stoffs, der seine kurze Lebensperiode im Organismus durchlaufen hat, und, als demselben fremd, von ihm entfernt wird. Diese aufgenommenen Stoffe müssen eine Reihe von Veränderungen durchgehen, bis sie zu der Stufe des animalischen Lebens geschickt sind, um in das lebendige organische Verhältniß einzugehen. Zu diesen Verrichtungen sind eine Reihe von Organen bestimmt, deren Form, innerer Bau und eigenthümliches Leben ihrem Zwecke entsprechen. Dies sind die Organe der Ingestion und Digestion: Mund, Schlund, Magen und Darmcanal, die einsaugenden Adern vom Darmcanal aus, welche in ihrem Fortgange Drüsen, dann zusammenlaufende Canäle bilden, die sich endlich in einen einzigen sammeln. (S. weiter hierüber die Art. Verdauung, Assimilation, Ernährung). Bis hierher wurde der aufgenommene Stoff immer geläuterter, dem organischen Leben immer verwandter, alle Qualitäten des Organismus, alle verschiedenen des organischen Lebens fähigen Stoffe, aus denen der Organismus besteht, aber in völliger Indifferenz (gleichsam schlafend, durch den höheren Gegensatz noch nicht zum Leben geweckt) enthaltend. Jetzt wird diese Masse durch Verbindung mit dem ätherischen Leben zum höheren organischen Leben geweiht; sie wird zum Blut. Dies geschieht in den Lungen (s. d. Art.), von welchen das Blut in der linken Herzkammer sich sammelt. Jetzt ist das Blut eine mit Leben begabte Flüssigkeit, alle Qualitäten desselben treten aus einander, mit dem ätherischen Princip, als dem Ausdruck höheren Lebens, zu reger Thätigkeit bestimmt, flieht es, vom Mittelpunkte sich verbreitend, in den ganzen Organismus, in unzähligen Strömungen neubelebten Stoff allenthalben vertheilend. Dadurch wird das Arteriensystem in seinen Verzweigungen bis zum feinsten Aederchen gebildet. Jetzt ist dieser belebte Stoff im ganzen Organismus verbreitet, jedes einzelne Organ ist davon durchdrungen, jedes theilt ihm nun den specifischen Lebenscharakter mit, den es besitzt, und so durchläuft nun jeder einzelne Stoff seinen Lebenscirkel. Ein Theil dieses Blutes verwandelt sich, mittelst der innigen Verbindung mit dem ätherischen Oxygen, als gerinnbare Faser in die erste organische Form, das Zellgewebe (eine Art organischer Crystallisation), setzt sich an die Stelle des Gleichen an und verbindet sich mit ihm zu dem nämlichen Organ, um entweder, wenn es noch in der Entwickelung und Ausbildung begriffen ist, diese zu befördern, oder das Verbrauchte, Untaugliche zu ersetzen, wodurch denn die verschiedenen Gestalten und Zusammensetzungen der Bestandtheile des Körpers gebildet und erhalten werden, die theils in der Zellform, in der Gefäßform, in der Bündelform und Hautform vorkommen, und verschiedene eigenthümliche Gewebe oder organische Systeme bilden, aus denen alle festen Theile des menschlichen Organismus bestehen, als: das eigentliche Zell- oder Fasergewebe, die verschiedenen Häute, Drüsen, Haare, Knochen, Knorpel, Muskeln, Gefäßmuskeln, Adern, das Haargefäßsystem, die Nerven mit dem Gehirn. Diese einzelnen Bestandtheile bilden durch mannichfache Verbindungen die zusammengesetzten Organe, deren eigenthümlicher Bau der Ausdruck des ihnen einwohnenden eigenthümlichen Lebens ist, und in deren Verbindung ihre

Digitized by Google

specifike Thätigkeit oder Function gegründet ist. Ein anderer Theil des Blutes ist bestimmt zur Verwandlung in besondere Flüssigkeiten; dies ist die Function der Absonderungen, denen gewisse Organe gewidmet sind. Hieher gehört die Absonderung der Speichelsäfte in den Speicheldrüsen, der Magensäfte in den Magenhäuten, der Galle in der Leber, der Milch in den Brüsten, des Samens in den Hoden, des wässerigen Dunstes in den serösen Häuten, des Schleimes in den Schleimhäuten. Wenn die organischen Stoffe ihren engen Lebenscirkel durchlaufen haben, so erlischt die Lebensidee in ihnen, sie sterben ab, und werden als fremdartige, todte Theile im lebenden Organismus nicht ferner geduldet, sondern der organischen besonderen Form beraubt, aufgelöset, in Canäle aufgenommen und fortgeschafft. Dies geschieht durch die einsaugenden lymphatischen Adern, und durch die Nieren und Urinwege, die äußere Haut u. a. m. (S. diese Artikel). Das System der Irritabilität wird gebildet von der zu einer höhern organischen Lebensform gebildeten Faser aus dem Blute, und besteht aus der Muskelfaser, welche das Vermögen besitzt, durch Zusammenziehung sich zu verkürzen. Ganze Bündel dieser Fasern bilden die Muskeln. Letztere sind theils hohle Muskeln, zur Aufnahme und Fortbewegung von Flüssigkeiten bestimmt, wie das Herz und die Arterien (selbst die Venen und Lymphadern sind mit Muskelfasern, obwohl in der untersten Stufe der Irritabilität, versehen), theils breite Muskeln, welche an das Knochensystem sich anschließen, und zur willkürlichen Bewegung dienen. (S. Muskel). Das System der Sensibilität wird von der zur höchsten organischen Lebensform gebildeten Masse als Mark dargestellt, und bildet das gesammte Nervensystem. (S. Nerven.)— Diese verschiedenen Systeme sind sowohl in Rücksicht ihrer realen Erscheinungen, als in Rücksicht ihrer Thätigkeiten und Functionen in größern und kleinern Cirkeln auf mannichfaltige Weise mit einander verbunden, und finden sich in jedem der einzelnen Theilganzen oder Organe wiederholt. So sehen wir z. B. allenthalben die einfache organische Faser als Zellgewebe, Haut u. s. w. Gefäße, die Blut zu- und abführen, Nerven, welche die höhere Lebensthätigkeit über die niedern Organe verbreiten, und ihre specifike Function reguliren. Alle Verrichtungen der einzelnen Theile des gesammten Organismus werden durch die in dem Nervensystem real dargestellte, gleichsam verkörperte Lebensidee, der Idee des menschlichen Organismus gemäß, geleitet, und in Harmonie zu dem allgemeinen Zwecke desselben gesetzt, so daß keines mehr, länger, oder zu anderer Zeit, als diese Idee erfodert, thätig ist. Diese Harmonie ist also die ungestörte Durchführung der Lebensidee, und in ihr besteht demnach auch der normale Zustand, welchen wir Gesundheit nennen. In die Reihe dieser Harmonie der Functionen des Organismus gehören auch die Thätigkeiten der Seele, in so weit diese von dem Organismus bestimmt werden, und in so weit sie auf diesen bestimmend zurückwirken. Denn obgleich das Leben der Seele höher steht als das organische Leben, indem das letztere nach den unwandelbaren Gesetzen des Naturlebens seinen Cyclus durchläuft, das erstere aber durch Vernunft und Freiheit sich selbst bestimmt, so stehen doch auch beide durch die innige Verbindung in einer gegenseitigen Wechselwirkung mit einander. Der Organismus wirkt nämlich auf die Seele einmal durch das ihr zunächst angehörige Cerebralsystem, indem durch die Sinnesanschauungen die Seele den Stoff zu Vorstellungen erhält, den sie

durch ihre Thätigkeit weiter verarbeitet; dann aber ist auch das dem organischen Leben zunächst angehörige Nervensystem der Reproduction, ungeachtet der in demselben als Hemmungspunkte sich darstellenden Knoten (Ganglien, s. d. Art. Ganglien system), doch nicht so gänzlich von dem höheren Cerebralsystem getrennt, daß nicht einige Verbindung zwischen beiden Statt finden sollte. Denn eine dunkle Vorstellung von den Vorgängen des organischen Lebens erhält die Seele durch dieses System der Nerven in dem Gemeingefühl, und in sofern dieses auf den Willen erregend wirkt, um gewisse Bedürfnisse des Organismus zu befriedigen, entstehen die Triebe und Instincte. Endlich scheint eine fortwährende stille Einwirkung des organischen Lebens auf das höhere Nervensystem, auf das Gehirn und das Organ der Seele Statt zu finden, welche theils durch die stete Erneuerung des organischen Stoffes des Cerebralsystems aus dem Blutsysteme, theils auch durch die Nervenverbindung von besonderen Organen vermittelt wird. Durch beide Umstände scheint das Temperament und die Abwechselung in der Stimmung des Gemüths begründet zu werden. Die Seele dagegen wirkt auf den Organismus schon durch viele willkürliche Handlungen, die auf das organische Leben Einfluß haben, durch Willkür in der Befriedigung der Triebe, ferner durch die mit der Thätigkeit der Seele nothwendig verbundene Erregung der Thätigkeit ihres Organs, welches, indem es unter den Gesetzen des organischen Lebens steht, auch eine Hinleitung der Naturkraft zu sich, und Ableitung derselben von andern Organen, zur Folge hat; endlich durch die directe Einwirkung bestimmter Thätigkeiten und Erregungen der Seele auf bestimmte Organe, nämlich der Phantasie, der Leidenschaften und der Affecten. (S. d. Art. Physiognomik, Pathognomik, Mimik u. s. w.) Alle diese hier nur berührten Gegenstände werden in der Physiologie bis zum Einzelnen durchgeführt, durch Belege aus der höhern Physik, der Anatomie des Menschen, und aus der vergleichenden Anatomie der Thiere näher erörtert, und durch Erfahrungen über krankhafte Abweichungen, wodurch manches im gesunden Zustande schlummernde Verhältniß erst offenbar wird, z. B. die innigere Wechselwirkung zwischen Organismus und der Außenwelt, zwischen Körper und Seele, noch deutlicher gemacht.

H.

Phytologie, die Pflanzenkunde, Botanik, s. Botanik und Pflanzen.

Piano heißt in der Musik schwach, mit schwachem Tone. Ein noch höherer Grad der Schwäche des Tons wird durch Pianissimo bezeichnet. Demnach sollte bei dem Vortrage der Tonstücke, insbesondere aber bei dem Vortrage der Ripienstimmen, die Regel ohne Ausnahme befolgt werden, daß jeder Spieler und Sänger das Piano von dem gewöhnlichen Forte und Pianissimo gehörig unterschiede. In Tonstücken, in welchen keine Solostimme zu begleiten ist, wie z. B. in der Symphonie, im Chore oder auch in den Ritornellen der Arien und Concerte pflegt man in gut eingespielten Orchestern diese Regel immer zu befolgen. Allein bei der Begleitung einer Solostimme, sie bestehe nun in einer Sing- oder Instrumentalstimme, macht es die Schwäche derselben nothwendig, von dieser Regel abzuweichen und das Piano schwächer oder gar dem Pianissimo gleich vorzutragen, damit die Hauptstimme durch die Begleitung nicht zu sehr bedeckt werde. Seltener sind die Fälle, wo das Piano stärker als gewöhnlich vorgetragen werden muß. Bei dem Wechsel des Piano

Digitized by Google

und Forte ist die größte Uebereinstimmung aller Instrumentisten erfoderlich, wenn die Wirkung nicht verloren gehen soll.

Pianoforte, s. Fortepiano.

Piaristen, Väter der frommen Schulen (in Polen Piaren), heißen die Glieder eines geistlichen Ordens, der außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch ein viertes beobachtet, vermöge dessen er sich dem unentgeldlichen Unterrichte der Jugend in Volksschulen und Gymnasien widmet. Dieser Orden wurde im Anfange des 17ten Jahrhunderts von Joseph Calasanza, einem spanischen Edelmanne, zu Rom gestiftet, 1621 unter dem Titel des Ordens der regulirten Kleriker und Armen der Mutter Gottes zu den frommen Schulen (scholarum piarum, daher der Name Piaristen) vom Papst bestätiget, und 1690 für seine gemeinnützigen Bemühungen durch die wichtigsten Privilegien der Bettelorden belohnt. Die Piaristen sind regulirte Weltgeistliche, wie die Jesuiten, mit denen sie nicht nur die Tracht, sondern auch den Zweck zum Vortheil ihrer Kirche auf die Volkserziehung zu wirken, gemein haben und daher seit ihrer Entstehung Nebenbuhler derselben. Sie verbreiteten sich bald in den Ländern der katholischen Christenheit, besonders in den österreichischen Staaten, und wurden bei einer der jesuitischen ähnlichen Ordensverfassung zahlreich und kraftvoll, ohne sich den Vorwurf der Herrschsucht und Einmischung in politische Händel zuzuziehn, wie diese. Vielmehr verdanken sie ihren unläugbaren Verdiensten um das Schulwesen die ungestörte Fortdauer und Blüthe ihres Ordens. Noch jetzt stehen die meisten Gymnasien und Trivialschulen in Ungarn und Polen unter der Leitung der Piaristen; auch in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oesterreich haben sie noch ansehnliche Collegien. Nur ihre Ordensverfassung ist, so weit sie in das öffentliche Schulwesen eingreift, nach den Zwecken des Staats modificirt worden.
E.

Piaster, eigentlich eine spanische Silbermünze, welche acht Silberrealen (daher er auch Pezzo da otto, Stück von achten heißt) oder etwas mehr als einen deutschen Conventionsthaler gilt. Zuerst wurde sie bloß in Spanien, jetzt aber auch in verschiedenen andern Ländern Europa's geschlagen. Auch gibt es türkische Piaster.

Piazzi (Giuseppe), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Astronomen, ist im J. 1746 geboren. Er trat 1764 in den Theatiner-Orden, und wurde 1770 in Malta und 1781 in Palermo Professor der Astronomie. Im J. 1787 besuchte er Paris und London, wo er sich mit den vortrefflichsten Instrumenten versah, und 1789 nach seiner Rückkehr nach Palermo eine Sternwarte anlegte, die für eine der ersten in Europa gehalten wird. Die Beschreibung derselben und seiner Instrumente hat er 1792—94 in 2 Foliobänden herausgegeben. Am 1sten Januar 1801 entdeckte er einen neuen Planeten, die Ceres. Man hat noch mehrere astronomische Werke von ihm.

Picard (Louis Benoit), einer der fruchtbarsten und geistreichsten französischen Theaterdichter der neuesten Zeit, Mitglied der französischen Akademie und Director des Odeon-Theaters, ist 1769 in Paris geboren. Er verband sich früh mit dem Dichter Andrieux, der ihn auf seiner dramatischen Laufbahn mit Rath und That unterstützte. Seine erste Arbeit fürs Theater war Le Badinage dangereux, seine neueste im Jahr 1818 La Maison en loterie. In diesem Zwischenraume liegen (außer mehreren Romanen) 70 andere Stücke, von welchen der bei weitem größere Theil mit Beifall aufgenommen

Digitized by Google

und viele (von Iffland, Hall und Andern) ins Deutsche übersetzt oder doch bearbeitet worden sind. Man hat Picard den Moliere unserer Zeit genannt; richtiger würde man ihn Dancourt zur Seite stellen. Eine Reihe von Jahren war er auch Schauspieler auf dem Theater Louvois. Im Jahr 1801 wurde er Directeur desselben, so daß er zugleich Dichter, Schauspieler und Unternehmer des Theaters war. Später trat er vom Theater als Schauspieler zurück und kurz nachher (1807) wurde er in die franz. Akademie (an einem Tage mit Raynouard) aufgenommen. Dann erhielt er von der Regierung die Leitung der großen Oper und endlich des Odeon-Theaters, welches aber am 20sten März 1818 abbrannte. Dieses Haus wird indeß neu gebaut und Picard hat die Erlaubniß erhalten, künftig neben dem Lustspiel auch Trauerspiele aufführen zu lassen, und so ein zweites Theatre françois zu bilden, welches mithin künftig am Odeon einen Nebenbuhler in seinem Repertoire haben wird.

Picarden, s. Adamiten.

Picart (Bernard), ein ausgezeichneter Kupferstecher, geboren zu Paris im J. 1673, war der Sohn des unter dem Beinamen des römischen Zeichners und Kupferstechers berühmten Stephan Picart. Er empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, und hatte schon in einem Alter von zwölf Jahren eine große Geschicklichkeit erlangt. Dann studirte er die Zeichenkunst auf der Akademie, und Perspective und Achitektur unter Sebastien le Clerc. In der Composition bildete er sich nach den Vorschriften Van Schuppen's, mit welchem er anatomische Figuren nach der Natur zeichnete. Er hatte einen bedeutenden Ruf erworben, als seine Anhänglichkeit an der protestantischen Lehre ihn bewog sich in Holland niederzulassen, wo er den Ueberrest seiner Tage verlebte. Picarts Hauptbeschäftigung bestand in Bücherverzierungen für Buchhändler, worin Wenige ihm gleich gekommen sind. Die Sammler bezahlen seine Arbeiten zu hohen Preisen. Ein anderer Erwerbzweig für ihn waren, was er unschuldige Betrügereien nannte, radirte Blätter, die er den berühmtesten Meistern so künstlich nachstach, daß sie selbst von Kennern für die Originale gehalten wurden. Seine großen Arbeiten sind: Pierres antiques gravées, Fol. Amst. 1724; Cérémonies religieuses de tous les peuples du monde, Amst. 1723 u. ff. 11 Bände in Fol. (von welchem Werke 1741 eine Ausgabe zu Paris in 9 Bänden erschien, deren Kupferplatten minder schön sind). Im Allgemeinen sind Picart's Figuren sauber und elegant, oft mit Geist gezeichnet; aber dem Ausdrucke der Köpfe schadete er oft durch zu viel Punkte. Die Falten der Gewänder sind zu lang und steif. In allegorischen Zeichnungen sind seine Gedanken sinnreich, aber oft zu weit hergeholt. Picart starb zu Amsterdam im J. 1733, in einem Alter von 60 Jahren, allgemein geliebt und geachtet.

Piccini (Nicolo), geboren im J. 1728 zu Bari im Königreich Neapel, wurde von seinem Vater, einem Musiker, dem geistlichen Stande bestimmt. Aber die ganze Seele des Knaben war einzig auf Musik gerichtet. Der Bischof von Bari, bei dem er einst zum Besuche war, behorchte ihn, als er, in der Meinung allein zu seyn, auf dem Claviere verschiedene Arien nach dem Gehöre spielte; die Richtigkeit des Gesanges sowohl als der Begleitung überraschten ihn, er ahnete ein seltenes Talent und bewog den Vater, seinen Sohn das Conservatorio di Santo-Onofrio besuchen zu lassen, an dessen Spitze damals der berühmte Leo stand. Im J. 1742 trat er hier ein, und

wurde einem untergeordneten Lehrer übergeben, dessen trockener und geistloser Unterricht ihn zu dem Entschluß brachte, für sich allein und nach eigener Einsicht zu arbeiten. So componirte er ohne Regel und Anweisung Psalmen, Motetten, Opernarien, und endlich eine ganze Messe. Davon hörte Leo, ließ sich die Partitur bringen, blätterte sie durch, und gab Befehl, sie zu probiren. Umsonst bat Piccini, ihm diese Beschämung zu ersparen; er mußte selbst die Aufführung dirigiren. Alle Zuhörer brachen in Lobeserhebungen aus. Leo tadelte ihn ernst, daß er seine ausgezeichneten Talente den Launen seiner ungeregelten Phantasie habe überlassen wollen, statt sie durch ein gründliches Studium seiner Kunst auszubilden. — Piccini schob die Schuld auf seinen Lehrer; Leo wurde sanfter, schloß ihn in seine Arme, und befahl ihm, alle Morgen zu ihm zu kommen, um von ihm selbst unterrichtet zu werden. Wenige Monate darauf starb Leo, und der berühmte Durante nahm nach seiner Rückkehr aus Sachsen den Platz wieder ein, auf den ihm Leo gefolgt war. Durante gewann Piccini bald vor allen lieb. Nach zwölfjährigen Studien trat Piccini im J. 1754 aus dem Conservatorio, ausgestattet mit allen Kenntnissen in der Musik, und einem Feuer, einer Gluth der Phantasie, die ungeduldig eine Gelegenheit erwarteten, sich zu äußern. Der Prinz von Vintimille brachte ihn bei dem Vorsteher des Theaters der Florentiner in Vorschlag. Der Künstler setzte die Oper Le donne dispettose. Aber die Anhänger Nicolo Logroscino's, der als Componist in der komischen Gattung in verdientem Ansehn stand, wirkten Piccini so thätig entgegen, daß seine Oper nicht wäre gegeben worden, hätte nicht der Prinz dem Theatervorsteher die Summe von 8000 Franken, auf den Fall, daß die Oper mißfiele, vorausbezahlt. Sie ward mit Beifall aufgenommen, und Piccini componirte im nächsten Jahre Le gelosie und dann Il curioso del proprio danno. Letztere wurde, was kaum je geschehen, vier Jahre hinter einander mit Beifall auf die Bühne gebracht. Immer mehr entwickelte sich Piccini's Genie, und erhob sich zur ernsthaften Gattung in der Zenobia, die er 1756 für das Theater von San Carlo componirte. Sein Name verbreitete sich nach Rom; er wurde im Jahr 1758 dahin berufen, um den Alessandro nell' Indie zu componiren. Im J. 1760 erschien Piccini's berühmte Oper Cecchina oder La buona figliuola, die in Rom und nach und nach auf allen Theatern Italiens einen unerhörten Beifall erhielt. Eine eigne Erwähnung verdienen die beiden Finale, die von einer ganz neuen Erfindung waren. Im darauf folgenden Jahre erlangte er in der ernsthaften Gattung durch seine Olimpiade den glänzendsten Beifall. Drei große Meister waren ihm in der Musik vorangegangen: Pergolesi, Galuppi und Jomelli. Er übertraf sie. Das Duett erscheint hier zuerst frei von Pedantismus und Scholastik, in einer neuen musikalischen Form, der man seitdem allgemein gefolgt ist. Piccini war jetzt der gepriesenste und bewundertste Componist Italiens. Funfzehn Jahre fuhr so Piccini fort, mit besonderer Vorliebe für Neapel und Rom zu arbeiten, und war in beiden Städten unveränderlich der Liebling des Publicums. Endlich aber trat ihm Anfossi als Nebenbuhler entgegen, und eine Oper von Piccini fiel durch. Ein so neuer Unfall wirkte so heftig auf seine Seele, daß er schnell nach Neapel abreisete und krank daselbst ankam. Als er von einer schweren Krankheit genesen, beschloß er, nie wieder für Rom zu arbeiten, sondern sich fortan den Theatern in Neapel ganz zu widmen. Die erste

Digitized by Google

Frucht seines Entschlusses war seine komische Oper, die Reisenden, welche im J. 1775 mit immer neuem Enthusiasmus gehört wurde. Um diese Zeit ließ der französische Hof ihm Anerbietungen machen, die durch Ludwigs XV. Tod zwar unterbrochen, bald aber von Seiten Ludwigs XVI. erneuert wurden. Piccini, der damals in seiner Vaterstadt des höchsten Ansehns genoß, und bereits außer unzähligen einzelnen Musikstücken, Oratorien, Cantaten, Kirchenmusiken, 133 Opern componirt hatte, folgte unter sehr vortheilhaften Bedingungen dem Rufe nach Paris, und kam 1776 mit seiner Gattin (er hatte sich 1756 mit der trefflichen Sängerin Vincenza Sibilla verheirathet), und seinem ältesten damals achtzehnjährigen Sohne daselbst an. Die nächste Schwierigkeit, welche sich ihm entgegenstellte, war seine völlige Unbekanntschaft mit der französischen Sprache. Marmontel übernahm es, ihn darin zu unterrichten. Unter Anleitung desselben gelang es ihm, in Jahresfrist die Composition des Roland von Quinault zu Stande zu bringen. Aber neue und größere Widerwärtigkeiten drohten ihm jetzt. Gluck und dessen zahlreiche Anhänger hatten sich wider ihn erklärt; der Roland war von ihnen im voraus verurtheilt; sein Fall schien unvermeidlich. Piccini selbst war darauf gefaßt. Um so mehr überraschte ihn der glückliche Erfolg. Piccini kam bei Hofe in Gunst. Er gab der Königin sogar wöchentlich zweimal Musikunterricht. Mit Gluck söhnte er sich aus; aber wenn gleich Beide vollkommen aufrichtig dabei verfuhren, so dauerte darum der Krieg zwischen ihren Anhängern (Gluckisten und Piccinisten) nicht minder fort. Man beschloß, ihn mit Gluck in Parallele zu stellen, und übertrug in dieser Absicht Beiden, nicht dasselbe Gedicht, sondern denselben Gegenstand, Iphigenie in Tauris. Piccini wurde in diesem Wettkampfe überwunden. Bald nachher verließ Gluck Frankreich, und Sacchini erschien. Es entstanden neue Rivalitäten. Piccini fuhr inzwischen in seinen Compositionen fort. Auf seinen Atys folgte (1783) Dido, die man allgemein für sein Meisterwerk hielt, und andre mehr. Dabei stand er der Singschule vor, deren Direction ihm 1782 anvertraut worden. Als er aber in Folge der Revolution, welche 1789 ausbrach, seinen Gehalt verlor, beschloß er, nach Italien zurückzukehren. Im September 1791 kam er in Neapel an, wo der König ihn auf das schmeichelhafteste empfing, ihm ein Jahrgeld bewilligte, und sogleich mehrere Werke übertrug. Man gab den Alessandro wieder auf dem großen Theater von San Carlo mit demselben Beifalle, den er bei seiner ersten Erscheinung erhalten hatte. Für die Fasten 1792 setzte Piccini das Oratorium Jonathan in drei Acten, und für das Theater die komische Oper La serva onorata. Bald aber änderte sich Piccini's günstige Lage. Er war unvorsichtig genug, revolutionäre Gesinnungen zu äußern, und zog sich dadurch alle Arten von Verfolgungen und Unfällen zu. Diese seine traurige Lage dauerte bis 1798, wo der berühmte Sänger David ihm ein Engagement in Venedig verschaffte. Er erhielt Pässe dahin, und benutzte diese Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde wirkten ihm für seine Einrichtung die Summe von 5000 Franken und einen Jahrgehalt von 2400 Franken aus. Die überstandenen Unruhen und Kümmernisse hatten aber seine Kräfte erschöpft, und er starb zu Passy den 7ten Mai 1800. Sein Sohn Louis hat ebenfalls eine bedeutende Zahl Opern für das Theatre Feydeau in Paris und die Opera buffa componirt, die mit Beifall gehört worden sind.

Digitized by Google

Piccolomini. Dieß Geschlecht, welches ursprünglich aus Rom stammte, aber nachher in Siena sich niederließ, gehört unter die berühmtesten und ältesten Geschlechter Italiens. Am berühmtesten wurde es aber durch die Männer, die es hervorbrachte. Die vorzüglichsten unter ihnen waren: 1) Aeneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, der unter dem Namen Pius II. 1458 den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war einer der gelehrtesten Päpste (er schrieb das Leben Kaiser Friedrichs III. und eine Geschichte Böhmens, und war ein glücklicher lateinischer Dichter) und für sein Zeitalter ein sehr wichtiger Mann, der als Secretär auf dem baseler Concilio die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste vertheidigte, als Papst aber alle seine vorher zur Schmälerung des päpstlichen Ansehns gethanen Aeußerungen widerrief. Sein wichtigster Plan, eine allgemeine Verbinduug der europäischen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, den er so sehr verfolgte, daß er sogar über einige selbst zusammengebrachte Truppen das Commando übernehmen wollte, wurde durch seinen am 12ten August 1464 erfolgten Tod vereitelt. Nächst ihm verdient 2) Octavio Piccolomini bemerkt zu werden, der sich durch seine Verdienste die Würde eines deutschen Reichsfürsten erwarb. Er war 1599 den 11ten November geboren, und trat sehr jung in Kriegsdienste. Nachdem er anfangs in Mailand unter den spanischen Truppen gedient hatte, kam er mit einem Regimente, das der Großherzog von Florenz dem Kaiser Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe sendete, als Rittmeister nach Deutschland, und focht mit vieler Tapferkeit gegen Gustav Adolph. In der Schlacht bei Lützen soll er das Reiterregiment, auf welches Gustav Adolph im Getümmel der Schlacht stieß, und durch das er fiel, commandirt haben. Im Jahre 1634 ward er von dem Herzoge Wallenstein, der sich gegen seinen eigenen Kaiser wendete, zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt, mit dem Auftrage, die salzburgischen Pässe zu besetzen, um allen etwa aus Italien herbeieilenden Hülfsvölkern den Weg zu versperren, und der Vollmacht, jeden dem Herzoge nicht ergebenen Obersten abzusetzen. Aber Piccolomini und mehrere andere Generale, auf welche Wallenstein sein Vertrauen setzte, gaben insgeheim von seinen Plänen dem Kaiser Nachricht, ja Piccolomini ging heimlich selbst nach Wien, erhielt nebst einigen andern Offizieren, Gallas, Albringer, Marabas, den kaiserl. Befehl, den Herzog von Friedland todt oder lebendig zu fangen, und half ihn auch durch verrätherische List ausführen. Dafür bekam er nach Wallensteins Tode auch von dessen Gütern einen Theil. Nach der Schlacht bei Nördlingen (7ten Sept. 1634), in welcher die Schweden auf einige Zeit sehr geschwächt worden waren, drang er mit Isolani durch Würtemberg bis über den Main. Im folgenden Jahre ward er mit einem Corps dem Könige von Spanien gegen die Franzosen zu Hülfe geschickt, erreichte Namur und befreite die Niederlande von den Franzosen. Darauf kämpfte er gegen die Holländer weniger glücklich. Seine fernern glücklichen Unternehmungen gegen die Schweden, besonders die Eroberung von Hörter 1640, die Gefangennehmung des schwedischen Obersten Schlang bei Neuburg in der Oberpfalz 1641 nach einem viertägigen Kampfe, der Entsatz der Stadt Freiberg in Sachsen, welche die Schweden einige Monate belagert hatten (1643), bewogen den König von Spanien, Philipp IV., sich ihn von dem Kaiser zum Feldherrn zu erbitten. Er war auch nun als spanischer General gegen die Franzosen und Holländer in den

Niederlanden glücklich und erhielt den Orden des goldenen Vließes; aber sehr vermißte ihn der Kaiser, als 1648 die Schweden von neuem siegreich fochten. Piccolomini wurde daher wieder zurückberufen, und zum Marschall ernannt. Allein der noch in demselben Jahre abgeschlossene westphälische Friede setzte seinen Kriegsthaten ein Ziel. Dagegen wurde er (nicht bloß als Krieger, sondern auch als Staatsmann geschickt) im J. 1649 als kaiserlicher Principalbevollmächtigter auf den Convent nach Nürnberg gesendet, welcher die Vollstreckung des Friedens zum Zwecke hatte, und darauf zur Belohnung seiner Thaten, ungeachtet mehrerer Hindernisse, in den Reichsfürstenstand erhoben, so wie ihm schon vorher der König von Spanien das von seinen Vorfahren besessene Herzogthum Amalfi wieder ertheilt hatte. Piccolomini starb jedoch schon am 10ten August 1656 zu Wien, mit dem Ruhme, unter den Feldherren der deutschen Kaiser auf eine ehrenvolle Stelle Anspruch machen zu dürfen. Nur verdunkelte diesen Ruhm sein grausamer Befehl gegen die 1640 gefangenen Hessen und Lüneburger. Da er kinderlos verheirathet war, so folgten ihm die Nachkommen seines Bruders Aeneas in seinen Gütern, und nahmen auf der Herrschaft Nachod in Böhmen ihren Sitz.

Pichegru (Charles), ein berühmter französischer Feldherr aus der Revolutionszeit, war den 16ten Februar 1761 zu Arbois, in der Franche-Comté, geboren. Seine Familie war arm aber geachtet. Er wurde in dem Collegium zu Arbois und in einem Minimenkloster erzogen. Nachher studirte er in dem Collegium zu Brienne Philosophie und Mathematik, und lehrte diese Wissenschaften mit Erfolg. Doch wählte er bald den Waffendienst. Die Natur hatte ihm eine athletische Gestalt und einen Körper gegeben, der allen Beschwerden Trotz bieten konnte. Im J. 1783 trat er in das erste Artillerieregiment ein, und ward wegen seines guten Verhaltens und seiner gründlichen Kenntnisse bald Sergent. Hier hatte der Umgang mit Charles Villers, der als Lieutenant in demselben Regimente diente, auf seine Bildung vielen Einfluß. Dann ward er zu einer Expedition nach Amerika eingeschifft; bei dieser Gelegenheit erlernte er Alles, was auf den Seekrieg Bezug hatte, und wurde Sergent-Major; die höchste Stufe, welche damals ein Bürgerlicher ersteigen konnte. Beim Ausbruche der Revolution wurde er Commandant eines Bataillons Nationalgarden. In kurzer Zeit stieg er bei der Rheinarmee, zu deren Generalstabe er seit 1792 gehörte, durch persönliche Auszeichnung zum Divisionsgeneral (1793). Als jene Armee, nach dem Verluste der weißenburger Linien, ihrer Auflösung nahe schien, erhielt Pichegru den Oberbefehl, und bald war die Mannszucht wieder hergestellt. Er führte das Tirailliren in die Kriegskunst ein, und lähmte durch stets wiederholte Angriffe mit reitender Artillerie die deutsche Taktik. Diesem auf den Charakter der Nation so glücklich berechneten Systeme Pichegru's verdankt Frankreich die glänzendsten Erfolge. An der Spitze des Heeres unter Hoche eroberte er die Linien von Hagenau und trieb in täglich wiederholten Angriffen die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen. Hier war es, wo Pichegru unter dem heftigsten Kugelregen ausrief: „Kein Rückzug heute, meine Kinder, kein Rückzug!" Dadurch wurde Landau entsetzt. Hierauf erstürmte die Rhein- und Moselarmee die weißenburger Linien, nahm Lauterburg und rückte den 29sten December 1793 in Landau ein. Pichegru's Kriegsberichte über diese Ereignisse waren kurz, fast lakonisch, und sehr bescheiden. Er schien nur Zeuge der Bewegungen zu seyn, die

Digitized by Google

er geleitet hatte. Nachdem Hoche verabschiedet war, erhielt Pichegru 1794 den Oberbefehl über die fast immer geschlagene, und eben so zucht = als muthlose Nord =, Sambre = und Maasarmee. Ein vom Convent befohlener Angriff auf das feindliche Centrum hatte freilich die Folge, daß Pichegru zurückgeschlagen wurde, allein nun griff er gegen den Willen des pariser Ausschusses die Verbündeten in den Flanken an, indem er eine Abtheilung seines Heeres gegen Westflandern vorrücken ließ. So wurde von ihm Courtray genommen und Clerfait (den 26sten bis 29sten April) durch die Siege bei Courtray, Montcassel und Menin zurückgetrieben. Darauf schlug er die vereinigten Heere des Herzogs von York und des Prinzen von Coburg den 18ten Mai zwischen Menin und Courtray. Er nahm 65 Kanonen, mehrere Fahnen und einen großen Theil des Gepäcks. Um Clerfait aus seiner vortheilhaften Stellung bei Thielt zu locken, belagerte er jetzt Ypern. Und als jener vorrückte, um ihn anzugreifen, kam er ihm zuvor und schlug ihn den 12ten und 13ten Juni, so daß Clerfait dem Sieger Ypern und ganz Westflandern überlassen mußte. Nach Jourdan's Siege bei Fleurus ging Pichegru bei Oudenarde über die Schelde, trennte den General Clerfait von der englischen Armee, schnitt ihm den Rückweg nach Brüssel ab, und schlug ihn in einzelnen Angriffen. Darauf nahm er Brügge, Ostende, Gent, Oudenade, ließ Nieuport und Sluys belagern, und die vom Feinde genommenen Plätze Condé, Landrecis, Valenciennes und Quesnoy einschließen. Er selbst rückte nach Mecheln, schlug den 16ten und 17ten Juli die Engländer und Holländer aus ihren Verschanzungen und nahm Antwerpen. Den 16ten September warf er die Engländer über die Maas, und eroberte nach dreiwöchentlicher Belagerung das für unbezwingbar gehaltene Herzogenbusch. Den 19ten October schlug er die Engländer bei Pufflach, schloß Grave ein, besetzte den 26sten Hulst, Axel, Sas de Gand, und den 8ten November Nimwegen. Dem grausamen Befehle des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben, und die Besatzungen von Condé, Valenciennes, Landrecis und le Quesnoy, wenn sie 24 Stunden nach der Auffoderung sich nicht ergäben, über die Klinge springen zu lassen, wich Pichegru dadurch aus, daß er denselben erst dann den Besatzungen bekannt machen ließ, als jeder Widerstand vergeblich war. In Herzogenbusch befanden sich 600 Engländer. Da nun die Besatzung auf ihr Ehrenwort kriegsgefangen wurde, so verabredete Pichegru mit dem Commandanten, daß er eine Anzahl bedeckter Wagen mit sich führen und dadurch die Engländer retten könnte. Als am Ende des Decembers die Maas und Waal zugefroren waren, ging er mit dem Heere, ob es gleich demselben an Allem, selbst an Kleidung fehlte, über die Waal, nahm Grave, die Bommelinsel, das Fort St. Andreas mit Sturm, und schloß Breda ein. So waren die Franzosen Meister des Landes zwischen der Waal und dem Leck. Die holländische Armee ging auseinander, der Herzog von York gab die Vertheidigung Hollands auf, der Erbstatthalter floh nach England, und mitten durch Eisfelder zog Pichegru in Dordrecht und Amsterdam ein. Die Deputirten der letztern Stadt waren dem französischen Feldherrn entgegen gegangen, um ihm für seine Menschlichkeit ihren Dank zu bezeigen. Im März erhielt Pichegru den Oberbefehl über die Rhein = und Moselarmee; zugleich behielt er die Leitung der Nordarmee unter Moreau, und der Maasarmee unter Jourdan. Allein bald nachher ward er nach Paris berufen, wo ihn der Convent den 1sten April zum Befehlshaber der

pariser Nationalgarde gegen die Terroristen ernannte. Als durch seine kräftigen Maßregeln die Ruhe wieder hergestellt war, ging er zur Armee zurück. Doch sein Glaube an die Fortdauer der Republik war jetzt dahin. Wahrscheinlich erfuhren die Bourbons, daß er ihre Wiederherstellung als wohlthätig für Frankreich ansähe. Daher leitete der Prinz von Condé, der damals mit seinem Corps in Breisgau stand, durch Herrn von Montgaillard eine Unterhandlung mit Pichegru ein. Aber das Vollziehungsdirectorium erfuhr bald, daß Pichegru mit dem Feinde in geheimem Briefwechsel stehe; es rief ihn daher von der Armee zurück (1796), und bot ihm die Botschafterstelle am schwedischen Hofe an. Doch Pichegru schlug sie aus und zog sich nach Bellevaux bei Arbois zurück, wo er im Kreise seiner Familie den Wissenschaften lebte. Seine Siege hatten ihn so wenig bereichert, daß er seine Pferde und sein Feldgeräth verkaufen mußte, um leben zu können. Da er in allgemeiner Achtung stand, so ward er im März 1797 vom Departement der obern Saone zum Volksrepräsentanten für das gesetzgebende Corps, und als er seinen Sitz in der Versammlung einnahm, vom Rathe der Fünfhundert einmüthig zum Präsidenten erwählt. An ihn schloß sich jetzt die mit den Directoren Barras und Rewbel unzufriedene Partei Clichy an. Einige davon wollten allerdings die Wiederherstellung der Bourbons, aber der größere Theil war bloß für die Befestigung der Ordnung. Pichegru selbst scheint zu den ersteren gehört zu haben, und Ludwig XVIII. hatte ihm schon früher aus Riegel den 24sten Mai 1796, und in einem andern Schreiben aus Mühlheim vom 9ten Juni 1796, den vollen Gebrauch seiner Gewalt und seiner Rechte übertragen. Jetzt stellte Pichegru (den 20sten Juli) dem gesetzgebenden Rathe die Nothwendigkeit vor, die Nationalgarden neu zu bilden. Wahrscheinlich wollte er mit diesen die Truppen des Directoriums bekämpfen, und so die Wiederherstellung der Monarchie herbeiführen. Allein das Directorium ließ von der Sambre- und Maasarmee Truppen nach Paris marschiren. Vergebens trug Pichegru, der das Gesetzwidrige diese Handlung des Directoriums gezeigt hatte, auf die Anklage gegen die Mehrzahl der Glieder des Directoriums an. Er wollte mit 200 Mann in den Palast Luxemburg eindringen, und die Triumvirn in Fesseln vor die Schranken des gesetzgebenden Raths führen; allein er hatte mit unentschlossenen furchtsamen Männern zu thun. So gelang dem Directorium der Gewaltstreich vom 4ten September 1797, oder die Revolution des 18ten Fructidor des Jahrs 7; Pichegru und seine Collegen, die Saalinspectoren, wurden von den Truppen des Directoriums verhaftet, und letzteres machte Pichegru's Briefwechsel mit den österreichischen Generalen und dem Prinzen Condé bekannt, welchen Moreau's Armee unter dem Gepäcke des feindlichen Generals Klinglin erbeutet hatte. Pichegru und seine Freunde wurden zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Er war so arm, daß er nicht einmal eine Schuld von 600 Franken bezahlen konnte. Seine Schwester und sein Bruder, die bisher von seiner Unterstützung gelebt hatten, mußten daher die Uniform, den Hut und den Degen des Siegers von Belgien — die letzte Habe seiner ehrenvollen Armuth — verkaufen. Die Verurtheilten wurden in vier mit eisernen Stäben verschlossenen Artilleriewagen unter starker Bedeckung von Paris abgeführt. Unterweges, vorzüglich zu Orleans und Blois, erhielten sie viele Beweise der Achtung und Theilnahme. Der Entwurf, Pichegru in Blois zu befreien, schlug wegen eines Mißverständnisses fehl. Als

Digitized by Google

sie auf der Rhede zu Cayenne gelandet waren, wurden sie in die mit Pestluft geschwängerten Einöden von Sinamari geschafft. Viele erlagen dem verderblichen Einflusse des Clima's. Nach acht Monaten endlich war Pichegru, der nie Muth und Hoffnung verlor, so glücklich, mit sieben seiner Unglücksgefährten in einem leichten Nachen nach Paramaribo, der Hauptstadt der holländischen Colonie Surinam, zu entkommen. Hier gab man ihnen ein Fahrzeug, womit sie den 23sten September 1798 auf der Rhede von Deal landeten. Pichegru, der in London von den angesehensten Personen mit Achtung behandelt wurde, trat jetzt als offener Gegner der französischen Machthaber auf. Er begab sich daher (1799) nach Deutschland, und soll dem russischen Generale Korsakow einige Tage vor dessen Niederlage bei Zürich mehrere gute Winke gegeben haben, die dieser aber nicht befolgte. Nach dem Rückzuge der Russen verfolgten ihn Buonaparte's Agenten. Er flüchtete daher wieder nach England, wo er bis 1804 blieb. Hier faßte er mit Georges Cadoudal und andern Royalisten den Plan, sich insgeheim nach Paris zu begeben, und Buonaparte zu stürzen. Capitain Wright setzte ihn und die übrigen (im Januar 1804) an die französische Küste. Moreau (s. d. Art.) lehnte seine Anträge ab. Indessen war die Verschwörung durch Querelle's und anderer Mitschuldigen Aussage entdeckt worden. Pichegru irrte, von der Polizei verfolgt, von Haus zu Haus, und wurde endlich von einem Kaufmanne, Leblanc, der ihm ein Asyl anbot, verrathen. Den 28sten Februar Nachts um 1 Uhr drang ein Polizeicommissär mit 24 Gensd'armen in das Haus, erbrach Pichegru's Thür, und warf sich auf den Unglücklichen. Dieser widerstand ohne Waffen eine Viertelstunde lang den Gensd'armen. Er ward endlich geknebelt vor den Staatsrath Real geführt, dem er sehr lakonisch antwortete, und Alles ableugnete, vorzüglich was Moreau betraf. Darauf ward er in den Tempel gebracht. Bei mehrmaligen Verhören erklärte er furchtlos: „Er sey ein Feind Buonaparte's, dessen Ehrgeiz sein Vaterland ins Verderben stürzen werde; seiner Sehnsucht nicht mehr mächtig, und der Verläumdungen seines Namens müde, sey er nach Frankreich gekommen." Allein er weigerte sich das Protokoll zu unterschreiben, da die meisten Fragen auf eine ehrenrührige und hinterlistige Weise abgefaßt waren. Der Prozeß gegen Moreau und Georges nahm hierauf seinen Fortgang, als unerwartet die Regierung bekannt machte: daß Pichegru, „da er zwischen seinem Verbrechen und dem Blutgerüste keinen Ausweg gesehn," sich in seinem Gefängnisse am 5ten April 1804 mit einem seidenen Halstuche erdrosselt habe. Man stellte seinen Leichnam aus, damit jeder über seine Person Gewißheit haben könne; aber Allen schien der sonderbare Tod verdächtig. Man erzählte, Pichegru sey im Gefängnisse gefoltert, und von vier Mamelucken auf Befehl Buonaparte's erwürgt worden. Pichegru habe nämlich die Unvorsichtigkeit gehabt, zu äußern, daß er furchtbare Thatsachen gegen seinen Verfolger aufdecken könne; überdieß hätten seine Aussagen Moreau'n offenbar gerechtfertigt, den man einmal zu verderben beschlossen hatte. Wie konnte auch wohl Pichegru, der in so vielen Schlachten den Tod nicht gefürchtet hatte, dem Tyrannen durch Selbstmord das Gehässige seiner öffentlichen Hinrichtung ersparen wollen? Und wie war es möglich, daß ein Mensch in seinem Bette in einer horizontalen Lage mit seinem Halstuche sich erdrosseln konnte? Indeß hat Napoleon bei mehreren Gelegenheiten erklärt, daß er diesen Mord nicht einmal habe wollen können, da Pichegru's Ver-

Digitized by Google

brechen wie seine Bestrafung dadurch der Oeffentlichkeit entzogen worden wären. — Im J. 1815 befahl Ludwig XVIII., Pichegru's Bildsäule in Marmor aufzurichten, und rühmte von ihm: er habe den Muth des Marschalls von Sachsen mit Turenne's Uneigennützigkeit und mit der Bescheidenheit Catinat's vereinigt. Den 6ten November wurde ihm von seiner Nichte, seinem Adjutanten, dem General Villot, und andern Freunden ein feierliches Todtenamt zu Paris gehalten, und ein Denkmal gesetzt.

Pichler, Pickler (Giovanni), ein berühmter Steinschneider, geboren zu Neapel den 17ten Januar 1734, wo sein Vater Antonio Pichler aus Tyrol, ebenfalls ein geschickter Steinschneider, sich verschiedene Jahre lang aufgehalten hatte, aber 1743 wegzog, um sich mit seinem Sohne in Rom niederzulassen. Hier studirte dieser die Kunst in allen ihren Zweigen, brachte es besonders in der Oelmalerei weit, machte jedoch die Steinschneidekunst zu seinem Hauptstudium, und erlangte in dieser den Ruhm des größten neuern Künstlers nach Natter. Er schnitt Cameen und tiefe Steine, und arbeitete, wie dieser und alle großen Meister, am Rande (au touret) mit Demantpulver statt des Schmergels. Eines seiner berühmtesten Werke ist der tiefgearbeitete Centaur, den er für den Siegelring des Dichters Metastasio arbeitete. — Er starb zu Rom um das J. 1790.

Pickelhäring, s. Hanswurst.

Picknick (französisch Piquenique), ein gesellschaftliches Mahl, wozu jeder Theilnehmer das Seinige beiträgt, oder seine Schüssel mitbringt.

Pico, s. Teneriffa.

Pico della Mirandola, s. Mirandola.

Pictet (M. A.), geboren 1750 in Genf, gehört zu einer der ältesten und angesehensten Familien dieses Freistaats. Er war von Jugend auf der Zögling und Freund des berühmten Saussure, begleitete denselben oft auf seinen Reisen, und ward 1786 sein Nachfolger als Professor der Philosophie und später auch als Präsident der Akademie der Künste. An den politischen Unruhen in Genf nahm er stets nur als Vermittler Theil. Nach der Vereinigung Genfs mit Frankreich wurde er ins Tribunat gerufen, wo er sich durch seine Vorträge, die eine größere Handelsfreiheit bezweckten, rühmlichst auszeichnete. Später war er einer der 15 Inspectoren der sogenannten kaiserlichen Universität, d. h. der Gesammtheit des Nationalunterrichts. — Schon im Jahr 1796 vereinigte er sich mit seinem Bruder Charles und M. Maurice, jetzigem Maire von Genf, zur Herausgabe der Bibliothèque britannique, einer der nützlichsten europäischen Zeitschriften, die seit dieser Zeit auch ununterbrochen fortgesetzt worden, im J. 1816 aber den Titel: Bibliothèque universelle angenommen hat. Man hat von ihm auch mehrere eigene Werke und Denkschriften über wissenschaftliche Gegenstände, so wie eine Reisebeschreibung durch Großbritannien, die höchst lehrreich ist (1803). Pictet ist Mitglied der meisten europäischen Akademien.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, Sohn des Saturnus, Vater des Faunus, wurde wegen seiner Schönheit von der Zauberin Circe geliebt, und da er ihre Neigung nicht erwiederte, in einen Specht (picus), seine Begleiter in wilde Thiere verwandelt. Seine Gemahlin, Canens, des Faunus Tochter, zerfloß vor Gram in den Aether. Er wurde mit einem Spechtkopfe abgebildet, und stand den Augurien vor.

Digitized by Google

Piedestal, s. Postament.

Piemont, Fürstenthum in Italien und Hauptprovinz der sardinischen Staaten, von welchen es die Franzosen getrennt, und 1802 gänzlich mit Frankreich vereinigt hatten. Durch den Sturz der Napoleonischen Herrschaft (1814) kam der König von Sardinien wieder zum Besitze dieses Landes, mit welchem nach der neuesten Eintheilung auch die Grafschaft Nizza und die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat vereinigt, und das Ganze in 26 Provinzen eingetheilt worden ist. Piemont im engern, und vor dieser Eintheilung gewöhnlichen Sinne, gränzt gegen Norden an Wallis und Savoyen, gegen Westen an Frankreich, gegen Süden an Nizza und Genua und gegen Osten an die Herzogthümer Mailand (sardinischen Antheils) und Montferrat. Nach diesem Umfange kann man die Größe auf 310 Quadratmeilen schätzen. Piemont hat seinen Namen, weil es am Fuße hoher Gebirge liegt; denn gegen Wallis sind die penninischen Alpen (wo die hohen Berge Montrosa und der große Bernhard) und gegen Savoyen und Frankreich sind die grajischen und cottischen Alpen mit dem hohen Montblanc, kleinen Bernhard, Mont-Cenis und Monte-Viso, von welchem der Po, der Hauptfluß des Landes, kommt, in welchen sich zu beiden Seiten alle Flüsse des Landes, als die Doria, Stura und Sesia auf der linken, und die Vraita, Maira und der Tanaro auf der rechten Seite ergießen. Gegen Süden an der Gränze von Nizza und Genua erstrecken sich die Meeralpen. Daher ist Piemont auf der Nord- und Westseite von den höchsten Alpen eingeschlossen und zum Theil mit Gebirgen bedeckt. Von diesen Gebirgen an bis in die Mitte des Landes ziehen sich niedrige Berge und endlich Hügel, welche sich in Ebenen verlaufen. Die Mitte des Landes, wo der Po fließt, ist die tiefste und ebenste Gegend. Diese mittlern Gegenden Piemonts, wo niedrige Berge, Hügel, Thäler und Ebenen wechseln, sind die fruchtbarsten und schönsten Striche, in welchen der Acker-, Wein-, Oel- und Obstbau blühen, und Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Mais, Reiß, Hanf, Kastanien, Obst, edle Früchte, Oliven, Trüffeln und Wein gedeihen. Der Seidenbau wird in keinem andern italienischen Lande so stark betrieben als in Piemont, wo jährlich für 22 Millionen piemontesische Lire Seide gewonnen wird, welche meistens roh aus dem Lande geht. Waldungen hat Piemont hinreichend; die nördlichen, westlichen, südlichen Gränzen haben waldreiche Gebirge und Hügel, welche dem mittlern holzärmern Lande Holz zuführen und auf den Flüssen zuflößen können. Die Einwohner, deren Zahl an 1,400,000 beträgt, sind fleißig und industriös, und bekennen sich zur katholischen Religion bis auf ungefähr 20,000 Waldenser, welche rauhe Thäler an dem Fuße der Alpen bewohnen, und sich besonders durch fleißigen Anbau ihrer von Natur unfruchtbaren Gegenden auszeichnen. Außer dem Ackerbau, der Viehzucht und ausgebreiteten Seidencultur, beschäftigen sich die Einwohner auch mit Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide, Leinwand und Wolle. Viele tausend verlassen auch ihr Vaterland und ziehen im übrigen Italien, Frankreich und Deutschland, besonders als Kupferstich- und Galanteriehändler, herum, und kehren dann mit ihrem Verdienste in ihr Vaterland zurück. Die Hauptstadt Piemonts und des ganzen sardinischen Staates heißt Turin.

Pierinnen, **Pieriden**, heißen nicht nur die Musen, sondern auch die neun Töchter des Pieros, welche, weil sie es wagten,

Digitized by Google

mit den Musen zu wetteifern, zur Strafe in Elstern verwandelt wurden.

Pierrot, eine komische Person auf dem französischen Theater, die aus dem Harlekin und Polichinell zusammengesetzt, und wie dieser gekleidet, wie jener launig und witzig ist.

Pietisten, Frömmler, war ein Spottname, den die Anhänger der alten Manier im akademischen Vortrage der Theologie einigen jungen Docenten zu Leipzig beilegten, welche seit 1689 angefangen hatten, ascetische Vorlesungen über das neue Testament (collegia philobiblica oder collegia pietatis) für Studierende und Bürger zu halten, und sich einer besonders andächtigen und eingezogenen Lebensweise befleißigten. Die Idee einer solchen Behandlung der Theologie kam von ihrem Freunde und Lehrer **Spener**, dem deutschen Fenelon her, der schon als Prediger in Frankfurt am Main besondere Andachtsversammlungen zur erbaulichen Anwendung der Bibel und der christlichen Religionslehre, bei denen er den Laien erlaubte, mitzusprechen, seit 1670 in seinem Hause gehalten und durch seine Schriften das Bedürfniß einer Reform der lutherischen Kirche und Theologie zur Sprache gebracht hatte. Dieß Bedürfniß mußte damals jeder Hellerdenkende empfinden. Die Theologie der Lutherischen war in der Folge der Bemühungen, den Lehrbegriff festzustellen, unter den hitzigen Streitigkeiten der Gottesgelehrten seit der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Formen eines steifen Dogmatismus erstarrt und für die Gemeinen fast ungenießbar geworden. Nur in der Polemik zeigte sich noch Leben; in Predigten und Schriften für das größere Publikum hörte man fast nichts als strenge Anmahnungen zur reinen Lehre und heftige Verketzerungen der Andersdenkenden; die Kirchengeschichte wurde wenig, die Moral fast gar nicht bebauet; um das Gewicht des Glaubens zu heben, behauptete man geradezu, daß ein sittlichgutes Leben nichts zur Seligkeit helfen könne; die Geistlichen strebten nach Vergrößerung ihrer Macht, und alles schien darauf angelegt, ein Pfaffenthum in der Kirche, die gegen allen Papismus protestirte, geltend zu machen. Gegen diese Verirrungen trat Spener in seinen **frommen Wünschen** (1675), in seinen Schriften über das **geistliche Priesterthum** (1677) und über die **Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen** (1680) mit Behauptungen auf, die der herrschenden theologischen Denkart geradezu widersprachen. Er verlangte echtes practisches Christenthum und erklärte, nur ein wiedergeborner, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamt fähig seyn, die heilige Schrift müsse den symbolischen Büchern nicht nachgesetzt und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden, den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet seyn, einander aus der heiligen Schrift zu belehren und zu erwecken, man solle die Religion mehr practisch üben, als systematisch anbauen, die Mystiker fleißig lesen und die Hoffnung besserer Zeiten, in denen eine allgemeiner verbreitete Frömmigkeit und die völlige Bekehrung der Juden bevorstünde, lebhaft unterhalten. Diese Gedanken fanden Beifall, und Speners eigene Bemühungen in Frankfurt, wo er seine Privatversammlungen 1682 aus seinem Hause in die Kirche verlegte, und in Dresden, wo er seit 1686 als Oberhofprediger in gleichem Geiste zu wirken fortfuhr, und besonders den religiösen Volks- und Jugendunterricht in Aufnahme brachte, richteten mehr Gutes ins Werk als man erwartet hatte. Dabei zeigte sich freilich auch an man-

Digitized by Google

chen für diese neue gottselige Stimmung gewonnenen Seelen geistlicher Hochmuth, Abneigung gegen öffentlichen Gottesdienst und ein Geist des Separatismus, der die Kirche mit Unordnungen bedrohte. Die Besorgniß dieser Mißbräuche, und noch mehr der durch Speners Geringschätzung jener bisher in der Dogmatik und Polemik üblichen Methode aufgeregte Parteigeist reizte die Theologen des alten Styls zur Gegenwirkung. Die theologische Facultät zu Leipzig nöthigte jene jungen Docenten bald, ihre Vorlesungen einzustellen und (da Spener 1691 von Dresden nach Berlin als Propst und Oberconsistorialrath abging) Leipzig zu verlassen. Die Andachtsversammlungen oder Collegia pietatis wurden als ordnungswidrige Conventikel zur Beilegung der zu Gießen, Hamburg und Leipzig entstandenen Händel von den Regierungen förmlich untersagt; Franke, der vorzüglichste jener leipziger Docenten, mußte Erfurt, wo er sein Unternehmen fortgesetzt hatte, schnell wieder verlassen, und Spener selbst sah sich von den chursächsischen Theologen durch ihre Wortführer Carpzov und Löscher mit allen Waffen der Verketzerungssucht öffentlich angegriffen. In dieser Bedrängniß fanden die Pietisten durch die Vermittelung des Philosophen Thomasius, der sie schon in Leipzig vertheidigt hatte, und unter Speners Einfluß eine Zuflucht auf der 1695 gestifteten Universität Halle, wo Franke eine theologische Professur erhielt. Seitdem galten die Ausdrücke: Hallenser und Pietisten, ziemlich gleich, denn die theologische Schule, die Speners Ansichten verarbeitete und den Pietismus ausbildete, hatte vorzüglich in Halle ihren Sitz und Franke's Stiftungen wurden ihre Propaganda. Das Charakteristische des damals bis in das zweite Decennium des 18ten Jahrhunderts eben so glücklich gedeihenden als heftig bestrittenen Pietismus beruhete auf dem practischen Hauptgedanken, daß es dem Christen mehr gezieme, fromm als gelehrt zu seyn, und daß man zur Beförderung der Frömmigkeit unter allen Ständen wirksamere Anstalten treffen müsse, als der öffentliche Gottesdienst, das Beichtwesen und die Kirchenzucht bei der üblichen herz- und kraftlosen Verwaltung darbiete. Eine strenge, beinahe düstere Moral, welche Tanz-, Spiel- und andere herkömmliche Vergnügungen als Werkstätten des Teufels verwarf, der Glaube, die Wiedergeburt zum heiligen Leben geschehe durch einen plötzlichen Durchbruch der Gnade, eine hohe Meinung von der Nutzbarkeit jener Andachtsübungen, zu welchen sich die Eingeweihten (meist gemeine Leute) in Privathäusern versammelten, und endlich Mißtrauen gegen Andersdenkende waren die wesentlichen Eigenheiten, welche die Pietisten als Ausbeute ihrer mehr als zwanzigjährigen Kämpfe mit den Orthodoxen beibehielten. Uebereilte Schritte ihrer Anhänger, welche zum Separatismus führen konnten, bewirkten vorübergehende Unordnungen in einzelnen Gemeinen, eine besondere Secte haben die Pietisten aber nie gebildet, ungeachtet ihre Gegner sie mit den gehässigsten Ketzern und Sectirern vermengten, und nur wegen des Unfriedens und Aergernisses, wozu die öffentlichen Befehdungen der erbitterten Parteien Anlaß gaben, erließen die protestantischen Regierungen im Anfange des 18ten Jahrhunderts Edicte gegen den Mißbrauch des Ausdrucks Pietisten und der daran erinnernden Streitpunkte in Predigten und Schriften, und erneuerten das Verbot der religiösen Privatversammlungen. Waren nun aber auch hierdurch die pietistischen Händel gedämpft, so wurde doch der von Spenern ausgestreute Saame einer erbaulichen Behandlung der Theologie von Buddeus,

Digitized by Google

Deyling, Rambach und Mosheim trefflich benutzt und weiter ausgebildet, so wie den Verirrungen der pietistischen Denkart, welche eine mystische Terminologie aufgebracht, manchen Schwachen den Kopf verrückt und eine Menge Betbrüder, Heuchler und Kopfhänger gezogen hatte, durch die Wolfische Philosophie, und noch mehr durch das Licht, welches Baumgarten und Semmler in Halle selbst über die Theologie verbreiteten, ein Damm entgegengesetzt. Denn wie das Gefühl derselben Bedürfnisse in Frankreich den Jansenismus und Quietismus, und in Deutschland den Pietismus hervorgerufen hatte, so verschwanden diese Erscheinungen auch fast gleichzeitig vor dem Geiste des Skepticismus und der Kritik, der sich der Philosophie und Theologie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts bemächtigte. Noch jetzt aber erinnern die Religionsgesellschaften der Herrnhuter und Methodisten durch ihre Lehrmeinungen und Anstalten lebhaft an den Pietismus, der ihre gemeinschaftliche Quelle war, und sowohl das heimliche Treiben und Zusammenhalten der sogenannten Stillen im Lande, als auch das gemüthliche und nur geschmackvoller modificirte Christenthum der Anhänger neuerer Glaubenshelden (Lavaters, Jungs u. s. w.) athmet denselben Geist der Frömmelei, des Schwelgens in religiösen Gefühlen und der kirchlichen Absonderung, in dem sich redliche, aber schwachsinnige Freunde einer mystischen Herzensreligion zu allen Zeitem gefallen haben. Ueber die Reform der theologischen Denkart und Verwaltung des Predigtamts unter den Protestanten, die mehr von Spenern selbst, als von seinem mißrathenen Kinde, dem nun längst verschollenen Pietismus, ausging, vergl. man die Art. Spener, Predigtamt und Theologie. E.

Piffero, Pifferina, die Querpfeife (s. d. Art.).

Pigalle (Jean Baptiste), ein ausgezeichneter französischer Bildhauer, geboren zu Paris im J. 1714, war der Sohn eines in den königlichen Gebäuden angestellten Zimmermanns. Er zeigte früh Neigung zum Modelliren; dennoch waren seine Fortschritte höchst mühsam und langsam. Nachdem er lange der Zögling von Le Lorrain und Lemayne gewesen, wurde er von einigen Freunden, besonders dem ältern Coustou, in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen. Hier arbeitete er zu Rom drei Jahre lang nach der Antike in Demirelief; bei seiner Rückkehr fand er zu Lyon Arbeit, welche ihn anderthalb Jahre beschäftigte. Hier vollendete er das Modell zur Statue des Mercurs, das er nach Paris mitbrachte, und welches allgemein bewundert wurde. Es verging indeß noch lange Zeit, bis er die Aufmerksamkeit des Ministers und, was noch wichtiger war, der Madame Pompadour auf sich zog und verschiedene Aufträge erhielt. Im Jahr 1744 trat er in die Maler- und Bildhauerakademie, und nachdem er seinen Mercur in Marmor ausgeführt hatte, verfertigte er als Gegenstück eine Venus. Beide Statuen wurden 1748 von Ludwig XV. dem Könige von Preußen geschenkt. Pigalle's Ruf stieg immer mehr, und im Jahr 1756 erhielt er den Auftrag, das Mausoleum des Marschalls von Sachsen auszuführen. Dieses Werk stellt ihn unter die ersten Meister Frankreichs, und ward die Ursache, daß ihm auch das Denkmal übertragen wurde, welches die Stadt Rheims 1765 Ludwig XV. errichten ließ. Der König ernannte den Künstler zum königlichen Bildhauer und verlieh ihm den St. Michaelsorden. Besonders schmeichelhaft war es ihm, daß Bouchardon ihm die Vollendung seiner berühmten Reiterstatue auf dem Platze Lud-

wigs XV. übergab. Pigalle besuchte Voltaire zu Ferney, um seine Büste zu modelliren. Sie war von charakteristischer Aehnlichkeit, stellte aber den hagern Nacken so treu in seiner natürlichen Häßlichkeit dar, daß sie dadurch mißfiel. Das Denkmal des Marschalls von Sachsen wurde erst 1776 in Straßburg aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit besuchte Pigalle Berlin, um den großen Friedrich und zugleich noch einmal seine Statuen zu sehen. Im J. 1780 arbeitete er an dem großen Denkmale für den Grafen Harcourt. Seine letzte Arbeit war ein Mädchen, das sich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Diese Statue, so wie die eines kleinen Knaben mit einem Käfig, aus dem der Vogel entflohen ist, wurden wegen ihrer Schönheit und Zartheit bewundert. Pigalle starb 1785 als Rector und Kanzler der Akademie. Er war von Charakter edelmüthig, freigebig, seinen Freunden und seiner Familie mit Zärtlichkeit zugethan. Als Künstler verdankte er alles seinem fleißigen Studium; der eigentliche Genius fehlte ihm.

Pigmente, s. Färbestoffe.

Pignoration, Verpfändung, s. Pfand.

Piis (Chevalier de), ein geistreicher französischer Dramen- und Liederdichter, und zu Anfang der Revolution Stifter des Vaudeville-Theaters in Paris, für welches er auch fast ausschließlich gearbeitet hat. Er hatte sich dazu insbesondere mit Barré verbunden. Beide waren in den Erfindungen bei ihren Gelegenheitsstücken und in den Parodien (ein Hauptgegenstand des Vaudeville) unerschöpflich und immer neu und witzig. Piis war zugleich General-Secretär bei der Polizeipräfectur in Paris, welche wichtige Stelle er bis zur zweiten Restauration im J. 1815 bekleidet hat.

Pignotti (Lorenzo), einer der vorzüglichsten toscanischen Dichter unserer Zeit, war zu Arezzo geboren, studirte zu Pisa die Theologie, widmete sich aber ganz den schönen Wissenschaften, besonders der Poesie, und starb 1811 als Professor zu Pisa. Seine Gedichte sind voll Anmuth; er erzählt mit ungemeiner Leichtigkeit und Naivetät; sein Vers ist wohlklingend. Am ausgezeichnetsten sind seine Fabeln und Erzählungen, in denen er größtentheils als Nachahmer der Alten und Neuern, seltener als origineller Erfinder erscheint. Unter allen Italienern hat er die Gattung der Aesopischen Fabel mit dem meisten Erfolg angebaut.

Pike (pique), ein langer Spieß, wie ehemals die Fußsoldaten (daher Pikenier) führten; bei der Reiterei führen sie noch jetzt die Uhlanen oder Lanciers.

Piket (piquet), ein zur Unterstützung der Feldwachen bestimmtes Detachement, welches deßhalb auch des Nachts unter den Waffen bleiben muß.

Pilaster, heißt in der Baukunst ein viereckiger Pfeiler, welcher nach der Ordnung, zu welcher er gehört, Verhältnisse und Verzierungen erhält: darin eben unterscheidet er sich von dem gemeinen Pfeiler.

Pilatre de Roziers, s. Aërostat.

Pillnitz und pillnitzer Convention. Pillnitz ist ein königlich sächsisches Lustschloß und Kammergut, am rechten Elbufer, drei kleine Stunden oberhalb Dresden. Am linken Elbufer wird man durch die königl. fliegende Fähre auf das rechte Ufer übergesetzt; ein schönerer Weg ist die pillnitzer Bergstraße. Die Landschaft hat etwas Idyllenartiges. Bei Loschwitz zieht sich der Kranz der Weingebirge

Digitized by Google

vom rechten Elbufer zurück, und freundliche Dörfer führen den Wanderer bei dem Wachwitzer und Helfenberger Grunde und der malerischen Ruine des Schlosses Rothenfels vorüber. Das Weingebirge links, die Elbe rechts, jenseits die mit Dörfern und Fruchthügeln bedeckte Ebene von Dresden, und die reizenden Elbdörfer Tolkwitz und Laubegast, umfassen einen Reichthum von Landschaftsbildern, wie er kaum irgendwo so freundlich gefunden wird. Bei Klein- und Großhosterwitz sind die Anlagen und der Landsitz des verstorbenen Grafen Marcolini sehenswerth. Hier führt ein schöner Grund zu der romantischen Klippmühle und zu der reizenden Aussicht des Zuckerhuts. In der Ebene liegt das Dorf Pillnitz. Aus einer prächtigen vierfachen Kastanien- und Lindenallee, welche eine Maillebahn einschließt, nähert man sich dem Schlosse. Die alte Burg Pillnitz oder Billenitz, wie sie in Urkunden heißt, gehörte im Anfange des 15ten Jahrhunderts der von Carlowitzischen, und später der von Zieglerschen Familie. Zu Ende des 16ten Jahrhunderts kam das Gut an die von Loß. Im J. 1616 bauete der Hofmarschall Christian von Loß das alte Schloß, wovon jetzt nur noch ein Theil übrig ist. Später kam Pillnitz an die Bünauische Familie. Im J. 1693 kaufte es Johann Georg IV. von Heinrich von Bünau, und schenkte es seiner Maitresse, der Gräfin von Rochlitz (Fräulein von Neidschütz). Nach deren Tode fiel es an die Kammer. Friedrich August I. (als König von Polen August II.) belehnte 1705 die Gräfin Kosel damit. Später wurde es der Sommeraufenthalt des Feldmarschalls Rutowsky. Bald aber bezog es August II. selbst, und bauete hier noch zwei Paläste, welche prunkvoll eingerichtet, und in der Folge von der landesherrlichen Familie während des Sommers bewohnt wurden. Seit 1788 erhielt das Ganze eine schönere Gestalt. Doch gibt der verschiedenartige Styl der Gebäude, die Vermischung chinesischer, japanischer und italienischer Bauart, demselben ein auffallendes Ansehn. Vier einzeln stehende Pavillons von pirnaischem Sandstein bilden die Flügel eines großen Quadrats, welches nach Abend zu der königliche Garten, nach Morgen zu die alten Schloßgebäude einschließen. Zwischen den südlichen Pavillons steht das Wasserpalais, zwischen den nördlichen das Bergpalais. Die Pavillons sind nicht hoch, haben chinesische Kupferdächer und Säulengänge nach toscanischer Ordnung. Drei standen schon zur Zeit der pillnitzer Convention; der vierte ist erst seit 1800 vollendet. Im neuen Palais wohnt die königliche Familie. Die meisten Zimmer sind vom Hofmaler Klingner gemalt. Im alten Schlosse wohnen Hofbeamte und Geistliche, die Hofdienerschaft aber im sogenannten französischen Dörfchen hinter dem Schlosse. In den Seitenflügeln des alten Schlosses befinden sich die Hofküche, das Theater, der Venustempel und die Capelle. Dieser Theil brannte im J. 1818 ab, wird aber jetzt wieder aufgebaut. Der ehemalige Venustempel war unter den Augusten mit den Portraiten aller Favoritinnen dieser Könige verziert, die aber seit 1791 theils in die Galerie des Brühlschen Gartens, theils in andere Orte verwiesen sind. August II., der Erbauer des Venustempels, gab hier seit 1720 die prunkvollsten Feste. Das Theater faßt höchstens 300 Menschen; es werden auf demselben nur italienische Opern gegeben; der Einlaß ist frei, und steht auch den Landleuten der Gegend offen. Hinter dem alten Schlosse sind Plätze zum Ballon- und Paßspiel eingerichtet, die aber eben so, wie die 2000 Schritt lange Maillebahn selten benutzt werden. Der Garten des Königs, nördlich hinter

Digitized by Google

dem Bergpalais, ist in einem einfachen Geschmack angelegt; eine Pappelinsel, eine Vestale aus carrarischem Marmor von dem berühmten Trippel in Rom, eine Menagerie, ein Vogelhaus und zwei Pavillons schmücken den Garten, der vorzüglich reich an seltenen Gewächsen ist. Ein Pavillon enthält ein lehrreiches Saamencabinet, nebst einer kostbaren Sammlung schön gemalter Pflanzen und Schmetterlinge. Außerdem sind hier vier Gewächshäuser und ein Orangeriehaus. Der König ist Kenner der Botanik, und der Naturforscher freuet sich der Sorgfalt, mit welcher hier die kryptogamischen Gewächse gezogen werden; man untersucht sie aufs genaueste, und ein geschickter Künstler zeichnet das, was man beobachtet hat. Die an sich schon reizenden Umgebungen von Pillnitz hat der jetzige König durch mehrere Anlagen verschönert. Dicht hinter dem Dorfe öffnet sich der pillnitzer Grund, in welchem der romantische Friedrichsweg nach dem Borsberge führt, welcher sich 458 Ellen über die Elbe erhebt. Am Eingange zum Grunde ist eine Eisgrube im gothischen Geschmack; von hier führt ein Waldpfad auf den Schloßberg, wo die 1788 angelegten Burgruinen mit geschmackvollen Zimmern sich befinden; ihre Lage auf dem freien Bergvorsprunge gibt eine vortreffliche Aussicht. Von hier gelangt man zu einer zwischen Laub- und Nadelholz versteckten Brücke, und an den 500 Fuß hohen Wasserfall, der aus mehrern Quellen sein Wasser empfängt, das in drei ausgemauerten Teichen sich sammelt. Auf der höchsten Spitze des Borsbergs, wohin man auf diesem schattigen Wege in einer Stunde gelangt, liegt die Eremitage, eine in künstlichen Felsen versteckte Grotte mit italienischen und französischen Inschriften und umgeben von bretternen Zelten. Ueber ihr steht ein Altan, von welchem man das Elbthal von Meißen bis Königstein, umgränzt von den Gebirgen des meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges, übersehen kann. Unter den königl. Gondeln in Pillnitz zeichnen sich besonders zwei durch Bildhauerarbeit, und von innen durch eingebrannte Wachsmalerei aus. In der einen sieht man die schönsten Elbgegenden: Königsstein, Meißen, Hirschstein u. s. w. von Veith, Günther und Wizani gemalt; als Nebenverzierungen sind alle kleinere Arten der Elbfische nebst Bibern, Fischottern u. s. w. in Arabesken angebracht. Die Decke enthält eine Karte des Elbstroms von der böhmischen Gränze bis ins Dessauische; um sie her winden sich allegorisch gestaltet die vier Hauptflüsse Sachsens: die Elbe, Mulde, Saale und Unstrut; die größern Elbfische, Lachs, Stör, Karpfen, Wels u. s. w. füllen in Arabeskenform die leeren Felder. Zwei Elbmesser bezeichnen, einer den gegenwärtigen, der andere den Wasserstand der denkwürdigsten Ueberschwemmungsjahre. In der zweiten Gondel sind Schiffe, Fahrzeuge und Fischergeräthe verschiedener Nationen, Corallen, Seegewächse, Conchylien u. s. w. und an der Decke eine Windrose enkaustisch gemalt. Mitten auf der Elbe ist ein Heger, auf welchem mehrmals große Feuerwerke abgebrannt wurden. — Das an sich dem Naturfreunde so interessante und in der sächsischen Hofgeschichte so merkwürdige Pillnitz erhielt eine universalhistorische Bedeutung durch die Fürstenversammlung, welche vom 25sten bis 27sten August 1791 zunächst wegen der polnischen Angelegenheiten hier gehalten wurde. Kaiser Leopold II., der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois, außer welchen noch der jetzt regierende Kaiser Franz I., der jetzige König von Preußen und mehrere andere Fürsten zugegen waren, unterredeten sich hier über die gegen die

französische Revolution zu ergreifenden Maßregeln. Es war zwar kein Offensivbündniß gegen Frankreich in dieser bekannten pillnitzer Convention enthalten; aber man beschloß doch gemeinschaftlich jedem Angriffe von Seiten Frankreichs und der Revolution entgegenzuwirken. Das nachher zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Schutzbündniß ward hier vorbereitet. – Die Brüder des Königs von Frankreich erhielten nämlich von Preußen und Oesterreich eine Erklärung, welche auf einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges zu deuten schien: „Daß sie die jetzige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesse aller Souveraine in Europa betrachten, daß sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten werde erkannt werden, deren Hülfe reclamirt werden, und daß sie demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit ihren Majestäten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundlagen einer den Rechten der Souveraine und dem Besten der französischen Nation gleichmäßig zuträglichen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Dann und in dem Falle sind der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig im allgemeinsamen Einverständnisse mit der nöthigen Macht zu handeln, um gemeinschaftlich den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Inzwischen wollen sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit sie im Stande seyen, sich in Activität zu setzen." — Dieß war der Hauptinhalt jener folgenreichen Erklärung, die man in Frankreich als den Grund der ersten Coalition gegen dasselbe betrachtete. Als Tausende damals den festlichen Prunk jener Tage bewunderten, als man den Tempel auf dem Elbheger mit der Inschrift: Concordia Augustorum, brennen, und den Strom in einen Flammenspiegel verwandelt sah, da ahnete niemand die blutigen Erschütterungen des europäischen Staatenbundes, noch die traurigen Umwälzungen, welche Deutschland und Sachsen bevorstanden. Jene pillnitzer Convention, die zuerst alle Leidenschaften in Frankreich gegen das Ausland entfesselte, macht in der neuern Geschichte Epoche; eine auf sie geprägte Silbermünze wird jetzt mit 20 Thalern und darüber bezahlt.

Pilory, der Pranger der Engländer. Kopf und Hände des Verurtheilten werden dergestalt eingezwängt, daß alle freie Bewegung unmöglich ist. Aber eine jeder vernünftigen Criminalgesetzgebung widersprechende Eigenthümlichkeit dieser Strafe ist die unbeschränkte Freiheit, mit welcher der Pöbel dabei seine Gesinnung äußern darf. Ist der zur Schau Ausgestellte dem Pöbel verhaßt, so ist er nicht nur in Gefahr, seine Gesundheit, sondern selbst sein Leben einzubüßen. Ist ihm dagegen das Volk gewogen, oder ist derselbe wohl gar als Märtyrer seiner Publicität und Freimüthigkeit zur Pilory verurtheilt worden, wie dieß in neuerer Zeit besonders mit den Druckern freimüthiger politischen Schriften geschah, so wird die Strafe zu einem Triumph für ihn. Der Verurtheilte selbst hat die Freiheit, von der Pilory herab Reden zu halten, sich zu vertheidigen, und seine Feinde mit den gehässigsten Farben zu schildern. (Vergl. Schandpfahl.)

Pilpai (richtiger **Bidpai**), soll 400 Jahre vor Christus gelebt und auf Befehl des Königs Dabschelim in indischer Sprache die unter dem Titel Kalila und Dimnah bekannte Sammlung höchst interessanter und artiger Erzählungen und Apologen geschrieben haben,

Digitized by Google

welche in älterer und neuerer Zeit allgemeinen Beifall gefunden hat, und in alle Sprachen des Morgen- und Abendlands übersetzt worden ist. Daß aber die ganze Existenz dieses Schriftstellers auf einem Mißverständnisse beruhe, daß der Name Bidpai bloß aus dem Samscrit-Worte Hitopadisa (nützlicher Unterricht) entstanden ist, welchen Titel das Buch in der samscrit. Ausgabe (Serampoore, 1804, 4.) führt, hat Beigel in Ideler über die Sternnamen S. 369 scharfsinnig bemerkt. Von der arabischen Uebersetzung hat Silv. de Sacy, Paris 1816, II. 8. eine schöne Ausgabe mit französischer Uebersetzung geliefert; nach einer frühern französischen Uebersetzung ist die deutsche: Abuschalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens, Leipzig 1778, 8. gearbeitet, und das Samscritoriginal hat Wilkins zu London, 1787, 8. ins Englische übersetzt.

Pilot, s. Lootse.

Pilz, s. Schwamm.

Piment, Jamaica-Pfeffer, Nelkenpfeffer, englisch Gewürz. Es besteht aus den unreif abgepflückten, an der Sonne getrockneten, gewürzhaften Beeren der Gewürzmyrthe, welche in Ostindien, vornehmlich in Jamaica, wächst. Der Anbau derselben ist erst seit 1668 dort bekannt.

Pimpleiden, Beiname der Musen von Pimpla oder Pimplea, einem denselben geheiligten Quell Thraciens.

Pindarus, einer der erhabensten und würdigsten griechischen Sänger. In einem Epigramm der griechischen Anthologie von Antipater heißt es von ihm:

Wie die knöcherne Pfeife der schmetternde Ruf der Drommete,
Also besiegte dein Lied jeglicher Laute Getön.

Er besang die Siege in den öffentlichen Wettkämpfen der Griechen, und in sofern sind seine Oden wahre Gelegenheitsgedichte; aber freilich in einem höhern Sinne, als man Lieder dieser Gattung gewöhnlich nimmt. Jene Wettkämpfe waren öffentliche Volksfeste, an welchen die angesehensten Männer (selbst Fürsten) Theil nahmen, und um die Ehre des Sieges wetteiferten. Solche Triumphe zu besingen, durfte demnach der größte Dichter seiner nicht für unwürdig achten; denn nicht um feilen Lohn sang er: er verherrlichte das Fest und den Sieger durch seinen Gesang, und nahm so selbst an dem Glanze des Triumphs und an der öffentlichen Ehre Theil. Und eben durch die Art, wie Pindar dieß that, offenbart sich der große Dichter. Er ergießt sich nicht in einen breiten Strom schmeichelnder Lobeserhebungen seines Helden (worin sich mancher Andere würde gefallen haben), sondern auf den Flügeln seiner Phantasie trägt er den Sieger mit sich wie ein Adler empor, und greift begeistert in die Saiten, die in mannichfachen Melodien lauter und leiser ertönen, wie es der Genius ihm eingibt. Nicht nur die Sieger und ihre Mitbürger fühlten sich geehrt und verherrlicht durch die erhabenen Hymnen des Dichters; das ganze versammelte Griechenland nahm daran Theil, und so verbreiteten sich diese Gesänge bald durch ganz Hellas und allenthalben hin, wo die hellenische Sprache geredet wurde. Durch sie sind sie auch bis zu uns gekommen. Und eben, weil es nicht gewöhnliche, nicht auf den flüchtigen Augenblick berechnete Lieder sind, weil in ihnen ein hoher schöpferischer Geist lebt, der mit der Gegenwart zugleich die Zukunft, mit dem Besondern zugleich das Allgemeine

Digitized by Google

umfaßte — sind die Pindarischen Gesänge für alle Jahrhunderte, freilich nicht zur flüchtigen Unterhaltung, gleich Anakreons leicht beweglichen Liederchen, aber wohl ein herrlicher Genuß für jeden, der die Sprache und den Geist des alten Hellas sich genugsam zu eigen gemacht hat, und Phantasie genug besitzt, um dem oft kühnen und doch sichern Fluge des Dichters mit unverwandtem Blicke folgen zu können. Aber eben daher, daß, um das Schöne und Herrliche der Pindarischen Oden ganz zu empfinden, eine nicht gemeine Bekanntschaft mit dem Griechischen, und eigener Dichtergeist erfodert wird, kommt es unstreitig, daß Viele entweder eine sehr geringe Kenntniß, oder auch eine ganz verkehrte Ansicht von unserm Dichter haben. Nicht in kühnen Sprüngen und hochtrabenden Phrasen offenbart sich der Pindarische Hymnus; er gleicht oft einem klaren und tiefen Strome, der in ruhiger Majestät dahinströmt, und in dessen Fluthen sich der Himmel mit seinen Sternen und die Erde mit ihren Blumen spiegelt; — die Ode wird zum Epos, und wir sehen die Heroen der alten Welt in ihrer Kraft einherschreiten und vernehmen ihre Rede. Von dieser Art ist die vierte der pythischen Oden auf den cyreneischen Fürsten Arcesilas, der im Wagenrennen den Preis davon getragen hatte. — Nicht alles indeß, was wir noch von diesem großen Dichter haben, ist gleich vortrefflich und anziehend. Manche machen ihm den Vorwurf, daß seine Metaphern bisweilen zu gesucht, zu frostig seyen, und finden den Gang seiner Gedanken zuweilen allzu regellos und ausschweifend. Daß auf uns nicht alles denselben Eindruck machen kann, wie auf die Zeitgenossen, ist wohl gewiß. Genug, daß nach dem Urtheile der größten Männer die Pindarischen Gesänge zu dem Schönsten und Herrlichsten gehören, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Obwohl die Zeit auch viele dieser Gesänge vernichtet hat, so ist doch noch eine bedeutende Anzahl Oden oder Siegeshymnen übrig geblieben, nämlich 45; und zwar, da der öffentlichen feierlichen Wettkämpfe bei den Hellenen vier waren — die olympischen, pythischen, nemeischen, isthmischen — und der Dichter bei allen seine Lyra ertönen ließ, 14 auf olympische Sieger, 12 auf pythische, 11 auf nemeische und 8 auf isthmische. Sie sind sämmtlich im dorischen Dialekt gesungen. Von den Ausgaben des Pindar verdienen mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden die Ausgabe von West und Welsted (Oxford, 1697, Fol.), von Heyne (neueste Ausgabe Leipzig, 1817) und von Böckh (Leipz. 1811 u. ff.). Von Gedike haben wir die olympischen und pythischen Oden verdeutscht; die olympischen auch deutsch übersetzt mit Anmerk. von Gurlitt und von Bothe. Sämmtliche Oden hat Fähse übersetzt, mit einem brauchbaren Commentar; auch steht von der oben erwähnten 4ten pythischen Ode eine gelungene Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen von Wilhelm von Humboldt im November-Stück der neuen deutschen Monatschrift 1795, herausgegeben von Gentz. Wir fügen noch etwas hinzu von der Poesie und dem Leben unsers Dichters. Pindar wurde in Böotien geboren, in oder doch nahe bei Theben, und zwar in der 65sten Olympiade, ungefähr 520 Jahre vor Chr. Geb., gerade während der Feier der pythischen Spiele, woraus man auf seinen Beruf zum Dichter schließen wollte. Noch mehr bestätigte diesen eine Sage, nach welcher ihm die Bienen als Knaben Honig in den Mund getragen haben sollten. Sein Vater war ein Flötenspieler, und er selbst soll die Lyra meisterhaft gespielt haben. Frühzeitig wurde er zur Musik und Poesie gebildet, und die Ausbildung seines Dichtergeistes ver-

Digitized by Google

dankte er vorzüglich der schönen Korinna, die selbst eine ausgezeichnete Dichterin war, und mehr als einmal im poetischen Wettkampfe mit ihrem Freunde den Preis davon getragen haben soll. Sonst weiß man wenig von seinem Leben mit Gewißheit, selbst sein Todesjahr ist unbestimmt; nach Einigen starb er im 65sten Jahre, nach Andern wurde er 80 oder gar 90 Jahre alt. Sein Ruhm war so groß, daß Alexander, ungeachtet seiner Erbitterung gegen die Thebaner, bei der Zerstörung ihrer Stadt das Haus, wo einst Pindar gewohnt hatte, ehrfurchtsvoll verschonte. Dasselbe hatten die Spartaner gethan, als sie siegend in Theben eindrangen. Ja schon bei seinem Leben sollen ihm seine Mitbürger eine Bildsäule errichtet haben. Aus seinen Gesängen läßt sich schließen, daß sich sein Geist mehr zu dem Ernsten, Erhabenen, Heiligen, Feierlichen hinneigte. Diesen Ton erfoderten auch Hymnen, wie Pindarus sang. Zum Schluß möge noch das Urtheil Quintilians, dieses so besonnenen und feinen Kunstrichters, hier stehen: Pindar, sagt er unter andern im 10ten Buche seiner Unterweisung in der Redekunst; ist unter den neun griechischen Lyrikern bei weitem der vorzüglichste an hohem Dichtergeiste, an Wort- und Gedankenfülle, und an ausdrucksvoller Beredsamkeit, die sich wie ein Strom ergießt. S.

Pindar (Peter), s. d. Art. Wolcott.

Pindemonte (Ippolito), Maltheser-Ritter, einer der besten italienischen Dichter unsrer Zeit, stammt aus einer angesehenen Familie Verona's. Er hat Frankreich, England, die Schweiz und Deutschland bereis't und sich unter andern einige Zeit in Berlin und Wien aufgehalten. Nach seiner Rückkehr gab er einen Roman unter dem Titel Abaritte (London 1790) heraus, worin er unter fingirten Namen die Charaktere verschiedener merkwürdiger Männer schilderte, die er auf seiner Reise kennen gelernt hatte. Sein Trauerspiel Ulisse, das er in seinem sechzehnten Jahre schrieb, muß als eine Jugendarbeit beurtheilt werden. Günstiger wurden seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, die er 1781 gemeinschaftlich mit Girolamo Pompei herausgab, aufgenommen; ihnen folgte 1785 der Homerische Hymnus auf die Ceres. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seinen Saggio di poesie campestri, wozu er durch Bertola's Uebersetzung Geßners angeregt wurde. Man findet darin eine rührende und süße Melancholie, angenehme ländliche Bilder und eine fruchtbare Lebensphilosophie. Die Sprache ist rein und der Vers leicht und gefällig.

Pindus, ein Berg in Griechenland, zwischen Thessalien und Macedonien auf der einen, und Epirus und Aetolien auf der andern Seite. Er war, wie der Helicon und Parnaß, ein Sitz des Apollo und der Musen. Jetzt heißt er Mezzovo.

Pinke (pinque), auch Tartane, eine Art schneller Lastschiffe, hinten und vorn gleich rund, mit flachem Boden und dickem Bauche. Sie führen ungefähr 300 Tonnen und werden vorzüglich zum Stockfischfange gebraucht.

Pinnasse, ein kleines Fahrzeug mit viereckigem Hintertheile, welches zwei auch drei Masten führt und sehr geschwind segelt, da man sich neben den Segeln auch noch der Ruder bedient.

Pinkeney, in der neuern Zeit einer der berühmtesten Diplomaten der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er begann seine diplomatische Laufbahn 1794 auf einer Sendung nach England, um die damaligen Streitigkeiten unter beiden Mächten zu beseitigen. Im

Digitized by Google

1795 begab er sich nach Spanien, um mit dieser Macht wegen
orida eine Uebereinkunft zu treffen, und 1797 hatte er mit zwei
dern amerikanischen Abgeordneten eine schwierige Sendung ans
nzösische Directorium. Hierauf wurde er zu verschiedenen andern
chtigen Geschäften gebraucht, und im J. 1816 zum amerikanischen
sandten am petersburger Hofe ernannt, welchen Posten er noch
19 bekleidet. Ehe er ihn antrat, glich er noch die Streitigkeiten
t dem neapolitanischen Hofe aus, welche noch von der unter Murats
gierung geschehenen Confiscation einer Anzahl amerikanischer Schiffe
d Ladungen herrührte. Vergebens versuchte er bei dieser Gelegen-
t die Abtretung einiger Handelspositionen, namentlich der Insel
mpedusa zu erhalten.

Pinkerton (John), Mitglied der königlichen Societät zu Lon-
n, ein noch lebender fruchtbarer brittischer Schriftsteller, der sich
r mehr allgemein bekannt als berühmt gemacht hat, wurde
Edinburgh 1758 geboren, und auf der lateinischen Schule zu La-
k erzogen. Nachher ward er als Secretär in Edinburgh angestellt.
nf Jahre später begab er sich, als sein Vater 1780 gestorben war,
h London, wo er mit Buchhändlern in Geschäftsverbindungen
te. Vor mehrern Jahren heirathete er die Schwester des Bischofs
n St. Davids, welche sich aber bald wieder von ihm trennte. Im
1785 gab Pinkerton unter dem angenommenen Namen Robert
ron ein Werk heraus, wodurch er das ganze gelehrte England in
staunen setzte, indem er in demselben die alten Classiker, so wie
besten neuern Schriftsteller mit einem so zuversichtlichen Ton kriti-
te, als ob er durch den höchsten Grad von Geist und Gelehrsam-
t dazu befugt gewesen wäre. In jenem lächerlichen Werke (Lettres
Litterature by Robert Heron etc. 1785) — beging er auch die
orheit, ein neues System der englischen Rechtschreibung, wo mög-
noch phantastischer und unsinniger, als das seines Landsmannes
phinstone, einführen zu wollen. Durch seine Bewerbung um die
nst des berühmten Horazio Walpole, nachmaligen Grafen von
ford, ward er mit Gibbon und andern bedeutenden Männern be-
nnt. Als aber Ersterer gestorben war, schonte er das Andenken
nes Freundes so wenig, daß er eine Menge Briefe und Anekdoten
n demselben erst an den Herausgeber des Monthly Magazin,
d als sie in diesem Journal nach und nach erschienen waren, in 2 Octav-
nden, unter dem Titel: Walpoliana, besonders herausgab. Seine
den wichtigsten Werke sind eine allgemeine Sammlung der besten
isebeschreibungen in 13 Quartbänden, und eine allgemeine Erdbe-
reibung mit Atlas in 3 Quartbänden.

Pinnen, eine Art kleiner Nägel mit flachen Köpfen; in der
eßkunst die kleinen, ungefähr einen Fuß langen Stäbchen, welche
m Messen in gewissen Entfernungen allemal da in die Erde ge-
kt werden, wo die Meßkette aufhört, um nachher zu wissen, wie
die Meßkette von einem Orte zum andern hat übergeschlagen und
tgetragen werden müssen. Endlich auch die starken Schwungfedern
den Flügeln der Falken; auch eine Art spitziger Muscheln.

Pinte, ein sonst in Frankreich, vornemlich in Paris, übliches
aß für flüssige Dinge, ungefähr eine Kanne.

Piombino, das Fürstenthum, mit der festen Stadt gleiches
amens (von 4000 Einwohnern) liegt in dem toscanischen Gebiete
iena am Canal Piombino, der es von der Insel Elba (s. d. Art.)
nnt, deren größerer Theil zum Fürstenthum Piombino gehört.

Digitized by Google

Auf 9 Quadratmeilen enthält es 18,000 Einwohner und gibt jetzt 200,000 toscanische Lire Einkünfte. Ursprünglich war dieses Fürstenthum ein kaiserliches Reichslehn und gehörte der Familie Appiani; hierauf kam es an die Ludovisi. Als Philipp II., König von Spanien, den Herzog Cosmus I. von Florenz mit Siena belehnte, trennte er davon den Stato dei Presidi, zu welchem Piombino als Lehn gehörte, und verband ihn mit Neapel. Im J. 1801 trat König Ferdinand IV. von beiden Sicilien den Stato nebst Piombino, über welches er aber nur die Lehnshoheit besaß, an Frankreich ab. Das Fürstenthum gehörte damals dem Hause Buoncompagni. Diese Familie stammt von einem natürlichen Sohne des Papstes Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) ab. Sie hatte Piombino im J. 1681 durch die Vermählung Gregor Buoncompagni's, Herzogs von Sora und Alcara, mit der Erbin von Piombino, Hippolyte Ludovisi, erworben. Gregor hinterließ nur Töchter; die älteste war mit seinem Bruder Anton vermählt, von dem die jetzigen Fürsten von Piombino abstammen. Frankreich entzog dem Hause das ganze Besitzthum, und der Kaiser Napoleon ertheilte das Fürstenthum Piombino, als ein französisches Reichslehn, seiner Schwester Elisa Bacciochi (s. d. Art.). Endlich gab die Wiener Congreßacte (Art. 100) dem Hause Buoncompagni-Ludovisi das Fürstenthum Piombino, nebst dem Antheile von Elba, zurück, allein unter der Lehns- und Landeshoheit von Toscana. Doch sollte der Großherzog den Fürsten für den Verlust seiner Hoheitsrechte entschädigen. Der gegenwärtige Besitzer, Ludwig Maria Buoncompagni-Ludovisi, Fürst von Piombino, Herzog von Sora und Alcara, geboren 1767, hat keine Kinder, sondern bloß Seitenverwandte.

Piombo (Sebastiano del), ein berühmter Maler, geboren zu Venedig 1485. Sein eigentlicher Familienname war Luciani. Der Musik, welche er sehr liebte, entsagte er, um sich der Malerei unter Johann Bellini zu widmen. Dann war Giorgione sein Lehrer, von dem er das schöne Colorit lernte. Als er für sich selbst zu malen anfing, war Portraitmalerei der Zweig, den er vorzüglich ausbildete. Der Ruf, den er sich bald dadurch erwarb, veranlaßte einen reichen Kaufmann von Siena, Agostino Chigi, ihn nach Rom zu nehmen und ihm die Verzierungen seines Hauses zu übertragen. Die Zartheit seiner Malerei wurde hier sehr bewundert, und Michel Angelo, der auf den werdenden Ruhm Rafaels einigermaßen eifersüchtig gewesen zu seyn scheint, munterte Sebastiano auf, mit ihm einen Wettstreit einzugehen. Jener versah ihn sogar mit Zeichnungen, deren Details Piombo oft sehr glücklich ausführte, obgleich sein Geist für hohe Erfindung und große Ideen nicht eben empfänglich war. Als Rafael sein berühmtes Gemälde der Himmelfahrt gemalt hatte, wurde Sebastiano von Michel Angelo bewogen, durch eine Auferstehung des Lazarus ihn wo möglich zu überbieten. Dieses Werk wird für sein größtes angesehen und erhielt allgemeinen Beifall. Sein Märtyrertod der heiligen Agatha wurde ebenfalls zu den Werken der ersten Meister gezählt. Wie dem auch sey, so bestand sein Hauptverdienst doch in einzelnen Figuren und Portraits. Sein Pietro Aretino und Papst Clemens VII. waren von bewundernswürdiger Aehnlichkeit und dem vollendetsten Colorit. Vornehmlich wurde er von dem genannten Papste begünstigt, der ihm das Amt eines päpstlichen Siegelbewahrers übertrug. Sein Beiname del Piombo spielt darauf an. Dieses Amt nöthigte ihn, das geistliche Gewand zu nehmen, und seit

Digitized by Google

dem entsagte er der Malerkunst fast ganz. Er schrieb Verse, zog gelehrte Männer an seine Tafel, lebte mit Gemächlichkeit und malte nur hin und wieder auf besondere Veranlassung ein Portrait, z. B. die Julia Gonzaga für den Cardinal Hippolyt von Medici, den Papst Paul III. im Verscheiden, und einige andere. Er starb im J. 1547. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß er eine eigene Art in Oel auf Stein zu malen erfunden halte, in welcher man noch eine Geißelung in St. Peter in Montorio sieht.

Pionniers heißen die in ein besondres Corps gesammelten Mannschaften, welche die eine besondere technische Fertigkeit erfodernden Arbeiten bei Ausbesserung von Wegen, Anlegung von Verschanzungen, Trancheen ꝛc. verrichten. Unter ihnen sind bei mehreren Armeen specielle Abtheilungen für verschiedene Zwecke, als Sappeurs, Mineurs, Pontoniers begriffen.

Piozzi (Mistreß Hester Lynch), eine bekannte englische Schriftstellerin, Tochter des John Salisbury Esquire, zu Bodvel in Caernarvonshire um das J. 1744 geboren. Im J. 1763 heirathete sie einen bedeutenden Bauer, Heinrich **Theale** in Southwark, der einige Jahre auch Repräsentant dieses Fleckens im Parlament war. Nach seinem Tode (1787) zog sie mit ihren vier Tochtern nach Bath. Im J. 1784 gab sie ihre Hand einem italienischen Musiklehrer Gabriel **Piozzi**, mit dem sie nach dem Continent reisete, und einige Jahre in Florenz verlebte. Sie war die vertraute Freundin und Correspondentin des Doctor Johnson, dessen Unwillen sie sich durch ihre unkluge Heirath zuzog. Nach Johnsons Tode gab sie Briefe und Anekdoten von diesem achtungswürdigen Manne heraus, ohne sich um die Schicklichkeit ihres Unternehmens, und die Wahrheit ihrer Erzählungen zu kümmern. Der geniale Joseph Baretti war sehr streng in seinen Bemerkungen über Mistreß Piozzi's Betragen, und Doctor Wollcot schrieb ein vortreffliches Gedicht, in welchem er die gelehrte Dame und ihren Nebenbuhler, Boswell, unter den ihnen beigelegten Titeln: „Bozzi und Piozzi" Preis gaben. Außer ihrem Werke über Johnson ist sie in Deutschland noch durch eine von Georg Forster übersetzte Beschreibung einer Reise durch Italien, Frankreich und Deutschland bekannt.

Pipe, ein ursprünglich spanisches Wein- oder Oelgefäß, das gewöhnlich 5 Eimer oder 300 Maß enthält. In Danzig hält eine Pipe spanischen Weins 2 1/2 Ohm, eine Pipe Sect aber 3 Ohm oder 12 Anker oder 60 Viertel.

Piper (Carl, Graf von), schwedischer Reichsrath und Oberhofmarschall, trat unter Carl XI. in den Staatsdienst. Er war ein Liebling Carls XII., der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte und als Premierminister die Führung der wichtigsten Geschäfte überließ, ein einsichtsvoller Politiker und der unzertrennliche Gefährte seines Königs während dessen ganzer kriegerischen Laufbahn, bis zu der unglücklichen Schlacht bei Pultawa 1709, wo er in russische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Schlüsselburg gebracht, wo er im J. 1716 starb. Sein Sohn, **Carl Friedrich**, geboren 1700, war Oberhofmeister und Präsident des Reichskammer-Collegiums, und stand bei dem Könige Friedrich Adolph in besonderer Gunst. Als aber 1756 sein Tochtermann, Erich Brahe, enthauptet wurde, legte er seine Aemter nieder und zog sich auf seine Güter zurück, wo er 1775 starb.

Pipin, der Name zweier großen Beherrscher des alten Frank-

Digitized by Google

reichs zu den Zeiten des letzten Regenten aus dem Merovingischen Stamme 1) Pipin von Herstall, den die Austrasier oder östlichen Franken nach ihres Königs Dagobert II. Tode, an dessen Hofe Pipin Major Domus war (eine Würde, die ursprünglich bloß den angesehensten Hofbeamten bedeutete, aber in der Folge königsmäßige Macht erlangte), eines Krieges wegen zu ihrem Herzoge wählten, und welcher zwar einige Scheinkönige einsetzte, aber unter jenem Titel unumschränkt herrschte. Er starb nach vielen glücklich geführten Kriegen 714 und hinterließ seinem natürlichen Sohne, dem tapfern **Carl Martell**, die nämliche furchtbare Würde, welcher sie noch mehr erweiterte und das ganze große Reich der Franken bei seinem Tode (741) mit Genehmigung der Stände unter seine beiden Söhne theilte. Ersterer, Carlmann, überließ seine Länder seinem Bruder, 2) **Pipin dem Kurzen oder Kleinen**, welcher nun unter dem Namen eines Königs ganz Frankreich besaß und bloß auf einige Jahre (bis 752) einen neuen Scheinkönig, Chilberich III., den letzten Merovinger, aufstellte. Dieser Pipin, **Carls des Großen Vater**, ist in vielen Rücksichten merkwürdig. Er besiegte nicht nur die Bayern und gab ihnen einen Herzog, sondern unterwarf sich auch in der Lombardei den größten Theil des Exarchats, oder den nachmaligen Kirchenstaat, den er dem Papste mit Vorbehalt der Oberherrschaft schenkte, machte sich mehrere Völker zinsbar und vergrößerte sein Reich außerordentlich. Da aber seine Macht sich bloß auf gutes Vernehmen mit den Ständen gründete, so konnte er noch keine Reform im Innern des Staats machen, sondern mußte diese seinem Sohne überlassen, der nach ihm den Thron bestieg. Er starb 748.

Piquet, s. Piket.

Piquetspiel. Dieses bekannte Kartenspiel, welches unter Zweien mit 32 Karten gespielt wird, erfanden die Franzosen vor Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter der Regierung des blödsinnigen Königs Carl VI.

Piranesi (Gebrüder), geboren in Rom, wo sie ehemals eine bedeutende Kunsthandlung hatten; nach der Revolution haben sie sich nach Paris gewendet und dort ein ähnliches Etablissement errichtet. Ihr Vater zeichnete sich als Kupferstecher sowohl durch einen ungemeinen Fleiß, als auch dadurch aus, daß er eine eigene Manier erfand, mit ganz geraden Strichen zu stechen, welche besonders für sein Fach der architektonischen Zeichnungen und Zierrathen aller Art sehr passend war. Er bearbeitete auf diese Weise mehrere tausend Platten, und gab alle merkwürdigen Denkmale alter Baukunst, alle schönen Ruinen, an denen Italien so reich ist, in so gestochenen Blättern heraus. Seine Söhne arbeiten in demselben Fache, doch geht ihre Betriebsamkeit mehr auf einen ausgebreiteten Kunsthandel als auf die eigene Kunstübung. — Der bekannte **Ritter Piranesi** war bei dem Ausbruche der französischen Revolution schwedischer Minister am päpstlichen Hofe, wo er sich durch seine Anhänglichkeit an republikanischen Ideen auszeichnete. Er entsagte zuletzt seinem Ministergehalte, und trat auf die Seite der Volkspartei. Als die Franzosen unter Berthier bis nach Rom vorgedrungen waren, lud er die Adeligen ein, auf dem Capitol die Sinnbilder des Adels zu verbrennen. Im J. 1799 ward er zum Minister der römischen Republik in Paris ernannt, wo er nach Wiederherstellung der päpstlichen Regierung sich niederließ.

Piraten, s. Seeräuber.

Digitized by Google

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia (der Gemahlin des Irion), König der Lapithen und vertrauter Freund des Theseus. Er vermählte sich mit Hipprodamia, der Tochter des Atrar, eines andern Lapithenfürsten, mit welcher er den Polipötes zeugte. Sein Hochzeitfest ist bekannt durch den Kampf der Lapithen mit den Centauren, welcher entstand, als der trunkene Centaur Eurytion die Braut mißhandelte, und mit der Vertreibung der Centauren vom Pelion endigte. Nach dem Tode seiner Gemahlin begab sich Pirithous zum Theseus nach Athen, und vereinigte sich, da auch dessen Gemahlin gestorben war, mit ihm zum Raube der spartanischen Helena. Als sie dieselbe nach Athen entführt hatten, loseten sie um ihren Besitz und setzten fest, daß derjenige, dem sie zufallen würde, dem Andern auch zu einer Gemahlin verhelfen solle. Sie wurde dem Theseus zu Theil, und Pirithous verlangte jetzt von diesem, er solle ihm des Pluto Gemahlin, Proserpina, entführen helfen. In dieser Absicht stiegen Beide in die Unterwelt hinab; als sie sich aber hingesetzt hatten, um auszuruhen, vermochten sie nicht wieder aufzustehen. Theseus wurde nachher vom Hercules befreit; Pirithous aber mußte, mit 300 Ketten belastet, in der Unterwelt zurückbleiben. (Vergl. **Theseus**).

Pirkheimer (Bilibald), nach Andern **Pirckhaimer**, ein berühmter nürnbergischer Rathsherr, stammte aus einem edeln und reichen Geschlechte der Reichsstadt Nürnberg und war 1440 zu Eichstädt geboren. Der Vater, ein Staatsmann und Freund der Musen, wandte Alles an, die trefflichen Anlagen des Knaben zu entwickeln, und nahm ihn allenthalben mit sich, wohin er in den Geschäften der Fürsten, denen er diente, gesandt wurde. Dadurch war der Jüngling bereits mit der Welt und den Lebensgeschäften bekannt und vertraut geworden, als er, den Ritterdienst zu erlernen, in die Dienste des Bischofs von Eichstädt trat, der als einer der Aufseher des schwäbischen Bundes unaufhörlich von räuberischen Nachbaren befehdet wurde. Zwei Jahre verlebte der kraftvolle feurige Bilibald in stetem Kriegsdienste, und wäre dieser Beschäftigung gern auf einen größern Schauplatz gefolgt, wenn nicht der Vater, der ihn zum Staatsmanne bilden wollte, ihn dem Kriegsgetümmel entzogen hätte, um ihn seine wissenschaftliche Bildung in Italien vollenden zu lassen. Sieben Jahre studirte er zu Padua und zu Pisa. Zwar waren die Rechtswissenschaften der Hauptgegenstand seiner Studien; aber auch alle übrigen Gegenstände der Kunst und Wissenschaften, die sich ihm darboten, wurden mit Begierde von ihm ergriffen und durchdrungen, besonders die alten Sprachen, Theologie, Medicin, Mathematik, Astronomie, auch Musik. Nach seiner Rückkunft verheirathete er sich und nahm die Anwartschaft auf eine Senatorstelle in Nürnberg an. Bald lernte man seine besondere Brauchbarkeit kennen, denn mit einer gründlichen Kenntniß der Rechte verband er feine Sitten und siegende Beredsamkeit. Er wurde daher zu verschiedenen Gesandtschaften auf Reichstage und an Fürsten gebraucht; im J. 1499 aber vertraute der Senat ihm die Anführung der nürnbergischen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweizer. Sowohl Maximilian I. als auch Carl V. erkannten seinen Werth und ernannten ihn zu ihrem Rathe. Nachdem er in öffentlichen Geschäften noch mehrere Jahre gewirkt und genützt hatte, zog er sich von denselben zurück und widmete fortan seine Muße den Wissenschaften und seinen Freunden, zu welchen die trefflichsten Männer seiner Zeit gehörten, unter

Digitized by Google

andern Celtes und Albrecht Dürer. Nur zuweilen kehrte er zu den Staatsangelegenheiten zurück, da er es für die erste Pflicht hielt, sich dem Vaterlande, wenn es seiner bedürfe, nicht zu entziehen. Er beförderte mit Eifer die Reformation. Unter seinen Schriften (Opera ed. M. Goldast. Frcof. 1610 fol.), welche hauptsächlich in historischen und politischen Aufsätzen und Gedichten satyrischen Inhalts bestehen, sind besonders seine Briefe an die Gelehrtesten seiner Zeitgenossen bemerkenswerth und lehrreich. Er starb im J. 1530.

Piron (Alexis), geboren zu Dijon den 9ten Juli 1689, war der Sohn von Aimé Piron, der sich als Dichter im burgundischen Dialect bekannt gemacht hat. Er verlebte dreißig Jahre in seiner Vaterstadt unter Ausschweifungen und Vergnügungen. Ein obscönes Gedicht, wodurch er sich in sehr üblen Ruf gesetzt hatte, wurde die Ursache, daß er seine Vaterstadt verließ und nach Paris ging. Da seine Familie ihn nur wenig unterstützen konnte, so machte er zunächst die Feder zu seinem Erwerbszweige, (denn er schrieb wie in Kupfer gestochen) und trat als Secretär in die Dienste des Herrn von Bellisle, nachher in die Dienste eines Finanzpachters. Verschiedene Stücke, in denen man sonderbare, originelle Details und eine anziehende Erfindung erblickt, und die er für das Spectacle de la foire schrieb, gründeten zuerst seinen Ruf; die Métromanie aber, eins der besten französischen Lustspiele, setzte ihn in den Rang der besten französischen Lustspieldichter seiner Nation. Dieses an neuen Zügen, Witz und Laune reiche Stück wurde zuerst 1738 auf das Theatre français gebracht und steht noch jetzt in verdientem Ansehn. — Allgemein bekannt sind von ihm eine Menge witziger Einfälle und Antworten. Eben so bekannt ist seine unaufhörliche Rivalität mit Voltaire, der ihn vielleicht unter allen seinen Gegnern seiner höchst sarcastischen und treffenden Einfälle wegen am meisten fürchtete. Aber diese Eigenschaft war es auch hauptsächlich, die ihm den Eintritt in die Academie versperrte. Er rächte sich zwar dadurch, daß er diese Gesellschaft les Invalides du bel esprit nannte, und in der bekannten auf sich selbst verfaßten Grabschrift:

Ci gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien,

verspottete; dennoch war er mehr als einmal bemüht gewesen, eine Stelle in derselben zu erhalten. Er starb den 21sten Januar 1773.

Pirouette, eigentlich ein kleiner Kreisel; in der Tanzkunst das schnelle Umdrehen auf einem Fuße, der Kreisschwung oder Drehschwung; in der Reitkunst die schnelle aber sehr enge Werfung des Pferdes, so daß es mit dem Kopfe auf derselben Stelle steht, wo es zuvor mit dem Schweife war. Pirouettiren, kreiseln, im Kreise drehen.

Pisa, eine der ältesten und schönsten italienischen Städte im Großherzogthum Toscana, liegt in einer freundlichen Ebene ungefähr 24 Miglien vom Einflusse des Arno in die See. Das Clima ist ziemlich gesund und so milde, daß fast das ganze Jahr hindurch dort Frühling herrschet. Statt 150,000 Einwohner in den Zeiten der Blüthe zählt die Stadt jetzt kaum 16,000; Stille und Einsamkeit sind daher hier, wie in andern großen Städten Italiens, die ihre historische Rolle zu Ende gespielt, herrschend geworden. Der Arno, einen Halbkreis bildend, theilt den Ort in zwei fast gleiche Hälften, welche durch drei Brücken mit einander in Verbindung stehen. Die beiden großen Kai's (Lungarno) sind mit Gebäuden im edelsten

Digitized by Google

Style geschmückt, deren wehrhaftes Aussehn an die kriegerischen Zeiten der Republik erinnert. Die Straßen sind großentheils breit, gerade, herrlich gepflastert, aber das häufig zwischen den Steinen wachsende Gras ist ein trauriger Zeuge der Entvölkerung. Unter den kirchlichen Gebäuden nennen wir zuerst den Dom, im elften Jahrhundert von einem griechischen Architekten erbaut, ein Ehrfurcht einflößendes, alterthümliches Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten mancherlei Art. Hinter diesem steht der berühmte hängende Glockenthurm, dessen Abweichung vom Perpendikel beinahe dreizehn Fuß beträgt. Er ist rund, ganz von Marmor, besteht aus acht Reihen Säulen über einander und ist 190 Fuß hoch. Dem Dom gegenüber liegt das runde, mit schönen Säulen geschmückte, ebenfalls sehr alterthümliche Battisterio. Seitwärts zwischen beiden breitet sich das berühmte Campo santo aus, das wir zu den größten Merkwürdigkeiten der Kunst in ganz Italien rechnen. Es ist ein alter Kirchhof, dessen Erde die Pisaner aus Jerusalem geholt, eingefaßt von gothischen Hallen, deren Wände mit Frescogemälden von der Hand der ältesten berühmtesten Meister geschmückt sind. Unter diesen glänzen Memmi, Orcagna u. A., alle aber verdunkelt durch seine unübertrefflichen Schildereien Benozzo Gozzoli. Auch befindet sich hier eine große Sammlung hetrurischer und römischer Alterthümer, namentlich aus Urnen und Sarkophagen bestehend. — Unter den übrigen Kirchen verdienen noch Erwähnung die durch ihre elegante gothische Bauart ausgezeichnete Kirche Madonna della Spina und die im neuern Styl erbaute Kirche S. Stefano, die nebst dem angrenzenden Palaste dem einst hier residirenden Ritterorden des heiligen Stephanus zugehörten. Unter den Gebäuden zeichnen sich ferner mehrere Paläste und die Loggia de' Mercanti vortheilhaft aus. Auch zeigt man noch den Hungerthurm, in welchem Ugolino mit seinen Kindern umkam, indessen schwerlich den authentischen, der gewiß lange nicht mehr vorhanden ist. — Es fehlt in Pisa nicht an wissenschaftlichen Anstalten und Kunstsammlungen. Die Universität ist alt und hat zu allen Zeiten berühmte Lehrer besessen, wie auch jetzt Vaccà, Ciampi, Tantini ihre Zierden sind; die Sternwarte und der botanische Garten unter Savi sind im besten Zustande. Die Feinheit und Liebenswürdigkeit der Gesellschaft, im Vereine mit anspruchsloser Herzensgüte und Dienstfertigkeit wird dem Fremden seinen Aufenthalt in Pisa sehr angenehm machen. — Vier Miglien von der Stadt entfernt am Fuße des Berges S. Giuliano, auch nach diesem Berge genannt, liegen die berühmten pisanischen Bäder. Zwölf warme, schwefelhaltige Quellen sind hier von großen, zweckmäßigen Gebäuden eingeschlossen, worin für alle Bedürfnisse der zahlreich sich hier einfindenden Badegäste auf das vollkommenste, minder indeß für ihre Unterhaltung gesorgt ist. Auch die sieben Miglien von Pisa entfernte prächtige Karthause ist eines Besuches nicht unwerth. — Uebrigens sind Handel und Gewerbe zu Pisa höchst unbedeutend. Groß ist der Gewinn vom Oel, welches an Güte dem Oele von Lucca wenig nachsteht; die Felder und Hügel sind gut bebaut und die Marmorbrüche in der Nachbarschaft gehören zu den schönsten in Italien. — Geschichte von Pisa. Als erlauchte Republik blühte Pisa im Mittelalter durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist seiner wackern Bürger auf. Im Kampfe mit den Saracenen eroberte es Sardinien, Corsica, die Balearen und hieß die Königin des Meeres. Die Stadt hatte damals, im

Digitized by Google

12ten und 13ten Jahrhunderte, über 150,000 Einwohner. Ihr Gebiet am tyrrhener Ufer umfaßte die damals angebaute und daher sehr fruchtbare Maremma von Lerici bis nach Piombino. Zur See die Nebenbuhlerin Venedigs und Genua's, gründete sie Colonien in der Levante und sandte 40 Schiffe dem Könige von Jerusalem zu Hülfe. Als eifrige Gibellinin dem Kaiser treu, in blutigen Zwist verwickelt mit der Guelfin Florenz, mit Lucca und Siena, die dem Papste anhingen, von allen Nachbaren beneidet, von Genua in blutiger Seeschlacht besiegt, und durch innere Parteiung mächtiger Geschlechter zerrissen, unterlag sie endlich der Eifersucht und dem Hasse von Florenz. Ugolino herrschte jedoch nur kurze Zeit über das seiner Festen beraubte Pisa. Der Muth, mit welchem elftausend Pisaner lieber sechzehn Jahre harte Gefangenschaft litten, als eine vaterländische Feste in Feindes Hand übergaben, hielt eine Zeit lang noch das kriegerische Pisa empor. Die Republik schlug mit eigenen Waffen das Heer der Guelfen von ganz Italien. Aber erschöpft trat sie endlich unter Mailands Schutz, ward darauf dem Herzoge Galeaz Visconti verkauft, von dessen Nachfolger Florenz sie einhandelte; das freie Florenz erkaufte von einem Tyrannen als Sclavin die freigeborne Schwester (1406)! Durch Hunger ward die Uebergabe erzwungen und mit Gewalt die Widerstrebende im Gehorsam erhalten. Absichtlich ließ Florenz die reiche Maremma wieder zum Sumpfe werden und Pisa's Handel absterben. Die größte Hälfte der Bürger wanderte aus. Aber nach 88jähriger Unterdrückung, als Carl VIII. von Frankreich Italien überzog, erhob sich der alte Stolz von Pisa, und kämpfte funfzehn Jahre glorreich um seine Freiheit. Simon Orlandi rief seine Mitbürger zu den Waffen, und das Volk gab sich, unter Carls VIII. Schutze, der nach einem Vertrage mit Florenz Pisa besetzte, eine eigene Verfassung. Jetzt begann ein hartnäckiger Krieg zwischen Florenz und Pisa. Die Bürger der letztern Stadt eroberten mit dem Beistande der französischen Besatzung ihr altes Gebiet wieder und schlugen die Miethtruppen der Florentiner. Ihr kriegerischer Muth vereitelte jede Anstrengung ihrer ehemaligen Oberherren. Als die französische Besatzung abzog, schworen sie dem Könige von Frankreich als ihrem Schutzherrn. Jetzt wurde Pisa ein wichtiger Punkt. Fürsten und Republiken unterhandelten bald für, bald gegen die Fortdauer des wieder aufgestandenen Freistaats. Endlich von allem Beistande verlassen, schworen die Pisaner, eher unterzugehen, als sich ihrem Erbfeinde zu unterwerfen. Schon hatte Florenz sich des Gebiets bemächtigt; und am letzten Juli 1499 nahm die Belagerung der Stadt mit so großen Zurüstungen ihren Anfang, daß die Florentiner in 14 Tagen sich derselben zu bemeistern hofften. Aber die Frauen von Pisa schanzten Tag und Nacht, um die eingeschlossenen Mauern herzustellen; und als der Feind ein Castell mit Sturm genommen, da warfen sie sich den zagenden Männern entgegen, sie möchten lieber sterben, als der Florentiner Knechte werden. So ward die Stadt gerettet, und der Feind hob mit großem Verluste (4ten September) die Belagerung auf. Die Pisaner verwandelten jetzt ihre Stadt in eine furchtbare Festung. Auch ein von Ludwig XII., König von Frankreich (der Pisa den Florentinern unterwerfen wollte), abgeschicktes Heer belagerte die Stadt vergeblich. Im J. 1504 unternahmen die Florentiner aufs Neue Pisa's Belagerung. Sie wollten den Arno oberhalb Pisa abdämmen, mußten aber nach großen Kosten davon ablassen. Eine dritte Belagerung im

Digitized by Google

J. 1505 war eben so vergeblich. Endlich (8ten Juni 1509) bezwang der Hunger die aufs Aeußerste gebrachte Stadt. Pisa unterwarf sich durch einen Vertrag den Florentinern, und alles Geschehene sollte straflos seyn. So fiel Pisa, nachdem es viermaligen Angriff vereitelt und funfzehn Jahre hindurch die Freiheit behauptet, durch Hungersnoth in florentinische Gewalt, und hörte für immer auf, selbstständig zu seyn. Auf seinem Ruin erhob sich die Macht von Toscana. (Vergl. die Geschichte der 15jährigen Freiheit von Pisa, von Carl Treitschke. Leipzig 1814. 8.)

Pisistratus, ein ausgezeichneter atheniensischer Bürger, der sich zum Tyrannen (d. h. zum ungesetzlichen Oberherrn seines Vaterlandes) machte. Er war von edler Abkunft, die er selbst von Codrus, dem letzten Könige von Athen, ableitete, und erbte von seinem Vater Hippokrates ein großes Vermögen. Von Natur besaß er die Vorzüge, welche dem Einzelnen ein Uebergewicht geben: eine gewandte Sprache und eine ungemeine Fassungskraft; durch alle Kenntnisse der damaligen Zeit hatte er sie noch erhöht. Sein erster Schritt, als er in das öffentliche Leben trat, war, daß er durch seine Beredsamkeit die Bemühungen des Solon (eines mütterlichen Verwandten von ihm), die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bewegen, unterstützte, und sodann diesen Gesetzgeber auf der glücklichen Unternehmung gegen diese Insel begleitete. Von Natur ehrgeizig, verfolgte er den Plan der Politik, der unter einer Volksregierung so oft gelingt; er gewann die niedere Classe der Bürger durch einnehmende Leutseligkeit und ungemeßne Freigebigkeit. Er verschaffte ihnen Erleichterungen, öffnete seine Gärten ihren Vergnügungen, tröstete die Kranken und ließ die Todten beerdigen; in allen seinen Reden war er der Anwalt der bürgerlichen Gleichheit und der demokratischen Verfassung. Solon durchschaute die Kunstgriffe seines Betragens, und äußerte seine Besorgnisse sowohl gegen ihn als gegen Andere. Nur zu bald gingen sie in Erfüllung. Eines Tages erschien Pisistratus mit mehreren leichten Wunden, die er sich selbst zugefügt hatte, auf dem Markte, und rief seine Mitbürger laut um Beistand und Schutz gegen vorgebliche Feinde an, die ihm, wie er sagte, wegen seiner Anhänglichkeit an die Demokratie nach dem Leben trachteten. Sogleich wurde eine Volksversammlung veranstaltet, in welcher einer seiner Freunde vorschlug, daß ihm eine Wache zur Sicherheit seiner Person gegeben werden sollte. Dieser Vorschlag wurde, so sehr sich auch Solon widersetzte, genehmigt. Man gab ihm eine Leibwache, mit deren Hülfe er sich in Besitz der Burg von Athen setzte. Er entwaffnete die Menge und war nunmehr Herr der Stadt, während Solon aus seinem dienstbar gewordenen Vaterlande auswanderte. Dies geschah im J. 560 vor Christi Geburt. Wenn aber gleich Pisistratus durch die Art, wie er sich in Besitz der Herrschaft setzte, den Vorwurf der Tyrannei auf sich zog, so gebrauchte er doch diese Gewalt keineswegs als ein Tyrann; denn kein gesetzmäßiger Fürst hätte sich mit mehr Mäßigung oder mit mehr Achtung für das Interesse seines Volks betragen können. Er machte keinen Versuch, die weisen Gesetze Solons abzuschaffen, sondern bestätigte und erhöhte ihr Ansehn; immer zeigte er die größte Verehrung gegen den Gesetzgeber; aber seine Bemühungen, ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen, waren vergeblich. Indeß war seine Obergewalt noch nicht gesichert. Megakles, der an der Spitze einer Opposition stand, verließ mit seiner Familie das atheniensische Gebiet und knüpfte

mit einer dritten Partei einen Briefwechsel an, in der Absicht, die Macht des Pisistratus zu stürzen. Ihre Anschläge gelangen, und Pisistratus war genöthigt, auszuwandern, während seine Effecten öffentlich verkauft wurden. Da aber Megakles mit der Partei, mit welcher er sich verbunden hatte, bald unzufrieden wurde, so machte er dem Pisistratus den Vorschlag, ihn zurückzuführen, wenn er seine Tochter zur Gemahlin nehmen wollte. Diesen Vorschlag ging Jener sogleich ein. Seine Rückkehr wurde durch eine List bewerkstelligt, die ein auffallendes Beispiel von der Leichtgläubigkeit des Volks abgibt. Man wählte ein Frauenzimmer von hohem Wuchse und majestätischer Gestalt, kleidete sie in die Rüstung der Minerva und kündigte an, daß die Göttin selbst den Pisistratus zurückführen werde. Auf einem prächtigen Wagen zog er feierlich mit ihr in die Stadt ein, und wurde ohne Widerstand sogleich wieder eingesetzt. Diese Thatsache wird von Herodot verbürgt, der sie jedoch lächerlich nennt. Pisistratus heirathete, wie er versprochen hatte, die Tochter des Megakles, lebte aber, da er schon eine Familie hatte, nicht mit ihr als seiner Gattin. Um diese Kränkung zu rächen, bildete Megakles aufs Neue eine Gegenpartei, welche dem Pisistratus so furchtbar schien, daß er sich freiwillig nach Eretria begab. Hier beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, und den Mitteln, seine Herrschaft durch Gewalt wieder zu erlangen. Endlich im elften Jahre dieses zweiten Exils betrat er Attika an der Spitze eines Heeres. Viele Athenienser, die mit der Demokratie unzufrieden waren und seiner frühern Wohlthaten gedachten, stießen zu ihm. Nachdem er die ihm entgegen gesandten Truppen durch einen Ueberfall zerstreut hatte, zog er in die Stadt ein und bemächtigte sich zum dritten Male der Obergewalt und zwar ohne Blutvergießen. Pisistratus fuhr fort, mit seiner vormaligen Milde zu herrschen; um aber die Volkspartei zu schwächen, ergriff er eine Maßregel, die für den Staat sehr nützlich war. Er zwang viele der müßigen Einwohner, die Stadt zu verlassen und die umliegenden Gegenden anzubauen, welche dadurch mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt wurden. Dadurch, daß er von Jedem den zehnten Theil seines Einkommens und Erwerbs foderte, vermehrte er die Staatseinkünfte, welche er auf prachtvolle öffentliche Gebäude verwendete. Auch suchte er die Bildung der Athenienser durch Aufmunterung der Literatur zu befördern. Er legte eine öffentliche Bibliothek an; die Gesänge Homers wurden auf seine Veranstaltung gesammelt. Da er wohl wußte, wie verhaßt die Tyrannei sey, verbarg er sorgfältig seine Macht unter dem Aeußern eines gewöhnlichen Bürgers. Er unterwarf sich, wie jeder Andere, dem Ausspruche des Areopagus, vor dem er eines Mordes angeklagt worden, und betrug sich überhaupt mit eben so viel Klugheit als Milde. Auf diese Weise übte Pisistratus die Oberherrschaft, nicht als Unterdrücker, sondern als Vater seines Vaterlandes, welches kaum je einer längern Ruhe und Wohlfahrt genoß. Er starb im J. 527 vor Christi Geburt und hinterließ als Erben seiner Gewalt seine Söhne Hippias und Hipparchus, welche sich jedoch nicht darin zu erhalten wußten.

Piso, ein Beiname, den mehrere Römer aus dem Calpurnischen Geschlecht führten. Einer der merkwürdigsten ist **L. Calpurnius Piso**, der als Consul die aufrührerischen Sclaven auf Sicilien besiegte, und das bekannte Gesetz de repetundis, über die Wiedererstattung erpreßter Gelder, eingeführt haben soll, um der Hab-

Digitized by Google

sucht der obrigkeitlichen Personen bei der Verwaltung der Provinzen Schranken zu setzen. Er zeichnete sich als Prätor in Sicilien, wo ihm bei einem in Rom entstandenen Getreidemangel der Einkauf bedeutender Vorräthe übertragen worden war, durch eine seltene Uneigennützigkeit so aus, daß man ihm deßhalb den schönen und ehrenvollen Beinamen Frugi (der Rechtschaffene, der Brave) gab. Ein anderer, späterer Piso war der, welcher zu Cicero's Zeiten mit Gabinius das Consulat bekleidete, und sich besonders feindselig gegen den großen Mann bewies, der in einer Rede, die wir noch besitzen, äußerst heftig gegen ihn spricht und ihn mit Schmähungen überhäuft. Noch später lebte der Piso, welcher unter Tiberius Regierung Präfect von Syrien war, sich durch seinen Stolz auszeichnete, so wie durch sein gehässiges Betragen gegen den edlen Germanicus, den adoptirten Sohn des Tiberius, dessen frühen Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, ihm Schuld gegeben wird.

Pissevache, ein merkwürdiger Wasserfall im Walliserlande, südlich von St. Maurice und nahe an der Rhone. Der beträchtliche Bach Salanche fällt aus einer Höhe von 270 Fuß in ansehnlicher Breite, aber nicht senkrecht herab, und löset sich auf diesem Wege zum Theil in große Dunstwolken auf, die, wenn sie von der Sonne angestrahlt werden, die prächtigsten Regenbogen bilden. Die Gegend umher ist nackt, und die große Landstraße führt daran vorbei.

Pistocchi (Francesco Antonio), ein berühmter Singlehrer. Er war um das J. 1660 zu Bologna geboren und erwarb sich in seiner Jugend durch eine treffliche Sopranstimme allgemeine Bewunderung. Aber seine ausschweifende Lebensart raubte sie ihm. Er gerieth in die äußerste Noth und war gezwungen, bei einem Componisten als Notenschreiber in Dienste zu gehen. Hier fand er Gelegenheit, sich mit den Regeln der Composition bekannt zu machen. Nach einigen Jahren fand sich seine Stimme allmälig wieder, die jetzt in einen angenehmen Contrealt überging. Durch Erfahrung belehrt, wußte er sie jetzt besser in Acht zu nehmen. Er durchreisete Europa, hörte und bemerkte alles Gute in jedem Geschmack, und bildete sich daraus eine eigene vermischte Manier, die er zuerst als markgräflich anspachischer Capellmeister, wozu er ernannt wurde, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts aber in seiner Vaterstadt, wohin er zurückkehrte, in Ausübung brachte. Er errichtete hier eine eigene Singschule, aus welcher die berühmten Sänger Bernacchi, Pasi u. s. w. hervorgingen. Mit Recht ist er wegen seiner ganz neuen Gesangmethode, welche nachher von Faustina und Farinelli noch vervollkommnet wurde, als der Vater des heutigen italienischen Gesanges anzusehen; wobei man ihm jedoch auch Schuld gibt, durch die häufigen kunstreichen Passagen, die er lehrte, den natürlichen Gesang verunstaltet zu haben.

Pistole, 1) ein bekanntes Feuergewehr, dessen Namen Einige von dem Worte Pistollo ableiten, weil die Pistolen am Ende des Griffs große Knöpfe haben; Andere von der Stadt Pistoja in Italien, wo die Pistolen erfunden seyn sollen. — Die electrische oder die Knallluftpistole ist eine Vorrichtung, in welcher die Explosion der durch den electrischen Funken entzündeten Knallluft einen Pfropf mit Gewalt aus einem Rohre treibt. Der Versuch dient zum Beweise der Entzündung brennbarer Stoffe durch den electrischen Funken, und der explodirenden Kraft der Knallluft. 2) Eine span. und ital. Goldmünze, ungefähr einen Louisd'or betragend.

Digitized by Google

Pitho (Peitho), bei den Römern Suada, die Göttin der Beredsamkeit, der Ueberredung, eine der Charitinnen oder doch in deren Gefolge. Theseus führte ihre Verehrung zu Athen ein.

Pitt (William), s. Chatam.

Pitt (William), brittischer Staatsminister, der zweite Sohn des Grafen Chatam (s. d. Art.), geboren den 28sten Mai 1759, wurde bis in sein vierzehntes Jahr unter den Augen seines Vaters erzogen, studirte hierauf in Cambridge Philosophie, Logik und vorzüglich die Verfassung und die Geschichte der Staaten des Alterthums und der neuern Zeit, insbesondre die seines Vaterlandes; in der Beredsamkeit war ihm sein Vater Lehrer und Muster. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rheims in Frankreich trat er in London als Sachwalter auf. Im J. 1781 ward er, kaum 21 Jahr alt, zum Parlamentsgliede gewählt. Im J. 1782 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt, bewies er schon damals, vorzüglich beim Abschluß des Friedens von 1783 mit Nordamerika und Frankreich, den Ernst eines gereiften Charakters. Als hierauf seine Gegner, Fox, North und Burke, in das Portland'sche Ministerium eintraten, machte er eine kurze Reise nach Italien und Deutschland. Seine Vorschläge im Parlamente zu einer bessern Repräsentation des Unterhauses wurden verworfen; dagegen widersetzte er sich mit Erfolg der von Fox vorgeschlagenen India-Bill, so wie einer Beschränkung des Rechts der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt Rath zu ertheilen. Nach Entlassung des Portland'schen Ministeriums am Ende des Jahrs 1783 wurde Pitt, noch nicht volle 25 Jahr alt, erster Lord der Schatzkammer, und er behauptete sich in diesem Posten bis 1801, ob er gleich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die ersten Redner und Staatsmänner der Whig-Partei, Fox, Burke, Sheridan u. A. standen, zu bekämpfen hatte. Die Mehrheit der Nation überzeugte sich bald von Pitts einsichtsvoller und uneigennütziger Thätigkeit, die ganz auf die innere Verwaltung gerichtet war. Die ostindische Compagnie wurde durch ihn der Staatsaufsicht (des India-Board of Controul) unterworfen; und Pitts Finanzplan ist die Grundlage des neuern brittischen Finanzsystems geblieben. Mit dem Handel stieg der Wohlstand der Nation, und damit auch das Staatseinkommen. Dieses betrug im J. 1783 gegen 11 Millionen Pfund St. und war im J. 1793 auf 16 Millionen, im J. 1800 auf 26 Millionen gestiegen. Indeß verschlang der Krieg zuletzt ungeheure Summen, die Nationalschuld war 1800 bis zu 500 Millionen und die Kriegstaxen waren bis auf 20 Millionen Pf. St. angewachsen. Die größten Verdienste Pitts sind die Colonisation von Neu-Südwales seit 1788, und die Rettung seines Vaterlandes aus den Gefahren eines Staatsbankeruts, und aus der Krisis des Kampfes mit Frankreich um den Besitz des Welthandels. Der von ihm 1786 gegründete, in sich wachsende, Schuldentilgungfonds, so wie der für jede Anleihe besonders errichtete neue Tilgungfonds vom 17ten Februar 1792, hat die brittische Staatsschuld auf den Wachsthum des Handels und des Nationalcredits basirt. Unter mehreren einzelnen von Pitt mit Klugheit geleiteten Staatsgeschäften sind zu bemerken: der Handelsvertrag mit Frankreich im J. 1786; die Vereinfachung der Zölle und Accise; die Union Irlands mit Großbritannien 1801; die Einschränkung der Gewalt des Regenten und die Einführung der Einkommen-Taxe. Den größten Kampf als Minister bestand er mit der französischen revolutionären Politik, und mit

dem kühnen Widerstreben der brittischen Whigs und Demokraten. In diesem Doppelkampfe rettete er, ohne jedoch auf dem festen Lande (vergl. Quiberon) obzusiegen, das politische Daseyn der brittischen Macht und die Fortdauer der brittischen Constitution gegen die leidenschaftlichen Whigs und gegen die mit Frankreich im geheimen Bunde stehenden vereinigten Irländer. Allein er verlor darüber seine Popularität. Seit der Convent an England den Krieg erklärt hatte, beharrte Pitt auf dem Grundsatze, daß mit den jacobinischen Machthabern in Frankreich an keinen Frieden zu denken sey. Dafür wurde er von dem französischen Convent feierlich für den Feind des menschlichen Geschlechts erklärt. Im Innern erlaubten sich selbst Parlamentsglieder gegen ihn die heftigsten Ausfälle. Ein solcher persönlicher Angriff von Seiten Tierney's hatte einen Zweikampf auf Pistolen zwischen diesem und Pitt zur Folge, in welchem aber keiner verwundet wurde. Als endlich die Nation den Abschluß eines Friedens mit Frankreich allgemein verlangte, legte Pitt, obgleich noch immer der Stimmenmehrheit des Hauses gewiß, den 14ten März 1801 seine Stelle nieder; und Addington wurde erster Lord und Kanzler der Schatzkammer. Jetzt klagten Grey und Sir Francis Burdett Pitts Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa an; allein Pitt rechtfertigte sich siegreich mit der Kraft seines redlichen Bewußtseyns; auch sprachen Andre für ihn, und von 211 Stimmen gegen 52 ward beschlossen, Pitt ausdrücklich den Dank des Hauses für seine Verwaltung zu bezeugen. Als daher nach dem Frieden von Amiens ein neuer Bruch mit Frankreich unvermeidlich schien, ward er ein zweites Mal (den 12ten Mai 1804) mit dem Beifall der Nation an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Er wünschte seinen großen Gegner Fox mit in das Ministerium aufzunehmen, allein der König gab dies nicht zu. Pitt begann also den harten Kampf mit der Opposition aufs neue. Er vermehrte die Streitkräfte des Reichs, widersetzte sich der Emancipation der Katholiken, foderte Spanien zum offenen Kriege gegen England heraus, und schloß im April 1805 die Allianz mit Rußland, Oesterreich und Schweden, welche, ohne seine Schuld, nur zu Frankreichs Machtvergrößerung beitrug. Die Hauptbeschlüsse des wiener Congresses vom J. 1815 waren zum Theil die Ausführung der Ideen, welche Pitt damals in einer Note an den russischen Botschafter vom 19ten Januar 1805 entwickelte. Unterdessen hatten Anstrengung, Schmerz über vereitelte Entwürfe und chronische Uebel seine Gesundheit gänzlich zerstört. Der Friede von Preßburg schlug jede Hoffnung in ihm nieder. Seine Schwäche nahm zu, und er ahnete selbst seinen Tod, auf den er sich mit christlicher Fassung und Frömmigkeit vorbereitete. Seinem ehemaligen Lehrer, dem Bischof von Lincoln, dictirte er seine letzten Wünsche, welche die Versorgung seiner Nichten betrafen. Er starb den 23sten Januar 1806, und ward den 22sten Februar feierlich in der Westminster-Abtei begraben. Pitt war nicht reich; das Parlament bezahlte seine Schulden, 40,000 Pfund, und im August 1815 ward das ihm vom Parlamente errichtete Monument in der Westminster-Abtei aufgedeckt. Noch jetzt feiern seine Freunde sein Andenken an seinem Geburtstage. Pitt war im vertrauten Umgange, er auf wenig Freunde sich einschränkte, sehr liebenswürdig, lebhaft und munter, bescheiden und einnehmend. Oeffentlich erschien er feierlich und kalt; Schmerz und Freude konnten seinen Gleichmuth nicht erschüttern. Klarheit und strenges Denken, ein fester und gerader

Wille, eine nie wankende Treue gegen die Verfassung und das Glück seines Vaterlandes, und die beharrlichste Richtung seiner ganzen Thatkraft auf ein großes Ziel bezeichnen seinen öffentlichen Charakter. Als Redner wurde er, ungeachtet seines nicht gefälligen Ansehens, allgemein bewundert. Er sprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, rasch und mit steigendem Feuer, wenn er Unrecht bekämpfte, und besaß eine große Geistesgegenwart. In seinem Hause lebte er einfach und sittlich. So wie er größere Tugenden besaß, so waren auch seine Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menschheit ist. Gifford hat die Geschichte seines politischen Lebens in 6 Bänden geschrieben. Die Parlamentsreden von Pitt sind zu London in 3 Bänden herausgegeben worden. Man vergl. das Leben von Fox und Pitt, von Hasse im ersten Hefte der Zeitgenossen.

Pittacus, Fürst von Mitylene auf Lesbos, wird zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gerechnet. Er bediente sich der Herrschaft, um die Ruhe in seinem Vaterlande wieder herzustellen, um 580 vor Chr.

Pittoresk, mahlerisch, ist in Hinsicht des Stoffs alles dasjenige, was sich für mahlerische Behandlung eignet. Dies sind die sichtbaren Gegenstände überhaupt, oder eine Menge derselben, in sofern sie von einer Seite (als Fläche angesehen) eine Mannichfaltigkeit von Farbentönen für einen Ueberblick entfalten, und durch diesen Farbenreiz einen Schein von Bewegung und Freiheit empfangen (nicht das Starre, Unbewegliche, Todte für sich), oder sich erst durch Licht und Farbe in höherer Bedeutung zeigen. Leicht ist dieser Begriff auf die mahlerische Darstellung selbst übergetragen. Erfindung und Anordnung sind mahlerisch, wenn sie diesen Bedingungen entsprechen, und man nennt gewisse Gedichte oder Beschreibungen pittoresk, welche die Einbildungskraft zur vollkommen lebendigen Vorstellung mahlerischer Gegenden und Ansichten, gleichsam zur innern Vergegenwärtigung der farbigen Welt, leicht und angenehm aufregen. Auch Reisen werden pittoresk genannt, in welchen Beschreibungen dieser Art, vorzüglich mit bildlichen Darstellungen begleitet, enthalten sind. Das Pittoreske oder vielmehr das Mahlerische wird auch dem Poetischen und Plastischen entgegengesetzt. Man unterscheidet nämlich die poetische Empfindung und Anordnung, welche sich auf Bedeutung, Charakter und die darstellende Grundidee eines Gemähldes bezieht, von der mahlerischen, welche auf obigen Bedingungen beruht. Du Bos nennt eine mahlerische Composition diejenige Anordnung der zu einem Gemählde nothwendigen Gegenstände, welche mit dem Totaleindrucke desselben in Beziehung stehen. Eine gute mahlerische Composition ist eine solche, deren Anblick einen der Absicht des Mahlers (und dem Geiste seiner Kunst) entsprechenden Eindruck hervorbringt. Das Gemählde muß daher nicht mit Figuren überladen seyn, die Gegenstände müssen leicht aus der Fläche heraustreten, die Figuren dürfen einander nicht entstellen, indem sie sich wechselseitig zur Hälfte, oder gewisse Theile des Körpers decken, welche der Mahler zufolge seines Sujets sehen lassen sollte. Die Gruppen müssen gut zusammengestellt, das Licht unter ihnen geschickt vertheilt seyn, die Localfarben endlich müssen, statt sich einander zu vernichten, so angeordnet seyn, daß aus Allem eine dem Auge erfreuliche Harmonie hervorgeht. Gewöhnlicher aber noch wird das Pittoreske dem Plastischen entgegengesetzt, wie die Plastik das Bleibende und Ruhende der Gestalt, die Mahlerei das Freie und

Digitized by Google

Veränderliche derselben, was durch Farbe sich äußert, vorzugsweise zum Gegenstande hat. Daher nennt man tadelnd Bildwerke (Werke der Plastik) pittoresk, wenn sie z. B. Gegenstände darstellen, welche nur durch Farbe einen ästhetischen Eindruck machen, oder eine freie Bewegung, ein leichtes Schweben der Gegenstände abzubilden versuchen, welches mit der Masse im Widerspruch steht, in welcher der Bildner arbeitet, kurz wenn sie aus ihren Grenzen in das Gebiet der Mahlerei hinüberschweifen. (S. Mahlerei). T.

Pius II., s. Piccolomini.

Pius VI., den 27sten December 1717 zu Cesena in der Romagna geboren, stammte aus dem mäßig begüterten gräflichen Hause Braschi, empfing die Namen Giovanni Angelo, und wurde zum Geistlichen bestimmt. Frühes Lob und verwöhnende Nachsicht brachten schon in seiner Jugend die später an ihm merkbare Mischung von Ernst und Eitelkeit, Milde und Eigensinn in seinen Charakter. Als neunzehnjähriger Jüngling wurde er Doctor der Rechte, erhielt dann seine Bildung zum Staatsdienst und Hofleben bei seinem Oheim, Carl Bandi, damals Auditor bei dem Cardinalbischof Ruffo in Ferrara, und ging 1740 im Gefolge dieser Gönner nach Rom, um Theologie zu studiren. Auf Ruffo's Empfehlung wurde er 1745 Auditor der päpstlichen Canzlei und 1753 Geheimschreiber des Papstes. Dieser (Benedict XIV.) entdeckte bald, Braschi werde sich weniger durch Genie und Gelehrsamkeit, als durch Treue und Frömmigkeit weiterer Beförderung werth machen, welche ihm auch durch ein Canonicat an der Peterskirche gesichert wurde. Unter Clemens XIII. konnte sich Braschi nur durch Anschließen an die Cardinäle Rezzonico und Colonna bemerkbar machen, welche ihm endlich 1766 zu dem wichtigen Amte eines Generalschatzmeisters der päpstlichen Kammer verhalfen. Seine Ordnungsliebe und Betriebsamkeit (er stellte einige Mißbräuche ab und entdeckte Bleiminen) erwarb ihm das Zutrauen des Papstes, eine anhaltende Theurung brachte ihn aber um die ihm schon zugewendete Liebe des Volks. Den Grundübeln der verworrnen päpstlichen Finanzen vermochte er nicht abzuhelfen. Clemens XIV. ernannte ihn den 26sten April 1773 zum Cardinal und Beneficiat der wenig einträglichen Abtei Rubicco, mehr um ihn vom Schatzmeisteramte zu entfernen, als ihn auszuzeichnen; denn dieser überlegne Geist kannte Braschi's Schwächen, dem er einst auf eine wohlgesetzte Rede verdrießlich erwiederte: „Ich will Thaten, keine Worte." Braschi, ohnehin von Jugend auf ein Freund der Jesuiten und ein Feind aller Neuerungen, hielt es daher im Stillen mit der unter dem Namen der Zelanten vereinigten Opposition im Cardinalcollegio (die Rezzonichi, Albani u. A.), wußte jedoch seine Gesinnungen schlau genug zu verbergen, daß alle Partheien befriedigt zu seyn meinten und selbst die katholischen Höfe zustimmten, als er nach Clemens XIV. Tode den 15ten Februar 1775 zum Papst gewählt wurde. Nicht ohne einen Schein von Demuth sagte er zwar: „dieser Beschluß der versammelten Väter sey ein Unglück für ihn;" bestieg aber doch mit großem Behagen unter dem Nahmen Pius VI. den päpstlichen Stuhl. Er umgab ihn mit einem Glanze, der gehoben durch seine bis ins Alter blühende, stets sorgfältig geschmückte Wohlgestalt und würdevolle Haltung die Augen wohl blenden und den rauschenden Beifall, der ihn bei seinen ersten Aufzügen begrüßte, erklären konnte. Man hatte lange keinen so schönen Papst gesehen. Die Hoheit seiner äußern Darstellung, sein feierlicher Anstand bei

Digitized by Google

kirchlichen Handlungen flößte Ehrfurcht ein, sein rührendes Geberdenspiel im Gebet, seine hinschmelzende Andacht, die Thränen, mit denen er knieend vor dem Standbilde des heiligen Petrus dessen Füße benetzte, dienten den Frommen zu großer Erbauung und auch kühlere Weltleute gewann die ihm eigne Gabe, angenehm und vertraulich zu sprechen, daher die Römer ihn il Persuasore (den Ueberredenden) nannten. Diese gefälligen, zum Theil mühsam einstudirten Formen konnten jedoch die Mängel seiner Regierung nicht verbergen. Beim Antritte derselben fand er das Papstthum in der öffentlichen Meinung schon so tief gesunken, eine den Ansprüchen der Hierarchie entgegenwirkende Aufklärung schon so weit verbreitet, die katholischen Fürsten der Kirche schon so überlegen und den Kirchenstaat selbst durch schlechte Wirthschaft, verminderte Einkünfte und eingewurzelte Mißbräuche in solchem Grade zerrüttet, daß hier vollständig zu heilen, dort wirksam zu schützen und neu zu befestigen, die Aufgabe eines Mannes nicht mehr seyn konnte. Clemens XIV. hatte bei edlem Willen, großer Kraft und heller Einsicht wenig ausgerichtet. Pius, kaum einer untergeordneten Rolle in diesem Kampfe, geschweige denn der ersten gewachsen, verfehlte auch da, wo er wirklich verbessern wollte, durch halbe Maßregeln den Zweck. Statt dem Unglauben der Zeit kräftige Anstalten zu einer bessern Bildung der Geistlichkeit entgegen zu setzen, beschränkte er sich in seinem ersten Breve an dieselbe, ihr alte Regeln der Ehrbarkeit einzuschärfen. Er vernichtete alle Anwartschaften auf Pfründen, ließ aber den herabwürdigenden Aemterhandel bestehen, weil er einträglich war. Er hob alle, auch die Privatpersonen gehörigen Durchgangszölle im Kirchenstaat auf; aber das Lottospiel erhielt zum Besten seines Schatzes eine für die Armen noch verführerischere Einrichtung. Den schon durch kostspielige Schatzungen vorbereiteten Plan einer allgemeinen Grundsteuer mußte er, weil das Volk sich sträubte, aufgeben; aber nichts desto weniger sann er auf große, Ruhm versprechende Unternehmungen, als flössen ihm unermeßliche Hülfsquellen zu. Von dieser Art war sein Plan, die pontinischen Sümpfe (s. d. Art.) auszutrocknen und auf dem gewonnenen Boden eine Stadt nach seinem Namen zu bauen, zu der er schon Risse in Bereitschaft hatte. Die Arbeit begann 1777, ein kleines Gebiet wurde dem Landbau gewonnen, die alte Appische Straße aufgedeckt und eine neue Straße (Via Pia) angelegt. Aber der verhältnißmäßig sehr geringe Nutzen dieses Erfolgs konnte die ungeheuren Kosten nicht decken, die Actionärs hatten sich bald zurückgezogen, Verständige bemerkten, der Anbau andrer wüsten Flecke im Kirchenstaate wäre viel ersprießlicher gewesen; nur Pius blieb auf seinem Sinne, häufte Schulden auf Schulden, um die Arbeit bald rascher, bald schläfriger fortzusetzen, und tröstete sich bei dem Tadel der Römer mit der Bewunderung unkundiger Fremden. Eben so wenig Dank brachte ihm die Anlegung eines Hafens im Anconesischen, da er nichts für den Handel that, der ihn beleben sollte. Die prachtvolle neue Sacristei, die er an die Peterskirche anbaute, war ein überflüssiges, diese Kirche entstellendes Werk, in dem er sein Standbild und Inschriften zu seinem Ruhme auf die Nachwelt bringen wollte; die alten Sculpturen, mit denen er das von seinem Vorgänger angelegte Museum (nun Pio-Clementinum genannt) bereicherte, schienen nur angeschafft, um seinen überall angebrachten Namen zu verewigen, und selbst die Künstler, die er unterstützte, konnten sich einer Gunst nicht freuen, an der die Würdigung ihrer Verdienste kei-

Digitized by Google

nen Antheil hatte. Dieselbe Eitelkeit und Verschwendung stellte Pius in seiner glanzvollen Hofhaltung zur Schau, und allgemeine Erbitterung erregte der Nepotismus, mit dem er seine verdienstlosen Verwandten erhob. Seinen Schwestersohn Onesti machte er zum Oberhofmeister und endlich zum Cardinal mit einer Ausstattung von den einträglichsten Pfründen. Einem andern Neffen, Luigi Braschi, mußten die Römer bei seiner Vermählung reiche Hochzeitgeschenke bringen, die der Papst selbst in Empfang nahm. Er gab diesem unbedeutenden Menschen Besitzungen mit dem Herzogstitel, verschaffte ihm auf widerrechtlichem Wege die Erbschaft der Lepri'schen Güter und ließ ihn sich des Alleinhandels mit Oel und Korn bemächtigen, ohne den lauten Klagen des Volks über diese unerhörte Bedrückung auch nur Gehör zu gönnen. Ein Versuch gegen das Leben des Papstes, der 1777 gewagt wurde, aber fehlschlug, konnte ihn über die Folgen seiner Ungerechtigkeit belehren; doch sollte er noch den völligen Untergang seiner Herrschaft erleben. Von seinen Vorgängern hatte er ärgerliche Händel mit den katholischen Höfen geerbt. Clemens XIV. war bedacht gewesen, seinem Stuhle durch kluge Fügsamkeit in die Foderungen der neuern Politik wenigstens die Rechte zu erhalten, die er noch besaß; Pius glaubte nach dem Beispiele des dreizehnten Clemens durch starrsinnige Behauptung der alten übertriebenen Papstgewalt sich und die Kirche am besten zu berathen; aber unfähig, diese überhaupt ganz unzeitige Idee mit gehöriger Consequenz zu verfolgen, gerieth er in ein Schwanken, das die Gegner nur dreister machte und ihn selbst der Hoffnung beraubte, wenigstens mit Ehren zu fallen. Während er den ganz wider seinen Willen aufgehobenen Jesuiterorden heimlich begünstigte und öffentlich aus Furcht vor den katholischen Höfen zu verfolgen fortfuhr, machte er sich den Feinden und Freunden der Jesuiten zugleich verdächtig. Daß Neapel ihm für das 1777 fast ganz aufgelös'te Lehnsverhältniß zum römischen Stuhle eine geringe, willkürliche Entschädigung bot, konnte er eben so wenig hindern, als die Reformen in Toscana und Oesterreich (s. Leopold II. und Joseph II.); aber zu spät besann er sich auf das Anerbieten, die Mißbräuche der Kirche selbst abzustellen. Man nahm seinen Beistand nicht an, seine pomphafte Reise nach Wien (im Frühling 1782) blieb ohne den gewünschten Erfolg, und nur der Vermittelung der Gesandten von Spanien und Frankreich hatte er einen gütlichen Vergleich mit Joseph II., nur dem Einflusse des baierschen Hofes und dem Privatinteresse einiger deutschen Bischöfe die Vereitelung des Planes der deutschen Erzbischöfe, sich durch Vertreibung seiner Nuntien (s. d. Art.) freier zu machen, nur der Politik Catharinens II. 1782 die Herstellung der Jesuiten in Rußland zu danken. Den Trübsalen, welche die Revolution in Frankreich auch über die Kirche brachte, konnte er freilich bloß priesterliche Ermahnungen und fromme Klagen entgegensetzen; mit großen Opfern erkaufte er 1796 den Waffenstillstand zu Bologna und 1797 den Frieden von Tolentino (s. Kirchenstaat), um endlich sein eignes Volk vom Freiheitsschwindel ergriffen und Rom von französischen Kriegern den 18ten Februar 1798 in eine Republik umgeschaffen zu sehen. In dieser schrecklichen Katastrophe gab seine aufrichtige Frömmigkeit ihm Kraft, die Mißhandlungen der Franzosen mit einer Standhaftigkeit und würdigen Haltung zu ertragen, wie sie dem Oberhirten der Kirche geziemte. Der kranke Greis, den man den 20sten Februar als Gefangnen von Rom wegführte, auf der Reise dem Muthwillen der

Digitized by Google

Soldaten Preis gab und den 14ten Juli in die Citadelle zu Valence einkerkerte, war ein Gegenstand des Mitleids und der Achtung aller Gefühlvollen; und als er den 29sten August 1793 daselbst gestorben war, ehrte eine allgemeine Theilnahme sein Unglück und seine Tugenden. Welchen Tadel ihm auch seine Fehlgriffe als Regent zugezogen hatten; in seinem häuslichen Leben war er doch stets so unbescholten, mäßig, arbeitsam und wohlwollend gewesen, daß er in dem seinen mittelmäßigen Fähigkeiten angemeßneren Privatstande Lob und Liebe verdient haben würde. E.

Pius VII. (urspr. Gregor Barnabas), aus der gräflichen Familie **Chiaramonti**, einem schon lange in Italien ansäßigen Zweige des Hauses Clermont-Tonnere, geboren den 14ten August 1742 zu Cesena, wurde schon als 16jähriger Jüngling in den Benedictinerorden aufgenommen und erhielt bald wegen seiner vorzüglichen Kenntnisse Lehrämter in mehreren Abteien. In Parma lehrte er Philosophie, in Rom Theologie und wurde daselbst von seinem Landsmann Pius VI. erst zum Abt, dann zum Bischof von Tivoli, endlich 1785 zum Cardinal und Bischof von Imola ernannt. Man zählte ihn damals unter die gelehrtesten und würdigsten Prälaten. Im Kriege mit Frankreich leistete er der Stadt Imola die wichtigsten Dienste, trug den größten Theil ihrer Contributionen und benutzte mit der ihm eignen Gewandtheit sein Ansehn bei den französischen Generalen zum Besten seiner Heerde. Durch den Frieden von Tolentino wurde der Bischof von Imola Bürger der cisalpinischen Republik, und fast war Chiaramonti es mehr, als einem Prälaten geziemte. Ein Denkmal der Wandelbarkeit seiner Grundsätze wurde besonders seine 1797 zu Imola gehaltene Weihnachtspredigt, worin er den günstigen Einfluß des Christenthums auf die Democratie aus allerlei nicht bloß biblischen Aussprüchen, selbst aus Rousseau's Emil bewies und für Freiheit und Gleichheit redete. Den Franzosen machte er sich dadurch angenehm und der Einfluß dieser Weltgebieter scheint das Conclave zu Venedig bestimmt zu haben, ihn den 14ten März 1800 zum Papst zu wählen. Chiaramonti trat nun als Papst Pius VII. unter den mißlichsten Umständen mit Grundsätzen auf, die auf völlige Herstellung der alten Papstgewalt ausgingen. Er sprach sie 14 Tage nach seiner Wahl in einer Rede aus, die nicht weniger Aufsehen erregte, als sein Eifern gegen die Philosophie bei der Weihe des Cardinals von Harras zum Bischof von Solaria. Geistliche und weltliche Waffen bietet er in letzterer Rede auf, um die Philosophie zu stürzen, der er das Unglück der Zeit Schuld gibt. Denselben streng kirchlichen Geist athmete sein Hirtenbrief vom 13ten Mai an die Bischöfe und seine Bulle vom 24sten Mai zur Ankündigung eines Jubeljahres. Daß er jedoch nur die hierarchischen Grundsätze seines Vorgängers angenommen habe, aber an Geist, Einsicht und Charakterstärke weit höher stehe, bewies sein Verfahren in Rom, wo er durch den Wechsel des Krieges begünstigt den 3ten Juli seinen Einzug hielt. Mit weiser Sparsamkeit und eigner Aufopferung verhütete er jede unnütze Ausgabe, mit Strenge foderte er die verschleuderten Staatsgüter zurück, zur Erleichterung des Verkehrs setzte er die Zölle herab, erschwerte die Ausfuhr roher Producte, hob die verderblichen Monopole auf, stellte zur Beschäftigung der Armen neue Nachgrabungen an und regte sich überhaupt als ein Fürst, der beßrer Zeiten werth war. Unter der Franzosenherrschaft hatte Elend und Unordnung jeder Art im Kirchenstaate zu einem Grade steigen müssen,

Digitized by Google

der an baldige Abhülfe nicht denken ließ und noch preßte nach dem Waffenstillstand von Fuligno das französische Heer die lezten Kräfte aus. Inzwischen gaben die monarchischen Absichten, mit denen sich Buonaparte schon damals trug, der Kirche wieder neue Hoffnung. Am 15ten Juli 1801 kam ein Concordat mit Frankreich zu Stande, welches dem Papste wichtige Rechte zurück gab. Pius erwähnte in der Bulle vom 9ten September, wodurch er es bekannt machte, die „außerordentlichen Zeitumstände,“ unter denen er den „vorgelegten Vertrag“ auf welche Weise er konnte, zum Heil der Kirche angenommen habe, ohne sich eine Aeußerung zu erlauben, die dem in Christo geliebten Sohne Napoleon Buonaparte anstößig seyn konnte. Desto anstößiger war dieses Concordat den Papisten und der französischen Geistlichkeit, weil der Papst sich darin gar zu nachgiebig gegen die weltliche Regierung bewiesen hatte. Dieser aber wußte wohl, daß er nur seiner klugen Fügsamkeit die Herstellung seines Rechtes, die Bischöfe zu investiren, die Bestätigung des Cölibats und die Erhaltung des Zusammenhangs der gallicanischen Kirche mit seinem Stuhle verdanke. Seine Freude über die Rückkehr des Königreichs Etrurien unter die päpstliche Gewalt wurde durch die Secularisationen in Deutschland sehr verbittert. Dafür gelang es ihm, 1804 die Jesuiten in Sicilien wieder herzustellen, so wie er ihre Fortdauer in Rußland schon 1801 bestätiget hatte; aber umsonst versuchte er, sie in Frankreich als Väter des Glaubens (s. Jesuiten) wieder einzuschwärzen, und auch den Maltheserorden begünstigte er ohne Erfolg. Dem spanischen Hofe mußte er den Verkauf von Kirchengütern bewilligen, aber dieser Hof hatte ihm doch die Ehre erwiesen, darum zu bitten. Concordate, wie das mit Frankreich, ordneten das Kirchenwesen in der ligurischen und der italienischen Republik, freilich auf französischen Fuß, aber doch unter seiner Aufsicht. Es galt jezt, Einiges zu retten, um nicht Alles zu verlieren; und Pius verstand sich darauf, gute Miene zum bösen Spiele zu machen; er wußte selbst den Verlust ehemaliger Einkünfte seines Stuhles zu verschmerzen, um die wesentlichsten seiner Rechte zu behaupten. Diese geschmeidige Politik bestimmte ihn auch, der Einladung Buonaparte's zur Kaiserkrönung zu folgen. Gegen die Wünsche der Römer reiste er den 31sten October 1804 nach Paris, wurde bei Fontainebleau vom Kaiser begrüßt und zog den 28sten November mit schicklicher Pracht in dessen Hauptstadt ein. Hier wetteiferte seine Bescheidenheit mit den Artigkeiten der Franzosen; daß sie seine Anwesenheit nur als eine Unterhaltung für die Pariser betrachteten, mußte er jedoch bald merken. Seinen Zug in die Cathedrale am Krönungstage verspottete man wegen des Kreuzträgers, der ihm auf einem Esel voranritt; in der Kirche ließ ihn der Kaiser eine Stunde auf sich warten und setzte sich und seiner Gemahlin, nachdem der Papst beide gesalbt hatte, selbst die Krone auf. Diese Ceremonie schien der einzige Zweck seiner Einladung gewesen zu seyn. Von den Verhandlungen über Kirchenangelegenheiten, die Pius persönlich um so wirksamer betreiben zu können gehofft hatte, kam nichts zur Sprache; der Kaiser vermied jede Erörterung, die Neugier der Pariser verwandelte sich in Geringschätzung, und da der gekränkte Papst die Einladung nach Mailand zur Krönung Napoleons als König von Italien standhaft ablehnte, trat Kälte und Feindschaft an die Stelle der ihm bisher bewiesenen Achtung. So war denn Pius ohne allen Nutzen und zum großen Nachtheil seiner Würde

Digitized by Google

über vier Monate in Paris hingehalten worden, bis er endlich den 4ten April 1805 zurückkehren durfte, um in Rom laute Ausbrüche des Unwillens über seine selbstverschuldete Demüthigung dafür dulden zu müssen, daß er sich bei diesem Schritte gänzlich verrechnet hatte. In Rom wurde er durch wiederholte Durchmärsche französischer Truppen beunruhiget, die Eroberung von Neapel, die kirchlichen Reformen Josephs in diesem Reiche, die Drohungen Napoleons wegen des heimlichen Verkehrs der Römer mit den Feinden Frankreichs kündigten dem bedrängten Papste eine neue Katastrophe an. Die deutsche Kirche mußte er, da der Trotz seines Nuntius della Genga gegen die Könige von Baiern und Würtemberg die Hoffnung gütlicher Vergleiche abgeschnitten hatte, ganz ihrem Schicksale überlassen. Die Bücherverbote und pomphaften Canonisationen, mit denen er die Römer in den Jahren 1806 bis 1808 unterhielt, konnten seinen politischen Verlegenheiten nicht abhelfen. Durch die Erfahrung belehrt, daß größere Nachgiebigkeit gegen Frankreich ihm nur neue Demüthigungen zuziehen würde und dennoch unvermögend, der Uebermacht mehr entgegenzusetzen, als festen Willen, reizte er durch seine standhafte Weigerung, den König Joseph von Neapel anzuerkennen und seine Häfen den Engländern zu verschließen, den Kaiser Napoleon zu Gewaltthätigkeiten. Rom wurde den 2ten Februar 1808 von französischen Truppen besetzt, das päpstliche Militär entwaffnet und, ohngeachtet noch keine Kriegserklärung erfolgt war, von dem französischen Befehlshaber Miollis Eingriff auf Eingriff in die weltlichen Regierungsrechte des Papstes unternommen. Pius blieb unerschrocken und traf mit seltner Geistesgegenwart jede ihm mögliche kräftige Maßregel zur Gegenwehr; aber vergebens drohte er dem Kaiser selbst in einem Breve vom 27sten März mit seinen geistlichen Waffen; dieser vereinigte dafür durch ein Decret vom 2ten April die päpstlichen Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino mit dem Königreiche Italien. Pius protestirte, verbot den italienischen Bischöfen, von französischen Behörden Befehle anzunehmen, belegte die Bürgergarden, die, aus der Hefe des römischen Pöbels gebildet, unter französischem Schutze die Stadt durch greuliche Ausschweifungen ängstigten, mit seinem Banne, brachte seinen Staatssecretär Cardinal Pacca den 6ten September, da er eben verhaftet werden sollte, in seine eignen, noch sichern Zimmer und wagte wegen der fortdauernden Frevel der Franzosen, dem Kaiser in einem Breve vom 3ten April 1809 aufs neue mit dem Banne zu drohen. Napoleon setzte jedoch nun seinen längst beschlossenen Plan ins Werk, indem er durch ein Decret vom 17ten Mai 1809 den Kirchenstaat seinem Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserliche Stadt erklärte. Der furchtlose Papst erließ nun den 10ten und 11ten Juni zwei Bannbullen gegen den Urheber und alle Theilnehmer der den 1sten Juni durch französische Behörden erfolgten Besitznahme des Kirchenstaats. Am 6ten Juli in der Nacht drang der französische General Radel mit einem Trupp Soldaten durch ein Fenster und über die Gartenmauer in den während jener Gewaltthätigkeiten befestigten Palast des Papstes ein, durchbrach die vermauerten Thüren, entwaffnete die Schweizergarde und trat in das Zimmer, wo Pius eben schreibend am Tische saß. Hier verlangte Radel von ihm Verzichtleistung auf seine weltliche Herrschaft. Pius verweigerte sie und Radel erklärte ihm die Nothwendigkeit seiner Abführung aus Rom. Da nahm Pius sein Brevier, reichte dem Cardinal Pacca die Hand

Digitized by Google

und ließ sich mit ihm auf einem Lehnstuhle aus dem eingeschlagenen Fenster auf die Straße herab, wo beide in einen Wagen verschlossen wurden, welcher sogleich abfuhr. Scheidend sprach der Papst noch den Segen über Rom, aber Niemand durfte sich dem Wagen nähern, nur wenige treue Diener durften folgen. Die Reise ging mit möglichster Schnelligkeit fort. Bei Florenz wurde Pacca von Pius getrennt, mit dem er erst auf dem Mont Cenis wieder zusammentraf und den 7ten Juli nach Grenoble kam. Die Gesundheit des Papstes hatte durch die verschlossene Luft im Wagen bei großer Sommerhitze gelitten. Man bewilligte ihm 11 Tage Rast zu Grenoble. Dann ging die Reise über Valence und Nizza nach Savona, wo der Papst bleiben sollte und als Gefangner bewacht wurde. Er hatte auf der ganzen Reise die würdigste Fassung behauptet und von Seiten des Volks in mehreren Städten, wo man sich zu ihm drängte, um seinen Segen zu empfangen, die größten Ehrenbezeugungen genossen. Das Anerbieten einer fürstlichen Hofhaltung lehnte er ab, wie früher die ihm im Decret des Kaisers ausgesetzten zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte. Sein Schicksal trug er mit unerschütterlichem Muthe, widersetzte sich den Willkürlichkeiten Napoleons in Kirchensachen entschlossener als je und verweigerte den von demselben ernannten neuen Bischöfen standhaft die canonische Bestätigung. In der Mitte des Jahres 1812 wurde er nach Fontainebleau gebracht. Hier nöthigte ihn Napoleon den 25sten Januar 1813 zu einem neuen Vertrage, worin er sich zur Bestätigung dieser Bischöfe verpflichtete. Als aber Napoleon dieses nur im Entwurf existirende Concordat wider die Abrede zu früh bekannt machte und zum Reichsgesetz erklärte, nahm Pius seine ohnehin sehr bedingt gegebene Einwilligung sogleich zurück und verwarf jedes Concordat mit Frankreich, das nicht alle Streitigkeiten beilegen würde. Die Wuth Napoleons über diesen Gegenstreich soll sich in persönlichen Mißhandlungen des Papstes ausgelassen haben. Es war sein letztes Leiden von diesem Feinde, nach dessen Abdankung er freigelassen, begleitet von englischen und österreichischen Soldaten, den 24sten Mai 1814 in Rom wieder einzog. Die Handlungen, zu denen er seitdem die wieder erlangte Macht und Unabhängigkeit angewendet hat, beweisen, daß seine früher oftmals gezeigte Bequemung nach den Umständen und Zeitideen nur eine Maßregel der Klugheit und Verstellungskunst war, welche die Moral der Italiener unter die Tugenden rechnet. Dem von ihm stets als die sicherste Stütze des Papismus geliebten Jesuitenorden stellte er den 7ten August 1814 in einer Bulle her, worin er wahrheitswidrig von einem allgemeinen Verlangen der katholischen Christenheit nach diesen Ordensleuten redet; zugleich setzte er alle andern geistlichen Orden in ihre alten Rechte ein und empfahl dringend ihre Verbreitung. Auch das Tribunal der Inquisition zu Rom wurde von ihm erneuert und, um der Aufklärung zu wehren, mit Verdammung gegen die Freimaurer, mit Bücherverboten gegen die Literatur verfahren. Ueber seine neuesten Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern s. d. Art. Concordat. Die wenigen Verbesserungen, die er darin zum Vortheile dieser Staaten zugestanden hat, zeigen, daß sein Bestreben, den weltlichen Mächten zu gebieten, nicht ganz mißlungen ist. Wie sehr er aber geneigt ist, Anstalten, die nicht zur Vergrößerung der päpstlichen Gewalt, sondern nur zur religiösen Veredlung und Wohlfahrt der Völker dienen können, da, wo er es wagen zu dürfen glaubt, durch alle Mittel der Macht und List zu hindern,

Digitized by Google

hat nicht nur seine Behandlung der katholischen Schweiz, sondern auch sein neustes Verfahren gegen den in Deutschland allgemein verehrten Generalvicar des Bisthums Constanz, von Wessemberg, deutlich zu erkennen gegeben. (Vergl. d. Art. Wessemberg). Die deutsche Kirche lernt aus der hierüber vom badischen Hofe bekannt gemachten Denkschrift, daß Pius VII., ohne Rücksicht auf die Foderungen der christlichen Religion und Moral, nur geleitet von den Grundsätzen seiner herrschsüchtigen und anmaßenden Curie, eilen würde, die furchtbare Hierarchie der Gregore und Innocenze wieder aufzurichten, wenn das gegenwärtige Zwischenspiel der Rückkehr zum Alten in der Politik ihm Hoffnung gäbe, auch den Glanz seines Thrones auf den Trümmern der Geistesbildung und des Völkerglücks in Europa zu erneuern. Doch nur in seinen Breven und Bullen redet er die Sprache des Mittelalters; in seinem persönlichen Umgange zeigt er sich als ein weltkluger, fein gebildeter und gewandter Fürst, der die gefällige Humanität seiner Zeit auch gegen Ketzer nicht verläugnet und allen, die ihn kennen, Achtung abgewinnt. E.

Pixericourt, einer der fruchtbarsten dramatischen Dichter der Franzosen, der Abgott des pariser Boulevardtheaters und des Theaters de la Porte St. Martin, auf welchem die Melodramen einheimisch sind, kurz der französische Kotzebue, dessen Werke, wie die seines deutschen Nebenbuhlers, zwar nirgends auf dichterische Vollendung und höhern Kunstwerth Anspruch haben, dagegen durch Theatercoups, überraschende Fabel, sentimentale Situationen, pomphaften Dialog u. dergl. Mittel, großen Effekt bei einem halbgebildeten Publikum hervorbringen. Pixericourts Werke sind deßhalb wie die Kotzebue'schen fast in alle europäischen Sprachen übersetzt.

Pizarro (Francisco), der Entdecker und Eroberer von Peru, war der natürliche Sohn eines spanischen Edelmanns. Völlig vernachlässigt und ohne Erziehung, mußte er als Knabe die Schweine hüten. Dieser Behandlung müde, lief er davon und nahm als gemeiner Soldat Dienste. Nachdem er einige Zeit in Italien gewesen, schiffte er sich mit andern Glücksrittern, die nach den Schätzen der neuen Welt dürsteten, zu Sevilla ein. Er machte alle Kriege auf Cuba und Hispaniola mit, und begleitete Ojeda auf seiner Expedition nach dem Meerbusen von Darien, und Balboa auf seinem Marsch durch den Isthmus der Südsee. Bei diesen Gelegenheiten übertraf er Alle an Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeist; und ob er gleich so ununterrichtet war, daß er nicht lesen konnte, so wurde er doch fähig gefunden zu commandiren. Energie des Körpers und Geistes und eine reiche Erfahrung ersetzten ihm gelehrte Kenntnisse. Er war bereits ein gereifter Mann, und hatte einiges Eigenthum erworben, als im J. 1524 Habsucht und Ehrgeiz ihn anspornten, mit Diego von Almagro und Hernando Luque sich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südseeküste zu vereinigen. Diese setzten ihr ganzes Vermögen an die Unternehmung, und Pizarro, als der unbegütertste, übernahm das Wagestück des ersten Versuchs. Im November 1524 segelte er von Panama in einem einzigen Schiffe mit 112 Mann ab, um mit dieser schwachen Macht ein großes Reich umzustürzen. Er steuerte südöstlich, machte aber nur langsame und mühselige Fortschritte, da Mangel und Krankheiten seine kleine Schaar hinrafften. Er war in der übelsten Lage, als Almagro zu ihm stieß, der Panama mit 70 Mann verlassen hatte. Letzterer kehrte sogleich nach Panama zurück, um neue Verstärkungen zu holen, und kam mit

Digitized by Google

diesen im J. 1526 zu Pizarro. Sie drangen nunmehr gegen die Küste von Quito vor, wo sie die Anzeichen eines reichern Landes und gebildeter Einwohner fanden. Zugleich überzeugten sie sich, daß ihre Streitkräfte nicht hinreichend seyen, ein so volkreiches Land anzugreifen. Sie kehrten daher nach einer benachbarten Insel zurück, wo Pizarro blieb, während Almagro abermals nach Panama ging, um neue Mannschaften herbeizuführen. Der Befehlshaber dieses Platzes aber, der die Unternehmung für ein tollkühnes Abenteuer ansah, widersetzte sich nicht nur jeder neuen Werbung, sondern schickte auch an Pizarro den Befehl, mit seinen Mannschaften zurückzukehren. Dieser war entschlossen, ungeachtet aller Hindernisse, in seinem Vorhaben zu beharren. Er suchte seine Soldaten in einer Rede zu gleichen Gesinnungen zu entflammen, und schloß damit, daß er mit seinem Degen einen Strich auf dem Boden zog, und diejenigen, die ihn zu verlassen wünschten, auffoderte, auf die andere Seite zu treten. Zu seinem Kummer sah er sich von allen bis auf dreizehn verlassen. Mit diesen begab er sich auf die entferntere Insel Gorgona, um abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen seiner beiden Freunde haben würden. Diese waren endlich durchgedrungen, hatten einige Mannschaften zusammengebracht, und kamen damit nach einer Zwischenzeit von fünf Monaten auf einem kleinen Fahrzeuge bei Pizarro an. Sie schifften sich sämmtlich ein und waren so glücklich, die Küste von Peru zu entdecken. Sie stiegen bei der durch einen Palast der Inca's ausgezeichneten Stadt Tumbez aus. Hier sahen die Spanier genug, was sowohl ihre Hoffnungen, als ihre Habsucht erhöhte. Indeß mußten sie sich für jetzt begnügen, friedlich mit den Einwohnern zu verkehren. Pizarro fuhr fort, die Küste zu untersuchen, und kehrte gegen das Ende des Jahrs 1527 mit einigen Proben von den Erzeugnissen und Reichthümern jener Länder nach Panama zurück. Da der Gouverneur sich auch noch jetzt nicht geneigt zeigte, ihre Eroberungsplane zu begünstigen, so ward beschlossen, daß Pizarro nach Europa reisen sollte, um den Hof für ihren Plan zu gewinnen, und sich die erfoderlichen Würden und Vortheile in den zu erobernden Ländern zusichern zu lassen. Wirklich gelang es ihm, durch glänzende Beschreibungen von dem Reichthume der neu entdeckten Länder die Aufmerksamkeit Carls V. und seiner Minister zu erregen. Ohne an das Interesse seiner beiden Theilnehmer zu denken, ließ er sich die Würde eines Statthalters und Generalcapitäns in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß ertheilen, für diese zu machenden Eroberungen eine bestimmte Kriegsmacht, jedoch ganz auf eigene Kosten auszurüsten. Aber seine Mittel waren, obgleich ihn der eben nach Spanien zurückgekehrte Cortez unterstützte, kaum hinreichend, die Hälfte der festgesetzten Mannschaft aufzustellen. Begleitet von seinen drei Brüdern, kehrte er 1529 nach Panama zurück. Almagro gerieth über seine Treulosigkeit in die äußerste Wuth; Pizarro wußte ihn jedoch zu versöhnen, und alle drei Theilnehmer verbanden sich aufs neue unter der Bedingung gleicher Vortheile. Im Februar 1531 segelte Pizarro mit drei kleinen Schiffen, worauf sich 180 Mann und unter diesen 36 Berittene befanden, wieder nach Peru ab. Er landete hundert Stunden nördlich von Tumbez, dem Ziele seiner Absichten, und marschirte an der Seeküste hinauf. Die Feindseligkeiten, welche er bei seinem Vorrücken an den Einwohnern auszuüben erlaubte, erbitterten diese; und bald sehen die Spanier sich dem drückendsten Mangel preis gegeben. Endlich kamen sie in eine Provinz,

Digitized by Google

welche so große Beute darbot, daß Pizarro bedeutende Schätze nach Panama und Nicaragua schicken konnte, um neue Abenteurer anzuwerben. Nachdem er die Insel Puna in dem Meerbusen von Guayquil in seine Gewalt gebracht hatte, erreichte er Tumbez, wo er Verstärkung erhielt. Weiter südlich legte er die erste spanische Colonie in Peru an, welcher er den Namen St. Michael gab. Zu seinem Glücke war das peruanische Reich damals durch einen Bürgerkrieg zwischen den beiden Söhnen des letzten Inca's, Huascar und Atahualpa, getheilt. Er konnte deßhalb nicht nur fast ohne Widerstand vordringen, sondern wurde auch von beiden Theilen um Beistand gebeten. So wagte er es, mit 62 Mann zu Pferde und 102 Mann zu Fuß landeinwärts auf Caxamalca zu marschiren, wo Atahualpa mit einem ansehnlichen Heere lagerte. Da er sich für einen Freund ausgab, ward er auf seinem Marsche von Niemand beunruhigt und konnte eine feste Stellung in der Stadt Caxamalca nehmen. Von da sandte er zwei Offiziere in des Inca's Lager, welcher sie mit vieler Gastfreiheit aufnahm, und Pizarro am folgenden Tage zu besuchen versprach. Dieser aber entwarf den treulosen Plan, sich der Person des Inca's zu bemächtigen, und führte ihn unter großem Blutvergießen aus. Als das Volk seinen König in der Gefangenschaft sah, gerieth es in so große Bestürzung, daß es nicht den geringsten Versuch wagte, ihn wieder zu befreien; und während seine Abgesandten beschäftigt waren, das ungeheure Lösegeld zusammenzutreiben, das er für seine Freiheit geboten hatte, durchzogen die Spanier in kleinen Parteien das Reich bis in die entferntesten Provinzen. Endlich langte Almagro mit einer ansehnlichen Verstärkung an. Man theilte die Beute unter Anführer und Gemeine; des Habsüchtigsten Hoffnungen wurden weit übertroffen, aber nichts konnte sie jetzt sättigen. Obgleich der Inca das versprochene Lösegeld entrichtet hatte, wollte ihn Pizarro doch nicht frei geben, um noch mehr zu erpressen. Almagro aber, welcher glaubte, Pizarro könnte ein solches Unterpfand zu seinem und seiner Soldaten besondern Vortheile benutzen, drang aus Eifersucht darauf, den unglücklichen Gefangenen zu tödten. Kein Gefühl der Ehre oder Menschlichkeit widersprach in Pizarro's Brust dieser schändlichen Maßregel; vielmehr beschleunigte ein Zufall ihre Vollziehung. Atahualpa bewunderte die Schreibekunst der Europäer, von deren Natur er keine Vorstellung hatte. Einst ließ er sich von einem Spanier den Namen Gottes auf den Nagel seines Daumens schreiben, um zu sehen, ob jeder Spanier die Zeichen auf eine und dieselbe Weise verstehen würde. Er hielt ihm auch dem Pizarro vor; dieser aber mußte beschämt gestehen, daß er nicht lesen könne. Diese Unwissenheit schien dem Inca so schimpflich, daß er ihm seine Verachtung nicht verbergen konnte. Der engherzige Pizarro beschloß, sich dafür blutig zu rächen. Auf die falschesten und abgeschmacktesten Beschuldigungen wurde der unglückliche Fürst verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er sich aus Furcht vor einem so gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man seine Strafe dahin, daß er öffentlich erdrosselt wurde. Die Regierung von Peru war jetzt so weit aufgelöset, daß den spanischen Eroberern kein kräftiger Widerstand mehr geleistet werden konnte. Pizarro, durch eine neue Schaar von Abenteurern verstärkt, marschirte jetzt unter unbedeutenden Gefechten mit den Eingebornen auf Cusco los, und bemächtigte sich dieser Hauptstadt, in welcher er große Massen von Gold und Silber fand. Benelcazor, einer seiner vornehmsten Offi-

ziere, eroberte zu derselben Zeit Quito. Alvarado, der Gouverneur von Guatimala, von Plünderungssucht getrieben, marschirte mit großen Anstrengungen über die Andes, und drang in Quito ein; aber Almagro zwang ihn zur Rückkehr, und sah seine Streitkräfte durch viele Ueberläufer vermehrt. Als die Nachricht von diesen glücklichen Unternehmungen durch Ferdinand Pizarro nach Spanien kam, erweiterte der König Pizarro's Statthalterschaft noch um siebzig Stunden längs der Küste südwärts; Almagro aber wurde zum Statthalter eines weiten Distrikts südlich von dieser Grenze ernannt. Diese neuen Bestimmungen gaben zu Uneinigkeit Anlaß, welche jedoch für jetzt noch beigelegt wurde. Almagro unternahm die schwierige Eroberung von Chili. Pizarro beschäftigte sich mit der innern Einrichtung seiner Statthalterschaft, wobei er viel Scharfblick und Klugheit zeigte. Zugleich beschloß er, eine neue Hauptstadt in einer bequemern Lage als Cusco zu erbauen, und bestimmte dazu einen Platz in dem Thale Rimac, nicht weit von dem Hafen Callao. Hier steckte er im Jahre 1534 eine Stadt ab, die er Ciudad de los Reyes nannte, und die jetzt Lima heißt. Indeß erregten die Eingebornen unter ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem Inca Manco Capac, der aus der Gefangenschaft entkommen war, einen sehr ernstlichen Aufstand. Dieser benutzte die Vereinzelung der spanischen Truppen in den fernen Provinzen, und Almagro's Abwesenheit in Chili, versammelte alle waffenfähige Peruaner, hob mehrere Abtheilungen der Spanier auf, und belagerte in Person Cusco, während ein anderes Heer gegen Lima rückte. Cusco wurde von Pizarro's drei Brüdern, von denen einer dabei umkam, mit einer Handvoll Spanier auf das Hartnäckigste vertheidigt. Schon hatten die Peruaner die halbe Stadt im Besitz, als Almagro, der schnell aus Chili zurückgekehrt war, in der Nähe erschien. Er war in der Meinung gekommen, daß Cusco zu seiner Statthalterschaft gehöre; daher schlug er die Peruaner zurück, überfiel Cusco selbst, machte die beiden Pizarro's zu Gefangenen, und nahm förmlich von der Stadt Besitz. Francisco Pizarro hatte sich indeß mit großer Anstrengung in Lima behauptet, und war bereits aufs Aeußerste gebracht, als eine plötzliche Ueberschwemmung des Flusses die Belagerer zum Abzuge nöthigte. Sobald Pizarro Verstärkung an sich gezogen hatte, schickte er Alvarado an der Spitze von 500 Mann zur Befreiung Cusco's ab, von dem er noch glaubte, daß die Peruaner es belagerten. Almagro zog ihm entgegen, besiegte seine Truppen, und nahm ihn selbst gefangen. Dieser Unfall, zugleich mit der Gefangenschaft seiner Brüder, erschütterte fast Pizarro's Festigkeit; er mußte jetzt die ganze Hinterlist seines Charakters aufbieten, um die glücklichen Fortschritte seines Nebenbuhlers zu hemmen. Zu dem Ende trat er mit ihm in Unterhandlung, während welcher sein Bruder Gonzalo und Alvarado Gelegenheit fanden, zu entkommen, und noch 60 Mann mitzunehmen. Darauf schlug er einen Waffenstillstand vor, um ihre Streitigkeiten dem Ausspruche des spanischen Hofs zu unterwerfen. Der gutmüthige Almagro ließ sich bereden, auch Pizarro's andern Bruder, Fernandez, freizugeben. Kaum aber sah Pizarro seine Brüder in Sicherheit, als er die Maske abnahm, und sie an der Spitze von 700 Mann gegen Cusco schickte. Im April 1538 rückten beide Theile, jede die königliche Fahne führend, gegen einander, und lieferten sich im Angesichte der über diese Zwistigkeiten im Stillen erfreueten Peruaner ein äußerst blutiges Gefecht. Almagro erlitt eine vollständige Niederlage, fiel in Gefan-

genschaft, und ward von Pizarro zum Tode verurtheilt und hingerichtet. So wurde Pizarro alleiniger Herr dieser weitschichtigen Reiche. Er vertheilte wie ein Eroberer Ländereien und Reichthümer unter seine Brüder und Anhänger. Almagro's Freunde dagegen, die dabei leer ausgingen, nährten den alten Haß gegen ihn, versammelten sich zu Lima um den Sohn ihres ehemaligen Anführers, und verschworen sich endlich förmlich gegen Pizarro's Leben. Am 26sten Juni 1541 führten sie ihr Vorhaben aus. Herrada, einer der vornehmsten Offiziere Almagro's, begab sich an der Spitze von 18 entschlossenen Mitverschwornen zur Mittagszeit, wo in diesen heißen Himmelsstrichen alles zu schlafen pflegt, in den Palast des Statthalters. Sie kamen unbemerkt durch die Vorhöfe bis an die Treppe. Pizarro, der eben vom Essen aufgestanden war, befand sich mit einigen Freunden in einem großen Saale. Einer derselben, der auf das Geräusch an der Treppe herausgetreten war, wurde sogleich niedergestoßen; Andere sprangen schnell zu den Fenstern hinaus. Pizarro aber, sein Halbbruder Alcantara und zwei seiner treuesten Freunde, stellten sich, den Degen in der Faust, den eindringenden Verschwornen mit großer Entschlossenheit entgegen. Sie fielen sämmtlich, Pizarro zuletzt, erschöpft von langer Gegenwehr. Er hatte sein 63stes Jahr zurückgelegt, war aber noch in ungeschwächter Manneskraft. Sein Andenken lebt bei der Nachwelt als das Andenken eines blutigen Eroberers.

Pizzicato, bedeutet in den Stimmen für Bogeninstrumente, daß die Noten, bei welchen es steht, nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern **mit den Fingern gerissen** werden sollen; gewöhnlich folgt der Ausdruck coll' arco, welcher anzeigt, daß jetzt wieder **mit dem Bogen** gespielt werden soll.

Plafond, s. **Deckengemälde**.

Plagiat. Bei den Römern bestand das Plagium oder der Menschenraub darin, daß man sich des Sclaven eines Andern, um ihn diesem zu entziehen, oder eines Freien, um ihn zum Sclaven zu machen, bemächtigte. Nach deutschem Recht ist es die rechtswidrige Handlung, vermöge welcher man sich in den physischen Besitz eines Menschen setzt, jedoch ohne dabei Befriedigung der Wollust zu beabsichtigen. Dann wird auch der gelehrte Diebstahl oder Gedankenraub darunter verstanden.

Planetarium, s. **Orrery**.

Planeten, schon durch ihren Namen als **Irr-** oder **Wandelsterne** bezeichnet, und von den unbeweglichen Fest- oder Fixsternen unterschieden, von welchen sie ihr Licht erhalten. Sie waren zum Theil schon im grauen Alterthume bekannt. Homer und Hesiodus nennen zwar nur die Venus als zwei verschiedene Sterne, als Abend- und Morgenstern; aber Democrit vermuthete schon mehrere Planeten; Pythagoras erkannte Abend- und Morgenstern als einen einzigen an, und Eudoxus brachte im 4ten Jahre vor Chr. Geb. die Kenntniß der Bewegungen der fünf alten Planeten von den Aegyptiern zu den Griechen. Zu diesen fünf alten Planeten, dem **Mercur**, der **Venus**, dem **Mars**, **Jupiter** und **Saturn**, sind in den neuesten Zeiten noch fünf neue, **Uranus**, **Ceres**, **Pallas**, **Juno** und **Vesta** entdeckt worden, so daß, Erde und Mond mit eingerechnet, jetzt elf Hauptplaneten nebst achtzehn Nebenplaneten (Trabanten oder Monden) bekannt sind. Alle haben sie mit der Erde die Umdrehung um ihre eigene Axe (Rotation), wodurch Tag

Digitized by Google

und Nacht entsteht, und ihre gemeinschaftliche Bewegung um die Sonne gemein, um welche sie in elliptischen, größtentheils unter kleinen Winkeln gegen die Ekliptik geneigten Bahnen (Planetenbahnen), von Westen gegen Osten, in verschiedenen, von ihter Entfernung von der Sonne abhängigen, Zeiten (Planetenjahren) ihren Umlauf vollenden. Ueber ihre scheinbaren Bewegungen, so wie über die daraus hergeleiteten wahren, und die Mittel ihre Größe und Bahnen kennen zu lernen, ist der Art. Astronomie nachzusehen. Hier soll nur von ihren einzelnen Eigenschaften die Rede seyn. Der nächste Planet bei der Sonne ist Mercur, gleichwohl mehr als 8 Millionen Meilen von ihr entfernt. Er durchläuft seine Bahn um die Sonne in 88 Tagen, indem er in einer Secunde 6 7/10 Meilen fortrollt. Er ist der kleinste unter den fünf alten Paneten, und dem körperlichen Inhalte nach 18 mal kleiner als die Erde. Seine Umdrehungszeit um seine eigene Axe ist von Schröter auf 24 Stunden bestimmt worden. Dem Mercur folgt in einem Abstande von 15 Millionen Meilen die Venus, die sich in 224 Tagen um die Sonne wälzt, und in jeder Secunde 4 9/10 Meilen in ihrer Bahn zurücklegt. Sie dreht sich in 23 Stunden 21 Minuten um ihre Axe, wie man aus Flecken auf ihrer Oberfläche erkannt hat. Auch sind Berge auf ihr beobachtet worden, deren Höhe zum Theil über 4 deutsche Meilen beträgt. Sie erleidet, von der Erde aus gesehen, einen ähnlichen Lichtwechsel wie der Mond, welches auch Mercur mit ihr gemein hat; doch sind wegen seiner geringen Größe die Lichtphasen schwer zu bemerken. An Größe ist die Venus der Erde ungefähr gleich, und nähert sich ihr in ihrer Erdnähe bis auf 6 Millionen Meilen, kann aber auch bis auf 36 Millionen sich von ihr entfernen. Von einem Monde der Venus wissen wir bis jetzt nichts Sicheres; denn die vermeintliche Entdeckung eines solchen scheint auf Täuschung zu beruhen. Mercur und Venus erscheinen von Zeit zu Zeit als schwarze Punkte vor der Sonnenscheibe, indem sie bei der Bewegung auf ihrer Bahn, eben so wie der Mond in den Sonnenfinsternissen, in die Ebene der Ekliptik eintreten, während sie in Conjunction oder Zusammenkunft mit der Sonne sind. Von diesen beiden der Sonne näher als die Erde stehenden, und daher sogenannten untern Planeten unterscheidet man die weiter entfernten als die obern. Der Erde nebst ihrem Monde (s. d. Art.) folgt nun zunächst der Mars in einem Abstande von 32 Millionen Meilen von der Sonne. In seiner Bahn, die er in einem Jahre und 322 Tagen durchläuft, legt er in einer Secunde 3 4/10 Meilen zurück. Seine Kugel, die unter den Polen um 1/16 ihres Durchmessers abgeplattet ist, dreht sich in 24 Stunden 39 Minuten einmal um ihre Axe, deren Neigung gegen die Ebne der Bahn 61 Grad beträgt. Der Mars ist beinahe 5 mal kleiner als die Erde, und enthält bei einer weit geringern Dichtigkeit nur den zehnten Theil an Masse. Auch werden öfters Flecken und Streifen auf dem Mars bemerkt, aus denen man auf eine starke Atmosphäre desselben schließen kann. — Zwischen Mars und Jupiter befand sich nun eine den Astronomen längst schon aufgefallene Lücke, welche erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Entdeckung vier neuer Planeten ausgefüllt wurde. — Gerade am ersten Tage dieses Jahrhunderts, am 1sten Januar 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo die Ceres, die 58 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, in 4 Jahren und 7 Monaten ihren Umlauf vollendet, und in jeder Secunde 2 1/2 Meilen zurücklegt. Sie ist wegen ihrer gerin-

gen Größe nicht mit bloßen Augen sichtbar, und erscheint nur als ein Stern siebenter Größe. Dieser ersten Entdeckung folgte schon am 28sten März 1802 die zweite durch Olbers in Bremen, die Pallas, die ungefähr in derselben Entfernung von der Sonne und in der nämlichen Zeit wie die Ceres ihren Umlauf vollendet. Sie erscheint noch kleiner als diese, von 8ter bis zu 10ter Größe. Die Juno, die in 4 Jahren und 4 Monaten um die Sonne läuft, zeigt sich gewöhnlich als Stern 8ter Größe, und wurde am 1sten September 1804 von Harding in Lilienthal entdeckt. Endlich entdeckte abermals Olbers am 29sten März 1807 die Vesta, die von der 5ten bis zur 7ten Größe erscheint, und der Sonne etwas näher als Ceres, Pallas und Juno, ihren Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 8 Monaten vollendet. — Jupiter, der größte unter den uns bekannten Planeten, in einem Abstande von 108 Millionen Meilen, durchläuft seine Bahn, in der er 1 9/10 Meilen in der Secunde zurücklegt, in 11 Jahren und 314 Tagen, begleitet von 4 Monden (entdeckt von Galilei zu Florenz den 7ten Januar 1610), von denen der größte im Durchmesser fast halb so groß als unsere Erde ist. Jupiter selbst ist 11 1/3 mal im Durchmesser größer als die Erde, seine Oberfläche ist aber 130 mal, und sein Inhalt 1474 mal größer als der der Erde. Er dreht sich in 9 Stunden 56 Minuten um seine um 87 Grad gegen seine Bahn geneigte Axe, und ist an den Polen um 1/14 seines Durchmessers abgeplattet. Seine Oberfläche zeichnet sich stets durch mehrere dem Aequator parallele Streifen aus. — In einer fast doppelten Entfernung, in einem Abstande von 199 Millionen Meilen durchläuft Saturn seine 1280 Millionen Meilen lange Bahn in 29 Jahren und 169 Tagen, begleitet von 7 Monden (deren 5 schon im 17ten Jahrhunderte von Huyghens und Cassini, und 2 im Jahre 1789 von Herschel entdeckt worden) und einem sehr merkwürdigen doppelten Ringe, der in einer Entfernung von 5800 Meilen von der Oberfläche des Saturns als ein freies Gewölbe von 6000 Meilen Breite schwebt; denn der äußerste Rand des Ringes ist über 11,600 Meilen vom Saturn entfernt. Dieser Ring dreht sich nach Herschel in 10 Stunden 30 Minuten zugleich mit dem Saturn herum, der sich in 10 Stunden 18 Minuten um seine Axe dreht. — Endlich wurde am 13ten März 1781 durch Herschels Entdeckung des Uranus die Kenntniß unseres Sonnensystems um das Doppelte erweitert, denn dieser Planet ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und durchläuft seine Bahn, von 6 Trabanten begleitet, in 83 Jahren, während er in jeder Secunde 9/10 Meilen zurücklegt. Seine Kugel ist 83 mal größer als die Erde und hat 19 mal mehr Masse als diese. — Um die großen Entfernungen der Planeten von der Sonne durch eine sinnliche Vorstellung begreiflicher zu machen, bedient man sich häufig der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel, die in einer Minute 1 1/2 Meilen zurückiegt. Mit dieser Geschwindigkeit würde die Kanonenkugel von der Sonne aus zum Mercur in 9 1/2, zur Venus in 18, zur Erde in 25, zum Mars in 38, zur Vesta in 60, zur Juno in 66, zur Ceres und Pallas in 69, zum Jupiter in 130, zum Saturn in 238 und zum Uranus in 479 Jahren gelangen, während sie den Weg von der Erde zum Monde schon in 23 Tagen zurücklegen würde.

Planiglobium, s. d. Art. **Landkarten**. Oft auch soviel als Planisphärium.

Planimetrie, der Theil der Geometrie, welcher sich mit Ausmessung und Vergleichung der Flächen beschäftigt. S. Geometrie.

Planisphärium, ein astronomisches Instrument, welches gebraucht wird, die Bewegungen der Himmelskörper, ihren Durchgang durch den Meridian, ihren Auf- und Untergang u. s. w. zu beobachten. Es besteht in einer Abbildung der Himmelssphäre auf einer Fläche, welche die Sterne, die Constellationen u. s. w. in der ihnen eignen Ordnung darstellt. Die Projection ist entweder die orthographische oder die stereographische. Bei jener wird angenommen, das Auge sey unendlich entfernt, bei dieser es stehe an der Fläche der Kugel und betrachte die gegenüberliegende hohle Halbkugel, wie sie sich auf einer durch den Mittelpunkt gelegten Tafel darstellt. Gewöhnlich wird die stereographische Projection gewählt. Sie heißt Polarprojection, wenn das Auge im Pole, Aequatorealprojection, wenn es im Aequator steht. — Die Franzosen verstehen unter dem Planisphärium das Astrolabium (s. d. Art.).

Planta (Joseph), geboren 1744, aus einer alten und edeln Familie in der Schweiz abstammend, ist Mitglied und Secretär der londoner königl. Societät, Bibliothekar des brittischen Museums, einer der Conservatoren der Medaillen und Manuscripte dieses großen Instituts und zugleich Unter-Staatssecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter Lord Castlereagh. Man hat von ihm mehrere geschätzte Werke, von welchen wir hier nur seine Geschichte der Schweiz in 2 Octavbänden anführen.

Plantagenet, s. Großbritannien.

Plastik oder Bildnerei nennt man im weitern Sinne die Kunst, aus harten oder weichen Massen Formen und Gestalten zu bilden. Diese mögen nun aus Thon, Holz, Stein oder Metall verfertigt, runde oder halb erhabene Arbeit seyn. Man unterscheidet drei Gattungen derselben: 1) die Formkunst, oder die Kunst Figuren aus weichen Massen zu bilden, Artem plasticam, Plastik, nach der ersten Bedeutung des griechischen Worts plasso; 2) die Bildhauerei, oder die Kunst, Bildsäulen aus härtern Massen zu bearbeiten, Artem statuariam; 3) die Kunst, aus Holz zu schnitzen, Sculpturam. Ueber die innere Natur der Plastik siehe den folgenden Artikel. Die Materialien, welche die Künstler der alten Zeit hauptsächlich zu ihren Bildwerken brauchten, waren: 1. Thon. Der Sicyonier Dibutades erfand zuerst unter den Griechen Bilder aus Thon zu fertigen; man bearbeitete ihn mit dem Griffel und den Fingern, vornehmlich den Nägeln. Man hat noch uralte ägyptische und griechische Kunstwerke aus Thon und gebrannter Erde; sie wurden gewöhnlich gemalt. 2. Gyps. Man bediente sich des Gypses zu Stuckaturarbeiten, dergleichen man noch in antiken Gebäuden findet, z. B. in einigen Zimmern der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Bädern des Titus, in verschiedenen alten Gräbern, in den Gebäuden zu Pompeji ꝛc. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erst spät kennen. Lysistratus, des Lysippus Bruder, ein Zeitgenosse Alexanders, erfand sie. Kein Künstler neuerer Zeit hat größere Sorgfalt darauf verwendet, als der für schöne Form so feinsinnige Mengs, er ließ unter seinen Augen die ausgesucht schönen Gypsabgüsse verfertigen, welche in Dresden eine sehenswürdige Sammlung bilden, die unter der Bildergalerie geschmackvoll geordnet aufgestellt ist. Eine ähnliche Sammlung von ihm, doch weniger zahlreich, befindet sich in Madrid. 3. Wachs. Der oben

genannte Lysistratus erfand die Kunst, Bilder aus Wachs zu gießen. Die Römer formten ihre Imagines aus diesem Stoffe. 4. Holz. Von den ältesten Zeiten an, bis zur Periode der schönen Kunst, arbeiteten die Griechen viel in Holz. Den Siegern in den olympischen Spielen wurden Statuen aus Holz gesetzt. Die geschätztesten Holzarten zu Bildwerken waren Ebenholz, Feigenbaum, Cypresse, Ceder, Eiche, Taxus, Buchsbaum, Ahorn, Buche, Linde, Weinstock und Sycomorus, dessen sich besonders die Aegypter bedienten. Manche Götterbilder wurden aus den ihnen geweihten Holzarten gefertigt; Jupiters Bildniß aus Eichenholz, Apollo aus Lorbeer, Pluto aus Ebenholz ꝛc. 5. Elfenbein. Die Bearbeitung des Elfenbeins zu Kunstsachen ist sehr alt. Schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs waren Waffen und Geräthe mit Elfenbein geziert. Zur schönsten Zeit der Kunst arbeiteten die Griechen viel in Elfenbein, sogar die berühmtesten Colossen wurden daraus gefertigt. Die nackten Theile des olympischen Jupiters und der Minerva im Parthenon zu Athen waren aus Elfenbein. Der Kern der Figur wurde erst inwendig aus trockenem festen Holze, was jedoch einige Archäologen nicht zugeben, gebildet, und dann mit Elfenbein überkleidet; wenn das Bild vollendet war, so wurde ihm durch einen Firniß aus Oel der höchste Glanz gegeben. 6. Stein: a) Marmor. Die vorzüglichsten Arten des griechischen Marmors sind der penthelische und der parische. Beide Arten waren weiß; der farbigen Marmorarten bediente man sich nicht gern zu Menschenfiguren, wohl aber zu Thiergestalten und Gewändern. Zu Vespasians Zeiten entdeckte man in Italien bei dem heutigen Genua die lunensischen Marmorgruben; der dasige Marmor, der jetzt unter dem Namen des carrarischen bekannt ist, übertrifft den griechischen an Weiße; b) Alabaster. Darin arbeiteten die Hetrurier häufig. Der beliebteste war der indische. Häufig wurde er auch in Syrien und Cappadocien gefunden. Der farbige Alabaster wurde zu Gewändern, Säulen und Vasen gebraucht; derjenige, dessen Farbe der Honigfarbe nahe kam, wurde am meisten geschätzt; c) Basalt. Die Griechen und Aegypter bearbeiteten diesen harten Stein mit vieler Kunst. Die Werke darin sind selten; d) Granit. Nur die Aegypter arbeiteten darin. Ihre Statuen und Obeliske sind meist alle aus Granit und Synnit. Es gibt zweierlei Arten von Granit: einer fällt ins Rothe, der andere ins Blaue. Man findet ihn vorzüglich in Aegypten; die Römer nahmen ihn von der Insel Elba; e) Porphyr. Von diesem gibt es zwei Sorten, den rothen, und einen grünlichten mit goldenen Punkten. Kaum vermag es der schärfste Stahl, diesen härtesten aller Steine zu bearbeiten. Doch haben wir noch viele Meisterstücke, sowohl Statuen als Vasen, aus Porphyr; f) ägyptischer Kalkstein, welcher weich, und theils weiß, theils dunkelgrün war. 7. Glas. Die Erfindung des Glases ist uralt. Die Alten verfertigten aus Glas nicht allein viel Hausgeräthe, sondern auch Todtenurnen und große Trinkbecher, welche mit erhabener Arbeit oder mit Gravieren geziert wurden. Hierbei muß man auch des Obsidianischen Steins erwähnen, aus welchem Gemmen und Büsten verfertigt wurden. Es war eine Art Bergcrystall, welches ein gewisser Obsidius zuerst in Aethiopien fand; 8. Murrhinum, eine Materie, welche vorzüglich zu künstlichen Vasen gebraucht und ungemein geschätzt wurde. Es ist am wahrscheinlichsten, daß es eine Art chinesischer Speckstein war; 9. Metall. Zu Bildwerken gebrauchte man hauptsächlich: a) Gold. Schon in den ältesten

Digitized by Google

Zeiten wurde im Orient in Gold gearbeitet. Die Griechen benutzten es theils zu ganzen Statuen, theils zur Bekleidung bei ihren elfenbeinernen Gebilden; b) Silber; c) Bronze. Darin wurde von den meisten Völkern sehr viel gearbeitet. Das beste Erz zu Bronze holten die Griechen von den Inseln Delos und Aegina. Später wurde das corinthische das beliebteste. Die gewöhnlichste Temperatur der Bronze war bei den Alten 12 1/2 Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. Die älteste Art die Metalle zu bearbeiten war die mit dem Hammer. Vulkan hämmerte seine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Nach vielen Versuchen wurde später die Kunst zu gießen erfunden. Den ersten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhöcus und Theodor aus Samos bei, welche zur Zeit des Crösus und Cyrus lebten. Man goß zuerst die einzelnen Theile der Bilder, und fügte sie mit einer Art von Klammern, welche die Italiener wegen ihrer Gestalt [><] Schwalbenschwänze nennen, zusammen. So bestehen die berühmten Pferde zu Venedig, aus zwei Stücken. Endlich lernte man ganze Figuren gießen. Das Verfahren der Alten bei der Kunstgießerei kam aber nach und nach außer Gebrauch, und erst im sechzehnten Jahrhunderte fingen die Italiener wieder an, große Bronzen zu gießen. Die erste große Statue, welche in Italien gegossen wurde, ist Papst Paul III. von Guglielmo della Porta. Im J. 1699 wurde in Paris der erste große Guß gemacht; d) Eisen. Dieses Metall kam zuletzt in Gebrauch. Das Eisen wird höchst selten gediegen gefunden und seine Bearbeitung erfodert viele Mühe. Statuen aus einer Mischung von Eisen und Erz zu gießen, verstanden die Alten auch. Glaucus erfand die Kunst, in Eisen zu gießen; zu Delphi waren Weihgeschenke von ihm. In unsern Zeiten brachte man es sehr weit in dieser Kunst; namentlich in den königlich preußischen Eisengießereien und auf dem Lauchhammer bei Mückenberg, welchem der verdienstvolle königlich sächsische Conferenzminister, Graf von Einsiedel, der im Jahr 1810 starb, einen seltenen technisch-künstlerischen Ruf gegeben hat. — Ueber die Geschichte der Bildhauerkunst s. d. eigenen Artikel.

Plastisch. Man pflegt die schönen Künste nach zwei Hauptsinnen, Gesicht und Gehör, zu classificiren. Für das Plastische möchte man mit dem deutlichsten der Sinne, dem Gesicht, auch den gründlichsten, das Gefühl vereinen. Das Gesicht ist nur eine verkürzte Formel des Gefühls. Im Gesichte ist Traum, im Gefühle Wahrheit. Der Sinn des Gesichts wirkt flach, er spielt und gleitet auf der Oberfläche mit Bild und Farbe umher, er borgt von andern und bauet auf andere Sinne, ihre Hülfsbegriffe müssen ihm Grundlage werden, die er mit Licht umglänzt. Wenn auf dem Gemälde die Figuren sich anfangen zu beleben, wenn es ist, als ob sie hervorgingen und Gestalten würden, greift man nach ihnen, der Traum wird Wahrheit! Dieß ist der Triumph des Malers; durch seinen Zauber sollte Gesicht Gefühl werden, so wie bei ihm das Gefühl Gesicht ward. Anders ist es im Plastischen, hier lernen wir schöne Form kennen, die nicht Farbe, nicht kunstvolles Spiel der Proportion, des Lichts und Schattens, sondern dargestellte, tastbare Wahrheit ist. Die schöne Linie, die hier immer ihre Bahn verändert, die nie gewaltsam unterbrochen, nimmer ruhend, nimmer fortschwebend, in dem dargestellten Körper den Guß, die Fülle, das sanft verblasene Leibhafte bildet, das nie von Fläche, von Ecke oder Winkel weiß; diese Linie kann so wenig flache Tafel als Kupferstich werden, daß gerade

Digitized by Google

mit demselben Alles an ihr hin ist. Das Gesicht zerstört die schöne Bildsäule, statt sie zu schaffen, unmöglich kann es also Mutter dieser Kunst seyn. Sehet jenen Kunstfreund, der tiefgesenkt um die Bildsäule wandelt! er thut Alles, um zu schauen als ob er tastete. Er gleitet umher, er hat nicht einen Gesichtspunkt wie beim Gemälde, weil tausende ihm nicht genug sind, weil, sobald es eingewurzelter Gesichtspunkt ist, das Lebendige Tafel wird, und die schöne runde Gestalt sich in ein kaltes Vieleck zerstückt! Sein Auge wird Hand, der Lichtstrahl Finger, oder vielmehr seine Seele hat einen noch viel feinern Tact, um das Bild begreifend in sich zu fassen. Einen Sinn haben wir, welcher Theile außer sich neben einander, einen andern, der sie nach einander, einen dritten, der sie in einander erfasset: Gesicht, Gehör und Gefühl. Theile neben einander geben eine Fläche, nach einander am reinsten und einfachsten sind Töne, Theile zugleich in- und neben einander sind Körper oder Formen. Alle drei Gattungen, aus denen die unsterblich blühenden Töchter, die Künste, emporwuchsen, verhalten sich als Fläche, Ton und Körper, wie Raum, Zeit und Kraft zu einander, diese drei größten Medien der Schöpfung, mit denen sie alles faßt, alles umschränkt. Die Malerei soll mit ihrem Zauber die volle, große Tafel der Natur, mit allen ihren Erscheinungen, in ihrer schönen Sichtbarkeit schildern. Bei der Bildnerei ist Eins Alles, und Alles nur Eins. Wo Seele einen edeln Körper durchhaucht, und die Kunst wetteifern kann, Seele im Körper darzustellen, Götter, Menschen und edle Thiere, das bilde sie, hier ist das Gebiet der Plastik. Die Bildnerei ist Wahrheit, die Malerei Traum, aber zugleich Offenbarung des Himmels, so wie jene mehr Offenbarung der Erde ist; Bildnerei ist ganz Darstellung, die Malerei ist erzählender Zauber; wie ein körperloser Engel, der in Licht gekleidet uns erscheint, zieht sie uns mit sich fort nach himmlischen Höhen, statt daß bei der Plastik Götter, in die reinsten Idealformen menschlicher Gestalten gekleidet, mitten unter uns zu treten scheinen. Darum ist diese die Kunst des sinnlichern Alterthums, jene konnte ihre höchste Blüthe erst in der christlichen Zeit entfalten (s. d. Art. Antik und Modern). Im eigentlichen Sinne kann die Plastik nicht bekleiden, denn ihr Gebilde wird dann ein in Falten gehüllter Block. Ein Gewand von Stein, Erz oder Holz erscheint im höchsten Grade drückend, es ist kein Schleier mehr, ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung; wer die Augen schließt und tastet, der wird das Unding fühlen. Daher konnte in keinem Lande, wo solche Steinklumpen nothwendig waren, die Bildnerei gedeihen; im Morgenlande, wo man den Körper als Geheimniß betrachtete, von dem nur das Antlitz und seine Boten, Hände und Füße, sichtbar waren, eben so wenig als in unserm, durch Sitte, Clima und Gesetz an dichte Körperhüllen gewöhnten Abendland. Nur bei den Griechen konnte echte schöne Plastik einheimisch werden; sie richteten sich nicht nach dem Ueblichen, sondern nur nach dem, was höherer Sinn foderte, und überdieß war durch Sitte und Religion vieles bei ihnen geheiligt, was andern profan erschien. Bei dem siegenden Apollo mußte die Last des Gewandes zurückgeworfen seyn; Laokoon war in der Wirklichkeit gewiß in Priestergewande gehüllt, sollte aber im unsterblichen Gebilde diese arbeitende Brust, sollten diese giftgeschwollnen Adern und ringenden Muskeln mit todten, starren Felsen überkleidet werden? — Philosophen konnten dicht verhüllt da stehen, diese sollen ja immer nur Kopf- und Brustbild seyn; so auch die ehrfurchtgebietenden Ma-

Digitized by Google

tronen und Götterköniginnen; eine unbekleidete Juno oder Niobe würde uns empören; wo hingegen nichts Religiöses oder Charakteristisches im Wege stand, wo Schönheit, Liebreiz und Jugend dargestellt werden sollte, da bekleidete der Grieche nie, oder wo er es mußte, da wendete er feinsinnig die nassen Gewänder an, welche die schöne Körperform durchschimmern ließen. Die Bildsäule steht als Muster der schönen Form da, und in diesem Betracht ist Polyklets Regel das bleibendste Gesetz für die Plastik des Menschen. So wie es einen Strich auf der Erde gibt, in welchem die schönste regelmäßige Bildung Natur ist, so gab Gott Einem Volke dieses Erdstrichs Raum und Zeit und Muße, in Jugend und Lebensfreude das Werk, das aus seiner Hand kam, ganz und rein und schön sich zu ertasten, und es in dauernden Denkmalen für alle Zeiten und Völker zu bilden. Diese Denkmale sind die classischen Werke ihrer fühlenden Hand; im stürmischen Meere der Zeiten stehen sie als Leuchtthürme da, und der Schiffer, der nach ihnen steuert, wird nie von den Wellen verschlungen. Am meisten zu bewundern ist ihre hohe Einfachheit, sie stehen still, in sich geschlossen und vollendet, wie Gedanken Gottes vor uns. Kleinlich zerknickt, zerfaltet und von ängstlichen Erdensorgen zerarbeitet, erscheint uns das lebende Geschlecht, wenn wir aus jener idealischen Götter- und Heldenwelt unter dasselbe treten; jeder Einzelne scheint jetzt mit so viel Kraftaufwand nach einem mühevollen Daseyn zu ringen, statt daß jene still, klar und ruhig das Leben beherrschen. Umriß, Gestalt und Charakter ist bestimmt und in wenig Zügen in ihnen angedeutet; sie bilden einen geschlossenen Sternkreis von Idealen, den die schreitende Sonne Jahr aus Jahr ein durchwandert; etwas an ihnen verbessern oder ändern wollen, wäre ein thöricht fruchtloses Streben. Dagegen wäre es traurig, wenn die Malerei den einförmigen Charakter hätte; sie ist die reiche Zauberwelt Gottes auf einer Lichttafel. Nichts als das Licht macht ihre Einheit, aber diese ist groß und wundervoll bei allem Reize der Mannichfaltigkeit. Von Einem Lichtpunkte der flachen Tafel ergießt sich ein Strahlenmeer, dessen Lichtpunkt jeden Gegenstand, wie in neuer eigener Schöpfung bindet und vereint. Diese Zauberwelt ist einzig der Malerei eigen; die Bildsäule hat kein Licht, es bleibt unserm Sinne überlassen, es auf sie zu richten. Die wechselnden Strahlen des Tags, der scharfbezeichnende Fackelschein bei Nacht spielen mit ewig neuem Reize um die ruhigen Gestalten, wie der bunte Wechsel irdischer Umgebungen um ein klares, stilles, hohes Gemüth. Die rein plastische Kunst wird auf jeden empfänglichen Geist ungemein erhebend und beruhigend wirken. Auf das vollendetste Ebenmaß, die harmonischsten Verhältnisse gegründet, die sich nirgend schöner aussprechen, als in Gottes Lieblingswerk, der Menschengestalt und Menschenschönheit, bewirkt sie reine Harmonie, ruhiges Gleichgewicht in der Seele, die sich ihrem Eindrucke hinzugeben vermag. Sinnenzauber ist bei ihr weniger thätig als bei andern Künsten, weil sie die beiden lebhaftesten Reize, Farbe und Ton, entbehrt, aber still und bleibend ist ihr Eindruck, ernst und beruhigend. — Diese Analyse des Plastischen und Malerischen erklärt zugleich, worin das Verdienst des Historikers und Dichters, vorzüglich des epischen und dramatischen, bestehe, wenn man ihre Darstellungen als plastisch rühmt und denselben Objectivität beilegt.

Plata, Rio de la Plata, auch Buenos Ayres, ein spanisches Vice-Königreich in Südamerika, welches erst 1776 aus Theilen von

Digitized by Google

Peru und Chili und dem spanischen Paraguay errichtet wurde. Es gränzt gegen Norden an Peru und Brasilien; gegen Osten an das Atlantische Meer; gegen Süden an Patagonien und gegen Westen an Chili und Peru. Die Größe desselben beträgt 52,000 Quadratmeilen. Die großen Flüsse Paraguay (bei seinem Ausflusse la Plata genannt), der Parana, Urucuay, Rio Salado, Mamore, Pilcomayo ꝛc. bewässern dieses große Land, dessen westlicher und nördlicher Theil viele Berge hat, indem große Ketten der Anden an denselben hinziehen, und mehrere Zweige weit ins Land hineingehen. Der östliche Theil enthält unabsehbare Ebenen oder Flächen (Pampas), Moräste, Wälder, Wüsten, viel trockenes mit Holz bewachsenes Sandland, auch viele Salz- und Salpeterstriche, wo das Erdreich nach jedem Regen ganz weiß von Salpeter anschießt, und auch die Quellen und Bäche salzig werden. Der Boden ist aber auch in vielen Gegenden sehr fruchtbar. Das Clima ist gemäßigt und milde. Regen fällt in ungeheurer Menge und erzeugt eine sehr feuchte Atmosphäre, so daß z. B. in Buenos Ayres alles Hausgeräthe in kurzer Zeit verdirbt. An Producten herrscht ein großer Reichthum. Es gibt eine ungeheure Menge von Rindvieh, davon man nur die Haut, den Talg und das Fett benutzt und jährlich gegen eine Million Häute ausführt. Es sind Meiereien, deren Besitzer 50,000, ja 100,000 Stück Rindvieh auf die unermeßlichen Weiden treiben. Eben so ausgebreitet ist die Pferdezucht. Die Pferde stammen alle von den wenigen ab, welche die Spanier zuerst in das Land brachten. Diese haben sich seit 300 Jahren so erstaunlich vermehrt, daß jetzt ganze Ebenen von 200 Quadratmeilen mit herumirrenden Pferden bedeckt sind, von denen Jeder sich so viele zueignen kann, als er will. Auch Maulthiere werden hier in Menge gezogen, wovon jährlich 70 bis 80,000 Stück nach Peru gebracht werden. Eben so beträchtlich ist die Schafzucht. Die Hütung der Schafe und Ziegen ist den dazu erzogenen Hunden überlassen, die daher Oveseros heißen, die Heerden des Morgens austreiben, sie hüten und vertheidigen und des Abends von selbst in den Stall bringen. Doch wird die Wolle, welche der spanischen an Güte wenig nachgibt, bloß für den einheimischen Bedarf und Peru verarbeitet. Dieser überaus großen Viehzucht und dem starken Ueberflusse an wilden Ochsen und Pferden schreibt man es zum Theil zu, daß die Spanier das Land nicht besser anbauen, weil dadurch die jetzt unermeßlichen Weideplätze geschmälert, und folglich die unzähligen Heerden des wilden und zahmen Viehes nothwendig vermindert werden müßten. Von den übrigen Producten führen wir nur noch an: Raub- und Speisewild, eine große Menge von seltenen Vögeln, Fische, Bienen, Cochenille, Getreide, Mais, Flachs, Hanf, Pataten, Maniok, Paraguay-Thee vom Caabaume, Zucker, Obst, Südfrüchte, Wein, Rhabarber, Ipecacuanha, Indigo, Taback, Vanille, Baumwolle, Copaiabäume, Arakatsch (deren Wurzel ein schmackhaftes Mehl gibt), große Waldungen von Palmen und Cedern (nur vom Rio de la Plata bis zur Magellansstraße findet man, mit Ausnahme von Pfirsichbäumen, weder Baum noch Strauch), Gold (jährlich 2200 Mark), Silber (jährlich 480,000 Mark), Eisen, Salpeter, Marienglas, Seesalz ꝛc. Die Zahl der Einwohner (Spanier, Creolen und Indianer) beträgt gegen 1,300,000. Die Ureinwohner, die Indianer, haben sich nur zum kleinen Theile unterworfen und das Christenthum angenommen, die meisten leben wild und unabhängig, ihren väterlichen Sitten und ihrer Naturreligion getreu. Von diesen letztern gibt

Digitized by Google

es eine große Menge von Völkerschaften, deren jedoch mehrere kaum 100 Krieger stellen können. Die meisten wohnen jetzt in andern Gegenden, als zur Zeit der Ankunft der Spanier. Sie haben großen Theils abschreckend schwere Sprachen, die sie meistens noch dazu durch die Kehle oder Nase, und überaus leise, folglich um so unverständlicher sprechen. Manche einzelne Worte enthalten 20 und mehr Buchstaben. Kunstfleiß fehlt, bis auf Bergbau und einige Wollenzeugweberei, ganz. Der Handel, sowohl zur See, als auch zu Lande mit Peru und Chili, ist bedeutend. So lange die Spanier im Besitze dieses Landes waren, stand es unter einem Vicekönige, der seinen Sitz in der Hauptstadt Buenos Ayres hatte, und war in 14 Provinzen getheilt; allein in den neuern Zeiten haben sich diese Verhältnisse geändert. Jetzt nämlich befindet sich dieß Vicekönigreich in offenem Aufruhre, und der Congreß, welcher Anfangs seinen Sitz zu Buenos Ayres hatte, und hernach nach Tucuman verlegt worden war, hat 1816 die vereinigten Provinzen am Platastrome feierlich für unabhängig erklärt; nur die fünf Provinzen: Potosi, La Plata, Cocha-Bamba, La Paz und Pano sind noch in der Gewalt der Spanier. Neun Provinzen haben sich dem Gehorsam entzogen, wovon aber drei die Regierung von Buenos Ayres nicht anerkennen, nämlich Paraguay mit der Stadt Santa Fé, welche eine besondere Republik bildet, Entre-Rios und Banda-Oriental, die dem General Artigas folgen. Die conföderirte Republik der vereinten Staaten am Platastrome besteht aus den sechs Provinzen Buenos Ayres, Mendoza, Tucuman, Cordova, Salta und Corientes. Die Conföderation begreift die am meisten bevölkerten Provinzen und wahrscheinlich 2/3 der ganzen Bevölkerung. Zu dem General-Congreß sollte von 15,000 Einwohnern ein Deputirter geschickt werden; er zählt aber bis jetzt nur 26 Mitglieder. Das Staatseinkommmen des Freistaates beläuft sich in guten Jahren auf drei Millionen Piaster, die von den Zöllen eingehen. Das Heer besteht aus 30,000 Mann, nämlich 1296 Mann Artillerie, 13,693 Mann Fußvolk und 14,718 Mann Reiterei. Hierzu kommen noch 10,000 Mann Miliz. Mit Chili steht dieser neue Staat in Verbindung. Die Stadt Monte-Video mit ihrem Gebiete behaupten die Portugiesen, welche sich derselben 1817 bemächtigt haben, und sie nur dann wieder herausgeben wollen, wenn die Spanier die von Portugal 1801 an Spanien abgetretene Festung Olivenza mit ihrem Gebiete von 2 Quadratmeilen, welche jetzt ein Bestandtheil der Provinz Estremadura des Königreichs Spanien ausmacht und nach den Entscheidungen des wiener Congresses von Spanien an Portugal restituirt werden sollte, wieder herausgeben. — 2) **Plata**, der Name einer Intendanz dieses Vicekönigreichs (welche einen Theil von Südperu oder die Provinz Charcas umfaßt) und der Hauptstadt dieser Intendanz, am Cachimayo, mit einer Universität und 15,000 Einwohnern. — 3) **Plata**, Rio de la Plata, großer Strom in Südamerika, welcher eigentlich Paraguay heißt, hierauf, nachdem er den Parana aufgenommen hat, Parana genannt wird, und nach der Vereinigung mit dem Urucuay den Namen Rio de la Plata erhält, und unter diesem Namen in einer Breite von 20 Meilen in das Atlantische Meer fließt. Die Länge des ganzen Laufs dieses Flusses beträgt 500 Meilen. Außer den schon genannten Flüssen nimmt er auch den Pilcomayo, Vermejo und Salado auf. Die Quellen des Paraguay sind 13° 30′ nördlicher Breite, nördlich von Cujaba und nordöstlich von Villa Bella in viele

Zweige getheilt und bereits vollkommene Flüsse bildend, welche sich auf ihrem südlichen Laufe nach und nach vereinigen, und das Bette von jenem sehr großen Flusse bilden, der sogleich schiffbar ist. Wegen der Menge der Klippen, der Wasserfälle und der sich durchkreuzenden Ströme ist der Paraguay für die Schiffe äußerst gefährlich. Der Parana ist tiefer als der Plata und Urucuay, und den ihn Befahrenden weder durch so viele Sandbänke wie der Plata, noch durch so viele Felsen wie der Urucuay gefährlich.

Plataa in Böotien, durch die Schlacht berühmt, in welcher am 25sten September 479 vor Chr. Geb. die Perser unter Mardonius von den Griechen geschlagen wurden.

Platform (Plateforme), heißt in der Baukunst eine Reihe von Balken, welche das Zimmerwerk eines Dachs tragen, und auf dem Rande der Mauer aufliegen, von wo das Gebälk aufgerichtet wird. Auch wird dieser Ausdruck für eine Art von Terrasse oder flachem, offenem Platz über einem Gebäude, von wo aus man eine freie Aussicht auf die Umgegenden hat, gebraucht. Man sagt daher von einem Gebäude, daß es mit einer Platform bedeckt sey, wenn es oben platt ist und keinen Forst hat. Die Häuser der Alten waren von dieser Art, und noch jetzt die Häuser der Morgenländer. In der Kriegssprache heißt Platform eine Erhöhung, worauf ein Geschütz gestellt wird, um auf den Feind zu feuern (Bettung, Stückbettung); dergleichen sind die sogenannten Katzen auf der Mitte der Curtinen. Auf dem Walle ist immer eine Platform, welche gebildet wird, indem man entweder Erde auf den Wall aufhäuft, oder Bohlen so zusammenfügt, daß sie allmälig aufwärts gehen, um das Geschütz heraufrollen zu können. Die Erfahrung lehrt, daß nur dann eine Kanone einen sichern Schuß thun kann, wenn sie auf einer festen Unterlage steht.

Platina (von Plata, Silber) nannten die Spanier ein im Jahre 1736 in Südamerika entdecktes Metall; einige Chemiker nennen es weißes Gold, auch Schwersilber, Goldsilber. Gefunden wird es besonders in den Goldgruben von Santa Fe und in der Nähe des Pintoflusses im Königreiche Peru. Man hat die Platina bis jetzt nur gediegen angetroffen. Unter allen Metallen, und folglich unter allen bekannten Körpern unserer Erde, ist die Platina am schwersten. Vollkommen gereinigter Platina-König, dessen Farbe blendend silberweiß ist, wird an specifischem Gewichte = 23,286 gesetzt. In der Gestalt, wie man die Platina findet, ist sie in kleinen Körnern oder Stückchen und mit verschiedenen andern Metallen, als Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium, vermischt und folglich nur ein Platinaerz. Dieß zu reinigen, hat man verschiedene Methoden erfunden. Die Platina hat übrigens noch folgende Eigenschaften. Sie ist von weißer Farbe, wie das Silber, verkalkt sich nicht, und läßt sich, wie das Eisen, zusammenschweißen. Unter allen Metallen fließt sie am schwersten, wenn sie rein ist; leichter schmilzt sie, wenn man ihr andere Metalle zusetzt, besonders wenn man sie mit Kohlenstaub und Arsenik behandelt. Mit dem Golde läßt sich die Platina nur mittelst des heftigsten Feuers zusammenschmelzen. Das Gold verliert dadurch an Weichheit und Dehnbarkeit und wird blässer. Geschieht indeß die Beimischung in verhältnißmäßig geringer Quantität, so ist sie nicht so leicht wahrzunehmen, und wahrscheinlich verhindert die spanische Regierung die Ausfuhr der Platina, um jeder Verfälschung des Goldes dadurch vorzubeugen. Von Säuren lösen nur die übersaure und die salpetersaure Kochsalzsäure sie auf. Die

Digitized by Google

etwas ätzende Auflösung ist dunkelbraun und läßt sich crystallisiren. Schmelzt man diese Crystalle im Feuer, so trennt sich die Säure wieder davon, und die Platina bleibt als ein dunkelgraues Pulver zurück. Die aufgelös'te Platina wird durch Salze wieder in metallischer Gestalt niedergeschlagen. Die Laugensalze greifen die Platina nicht an; auch der Schwefel wirkt nicht auf dieselbe; die Schwefelleber dagegen einigermaßen. Die Härte der Platina ist etwas geringer als die des Schmiedeeisens, beträchtlicher aber als die des Kupfers. In der Zähigkeit steht sie nur dem Eisen und Kupfer nach. Sie ist im reinen Zustande so dehnbar, daß sie sich zu Drähten von 1/4 Linie im Durchmesser ziehen und auf der Platmaschine plätten läßt. Mit Recht hat man die Platina unter die edeln Metalle gesetzt, und ihre Bearbeitung mit gutem Erfolge versucht. Die bequemste Methode dazu hat Richard Knight in London angegeben. Es wird nämlich zu einer beliebigen Menge roher Platina in einer gläsernen Tubulatretorte, woran eine tubulirte Vorlage schließt, das funfzehnfache Gewicht salpetersaurer Salzsäure gesetzt. Diese Mischung kocht man mittelst einer Argandischen Lampe so lange, bis sich die Säure dunkelsafrangelb färbt. Dann wird sie abgegossen, und wenn noch unaufgelös'te Platina zurückgeblieben ist, wiederum Säure darüber gegossen, und mehrmals gekocht, bis alles aufgelös't ist. Die flüssige Masse bleibt darauf so lange ruhig stehen, bis sie völlig klar geworden ist; dann wird sie abgegossen und so lange Salmiakauflösung in kleinen Portionen zugesetzt, bis sie sich nicht mehr trübt. Dadurch wird die Platina als ein citrongelbes Pulver niedergeschlagen. Um dieses Pulver in eine consistente Masse zu verwandeln, bringt es Knight in einen kegelförmigen Tiegel mit dazu passendem konischen Stöpsel. Während dieser, einstweilig mit einem Deckel leicht bedeckt, in einem Windofen bis zum stärksten Weißglühen erhitzt wird, glüht man den an einer schicklichen Zange befestigten Stöpsel ebenfalls, nimmt dann den Deckel ab, und drückt mit wiederholten Stößen den Stöpsel so lange auf die zu einem Teige gewordene Platina, bis sie keinen Eindruck mehr anzunehmen scheint. Dann wird der Tiegel aus dem Ofen genommen. Durch einen gelinden Schlag fällt die Platina als ein metallisches Korn heraus, welches durch wiederholtes Hämmern und Erhitzen so geschmeidig gemacht werden kann, daß es sich hämmern und zu Draht ziehen und plätten läßt. Ihrer Politur und ihres Glanzes wegen wird sie zu den schönsten telescopischen Spiegeln angewendet. Auch verarbeitet man sie zu allerlei Kunstsachen, die im Preise um etwas wohlfeiler als Gold sind.

Platiren ist die Kunst, geringere Metalle mit einer dünnen Silberplatte entweder des Nutzens oder des Zierraths wegen zu bedecken. Sie soll von einem Sporer, nicht zum Putz, sondern der Nützlichkeit wegen erfunden worden seyn. Die zierlichern Sporen wurden damals aus massivem Silber gemacht; aber bei der Weichheit dieses Metalls verbogen sie sich bei der geringsten Gelegenheit. Dem abzuhelfen, kam ein Arbeiter zu Birmingham darauf, die Spitzen an einem Paar Sporen hohl zu machen und mit einem schmalen Eisen- oder Stahlstifte auszufüllen. Da er dieses Verfahren sehr nützlich fand und zugleich Wohlfeilheit damit verbinden wollte, so fuhr er fort, die Höhlung immer weiter und das Eisen immer stärker zu machen, bis er endlich die Mittel entdeckte, einen eisernen Sporn auf solche Weise mit Silber zu bekleiden, daß er einem ganz

silbernen an Eleganz völlig gleich kam. Die Erfindung wurde sogleich auf andere Geräthschaften angewendet, die man sonst aus Messing oder Eisen verfertigte, und denen man jetzt mit einem geringen Aufwande, unbeschadet ihrer vorigen Dauerhaftigkeit, das elegante Ansehn des Silbers gab. Ehemals wurde die Silberplatte auf dem geringern Metalle festgelöthet; es gab dabei zwei Arten, die weiche und die harte, oder die Zinn- und die Silberlöthung. Gegenwärtig platirt man so, daß man eine Silberplatte auf eine zwölfmal stärkere Kupferplatte befestigt, sie beide zusammen ausdehnt und dann diesen Platten mit einer Prägmaschine die Gestalt von Schildern, Knöpfen, Löffeln oder was man sonst verfertigen will, gibt.

Platner (Ernst), der Medicin Doctor, der Physiologie wie auch seit 1811 der Philosophie ordentlicher Professor zu Leipzig, königlich sächsischer Hofrath, und mehrern gelehrten Gesellschaften Mitglied, geboren den 11ten Juni 1744 zu Leipzig, feierte sein Lehrjubileum den 12ten Mai 1817, und starb den 27sten December 1818. Sein Vater, der durch mehrere gehaltreiche und in schönem Latein geschriebene medicinische Werke berühmte Joh. Zacharias Platner (geboren zu Chemnitz 1694, gestorben zu Leipzig 1747), war Hofrath und Dechant der medicinischen Facultät. Nachdem der Sohn in Altenburg bei Ranisch, in Leipzig bei Ernesti und endlich bei Hauptmann in Gera seine Schulstudien vollendet hatte, bezog er 1762 die Universität zu Leipzig, wurde 1766 Magister, erwarb sich das Recht Vorlesungen zu halten, und promovirte 1767 zum Doctor der Medicin. Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg und Paris, und nahm den Rückweg durch Brabant und Holland. Im J. 1770 erhielt er eine außerordentliche Professur der Medicin, 1780 die ordentliche der Physiologie, 1801 die außerordentliche der Philosophie, denn seit beinahe 30 Jahren hatte er auch durch seine philosophischen Vorlesungen, durch innern Gehalt und schönen Vortrag gleich anziehend, sich Ruhm erworben. Wir haben von ihm mehrere in ihrer Art classische Werke erhalten, namentlich seine philosophischen Aphorismen, die als ein systematisches Lehrbuch der Philosophie überhaupt zu betrachten sind, seine Gespräche über den Atheismus, mit denen er Hume's Gespräche über die natürliche Religion 1781 begleitete, seine neue Athropologie für Aerzte und Weltweise, und seine Quaestiones physiologicae, die mehrere in die Psychologie und Anthropologie einschlagende, lehrreiche und interessante Abhandlungen enthalten. Er hat das Verdienst, anatomische, physiologische und medicinische Kenntnisse auf die Psychologie und Anthropologie angewandt, und dadurch zur Vervollkommnung dieser Disciplinen beträchtlich beigetragen zu haben, wie er denn überhaupt zu den feinsten und scharfsinnigsten Menschenkennern gehörte, und in Schilderung von Charakteren vielleicht von keinem übertroffen ward. Durch jene Eigenschaften und durch eine tiefe Kenntniß der Geschichte der Philosophie, die er überall beurkundet, werden seine Schriften stets wichtig bleiben. Die einzelnen Vorstellungsarten und Behauptungen anzugeben, durch welche Platner sich von Andern unterscheidet, ist hier nicht der Ort. Sein deutscher Styl hat das Eigene, daß er die Worte so stellt, wie sie der logische Rang der Gedanken nach einander folgen und regieren, nicht wie sie der allgemeine Sprachgebrauch folgen läßt.

Platon, später wegen breiter Brust und Stirn so genannt, früher Aristokles, ein Sohn des Ariston und der Periktione, geboren

Digitized by Google

um 438 vor Chr. Geb. Er zählte unter seinen Ahnen den edlen, sich großherzig für sein Land opfernden König Codrus und den Gesetzgeber Solon. Auch schien über seine frühere Bildung ein freundliches Geschick zu walten, und Geist und Körper gleichmäßig entwickeln zu wollen. In der Gymnastik war Ariston sein Lehrer, in der Grammatik Dionysius, in Malerei und Tonkunst Drakon und Metellus, in der Philosophie zuvörderst Kratylus. Bis in sein zwanzigstes Jahr bewegt sich der reichbegabte hochherzige Jüngling in den heitern Gärten der Dichtkunst, und prüft seine Schöpferkraft im Epischen, Lyrischen und Dramatischen mit einem Eifer, dem nichts genügt, ja mit großartiger Selbstverleugnung. Nun sehen wir ihn auf einmal an seines Vaters Hand vor den weisen Sokrates treten, der, nach der Sage, eben seinen Schülern erzählt, wie im Traum ein junger Schwan vom Altar des Eros in der Akademie in seinen Schooß, und von da mit entzückendem Gesange sich in die Luft geschwungen. „Seht da den akademischen Schwan," ruft er aus, als er Platon erblickt. Acht Jahre von nun an pflegt er des edeln Jünglings, dessen Scharfsinn und Tiefblick ihn eben so oft verwirrt und befängt, als zu Bewunderung und Liebe hinreißt. Nachdem das Schicksal dem würdigen, als Gottesleugner angeklagten Sokrates den Schierlingsbecher gereicht hat, hält den Wißbegierigen, nach dem Besten und Höchsten seiner Zeit Strebenden nichts in Athen zurück. Zuerst besucht er Megara, wo er mit Euklides, dem Haupte der megarischen Schule (früher auch Sokrates Schüler) in Erinnerung an den gemeinschaftlichen Lehrer und Austausch von Ansichten eine Zeit lang zubringt; dann Großgriechenland, wo er sich mit den Pythagoräern befreundet; Cyrene, eine griechische Pflanzstadt in Afrika, wo er Theodorus kennen lernt. Auch nach dem ernsten Lande geheimer Priesterkunst und Weisheit, Aegypten, zieht ihn sein reger Wissenstrieb, und nur ein eben ausbrechender Krieg hält ihn von Syrien und Persien ab. So voll des Besten und Trefflichsten, dem er bis an den Quell nachgegangen, kommt er, ein rüstiger Vierziger, in Syrakus an, welches der Tyrann Dionysius beherrscht. Leicht gewinnt er die Bewunderung und Liebe Dions, der mit Dionys zwar verwandt, aber ein unverdorbener, der schlaffen Ueppigkeit seiner Landsleute abholder Jüngling, mit dem schönen Glauben an Menschheit auch die reinsten Wünsche für sein Vaterland verband. Er führt Platon bei dem Tyrannen ein, ob vielleicht sein Umgang ihn vortheilhafter für Freiheit stimmen möchte. Aber Platons tiefer Ernst und stolzer Freimuth, die ganze Geistesüberlegenheit des Mannes, drückt auf den engherzigen Tyrannen, und erregt in ihm Argwohn; ja als Platon auf Dions und Aristomenes Rath sich einschifft, besticht er diesen, ihn umzubringen oder zu verkaufen. Das letztere geschieht zu Aegina, aber der edle Annikeris kauft ihn los. Nun geht er endlich nach Athen, wo er um die 99ste Olympiade in der Akademie, und einem Garten am Colonus, seinem väterlichen Erbe, Philosophie lehrt. Aber noch einmal lockt ihn, der die Zeit tief unter seinem in freier Muße und Zurückgezogenheit des Geistes erzeugten Weltbilde fand, das Schicksal. Als Ol. 103, 2. Dionysius I. gestorben und der zweite dieses Namens den Herrscherstab ergriffen, erwacht aufs Neue in Dion Hoffnung und Freundschaft, und des Herrschers Eitelkeit, der auch Gelehrte zum Prunke seines Hofes rechnet, ladet ihn unter ehrenvollen Bedingungen und allerlei schönen Vorspiegelungen zu sich ein. Dem Philosophen entgeht, nachdem er

Digitized by Google

schon einmal die Erfahrung gemacht, das Schlüpfrige und Mißliche des Verhältnisses nicht; aber seine Liebe und Begeisterung für das Höhere trieb ihn dennoch wieder hinaus auf das verrätherische Meer der Fürstengunst und des Hoflebens. Nachdem er dem Heraklides Akademie und Lehramt übertragen, reiset er mit Speusipp ab. Alles beginnt gut. Jubel und feierlicher Empfang! Der schwache sinnliche Fürst wird von der neuen Erscheinung bald überwältigt; mathematische Studien unter Platons Leitung scheinen seinem Geiste mehr Halt zu geben. Aber Platon wird Gegenstand der Eifersucht und Hofränke. Den angeblich schwankenden Thron zu stützen, wird der unter der vorigen Regierung verbannte Geschichtschreiber Philistius zurückberufen. Dieser spielt in den Argwohn des Tyrannen gegen Dion gewandt und mächtig ein, und kaum drei Monate ist Platon am Hofe, so wird sein Freund an Italiens Küste hinterlistig ausgesetzt. Dions und Platons Anhang ist noch zu mächtig, als daß die Klugheit nicht riethe, säuberlich mit ihm zu verfahren. Daher begleiten Bitten und höfliche Zudringlichkeit den fast unmittelbaren Zwang in einer unter Aufsicht stehenden Schloßwohnung, die Platon angewiesen wird. Sein Gesuch um Entlassung wäre mithin wahrscheinlich nicht sogleich genehmigt worden, hätte nicht ein hereinbrechender Krieg die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen; sie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach geschlossenem Frieden wieder zurückkehre. Froh kehrt er nach Athen zurück, wo er den ernsten, trüben Dion mit milder Liebe fortbildet, und ihm Aussöhnung zu bewirken strebt. Es wird Friede und Platon wird nun wieder an sein Versprechen erinnert; Dion aber bleibt zuvörderst noch auf ein Jahr verbannt. Platon ist lange taub und unerbittlich gegen alle lockende Einladungen. Sein Sträuben reizt des Tyrannen Ehrkitzel nur mehr, und als ein Dreiruderer mit vielversprechenden Briefen und überredungsreichen Freunden ihn abzuholen erscheint, weicht er der Bestürmung, in Hoffnung, mindestens für seinen Freund zu wirken. Der Erfolg rechtfertigt seine hartsinnige Weigerung, und schlimmer ergeht Alles, als vorher. Dionysius Vormundschaft über Dions Sohn gibt leicht den Vorwand, dem Vater die Zinsen zurückzuhalten. Da dringt Platon trotzig auf seine Entlassung. Sie zu verhüten, wird Dions Verweilen im Peloponnes bewilligt, nur daß er sich aller Feindseligkeiten enthalte; seine Zinsen sollen dort, oder zu Athen in die Hände eines vorzuschlagenden Mannes niedergelegt, und nach einem Jahre ihm durch Platon eingehändigt werden. Platon willigt endlich; aber Wortbrüchigkeit, Zurückhaltung der Zinsenhälfte unter nichtigem Vorwande schärft Platons Unwillen und Verachtung, indeß die Gewalt immer weiter geht und Dions Güter verkauft. Indeß entsteht ein Aufruhr unter dem Miethheere, der Dionysius zu starken Verwilligungen zwingt. Dions Freund Heraklides wird als Meuter angesehen; keine Fürbitte wirkt mehr, als lügenhafte Versprechungen. Selbst Platon wird beargwohnt, anfangs zu Archedemus, endlich gar unter die Miethsoldaten gelegt, von welchen er sein Leben bedroht sieht. Nur Archytas Freundschaft täuscht den Tyrannen mit dem Vorwande einer Staatsangelegenheit, die Platons Rückkehr fodere, und erlistet Reisekosten und Entlassung. So landet der Weise in Elis, erzählt dort Dion, was sich zugetragen. Dieser beschließt, den treubrüchigen Tyrannen in seinem und Platons Namen zu züchtigen. Aber Platon, der alten Freundschaft eingedenk, geht darauf nicht ein. Es darf nicht befremden, daß Beschränktheit und Neid auch Platon

Digitized by Google

verläſtert, ſeine liebende Mittheilſamkeit gegen die Jugend Knabenliebe geſcholten, ihn der Unmäßigkeit, der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habſucht und des Ränkegeiſtes bezüchtiat haben. Beſchuldigungen, die That, Leben und Achtung widerlegen! Von ſeiner wiſſenſchaftlichen Polemik unten. Er ſtarb Ol. 108, 1., am 82ſten Geburtstage bei unverlorner Rüſtigkeit und Munterkeit des Geiſtes, mitten unter den Freuden eines Hochzeitgelages ſanft entſchlummernd. Im Ceramicus, wo er begraben lag, ſprach eine Inſchrift ſein Verdienſt und ſeiner Zeitgenoſſen Liebe aus. — So viel von den äußern Lebensumſtänden dieſes Göttlichen, über welchen wir als Einleitung in das Folgende die herrlichen Worte unſers Dichters vorausſenden. „Platon verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Gutes, Ganzes, Wahres, Schönes, deſſen Foderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen vom irdiſchen Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrage.“ (Göthe's Farbenl. 2.) — Wir gehen nun zu einer kurzen Darlegung ſeines innern Lebens über, ſuchen aber vorher einige gangbare Meinungen, die ſich uns hier entgegenſtellen, zu beſeitigen. Wir übergehen das ſeichte Urtheil mehrerer Modernen, von denen z. B. Platon als ein zu kenntnißreicher, dieſem ſeinen Kenntnißreichthum aber keineswegs gewachſener und dabei durch zu frühes Schriftſtellen Verbildeter angeſehen wird. Dergleichen iſt nicht viel gründlicher, als die eingewurzelte Meinung von ſeiner Schwärmerei und Syſtemloſigkeit, lediglich, weil es bei ihm nicht ſo kühl und nüchtern hergeht, als bei gelehrten Theegeſellſchaften. Es ſteht aber nicht zu leugnen, daß überhaupt unſere Zeit wegen der Maſſe von Stoff ſich wirklich zu hoch anſchlägt; und wer möchte mehr, als lächeln, wenn er verſichern hört, man müſſe doch dem Trefflichen um mancher guten Gedanken, mancher ſcharfſinnigen Forſchungen und bedeutſamer Winke willen Manches zu Gute halten, indem er ſeiner Phantaſie gar zu ſehr den Zügel ſchießen gelaſſen! Wollte man nun auf dergleichen Anſichten dennoch eingehen, ſo müßte man wohl daran erinnern, daß Wärme nicht gerade unumgänglich das Licht ausſchließe, da ja beide an ſich ſchon nicht verſchieden ſeyen; daß ſchon der antike Styl und die Mittheilungsart der Erkenntniß von der neuern und heutigen himmelweit verſchieden ſey, ja daß ſie, nach Maßgabe eigenthümlicher Combination und Gliederung der Erkenntniß, ſelbſt ſchon verſchieden ſeyn müſſe. — Aus einer Unkenntniß oder Unaufmerkſamkeit auf das lebendige Fortwachſen und naturgeſetzliche Gedeihen eines ſchauenden Geiſtes, mithin auf die Einheit der Form und des Gehalts, rührt unſtreitig ebenfalls die flache Klage her, daß Platon gar oft ſeine eigene und wahrhafte Anſicht der Sache zurückhalte, den wißbegierigen Leſer ungewiß im Stich laſſe, ja daß ſeine Schriften im Grunde gar nicht ſeine tiefſte Weisheit enthalten, als welche anderwärts, etwa in den ſchwer oder gar nicht zu ſammelnden Broſamen mündlichen Vortrags zu ſuchen ſey. Dieſer Klage that auch eine Ueberlieferung des Alterthums Vorſchub, welche, wie in den

Digitized by Google

Priesterschulen, so auch hier, ein Esoterisches oder eine Geheimlehre der Geweihten vom Exoterischen oder der Lehre für Ungeweihte unterschied. Aber um nur zuvörderst im Allgemeinen dessen zu erwähnen, was sich hier so leicht bietet, so haben wir wohl nicht selten erlebt, daß Unverstandenes und Unverständliches mit einander verwechselt worden, daß man mithin auf den Lehrer und seine Sache schob, was im Grunde nur Schuld des Schülers und seiner Unbeholfenheit war, daß eine solche Aeußerung in ihrem Grunde aufgefaßt, nur ein mehr oder weniger unumwundenes Geständniß des Nichtverstehens ist. Nun erwäge man ferner Folgendes. Es ist Gesetz und Wesen aller sittlichen Bildung, und so auch der von der Willkür einzelner Individuen unabhängigen Selbstbildung der Wissenschaft, daß das Innere ein Aeußeres, das Allgemeine ein Besonderes werde und so umgekehrt. Wir erblicken also hier ein Spiel von Involution und Evolution, und das in diesem Spiel Begriffene, trotz aller Wandelungen immer dasselbe Eine, der einzig würdige Gegenstand alles Schauens, wird nur in dem Maße mehr oder weniger geschaut, in welchem höhere oder niedere Geisteskraft an Einer dieser Seiten, an einem oder dem andern Momente des Spiels haftet, ohne die übrigen mit einzurechnen und in ihrer Gesammtheit erst das Ganze zu erblicken. Weiter hat auch schon vor uns der geistreiche deutsche Uebersetzer des Platon die verschiedene Bedeutung der Ideen des Esoterischen und Exoterischen nachgewiesen, und gezeigt, daß dieser Unterschied bei den ersten Pythagoräern auf den Inhalt ging, und Gegenstände bezeichnete, über welche sie sich außerhalb der Gränzen ihrer innigsten Verbindung nicht mittheilen wollten, besonders politische, später aber nur auf die populäre Art des Vortrags, wofür sich Manches nicht eignete; daß aber Beides bei dem in der Mitte stehenden Platon nicht Statt habe, und weder im Einzelnen, noch aus echt geschichtlichen Spuren ausfindbar seyn möchte, oder höchstens auf die Beschaffenheit des Lesers gehen könne, je nachdem er durch Platons Methode hindurch sich zu einem Hörer des Innern erhebe, oder nicht. Denn jene aus dem Gespräche Phädrus für die behauptete absichtliche Verheimlichung angezogene Stelle wird schon dem ganz Unbefangenen, aber noch mehr dem mit Platons Denkart Vertrauten als ganz unstatthaft und unanwendbar sich zeigen. — Indem wir weiter gehen, begegnen uns Schriftgelehrte, welche Platons Philosophie als ein aus den frühern Schulen zusammengetragenes Haufwerk ansehen, und so allerdings auch jenen, welche eine unkünstlerische Systemlosigkeit behaupten, in die Hände zu arbeiten scheinen. Um dieser atomistischen Ansicht zu begegnen, müssen wir, in Bezug auf den Art. Griechische Literatur, freilich auch nur in gedrängter Uebersicht von der Pflege der Philosophie, namentlich in Griechenland, bis auf Platon reden. Natur und Geist, und ihre Einheit, ihr Eins- und Ineinanderseyn sind die höchste Aufgabe der Philosophie, die sich demnach am einfachsten und natürlichsten als Physik und Ethik darstellt und nach diesen beiden Seiten, in jeder aber vollständig, entwickelt. In die Bearbeitung dieser Gebiete theilten sich von je die Philosophen und so werden ihre Systeme und Schulen nicht anders, denn als Glieder und Functionen eines Gesammtlebens begriffen werden können. Nun ist aber, so gewiß man jene Einheit Religion nennen und sie als Angel der Welt, mithin als gemeinsames Erbe der Menschheit anerkennen muß, eine Urwelt, oder ein Urzustand, den wir uralte Priester- und Naturweisheit nennen mögen, in welcher Zeit und Raum,

als Wurzeln der Zahl und Figur, in simultaner Entwickelung und gleichsam Ineinanderspielung, mithin symbolisch, angeschaut wurden. Es ist ein Zustand, oder besser eine Welt begeisterten klaren Schauens und Seyns, die man auch Orientalismus nennen kann, in wiefern sie sich in den uralten orientalischen Religionen ausspricht, in welchen mittelst Ueberlieferung und Symbols, also Mythus, und ihrer Dolmetscherin, der Sprache, bereits die höchsten Aufgaben des Menschengeistes als reine Gotteslehre erörtert und gelöset sich vorfinden. (Wir beziehen uns hierüber auf die zweite Vorlesung der Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von Schubert, wie auf die asiatischen Forschungen der Engländer und die neuesten deutschen durch Herder, Kanne, Görres, Frank, J. J. Wagner u. A.). Hier ist also wie in einem Keime vorgebildet, was sich erst später durch Reflexion und ihre Ausbildung sonderte. Denn Andacht oder Reflexion war von nun an das Vorwaltende. Dem gemäß erscheint nun auch in Griechenland die Philosophie in drei Hauptschulen, der ionischen, der italischen oder Pythagoräischen, und der attischen. Die erstere hatte die Natur, die zweite den Geist, die dritte das Aufgehen beider in einander zum Gegenstand und Zweck. Nicht so zwar, daß einer dieser Factoren in den beiden erstern völlig und durchgängig ausgeschlossen, oder in der letztern die Lösung durchaus gelungen wäre, sondern nur, daß einer von beiden Factoren der herrschende war. Die ionische Schule (von 600—450 v. Chr. Geb.) nahm ein Element mit inwendig bildender Kraft als Urquell an, namentlich ihr Stifter Thales von Milet das Wasser, Anaximenes die Luft, Anaximander Wasser und Luft, Heraklit das Feuer in stetem Flusse der Verdichtung und Verdünnung, ab- und aufwärts, im Auseinandergehen und Gespanntwerden nach irgend einer Seite, wie im Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelassenwerden, gleich Lyra und Bogen (s. Schleiermachers Herakleitos der dunkle von Ephesos in Wolf und Buttmanns Museum der Alterthumswissenschaft 1, 3. S. 313—533), Empedokles aus Agrigent die chaotische Mischung aller Elemente. Atomisten waren Leucipp und Demokrit aus Abdera (s. beide Art.). Die italische, weil zu Crotona gestiftete, oder Pythagoräische Schule (von 540—328 vor Chr. Geb.) achtete Gott und Materie als ewig, aus ihrem Ineinanderwirken entstehe die Welt in Harmonie, deren Ausdruck die Zahl sey. Ein Zweig von ihr ist die eleatische (von 536—456 vor Chr. Geb.), welche Xenophanes aus Kolophon stiftete, der dadurch, daß er alles auf Verstand durch Construction baute, sich mehr nach der idealen speculativen Seite neigte. Parmenides setzte ein Werden und eine Welt des Scheins getrennt vom Seyn. Denn, wie Schleiermacher sehr treffend sagt, bewegten die Ioniker auch das Unbewegliche und die Eleatiker brachten das Unaufhaltsame in Ruhe. Nichtseyendes und Seyendes waren also ihre Gegenstände. So war die eleatische Schule Mutter der Reflexion und Sinn und Geist in ihr getrennt und aus einander gehalten. Hiemit war den Sophisten die Bahn gebrochen, wie Protagoras dem Abderiten, Gorgias dem Leontiner, Hippias dem Eliden, Prodicus dem Ceer, Critias, Callicles und Andern, in welchen sich der freyle Uebermuth und alles Unbill der Speculation aussprach. Denn sie bildeten die Beweis- und Disputirkunst aus, um damit das Ja und Nein jeder Idee nach Belieben zu behaupten, worein sie den Triumph ihrer Kunst setzten. Gegen diese zunächst, aber auch zugleich als Mittelglied der vorhergegangenen erhob sich die attische Schule

durch Sokrates, aus welcher durch Aristipp die (eudämonistische) cyrenaische, durch Euklides, Phädon, und Menedemus die (dialektische, eristische) megarische, elische und eretrische, durch Antisthenes die cynische, als mehr oder minder polare, oder relative Seiten, endlich durch Platon die akademische hervorgingen. Uebersieht man nun diese gesammten Schulen, so bietet sich in ihnen das Bild einer mehr oder minder entschiedenen Neigung nach dem Physischen oder Ethischen, und innerhalb dieser Neigung wieder selbst ein Schwanken zwischen Andacht und Reflexion. Nur allmälig und mehr oder minder gedämpft dämmerte durch beide das Ewige hindurch. Ueberall, indem ein Einzelnes einseitig bearbeitet und nur im Verhältnisse zu einem anderen Einzelnen, aber noch nicht zum Ganzen geschaut wurde, waren nur Ahnungen und Vorbereitungen. War schon in der ionischen Schule in Heraklits Weltansicht das Geistige als Bewegung nach oben und unten durchgebrochen, so trat es in der Pythagorischen, zuerst in der ursprünglich orientalischen Elementarzahlenphilosophie, dann in der eleatischen durch das Xenophanische All und das Parmenidische unkörperliche Seyn entschiedener auf, in beiden letzteren schon sehr speculativ und von den Sophisten ganz unfromm vollends ausgebildet. Sokrates hob mit heiligerem Sinne das Praktische hervor, ließ aber dagegen das Erkennen wieder mehr fallen. Erst in Platon sammelten sich wie in einem Brennpunkte diese Strahlen; denn dieß waren sie in Bezug auf seine Denkart, und dieß zeigt auch schon seine Behandlung dessen, was er den Worten nach von ihnen aufnahm, indem er es kritisch und polemisch sich selbst bewegen und aussprechen, hiemit aber seine Nähe und Ferne von andern, wie vom Centrum der Idee, bestimmen ließ. So trat bei ihm manches Frühere, manche alte Formel wieder auf, aber in einer Umdeutung und Umbildung, ja in einer Umgebung und Ideenreihe, worin es früher nicht heimisch war. Kenner dürfen nur an seine Polemik gegen Heraklit, Protagoras, Aristipp, Antisthenes, ja selbst den von ihm so sehr geachteten Parmenides erinnert werden; so daß jene hier widerlegte Ansicht nur auf der Ohnmacht beruht, ein Ganzes, wie der Geist eines gebildeten Menschen ist, in seinem Leben und Organismus aufzufassen und anzuschauen. Denn Platon ist der Gipfel und „gleichsam aus dem Zusammenschauen und Durchdringen aller früheren hellenischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie erwachsen.“ Fügt man zu diesen Worten Schleiermachers noch dieß hinzu, daß jene Begeisterung und Gluth für das Seyende, welche ihn und seine Darstellung beseelt, noch ein Ueberbleibsel mindestens des Orientalismus ist, so ist hiemit seine Berührung auch über Griechenland hinaus im Allgemeinen angedeutet und zugleich der Maßstab für die Bezüchtigung der Schwärmerei und der zügellosen Einbildungskraft gegeben. — Vorurtheile und Meinungen, wie die hier von uns beseitigten, gegenüber einem mit Platon genährten und durchdrungenen Geiste waren es, die Schleiermacher bestimmten, endlich Platon selbst in deutschem Gewande auftreten zu lassen und zwar „in dem natürlichen Zusammenhange, wie seine Schriften als immer vollständigere Darstellungen seiner Ideen sich nach und nach entwickelt, um hiemit durch unmittelbare, genauere Kenntniß der Werke Platons jedem eine eigene, sey es nun ganz neue, oder wenigstens vollständigere Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu machen.“ Fünf Bände sind seit 1804 erschienen, aber noch ist das Ganze leider nicht vollendet. Schleiermacher ordnete zuerst die unter einander ge-

Digitized by Google

worfenen Gespräche nach ihrem innern Zusammenhange und mittelte so drei Arten derselben aus: 1) die elementarischen, in welchen sich die ersten Ahnungen entwickeln von dem, was allem Folgenden zum Grunde liegt, von der Dialektik, als Technik der Philosophie, von den Ideen als ihrem eigentlichen Gegenstande, also von der Möglichkeit und den Bedingungen des Wissens, in welchen noch Theoretisches und Practisches gesondert ist. Dahin rechnet er Phädrus, Lysis, Protagoras, Laches, Charmides, Eutyphron, Parmenides, nebst der Zugabe von Sokrates Vertheidigung, Kriton, Jon, dem kleinen Hippias, Hipparchus, Minos, Alcibiades II. 2) Die indirecten, welche von der Anwendbarkeit jener Principien, von dem Unterschiede zwischen philosophischer und gemeiner Erkenntniß in vereinter Anwendung auf beide aufgegebene reale Wissenschaften, die Ethik nämlich und die Physik, fortschreitend reden. Dieß sind Gorgias, Theätetus, Menon, Euthydemus, Kratylus, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmal, Phädon, Philebus u. s. w. 3) Die eigentlich constructiven darstellenden, oder die objectiv wissenschaftlichen Darstellungen, in welchen Practisches und Theoretisches Eins sind. Diese sind Timäus, Kritias, der Staat (welcher das ideale Bild des Staats, die Platonische Republik, enthält) die Gesetze, Epinomis. — Daß es eine solche Folge, einen solchen innern Zusammenhang und Organismus Platonischen Wissens geben müsse, erweis't eben das, so viel möglich, in seinem natürlichen Zusammenhange vorgelegte Wissen selbst. — Endlich beschreiten wir die Schwelle des Heiligthums. Die Weihe echter und göttlicher Liebe muß uns — tönt Platons Wort — ertheilt seyn. Sie, die Liebe, ist der Trieb, der, auf ursprünglicher Einheit des Denkens und Seyns gegründet, diese in den Ideen zu schauen, so die Ideen zu erzeugen, und sich philosophisch mitzutheilen (d. h. durch lebendige Darlegung eigenen Sinnes auch den Anderer lebendig aufzuregen und zur Ideenerzeugung zu erheben) strebt. Schriftliche und mündliche Mittheilung sind nur Eine. Die Kunst der Anregung zur Ideenerzeugung, durch Täuschung und Enttäuschung, Zusammenfassen gleicher Begriffe unter höhere, und Kenntniß der Verschiedenheit der Begriffe, diese Seelenleitung — ψυχαγωγια — ist Dialektik, und somit Technik der Philosophie, welche das Höchste und die Grundlage alles Würdigen und Schönen ist. Dieser Trieb wird in einem Mythus, dem Grundmythus aller übrigen Platonischen Mythen, vorgebildet. Es ist der Mythus von der unsterblichen Seele, gleichend der zusammengewachsenen Kraft eines beflügelten Gespannes und seines Führers. Der Götter Rosse sind gut und edel, bei uns aber gemischt, daher das Wagenlenken uns schwerer als den Göttern. Alle Seele nun waltet über das Unbeseelte und durchzieht vielgestaltig den Himmel; die befiederte, vollkommene die höheren Gegenden, die entfiederte aber schwebt umher, bis sie auf ein Starres trifft, wo sie nun wohnhaft wird und einen erdigen Leib annimmt, der durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint. Die Kraft des Gefieders besteht darin, das Schwere emporhebend hinaufzuführen, wo das Geschlecht der Götter wohnt und hat vorzüglich Antheil am Göttlichen, d. i. dem Schönen, Wahren, Guten. Hieran wächst es, wie es dagegen durch das Böse abzehrt. Zuerst nun zieht Zeus aus, seinen geflügelten Wagen lenkend, Alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folgt die Götter- und Geisterschar in elf Zügen geordnet; denn Hestia bleibt daheim. Alle Götter gehen als Anführer voran in der ange-

Digitized by Google

wiesenen Ordnung. Viel Herrliches gibt es zu schauen und zu begehen innerhalb des Himmels. Es folgt, wer will und kann. Auf diesem Zuge zum Feste und Mahle gehen die Götterwagen leicht, die andern aber mit Mühe. So sehen die Unsterblichen, was außerhalb des Himmels ist. Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seyende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jenen Ort einnimmt. So freuen sich die Seelen, das Wahre, Seyende wieder einmal zu erblicken, die Gerechtigkeit, Besonnenheit und Wissenschaft, und tauchen erquickt wieder in das Innere des Himmels und kehren heim. So die Götter. Die anderen Seelen nun vollendeten entweder den Umschwung mit, obwohl von den Rossen geängstet und kaum das Seyende erblickend, oder sie sahen Einiges, Anderes nicht, im gewaltigen Sträuben der Rosse, oder sie blieben drunten zurück, nur sich rettend und stoßend in ängstigem, verletzendem Getümmel, und kehren untheilhaft der Anschauung des Seyenden zurück, sich mit dem Schein zur Nahrung begnügend. Daher so großer Eifer, die Wahrheit zu schauen. Welche Seele nun etwas erblickt hat von dem Wahrhaften, die bleibt unverletzt bis zum nächsten Zuge; sah sie nichts, das Gefieder verlierend, so wird sie verschiedenen Keimen von Menschen eingepflanzt und erhält als gerechte ein besseres, als ungerechte ein schlechteres Theil. Dahin aber, woher jede Seele kommt, kehrt sie unter zehntausend Jahren nicht zurück, die Seele dessen ausgenommen, der ohne Falsch philosophirt, oder nicht unphilosophisch die Knaben geliebt hat; diese kann in dreitausend Jahren heimkehren. Die andern werden gerichtet und kommen in unterirdische Zuchtörter, oder straflos in einen gewissen Ort des Himmels. Im tausendsten Jahre gelangen beiderlei Seelen zur Ertheilung und Wahl des zweiten Lebens, welches jede wählt, wie sie will. Dann kann auch eine menschliche Seele in ein Thier übergehen und umgekehrt. Der Mensch muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammengefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von Jenem, was einst unsere Seelen gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seyenden das Haupt emporgerichtet. Des Philosophen Seele ist mit der Erinnerung so viel möglich bei jenen Dingen, bei denen Gott sich befindend eben deßhalb göttlich ist. Solcher Erinnerungen also sich recht bedienend, mit vollkommener Weihung immer geweiht, kann ein Mann allein wahrhaft vollkommen werden. Dann gilt seine Begeisterung den Leuten als Verrückung und Seelenkrankheit. Denn, wiewohl alle Seelen das Seyende geschaut haben, ist es doch nicht jeder leicht, bei dem Hiesigen sich an jenes zu erinnern; ja wenige bleiben übrig, denen die Erinnerung stark genug beiwohnt. Diese nun, wenn sie ein Ebenbild des Dortigen sehen, werden entzückt und sind nicht mehr ihrer selbst mächtig. Die hiesigen Abbilder haben keinen Glanz; damals aber war die Schönheit glänzend zu schauen, als mit dem seeligen Chor wir den Göttern folgend das herrlichste Schauspiel genossen und in das allerseligste Geheimniß geweiht waren, welches wir feierten untadelig, zu seligen Gesichten vorbereitet und geweiht, unbezeichnet mit diesem unsern Leibe. Wer nun noch frische Weihung hat und das Damalige vielfältig geschaut, wenn der ein gottähnliches Angesicht erblickt, oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darstellen, so schaudert er

zuerst und es wandelt ihn eine Furcht an von damals, hernach aber betet er sie anschauend an, wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines allzuheftigen Wahnsinnes, so opferte er auch, wie einem heiligen Bilde oder Gott, dem Liebling. Und hat er ihn gesehen, so überfällt ihn, wie nach dem Schauder, plötzlicher Schweiß und ungewohnte Hitze; das, was die Keime des Gefieders verhärtet, verschloß und hervorzutreiben hinderte, schmilzt um sie weg. Mit zufließender Nahrung schwillt und treibt der Kiel, es gährt in ihr, sie empfindet Schmerz, bis sie die Schönheit sieht; dagegen bei entzogenem Anblick der Trieb des Gefieders steht und die Seele umherraset und Angst leidet, bis sie wieder Erinnerung des Schönen bekommend frohlocket. Dieser Zustand heißt bei den Menschen Liebe. Jeder nun erwählt sich nach der Art des Gottes, dem er gefolgt und nach seiner Gemüthsart eine Liebe zu einem Schönen und bildet ihn aus und leitet ihn zu desselben Gottes Lebensweise und Gemüthsart, indem er selbst ihn nachahmt. Also ist jede Seele dreifach zertheilt, in zwei roßgestaltige Theile und drittens in den dem Führer ähnlichen. Das eine Roß ist gut und schön, das andere rauh und wild; das erste hält sich in der Liebe schamhaft zurück, das zweite sprengt mit Gewalt vorwärts an den Liebling. Der durch den Anblick zum Wesen der Schönheit durch Erinnerung hingetragene Führer, sie mit der Besonnenheit auf heiligem Boden erblickend, fürchtet sich und zieht gewaltig die Zügel rückwärts. Das gute Roß schwitzt, das böse schmäht Führer und Spanngenoß der Feigheit, bis es, endlich auch gebändigt, des Führers Ueberlegung folgt und beim Anblick des Schönen von Furcht übermannt wird. Daher des Liebhabers Seele endlich verschämt und schüchtern dem Liebling nachgeht, dessen Liebreiz sich allmälig ergießt und in der Seele die dem Gefieder bestimmten Ausgänge befruchtet. Daß er nun wie in einem Spiegel in dem Liebenden sich selbst beschaut, weiß er nicht. Aber er wünscht ihn zu sehen, zu berühren und zu umarmen. Da nun fodert das unbändige Roß für die vielen Mühseligkeiten einen kleinen Genuß; das des Lieblings wäre wohl geneigt. Aber der Spanngenoß und sein Führer sträuben sich mit Scham und Vernunft. Wenn nun die bessern Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten, den Sieg erlangen, so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, sich selbst beherrschend und sittsam dasjenige besiegt habend in ihrer Seele, dem Schlechtes, und befreit, dem Vortreffliches einwohnt (die Platonische Liebe). Sterben sie aber, so haben sie, fast schon befiedert und leicht geworden, von den drei wahrhaft olympischen Kampfgängen schon in Einem gesiegt, über welches Gut ein noch größeres weder menschliche Besonnenheit dem Menschen verschaffen kann, noch göttlicher Wahnsinn. Die Vertraulichkeit aber mit dem Nichtliebenden, welche durch sterbliche Besonnenheit verdünnt auch nur Sterbliches und Sparsames austheilt, erzeugt in der geliebten Seele jene von der Menge als Tugend gelobte Gemeinheit und wird ihr Ursache, 9000 Jahre theils auf der Erde sich herumzutreiben, theils vernunftlos unter der Erde. — Wie dieser Mythus, über Platons Technik, die Hauptuntersuchung zu verdecken und zu überkleiden, um dadurch zu eigener Ideenerzeugung und Auffindung des Räthselworts zu leiten, Aufschluß gibt, und den aufmerksamen Hörer gleichsam in die Urzeit des gottmenschlichen Geistes zurückspielend, das Wesen der Idee, als Ungetrenntheit des Seyns und Denkens, Darstellens und Erkennens, und zugleich die Entwick-

Digitized by Google

lung und Sonderung aus einem dunkeln Grunde, aus dem heilig-stillen Abgrunde der noch gebundenen Einheit, vorbildet: also umfaßt sein Inhalt die Grundlehre Platons: die ursprüngliche Anschauung und Rückerinnerung. „Diese Anschauung geht auf das wahrhaft Seyende, Ewige, Unveränderliche, welchem gegenüber steht die allgemeine und für das gemeine Denken und Seyn auch ursprüngliche des Werdenden, ewig Fließenden und Veränderlichen. Jenes Seyende nun in diesem Werdenden ergriffen, als das Wahre und Gute darzustellen, und so den scheinbaren Gegensatz jener Anschauungen durch Vorrufen vor das Bewußtseyn aufzulösen, ist ihm höchste Aufgabe der Wissenschaft. Diese Vereinigung aber zerfällt immer in zwei Momente, auf deren verschiedener Beziehung auf einander die Verschiedenheit der Methode beruht. Von der Anschauung des Seyenden ausgehend in der Darstellung bis zum Aufzeigen des Scheins fortzuschreiten und so erst mit der Lösung des Gegensatzes zugleich dessen Bewußtseyn aufzuregen und zu erklären, das ist die in Beziehung auf die Wissenschaft unmittelbare Verfahrungsart. Von dem Bewußtseyn aber des Gegensatzes, als einem Gegebenen, ausgehend zu jener Anschauung als dem Auflösungsmittel desselben fortzuschreiten und eben durch die Nothwendigkeit eines solchen Mittels auf sie hinzuleiten, das ist die Weise, welche wir die mittelbare nennen und welche von Platon in die Mitte ist gestellt worden als das wahre Bindungs- und Bildungsmittel von der ursprünglichen Anschauung, mit welcher er elementarisch anhebt, zu der constructiven Darstellung, mit welcher er systematisch endigt. Wie sich nun in diesem Gegensatze für die Physik das Wahre und der Schein oder die Wahrnehmung gegen einander verhalten, so für die Ethik das Gute und die Lust, oder die Empfindung (Schleiermachers Plat. II. 1. 7. ff.). „Diese Gegensätze nun als lediglich beziehbare und in der intellectuellen Einheit der Idee tilgbare verfolgt Platon nach beiden Seiten hin, auf dem Gebiete des Physischen, wie des Ethischen, besonders aber auf letzterem, wie es dem Sokratiker gebührte, unter den vielfachen Formen, in welchen sie darauf vorkommen, je nachdem seine Vorgänger sie begriffen als Seyn und Werden, Seyendes und Nichtseyendes, als Fließendes und Beharrliches, Vieles und Eines, Bewegung und Ruhe, Sterbliches und Unsterbliches, Wahres und Wahrnehmbares, Gutes und Böses, Lust und Unlust u. s. w. Indem er aber dieß mit der gewandtesten scharfsinnigsten Dialektik und allen Waffen der urbansten Polemik und feinsten Ironie, als Hinführung auf das Bekenntniß des Nichtwissens und als Anreiz zur Erkenntniß thut, gewinnt er durch Gleichung der Form und des Inhalts jene große Dreiheit im Leben dargestellter Ideen: den Dialektiker, den Staatsmann, und die Einheit beider, den Philosophen. Den ersten nämlich, indem er die empirischen Kunstgriffe der sophistischen Volksredner und Volksführer um niedriger Zwecke willen vielmehr als Anregungskunst zum Wahren, Guten und Schönen hinaufläutert; den zweiten, indem er das Reich des Wahren und Guten als auch wirklich im gemeinen Leben ausgeprägt und waltend darstellt; den dritten, in wiefern er aufstellt „das Leben und die Erscheinung der Weisheit im sterblichen Leben des erscheinenden Menschen, in welchem sie selbst das Sterbliche angezogen hat, und der Zeit unterworfen als ein Werdendes und sich Verbreitendes sich offenbart, so daß auch das Leben des Philosophen nicht ein Ruhen in der Weisheit, sondern ein Streben ist, sie festzuhalten und an jedem erregbaren

Digitized by Google

Punkte anknüpfend der ganzen Zeit und dem ganzen Raume einzubilden, auf daß eine Unsterblichkeit werde im Sterblichen. Dieß Bestreben ist Liebe, das lebendige Bilden und Erregen Erzeugung, beide aber Eins, das geistige Erzeugen nur höhere Stufe Einer Thätigkeit, so wie auch natürliche Geburt ihm nur ein Wiedererzeugen derselben ewigen Form und Idee ist, und also die Unsterblichkeit derselben im Sterblichen (Schleiermachers Plat. II., 2. 359 S.)." So endet er also da, wo er anfing. Offenbar wurzeln die beiden ersten Ideen in seiner Zeit und des großen öffentlichen Lebens mannichfaltigen Verzweigungen; nur daß es hier seines trüglichen, lügenhaften Scheines, den es in seiner forteilenden Gestaltentwickelung gewonnen, entkleidet und in die Einheit und Lauterkeit der Idee emporgehoben wurde. Mit der dritten schließt er sich dagegen mehr an das Christenthum an. Allen aber liegt ein Seyendes, Unsterbliches, Ewiges zum Grunde, auf welches sie gleichsam aufgetragen sind, ein unabweisbarer Trieb und ein ewig Reines. Nun liegen zwar diese Aufgaben und ihre Lösungen hier vielfach in einander verflochten und gleichsam eingewachsen, und mit überlegener Meisterschaft des besonnenen Künstlers beschwört er sie herauf und bannt sie wieder; aber was in dem Gespräche Phädrus von jeder Rede gefodert wird, daß sie wie ein lebendes Wesen gebaut sey und ihren eigenthümlichen Körper habe, so daß sie weder ohne Kopf sey, noch ohne Füße, sondern eine Mitte habe und Enden, die gegen einander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnisse gearbeitet seyen, das ist an Platons Lehre aufmerksamem Blicke gewiß durch alle anmuthige Windungen seiner Rede hindurch unverkennbar. Auf eine andere sehr gelehrte Weise ist der Hauptinhalt der Platonischen Lehre angegeben worden in Tiedemanns lateinischen erklärenden Inhaltsanzeigen (Zweibr. 1786 8.) und Tennemanns System der Platonischen Philosophie (Leipzig 1792—95 VI. 8.). Hier soll noch einiges Einzelne aus dieser Lehre nach obiger Ideentrias gleichsam als Probe folgen. Was also die **Dialektik** in dem angegebenen Platonischen Sinne anlangt, so schließt sie zwar das, was von unsern Philosophen als Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens u. s. w. behandelt wird, nebst allem darunter Befaßten, der äußern und innern Anschauung, des Gefühls, Begriffs u. s. w. in sich; aber bei der von Platon festgehaltenen Einheit dieser in das Gewebe des Wissens zusammenlaufenden Fäden mit dem Darstellen, Bilden, oder Seyn übt sie sich, gleichsam sich selbst prüfend an den Gegenständen dieses Gebiets, als ihrem Stoff und Erzeugniß, und indem sie das Wesen sittlicher Weisheit als Harmonie der Seele und Uebereinstimmung des Wissens und Lebens setzt, berührt und erörtert sie zugleich Fragen und Aufgaben, welche, nach unserer Abmarkung der Wissenschaften und Disciplinen, diesem Gebiet zumeist nicht eigenbehörig erachtet werden. Denn nicht nur, daß sie besondere, gemeine und höhere reinere Erkenntniß, Gefühle oder Affectionen, Ueberlegungen und Schlüsse, Anschauungen und Begriffe, Empfinden und Denken u. s. w. scheidet, sie unter Lernen und Finden und der oben angegebenen Idee der Erinnerung auffaßt; nicht genug, daß sie das Bewußtseyn des philosophischen Triebes, als echter Liebe, ausbildet zur Kunst der Ideenerzeugung: so erörtert sie zugleich, oder berührt die ewigen, zeitlosen, unkörperlichen Ideen, das Seyende, unter der Gestalt des Einen, Untheilbaren, der Tugend, welche in der hellenischen Quadruplicität als Besonnenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit (σωφροσύνη,

φρονησις, δικαιοσυνη, ἀνδρια) das Gute unter verschiedenen Formen darstellt, so daß in derselben die übrigen alle mit enthalten sind. Eben so setzt sie Tugend als Kenntniß, Untugend als Unkenntniß, und, da Tugend auf Erkenntniß beruht, auch ihre Lehrbarkeit in dem Sinne, in welchem dieß überhaupt gesagt werden kann von dem Erinnern, Aufregen und Beleben der Ideen. Mithin, wie auch mehr oder weniger Theoretisches und Practisches zum Behuf des Forschens aus einander gehalten werden, so ist doch ihre Einheit und Selbigkeit immer der Träger von Allem, was auf beiden Gebieten unter scheinbar wechselnden Gestalten vorkommt, und unter diesen ein ewiger gegenseitiger Tausch und stetes Uebergehen ihres Wesens in einander. Der Dialektiker geht durch das Erkennen in das Seyn über. Sprache, sein Kunstwerkzeug, ist nur Erzeugniß der Erkenntniß und ihr Verhältniß zu den Dingen das des Bildes zum Urbilde. Wie nun der Dialektiker im Wissen und in der Weisheit verkehrt, ohne jedoch des Handelns und Bildens entbehren zu können, so ist Handeln das Gebiet des Staatsmannes und seine mit besonnenem Künstlergeiste geübte Kunst, da Kunst überhaupt Darstellung sittlichen Gefühls ist, die königliche oder Staatskunst. „Ihm liegt ob, die verschiedenen und auseinanderstrebenden Naturen zusammen zu verketten (Schleiermacher II., 2. 247), die Menschen durch Umgang unter einander und mit der Natur zur Erkenntniß zu führen, so daß ihnen in sich und in der Natur nichts mehr verborgen seyn darf (das. 249). Denn das Leben der Welt ist ein in entgegengesetzten Bewegungen Wechselndes und sich Wiedererzeugendes (das. 251)." Alle Staatskunst mithin ist eine Nachahmung des schönsten und besten Lebens, Darstellung des höchsten Gutes, oder des Zugleichwerdens aller sittlichen Sphären. Wo sie aber nicht auf das Gute, sondern auf die Lust und das Angenehme geht, ist sie falsch und Schmeichelei. Demgemäß setzt also das Handeln wieder Erkenntniß voraus und Kunst, oder erkenntnißgemäße Behandlung. Wie sich aber in der Ausführung Menschheit überhaupt und griechische Natur durchkreuzen, wie in dieser Hinsicht folgerecht die Dichter vom Staate (der **Platonischen Republik**) ausgeschlossen werden und auch die Musik sich Beschränkungen gefallen lassen muß, Gemeinschaft der Weiber Sitte werden, oder was sonst von der gemeinen Staatsansicht abweichende Ideen seyn mögen, dieß kann hier nicht aus einander gesetzt werden. Ganz folgerecht aber war der oft bekrittelte Satz: „wofern nicht Philosophen regieren in den Staaten, oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber echt und gehörig philosophiren, und so Staatsmacht und Philosophie in Eins zusammenfallen, die vielen Naturen aber der jetzt getrennt nach einem von beiden Hingebenden nothwendig abgesondert werden, so ist kein Nachlaß der Uebel für die Staaten, ja ich glaube, auch nicht für das Menschengeschlecht." Dieß folgt aus der zum Grunde liegenden Einheit des Denkens und Seyns. Denn in dem Philosophen als der dritten Idee durchdringen sich Dialektiker und Staatsmann, und er ist in zwei Gesprächen unter dem Bilde des Sokrates dargestellt „in dem unermüdlichen Eifer der Betrachtung und in der freudigen Mittheilung, in der Verachtung der Gefahr und in der Herrschaft über die äußern Dinge, in der Reinheit aller seiner Verbindungen und in seiner innern Göttlichkeit unter dem leichten und fröhlichen Schein, kurz in der vollendeten Tüchtigkeit des Leibes und der Seele und also des ganzen Lebens (Schleiermacher II., 2. 358)." — Nimmt man nun dieß Alles, wie es hier, mit Ausschei-

Digitized by Google

dung des Negativen, mehr oder minder Störenden, dargelegt ist, zusammen, so wird es nicht befremden, die Platonische Philosophie, wie jede echte und wahre, eine pantheistische nennen zu hören, in dem Sinne nämlich, daß sie das Eine im Einzelnen und Vielen, also Gott in Allem und Alles in Gott erkenne. Denn allerdings löscht sie alle Gegensätze, als das eigentlich Verneinende der Idee, aus in der Idee des Alls selbst, und wie in der Dichtkunst Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Vergängliches und Unvergängliches sich in einander spiegeln, obwohl bewußtlos und in sicherm, unabweisbaren Triebe, also auch hier, nur hier mit Bewußtseyn und Freiheit. Darum läßt sich auch die oft aufgeworfene und mühselig erörterte Frage von der Verselbstung, oder Hypostasirung der Ideen dahin beantworten, daß nicht dieß die Meinung sey, als ob irgend eine Idee in einem Einzelnen und als ein unbedürftiges Einzelnes gleichsam sinnlich wahrnehmbar angeschaut werden solle, noch auch, ob sie jenseits der Erscheinung als ein hohles Gedankenbild liege, sondern vielmehr, daß, da jedes Einzelne nicht bloß in Beziehung und Gegensatz steht zu einem andern Einzelnen, sondern stets zum Ganzen, auch ihre Elemente in dem Ganzen nach- und abgebildet seyen, anschaubar durch die Kraft und Tüchtigkeit göttlichen Geistes, welcher im Werden das Seyn, und im Seyn das Werden durch Erinnerung zu ergreifen durch höhere Eingeistung geeignet ist, daß also von einer Immanenz und gegenseitigen Umgreifung und Ineinanderversenkung die Rede sey. Denn jene Einheit ist Beginn und Ende aller Philosophie und war auch bei Platon in der genannten Drei gewissermaßen hypostasirt, obwohl in jedem einzelnen Gliede derselben anders und der Ergänzung durch die übrigen bedürftig. — Ließen wir aber bis hieher das Negative immer fallen, so müssen wir es hier als den Ausdruck des Vielen, und den Widerspruch gegen die Idee um so mehr wieder aufnehmen, da es auch für Platons wissenschaftliche Mittheilung, oder seinen philosophischen Styl äußerst wichtig und wesentlich ist, so wie es zugleich seine Geistesgewalt herrlich offenbart. In dem Wesen der Idee nämlich, als eines in allem Wechsel und Wandel unwandelbaren Seyns, eines gegenseitigen Foderns von Vergeistigung und Verleiblichung (ihrer Geschichte) liegt, wenn dieß im Verstande und von seiner sondernden, trennenden Kraft aufgefaßt wird, allerdings gleich ursprünglich ein Widerspruch, aber ein göttlicher, in welchem allein das Leben ewig jugendlich kreiset. Aller Geist strebt schauend, sein selbst zu genießen, und so sich zu ergreifen in seiner Einheit — er erzeugt sich und setzt sich selbst entgegen, er ist Erzeuger und Erzeugtes. Aber das Erzeugte ist wieder nicht nur ein von ihm Abhängiges, sondern auch zugleich etwas für sich, somit aber ein Einzelnes, Bestimmtes, Begränztes, nicht der ewige, unendliche Geist, als dessen Verneinung vielmehr es auftritt. Darum nun eilt der nie rastende Trieb, der Unangemessenheit und des unerreichten Urbildes wegen, von Bildung zu Bildung fort, in jeder mit göttlicher Selbstvernichtungslust untertauchend und sie alle in freier Bewegung spielen lassend. Dieß nun ist das Viele, der ewige Fluß der Dinge, welcher nichts anderes ist, als das hohe Spiel des auf- und untergehenden Geistes, sein großartiger Hohn und Spott über sich selbst, den er, seiner Ewigkeit und Göttlichkeit sicher, wohl mit sich treiben darf, denn was kann das Ende seyn als Rückkehr in den Anfang, Auf- oder Zurücknahme des Einzelnen, Vergänglichen in das Ganze, Unvergängliche, dem es sich mit keckem Jugendtrotz sich gleich-

Digitized by Google

zustellen vermaß? welcher Uebermuth und Trotz aber nun gebüßt und zur wahren Demuth gesänftigt und geläutert wird. Dieß ist das Irren der Reflexion und der Speculation, als ihrer höchsten Spitze. So nun sehen wir auch Platon die Wissenschaft und die Trug- und Scheinbilder, welche jene selbst zu seyn sich anmaßen, behandeln in dem göttlichen Triebe der Liebe, der Beseeltheit von dem Einen, Einzigen, allein Wahren, Guten und Schönen; welche zu schauen, zu erzeugen, aufzuregen und zu nähren einzig würdiges Geschäft ist. Daher greift er, wie spielend und bewußtlos, das Einzelne auf, spannt seine Elemente, zerfällt es immer mehr und mehr, setzt die Einzelnheiten nach allen Seiten in einen Widerspruch mit sich selbst, der, gehäuft, sie aus einander sprengen und auflösen muß, und indem er schalkhaft das lösende Wort zurückhält, führt er nicht nur zu völliger Verzweiflung an dem Einzelnen und Endlichen, sofern es wettkampfen will mit dem Ewigen, zum Geständniß des Nichtwissens, das sich ja nun als ein solches an sich selbst bewährt hat, sondern in hohem, unerschütterlichem Vertrauen auf des Geistes Ewigkeit, regt er ihn auch auf zum Nachbilden, Erzeugen, oder, da er selbst in ihm lebt und ist, zum Wiedererzeugen des Ewigen, zum Erinnern an das schon und ursprünglich Geschaute. So ist seine Methode ein Nachbilden des geistigen Lebens, worin der Geist sich selbst aufgreift als ein aus der Nacht des Alls, zum Behuf der Selbstschauung, sich selbst Erzeugendes unter mannichfachen Bildern, an dieser Bildererzeugung seine Bewegung und Kraft Prüfendes und Erfahrendes, und, indem er die verfehlten mit göttlichem Zorn, oder auch mit erhabener Gleichgültigkeit zerschlägt, in seine d. i. des Alls Seligkeit Zurückkehrendes. In dieser Art und Wesen liegt, wie in einem Keime, jene noch unerreichte Trefflichkeit und Meisterschaft, welche den göttlichen Platon auszeichnet — jenes leichte und schnelle Anknüpfen der Rede an den scheinbar unbedeutendsten Punkt, jenes Anschwellen, Aufbrechen und Ausbilden desselben zu einer zauberischverlockenden Gestalt, dann aber wieder das schälkische Vernichten derselben, das geringschätzige oft mit jugendlich übermüthigem Schaustellungsdrang vollzogene Abspringen zu andern, welche wieder fallen gelassen werden, um, über sie hineilend, das früher Weggeworfene wieder aufzunehmen und zu erhöhen, — jenes kindliche gemüthliche Verweilen auf dem minder Wesentlichen, und das scheue, leise Anrühren des Wesentlichen, das schon aus jenem in Lichtfunken aufglühte und aufglänzte. Wer nun aber bedenkt, wie stets und überall das Geistige und Leibliche so in einander spielen und leuchten, der wird auch die tiefe, der ewigen Natur des Geistes treue und gemäße Bildung des Platon und die Einheit der Form und des Inhalts in seines Geistes Ausstrahlungen innig liebend bewundern. Eben so beurkundet überall den selbst das Kleinste beseelenden Meister sein ganzes mimisches Talent, kraft dessen er jeder Person und jedem Umstande ein individuelles Gepräge aufzudrücken versteht, und auch hierin das tiefere Drama des Menschengeistes sich wiederholen läßt. Daß ihm hier seine frühere Beschäftigung mit dramatischer Dichtkunst wohl als Vorübung gedient haben mag, wer wollte das bei dem so augenscheinlichen Organismus seines Geistes bezweifeln? aber daß er darum, gleichsam aus bequemer Verwöhnung, seine Werke dialogisch abgefaßt, ist, da obige tiefere und wesentlichere Gründe vorhanden sind, eine nicht besonders würdige Meinung, indem sie den tief absichtlich schaffenden und besonnen waltenden Künstler zum beschränkten und in bleibendem

Naturzwange befangenen Handwerker herabsetzt. — Es ist im Verlaufe dieses Artikels mehrmals der Physik Erwähnung geschehen, und wer etwa mit dem gemein gangbaren Begriffe davon uns gefolgt wäre, dabei aber etwa von Platons Weltseele, von einer Platonischen Cosmologie, oder des Etwas gehört hätte, würde sich wohl wundern, hier noch nichts dieser Art vernommen zu haben. Hierüber also Folgendes: Eine Naturwissenschaft, in wiefern sie experimentirend in der Breite der Welt verkehrt, in Platon zu suchen, möchte vergebliche Mühe seyn. Nachdem jenes mythische und magische Einverständniß des Menschen mit der Natur, wovon oben die Rede war, verschwunden, nur noch in schwachen Anklängen durch Geister, wie die der ionischen Schule, zu Pythagoras hinzog, nachdem die Elemente der Erkenntniß immer mehr getrennt waren und einerseits innere Anschauung zu Reflexion und Speculation sich verengte und verkümmerte, andrerseits äußere gesunde und tüchtige Anschauung zu ideenloser Versuchlust und nicht viel mehr als Flächenanschauung geworden war, so konnte erst die Idee einer Physik im uralten Sinne wieder allmälig emporkommen. Platon schloß sich durch die Kraft und Gewandtheit der Speculation an die durch die eleatische Schule bezeichnete Stufe der Bildung an, und übertraf hierin seine Vorgänger. Durch die andächtige Begeisterung und, um es kurz zu sagen, durch jene nie in ihm, wie in der ionischen Schule, noch ab- und nachklingende Magie gewann er die Idee der Welt als eines beseelten vernünftigen Thiers, geschaffen nach einem intellectuellen Muster in den harmonischsten Verhältnissen, welche als musikalische Zahlen (nach orientalisch Pythagorischer Zahlenlehre) ausgesprochen werden, bewegt von der inwohnenden Weltseele, welche also die für sich klare, ewige Ordnung der Natur nach Gesetzen der Mathesis ist, gemischt aus Nothwendigkeit und Geist. Ihre in der Bewegung der Himmelskörper anschaubare Bewegung ist sphärisch von der linken zur rechten in dem äußersten, fortschreitend von Abend gegen Morgen in dem innern, wieder in sieben ungleiche getheilten, Kreise, aus welchen sie besteht. Allerdings kamen hier auch physiologische Aufgaben vor, welche zu lösen versucht ward. Daß aber die Idee der individuellen Anschauung mehr enthoben und in den Geist zurückgedrängt ward, wo sie nun ethisch sich entwickelte, und nur als der Richtung, nicht dem Wesen nach verschiedenes sich darstellte, läßt sich schon aus Platons Gange, wie wir ihn bis hieher verfolgt, abnehmen. Naturwissenschaft also in dem Sinne, in welchem sie besonders auf Experimenten gründet, konnte Platon nicht haben. Natur war ihm der Leib Gottes und des Geistes und Geist und Leib wurden symbolisch gefaßt. — Aus der Gediegenheit und Durchbildung der zwei angegebenen Elemente des Platonischen Geistes läßt sich leicht begreifen, wie groß und dauerhaft seine Wirkung und Anziehung seyn mußte. Stets, wo die höchsten Interessen des Geistes wieder angeregt wurden, ging man auf ihn zurück. Seine Schule heißt die Akademie und wird in die ältere, mittlere und neue getheilt. Zu den Philosophen der ältern gehören Speusippus, Xenokrates, Polemo, Crates, Crantor, die unmittelbaren Nachfolger Platons. Der Stifter der mittlern Akademie ist Arcesilaus, dessen Nachfolger Lacydes, Evander, Egesinus und Carneades waren. Dieser letztere war der Stifter der neuern Akademie und sein Nachfolger hieß Clitomachus. Die Schüler des Letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie

Digitized by Google

ab, und näherten sich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wohl zuweilen von einer vierten und fünften Akademie spricht. Cicero Qu. Acad. 1, 43. f. nimmt nur die alte und neue an und meint, die Namen beider sollten eigentlich vertauscht werden, indem die neue sich mehr Platons ursprünglichem Geiste nähere. Da sich in der Schule mit dem gemeinschaftlichen Charakter auch persönliche Individualitäten entwickeln, so sollte man auch hier die letztern suchen. Aber es zeigen sich hier in der That keine, (wenn man nicht die unsteten Schwankungen, Abweichungen und Veruneinigungen der Urlehre dafür halten will,) bis auf seinen vieljährigen Zuhörer, den Stifter der peripatetischen Schule, Aristoteles, einen baumeisterlichen Mann, der sich nach dem Boden erkundigt, aber nicht weiter, als bis er Grund findet, der einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude umzieht, Materialien von allen Seiten her schafft, ordnet, aufschichtet und so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe steigt, wenn Platon einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht," wie Göthe ihn treffend charakterisirt. Er verwarf die Platonischen Ideen, indem er sie, wie Alles, der Reflexion unterwarf und ein vollkommener Mann des Verstandes war, der die sinnliche Welt festen Blickes durchforschend zergliederte, aber ganz jener höhern Begeisterung entbehrte, welche sich in Platon noch aus dem Orientalismus herüber gerettet hatte. Vergleicht man seine Ethik mit der Platonischen und erwägt, wie auch in der Folgezeit die Anhänger beider sich gewaltig befehdeten und um den Vorzug rangen: so muß man wohl beide für rein entgegengesetzt halten; so von viel gröberem Korn ist Alles in Aristoteles! Denn in der Ethik namentlich Alles auf ein beschränktes bürgerliches Handeln hindrängend ordnet er sie der Politik unter. Dies aber, wie des Mannes sonstiges großes Verdienst, bleibt hier, wo nur vom Platonismus die Rede ist, billig bei Seite gestellt. — Philosophie und Religion sind in ihrem tiefsten Grunde so ganz Eins, daß zu allen Zeiten die letztere eine Umdeutung oder Einkleidung von der erstern erfahren mußte. Durch die Hinweisung auf das Uebersinnliche und den der griechischen Natur zumal fremden Abfall von der Natur und der Breite der Welt, durch die glühende Begeisterung, womit Platon diese aussprach, konnte er allerdings schon als ein Vorläufer, als ein Wetterleuchten gleichsam des Christenthums gelten, welches nur nach dem Reiche Gottes zu trachten befahl, und so eine Rückkehr und Wiedergeburt des Geistes in sich selbst war. Aber wie andrerseits in Platon auch das heidnische Wissen culminirte und alle Strahlen desselben in ihm convergirten: so wurde er auch, als nun das Christenthum immer mehr sich ausbreitete, theils als die festeste Stütze des schwankenden Heidenthums angesehen, theils bemühte man sich, das Christenthum ihm zu nähern und beide in ihren Hauptlehren ausgleichend zu versöhnen. Das erstere geschah durch die Neuplatoniker, die auch alexandrinische Philosophen, und Eklektiker genannt wurden. (S. Neuplatoniker). Hier möchte wohl zu warnen seyn, daß man Plotinus (geb. 205 nach Chr. Geb., gest. 270) und Jamblichus nicht so unbedingt als bodenlose Schwärmer und Mystiker verschreie; denn es herrscht eine erhabene Begeisterung, ein seltener Schwung der Andacht, eine große Charakterkraft und Würde in ihnen, die um so auffallender wird, je mehr sie von der Zeit, in welcher sie lebten, absticht. Wohl drückte auch Plotins System das Gebrechen aller

Speculation, das Wirkliche seelenlos zu machen, und zu verachten und dennoch von ihm eine Wesenheit für das Ewige zu borgen; aber das Gemüth waltet hier doch vor. Da ihm Raum und Materie nichts ist als Schein des Wirklichen, Schatten der Geister, so fodert er Gemeinschaft mit Gott und Anschauung des Unendlichen. Denn die Intelligenz durchdringt als Lichtwesen alle Dinge, sie sucht das Eine, das Gute als Urgrund von Allem. Dies geschieht nicht durch das Wissen, sondern durch unmittelbares Ergreifen und Schauen und Genießen als einer Gegenwart. So fällt Anschauendes und Angeschautes zusammen, die anschauende Seele wird was sie anschauet, wird das Eine, wie sie es war; denn sie, die Intelligenz, ist Bild des Einen, der das Eine umleuchtende, aus ihm herausleuchtende Lichtkreis. Die Natur des Geistes und des Seyenden ist die erste und wahre Welt, nicht verschieden von sich, nicht kraftlos durch Theilung, noch mangelhaft, noch durch Theile geworden, da ja jedes (Einzelne) nicht dem Ganzen entzogen ist, sondern das ganze Leben desselben und aller Geist in einem lebend und Ein zumal ist. Die Geisterwelt ist also ein Weltthier. Alles ist nur Anschauen. Die Zeit ist ein Bild der Ewigkeit und von ihr ausgeflossen. Das Böse ist entweder scheinbar, oder nothwendig; als nothwendig aber hört es auf, böse zu seyn. Mit Plotin ging Porphyrius auf gleichem Wege fort, aber nur mit weniger Gemüth. Jamblich versenkte Alles in Theurgie. Mit diesen und einigen andern Männern war denn die Platonische Philosophie wieder erweckt worden und in wiefern in ihr das Orientalische überhaupt vorherrschte, als Zurückziehung in den Mittelpunkt der Seele, war der spätere christliche Mysticismus als ohnmächtigere Subjectivität durch sie verbreitet. Auch in der Geschichte ganzer Zeiträume, wie in einzelnen Menschen, dauert der Flug und Schwung der Andacht und Begeisterung nicht immer, so lange er ein bloßer Anklang, und ein nicht zum Sittlichen hinaufgeläutertes Gefühl ist. Daher denn sehen wir später hin bis zum 14ten Jahrhundert den kalt sondernden Verstand in der wiedererweckten Aristotelischen oder peripatetischen Philosophie auftreten. Die Scholastiker bearbeiten sie mit vielem Scharfsinn; aber auch viel Mißwachs treibt zugleich, wie natürlich war, wo es der Gelehrsamkeit an einem eigentlichen Objecte fehlte und sie sich in den dürren Steppen des Verstandes herumdrehte. Als aber in Italien wieder der Sinn für classische Literatur erwachte, bekam auch der Platonismus seine Verehrer wieder, und sie treten mit trefflicher Geisteskraft in die Schranken mit den Aristotelikern. Gemisthius Pletho begeisterte den Herzog von Florenz, Cosmo von Medici, für Platon, und dieser stiftete eine Platonische Akademie, nahm den Sohn seines Leibarztes, den Uebersetzer von Platon und Plotinus, Marsilius Ficinus, als zweiten Vater der Platonischen Philosophie, in sein Haus auf, ja er schenkte ihm eine Besitzung in der Nähe der seinigen von Carreggi. Die Erbitterung der Streiter war heftig und die Platoniker zählten nach und nach die geistreichsten und tiefsten Männer zu den Ihrigen. Unter diesen nennen wir besonders Giordano Bruno, der überall umherirrend, in lateinischen und italienischen Schriften, theils Platons Lehre gegen die Aristoteliker vertrat, theils Raimundus Lullius Kunst der Topik, d. h. den Versuch, die Elemente der Reflexion zu classificiren, und so eine allgemeine Methodik, oder ein Organon zu erfinden, zu vervollkommnen strebte und endlich verbrannt ward. Er ist auch unter uns wieder

bekannt geworden durch den geistreichen Auszug aus seinem Buche von der Ursache, dem Urgrunde und dem Einen, welchen F. H. Jacobi in seinem Werke über die Lehre des Spinoza gegeben hat. Nicht minder trefflich aber und gleichsam eine Fortsetzung dieses Werks ist ein anderes ebenfalls dialogisches über das unendliche All und die Welten, worin die Aristotelische Lehre Punkt für Punkt mit Feuer und Tiefsinn widerlegt wird. — Sollten wir nun noch auf unsere Zeiten zurückkommen, so würden wir auch hier nachweisen können, wie man Platons Weg wieder betrat und auf ihn die Philosophie zu führen suchte. Hier jedoch überlassen wir den Wißbegierigen sich selbst und der Kraft, dem großen Schwung unsers Zeitalters zu folgen, oder nicht. Gewiß aber ist, daß keinem wahren Philosophen Platons ethische Begeisterung fehlen dürfe, wie daß noch keiner den großartigen und reingebildeten Styl desselben bis jetzt sich anzueignen fähig gewesen. Von den Ausgaben des Platon sind außer der Aldinischen die vorzüglichsten die von Henricus Stephanus 1578, 3 Bde. Fol., die frankfurter, 1602, Fol. und die zweibrücker, 1781 — 86, 13 Bände 8. Die neuesten sind von Beck, Bekker und von Ast; noch andre sind angekündigt. Wa.

Platonische Liebe, Platonische Philosophie, Platonische Republik, } s. den vorigen Art.

Platow (Graf), General der Cavallerie und Attamann (Hettmann) der Kosacken. Als Befehlshaber der donischen und später der sämmtlichen Kosacken machte er alle Kriege Rußlands in den letzten Jahrzehnden mit. Er hatte als ein im Kriege selbst gebildeter Krieger jenen sichern Blick erworben, der ihn nur das unternehmen ließ, was er auch auszuführen vermochte. Besonders in den Jahren 1812 und 13 hatte er sich furchtbar gemacht. Er starb 1818 mit dem Ruhme eines der ausgezeichnetsten Anführer im russischen Heere. Sein Nachfolger war der General Orlof-Denisow.

Plattdeutsch, Niederdeutsch, Niedersächsisch (seit dem 16ten Jahrhundert auch Sassisch), gleichbedeutende Beinamen derjenigen weichern deutschen Mundart, welche ehedem über einen großen Theil von Deutschland herrschte, und jetzt noch in den Ländern Norddeutschlands im Munde des Volks gehört wird. Es steht derselben die härtere oberdeutsche in der südlichen Hälfte unsers Vaterlandes übliche Mundart entgegen. Welche von beiden die ältere sey, möchte schwer zu entscheiden seyn. Wahrscheinlich ist es, daß sich schon in den ältesten Zeiten, bald nach Einwanderung der ersten asiatischen Völkerschaften in Deutschland, zwei Hauptmundarten bildeten, eine weichere und eine härtere, indem der eine jener eingewanderten asiatischen Nomadenstämme nördlich, der andere südlich längs der Donau sich hinzog. Bald mochte sich auch hier der mächtige Einfluß des Clima's, des Bodens und der Lebensart zeigen. Die rauheren und waldigen Gebirge Süddeutschlands und die kriegerische Geschäftigkeit längs der Donau erschufen eine feierlich-ernste und gebieterische Sprache, während das flachere Land des Nordens mildere Sitten und mit ihnen eine mildere, weichere Sprache hervorbrachte. Zu einer scharfbegrenzten, bleibenden Absonderung beider Mundarten konnte es aber nicht kommen, so lange die Völker unstet von Wohnsitz zu Wohnsitz herumirrten, und auch lange nachher noch mußte der freundliche oder feindselige Verkehr der Völkerschaften unter einander eine theilweise Mischung der Mundarten erzeugen. Daher wir in den äl-

Digitized by Google

testen Ueberbleibseln unsrer Sprache beide Hauptmundarten fortwährend in einander verschmolzen erblicken. Mit Gewißheit läßt sich die Zeit ihrer Trennung nicht ausmitteln. Nach Einigen fing man schon zu Ottfrieds Zeiten, also im 9ten Jahrhundert an, die lingua theodisca oder oberdeutsche Sprache von der teutisca, teutonica, belgica oder niederdeutschen zu unterscheiden; nach Andern aber trat diese Scheidung erst im 13ten Jahrhundert ein. So viel bleibt indessen gewiß: beide Mundarten waren lange mit einander vermischt und herrschten auch nach erfolgter Absonderung lange gemeinschaftlich neben einander fort, die härtere in dem südlichen Theile Deutschlands, in Oesterreich, Baiern, Franken, Schwaben, am Oberrhein, auch zum Theil in Obersachsen; die weichere im nördlichen Deutschland, im Niedersächsischen, in Westphalen, am Niederrhein und in ganz Belgien, so daß die Grenzlinie zwischen beiden, wenn geographische Bestimmungen hier möglich sind, vom Rhein durch Hessen und Halberstadt längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel sich hinzog. — Für die lange und ausgebreitete Herrschaft der niederdeutschen Mundart zeugt die Menge der abgeleiteten Sprachen, von denen folgende die vornehmsten sind: 1) die angelsächsische, 2) die normannische, 3) die flämische oder niederländische, seit dem 13ten Jahrhundert die holländische genannt, 4) die isländische, 5) die norwegische, 6) die schwedische, und 7) die heutige niedersächsische. Daß aber dennoch die oberdeutsche Mundart schon früh zu einem größern Ansehn gelangte, hatte seinen Grund theils in der Nähe Italiens und Frankreichs, mit denen das südliche Deutschland zuerst in eine wohlthätige geistige Berührung kam, theils in dem Umstande, daß gerade mit den schwäbischen Kaisern und von ihnen begünstigt ein regeres Geistesleben in Deutschland erwachte. Jetzt als die niedersächsische Sprache in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, zur Zeit der holländischen Ansiedelungen in Deuschland, durch die mit den verwandten Ansiedlern eingezogene belgische Mundart sich bereichert hatte, erhob sich dieselbe im nördlichen Deutschland auch eine Zeit lang zur Schriftsprache, bis im 16ten Jahrhundert durch Luthers Bibelübersetzung das Hochdeutsche herrschend ward und seine Schwester nicht nur aus Schriften, sondern allmälig auch aus Gerichtshöfen, Kirchen, Schulen und aus den Kreisen der Gebildeten verdrängte. Nur in einigen Gegenden, z. B. in Pommern, Westphalen, Mecklenburg rc. erhielt sich die letztere bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts in Schriften geistlichen und weltlichen Inhalts. Als Volkssprache dagegen finden wir sie noch jetzt, obwohl in verschiedenen Mundarten, durch ganz Niederdeutschland verbreitet. Sie hat in neuerer Zeit viele Freunde gefunden, die sich ihrer, der Verbannten, gegen die stolze hochdeutsche Sprechart angenommen haben. Schon Leibnitz drang darauf, sie zur Erklärung, Bereicherung und Verbesserung des Hochdeutschen zu benutzen, und J. H. Voß versuchte es, sie, „die neben der Hochdeutschen, als sanftere Schwester, fortzublühen verdient hätte," durch mehrere treffliche plattdeutsche Gedichte zur Schriftsprache wieder zu erheben. Und in der That, wenn wir auch die Behauptung eines geachteten Sprachforschers (s. Gedike über deutsche Dialecte in der 1sten Samml. der Beitr. d. k. pr. Akad. d. Wiss. zur deutsch. Sprachk. Berl. 1794, S. 310) „daß sie es mehr verdient habe, allgemeine Schriftsprache zu werden, als die obersächsische Mundart," nicht unbedingt unterschreiben können, so verdient sie doch gewiß auch nicht die Verachtung, mit der

Digitized by Google

der Hochdeutsche auf sie herabzublicken und sie als eine ausgeartete Schwester seiner Sprache zu betrachten pflegt. Wenn auch nicht schon ihr Alter sie der Beachtung werth machte, so würde sie sich uns schon dadurch empfehlen, daß sie in vielen Stücken wohlklingender, reiner und reicher ist, als unsre gepriesene hochdeutsche Mundart, ein Vorzug, der die Aufmerksamkeit der Sprachforscher um so mehr auf sie hinlenken muß, je mehr und öfter man in unsrer Zeit das Bedürfniß einer Reinigung und Bereicherung unsrer Schriftsprache gefühlt hat. Dankbar erkennen wir daher die Bemühungen derjenigen an, die durch mundartliche Wörterbücher (Idiotica) uns mit den Eigenthümlichkeiten dieser Sprache bekannt zu machen versucht haben, und sehen darin um so mehr Verdienst, je näher, aller Warscheinlichkeit nach, der Zeitpunkt ist, wo von der niederdeutschen Sprache als von einer ausgestorbenen die Rede seyn wird. — Um das, was wir oben über den Wohlklang und den sanftern, vielleicht nur zu weichen Charakter der niederdeutschen gesagt haben, deutlicher zu machen, fügen wir Einiges über die Aussprache derselben bei. Der Plattdeutsche vermeidet in der Regel (einige gröbere Mundarten machen eine Ausnahme) die breiten Doppellauter, statt Maul sagt er Muul, statt Haus Huus, statt Leute Lüde, statt reiten ryden. Das ch ist ihm fast ganz unbekannt; statt desselben läßt er ein k hören, wie in maken, Saken, ik statt machen, Sachen, ich rc. Das ch vor s, wie in Flachs, Fuchs fällt ganz weg, daher: Flaß, Voß, so auch Sassen für Sachsen. Das scharfe ss in der Mitte wird gern zu einem t, also: Water für Wasser rc. Mit gleicher Abneigung gegen den harten Zischlaut verwandelt die niederdeutsche Sprache schlagen in slagen, schmecken in smecken, Holz in Holt, Zinn in Tinn. T wird oft zu D, z. B. Dag, Disch; B zu W, z. B. blywen; pf immer zu p, z. B. Perd, Kupper rc.; selbst das d muß sich es oft gefallen lassen, einer mildern Aussprache zu Liebe ausgelassen zu werden, z. B. laen für laden, Bo'en für Boden rc.

Plauen, eine der gewerbsamsten Städte des Königreichs Sachsen, die Hauptstadt des voigtländischen Kreises, liegt in einem schönen Thale, an der weißen Elster, und enthält ein Schloß, zwei Kirchen, 560 Häuser und 6000 Einwohner. Außer dem Amte, das hier seinen Sitz in dem Schlosse hat, findet man hier ein Lyceum, zwei Hospitäler und zwei Waisenhäuser. Diese Stadt ist vorzüglich bemerkenswerth wegen der äußerst wichtigen Baumwollen- und Musselinfabriken, welche die feinsten Musseline liefern. 1802 lieferten die Mussellinfabriken an 120,000 Stück, und beschäftigten 112 Schleierherrn (Baumwollenwaaren-Händler), 230 Weber mit mehr als 200 Gesellen und Lehrjungen und über 1800 Wirker. Auch die Kattundruckerei ist bedeutend; ferner ist hier eine Wachsleinwandfabrik und einige Tuchwebereien und Strumpfwirkereien. Früher waren diese Baumwollenfabriken noch blühender, als jetzt; denn 1794 beschäftigte die Malerei und Einnätherei der baumwollenen Waaren an 6000 Personen.

Plauischer Grund ist eine der reizendsten und merkwürdigsten Naturgegenden in der Nähe von Dresden, eine halbe Stunde vor den äußern Thoren der Stadt am Wege nach Tharand und Freyberg. In diesem herrlichen, fast drei Stunden langen Felsenthale, das die Weißeritz, bald als ein reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, wechseln die

mannichfaltigsten Scenen, bis es sich bei den Ruinen von Tharand in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte Felsen wild empor, und drängen sich eng zusammen; dort breiten sich schön bewachsene, mit Laub- und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn; dort ländlich, mild und sanft. Nicht leicht wird man eine Gegend von ähnlichem Umfange finden, deren mineralogische Beschaffenheit so merkwürdig ist, als die Beschaffenheit dieses Thals, wenn es von seinem reizenden Gewande entkleidet sich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigsten Urkunden der gewaltsamen Revolutionen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Der tiefe Grund, den wir jetzt bewundern, hat seine Gestaltung mit allen phantastischen Krümmungen jener fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinstimmung des in Massen auf beiden Seiten aufgeschichteten Urgebirges mit unwidersprechlicher Gewißheit beweisen. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bette in ein Sienitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten auf einander. Ueberall wechseln Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Sienit; es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. Beim Eingange zur Rechten der Weißeritz, und hie und da auf den Höhen sieht man losgerissene Felsenstücke desselben. Die tiefe Entblößung dieses Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche dasselbe durchkreuzen, können Jedem, der auch gar nichts von der Bergkunde versteht, eine deutliche Vorstellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge sind. In diesem Sienit kommen kleine Crystalle von der Größe einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor. Dies sind verschobene vier- und gleichseitige Säulen, die an beiden Enden sehr zugeschärft sind. Die Zuschärfungsflächen sind auf die stumpfen Seitenkanten aufgesetzt, und die äußern Flächen sind glatt und glänzend wie Glas. Klaproth untersuchte sie chemisch, und fand in ihnen ein bisher noch unbekanntes Metall enthalten, welches er Titanium, die Crystalle selbst aber Titanit nannte. Außerdem enthält dieser Sienit auch kleinere Granatcrystalle. — Ueber diesem Sienitgebirge sieht man drei sehr merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten. Die erste dieser Lagen ist ein hohes Sandsteinflötz, welches bei Koschütz und Dölzschen horizontal geschichtet, gegen vierzig Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es von Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzählige Menge versteinerter Muscheln enthält, von verschiedenen Gattungen. Die schöne Brücke am Eingange des Thales ist aus diesem sehr festen Sandstein erbaut. Ueber diesem Sandsteinflötze liegt ein zwei bis vier Ellen hohes Sienitgeschiebe; es besteht aus lauter zertrümmerten Sienitstücken, deren Verwitterung und abgerundete Form beweiset, wie lange sie vom Wasser herumgetrieben worden. Sie sind mit vielem sandigen Thon verbunden. Auf diesem Conglomerate liegt nun ein Steinmergelflötz, in der Gegend selbst Pläner genannt. Es zieht sich aus der Tiefe des Elbthals zu beiden Seiten des Grundes hinauf in horizontalen Schichten, deren jede

zwei Ellen dick, und wieder in drei bis vier Bänke abgelöset ist. Seine Festigkeit und seine natürliche Ablösung machen ihn zu einem sehr bequemen Bausteine; auch ist er mit einer Menge versteinerter Muscheln aus dem Grunde des Meers vermischt. Sowohl diese merkwürdigen Flötze und die zahllosen Seemuscheln darin, als die genaue Uebereinstimmung der Gebirgsarten beider Seiten beweisen, daß die Felsen einst eine einzige ungetheilte Fläche waren, die erst durch die Gewalt des Meers, welches ganz darüber hinwegging, gesprengt und ausgehöhlt wurde. Erwägt man dabei die ungemeine Härte dieses Urgebirges, so erstaunt man noch mehr über das furchtbare Ereigniß, dessen Zeitpunkt in der dunkeln Vorwelt ganz verschwindet. — Nach diesem ersten Blicke auf die Bildung des plauischen Grundes wollen wir den Freund der schönen Natur auch durch das schöne Thal selbst führen. Die Straße von Dresden geht bis zum Dorfe Plauen in der Ebene fort. Durch den Krieg im Jahre 1813 wurde diese blühende Gegend sehr verwüstet. Doch fängt der fleißige Sachse schon wieder an, sich hier als Landwirth oder Künstler anzusiedeln. Vor dem Eingange des Grundes liegt ein Vorwerk mit einem Garten an der Weißeritz und einem Sommerpalais, Reisewitzens Garten genannt. Seine schönen Gartenpartien machen ihn zu einem besuchten Vergnügungsorte. Am Ende desselben, dicht am Fuße der Höhe, die sich zur Linken erhebt, liegt das Dorf Plauen. Es ist eins der ältesten Dörfer dieser Gegend, und erhielt wahrscheinlich von dem wendischen Worte Plawa, eine Schwemme, den Namen. Vermuthlich hatte die Weißeritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überschwemmt. Andere Spuren von dem hohen Alter dieses Dorfes verrathen zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche wahrscheinlich geheiligte Oerter der Sorben waren, wo sie die Asche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derselben ist der Hahneberg zwischen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem einst ein geheiligter Hain stand. Das Pfarrfeld befindet sich auf diesem Berge, der wahrscheinlich bei der Einführung des Christenthums der Kirche eingeräumt wurde, um alle Spuren des Götzendienstes zu vertilgen. Der andere heilige Platz soll die sogenannte Felsenkuppe gewesen seyn, die sich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereiters liegt. Sonst war sie mit Waldung bedeckt, wovon sich noch der Name: Tännicht erhalten. Jetzt nennt man sie den großen Stein; sie bekam im siebenjährigen Kriege durch eine Schanze eine ganz veränderte Gestalt. Die beträchtlichen vorher geordnet über einander gelegten Felsenstücke hatten sonst ganz die Gestalt und Beschaffenheit der Hünen- oder Heiden-Hügel. Nicht weit von dieser zerstörten Opferstätte grub man in der Gegend des koschützer Weinbergs mehrere Urnen von Thon aus. In späterer Zeit hat diese Felsenkuppe wahrscheinlich zu einem Calvariberge gedient, denn an der Straße, welche diese Anhöhe hinaufführt, waren um die Zeit des siebenjährigen Kriegs noch steinerne Säulen und Kreuze zu sehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. Gleich hinter dem Dorfe Plauen zur Rechten ist der Eingang in den herrlichen Grund. Hier vereint sich das Heitere mit dem Ernste des Erhabenen; und jedes fühlende Herz wird die Sprache verstehen, mit der eine freundliche Natur den Wanderer in die Geheimnisse ihrer Idyllenwelt lockt, oder jene Bilder der Schwermuth, welche dem Mitgefühle und der Sehnsucht aus dem düstern Haine und den Grotten des Waldbachs

Digitized by Google

entgegenwinken. Man wählte den etwas erhöhten Fußsteig linker Hand längs des Mühlgrabens, wo rechts die forellenreiche Weißeritz zwischen dem Fahrwege und dem buschigen Abhange jenseits über einige Wehre hinabrauscht. Die schönste Aussicht gewahrt man auf der hohen Felsenklippe vor Dölzschen. Unter sich erblickt man das sonnige Elbthal und die Stadt, am Fuße einer schön gewundenen Hügelreihe von Weinbergen und Landhäusern; hinter ihr dehnt sich dunkelschattend ein Tannen- und Kiefernwald aus, über welchem sich die höhern Gebirge der Lausitz in blauer Ferne erheben. Die Elbe strömt vom Morgenhorizonte zwischen dem Königstein und Lilienstein in die Aue von Pirna herab und verliert sich im Abend unter den meißner Gebirgen. Inmitten der fruchtbaren, von großen Heerstraßen durchschnittenen Fluren liegen freundliche Dörfer verstreut. Aber welch ein Wechsel, wenn man jetzt sich wendet! Statt der lachenden Landschaft erblickt man tief unter sich eine schmale jähe Schlucht, deren Felsenwände sich kühn und majestätisch hier nackt, dort mit Gebüschen bekränzt, emporheben. An ihrem Fuße rauscht eilig die Weißeritz hin und stürzt sich über ein Wehr. Drei nicht weit von einander gelegene Mühlen beleben den Grund und mildern die düstere Ansicht desselben. Weiter gen Westen, wohin die Schlucht malerisch sich krümmt, wird man ein breiteres, von hohen Gebirgen umschlossenes Thal gewahr, aus dessen Mitte sich der Kirchthurm von Döhlen erhebt. Folgt man aber dem Thalwege in der Tiefe, so wird man gleich beim Eingange in den Grund sehr überrascht durch die romantische Ansicht der schönen steinernen Brücke in der Nähe der Buschmühle. Im Sommer scheint diese Brücke überflüssig, bei Eisgängen schwillt der sanfte Bach aber oft zum reißenden Waldstrome an. Neben der Brücke bildet ein breites Wehr einen künstlichen Wasserfall. Die Weißeritz versorgt Dresdens Bewohner mit Brennholz; uns unterhält von oben das Spiel der sich jagenden Scheite, die immer schneller über das hängende Wehr einander verfolgen. Schroffe unwirthliche Felsen ragen von der einen Seite steil aus dem Wasser himmelan, die gegenüberstehenden sind mit Birken und Büschen reich geschmückt. Nicht weit von der Mühle liegt im lieblichsten Waldesdunkel die reizende italienische Villa des kunstreichen Malers, Professors Grassi. Ehe die Straße nach Tharand durch diesen Grund geführt war, glich er hier einer furchtbaren Wildniß; viele Felsen mußten gesprengt werden, um die Straße zu ebnen. Unter diesen hervorragenden, jetzt meist weggebrochenen Klippen war das sogenannte Schweizerbette eine der merkwürdigsten. Die zweite, oder Königsmühle steht auf dem nämlichen Platze, wo im Jahre 1719 bei Gelegenheit der Feste zur Vermählungsfeier des Churprinzen mit der kaiserlichen Prinzessin Maria Josepha ein Tempel des Saturnus nebst zwei künstlichen feuerspeienden Bergen stand. Unter abwechselnden Ansichten kommt man zur dritten oder sogenannten neuen Mühle. Diese drei landesherrlichen Mühlen tragen jährlich ein so beträchtliches Pachtgeld ein, daß dieses enge Felsenthal sicherere und größere Einkünfte gewährt, als manche Herrschaft. Weiterhin, wo der tiefe Grund sich allmälig erweitert, liegt noch sehr romantisch eine Pulvermühle; sonst war ein Kupferhammer hier. — Hierauf wird die Gegend freier und heiterer bei dem Dorfe Potschappel. Diesem gegenüber liegt der hohe Burgwartsberg. Er hat den Namen von einer Burg, die König Heinrich der Erste in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts hier erbaute, um die Wen-

den im Gehorsam zu erhalten. Man nannte sie Burgwardium Buistritzi, weil in noch grauerer Vorzeit der wendische Gott Püstritz hier abgebildet stand, wovon das benachbarte Dorf Pesterwitz seinen Namen bekam. Auf der Ostseite findet man die deutliche Spur eines Waldes, und vorn auf der Felsenkuppe unterscheidet man noch eine kesselförmige Vertiefung, welche der Burgbrunnen war. — Das Dorf Potschappel hat ein niederländisches Ansehn, sein Werth stieg durch den erst seit ungefähr dreißig Jahren ernstlich betriebenen Steinkohlenbau wohl um das Zehnfache. Die Steinkohlenflötze ziehen sich von Burg am Windberge herab bis nach Zamkerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen oft mehrere über einander. In Burg ist die Art des Abbaues der Steinkohlen sehr merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, ist in einem Bezirke von ungefähr 800 Ellen das Flötz, welches daselbst 14 Ellen hoch ist, abgebauet; hier glaubt man sich in einem unterirdischen Labyrinthe zu befinden, denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke stehen lassen müssen, damit die Decke nicht einstürze. Hinter Potschappel scheint der eigentliche Grund geendet, lachende Ebnen breiten sich aus, und die Ansicht von Döhlen bildet ein heiteres Gemälde. Am Wege selbst befindet sich die döhlener Wasserkunst. Das Gebäude an der Weißeritz enthält das Kunstrad. Von diesem laufen schräg über die Wiesen hin die auf Säulen und Rollen liegenden Kunstgestänge nach dem am Hügel befindlichen Kunstschaft, in welchem zwei Röhren hinab gehen, jede sechzig Ellen hoch und aus mehrern Röhren zusammengesetzt. Durch diese wird das häufige im Kohlenschachte sich sammelnde Wasser herausgepumpt. Die Pumpenstangen hängen an den Kunstgestängen, die, durch das Kunstrad in Bewegung gesetzt, die Pumpen ziehen. Durch diese Maschine ist es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Wassers fortzuarbeiten. Der Windberg ist der höchste und schönste Berg dieser Gegend; sein Fuß ist von Büschen und Bäumen umlagert, gegen die Mitte scheint sich eine von der Natur geformte Terrasse quer über ihn zu ziehen, auf welcher sein Haupt sich kühn erhebt. An seinem Fuße vorbei kommt man durch das seiner Obstbaumzucht wegen bekannte Deuben; hier beginnt das Thal wieder sich enger zu schließen, das malerische Dörfchen Hainsbach liegt vor uns, und rechts kommen wir dicht bei dem Riesenbette, einer in einem schroffen Felsen sich wölbenden Höhle vorbei. Nicht weit davon entsteht die Weißeritz, aus dem Zusammenflusse der wilden und der rothen Weißeritz. Das Thal, wo die wilde Weißeritz herausströmt, ist tief und düster. Es ist so eng, daß die Breite des Wassers und Fahrwegs zusammen kaum 24 Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben sich Tannen über einander, steile und nackte Klippen ragen dazwischen hervor, und brausend schäumt der Waldbach durch dies einsame Thal, wo man nur das Rauschen des Wassers und das Krächzen der Raben hört, selten sieht man in der finstern Schlucht etwas Lebendiges, als etwa einen hochschwebenden Geier. Ganz verschieden ist der Charakter des letzten Drittheils unsers plauischen Grundes; reich an romantischen Abwechselungen, leitet er durch das liebliche heilsberger Thal vollends bis zu dem Anblicke der Ruinen von Tharand. Für den Botaniker ist der plauische Grund sehr merkwürdig, weil er die allermannichfaltigsten Kräuter, Pflanzen und Flechten enthält; auch der Entomologe wird sich hier sehr befriedigt finden. Sonst fabelte man von unermeßlichen

Digitized by Google

Schätzen an Gold und Silber, die in diesen Gebirgen zu finden wären; sie rührten hauptsächlich von venetianischen Hechelträgern her, welche hier glänzende Steine aufsuchten, die sie zu schleifen verstanden. Man nannte diese Leute Wahlen, vermuthlich von dem Worte Vallenses, Thalbewohner, und erzählte sich von ihnen wundersame Mährchen. Doch fand man in diesen Bergen nie eine Spur von edlen Metallen. In einer so romantischen Gegend kann es nicht an alten Sagen fehlen; am bekanntesten ist das Mährchen von dem Zauberschlosse im Innern des Windberges; man erzählt sich, daß es noch im letzten Jahrhunderte einem armen Musikanten glückte, diese Geisterburg zu betreten. — Der schief gegenüber liegende Burgwartsberg macht dem Zauberschlosse die Größe des Reichthums noch streitig, denn von ihm erzählt die Sage, daß eine ganze Braupfanne voll Gold darin verzaubert liege, und daß bisweilen nächtlich blaue Flammen um seinen Gipfel tanzten. — So verknüpft rege Phantasie so gern das Geheimnißvolle mit dem Tiefen, geahnete Schätze, einen innern deutungsvollen Kern, mit den sichtbaren Naturschönheiten. Reiner Glaube und höherer Sinn wird geistig leicht hier das finden, was kindischer Aberglaube im Golde allein zu fassen wähnt, die liebende allmächtige Weltseele, die aus dem Wunderbau der Erde sowohl, als aus den Bahnen der Sonnen, uns ihre tröstende Nähe verkündet. Wl.

Plautus (Marcus Accius), einer der ältesten römischen Schauspieldichter, gebürtig aus Sarsina in Umbrien, lebte um das Jahr 200 vor Chr. in Rom als Vorsteher einer Schauspielergesellschaft. Aus Gellius wissen wir, daß er sich wenigstens eine Zeit lang in einer sehr dürftigen Lage befand, die ihn nöthigte, sich seinen Unterhalt mit einer Handmühle zu verdienen. Dabei scheint er jedoch eine unverwüstlich frohe Laune gehabt zu haben; denn selbst in jener, eben nicht zur Poesie einladenden Lage soll er einige Lustspiele verfertigt haben. Noch sind uns zwanzig seiner für echt gehaltenen Komödien (denn die Beliebtheit der Plautinischen Stücke bewirkte wahrscheinlich, daß man viele unter Plautus Namen verfertigte) meist vollständig erhalten worden. Die Namen sind theils von Personen entlehnt, die in dem Stücke eine Rolle spielen, wie Amphitruo (der Gemahl der Alkmene, Mutter des Hercules), Curculio (d. h. Kornwurm, Name eines Schmarotzers), Epidicus, Pseudolus, Stichus (Namen von Sclaven), Bacchides (Name zweier Buhlerinnen), Menaechmi (Name eines Zwillingsbrüderpaares), Miles gloriosus (der großsprecherische Soldat), Captivi (die beiden Gefangenen), Mercator (der Kaufmann), Poenulus (der Punier oder Carthaginienser), Persa (der Perser), Truculentus (der Trotzige oder Wilde); theils von gewissen Dingen, die in dem Stücke vorkommen und dem Ganzen zur Grundlage oder Entwickelung dienen, wie Aulularia, Cistellaria, Mostellaria, sc. Fabula (der Topf oder der Schatz, das Kästchen, die Gespenster). Plautus Verdienst besteht darin, daß er die griechischen Komödien des Diphilus, Epicharmus u. A. theils übersetzend, theils nachbildend, in die lateinische Sprache übertrug, und dadurch diese selbst mit ausbilden und bereichern half. Die Alten selbst können seine kernhafte, alterthümliche Sprache nicht genug rühmen, und nach Varro meinte Jemand, die Musen, hätten sie lateinisch reden wollen, würden sich der Plautinischen Sprache bedient haben. Nicht weniger rühmte man den schalkhaften Witz und den Sentenzenreichthum des alten Komikers. Allerdings läßt sich für die

Digitized by Google

Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens viel aus Plautus lernen, ob sich wohl vieles Alterthümliche und Veraltete bei ihm findet, das nicht nachzuahmen ist. Auch an Witz und origineller Laune gebricht es den Plautinischen Komödien nicht, noch an trefflichen Denksprüchen; aber die Sprache ist oft gemein, der Scherz bisweilen unedel, ja schmuzig. Nicht selten ist der Gegenstand seiner Stücke eine höchst obscöne Geschichte, die spaßhaft behandelt wird. Im Allgemeinen hat sein Dialog größere Verdienste, als die dramatische Entwickelung. Es geht daraus hervor, wie wenig man im Allgemeinen diesen Dichter, besonders jüngern Lesern, empfehlen darf. Doch sind einige seiner Komödien weniger anstößig, z. B. die beiden Gefangenen, und der Trinummus, von welchem letztern Stücke wir auch eine einzelne vorzügliche kritische Ausgabe von Hermann haben. Eine treffliche Ausgabe sämmtlicher Plautinischen Komödien nebst den Fragmenten ist folgende: M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae cum commentario et var. notis et observat. ex recens. Joh. Frid. Gronovii c. praefat. J. A. Ernesti, Vol II. Lips. 1760. Eine neuere Ausgabe mit einem fortlaufenden Commentare erschien Zweibrücken 1788, 3 Bände 8.; von Schmieder, Göttingen 1804—1805; und die neueste, in usum elegant. hominum, von Bothe, Berlin 1810, in 4 Bänden. Lateinisch und deutsch gab die Plautinischen Lustspiele heraus Danz, Leipzig 1806—1807, und metrische Uebersetzungen lieferten außer Mylius (Berl. 1784) Küffner (Wien, 1806—1807) und Köpke (Berlin, 1809, den 1sten Band), letztere beide mit Anmerkungen. S.

Plebejer, Plebs, hieß bei den Römern diejenige Volksclasse, welche nicht zu den Senatoren (s. Patrizier) und Rittern gehörte; in den letztern Zeiten der Republik auch alle diejenigen, welche keine öffentlichen Staatsämter bekleideten, sondern als Privatleute von ihrem Vermögen lebten. Außer den letztern sind alle zum Plebs zu rechnen, deren Vermögen nicht wenigstens 400,000 Sestertien betrug; sie mochten übrigens Handwerker, Kaufleute, Unterbeamten, Soldaten, Bettler u. s. w. seyn. Vornehmlich aber nennt man Plebejer die ärmere Volksclasse, die meist von den Spenden, welche ihnen der Staat oder die Reichen und ihre Patrone machten, und von dem (gesetzlich verbotenen) Verkaufe ihrer Stimmen lebten. Man unterscheidet Plebs rustica und Plebs urbana, und rechnet zu dieser alle in der Stadt lebenden Handwerker, Krämer, Bettler, Müßiggänger u. s. w., zu jener die auf dem Lande lebenden, den Ackerbau treibenden Bürger, welche überhaupt der angesehenste und beste Theil der römischen Bürgerschaft waren. Ueber die Kämpfe der Plebejer mit den Patricieren s. d. Art. Rom. In der blühendsten Zeit der Republik, nach dem Tode Sylla's, zählte man ungefähr 450,000 römische Bürger; davon lebte ungefähr die Hälfte in Rom und der umliegenden Gegend, und bildete, nach Abzug der Senatoren und Ritter, daselbst den dritten Stand. Alle Plebejer, sie mochten reich oder arm, vornehm oder noch ganz unbekannt seyn, genossen gleiche Rechte mit dem Manne vom Stande. Jeder von ihnen konnte sich unter günstigen Umständen zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen und durfte von dem Vornehmsten Achtung und Aufmerksamkeit erwarten, da auf seine Gunst immer viel ankam. In den neuern Zeiten hat man mit diesem Ausdrucke den Begriff der Gemeinheit und Niedrigkeit verbunden.

Digitized by Google

Plectrum hieß das Instrument, womit die Alten die Lyra gewöhnlich spielten. Wahrscheinlich war es ein dünnes Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Erst später wurde es Sitte, die Saiten mit den Fingern anzuschlagen. Die Lacedämonier hielten dieß für so unziemlich, daß sie einst einen Lyristen deßhalb zu einer Geldstrafe verurtheilten.

Plejaden, die Töchter des Atlas, sieben an der Zahl. Die Fabel erzählt, Orion habe sie erblickt und liebend verfolgt, sie aber die Götter um Rettung angefleht, worauf Jupiter, sich ihrer erbarmend, sie in Tauben verwandelt habe. Daher das **Siebengestirn**.

Pleonasmus (Ueberfluß), heißt in der Redekunst derjenige Fehler, wenn ein und derselbe Begriff oder Gedanke **ohne Grund und Nachdruck** wiederholt ausgedrückt wird. Dies geschieht dadurch, daß man dieselben Worte wiederholt, oder gleichbedeutende, oder solche, deren Sinn in andern wenigstens zum Theil enthalten ist, braucht. So ist es pleonastisch, zu sagen: der großmüthige Fürst, welcher gern die Großmuth übt. In diesem Falle ist freilich der Pleonasmus sehr sichtbar; es gibt aber eine verborgenere Art desselben, gegen die selbst gute Schriftsteller nicht immer auf ihrer Hut sind. Doch gibt es auch einen angenehmen Wortüberfluß, z. B. in der epischen Erzählung.

Pleyel (Ignaz), ein sehr beliebter Instrumentalcomponist, geboren im Oesterreichischen im Jahre 1757, studirte die Composition unter Anleitung des großen Haydn bis 1786, wo er eine Reise nach Italien machte. Er wurde hier aller Orten auf das Schmeichelhafteste aufgenommen. Von Italien begab er sich nach Paris, wo er gleichfalls den außerordentlichsten Beifall fand. Nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Hauptstadt reisete er nach Straßburg, wo er im J. 1787 zum Capellmeister am Münster mit einem Jahrgehalte von 4000 Franken ernannt wurde. Als aber während der Revolution die Kirchen geschlossen und alle Kirchendiener verabschiedet wurden, flüchtete sich Pleyel, der zwar, den Umständen nachgebend, eine Hymne auf die Freiheit componirt, aber die Aufmerksamkeit der mit andern Sorgen beschäftigten Regierung damit nicht gewonnen hatte, im J. 1793 nach London, gerade zu der Zeit, als Haydn sich ebenfalls daselbst befand. Er gab eine Anzahl Concerte und wandte sich darauf wieder nach Paris, wo im J. 1796 sein Name unter den Componisten des zweiten Ranges, welche seit der Eroberung der Freiheit zur Verschönerung der Nationalfeste durch ihre Talente beigetragen hatten, öffentlich und feierlich mit ausgerufen wurde. Seitdem hat er in Gemeinschaft mit einigen Compagnons eine Musikalienhandlung angelegt, welche sich in kurzer Zeit zu einer der ansehnlichsten in Europa erhoben hat. Zu besonderer Ehre gereicht ihm seine seit 1801 unternommene Ausgabe einer Bibliothèque musicale, in welcher er nach und nach die vornehmsten Werke der ersten italienischen, deutschen und französischen Meister, eines Händel, Haydn, Jomelli, Leo, Durante, Hasse, Graun, Bach u. s. w. zu liefern versprochen hat. Als Componist hat Pleyel eine große Anzahl von Werken geliefert, die größtentheils in Offenbach und dann in seiner eigenen Officin erschienen sind. Sie zeichnen sich sämmtlich aus durch Leichtigkeit, Anmuth und Gefälligkeit, doch sind die spätern nicht mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Meistens sind sie für Instrumentalmusik: Simfonien, Sonaten, Duetten, Trio's, Quartetten,

Digitized by Google

Quintetten u. s. w. Für den Gesang führen wir nur seine Oper Ifigenia an.

Plinius (Caj. Secundus), der ältere dieses Namens, römischer Ritter, geboren zu Verona im J. 23 nach Chr. Geb.; einer der größten Gelehrten und Geschäftsmänner Roms. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, machte aber auch als Unterbefehlshaber einen Feldzug in Deutschland mit, und bekleidete späterhin mehrere öffentliche Stellen, unter andern das Amt eines Procurators in Spanien. Er ist vorzüglich merkwürdig durch seinen ungemeinen Forschungsgeist und seinen unermüdlichen eisernen Fleiß. Jeden Augenblick, den ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, benutzte er zum Studiren. Ueberdieß stand er sehr früh auf, selbst im Winter, legte sich oft gar nicht zu Bette, und las selbst während des Essens und Badens, oder ließ sich vorlesen. Dabei zeichnete er sich emsig Alles auf, was ihm merkwürdig schien, und äußerte öfters, kein Buch sey so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Konnte er selbst nicht schreiben, so dictirte er. Auf diese Weise konnte Plinius, ungeachtet seiner vielen öffentlichen Geschäfte, mehrere bedeutende Werke liefern, die eben so von seinem Fleiße, als von seiner viel umfassenden Gelehrsamkeit zeugen. Endlich wurde er in seinem hohen Alter selbst ein Opfer seiner Wißbegier, wie uns der jüngere Plinius im 16ten Briefe des sechsten Buchs erzählt. Er befand sich nämlich im J. Chr. 79 in der Nachbarschaft des Vesuv, als sich eben ein furchtbarer Ausbruch dieses Vulkans ereignete, und konnte sich, ungeachtet der drohenden Gefahr, nicht enthalten, diese merkwürdige Erscheinung möglichst in der Nähe zu beobachten. Schon fiel die glühende Asche auf sein Schiff; dennoch ließ er sich nicht bewegen, umzukehren, und fuhr sogar fort, Alles, was er wahrnahm, aufzuzeichnen. Während die Erde furchtbar um ihn dröhnte, übernachtete er unweit des brennenden Berges ruhig bei einem Freunde, und fand am andern Morgen, als er sich am Meeresstrande niedergelassen hatte, seinen Tod in dem erstickenden, sich über die ganze Gegend verbreitenden Dampfe. So endigte dieser merkwürdige, rastlos thätige Mann, dessen Schriften, zum unersetzlichen Verluste für die Wissenschaft, größtentheils verloren gegangen sind; unter andern seine Bellorum Germaniae lib. XX, und seine Historiarum lib. XXXVII. Ein Werk noch haben wir von ihm, das die Ueberschrift führt: Historia naturalis, oder Historia mundi, in 37 Büchern; eine sehr reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art aus dem ganzen Gebiete der Schöpfung und des Wissens, um so schätzbarer, da Plinius aus einer Menge verloren gegangener Bücher schöpfte, wie man aus dem 1sten Buche jenes Werkes sieht. Nicht bloß über Mineralien, Pflanzen und Thiere finden wir hier viel Wissenswerthes gesammelt, sondern auch vieles Andere, was in die Astronomie, mathematische, physische und politische Geographie, und in die Medicin gehört, ja selbst Manches aus der Geschichte der Kunst, z. B. über Gemälde und alte berühmte Gebäude. Unter den ältern kritischen Ausgaben ist die von Harbouin (Paris 1723) die vorzüglichste; die Handausgabe von Franz, mit Handouins u. A. Noten, ist sehr incorrect (Leipzig 1776—91 in 10 Bänden). Eine deutsche Uebersetzung haben wir von Große (Frankfurt a. M. 1781—88).

S.

Plinius (C. Plin. Cäcilius Secundus) der jüngere, des vorigen Schwestersohn, geboren nach Chr. Geb. 62 zu Comum.

Von seinem Oheim an Kindes Statt angenommen, lernte er eine weise Benutzung der Zeit. Darum legte er sich frühzeitig mit dem größten Eifer auf das Studium der Beredsamkeit und Philosophie, und schon als ein 13jähriger Knabe machte er den Versuch, eine Tragödie in griechischer Sprache zu dichten. In Syrien, wo er eine Zeit lang als Oberster bei einer Legion stand, benutzte er den Umgang mit dem Philosophen Euphrates, einem sehr gebildeten Manne, und trat dann in Rom als Sachwalter mit Glück auf, bekleidete auch einige öffentliche Aemter, und wurde schon im 39sten Jahre Consul. Durch die vorzügliche Gunst des Kaisers Trajan wurde er darauf zum Augur und zum Statthalter von Pontus in Bithynien ernannt, welchen ehrenvollen Posten er zu allgemeiner Zufriedenheit zwei Jahre lang verwaltete. Er war in jeder Hinsicht einer der ausgezeichnetsten und besten, und man kann auch hinzusetzen, der glücklichsten Männer seiner Zeit. Denn nichts fehlte ihm zum frohen Lebensgenusse, und ein gebildeter Geist, ein edles Herz, und Freundschaft und Liebe, mit einem Worte, das Schönste und Beste schmückte und verherrlichte sein Leben. Als Schriftsteller arbeitete er mit eben so viel Liebe als Fleiß. Er versuchte sich in mehreren Gattungen, in Prosa und Poesie. Uns ist von seinen Schriften nichts mehr übrig, als eine Sammlung Briefe in 10 Büchern, und eine Lobrede auf den Trajan. Die Briefe sind an verschiedene Freunde gerichtet und sehr mannichfachen Inhalts; das 10te Buch enthält Briefe und Berichte an den Kaiser, nebst dessen Antworten, und unter andern auch einen Bericht, worin er die Christen gegen die Beschuldigungen ihrer Feinde vertheidigt. Plinius schreibt nicht so einfach schön wie Cicero; aber der Inhalt und der geistreiche Ton machen seine Briefe anziehend und vielfach belehrend. In der Lobrede (Panegyrikus) auf Trajan ist er nach Einiger Meinung mit seinem Lobe eben sowohl, als mit seinem rednerischen Schmucke zu verschwenderisch; ist sie aber auch in dieser Hinsicht nicht als Muster zu empfehlen, so bleibt sie immer noch ein wichtiges Werk für die Geschichte des wirklich edeln und lobenswerthen Kaisers und seiner Zeit. — Die Briefe und den Panegyrikus zusammen gab Gesner mit Anmerkungen (Leipzig 1739) und zum zweiten Male A. G. Ernesti (Leipzig 1770) heraus. Eine neuere kritische Ausgabe der Briefe mit Anmerkungen erschien von Gierig (Leipzig 1800—2) und sämmtlicher Schriften von demselben (Leipzig 1806); ferner von G. H. Schäfer mit den Anmerkungen älterer und neuerer Gelehrten (Leipzig 1805). Die Lobrede besonders edirte nach Arntzen (Amsterdam 1738) und Schwarz (Nürnb. 1746), Gierig mit Anmerkungen (Leipzig 1796). Von demselben erschien eine Schrift über das Leben, den moralischen Charakter und den schriftstellerischen Werth des jüngern Plinius (Dortmund 1798). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Briefe nebst dem Leben des Plinius gab mit Anmerkungen Schmid heraus (Frankfurt a. M. 1789). Den Panegyrikus lieferte deutsch übersetzt mit Anmerkungen Schäfer (Ansbach 1784) und Wigand (Leipzig 1796). S.

Plombières, ein Flecken in Lothringen, in dem Departement der Meurthe, berühmt wegen seiner warmen Bäder.

Plotinus, s. Neuplatoniker.

Plumptre. Diesen Namen führen zwei berühmte, jetzt (1819) noch lebende englische Schriftstellerinnen, Töchter des verstorbenen gelehrten Doctors Robert Plumptre, der 28 Jahre lang Vorsitzer des

königl. Collegiums zu Cambridge war, und seinen Töchtern eine von der gewöhnlichen Bildungsart der Frauenzimmer sehr verschiedene Erziehung gab. Besonders erlangten seine Töchter unter seiner Anleitung ausgezeichnete Kenntnisse in den neuern Sprachen. Beide haben sich sowohl durch geistvolle Uebersetzungen ins Englische, als auch durch Originalwerke berühmt gemacht. Miß Annabella, die ältere, hat Ifflands Jäger, Kotzebue's Schutzgeist, und vieles Andere aus dem Deutschen übersetzt, auch außerdem mancherlei Eigenes herausgegeben. — Anna Plumptre, die jüngere Schwester, hat ebenfalls viel aus dem Deutschen, z. B. Lichtensteins Reise, übersetzt und viele eigene Romane geschrieben.

Plus, mehr, bedeutet in der Rechenkunst das Addiren; das Zeichen dafür ist ein +. A + B heißt also so viel als A zu B addirt. Entgegengesetzt ist das Minus oder weniger, welches die Subtraction bedeutet, und mit einem — bezeichnet wird. A — B heißt so viel als B abgezogen von A.

Plutarchus, Plutarch, ein gelehrter und fruchtbarer griechischer Schriftsteller, aus Chäronea in Böotien (um 49 nach Chr. Geb. geb.), der unter Trajan mehrere bürgerliche Ehrenstellen bekleidete, und die Philosophie in Rom vertrug. Er soll gegen 300 Schriften verfaßt haben, wovon wir noch 125 besitzen; aber mehrere führen mit Unrecht seinen Namen. Seine Werke sind theils philosophische, theils historische. Die erstern, die man gewöhnlich unter dem Namen Ethica oder Moralia begreift (in der letzten Ausgabe von Dan. Wyttenbach, Oxford 1795 — 1801, 5 Bände 4. und 8., deutsch von Kaltwasser, Frankf. 1783 — 1800, 9 Bände 8.), in welchen er sich besonders über mehrere praktische Gegenstände auf eine populäre Weise verbreitet, zeigen einen lebendigen Denker (z. B. die Schriften de educandis liberis, de audiendis poetis, de musica &c.), der seine Belesenheit glücklich anwendet, um seinen Gegenstand interessant zu machen. Seine historischen Schriften sind noch ausgezeichneter, und für die Geschichte des Alterthums sehr wichtig, vorzüglich seine berühmten und musterhaften (44) Biographien und Parallelen berühmter Griechen und Römer (herausgegeben von Bryanus, London 1729, 4 Bände 4. und mehrere einzeln, z. B. Theseus und Romulus, Leipzig 1789; Marius und Sulla, Leipzig 1795; Alexander und Cäsar von Schmieder, Halle 1804; Timoleon, Philopönen, die beiden Gracchen und Brutus, mit Anmerkungen von Bredow, 800, und dieselben deutsch von demselben, 807; alle deutsch von Schirach, Leipzig 1776 — 1779, 7 Bände 8., und von Kaltwasser, Magdeb. 1799 — 1806, 10 Bände 8.); ferner römische und griechische Untersuchungen, Isis und Osiris oder über ägyptische Alterthümer und Apophtegmen. Er webt in diesen Schriften seiner leichten Darstellung glücklich erklärende Bemerkungen ein. Doch wird sein Styl oft getadelt und man wirft ihm eine zu große Ausschmückung durch Sentenzen der ältern Philosophen und Dichter, mithin Mangel an Einfachheit, als allgemeinen Fehler seiner Zeit, vor. Unter den Ausgaben aller seiner Werke sind nach denen von Hent. Stephanus (Genf 1572, 13 Octbde.), von Rualdus (Paris 1624, 2 Bde. Fol.) und den frankfurter Ausgaben (1599 und 1620, 2 Bde. Fol.) die von Reiske (Leipzig 1774 — 82 in 12 Octbden.) und von Hutten (Tübingen 1791 — 1805 in 14 Octbden.) die besten. —v.

Pluto (bei den Griechen Hades, Aïs, Aïdes), des Kronos (Uranus) und der Rhea dritter Sohn, ein Bruder des Jupiter

und Neptun, welchem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Dort, unter der Oberfläche der Erde, thront er als Herrscher über die Verstorbenen. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel über der Erde erhaben ist, liegt der Tartarus, zu welchem eine von dem Herrscher der Unterwelt selbst bewachte Pforte führt; dahin müssen nach ihrem Tode alle Menschen hinabsteigen. Mächtig, schrecklich, durch Bitten und Schmeicheln nicht zu erweichen, ist der dunkelgelockte Gott. Dennoch entführt Hercules ihm seinen Hund, den furchtbaren Cerberus, der vor Pluto's schauervoller Wohnung liegt, und verwundet ihn selbst in die Schulter. Berühmt ist sein Rossegespann. Er fährt auf einem Wagen von vier schwarzen Rossen gezogen, die er mit goldnem Zügel lenkt. Sein Helm macht unsichtbar. So viel erzählt von ihm die Ilias. Die Odyssee hat schon Manches anders; hier erscheint auch Proserpina wichtiger. Seine Wohnung ist in der Odyssee nicht ganz bestimmt unter der Erdoberfläche angegeben. Ulysses segelt von Aeäa mit dem Boreaswinde einen ganzen Tag, schifft durch den Okeanos und landet bei den hohen Felsen und dem Haine der Persephone, wo im ewigen Dunkel die Cimmerier wohnen. Bei diesen angelangt, geht er den Okeanos entlang und kommt so zu dem nächtlichen Dunkel, des Aïs Behausung, wo die Todten wohnen. Bei Hesiod führt am ewig umnachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab, eine andere in den Tartarus. Doch kommen bei ihm unter letzterm Namen auch beide unterirdische Abgründe vor. Homer und die ihm nächsten fabelten innerhalb der Erdscheibe des Aïdes Reich, worin die Todten, gute und böse, wie hier die Lebenden, durch einander schweben, und nur wenige Götterfeinde Qualen erdulden; verschieden war der Tartarus. Als hierauf die Philosophie durch kühnere Vermuthungen von der Erdscheibe und endlich durch Behauptung einer schwebenden Erdkugel den uralten Tartarus verdrängte, und der Glaube an Vergeltung nach dem Tode sich ausbreitete, ward das Todtenreich, zuerst allein innerhalb der Scheibe, dann auch von Einigen um die Mitte der Kugel, in Elysium und Tartarus gesondert. Solche Veränderungen hatten auch auf die Vorstellung von dem Herrscher der Unterwelt Einfluß. Er gewann nicht nur an äußerer Macht und Herrlichkeit, auch die Idee von ihm ward anders modificirt; er ward der Wohlthätige, der die Schlüssel der Erde in seiner Hand hatte, und das Jahr mit Früchten segnete; denn aus der nächtlichen Tiefe kommt aller Reichthum, alle Fülle. Kein Wunder daher, wenn die Spätern den Hades, ihn mit Plutus vermischend, Pluto nannten, und ihn über die in den Eingeweiden der Erde verborgenen Schätze gebieten lassen. Auch ihn hatte Kronos verschlungen und wieder von sich gegeben. Er kämpfte mit seinen Brüdern gegen die Titanen, und erhielt von den Cyklopen, die er befreit hatte, den unsichtbar machenden Helm, den er im Gigantenkriege dem Hermes, dem Perseus gegen die Gorgonen lieh, und der nachher auf Meriones kam. Zur Gemahlin raubte er sich die Proserpina (s. d. Art.). Mit ihr straft er Verbrechen, die andere Menschen beleidigen: die Erinnyen und Charon dienen ihm. Er richtet über jede bekannte und verborgene That, und ihm sind die drei Richter, Aeacus, Minos und Rhadamanthus, untergeordnet. Bacchus, Hercules und Orpheus durften lebend sein Reich betreten; den Theseus und Pirithous aber, die seine Gemahlin entführen wollten, ließ er darin fesseln. Sein Dienst

Digitized by Google

war unter den Griechen und Römern weit verbreitet. Heilig waren ihm Cypressen, Buchsbaum, Narzissen und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar); geopfert wurden ihm Stiere und Ziegen in dem Schatten der Nacht, und seine Priester waren mit Cypressen bekränzt. Abgebildet wird Pluto in düsterer Majestät, die Stirn von dem Haupthaar beschattet und mit dickem Barte. Auf dem Haupte trägt er das Maß als Symbol, daß er ohne Unterschied richtet. Zuweilen ist auch sein Haupt verschleiert. Oft auch trägt er jenen Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von Adiantum, oder von Narzissen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüssel; neben ihm ruht Cerberus. Er sitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf seinem Wagen. Seine Beinamen sind der unterirdische Zeus, der stygische u. s. w.

Plutus, des Jasion und der Ceres Sohn, der Gott des Reichthums. Diese Abstammung gibt den Sinn der ganzen Allegorie, welcher kein anderer ist, als Ackerbau gibt Reichthum. Anfangs war Plutus sehend; da er aber mit seinen Gaben nur die Guten beglückte, so machte ihn Jupiter blind, damit er ohne Unterschied an Gute und Böse seinen Reichthum austheile. Sein Wohnsitz war tief unter der Erde. Er ist schwach, unvermögend und hinkt, wenn er zu Jemanden kommen will, aber schnellfüßig, oder leichtbeschwingt eilt er von dannen. Das Glück (Tyche) trägt ihn auf den Armen, auch ist er in Minerva's Gefolge. So allegorisirten die Dichter über den Reichthum. Mit welchen Attributen er abgebildet wurde, ist unbekannt.

Pluviale, bei den Römern ein Regenmantel. Jetzt versteht man darunter ein großes Meßgewand der katholischen Geistlichen, welches um den ganzen Leib geht, und vorn mit zwei Haken befestigt wird.

Pluvius, der Regengeber, griechisch Ombrios, ein Beiname des Jupiter.

Plymouth, eine wichtige englische Seestadt, in der Shire oder Grafschaft Devon, liegt zwischen den Flüssen Plym und Tamar, da wo beide sich in den brittischen Canal ergießen. Plymouth, Stonehouse und Dock oder Plymouth-Dock sind drei beträchtliche nahe an einander liegende Oerter, die zusammen Eine Stadt bilden, deren Bevölkerung an 60,000 Menschen beträgt. Die eigentliche Stadt Plymouth ist offen und ziemlich regelmäßig gebaut. Dock ist eine ganz neue Stadt; denn noch vor hundert Jahren war daselbst kein Haus vorhanden. Erst seit 1760 sind die meisten Gebäude und Häuser entstanden, und gegenwärtig ist Dock an Bevölkerung, Nahrung und Zierlichkeit der Häuser und Straßen weit über Plymouth erhaben. Dieses schnelle Wachsthum verdankt Dock dem Daseyn des berühmten Dock-Yard (Schiffswerft) und der Arsenale. Dieser Dock-Yard kann nebst dem in Portsmouth mit Recht der schönste und vollkommenste in der Welt genannt worden. Er ist von der übrigen Stadt durch eine hohe Mauer abgesondert, und keinem Unbefugten wird der Zutritt verstattet. Hierin befindet sich alles, was zum Bau, Repariren und Ausrüsten der Kriegsschiffe erfoderlich ist. Dock und der Dock-Yard sind durch starke Festungswerke vertheidigt. Plymouth hat zwei Häfen, einen ostwärts gelegenen und Catwater genannt, und einen der sich westlich befindet und Hamoaze heißt. In diesem letztern liegen nicht nur die Kriegsschiffe zum Ausbessern, son-

Digitized by Google

dern auch abgetakelte zum Ruhen; auch pflegen die nach Osten bestimmten Schiffe in Hamoaze zu ankern, um den Vortheil des Windes zu erhalten, so wie die nach Westen bestimmten, aus eben dem Grunde, in Catwater ankern. In der Nähe beider Häfen sind gute Magazine zur Bequemlichkeit der Kaufmannschaft. In Kriegszeiten ist Plymouth gemeiniglich ein Sammelplatz sowohl der Canalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen. Einwärts kommende Schiffe laufen hier gewöhnlich ein, um sich mit Lootsen, den Canal hinauf, zu versorgen. Kriegsschiffe von 100 Kanonen und darüber werden von Portsmouth hieher gebracht, weil das Wasser eine beträchtlichere Tiefe hat. Ein vortheilhafter Umstand ist auch, daß Plymouth so nahe am Eingange des brittischen Canals liegt. Als Handlungsplatz ist Plymouth von keiner Bedeutung, so wie es überhaupt mit den brittischen Kriegshäfen der Fall ist. Der Verkehr mit Newfoundland hat sehr abgenommen. Der Antheil an der Pilchardfischerei ist nicht unbeträchtlich. Nach Westindien führt Plymouth viel Kalk aus. In Kriegszeiten ist es ein Depot für Prisengüter. Fabriken sind in Plymouth eine Nebensache und beschränken sich bloß auf eine große Gerberei, einige Seilerbahnen und eine Segeltuchfabrik, bei welcher Flachs und Hanf eben so, wie Baumwolle und Wolle durch Maschinen gesponnen wird. Bei dem Eingange in die große Bai, an welcher Plymouth liegt, befindet sich die Klippe Eddystone mit einem Leuchtthurme, vor dessen Daseyn viele Schiffe in dieser Gegend verunglücken mußten. Der jetzige steht seit 1759, und ist ein Meisterstück des berühmten Smeaton. Bei hochgehender See brechen die Wellen oft aufs schrecklichste über die Felsen, so daß nichts weiter als der unerschütterliche Leuchtthurm gesehen werden kann.

Pneuma, der Wind, Hauch, Geist, — auch der **heilige Geist** (s. d. Art.).

Pneumatik ist 1) derjenige Theil der Aërometrie, welcher von dem Gewichte, dem Drucke und der Elasticität der Luft und den daraus hervorgehenden Wirkungen, z. B. von der Bewegung luftförmiger Stoffe in Gefäßen und Röhren, handelt; 2) so viel als Pneumatologie. **Pneumatisch-chemischer Apparat** ist eine Geräthschaft, in welcher man luftförmige Stoffe erzeugen oder auffangen, und ihre Eigenschaften untersuchen kann. Man theilt ihn in den gemeinen Wasserapparat und in den Quecksilberapparat, je nachdem das Behältniß, worin die Luft sich befindet, mit Wasser oder Quecksilber, um die atmosphärische Luft abzuhalten, gesperrt ist. Letzteres wird bei denjenigen Luftarten angewendet, die sich mit dem Wasser vermischen würden.

Pneumatologie, 1) Geisterlehre (s. **Geist** und **Metaphysik**); 2) so viel als Pneumatik.

Pneumatomachi, s. Geist (der heilige).

Pneumonie, Lungenentzündung, s. **Lunge**.

Po, der größte Fluß in ganz Italien, welcher in dem sardinischen Gebiete an dem zu den cottischen Alpen gehörigen Berge Viso, in einer Höhe von 6000 Fuß, bei dem Dorfe Pian del Re, an der französischen Grenze entspringt, von Westen nach Osten fließt, Piemont durchströmt und von Pavia an die südliche Grenze des lombardisch-venezianischen Königreichs gegen die sardinischen Besitzungen, Parma, Modena und den Kirchenstaat bildet. Er nimmt auf seinem siebenzig Meilen langen Laufe auf der linken Seite die Doria, Sesia,

Tessino, Adda, Oglio und Mincio, und auf der rechten den Tanaro mit dem Stura, die Scrivia, Trebia, Taro, Lenza, Crostolo, Sechia, Panaro und Reno auf, und ergießt sich in einer vierfachen Mündung in den venezianischen Meerbusen. Die vielen Gewässer, welche rechts und links, besonders in Piemont in denselben fließen, machen ihn bald zu einem beträchtlichen Flusse, der für Oberitalien, wegen des Handels, von der größten Wichtigkeit ist. In der weiten Ebene des lombardisch-venezianischen Königreichs hat dieser Fluß ein geringes Gefäll, das nur auf die Meile 4 Fuß 7 1/2 Zoll beträgt; aber zur Zeit häufiger Regengüsse überschreitet er oft seine Ufer, und setzt das nächste Land unter Wasser; man sieht auch hin und wieder Veränderungen seines Bettes an den verlassenen Stellen, welche nur bei Regenwetter Wasser erhalten, und an einigen Orten als Reißfelder benutzt sind. Ueberhaupt richtet er durch Ueberschwemmungen öfters großen Schaden an. An vielen Orten ist er mit Dämmen eingefaßt. Der Canal Gran Naviglio, vormals Tessinello genannt, dient, den Tessinofluß auf eine vortheilhaftere Art mit dem Po zu verbinden, als es durch seinen natürlichen Lauf geschieht. Die vornehmsten an dem Po gelegenen Städte sind: Turin, Chivasso, Casale, Piacenza, Cremona, Casal maggiore, Guastalla und Ferrara.

Pochwerke sind Maschinen, durch welche das Pochen des Scheide- oder Stufenerzes in kleinere Stücke, oder gar zu einem Pulver bewirkt wird. Zu Stücken wird es bloß mittelst eiserner Hämmer mit der Hand gepocht. Zu Pulver aber wird es mittelst mehrerer Stampfen, welche eine Daumenwelle hebt, in dem Pochtroge gestampft. Das Pochen geschieht entweder trocken oder naß; letzteres findet bei armen, mit vielen tauben Gesteinen vermischten Erzen Statt, oder wenn man durch das Zerstäuben nicht viel verlieren will. Bei dem nassen Pochen werden nicht nur aufmerksame Arbeiter, sondern auch verständige Beamte erfodert, weil beinahe eine jede Erzart und eine jede Gangart eigens behandelt werden muß.

Pöcile oder Poikile, ein Portikus (s. d. Art.) in Athen, mit vielen Gemählden ausgeschmückt (vergl. Polygnotus). Auch Zeno der Stoiker lehrte hier und seine Schule hieß davon die stoische, weil der griechische Name einer solchen Säulenhalle Stoa ist.

Pocken, s. Blattern.

Pockels (Carl Friedrich), ward 1758 geboren. Seine Bildungszeit fällt in das Zeitalter der Erweckung des deutschen Sprachstudiums und der Entstehung der philanthropischen Schule. Das Erstere hatte Einfluß auf seine geistige Entwickelung; das Andere auf seine Lebensbestimmung. Als er nach Halle kam, war schon die Gelehrsamkeit mit dem Leben in nähere Verbindung getreten; man lernte, sammelte und forschte, nicht bloß um zu wissen, sondern um das Wissen aufs Leben anzuwenden. Der lebhafte Jüngling folgte dieser Richtung, und die alte und neue Literatur wurden seine Führerinnen zu philosophischen Untersuchungen, worin er sich theils Eberhard'n, theils Niemeyer'n näherte. Aber sein starkes Gefühl erhob ihn auch zur Dichtung, die das Gewand seiner Philosophie ward. Kaum war er 25 Jahre alt, so empfahl ihn der bekannte Rochow dem verewigten Herzoge von Braunschweig zum Erzieher seiner beiden Prinzen. Den ältesten von ihnen, den Herzog August, begleitete Pockels als Gesellschafter bei seinem Eintritte in hannoversche Kriegsdienste. Nun war er der großen Welt nahe genug, um sie kennen zu lernen, und von ihr entfernt genug, um den Wissenschaften zu

Digitized by Google

leben. Dieser glücklichen Muße und Unabhängigkeit verdanken wir mehrere psychologische Werke, besonders seinen Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts (Hannover 1797 — 1802 und dann 1806, 2 Bände) und den Mann ꝛc. (ebend. 1805 — 1808, 4 Bände), worin er einen Schatz der feinsten Bemerkungen niedergelegt hat; zugleich diente seine Feder auf vielfache Weise der deutschen Sprache. Eine Anstellung, welche Johann von Müller ihm unter westphälischer Herrschaft anbot, schlug er aus; der edelmüthige Herzog August entfernte sich aber nicht von ihm, als der Donnerschlag bei Jena örtliche Trennung veranlaßt hatte. In dieser Zeit schrieb Pockels das Leben des verewigten Herzogs von Braunschweig, so freimüthig als es damals geschehen konnte. Nachdem die herzogliche Familie nach Braunschweig zurückgekehrt war, übergab Herzog August ihm wieder sein Haus; der regierende Herr die Censur. Neben diesen Geschäften wurden die schriftstellerischen Arbeiten fortgesetzt. Bei dieser Thätigkeit fehlte die Sorge für die Gesundheit. Ein Schlagfluß endigte Pockels Leben am 29sten October 1814. Pockels Schriften, unter welchen eine der letztern über den Umgang mit Kindern handelt, haben einen bleibenden Werth, theils wegen der schönen Darstellung, theils wegen der feinen und wahren psychologischen Beobachtungen, die er in ihnen niedergelegt hat. Kl.

Pococke (Edward), ein berühmter Orientalist, geb. zu Oxford 1604, wo er auch seine Studien machte. Mit besonderm Eifer trieb er die orientalischen Sprachen und machte so große Fortschritte, daß er schon 1627 nach einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine syrische Uebersetzung von vier Episteln veranstaltete, die zu einer vollständigen Uebersetzung des N. T. in diese Sprache noch fehlten. Der gelehrte Vossius, der 1629 Oxford besuchte, nahm sie mit sich nach Leyden, wo sie unter de Dieu's Aufsicht gedruckt erschienen. Pococke ward in demselben Jahre ordinirt und ging 1630 als Caplan der englischen Factorei nach Aleppo. Seine Lage benutzte er zur gründlichsten Erlernung des Arabischen, aus dem er Mehreres übersetzte, und ging 1636 als Professor dieser Sprache nach Oxford. Auf die Einladung seines Freundes J. Greaves aber, ihn nach dem Orient zu begleiten, nahm er 1637 Urlaub und reis'te nach Constantinopel. Sein dortiger Aufenthalt war ihm für seine weitere Vervollkommnung in den morgenländischen Sprachen ungemein nützlich. Er kam 1640 zurück. Die Zerrüttungen seines Vaterlandes beunruhigten auch ihn auf mancherlei Weise. Im J. 1643 ward ihm die Professur der hebräischen Sprache zu Oxford übertragen. Pococke lebte ganz seinen Pflichten und Studien und gab 1650 sein Specimen Historiae Arabum mit lateinischer Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen heraus. Bedeutenden Antheil nahm er an der Waltonschen Polyglotte. Von seinen Schriften nennen wir ferner Carmen Abu Ismaelis Tograi, Arab. et Lat.; Gregorii Abul Farajii Historia Dynastarum, Arab. et Lat. 1663, 1674; Porta Mosis u. s. w. Er starb in einem hohen Alter 1691. — Richard Pococke, ein Verwandter des Vorigen, hat sich als Reisender berühmt gemacht. Er war 1704 geboren, studirte zu Oxford, bereis'te mehrere Länder Europa's, und besuchte von 1737 bis 1741 Aegypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Cypern, Candia, Kleinasien und Constantinopel. Die Ausbeute dieser Reisen theilte er in seiner Description of the East and some other Countries 2 Bände Fol.

Digitized by Google

1743 und 1745 dem Publicum mit. Dieses Werk ist noch jetzt von großem Werthe, besonders in Hinsicht auf Gebäude, Inschriften und andre Ueberreste des Alterthums. Er starb 1765.

Podagra (aus den griechischen Wörtern agra, der Schmerz, und podos, des Fußes), bezeichnet diejenige Art der Gicht, welche durch einen, nach gewissen Zeitabschnitten regelmäßig eintretenden Anfall mit Schmerz in den Gelenken des Fußes, besonders in der großen Fußzehe, sich auszeichnet, Fußgicht. Die Schmerzen sind so stark, als wenn eine glühende Kohle auf der großen Fußzehe läge, oder das Gelenk derselben mit einem glühenden Eisen aus einander getrieben würde. In einem hohen Grade der Krankheit ist der ganze Fuß so äußerst empfindlich, daß der geringste Druck, die leiseste Berührung, selbst die Erschütterung von einer starken Bewegung der Luft, die Schmerzen auf eine unerträgliche Weise vermehrt. Die erste Periode ist besonders sehr schmerzhaft, indem die Entzündung der Gelenkflächen in derselben vorherrscht, wodurch die Nerven heftig afficirt und jene schmerzlichen Gefühle erregt werden. Nach acht, zuweilen erst nach vierzehn Tagen läßt der Schmerz nach, indem die Entzündung allmälig verschwindet, und Geschwulst sich bildet. Diese enthält das Product der arthritischen Entzündung, Ausschwitzung von lymphatischer, zäher Feuchtigkeit mit erdigen Theilen vermischt. Sie setzt sich allmälig, allein es bleiben doch hie und da knotige Anschwellungen auf dem Fuße zurück. Die Anfälle kommen gewöhnlich des Jahrs ein Mal, im Frühlinge oder im Herbste, bei Manchem auch zwei Mal, selten öfter. So lange der Anfall regelmäßig erscheint, ist er von keiner Gefahr, weil er zugleich den Beweis gibt, daß die Naturkraft noch so viel Energie hat, den Gichtstoff gleichsam an die entfernteste Grenze des Organismus zu treiben, und ihn daselbst auszuscheiden. Die Meinung, daß gegen Podagra nichts anzuwenden sey, und Jeder, wer einmal einen Anfall davon habe, nicht wieder frei davon werden könne, ist ungegründet und nachtheilig. Durch Abkürzung der Periode der Entzündung kann der kritische Absatz des arthritischen Stoffs befördert, und der Schmerz in kürzerer Zeit gelindert werden. In der Zwischenzeit der einzelnen Anfälle kann die Gichtkrankheit selbst durch Verbesserung der Lebensweise und Diät, durch den Gebrauch einfacher Mittel und durch Vermeidung der veranlassenden Ursachen allmälig vermindert und gehoben werden; durch Vernachlässigung dieser Maßregeln hingegen nimmt die Krankheit zu, und veranlaßt endlich, wenn die Kraft schwächer wird, unregelmäßige Gichtanfälle, das Podagra schlägt zurück, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Kranke kommt immer in Lebensgefahr (s. Gicht und Arthritisch). H.

Podalirius, s. Aesculap.

Podesta heißt in mehreren Städten Italiens derjenige Beamte, der über das Justiz- und Polizeiwesen gesetzt ist.

Poelenburg (Cornelius), ein berühmter Mahler, geboren zu Utrecht im J. 1586. Er war anfangs ein Schüler von Abraham Bloemaert, und ging sodann nach Rom, wo er Adam Elzhaimers Manier annahm. Auch studirte er die Werke Rafaels; da er es aber nicht zur Correctheit in der Zeichnung bringen konnte, beschränkte er sich darauf, die Natur im Kleinen darzustellen, was ihm auch sehr wohl gelang. Alles, was er gemalt hat, ist wenig sorgfältig. Er wählte zu seinen Darstellungen anmuthige Fernen, mit Gebäuden

Digitized by Google

verziert, aus den Gegenden Roms. Trefflich ist sein Helldunkel; seine meistens nackten Figuren sind gut colorirt, besonders die Frauen. Sein Pinsel verräth Geist. Ungeachtet seiner Incorrectheit wurden seine Gemählde zu Rom und Florenz von Liebhabern und Fürsten gesucht. Aus Liebe zu seinem Vaterlande kehrte er dahin zurück, und genoß daselbst der allgemeinen Achtung und der Hochschätzung von Rubens, der seine Zimmer mit Poelenburgs Gemählden schmückte. Carl I. berief ihn nach England; aber auch von da kehrte er bald wieder in seine Heimath zurück, und starb in einem Alter von 74 Jahren. Er hat auch geätzt, und seine Blätter sind seltener als seine Gemählde.

Poesie, poetisch, Poet. (ποίησις von ποιεῖν, schaffen, hervorbringen). I. Begriff und Wesen der Poesie. Das Vollendetste, was der Geist schafft und in die äußere Welt überträgt, muß ideale Bedeutung mit sinnlicher Vollendung vereinen, und so den Menschen in seiner Doppelnatur aussprechen und befriedigen. Wir werden daher ein Werk, welches das Resultat einer solchen Thätigkeit ist, vorzugsweise eine Schöpfung (des Geistes) nennen. Zu diesem Schaffen aber wird vorausgesetzt eine Thätigkeit, welche die gegebenen Formen der Sinnenwelt oder die Verhältnisse des Menschenlebens in der Vorstellung zu einem durchaus übereinstimmenden, lebendigen Ganzen auf mannichfaltige Weise und mit idealer Bedeutung zu fügen weiß. Diese Thätigkeit ist die Phantasie, in welcher die Vernunft als das Vermögen des Idealen wirkt und die Bildung mit einem alle Theile durchdringenden Geiste beseelt. Wir nennen sie in so fern auch Dichtungsvermögen, und dichten bezeichnet also die schöpferische Thätigkeit der Einbildungskraft (Thätigkeit der Phantasie), vermöge deren sie eine Reihe von Bildern oder Vorstellungen, die sich auf das Individuelle der Sinnenwelt und des Menschenlebens beziehen, zu einem Ganzen verbindet und darstellt. (S. Dichtungsvermögen, Einbildungskraft und Phantasie). Weil nun zur Hervorbringung jedes schönen Kunstwerks erfodert wird, daß der Künstler es im Geiste entwerfe, und die mannichfaltigen Bestandtheile desselben in der Vorstellung zu einem idealen und harmonischen Ganzen verbinde, mithin dichte, bevor er es den Formen der Sinnenwelt einprägt, und mithin darstellt, so muß auch jeder echte Künstler in diesem Sinne Dichter seyn, und die Poesie, oder dieses lebendige Bilden der innern Schöpfungskraft allen besondern Künsten als gemeinschaftlicher Ursprung zum Grunde liegen. Das ganze Gebiet der Kunst mit ihren unendlich mannichfaltigen Erscheinungen wird darum oft im Gegensatze der Wirklichkeit Poesie genannt, und poetisch sind Gegenstände und Verhältnisse, die in ihrer geistig-sinnlichen Vollendung den Schein der Kunstwerke tragen, oder in die vollkommnere Welt der Dichtung zu gehören scheinen; poetisch nennen wir Menschen, welche entweder überhaupt die Wirklichkeit poetisch, d. h. in den Verhältnissen, in welchen sie an das Ideale rührt, auffassen und ihr Leben und Seyn zu einem schönen Ganzen nach außen gestalten; oder insbesondere diejenigen, welche für den Genuß der idealen Kunstwelt empfänglich sind, oder jene innere Bildungskraft selbst in sich tragen, durch welche in der äußern Welt ein in sich vollendetes anschauliches Werk hervorgebracht wird. Das innere Bilden aber ist gerichtet auf die Verbindung des Hörbaren oder Sichtbaren (der Töne und Gestalten) zu einem neuen und harmonischen Ganzen, und hieraus ent-

Digitized by Google

springt die bildende Kunst und Musik (s. d. Art. Kunst, unter III., schöne Kunst,) oder unmittelbar auf die Verknüpfung der Gedanken zu einem für die Einbildungskraft anschaulichen Producte. Um aber durch Gedanken anschaulich darzustellen und somit auch das innerlich Gebildete zur anschaulichen Betrachtung Anderer zu bringen, wodurch erst Kunst im eigentlichen Sinne entsteht, müssen 1) die Gedanken selbst und ihre Verbindung keinesweges nach den Gesetzen der logischen Gedankenverbindung, als Mittel zu einem bestimmten außer ihnen liegenden Zwecke, geregelt seyn, noch in dem Gebiete des bloß Allgemeinen und Abstracten verweilen, sondern durch gefühlvolle Anschauung des Idealen in ihrer Wahl und Folge bestimmt, ein individuelles, lebendiges Ganzes bilden; 2) müssen die Gedanken, welche an sich etwas Inneres sind, durch äußere, von den Darstellungsmitteln der bildenden Kunst und Musik verschiedene Zeichen festgehalten und veräußert werden. Da nun die natürlichen Zeichen der Gedanken in der Sprache enthalten sind, so muß 3) die Sprache zu einem individuellen und anschaulichen Darstellungsmittel des Innern gebildet und benutzt werden. Durch das Erste unterscheidet sich das Werk der Phantasie von dem des Verstandes, so wie das Werk der Kunst von dem der Wissenschaft, in welcher der Verstand vorherrscht, der die Ideen in Begriffen entwickelt; durch das Zweite die Poesie als eine besondere Kunst, — Dichtkunst im eigentlichen oder engern Sinne, von den übrigen schönen Künsten; durch das Dritte in Verbindung mit dem Erstern die Sprache der Poesie von der Prosa (poetischer und prosaischer Styl). Sonach ist die Poesie oder Dichtkunst im eigentlichen Sinne die Kunst, welche das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuell darstellt, der Dichter (Poet) derjenige, welcher ein originelles, anschauliches Gedankengebilde der Menschheit würdig in der Sprache aufzustellen vermag, oder aufgestellt hat, und ein Gedicht (oder eine Poesie im objectiven Sinne) ist eine das Schöne eigenthümlich darstellende in entsprechenden Worten ausgedrückte Gedankenreihe. Das Schöne zeigt sich in der Poesie, wenn eine Idee die mannichfaltigen Gedanken gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in der Sprache so veranschaulicht und verkörpert erscheinen, daß dadurch in der Einbildungskraft des Hörenden oder Lesenden ein lebendiges Bild entsteht, welches von dem Gemüthe mit Lust betrachtet wird. Sonach ist auch die Poesie durch ihr Darstellungsmittel, den Gedanken, und ihr unmittelbares Organ, die Phantasie, die umfassendste und geistigste Kunst. Daher der Dichter singt: „mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.“ Der Gedanke aber und sein Zeichen, das Wort, ist an die Form der Zeit gebunden, und kann nur vorübergehend wahrgenommen werden. Die Poesie also, die sich dieser Darstellungsmittel und Zeichen bedient, stellt das Leben dar, in so fern es in einem anschaulichen Bilde unter der Form der Zeit (d. i. vorübergehend) der Einbildungskraft erscheinen kann. Es ist mithin gegen das Wesen derselben, das Coexistirende und Ruhende, als solches, theilweise zu schildern, weil durch mechanische Zusammensetzung oder Herzählung der Theile eines sichtbaren Gegenstandes nie ein lebendiges Bild entsteht, dahingegen oft ein einziges Merkmal eines solchen Gegenstandes an denselben erinnert, und ihn treffend zu bezeichnen vermag. Aus dem Gesagten leuchtet zugleich die Unstatthaftigkeit einer be-

sondern Gattung von Poesie ein, die man gewöhnlich beschreibende oder malende zu nennen beliebt, und die dem Wesen der Poesie widerspricht. Beschreibungen oder Schilderungen sichtbarer Gegenstände und ihrer gleichzeitigen Theile können nur dann Bestandtheile eines Gedichts ausmachen, wenn jene in Bewegung und Handlung gesetzt werden, so daß die Schilderung den Gegenstand gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt, oder ihn durch Thätigkeit charakterisirt, und so dem fortschreitenden Gange eines Gedichts angemessen ist. Die Gedanken aber, welche der Dichter zu einem Ganzen verbindet, können kein lebendiges Bild in der Einbildungskraft erwecken, wenn sie bloß Begriffe und Sentenzen sind, sondern sie müssen als Erguß des durch das Schöne begeisterten Gemüths sich unmittelbar auf individuelle Erscheinungen und Veränderungen beziehen, welche als äußere oder innere wahrgenommen oder dargestellt werden (sie mögen übrigens erdichtet oder in der Wirklichkeit begründet seyn); auch müssen sie in ihrer Verbindung den Erscheinungen selbst, so wie den Gesetzen folgen, nach welchen die Einbildungskraft, von dem Gefühle begleitet, äußere oder innere Erscheinungen als Ganzes auffaßt und leicht zu überschauen vermag. Dasselbe gilt von den Worten, wie wir oben andeuteten; ihre Folge und Verbindung muß ebenfalls geeignet seyn, individuelle Vorstellungen, und durch sie das Bild des Ganzen, zu erwecken, so wie das den Gegenständen, und dem Gemüthszustande, in welchem der Dichter sie schaute, entsprechende Gefühl sowohl im Ganzen, als im Einzelnen auszudrücken, und dadurch bei dem Hörer oder Leser anzuregen. In den letztern Beziehungen nennt man den poetischen Styl der Anschauung (bildlichen Styl) und Empfindung (oder des Gefühls), und hierin liegt auch die Foderung eines entsprechenden Rhythmus in der Folge der Worte und einer entsprechenden Harmonie articulirter Laute (woraus auch der Reim zu erklären ist) — denn bis in die äußerste Form soll das Kunstwerk mit seiner Idee übereinstimmen und Schönheit verkündigen. II. Eintheilung der Poesie. Die Werke der Dichtkunst sind unendlich mannichfaltig, und es lassen sich nach verschiedenen Beziehungen Classen derselben annehmen — so z. B. in Beziehung auf die Art der Bildung, welche das Gedicht voraussetzt, Natur- und Kunstpoesie, — letztere von Einigen auch Idealpoesie genannt. (Vergl. Naturpoesie). Am wichtigsten und gebräuchlichsten aber ist die Eintheilung, welche sich auf die nothwendige, allgemeine Verschiedenheit der Erscheinungen und Veränderungen bezieht, unter welchen die in Worten ausgesprochene Gedankenreihe ein Bild des Lebens darstellt (Dichtungsarten im eigentlichen Sinne). Diese Erscheinungen nämlich sind innere oder äußere; daher könnte man eine subjective und objective Poesie unterscheiden. Die innern lebendigen Erscheinungen, welche die Poesie ausspricht, sind die harmonischen Gefühle, von welchen das poetische Gemüth bewegt und begeistert ist, daher man auch die subjective Poesie Gefühlspoesie vorzugsweise nennen kann. Da aber Gefühle Gegenstände (Ursachen) voraussetzen, durch welche sie erweckt werden, und welche sowohl in dem ganzen individuellen Zustande des Dichters, als in gewissen, von diesem im Gefühle ergriffenen Anschauungen und Gegenständen beruhen können, so können entweder die Gefühle, welche sich an diesen Gegenständen äußern, oder die Gegenstände, als im Gefühle ergriffen und durch das Gefühl bestimmt, hervortreten. Dieses unterscheidet die Arten der Gefühlspoesie

Digitized by Google

oder Lyrik, zu welcher auch diejenigen sogenannten didactischen Gedichte zu rechnen sind, welche überhaupt den Namen Gedichte verdienen und dem Wesen der Poesie nicht widersprechen (s. Lyrik und Lehrgedicht). Die äußern Erscheinungen aber, welche die Poesie darstellt, werden als vergangen oder gegenwärtig dargestellt, und sind Begebenheiten oder Handlungen, welche gleichsam vor der Anschauung vorgehen, daher man die objective Poesie auch vorzugsweise Anschauungspoesie oder darstellende Poesie nennen kann (s. Darstellung). Die Begebenheiten, die der Dichter als vergangen schildert und erzählt, geben der epischen oder erzählenden Dichtungsart, die Handlungen, welche als gegenwärtig dargestellt werden, der dramatischen den Stoff. Und so erscheinen uns als Dichtungsarten die lyrische, epische und dramatische (s. d. Art.). III. Geschichte der Poesie. Sie ist die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der poetischen Anlage zur Verwirklichung der Idee der Poesie unter den verschiedenen Völkern der Erde. Der Ursprung der Poesie fällt mit dem Ursprunge der Sprache zusammen, ja die Sprache ist als gemeinschaftliches Product des Aeußern und Innern, als Verbindung des Geistigen mit dem körperlichen Laut in ihrem Ursprunge poetisch. Denn der lebendige Mensch, welcher noch in innigster Verbindung mit der Natur steht, und sie in seinem Innern treu abspiegelt, drückt durch die Sprache das lebendig Angeschauete und Empfundene aus. Er empfängt den frischen Eindruck der Dinge, und belebt selbst das Todte, darum sind seine Schilderungen anschaulich, seine Worte sinnlich und bezeichnend, und das Gefühl drückt sich durch den gesangähnlichen Vortrag und durch die entsprechende Bewegung der Töne (Rhythmus) aus. Hieher gehören die allgemeinen Bemerkungen, daß überall die Poesie der Prosa vorangeht, und das Sprechen der Völker früher dem Singen glich, ja daß daher auch lange Zeit die öffentlichen Vorträge, welche Gesetze und Verfassung betreffen, wie bei den Griechen und Römern, in Versen enthalten waren und gesungen wurden; endlich, daß die Poesie in ihrer frühesten Entwickelung bei allen Völkern mit Musik und lebendiger Mimik so verbunden und belebt ist, daß diese gleichsam nur die Elemente einer lebendigen Mittheilungskunst zu seyn scheinen, die sich erst späterhin trennen, und sich in verschiedene Künste aus einander legen, wenn Abstraction die Einbildungskraft unterstützt. Die musikalische Ausbildung der Sprache aber wurde auch dadurch befördert, daß in Ermangelung der Schreibkunst der Sprechende noch auf den lebendigen Laut beschränkt, und selbst um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, bei längern oder vorzüglich wichtigen Vorträgen und Mittheilungen aufgefodert war, sie in ihren einzelnen Theilen durch entsprechenden Rhythmus und durch Accente zu bezeichnen. Für Letzteres möchte auch das frühe Alter der gnomischen Poesie bei den meisten Völkern zeugen. Was ferner den Grundstoff betrifft, welchen die Poesie in ihrer ersten Erscheinung bearbeitet, so kann, da die Religion die Quelle aller Bildung, und das religiöse Gefühl das ursprüngliche Selbstgefühl der Seele ist, die sich noch ganz und in ihrem Verhältnisse zu einem Höhern fühlt, auch der Poesie ursprünglicher Inhalt nur Religion seyn. Die Geschichte bewährt uns, daß die Urpoesien oder Nationalpoesien der Völker religiöse Sagen (Mythen) sind, an welche sich die Geschichte des Stammes und der Staatengründung unvermerkt anschließt, daher auch der nothwendige Antheil

der Götter und des Wunderbaren in einem Nationalepos. Die Urpoesie der Völker aber ist in jedem Sinne wahr und frisch, denn es ist in ihr Bild und Begriff noch ungetrennt, da sich späterhin der poetische Sinn dem prosaischen entgegengestellt, das Bild dem Begriffe, und die Poesie der Wahrheit; ihr Stoff ist wahrhaft empfunden und erlebt, der Ausdruck natürlicher und bewußtloser Erguß des unausgebildeten Gemüths — Naturpoesie. Die spätere Poesie (Dichtkunst) drückt öfter das Erdachte, Erdichtete, so wie die nachgeahmte Empfindung in künstlichen, durch Reflexion ausgebildeten Weisen aus. Die künstlichere Bearbeitung der poetischen Urstoffe, oder die Poesie als Kunst setzt aber die Ausbildung der Schreibekunst voraus, durch welche es möglich ist, den von dem Innern getrennten und äußerlich festgehaltenen Gedanken und Worten die möglichste Symmetrie und Abrundung zu geben. In den ersten uns schriftlich aufbewahrten Werken der Poesie vernehmen wir noch die Nachklänge jener kunstlosen Urpoesie; aber es ist jener vertrauliche Umgang der Götter und Menschen schon verschwunden, von welchem die Sagen reden, und was sich durch mündliche Ueberlieferung erhalten hat, erscheint groß und wundervoll gegen die Thaten der Gegenwart. So verschieden aber die Religion, als der Mittelpunkt des Lebens und der Urquell der Bildung, unter den Völkern erscheint und deren Verhältnisse bestimmt, so verschieden ist auch die Poesie des einen Volkes von der des andern seit ihrem Ursprunge. Doch ist in verschiedenen Zeiten der Einfluß der Religion auf die Poesie mehr oder minder groß. Der Gebrauch einer fremden Mythologie aber ist der Naturpoesie fremd. Man kann nun die Geschichte der Poesie, wie sie uns vorliegt, in zwei Hauptperioden eintheilen, in die Poesie der alten (vorchristlichen) und der neuen (christlichen) Zeit. Die erstere Periode zeigt uns die Hebräer als das erste Volk, von welchem poetische Erzeugnisse auf die Nachwelt gekommen sind. Von einer frühern Poesie der Indier, Perser, Syrer und Araber zeigen sich nur dunkele Spuren. Die religiösen Sagen der Hebräer haben ein hohes Alter, und ihre Poesie trägt einen von der Poesie der übrigen Völker des Alterthums ganz verschiedenen feierlich ernsten Charakter. Sie beginnt mit Kosmogonie, wird später kriegerische Nationalpoesie, dann seit David Tempelpoesie, erreicht unter Salomo (1044—975) ihr goldenes Zeitalter, und wird dann prophetische Poesie, welche der Gegenwart zürnt, und weissagend in die Zukunft blickt. Von da führt uns die Geschichte in das vorzugsweise sogenannte classische Alterthum, und wir erblicken die Poesie in Kleinasien und Griechenland unter dem Einflusse des herrschenden Paganismus, welchen die blühende Phantasie reich und mannichfaltig gestaltet, in ihrem plastischen und durchaus objectiven Charakter (vergl. hierüber den Art. Antik). Die griechische Poesie läßt sich wiederum in drei Perioden eintheilen, von welcher die erste von den ältesten Zeiten Griechenlands bis auf die persischen Kriege läuft. In Thracien und Kleinasien beginnt die griechische Poesie, und das große Nationalepos des Homer oder der Homeriden, die Rhapsoden und cyklischen Dichter deuten auf einen ausgebreiteten Verkehr der Poesie der damaligen Zeit. Bald bildet sich auch die Lyrik in eigenthümlicher Vortrefflichkeit aus. Die zweite Periode geht von den persischen Kriegen bis auf Alexander den Großen. Sie zeigt die Blüthe der dramatischen Dichtkunst und der ausgebildeten Poesie überhaupt. Die dritte Periode zeigt den Verfall der griechischen Poesie unter Alexanders Nach-

folgern und die Nachblüthe derselben in Alexandrien (s. Griechische Literatur). — Von den Griechen wandern wir zu ihren Nachahmern, den Römern, deren Sprache sich spät für Poesie ausbildete, und die bis auf den zweiten punischen Krieg, oder bis auf die Zeit, wo sie näher mit den Griechen bekannt wurden, nur rohe Versuche in der Poesie machten. Das goldene Zeitalter ihrer Poesie fällt erst unter Augusts und Tibers Regierung, und verfiel von da bis auf die Einführung der christlichen Religion und die Einbrüche der Barbaren immer mehr. Origineller und von eigenthümlicher Zartheit sind die Bruchstücke, welche uns die Blüthe der indischen Poesie verkünden (einige Jahrhunderte vor Chr. Geb.). Die zweite Hauptperiode der neuen christlichen Zeit, in welcher die musikalische und subjective Seite der Poesie vorzüglich hervortritt (vergl. Modern und Romantisch), zeigt uns zuerst die lateinische Sprache beim christlichen Gottesdienst zu einer mystisch-religiösen Poesie angewendet und umgewandelt, später (im 9ten und 10ten Jahrhundert u. ff.) von den Gelehrten zu Nachbildungen der altrömischen Poesie benutzt, darauf die Blüthe der arabischen Poesie (s. d. Art.). Eine originale Poesie in den neuern Sprachen aber erblicken wir bei den Franzosen seit den Provenzalen oder Troubadours vom 11ten Jahrhundert an. In ihr sprach sich der Geist der edeln Chevalerie durch Andacht, Tapferkeit und Liebe aus (s. Romantisch). Diese romantische Poesie der Franzosen verfiel in künstliche Reimerei seit dem Ende des 12ten Jahrhunderts. Von der Regierung Franz I. an hob sich auch die Poesie wieder etwas; unter Ludwig XIV. Regierung aber wird das goldene Zeitalter der französischen Poesie gesetzt, obgleich sie oft, nur auf ihre eigene Art, die Alten nachahmte und antike Stoffe modernisirte. Ihre Haupttendenz blieb die Eleganz (s. Französische Literatur). Die neuere italienische Poesie pflanzte die Provenzalpoesie fort; eine originelle Nationalpoesie aber begann seit dem 13ten Jahrhunderte in Sicilien, blühte von Dante und Petrarca bis auf Ariost und Tasso (im 13ten 14ten und 15ten Jahrhunderte) in eigenthümlicher Grazie, und verfiel von da in Schwulst und Nachahmung (s. Italienische Poesie). Die spanische Dichtkunst erscheint ursprünglich als Schwester der provenzalischen vermischt mit orientalischem Charakter. Die ersten Versuche der originellen castilianischen Poesie gehen vom 13ten Jahrhunderte an; ihre Blüthe aber fängt mit Carl V. Regierung an, und verfällt von Philipp IV. an wieder; gleichzeitig mit ihr, und verwandt blühte die portugiesische (s. Spanische und Portugiesische Literatur). Die deutsche Poesie, welche mit der nordischen Poesie sehr verwachsen ist, und ihren originellen epischen Cyklus hat, hat mehrmals unter den verschiedensten Tendenzen geblüht, am schönsten aber dann, wo sie von der Nachahmung der Fremden frei gewesen ist. Auch hat sie die poetischen Formen aller Völker in sich aufgenommen (s. Deutsche Poesie). Der Ursprung der englischen und schottischen Poesie verliert sich wie der der deutschen in die ferne Bardenzeit: sie wurde verfeinert durch die nordfranzösische Poesie. Die Blüthe der neuen englischen Poesie aber, welche sich durch gedankenvollen kühnen Ernst und Humor auszeichnet, fällt in die glänzende Zeit der Königin Elisabeth (s. Englische Literatur und Poesie), obgleich Chaucer der Vater der neuern englischen Poesie genannt wird. Die scandinavische Poesie (vorzugsweise nordische genannt) zeigt das Ritterthum in ei-

Digitized by Google

genthümlicher, durch den nordischen Charakter gefärbten Gestalt seit dem dreizehnten Jahrhunderte, wo das deutsche Heldenbuch in Norwegen eingeführt, und fremde Sagen mit einheimischen verschmolzen wurden; im vierzehnten Jahrhunderte trat auch hier die Meistersängerei an die Stelle dieser Sagenpoesie (s. die Art. Dänische und Schwedische Sprache und Literatur). Dieses sind die wichtigsten Völker, welche in dem Gebiete der Poesie uns bekannt sind. Die Geschichte der Poesie wird jedoch immer vollständiger und klarer werden, wenn sie auch die Spuren der Poesie bei den nicht europäischen, z. B. amerikanischen Völkerschaften aufnimmt, die reichen Entdeckungen über die indische, persische, arabische und türkische Poesie benutzt und verarbeitet, so wie auch die Poesie derjenigen Völker, deren Dichtkunst nur flüchtig oder nicht originell geblüht hat (die russische, polnische, ungarische und böhmische Poesie), an ihren Stamm anschließt. Eine besondere Geschichte der Poesie überhaupt und in dem angegebenen Sinne und Umfange ist noch nicht vorhanden. Selbst Hartmanns Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an (Lpz. 1797—1798 in 2 Bdn.) ist unvollendet geblieben. T.

Poet (gekrönter), poeta laureatus, hieß ehemals ein feierlich mit einem Lorbeerkranze gekrönter Dichter. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, herrschte schon bei den Griechen, und fand in den musischen Wettkämpfen statt. Von da kam sie zu den Römern; der Kaiser Domitian krönte bei den von ihm eingeführten capitolinischen Spielen mit eigener Hand Dichter und Redner. Seit dem 13ten Jahrhunderte wurde diese Sitte in Italien erneuert. Die feierlichste Krönung war die des Petrarca (s. d. Art.). Auch die deutschen Kaiser bedienten sich dieser Sitte, und ernannten gekrönte Dichter; von ihnen erhielten die Pfalzgrafen das Recht, Dichter zu krönen. Jetzt ist diese Sitte ziemlich erloschen und wird nur noch von einigen Universitäten ausgeübt, ohne daß eine sonderliche Auszeichnung damit verbunden ist.

Poetik, die Theorie der Poesie, ist eines Theils ein Zweig der angewandten Aesthetik, andern Theils ein Zweig der practischen Sprachwissenschaften. Ersteres in so fern das Princip der schönen Kunst auf Poesie angewendet, und die Dichtkunst sowohl nach ihrem Wesen und Begriff, Materie und Form, als nach ihrem Umfange, oder nach den allgemeinen Classen, welche wir Dichtungsarten nennen, ästhetisch betrachtet wird; letzteres in so fern sie Theorie des poetischen Styls und eigentliche Technik der Poesie ist, wozu auch die Metrik und die Theorie des Reimes gehört. Sie ist eine der am frühesten ausgebildeten Theorien, ja die Aesthetik hat sich aus ihr erst allmälig entwickelt, indem der menschlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung des Schönen von einem besondern Kunstschönen (dem Poetischen) zur wissenschaftlichen Entwickelung der reinen Idee des Schönen aufsteigen mußte (s. d. Art. Aesthetik), und keine Kunst dem Menschen näher lag und gleichsam angeboren war, als die, welche Gedanken durch die Sprache in anschaulicher Vollendung darstellt. Letzteres ist auch der Grund, warum sie in den Lehrbüchern der Aesthetik ausführlicher entwickelt und zu größerer Vollendung gebracht worden ist, als bisher noch die ästhetischen Theorien der übrigen Künste. Unter den Griechen behandelte sie schon Aristoteles in seinem Buche περι ποιητικης, welches

Digitized by

wir nur im Fragmente besitzen (die beste Ausgabe von Gottfr. Hermann), abgesondert; Horaz in seiner sogenannten ars poetica, oder vielmehr in seinem Briefe an die Pisonen, zeigt sich als dessen Schüler. In der neuern Zeit behandelte sie abgesondert Marc. Hier. Vida, Taquarto Tasso und viele andere Italiener, Nic. Boileau, Jul. Cäs. Scaliger, Gerh. Voß, Racine, d'Alembert, Marmontel, Alex. Gottl. Baumgarten, der Stifter der Aesthetik, Joh. Adolph Schlegel, Gottsched, Breitinger, Sulzer (in seiner Theorie der Dichtkunst), Engel (in seinen Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten), Jean Paul Friedr. Richter, in seiner Vorschule der Aesthetik (neue Auflage 1814) und Clodius (in seinem Entwurfe einer systematischen Poetik, Leipzig 1804). Außerdem ist die ästhetische Theorie der Dichtkunst ausführlicher oder kürzer in den allgemeinen Werken der Aesthetik und in den Theorien der schönen Künste, z. B. in den Werken von Batteux, Domairon, Sulzer (allgemeine Theorie der schönen Künste), Schubart, J. A. Eberhard, Eschenburg, Heydenreich, Bouterwek, Pölitz, Schreiber, Ast, Luden, Bachmann, Seckendorf abgehandelt, und durch Betrachtungen über einzelne Gegenstände derselben, besonders von Sturz, Lessing, Klopstock, Moritz, Delbrück, W. v. Humboldt, Herder, Schiller, Göthe, den Gebrüdern Schlegel, Falk, so wie durch Kritiken in den Literatur-Zeitungen, ausgebildet worden. Ueber Verskunst und Prosodie s. die besondern Art. T.

Poinsinet (Antoine Alexandre Henri), geboren zu Fontainebleau im J. 1735, widmete sich frühzeitig der Literatur, und trat zuerst 1753 als Schriftsteller mit einer schlechten Parodie der Oper Titon et Aurore auf. Seitdem schrieb er für die Bühne, besonders für die Opéra comique, wo seine Stücke mit Hülfe der Musik meistentheils gefielen. Den meisten Beifall fanden: Gilles garçon peintre; Sancho Pansa; Le Sorcier; Tom Jones; Ernalide ou Sardomir. Der Dialog hat viel Natürlichkeit und die Verse eignen sich für den Gesang. Seine übrigen Werke sind nicht erwähnenswerth, etwa ausgenommen Le cercle ou la Soirée à la mode, eine Comédie à tiroirs, voll anziehender Details, die sich auf dem französischen Theater erhalten hat. Poinsinet verband mit einigem Talent eine ungemeine Unwissenheit in den gewöhnlichsten Dingen und eine gränzenlose Leichtgläubigkeit. Da seine Unwissenheit mit vieler Eitelkeit gepaart war, so konnte man ihm, wenn man diese in Anspruch nahm, die abgeschmacktesten Dinge aufheften. Ihn auf diese Weise lächerlich zu machen, trat eine eigene Gesellschaft von Spottvögeln zusammen, die unaufhörlich seine Leichtgläubigkeit benutzte, um ihn anzuführen, oder zu mystificiren, welches Wort eigens für ihn in Gebrauch kam. Man spiegelte ihm vor, daß ausgezeichnete Frauen in ihn verliebt seyen, und gab ihm falsche Rendezvous, ohne daß ihm die Augen aufgingen. Man schlug ihm vor, sich das Amt des Ofenschirms beim Könige zu kaufen, und bewog ihn, vierzehn Tage lang seine Schenkel zu rösten, um sich an die Hitze eines Kamins zu gewöhnen. Einst kündigte man ihm an, daß er in die petersburger Akademie aufgenommen werden solle, um an der Freigebigkeit der Kaiserin Theil zu nehmen, daß er aber dazu russisch lernen müsse. Er glaubte diese Sprache zu studiren und fand endlich nach sechs Monaten, daß er sich mit dem Niederbretagnischen beschäftigt habe. Monnet hat von seinen Memoiren den ganzen zweiten Band den Streichen gewidmet, die dem armen Poinsinet von de

Société des persifleurs gespielt worden. Poinsinet war ein Freund vom Reisen; er hatte Italien besucht und wollte Spanien bereisen, als er 1769 im Guadalquivir ertrank. (Man vergleiche über ihn: Rameau's Neffe von Diderot).

Points, s. Spitzen.

Poissarden heißen die Fischweiber in Paris, die in der neuern Zeit durch den Antheil, den sie an einzelnen Ereignissen der französischen Revolution genommen, so berüchtigt worden sind, daß man ihren Namen als Schimpfwort eines pöbelhaften Weibes braucht.

Poitiers, (Pictarium) am Clain, welcher hier die Boivre aufnimmt, die Hauptstadt im ehemaligen Poitou, jetzt die Hauptstadt im Departement der Vienne. Sie ist mit Mauern und Thürmen umgeben, altfränkisch gebaut, und hat zwar einen großen Umfang, aber eine geringe Bevölkerung, indem in 4000 Häusern nur 20,000 Menschen wohnen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich der ehemals mit einer Bildsäule des Königs Ludwig XIV. gezierte Königsplatz aus. Die merkwürdigsten Gebäude sind die zahlreichen Kirchen (vor der Revolution eine Cathedralkirche, 22 Pfarrkirchen und eine Menge anderer Kirchen, Capellen und Klöster). Die von Carl VII. 1431 gestiftete Universität ging während der Revolution ein; statt derselben befindet sich hier eine Akademie mit zwei Facultäten und ein Lyceum; auch sind daselbst eine öffentliche Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Athenäum, eine Société d'émulation und eine Societät des Ackerbaues. Die Industrie ist nicht sehr bedeutend, und beschränkt sich vorzüglich auf Fabriken in wollenen Mützen und Strümpfen, Gerbereien und Branntweinbrennereien. Man sieht hier verschiedene Ueberreste römischer Alterthümer.

Poitiers (Diane de), Herzogin von Valentinois, geboren im J. 1500, war die Tochter von Jean de Poitiers, Grafen de Saint-Vallier, aus einer alten und angesehenen Familie der Dauphiné. Von der Natur war sie mit allen Reizen der Gestalt und des Geistes ausgestattet. Sie war anfangs fille d'honneur der Königin Claudia, und benutzte ihr Ansehn zum Vortheile ihrer Familie. Als ihr Vater, weil er die Flucht des Connetable von Bourbon sollte begünstigt haben, zum Tode verurtheilt worden war, wirkten vornehmlich ihre Bitten ihm Gnade aus. Sie hatte sich schon im J. 1514 mit Louis de Brezé, Großseneschal der Normandie, vermählt und gebar demselben zwei Töchter, deren eine sich mit dem Herzoge von Bouillon, die andere mit dem Herzoge von Aumale verheirathete. Diane war seitdem am Hofe unter dem Namen der Grande Sénéchale bekannt. Im J. 1531 starb ihr Gemahl, und geraume Zeit danach, als sie bereits wenigstens vierzig Jahre alt war, faßte der achtzehnjährige König Heinrich II. die heftigste Liebe für sie, und sie wußte ihre Herrschaft fast zwanzig Jahre lang, bis zu des Königs Tode, zu behaupten. Heinrich verlor in Dianens Umgang die Rohheit und Wildheit des Charakters, die ihm von Natur eigen waren, und nahm eine Leutseligkeit und Sanftmuth an, die er fortan bei keiner Gelegenheit verleugnete; zugleich aber gewöhnte er sich unter ihrer Leitung an Zerstreuung, äußern Prunk und Verschwendung, welche die nachtheiligsten Wirkungen hatten. Diane von Poitiers gehörte zu den seltenen Frauen, deren körperliche Reize nie zu welken scheinen. „Ich sah sie," sagt Brantome, „sechs Monate vor ihrem Tode noch so schön, daß ich kein so steinernes Herz kenne, das

Digitized by

nicht von ihr gerührt worden wäre . . . . Schade, daß einen so schönen Körper die Erde deckt; sie war sehr gutmüthig, mitleidig und wohlthätig. Das Volk mag Gott bitten, daß nie eine schlimmere Geliebte des Königs kommen möge." — Nach Heinrichs Tode zog sich Diane auf das prächtige Schloß Anet zurück, und starb daselbst im J. 1566.

Pol. Pole heißen überhaupt die Endpunkte einer Achse, um welche sich ein Körper dreht. Es gibt auf der Erde zwei solche Punkte, welche Nordpol (arktischer Pol) und Südpol (der antarktische Pol) heißen. Beides sind die äußersten entgegenstehenden Punkte, an welchen sich gleichsam die Weltkugel um ihre Axe herumdreht, und die noch von keinem Menschen besucht worden sind. Vergl. d. Art. Nordpol=Expedition. Die verlängerte Erdachse schneidet aber auch das Himmelsgewölbe in zwei Punkten, welche Weltpole genannt werden. Jene heißen auch Pole des Aequators, weil die Erdachse auf der Ebene desselben senkrecht steht, um sie von den Polen der Ekliptik zu unterscheiden, welche durch eine Linie bestimmt werden, die im Mittelpunkte der Erde auf der Ebene der Ekliptik senkrecht ist. Pole des Magnets, s. d. Art. Magnet. Polhöhe eines Orts heißt die Höhe, in welcher der Pol über dem Horizont erscheint, oder der Winkel, welchen die Gesichtslinie zum Pol mit der Horizontalebene, oder derselbe, den der Erdradius dieses Orts mit der Ebene des Aequators bildet. Daher ist die Polhöhe der geographischen Breite eines Orts gleich. Sie beträgt für die Leipziger Sternwarte 51° 20′ 12″. Polardistanz heißt die Entfernung des Pols vom Scheitelpunkt oder Zenith eines Orts und ist daher der Winkel, welcher die Polhöhe zu einem rechten Winkel oder zu 90 Graden ergänzt.

Polareis, das Eis, welches in ungeheuern Massen um den Nord= und Südpol gelagert ist, nie schmilzt, und alle Versuche, bis zu den Polen vorzudringen, bisher vereitelt hat. Ueber den neuesten Versuch der Art vergl. man den Art. Nordpol=Expedition.

Polarität heißt in der Physik die Kraft gewisser Körper, die sich nur in einzelnen einander entgegengesetzten Punkten vorzüglich stark äußert, wie z. B. die Polarität des Magnets (s. d. Art.), der Electricität, der Galvanischen Säule.

Polarkreis, s. Erdstrich.

Polarstern, s. Nordstern.

Polder heißen in Niederdeutschland eingedeichte Länder, die mit Dämmen gegen Ueberschwemmung verwahrt und dem Meere abgewonnen sind.

Polemik bezeichnet, nach der Ableitung von dem griechischen Worte πολεμος (d. i. Krieg, Kampf, Streit), eigentlich die Kampffertigkeit oder Streitkunst. Man hat den Ausdruck aber insbesondere von einem sonst sehr eifrig behandelten Theile der theologischen Wissenschaften gebraucht, und Polemik dann auch durch Streittheologie übersetzt. Die Theologie ist an sich zwar keine streitende, sondern geht nur darauf aus, die religiöse Wahrheit zur Erkenntniß und Ueberzeugung zu bringen. Weil aber dieselbe vielfach angefochten, und mit mehr oder minder scheinbaren, oder wichtigen Gründen bestritten worden ist, mußte die Theologie selbst eine streitende werden, und die Kirche besonders bedurfte ihrer, um sich gegen die Feinde und Gegner des Christenthums und der Kirchenlehre, gegen Zweifler und Irrlehrer zu vertheidigen und zu verwahren. Auch ist der Friede auf

Digitized by Google

Orden, selbst nach religiöser Ansicht, nicht ohne Streit zu gewinnen. Ein mildernder Ausdruck aber, den man dafür erfand, Elenchtik oder elenchtische Theologie, änderte in der wesentlichen Bedeutung eigentlich nichts. In neuerer Zeit hat man noch allgemeiner den Namen Apologetik dafür beliebt, und damit im engern Sinne die wissenschaftliche Vertheidigung des Christenthums, seiner Wahrheit und Göttlichkeit bezeichnet, während das Wort Polemik sich mehr auf die Vertheidigung der eigentlich sogenannten Kirchenlehre irgend einer der christlichen Parteien zu beschränken schien. Der Name Apologetik hat die Auctorität der frühesten Kirchenväter in so fern für sich, als diese ihre gegen Juden und Heiden gerichteten Vertheidigungsschriften, die ihren Glauben und ihre Lehre gegen mancherlei Einwürfe und Vorwürfe, gegen Beschuldigungen und Zweifel rechtfertigen sollten, Apologien nannten. Da aber die in der Kirchenlehre ausgesprochene Wahrheit sich in den Augen der Kirchenglieder von der Wahrheit des Christenthums selbst nicht entfernt, und die Kirchenlehre eigentlich noch mehr, als das Christenthum, dasjenige ist, dem widersprochen wird, so gilt die Apologetik auch nicht minder von der Vertheidigung der Kirchenlehre, wofür sonst der Ausdruck Polemik allgemein war. Es ward dieselbe auch bis zur zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts so sehr als ein Haupttheil der theologischen Wissenschaften behandelt, daß nicht bloß zahlreiche gelehrte Werke über die Polemik erschienen, sondern auch auf deutschen Universitäten dieselbe in besondern Vorträgen abgehandelt ward. Sie kam durch theologische Klopffechter in Verachtung, und die neuere Zeit, die nur zu sehr das, was man kirchliche Dogmatik oder Kirchenlehre nennt, hat fallen lassen, gab denn auch die Polemik mehr als gut ist, auf — wird aber zu derselben zurückkehren. Denn es ziemt dem Theologen wohl, daß er mit strenger, logischer und wissenschaftlicher Methode die Feste seiner Ueberzeugung und der Lehre, auf deren Bekenntniß er sich verpflichtet, zu vertheidigen, und wenn es Noth thut, neben diesem defensiven, auch einen offensiven Kampf zu führen wisse, einen solchen nämlich, der nicht ohne Liebe, aber mit Wahrheitseifer auch die Gründe bestreitet, auf die eine andere, als die allein wahre Wahrheit sich geltendmachende, Lehre sich stützt. Es begreift sich, daß jede kirchliche Partei eine eigene Polemik haben muß, obwohl allen wesentliche Grundsätze derselben allgemein sind. Die protestantische Polemik richtete sich insbesondere gegen Atheisten, Naturalisten, Indifferentisten und Fanatiker, gegen Juden, Papisten, Calvinisten, Socinianer und die mancherlei Schismatiker. — Uebrigens ist der Ausdruck Polemik, polemisiren und polemisch, während er in der Theologie sich immer mehr verlor, häufig von dieser aufs tägliche Leben übergegangen, wo man sie denn auf Jeden anwendet, der nicht bloß unbefangen etwas behauptet, sondern zugleich die Meinung Anderer bestreitet. Ko.

Polen, ein Land, ein Volk und ein Staat, seit tausend Jahren fast nur durch Unglück denkwürdig. Das Land, die größte Ebene in Europa, hatte, Litthauen eingeschlossen, vor 1772, einen Flächenraum von mehr als 13,000 Q. Meilen, auf welchem höchstens 11 1/2 Millionen Menschen unter 100,000 kleinen Herren der Freiheit ihrer Republik so wenig theilhaftig waren, als der Fruchtbarkeit ihres Bodens. Korn und Weizen, Holz, Honig und Wachs, treffliche Pferde, große Heerden stattlichen Rindviehs, ein unermeßlicher Salzstock machten den natürlichen und den Handelsreichthum des Lan-

des aus, den fischreiche Ströme dem baltischen und dem schwarzen Meere zuführen: aber das Gewerbe lag, außer in Warschau, Bromberg, Posen und einigen Städten der schlesischen Gränze, danieder; die Peitsche des Edelmanns war die Seele der Nationalökonomie, und jede Thätigkeit des Erfindungsgeistes ersäufte der Jude in Branntwein; denn der leibeigene Pole sagt: „nur was ich vertrinke, ist mein." — Polen war das Land ungeheurer Widersprüche; das kleinste seiner Uebel waren Schaaren von Wölfen und andern Raubthieren. — Das Volk, ein Zweig der Sarmaten an dem Borysthenes, erlangte in dem großen Völkergedränge der Gothen und Hunnen, noch mehr in dem zweihundertjährigen Kampfe mit den Germanen und in dem eigenen Parteiengewühle eine wunderbar elastische Gediegenheit, zusammengesetzt aus Nachgeben und Widerstand, aus Unterwerfung und Trotz, aus Knechtssinn und Vaterlandsstolz. Den ersten slawischen Stämmen, die schon im 6ten Jahrhunderte die Finnen vor sich hertrieben, den Dnepr hinauf- und die Weichsel hinabzogen, und dort als Litthauer, hier, an den baltischen Ufern, als Preußen und Letten sich verzweigend, Hütten baueten, folgten im 7ten Jahrhunderte die Lechen, ein anderer slawischer Stamm. Der Cultur empfänglicher als jene wilden Horden, nahmen sie zugleich mit der Schreibkunst um 960 das Christenthum an, und hießen am Ende des 10ten Jahrhunderts Polen, d. i. die Slawen der Ebene. Kampf mit den Nachbarn war das Schicksal dieses neugebildeten, unter einem Piast seit 840 zwischen der Weichsel und Wartha vereinigten, dann aber unter den männlichen Erben Piasts in kleinere Fürstenthümer vertheilten Volks; daher stete Unsicherheit der Gränzen, und kein anderer Verband im Innern, als Stammgenossenschaft, ein Piastengeschlecht, und ein gemeinschaftlicher Name. Diese Einheit, die mehr in der Meinung und im Gefühle, als in einer gesetzlichen Form bestand, wirkte aber mächtig auf die Einbildungskraft des Polen, und begeisterte ihn zu der heldenmüthigsten Vaterlandsliebe. Gleichwohl überließ er sich, wie es allen Menschen begegnet, die einer gesetzlichen Ordnung und Freiheit entbehren, und von ihren Gefühlen sich beherrschen lassen, jeder politischen Ausschweifung mit eben so viel Leichtsinn als Leidenschaft, so daß in dem Mehrtheile der polnischen Staatsbürger, d. i. in dem Adel, ein republikanischer Charakter nie reifen konnte. In so fern kann man die Masse des Volks veränderlich oder charakterlos nennen. Darum fehlte es aber nicht in ihr an einzelnen ausgezeichneten Männern, welche die Zierde jedes Freistaats gewesen seyn würden. Mit jugendlicher Schwärmerei verbanden sie männliche Kraft und republikanischen Edelmuth. So haben sich in Polens Geschichte unsterblich gemacht die Tarnowski, Zamoyski, Zolkievki, ohne die Helden und Staatsmänner in der neuesten Zeit zu erwähnen. Andere hingegen wurden durch die innern Spaltungen nach außen hin getrieben, und verriethen aus blinder Parteiwuth an den Feind ihr Vaterland. So hat Polen als Staat so lange mit den Grundübeln seiner Verfassung gekämpft, bis es in denselben unterging. In dieser Republik herrschte nämlich das Princip der Gesellschaftlichkeit, nicht das der Einheit, ob sie gleich schon unter Boleslav Chrobi, im J. 1025 ein Königreich hieß. Der Baum der Freiheit stand ohne Wurzeln, bis ihn der Sturm umwarf. Unstreitig war das Wahlrecht die Losung des Parteientummels. Gesetzliche Ordnung und bürgerliche Freiheit aber konnten nicht emporkommen, weil die politische Unform in dem Satze bestand: der Edel-

Digitized by Google

mann allein ist Staatsbürger. Dieser rohen, tausendköpfigen Souverainetät wurde ihr Staatszweck nie ganz klar. Daher verlor die Nation eine Bedingung ihrer Unabhängigkeit nach der andern; zuerst Schlesien und die Oder, dann die Ostsee, hierauf den Dnepr, endlich die Karpathen. Ein Staat aber, der keine festen Gränzen hat, der vom Meere abgeschnitten ist, und der nie zur Stärke der Einheit in seinem Innern gelangt, wird stets der Kampfpreis der Politik seiner Nachbarn seyn. Das Unglück fing an, als die Piasten das Land unter ihre Söhne theilten. Boleslaus III. übertrug zwar im J. 1138 dem ältesten, als dem Besitzer von Cracau, eine Art von Obergewalt über die andern Fürsten; allein dieß vermehrte nur die Unruhen. Auch das Christenthum, welches am Ende des 10ten Jahrhunderts in Polen aufkam, konnte bei den Ansprüchen der Hierarchie, und bei dem durch zweihundertjährigen Krieg tief gewurzelten Hasse zwischen den Deutschen und Polen, auf die Cultur der letztern nicht wohlthätig einwirken. Als hierauf Conrad von Masovien die Deutschherren gegen die Preußen zu Hülfe rief, und diese seit 1230 bis 1404 das baltische Küstenland von der Oder bis zum finnischen Busen sich unterwarfen, verlor Polen seine nördliche Vertheidigungslinie und den Seehandel. Zwar hatte Wladislav Lokietek, der sich 1305 als König von Cracau krönen ließ, den ersten Kern der lockern Ländermasse, Großpolen an der Warte, mit Kleinpolen an der obern Weichsel zu einem Ganzen verbunden, aber zu spät. Die Deutschen hatten den polnischen Staat schon überflügelt; daher mußte sein Sohn Casimir, der als Gesetzgeber und Bildner des Innern den Beinamen des Großen erhielt, der Oder und der untern Weichsel im kalischer Frieden 1343 förmlich entsagen. Indeß arbeitete dieser kluge Fürst desto glücklicher an der Aufrichtung einer guten gesellschaftlichen Ordnung. Er befestigte die Städte, und befreiete sie vom Drucke des Adels, begünstigte aber aus Liebe zu einer Jüdin zu sehr dieses fremde Volk, welches späterhin das Gewerbe und den Geldhandel an sich zog, und den Nationalwohlstand erstickte. Mit Casimir erlosch 1370 der Piastische Mannsstamm. Nun fing der Adel an, seine Stimme den Thronfolgern gegen persönliche Vorrechte, die ihnen zum Nachtheile des Ganzen bewilligt werden mußten, zu verkaufen. Die Vereinigung Polens mit Ungarn war daher nutzlos für die Befestigung der Monarchie. Natürlicher und deßhalb dauerhafter war die Verbindung Polens mit Litthauen seit 1386, indem der litthauische Großherzog Jagello durch Heirath und Wahl die polnische Krone erhielt. Aber Sprache und Sitten trennten fortwährend den Litthauer von dem Polen; das Christenthum, zu welchem jener sich erst jetzt bekannte, war kein politisches Band, das die beiden Halbbrüder zu Einem Volke vereinigen konnte. Doch waren sie jetzt mächtiger zum Schutze wie Angriffe gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Orden. Polen schien sogar die verlornen Naturgränzen wieder zu gewinnen, als die Ritter durch den Vertrag von Thorn 1466 Culm und die Weichsel bis Elbingen an Polen abtreten und die Schutzhoheit der Republik über das Ordensland anerkennen mußten; auch Liefland fiel 1558 an Litthauen, und Curland wurde 1561 ein polnisches Lehn. So wurde Polen, zumal da der litthauische Adel seit dem J. 1569 mit dem von Groß- und Kleinpolen Eine Versammlung bildete, der mächtigste Staat im Norden. Aber zugleich erlangte der Adel durch den Handel, den er mit der Thronfolge trieb, deren Erblichkeit er den Jagellonen oft streitig machte, das

Digitized by Google

Recht, die Nation, mit Ausschluß des Bürgerstandes, allein zu vertreten. Er erschien auf den Reichstagen durch Landboten, ohne deren Einwilligung seit 1505 nichts über die Reichsverfassung beschlossen werden durfte. Auch konnte der König nur Eingeborne von Adel zu Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Castellanen und Ministern ernennen, welche zusammen den ersten Reichsstand, oder den Senat auf dem Reichstage bildeten. Aber gerade damals bedurfte der Staat einer festen Hand, die das Ganze zusammenhielt. Smolensk, das Bollwerk Polens am Dnepr, ward (1514) von den Russen erobert, und im Innern entbrannte wilder Religionshaß; doch erlangten die Dissidenten d. i. die Protestanten nebst den Socinianern und den nicht unirten Griechen auf dem Reichstage zu Wilna 1563 gleiche Rechte mit den Catholiken. Damit aber auch dieser Relligionsfriede den Polen keinen Segen brächte, mußte das Haus der Jagellonen 1572 aussterben. Seitdem ward Polen förmlich ein Wahlreich, und blieb es bis zur Constitution vom 3ten Mai 1791. Heinrich von Anjou beschwor als Wahlkönig die ersten Pacta conventa, gleichsam das Nationalgesetz der Adelsfreiheit. Von der Zeit an entzweite Parteisucht die Stimmführer unter dem Adel, und der Familienhaß rief fremde Waffen in das Land. So legte die Zamoiskische Partei, indem sie durch die Wahl des schwedischen Prinzen Sigismund die beiden ersten nordischen Kronen zu vereinigen glaubte, nicht nur den Grund zur innern Spaltung, die durch das Adelsvorrecht der Generalconföderation und Insurrection (seit 1607) sogar gesetzmäßig seyn konnte, sondern auch zu dem blutigen Kriege mit Schweden, das endlich im Frieden zu Oliva 1660 sich über Polen erhob. Die Republik verlor an Schweden Liefland, und an den großen Churfürsten von Brandenburg (1657) die Souverainetät über Preußen. Im Innern aber lösete sich der lockere Zusammenhang der politischen Masse in Anarchie auf, als unter Johann Casimir (1648—1669) das liberum veto gesetzlich wurde, nach welchem der Widerspruch eines einzigen Landboten den Beschluß aller übrigen umstoßen konnte. Von der Conföderation war nur ein Schritt noch bis zum Staatsverrath. Parteisüchtige begünstigten den Abfall der Kosacken, die sich 1654 unter Rußlands Schutz begaben, worauf auch Smolensk ein zweitesmal, nebst Kiow, dem Dnepr und der jenseitigen Ukraine 1667 im 13jährigen Waffenstillstand zu Andrussow an Rußland abgetreten wurden. Damals sagte der König Johann Casimir in seiner Rede an die Reichsversammlung, den 4ten Juli 1661, richtig voraus, warum, von wem und wie einst Polen getheilt werden würde. Der tapfere König Sobieski bestätigte jene Abtretungen in dem ewigen Frieden 1686; doch machte sich dagegen Rußland verbindlich, ihm zur Eroberung der Moldau und Wallachei beizustehn. Nach seinem Tode (1696) schien der Thron dem Meistbietenden zuzufallen (s. d. Art. Polignac). Als der sächsische Churfürst (s. August II) sich gegen die französische Partei behauptete, und an Peter I. von Rußland anschloß, ward die Republik, die sich selbst nicht schützen konnte, und dennoch das sächsische Heer seiner Freiheit für gefährlich hielt, wider seinen Willen durch den Wankelmuth und den Ehrgeiz des Cardinals Radziecowski in den nordischen Krieg verwickelt, der Rußland zur ersten Macht im Norden erhob. Dadurch ward Polens Schicksal entschieden. Schwedische Waffen bewirkten 1704, was später 1733 bis 1795 die russischen thaten. Sie verfügten über den polnischen Thron. Bestechlichkeit und Luxus machten jetzt gleiche Fortschritte unter dem

Digitized by Google

polnischen Adel, um die Gesammtkraft des Ganzen zu lähmen und zu vernichten. Damit das Maß der Verwirrung voll würde, beschränkte man die constitutionellen anderthalbhundertjährigen Rechte der Dissidenten seit 1717. Die Jesuiten schürten das Feuer, und ihr ungerechtes Blutgericht zu Thoren (1724) wurde die Losung zu tödtlichem Hasse. Endlich schloß man auf den Reichstagen 1733 und 1736 die Dissidenten von den Stellen der Landboten, dem Eintritte in die Gerichtshöfe und überhaupt von allen öffentlichen Aemtern aus; man wollte sie nur wie Schutzjuden behandelt wissen. Polen that nicht nur hierin, sondern auch in seiner politischen und moralischen Cultur, welche französischen Witz und Leichtsinn mit Schwelgerei und Rohheit zu vereinigen suchte, auffallende Rückschritte in die Zeiten des Faustrechts. So entbrannten alle Leidenschaften in verderblicher Gährung, als Catharina II. ihren Liebling, den Grafen Poniatowski, 1764 auf den polnischen Thron setzte. Er verdiente ihn, aber zu schwach, den anarchischen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte er zwischen Rußlands Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, wodurch er endlich die Achtung Aller verlor. Indeß war der Fanatismus der Bischöfe Soltyk von Cracau, und Massalski von Wilna, mit welchem sie sich der Wiederherstellung der Religionsfreiheit widersetzten, die Hauptursache des Bürgerkriegs, der Polen in die wildeste Unordnung stieß, und das endliche Schicksal des Staats herbeiführte. Rußland nahm sich der Sache der Dissidenten an; eine Generalconföderation entstand, aber der Reichstag sah sich ganz unter russischem Einfluß. Dagegen erhob sich die Conföderation zu Bar, von Frankreich unterstützt, und der Krieg mit Rußland brach aus. Die fremden Truppen verwüsteten das Land, und das wilde, sinnlose Verfahren einiger polnischen Parteihäupter erregte bei den drei großen Nachbarmächten eine solche Nichtachtung der natürlichen Rechte des polnischen Volks, daß sie, wie Catharina sich ausdrückte, Polen für ein Land hielten, in dem man sich nur bücken dürfe, um etwas aufzuheben. Bei dieser innern Zerrüttung schien es dem österreichischen Hofe zeitgemäß zu seyn, die zipser Städte, welche im J. 1402 von Ungarn an Polen verpfändet worden waren, in Besitz zu nehmen, und die schlaue Politik des österreichischen Staatsministers Kaunitz leitete endlich das petersburger und dieses das preußische Cabinet auf den Gedanken einer Theilung Polens. Wie dieß zuerst von Kaunitz ausgegangen, hat von Dohm in seinen Denkwürdigkeiten (I. 433 folg.) gezeigt. Der russische Minister machte den 2ten September 1772 den Beschluß der drei Mächte bekannt, und die Republik Polen genehmigte endlich den 18ten September 1773 diesen schon vollzogenen Theilungstractat, nach welchem Polen von 13,000, 10,000 Q. Meilen behielt. Das preußische Polen und der Netzdistrict fielen an das Königreich Preußen, wodurch Polens Ostseehandel von Preußen abhängig wurde. Rußland bestimmte jetzt die innere Verfassung der unglücklichen Republik. Nun erst ward den Polen klar, worin ihr Staatszweck eigentlich bestehe, und wodurch sie diesem bisher mit thörichter Verblendung entgegengehandelt hatten. Um ihre Unabhängigkeit festzustellen, arbeiteten sie, durch Friedrich Wilhelms II. von Preußen Zusicherung seines Schutzes ermuthigt, an einer neuen Verfassung. Das Wahlreich sollte aufgehoben, und der dritte Stand in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden. Dieß waren die Grundlagen der Constitution vom 3ten Mai 1791. Aber Rußland verwarf sie, und erklärte sich für die miß-

Digitized by Google

vergnügten Polen, die zu Targowicz eine Conföderation gegen die bereits vom Reichstage angenommene Constitution geschlossen hatten. Preußen konnte sich nicht widersetzen, verließ die Sache der Republik, und willigte in eine zweite Theilung 1793, nach welcher Rußland 4000 Q. Meilen hinwegnahm, 1000 Q. Meilen aber nebst Danzig und Thorn Preußen überlassen wurden. Russische Bayonnete nöthigten die durch solche Behandlung empörten Glieder des Reichstags, die Zerstückelung ihres Vaterlandes zu genehmigen. Der Rest von Polen stand jetzt ganz unter russischer Vormundschaft. Da erhob sich Kosciuszko an der Spitze der Conföderation von Cracau im März 1794. Im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit wurde Warschau und Wilna befreit. Der Tag von Raclawice (4ten April 1794) und der Entsatz des von dem preußischen Heere belagerten Warschau's im Anfange des Septembers sind die schönsten Tage in dem Leben der polnischen Nation. Aber sie kamen zu spät. Ohne Festungen, ohne Tactik, ohne Bundesgenossen, ja ohne Waffen, mußte die Verzweiflung der Nation, da Russen, Preußen und Oesterreicher sie umzingelten, unterliegen, auch wenn die Polen mit mehr Eintracht gehandelt, und mehr große und edle Männer, wie Kosciuszko war, gehabt hätten (s. Kosciuszco). Das Land ward im October 1795 gänzlich unter Rußland, Preußen und Oesterreich vertheilt. Der letzte König lebte in Petersburg von einem Gnadengehalte, und starb daselbst 1798. Den Polen blieb nichts als ein schmerzlich verwundetes Nationalgefühl, ein bitterer Haß gegen Russen und Deutsche, ein vergebliches Harren auf französische Hülfe und die Theilnahme — der öffentlichen Meinung. Rußland hatte über 7500 Q. Meilen und 4,600,000 Einwohner; Oesterreich 2510 Q. Meilen mit 5 Millionen Einwohnern; Preußen über 2900 Q. Meilen mit 2,550,000 Einwohnern von Polen erhalten. So blieb der Zustand des zerrissenen Landes, das nun erst durch fremdes Gesetz innere Ordnung und Polizeianstalten empfing, bis in den November 1806, wo Napoleons Siege die ausgewanderten Polen unter Dombrowski nach Posen und Warschau führten. Der Friede zu Tilsit (9ten Juli 1807) bildete hierauf aus dem größten Theile der von Preußen erworbenen polnischen Provinzen das Herzogthum Warschau, welches einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen, und zugleich mit dem französischen Gesetzbuche eine der französischen ähnliche Verfassung erhielt, nach welcher die Leibeigenschaft aufgehoben wurde. Danzig sollte eine von den Preußen und Sachsen beschützte Republik werden, blieb aber ein französischer Waffenplatz. Die Dotationen französischer Offiziere verringerten das Staatseinkommen; noch mehr that dieß das Continentalsystem, welches allen Handel aufhob, so daß die Polen mitten in dem natürlichen Reichthume ihres Landes das Schicksal des Tantalus hatten. Auch die Truppenstellung für den französischen Kriegsdienst zerrüttete den Wohlstand des neugeschaffenen Staates, und vernichtete was Preußen mit großer Aufopferung geschaffen hatte. Doch erhielten sich die in den Departements Posen und Bromberg entstandenen Tuch- und Leinenmanufacturen. Die Regierung des Herzogthums that Alles, was unter so ungünstigen Umständen sich thun ließ. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1809 vermehrte zwar die Landesnoth, entwickelte aber die Streitkraft des Volks auf eine außerordentliche Art. Die polnische Armee wetteiferte, unter französischem und Poniatowski's Oberbefehl, an Kriegsmuth mit den besten Truppen Frankreichs. Sie drang bis Cracau vor, und der

Google

wiener Friede (14ten October 1809) fügte zu dem Herzogthume Warschau, das bisher 1850 Q. Meilen mit 2,200,000 Einwohnern enthalten hatte, Westgalizien hinzu, so daß es nunmehr gegen 2800 Q. Meilen groß war, 3,780,000 Einwohner zählte, und ein wohlgerüstetes Heer von 60,000 Mann aufstellte, das in Spanien mit großer Tapferkeit focht. Unter diesen Umständen erhob sich der alte Nationalstolz wieder. Die alten Gränzen, ein eingeborner König und die Wiederherstellung des Namens Polen war der einmüthige Wunsch der Nation. Auf diesen von ihm absichtlich begünstigten Wunsch bauete Napoleon seinen Angriffsplan gegen Rußland im J. 1812, den er den zweiten polnischen Krieg nannte. Er wußte es so einzuleiten, daß den 28sten Juni 1812 eine polnische Generalconföderation in Warschau die Wiederherstellung Polens feierlich ausrief; allein der Enthusiasmus war nicht allgemein. Die Anstrengungen des Herzogthums, das über 80,000 Mann ausrüstete, wurden durch Napoleons Art, den Krieg zu führen, größtentheils vergeblich gemacht. Die Litthauer hielt Tormassow in Ordnung, und statt „16 Millionen Polen," die Napoleon durch sein Machtwort beritten machen wollte, sammelten sich kaum einige Bataillone Freiwilliger. Doch leisteten tapfern Widerstand die Festungen Zamosk, Modlin und Thorn, in welchen aber auch französische und deutsche Truppen zur Besatzung gehörten. Was Polen in diesem Restaurationskriege litt, und wie Napoleon selbst seinen Erfolgen entgegenarbeitete, erzählt der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, sein Botschafter in Warschau (s. Histoire de l'Ambassade dans le Grand Duché de Varsovie en 1812, Paris, 3te Aufl. 1815), ein Augenzeuge und Theilnehmer, den aber Napoleon in der Folge der Geschichte als die Ursache seiner Unfälle aufdringen wollte. Grausamer ist nie eine Nation getäuscht worden, als die polnische in diesem Kriege. Die polnischen Schaaren folgten dem geschlagenen Kaiser bis Frankreich; ein Theil sogar bis Elba; und der aufgeregte Enthusiasmus des Polen hing an Frankreich bis zu dem letzten Augenblick. Indeß nahm Rußland das ganze Herzogthum in seine Verwaltung. Danzig mit seinem Gebiete trat unter die preußische Herrschaft zurück, und der Congreß der europäischen Mächte in Wien entschied im Mai 1815 das endliche Schicksal des Landes dahin, daß 1) die Stadt Cracau mit ihrem Gebiete von ungefähr 20 1/2 Q. Meilen mit 61,000 Einwohnern und 200,000 Thaler Einkünften als freie und unabhängige Republik sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren sollte; 2) daß der auf dem rechten Weichselufer liegende Bezirk an Oesterreich zurückfiel, welches auch den im wiener Frieden an Rußland abgetretenen tarnopoler Kreis wieder erhielt; 3) daß der culmsche und michelau'sche Kreis, die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete, das Departement Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peysernschen Kreises, und der Theil des Departements Kalisch bis an die Prozna, mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens (näher bestimmt durch den Gränzvertrag mit Rußland vom 11ten November 1817), an den König von Preußen abgetreten wurden, welcher Danzig, Thorn, Culm und Michelau mit Westpreußen vereinigte, aus dem Uebrigen aber, das zusammen 537 Q. Meilen mit 779,000 Einwohnern betrug, das Großherzogthum Posen errichtet, und den Fürsten Ant. Radziwill zum königlichen Statthalter ernannt hat; 4) daß alles Uebrige mit dem russischen Reiche unter dem Namen des Königreichs Polen vereinigt wurde, aber eine abgesonderte Ver-

Digitized by Google

waltung und diejenige innere Territorialausdehnung erhalten sollte, die ihm der russische Kaiser zu geben für gut findet. Der Kaiser Alexander hat daher den Titel: Czar und König von Polen angenommen, und sich in Warschau huldigen lassen. So ist also Polen vierfach gespalten, hat aber seinen Namen und seine Sprache gerettet; denn die wiener Verträge haben zugleich allen Polen, die Unterthanen einer der drei Mächte werden, Einrichtungen zugesichert, welche ihre Nationalität erhalten sollen. Natürlich sind sie damit nicht zufrieden gestellt; allein sie haben mehr erlangt, als sie nach ihrer feindlichen Stellung, innern Zwietracht und engen Verbindung mit Frankreich und Napoleon je erwarten konnten. Daß Polen endlich einer gesetzmäßigen Ordnung und eines freien Handels sich erfreuen werde, darf der Weltbürger hoffen, ob er gleich gewünscht hätte, daß so wie Ungarn als eigener Staat zur österreichischen Monarchie gehört, auch Polen als eigener Staat mit der preußischen Monarchie verbünden worden wäre, da die natürliche Abdachung des Landes die Weichselländer dem Besitzer der Ostseeküste anweiset. Litthauen kann nur dem Dnepr und der Düna folgen. Das Wichtigste, was die Polen gerettet sehen, ist ihre Sprache. Ueber diese und über ihre Literatur s. die eigenen Art. — Vor den Abtretungen zu Andrussow (1667) hatte Polen 16 Millionen Einw. Das jetzige russische Königreich Polen zählt auf 2191 Q. Meilen in 481 Städten und 22,694 Dörfern nur 2,732,324 Menschen, worunter 212,944 Juden. Es wurde 1816 in acht Woiwodschaften: Masovien mit Warschau; Kalisch; Cracau mit der Hauptstadt Miechow; Sandomir mit Radom; Lublin; Podlachien mit Siedlce; Ploczk; und Augustow mit Suwalki, getheilt. Der Staat wird nach der vom Kaiser Alexander gegebenen und von ihm in Warschau am 27sten November 1815 unterzeichneten Constitution regiert. Der König hat die vollziehende Gewalt, deren Ausübung einem Staatsrathe, dem Statthalter (Namiestnik), welche Würde jetzt der zum Vicekönig und Fürsten erhobene General von Zajonzeck bekleidet, und fünf Ministern übertragen ist. Der Reichstag, den der König alle zwei Jahre beruft, und dessen Sitzung 30 Tage dauert, besteht 1) aus der Kammer des Senats (30 Mitglieder, als: 10 Bischöfe, 10 Woiwoden und 10 Castellane); 2) aus der Landboten-Kammer, in welcher 77 von den Adelsversammlungen der 77 Districte ernannte Landboten und 51 Gemeinde-Deputirte (es gibt 8 Gemeindeversammlungen für die Stadt Warschau und 43 für das übrige Gebiet) so wie die Mitglieder des Staatsraths, Sitz und Stimme haben. In dieser dürfen aber bloß die fünf Minister und die Mitglieder der drei Commissionen, welche die Kammer für die Finanz-, Civil- und Criminalgesetze (jede von fünf Mitgliedern) ernennt, sprechen; die andern Landboten entscheiden nur nach geheimer Abstimmung. Der Reichstag prüft die im Staatsrathe abgefaßten Gesetzvorschläge. Alle christliche Gemeinen haben gleiche kirchliche und politische Rechte; die Preßfreiheit ist anerkannt, und alle öffentliche Beamte, die Mitglieder des Staatsraths, die Minister u. s. w. sind verantwortlich. Primas des Königreichs ist der Erzbischof von Warschau; der jetzige, den die römische Curie 1818 als Erzbischof bestätigte, heißt Malczewski. Der polnische Reichstag versammelte sich seit 23 Jahren das erstemal wieder den 26sten März 1818. Der Kaiser eröffnete ihn und schloß ihn (den 29sten April) mit einer Rede. Es ward der Entwurf einer neuen Strafgesetzgebung für das Königreich Polen von der Kammer angenommen. Die Einkünfte betrugen

1817: 60,692,686 polnische Gulden (4 Groschen) und die Ausgabe über 52 Millionen poln. Guld., die Staatsschuld 150 Millionen poln. Guld. Die polnische Nationalarmee, deren Bildung der Großfürst Constantin, ihr jetziger Generalissimus, geleitet hat, ist 50,000 Mann stark, darunter 20,000 Mann Reiterei. Ein eigenes diplomatisches Corps hat Polen nicht erhalten. Noch beschäftigt man sich seit 1818 mit der Verbesserung der Straßen und des öffentlichen Unterrichts, so wie mit der allmäligen Verwandlung der polnischen Juden in Staatsbürger, wozu der poln. General Graf Krasinski in seinem Aperçu sur les Juifs de Pologne (Paris 1818) einen sehr edeln aber kühnen Weg vorgeschlagen hat. Auf dem nächsten Reichstage, hoffen die Polen, wird über die Wiedervereinigung der jetzt noch zu Rußland gehörigen polnischen Provinzen mit ihrem Königreiche ein Beschluß gefaßt werden. Die Orden Polens sind: 1) Der Orden des weißen Adlers, gestiftet von August II., König von Polen und Churfürst von Sachsen, während des Krieges mit Schweden, am 2ten November 1705. Dieser Orden, dessen Statuten nie bekannt geworden sind, hat nur eine Classe. Er stand ehemals in Ansehn, war seit der Theilung Polens im J. 1795 fast ganz erloschen, wurde durch die Constitutionsacte vom 21sten Juli 1807 wieder hergestellt, und nachher vom Könige von Sachsen Friedrich August, als Herzog von Warschau, jedoch nur selten, vertheilt. Der Kaiser Alexander stellte mit dem neuen Königreiche Polen auch diesen Orden wieder her, trug ihn selbst bei seinem feierlichen Einzuge in Warschau am 12ten November 1815, und vertheilte ihn an mehrere der ersten polnischen Staatsbeamten. 2) Der Orden des heiligen Stanislaus (des Schutzpatrons von Polen) als Verdienstorden gestiftet vom König Stanislaus Augustus, aus dem Hause Poniatowsky, bald nach seiner Thronbesteigung am 8ten Mai 1765. Dieser Orden stand nie in hohem Ansehn, und hatte seit 1795 gleiche Schicksale mit dem Orden des weißen Adlers. Alexander stellte ihn am 1sten December 1815 wieder her, veränderte ihn aber, indem er statt einer Classe, aus welcher der Orden bis dahin bestanden hatte, vier Classen anordnete. 3) Der Militär-Verdienst-Orden, gestiftet vom König Stanislaus August im J. 1791, in der Folge durch die targowiczer Conföderation unterdrückt, durch die Constitution vom J. 1807 wieder hergestellt und von Alexander im J. 1815 erneuert und bestätigt. Er besteht aus drei Classen. — Ein Hauptwerk über Polen, zugleich mit sichtbarem Hasse gegen Catharina und Poniatowski geschrieben, ist Rulhiere's Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette République, 4. Vol. Paris 1807; über die erste Theilung Polens s. v. Dohms Denkwürdigkeiten I. und Lettres du Baron de Vioménil, Paris 1808; auch Malte-Brun's, einseitig und eilfertig entworfenes, aber in Ermangelung eines bessern noch jetzt sehr brauchbares Werk: Tableau de la Pologne ancienne et moderne, Paris 1807. Damit verbinde man Zekels historisch-statistische Werke über Polen und Galizien, Wien 1804—1809, und ...tts Topographie des Herzogthums Warschau, Leipzig 1810, und ...Holsche Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neu-ostpreußen, Berl. 1807. K.

Policinell, s. Pulcinella.

Polignac (Melchior von), Abbé, zuletzt Cardinal, ein französischer Diplomatiker, geboren 1661, gestorben 1741, stammte aus einem der angesehensten Häuser in Languedoc. Schon im J. 1689

Digitized by Google

hatte er sich bei den Unterhandlungen mit dem Papste Alexander VIII. in Ansehung der Artikel, welche die französische Geistlichkeit im J. 1682 für die gallicanische Kirche angenommen hatte, so gewandt gezeigt, daß jener Papst in einer der letzten Audienzen zu ihm sagte: „Sie scheinen immer meiner Meinung zu seyn, und doch siegt immer zuletzt die Ihrige." Auch Ludwig XIV., der dem Abbé bei dessen Rückkehr von Rom eine Audienz ertheilte, sagte von ihm: „Ich habe eben mit einem jungen Menschen eine Unterredung gehabt, der mir beständig widersprach, ohne daß ich auch nur einen Augenblick ungehalten werden konnte." — Im J. 1693 ward er als außerordentlicher Botschafter nach Polen geschickt, um den König Johann Sobieski von dem Bunde mit Oesterreich gegen die Pforte abzuziehn, und zu einem Bunde mit Frankreich gegen Oesterreich zu bewegen. Nach Sobieski's Tode 1696 sollte er die polnische Königswahl auf den Prinzen Conti leiten, und Ludwig XIV. gab ihm Vollmacht, Jedem, der dazu beitragen würde, eine Pension von 100,000 Livres zu versprechen. Doch fand seine lateinische Anrede an die polnische Wahlversammlung (bei Flassan IV., 141) erst Beifall, als ihm 560,000 Livres zur Vertheilung unter die Großen zu Gebote standen. Ob er aber gleich noch andere 500,000 Livres versprach, so gewann dennoch der Bischof von Cujavien eine starke Partei für den Churfürsten von Sachsen. Der Abbé Polignac vermochte bloß, die Partei zu trennen, welche sich für den Prinzen Jacob, Sohn der Königin von Polen, erklärt hatte. Die Königin, darüber aufgebracht, verlangte vom Minister die Zurückgabe ihres Portraits; da der Abbé dieß nicht thun wollte, so begab sie sich, als er abwesend war, von ihren Garden begleitet, in sein Zimmer, und nahm es weg. Dieß zog dem Abbé in Frankreich vielen Tadel zu. Auf sein Verlangen schickte man einen zweiten Gesandten nach Warschau, den Abbé von Chateauneuf; beide Minister handelten nun gemeinschaftlich; aber die von Frankreich auf Danzig gezogenen Wechselbriefe wurden nicht acceptirt, und Polignac sah sich außer Stand, seine Zusagen, die sich auf 3 Millionen Livres beliefen, zu erfüllen. Der Prinz Sapieha, Großfeldherr von Litthauen, trat daher von der französischen Partei ab, ob er gleich schon 80,000 Thaler erhalten; doch gewann ihn zuletzt der Abbé wieder, mittelst einer Summe von 400,000 Livres. Alles schien sich jetzt für ihn zu erklären, zumal da er bis zur gänzlichen Zahlung der versprochenen Summen als Geisel bleiben wollte. Der Primas rief daher den 26sten Juni den Prinzen von Conti zum Könige aus; aber mitten unter dem Tedeum erschien der Bischof von Cujavien auf dem Wahlfelde, und rief den Churfürsten von Sachsen als König aus, der bald darauf in Cracau seinen Einzug hielt. Auch der Prinz von Conti langte mit 500,000 Livres und vielen Juwelen vor Danzig an; aber die Stadt erlaubte ihm nicht ans Land zu treten, und er segelte nach Frankreich zurück. Zugleich erklärten die Danziger, daß sie den Abbé Polignac nicht als Gesandten, sondern als Feind ansähen, und bemächtigten sich seines Eigenthums. Der Abbé ging hierauf nach Stettin, und ward im J. 1698 zur Strafe für seine verunglückte Mission in seine Abtei Bonport verwiesen. In der Folge wurde er im J. 1710 als französischer Minister zu den Verhandlungen von Gertruydenberg gesandt. Hier war es, wo er gegen die holländischen Minister, als sie die bekannten demüthigenden Foderungen an Frankreich machten, mit Bitterkeit bemerkte: „Meine Herren, sie sprechen wie Leute, die nicht gewohnt sind zu siegen." — Der König rief

Digitized by Google

damals seine Minister zurück, die vorher noch ein starkes Schreiben an den Großpensionär Heinsius erließen. Dießmal empfing Ludwig den Abbé von Polignac gnädig. Er ernannte ihn im J. 1712 nebst dem Marschall d'Huxelles und Menager zu seinem Bevollmächtigten bei dem Congresse zu Utrecht. Polignac nahm an allen Verhandlungen Theil, unterzeichnete aber den Friedenstractat nicht, sondern zog sich im Februar 1713 zurück, weil er die Ausschließung Jacobs III. vom englischen Throne nicht unterschreiben mochte, da er diesem Prinzen den Cardinalshut verdankte. Ludwig schickte ihn hierauf als Botschafter nach Rom, wo er sich durch Geist, Geschmack und Kenntnisse allgemeine Achtung erwarb. Polignac ist auch als Schriftsteller bekannt durch ein Lehrgedicht von mehr als 10,000 Hexametern, welches in acht Büchern das Epicuräische System widerlegt: Anti-Lucretius, s. de deo et natura, Paris 1747. Es ist ins Italienische, Englische, Französische und ins Deutsche übersetzt. S. die Histoire du Cardinal de Polignac. K.

Polignac (Gabriele Jolande Martine, geborne de Polastron, Herzogin von), geboren 1750, starb zu Wien 1793. Sie war die innigste Vertraute der unglücklichen Königin Marie Antoinette; daher auch sie der Haß verfolgte, mit welchem der Revolutionspöbel die Familie Ludwigs XVI. verläumdete. Als eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen war sie eine Zierde des Hofes. Der König hatte sie zur Gouvernante der Prinzessinnen ernannt, und die Königin kannte in ihrer Gnade und Freigebigkeit gegen sie keine Gränzen. Allein ihre Schwägerin, Diane von Polignac, welche ausgezeichnet klug und geistreich, und dabei eben so ehrsüchtig als schlau war, überredete sie, sich des Vertrauens der Königin zum Vortheile ihrer Familie zu bedienen. Ohne die Leitung ihrer Schwägerin würde überhaupt die Frau von Polignac, welche nichts weniger als ehrgeizig war, ob es ihr gleich an richtiger Beurtheilung der Verhältnisse nicht fehlte, den großen Einfluß auf die Königin nicht erlangt haben. Sie schien der Vereinigungspunkt aller vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu seyn, die beim Hofe ihr Glück machen wollten. Der Haß des Volks bezeichnete daher die Polignacs als Theilnehmerinnen und Rathgeberinnen bei den Verschwendungen der Königin, und beide mußten sich unter den größten Gefahren aus Frankreich flüchten. Seitdem lebte sie mit ihrem Gemahl zu Wien, wo dieser bei dem kaiserlichen Hofe, wie später bei dem petersburger, als Geschäftsführer der königlichen Prinzen von Frankreich angestellt war. Bei ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon, war ihr Schmerz gränzenlos, als der unglückliche Feldzug des preußischen Heeres in der Champagne die Hoffnung einer Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich vernichtete. Sie kränkelte seither sichtbar, und starb bald darauf in Wien. Ihr Gemahl ging in der Folge nach England, begab sich dann in die Ukraine auf sein Gut, das ihm Catharina II. geschenkt hatte, und starb 1817 in Petersburg. Zwei Söhne aus dieser Ehe haben ebenfalls merkwürdige Schicksale gehabt. (S. d. folgenden Art.)

Polignac (Armand François Heraclius de, und Jules Armand Auguste de). Der ältere, Armand (geboren 1771), war 16 Jahr alt, als seine Aeltern Frankreich verließen. Er folgte ihnen nach Coblenz und dann nach Rußland, wählte aber später, aus treuer Anhänglichkeit an Monsieur, Grafen v. Artois, seinen Aufenthalt in England. Der jüngere Bruder, Jules (geboren 1780), ein Pathe der Königin

Marie Antoinette, folgte ihm dahin. Beide Brüder nahmen an Georges und Pichegru's Entwürfen Theil. Der ältere landete in Frankreich (Dec. 1803) mit Georges und kurz darauf auch Jules mit Pichegru (Januar 1804). Alle wurden verhaftet. Armand ward mit Georges und 18 Andern den 14. Juli 1804 zum Tode, Jules, Moreau und noch drei Mitangeklagte aber zu zweijähriger Haft verurtheilt. Jules bot den Richtern sein Leben für das Leben seines Bruders, der Gatte und Vater war. Da warf sich Armands Gemahlin, von der Kaiserin Josephine, Napoleons Schwester und seiner Stieftochter Hortense begünstigt, dem Kaiser zu Füßen, und erhielt Armands Begnadigung, mit der Einschränkung, daß derselbe vier Jahre im Schlosse Ham verhaftet bleiben, und dann deportirt werden sollte. Er ward auch nach Ham geführt, hernach wieder in den Tempel und von da nach Vincennes gebracht. Nach einiger Zeit erhielt er die Erlaubniß, sich in einem Gesundheitshause aufzuhalten, wo er sich mit Mallet in Verbindung setzte, und desselben Plane theilte, glücklich einer aufs Neue gegen ihn verfügten Verhaftung entging, und erst nach der Thronbesteigung des Königs wieder erschien. Jules hatte die Zeit über im Tempel zugebracht. Die Katastrophe von 1814 gab auch ihm die Freiheit. Der König setzte beide wieder in Rang und Ehren ein und ernannte sie zu Mitgliedern der Pairskammer. Nachdem sie 1815 dem Könige nach Gent gefolgt und mit ihm zurückgekehrt waren, wurden ihnen mehrere wichtige Aufträge anvertraut. Sie stehen in besonderm Vertrauen beim Könige und beim Grafen Artois.

Poliren heißt glätten und Glanz verschaffen, was nach der Verschiedenheit der Körper, besonders aber ihrer Härte und Weichheit, verschiedene Operationen und Werkzeuge erfodert. So gibt es Polirbänke (in Gold- und Silberdrahtfabriken), Polirhämmer und Polirstöcke, deren man sich bei Bearbeitung des Kupfers und Blechs bedient, Polirscheiben, deren sich die Stahlarbeiter, Messerschmiede und Scheerenschleifer bedienen, Polirsteine, zur Politur vertiefter Sachen. Polirpulver, englisches, ist eine Mischung von sechs Theilen Zinnober und einem Theile Arsenik, und dient zur Politur der Stahlwaaren.

Polirer, bei einigen Handwerkern, besonders Maurern und Zimmerleuten, der älteste und geschickteste Gesell, der die feinere Arbeit verrichtet, und dessen Anordnungen die andern in Abwesenheit des Meisters befolgen müssen.

Politik, die Wissenschaft und Kunst des gesellschaftlichen Lebens, Weltklugheit; insbesondere **Staatslehre** und **Staatskunst**, d. h. Wissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats so vollkommen als möglich zu erreichen. Erstere zerfällt in mehrere Wissenschaften. Die **politischen Wissenschaften** betrachten nämlich das Leben der Menschen im Staate, 1) wie es seyn kann und soll: **Staatswissenschaft** im eigentlichen Sinne; oder 2) wie es sich entwickelt und fortgebildet hat: **politische** und **Staatengeschichte**; oder 3) wie es gegenwärtig ist: **Staatenbeschreibung** und **Statistik**. Die Staatswissenschaft betrachtet den Staat zuerst von Seiten des Rechts (allgemeines Staatsrecht); dann von Seiten der Klugheit, Politik im engeren Sinne. In letzterer Hinsicht ist sie eine Erfahrungswissenschaft, aber gegründet auf die Idee der menschlichen Bestimmung, daher ihre Aufgabe unendlich ist. In sofern ist sie, wie das allgemeine Staatsrecht, ein Theil der angewandten practischen Philosophie. Die Politik im eigentlichen Sinne oder die **Staatskunst** begreift: I. die Politik der **Staatsverfassung**,

Digitized by Google

oder wie die Gewalten im Staate zu ordnen und zu vereinigen sind; II. die Politik der Staatsverwaltung, enthält die Regeln für die Leitung sowohl der innern als der äußern Verhältnisse in Hinsicht auf die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Die Staatsverwaltungslehre betrifft: 1. die Sicherstellung des Ganzen durch die Wohlfahrt der Einzelnen, und heißt Polizeiwissenschaft, welche a) die Sicherheits- und b) die Wohlfahrtspolizei begreift. Zu jener gehören die Kriegs- und Friedenspolitik (Politik im engsten Sinne), die hohe und die Landes- (nebst der Stadt-, Dorf- und Straßen-) Polizei, welche letztere die Criminalpolizei und die Anstalten gegen Landesnoth in sich faßt. Zu dieser gehören die medicinische, die Armen-, Landwirthschafts-, Industrie-, Handels- und Sittenpolizei, sämmtlich Gegenstände der Bevölkerungspolizei. (S. Polizei). 2) Die Sicherstellung des Staatszwecks der Einzelnen durch die Wohlfahrt des Ganzen. Die letztere hängt aber, in wiefern sie den Zweck des bürgerlichen Vereins für die Einzelnen befördert, ab von der gesetzlichen Ordnung, von dem bürgerlichen Wohlstande und von der geistigen Cultur; in sofern unterscheidet man a) die Gesetzgebungskunst, welche theils die Abfassung der Criminal-, Civil- und Polizeigesetze, theils die Form ihrer Vollziehung (durch Beamte, Richter) in der Kanzleipraxis und Prozeßordnung betrifft; b) die Staatsökonomie oder Staatshaushaltungskunst, welche die Nationalökonomie und die Staatswirthschaftslehre begreift. Letztere enthält: aa) die Finanzwissenschaft (Hebung und Verwaltung der Staatseinkünfte), bb) die Cameralistik (Verwaltung und Vervollkommnung der Quellen des Staatsvermögens). Die cameralistische Geschäftsführung lehrt die Cameralpraxis. — c) Die Culturpolitik, oder Staatserziehungslehre, welche alle sittlich geistigen Bildungsanstalten, Kirchen, Schulen, Literatur und Kunst, d. i. die Sache der Menschheit im Staate unmittelbar umfaßt. — In der Ausübung ist die Staatskunst allemal von der Wirklichkeit bedingt, und zwar von der physischen und geistigen Eigenthümlichkeit des Volks. Doch wird das Genie des Gesetzgebers über seinem Zeitalter schweben und dasselbe zu sich emporheben, sobald er selbst sittlich veredelt ist. Dadurch haben ältere Gesetzgeber im Oriente und Griechenland, Zoroaster, Moses, Solon, so Großes gewirkt. Freilich ist es schwer, die physischen Kräfte eines Staats der sittlichen Freiheit und Würde des Ganzen unterzuordnen; am schwersten zur Zeit politischer Stürme. So reich übrigens unser Zeitalter an scharfsinnigen Theorien ist, so wenig haben sie gewirkt zur Befestigung der bürgerlichen Freiheit; wohl aber hie und da zur planmäßigern Begründung eines feinern Despotismus. Doch haben auch die Völker von dem Staate oft zu viel erwartet, und um so höhere Foderungen an denselben gemacht, je mehr sie demselben leisten mußten; daraus ist Spannung, getäuschte Erwartung und Unzufriedenheit auf beiden Seiten entstanden. Nur da, wo die Staatsform so viel möglich dem Volksgeiste angemessen ist und wo die Staatskunst mit demselben in ihrer Entwickelung fortschreitet, findet man die mehrste Zufriedenheit. Ist beides nicht der Fall, so entsteht Trennung und Parteienkampf, der entweder mit der Vernichtung des Bürgerthums und Volkslebens, oder mit einer Revolution endigt. Doch wird die Politik, auch wenn sie in der Zweckmäßigkeit der Mittel irren sollte, sich wenigstens vor Ungerechtigkeit und dadurch den Staat vor innerer Auflösung sichern, wenn

Digitized by Google

sie einen sittlich erhabenen Charakter behauptet. Daher zum Theil die lange Dauer der alten Staatsverfassungen! Der Orient machte nämlich die Religion zur Seele der Staatsform; allein er preßte beide in die Kastenordnung, dadurch schrumpften sie endlich beide zu einer Mumie zusammen. In Rom diente die Religion der Politik als Magd, und die Staatsform zerfiel mit dem Gerüste des Aberglaubens. In Griechenland durchdrangen sich gegenseitig Religionsdienst und Staatsform, beide von Ideen beseelt, und aus diesem Bunde entkeimte die Solonisch-Sokratische Cultur. Als die Gesetzgeber des französischen Convents die Religion aus der politischen Ordnung ausschließen wollten, verletzten sie das Gesetz der menschlichen Natur, nach welcher die sittliche Freiheit mit dem bürgerlichen Gehorsam nur durch religiöse Bildung verschmolzen werden kann. Der Verstand der Gewalthaber wollte überhaupt in der neuern Zeit das Ganze nach einem genau berechneten Mechanismus lenken; allein seine Springfedern waren Klugheit und Eigennutz. In seinem Stolze wagte er sogar, Moral und Politik zu trennen, oder die sogenannte große Moral von der kleinen zu unterscheiden; daher jenes Gewebe von List und Gewalt in der politischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, seit der Theilung Neapels durch Ludwig XII. und Ferdinand den Catholischen bis zur Theilung Polens und bis zur Ausbildung des Continentalsystems. Convenienzpolitik in den äußern Verhältnissen; ein gröberer Sultanismus, oder ein feinerer Ministerialdespotismus in der Regierung des Innern: dieß war nur zu oft der Charakter der neueren Staatskunst! Endlich stellte 1815 die heilige Allianz (s. d.) den Grundsatz auf, daß die innere und äußere Politik christlich seyn müsse. In demselben Geiste erklärten die fünf Monarchen durch ihre Minister zu Aachen den 15ten November 1818, daß sie die Grundsätze des Völkerrechts zur einzigen Richtschnur ihrer ganzen Staatskunst machen wollten. So hat endlich die Diplomatik ausgesprochen, was die Theorie schon seit Plato bis auf Kant (s. dessen ewigen Frieden) bewiesen hat. Möge die Geschichte einst bezeugen, daß die Regierungen ihr zu Aachen gegebenes Wort gelös't haben. — Ueber das Verhältniß der Moral zur Politik sehe man die Schriften von Garve, Berg und Ferguson. Ueber Politik sind Hauptschriftsteller Plato und Aristoteles, Cicero, Machiavelli, Lipsius, Bodini, Spinoza, Montesquieu, Friedrich der Große, Rousseau, Beccaria, Adam Smith, Achenwall, Schlözer u. A. Ueber die Politik in der Geschichte, der trefflichsten Lehrerin in der Staatskunst, besitzt Deutschland zwei classische Werke in Heeren's Ideen über die Politik der vornehmsten Völker der alten Welt, und in seinem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems. Auch Gibbon, Robertson, Joh. v. Müller und v. Spittler gehen dem Denker mit der Fackel voran. Als historisch-politische Vorrathskammer ist Flassans Histoire de la Diplomatie française etc. brauchbar, oft ein naives Sündenbekenntniß. Neuere Handbücher über die Staatswissenschaften besitzen wir von Voß nach Schlözer, von Behr, Wagner, Bensen u. A. Das Neueste ist: Craigs Grundzüge der Politik, aus dem Englischen. Leipz. 1815. 3 Bde. K.

Politische Freiheit, s. Freiheit.

Politische Verfassung, s. Staatsverfassung.

Polize, ein in der Handlung häufig vorkommendes Wort von mancherlei Bedeutung, welches bald einen Zettel, bald eine Instruction, welche Jemanden gegeben wird, bald einen Wechselcurszettel u. s. w.

bedeutet. Hauptsächlich aber bezeichnet es bei Assecuranzen die Versicherungsurkunde dessen, der die Assecuranz übernimmt.

Polizei, Polizeiwissenschaft. Ueber die Frage: was ist das Wesen der Polizei, welche Functionen des Staats gehören unter diesen Namen, und welches sind ihre Gränzen? giebt es sehr verschiedene Meinungen; doch kommen sie darin überein, daß die Polizei alle die Mittel in sich vereinige, wodurch der Staat für die Beförderung aller gemeinsamen, durch das Recht bestimmten Zwecke sorgt und insonderheit dahin wirkt, daß der Uebertretung der Pflichten gegen den Staat möglichst vorgebeugt, die Erfüllung derselben dagegen erleichtert werde. Die Polizei greift also mittelbar und vorbereitend, oder dienend in alle Zweige der Staatsverwaltung ein. Dem Gesetzgeber giebt sie Rath; dem Richter ebnet sie den Weg, so daß die Untersuchung beginnen kann; dem Staatswirth zeigt sie die Bedürfnisse der Menge an; der vollziehenden Gewalt steht sie als Dienerin zur Seite u. s. w. Es ist also Sache der Polizei: 1) das Ansehn der Regierung und ihrer Gesetze zu erhalten, wohin die Aufsicht über alle öffentlichen Handlungen, über die Aeußerungen der öffentlichen Meinung über die Regierung, und die obrigkeitlichen Personen gehört; 2) dahin mitzuwirken, daß die Kräfte der Regierung durch alle nur möglichen Mittel erhalten und vermehrt werden, indem sie vorzüglich den Schaden abzuwehren hat, welcher der Nationalökonomie und Bevölkerung drohen könnte; dahin gehört die Sorge, Armuth, Seuchen, Epidemie, Auswanderungen entgegenzuwirken, Gewerbfleiß, leichte Gewinnung der Nahrungsmittel, Cultur u. s. w. zu befördern. — Allein diese Zwecke, welche die Regierung für den Staat mittelst der Polizeigewalt erstreben darf, werden in Ansehung der von der Polizei anzuwendenden Mittel begränzt durch die von der Polizeigewalt zu erreichenden Zwecke des Volks, sobald diese nicht sicherer und besser durch Privatkräfte und Privatverbindungen erreicht werden können. Diese besonderen Zwecke des Volks beziehen sich: 1) auf die Sorge für Leben und Gesundheit (vergl. den Art. Polizei, medicinische); 2) auf die Freiheit der einzelnen Staatsglieder, damit die Staatsbeamten selbst ihre Gewalt nicht mißbrauchen, oder auch derjenige Mißbrauch vermieden werde, der von der Privatgewalt der Herren über ihre Diener und Unterthanen gemacht werden könnte; also Sicherheit der persönlichen und der Gewerbsfreiheit verlangt das Volk von der Polizei; 3) auf den öffentlichen Schutz der Ehre, dadurch, daß kein Vorurtheil wegen gewisser Beschäftigungen, oder wegen Geburt, keine öffentliche Beschimpfung z. B. durch Schriften, Bilder rc. geduldet werde; insbesondre ist es Pflicht der Staatspolizei, die Ehre des Bürgers gegen das unsinnige Vorurtheil des Duellirens sicher zu stellen (sonst helfen alle Duellmandate nichts); 4) auf die Fürsorge für Gottesverehrung und Sittlichkeit, daher muß öffentliche Völlerei, öffentliche Unsittlichkeit in Befriedigung des Geschlechtstriebes, Spiel aus Profession, Dienstlosigkeit des Gesindes, Bettelei und Gaunerei überhaupt (vergl. Armenwesen u. Gaunerwesen) verhütet werden; 5) auf öffentliche Erziehung und Volksbildung, wobei jedoch, da alle Cultur auf Wahrheit, diese aber auf der Freiheit des Geistes beruht, alles was die letztere beschränkt (wohin der Censurzwang gehört, der die Wahrheit zu einem Regierungsmonopol machen will), vermieden werden muß, damit nicht die edelste Freiheit des Volks, die geistige, von einer blinden, plumpen oder jesuitischen Polizei erdrückt werde; 6) auf die

Digitized by Google

Sorge für öffentliche Bequemlichkeit und Vergnügungen, durch Herstellung guter Landstraßen, Canäle u. s. w., des Postwesens (s. d. Art.), des Pflasters, der Beleuchtung in den Städten, Reinlichkeit der Straßen, der Brunnen, Wasserleitungen, Uhren, Gasthöfe, Wächter, Markttaxen, Schauspiele, Meß- und Jahrmarktsbelustigungen, Caffeehäuser u. s. w.; 7) auf die Sorge für die Sicherheit des Eigenthums, auch gegen die Einflüsse schädlicher Erscheinungen in der Natur (durch Wasser, Feuer, Insecten, Viehseuchen rc.); 8) so auch für die Gewerbe überhaupt, wohin alles Industriewesen, Monopole, Prämien, äußere und innere Einrichtungen für den Vertrieb der Producte (Handel), auch die Sorge für die Gewinnung der rohen Producte an und für sich, so wie für deren Verarbeitung in Manufacturen und Fabriken, öffentlichen Arbeitshäusern, Zölle, Aus- und Einfuhrverbote der Waaren, Arbeitslohn, Zinsfuß, Sorge für gute Waare gehören. Andere theilen die Polizei nach ihren Zwecken überhaupt in Sicherheits-, Wohlfahrts- und Culturpolizei. — Die ersten ausgebildeten Polizeigesetze finden wir in Aegypten (s. d. Art.); die Mosaische Gesetzgebung, zum Theil gegründet auf die ägyptische, enthielt vortreffliche polizeiliche Vorschriften; musterhaft war die Polizeigesetzgebung der alten Griechen; sowohl bei diesen als bei den, jene nachahmenden, Römern war die Polizei ein eigener Zweig der Staatsverwaltung. Nächst diesen finden sich in den Capitularien der fränkischen Könige Spuren von Polizeiverordnungen, und in Deutschland selbst gaben sich zuerst die Reichs- und Handelsstädte Polizeiverfassungen; im J. 1502 kam in Nürnberg sogar die Büchercensur zur Sprache und in den Jahren 1548 und 1577 erhielt das deutsche Reich Reichspolizeiordnungen. Hier bildeten sich nach und nach viererlei Sphären der Polizeigewalt: 1. Reichspolizeigesetze, 2. Kreispolizeigesetze, 3. Polizeigesetze jedes Reichsstandes in seinem Lande, und 4. Polizeigesetze besonderer Ortschaften. Außer Deutschland zeichnen Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark durch vortreffliche Polizeianstalten, wenigstens in vielen einzelnen Zweigen, sich aus; frühere gute Einrichtungen in Italien sind in Verfall gerathen. Manche Länder haben auch zu viel Polizei; man ist wohl nicht ohne Grund der Meinung: keine Polizei sey besser, als eine schlechte und theure. Die öffentliche Meinung, wo sie frei sich aussprechen darf, ist für die Polizei die beste Theorie; so wie der Gemeingeist der Bürger (welcher ebenfalls mit der freien Verfassung entsteht und untergeht) der beste Polizeidiener ist. — Aus dem bösen Gewissen eines Tyrannen, oder aus der argwöhnischen Furchtsamkeit eines Schwächlings entstand die sogenannte hohe Polizei, welche als ein nothwendiges Uebel nur in außerordentlichen Zeiten, wenn der Staat von Innen und Außen bedroht, kein besseres Mittel zu seiner Nothwehr kennt, entschuldigt werden kann. Das System dieser hohen Polizei begreift die Erhaltung 1) der äußern und 2) der innern Sicherheit des Staates. In jene gehören: a) die Controle der Reisenden im Lande, b) Ausmittelung feindlicher Kundschafter, c) Beobachtung der politischen Stimmung und der circulirenden politischen Gerüchte, d) Einziehung nützlicher Nachrichten aus den benachbarten (besonders feindlichen) Staaten, über die Stimmung u. s. w., e) Aufsicht auf öffentliche Häuser und Versammlungsorte in politischer Hinsicht u. s. w., Censur der Zeitungen, politischer Journale und Flugblätter. — In die zweite Hauptabtheilung gehören: a) Controle der Behörden und der öffentlichen

Digitized by Google

Meinung; b) Aufsicht über verdächtige Einheimische; c) Verhütung von Meutereien, Aufruhr, und d) Aufsicht auf geschlossene Circel, Clubs und sonstige geheime Gesellschaften. — Daß diese hohe Polizei ein großes Talent des Spionirens erfodere, liegt in der Natur der Sache. Nirgends ist sie umfassender ausgebildet gewesen, als in Frankreich unter Fouché und Savary. Doch haben die Agenten der Mächte an fremden Höfen wohl einen andern Beruf? Man zergliedere die Function eines jeden politischen Geschäftsträgers, und man wird mehr oder weniger Paragraphen aus der Instruction eines Dieners der hohen Polizei darin entdecken. Die Polizeiwissenschaft haben bearbeitet Justi, Lotz, Henrici, Jacob, v. Berg, Graf von Soden u. A. Vergl. d. Art. Politik. K.

Polizei (medicinische), ist derjenige Zweig der allgemeinen Polizei, welcher für das körperliche Wohl der Staatsbürger zu sorgen hat. Es liegt ihr folglich ob, auszumitteln, was das Leben und die Gesundheit derselben erhalten, und was ihnen schaden kann, um jenes zu befördern und diesem zu steuern. Da die Verbindung eines Volks zu einem Staate in der Absicht geschieht, das gemeinsame Beste desselben desto besser zu befördern, da ferner der Staat selbst nur aus einzelnen Individuen besteht, deren Leben und Gesundheit selbst Bedingnisse seiner Existenz sind; so folgt daraus die Pflicht und das Interesse der Vorsteher des Staats, eine medicinische Polizei zu bilden. Diese muß demnach sorgen, daß so viele Menschen in dem Staate leben, als nur immer möglich ist, also die Bevölkerung befördern; aber nur eine gesunde, den Umständen des Landes angemessene Bevölkerung, welche sich auch als solche erhalten kann. Das Beisammenleben der Menschen in gesellschaftlicher Verbindung, besonders in großen Massen, hat aber auch Vieles zur Folge, was wieder die Menschenzahl verringern, der Gesundheit und dem Leben der Menschen nachtheilig werden, ihre Erhaltung erschweren kann. Diesen Folgen muß die medicinische Polizei durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, vorbeugen; wenn sie dessenungeachtet sich zeigen, sie vermindern und wegschaffen. Aus dieser Ansicht entstehen folgende Abtheilungen der Pflichten und Obliegenheiten der medicinischen Polizei. Ehen müssen befördert werden, allein ihrem Zwecke gemäß. Zu frühzeitige oder zu späte und ungleiche Ehen, Verbindungen ungesunder Personen, deren Krankheiten dem Zwecke der Ehe entgegen sind, oder gezwungene Ehen, dürfen nicht gestattet werden. Schwangere und Säugende sind besonders zu schützen und für sie zu sorgen. Für die Gebärenden und Wöchnerinnen muß durch Anstellung von Personen, welche in der Entbindungskunst unterrichtet sind, und durch andere Anstalten gesorgt werden. Für unehelich Schwangere muß eben so gesorgt werden; alle Strafen für dieselben müssen wegfallen. Dem Kindermorde muß durch zweckmäßige Mittel gesteuert werden. Für eine vernünftige physische Erziehung der Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen muß der Staat Sorge tragen. Die verlassenen Kinder, die Waisen, die außerehelich gebornen, müssen unter die besondere Obhut des Staats gesetzt werden. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten dürfen der Gesundheit der Kinder nicht hinderlich seyn. Auch muß die Erhaltung der Staatsbürger durch die Nahrungsmittel ein Gegenstand der medicinischen Polizei seyn. Sie muß daher sorgen für gehörige, der Menge der Menschen angemessene Nahrungsmittel; dafür, daß die Preise derselben im Verhältnisse ihres Productionswerthes stehen, und auch der Aermere die unentbehrlichen

Digitized by Google

Lebensmittel sich verdienen kann; so auch für die gesunde Beschaffenheit derselben. Alle schädlichen, verdorbenen, der Gesundheit nachtheiligen Nahrungsmittel müssen entfernt werden; und diejenigen, welche sich mit dem Verkaufe der Nahrungsmittel abgeben, müssen deßhalb unter beständiger Aufsicht der Polizei stehen. Hieher gehören auch die Getränke, Bier, Wein, Branntwein u. a. m., welche so vielen Einfluß auf die allgemeine Gesundheitsbeschaffenheit haben. Dem unmäßigen Genusse derselben, besonders an öffentlichen Orten, muß gesteuert werden. Für die Erhaltung der Gesundheit muß ferner gesorgt werden, durch Vermeidung dessen, was die Luft verunreinigen, und dem Leben der Menschen nachtheilig machen kann. Die unnöthige Anhäufung von großen Menschenmassen in Städten muß beschränkt werden; über öffentliche Versammlungsplätze, Kirchen, Schauspielhäuser, Schulsäle u. a. m. muß Aufsicht gehalten werden; die Straßen müssen reinlich gehalten, Ansammlungen von Schlamm und Koth, von verfaulenden Stoffen u. dergl. dürfen nicht geduldet werden. Handwerker, deren Beschäftigungen die Luft verunreinigen, dürfen in den Städten nicht ihr Gewerbe treiben. Alles, was außerdem der Gesundheit und dem Leben gefährlich werden kann, und Folge der Verhältnisse der Menschen unter einander ist, muß abgewendet, oder wenn dieß nicht gänzlich geschehen kann, beschränkt werden. Daher ist Sicherheit der Straßen, Entfernung alles dessen, was diese stören kann, ein Gegenstand der Polizei. Boshafte Menschen, die andern nach dem Leben trachten, oder sie durch Muthwillen zu beschädigen suchen, zügellose Knaben u. a. m. müssen abgehalten und bestraft werden; die Straßen müssen des Nachts erleuchtet werden; Wagen, Holz- und Steinhaufen u. dergl., dürfen auf den Straßen des Nachts nicht stehen bleiben; Gruben und Löcher müssen beleuchtet werden, wenn sie vor Nachts nicht verschüttet werden können. Unglücksfälle durch Einfallen von Gebäuden, in Kirchen, auf Brücken, von Dächern u. dergl. mehr, die übeln Folgen von Ueberschwemmungen müssen durch Vorsorge verhütet werden; das Schießen auf den Straßen und aus den Häusern muß verboten werden; Menschen, die durch Krankheiten, durch ihren Anblick Andern schaden können, müssen von öffentlichen Plätzen entfernt bleiben, dahin gehören Wahnsinnige, Epileptische, Aussätzige, auffallend Verstümmelte oder Mißgestaltete, Venerische u. a. dergl. — Spieler und Gaukler, die durch gefährliche Wagestücke sich und Andern schaden können, und theils eigene, theils fremde geraubte Kinder dazu abrichten und mißhandeln, Andere zur Nachahmung reizen, gefährliche Thiere ohne gehörige Vorsicht mit herumführen, dürfen nicht geduldet werden. Alle Gifte, sowohl wildwachsende als die verkäuflichen, müssen entfernt werden, die nothwendigen dürfen nur unter sehr beschränkenden Bedingungen in den Handel kommen. Die medicinische Polizei hat ferner die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die gestörte Gesundheit der Staatsbürger wieder hergestellt werden kann, und Kranke, durch Unglücksfälle ꝛc. Beschädigte gehörige Hülfe bekommen. Daher muß für Anstellung des gesammten ärztlichen Personals, bestehend aus tüchtigen, gehörig unterrichteten und geprüften Aerzten, Wundärzten, Geburtsärzten und Hebammen gehörig gesorgt werden. Allen denjenigen, welche nicht die dazu nöthigen Kenntnisse durchaus und in allen Fächern besitzen, darf niemals und in keinem Falle Erlaubniß zur Praxis gegeben werden; alle beschränkten Licenzen taugen daher nicht; alle Pfuscher und Quacksalber, unter jedem Namen und

Digitized by Google

in jedem Stande, müssen von der Behandlung der Krankheiten abgehalten, und wenn sie dennoch sich damit befassen, streng bestraft werden. Dabei müssen die Oberbehörden nicht von dem falschen Grundsatze ausgehen, daß es Sache der Aerzte sey, die Pfuscher aufzusuchen, anzuklagen und Beweise gegen sie zu führen; sondern sie müssen einsehen, daß dieß ihre Sache ist, daß die Pflicht und das Interesse der Staatsbürger erfodert, daß sie selbst auf Pfuscher wachsam seyn, ihnen nachspüren, sie aufsuchen, und den Beweisen gegen sie nachforschen müssen. Durch angestellte Aerzte muß die Polizei in stete Kenntniß des öffentlichen Gesundheitszustandes gesetzt seyn. Epidemischen und ansteckenden Krankheiten müssen zeitig genug Mittel entgegengesetzt werden; selbst die endemische Ortsbeschaffenheit muß, wenn es möglich ist, verbessert werden. Auch die Apotheken müssen in guten Stand gesetzt und in demselben erhalten werden. Die Apotheker müssen gut unterrichtete Personen seyn; die Aufnahme der Lehrlinge, der Gehülfen, darf erst nach gehöriger Prüfung geschehen. Zur Abwartung der Kranken müssen Krankenwärter und Wärterinnen unterrichtet und verpflichtet werden. Die Sorgsamkeit der medicinischen Polizei muß sich auch auf Sterbende, ja selbst auf Todte noch erstrecken, damit nicht Scheintodte begraben, überhaupt die Leichen nicht zu bald oder zu spät beerdigt werden. Die Begräbnißplätze dürfen nicht an Orten, wo sie den Lebenden Nachtheil bringen können, angelegt werden. — In sofern die Hausthiere dem Menschen zum Unterhalte und zur Hülfe in vielen Arbeiten unentbehrlich sind, muß die medicinische Polizei ihre Sorgfalt auch auf sie ausdehnen. Krankheiten, die sich unter ihnen ausbreiten, müssen zeitig untersucht und unterdrückt werden; es müssen wohl unterrichtete Thierärzte angestellt werden, an die der Besitzer kranker Thiere sich wenden kann; die Hirten besonders und die Schmiede sollten in der Thierheilkunde unterrichtet werden. Auch der Thierquälerei muß Einhalt gethan und selbige bestraft werden. Alle diese Gegenstände der medicinischen Polizei muß die theoretische Wissenschaft derselben weiter aus einander setzen. So weitläufig dieses Feld scheint und wirklich auch ist, so wichtig ist doch dessen Bearbeitung, und so wohlthätig ist die Ausübung in ihren Folgen. Dessenungeachtet ist noch wenig in diesem Fache gethan, und in den wenigsten Staaten eine wahrhaft gute medicinische Polizei eingeführt. Die Ursachen davon sind theils diese, daß die obersten Staatsrepräsentanten ihre eigene Verpflichtung, den Werth und die Nothwendigkeit dieses Zweiges der Staatsverwaltung noch nicht genug einsehen, weil sie nicht unmittelbar die Cassen füllt, theils die mangelhafte Einrichtung, daß man die medicinische Polizei nur als Nebensache der Verwaltung der allgemeinen Polizei beifügt, die man oft selbst nur als Nebensache ansieht. Ferner der Mangel eines gehörig eingerichteten und mit der nöthigen Auctorität versehenen Sanitätscollegiums; endlich die Unwissenheit und Nachläßigkeit der Unterbehörden. Soll die Idee einer medicinischen Polizei so gut als möglich in Wirklichkeit gesetzt werden, so gehört dazu 1) ein oberstes medicinisches Landescollegium. Die Mitglieder desselben müssen nicht nur die dazu nöthigen Kenntnisse, sondern auch den Willen, die Zeit und die Macht haben, ihre Pflichten zu erfüllen; sie müssen nicht nur die medicinische Polizei gehörig studirt, sondern auch in den Hülfswissenschaften derselben unterrichtet seyn. Das Collegium darf nur unmittelbar dem Fürsten oder den Repräsentanten des Staats untergeordnet seyn. Es gehört 2) dazu, daß das Per-

Digitized by Google

sonale der medicinischen Polizei im ganzen Lande, zunächst die Gerichtsärzte, Physici, Bezirks- und andere angestellte Aerzte, die Gerichtschirurgen, dann die übrigen practicirenden Aerzte, Wundärzte, Bader, Hebärzte, Hebammen, Thierärzte und Apotheker, unter der Direction und Gerichtsbarkeit des medicinischen Landescollegiums stehe, und für alle ein besonderes Regulativ entworfen werde. 3) Es muß eine Verbindung zwischen jenem Collegium und dem obersten Polizeirathe, so wie im ganzen Lande zwischen dem medicinischen Personale und den Polizeibehörden, aber keine subordinirende, Statt finden. 4) Die Unterobrigkeiten und ihre Abgeordneten müssen die Verordnungen des medicinischen Landescollegiums in Ausübung bringen, und für die Aufrechthaltung und Beförderung der medicinischen Polizei überhaupt verantwortlich gemacht werden. Sie müssen daher im Allgemeinen verpflichtet werden, in zweifelhaften Fällen sich von ihren Bezirks- oder Gerichtsärzten belehren zu lassen; zu den medicinischen Polizeigeschäften, Fleischbeschauern, Todtenbeschauern, Leichenweibern, Krankenwärtern u. a. m. tüchtige, unterrichtete und getreue Personen zu bestellen; in ihren allgemein polizeilichen Berathungen, sobald sie medicinisch-polizeiliche Gegenstände betreffen, den Gerichtsarzt mit zuzuziehen, so wie gegentheils den gerichtlichen oder polizeilichen Berathungen und Untersuchungen der Aerzte einen Abgeordneten aus ihrer Mitte beisitzen zu lassen. Wer sich von dem Umfange und der Wichtigkeit der medicinischen Polizei, und Allem, was dazu gehört, näher unterrichten will, dem ist J. P. Franks System einer vollständigen medicinischen Polizei zu empfehlen. — Wie sich die medicinische Polizei von der **gerichtlichen Medicin** unterscheidet, davon s. jenen Art. **H.**

Poliziano (Angelo), lat. **Angelus Politianus**, einer der geistreichsten und in der griechischen, lateinischen und italienischen Literatur bewandertsten Männer des 15ten Jahrhunderts. Er war den 14ten Julius 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Ungeachtet er seine Jugend in Noth und Gefahren verlebte, so beschäftigte er sich doch auf das Eifrigste mit den Studien. Sein Lehrer im Griechischen war Andronicus von Thessalonich, in den Anfangsgründen der schönen Künste Cristoforo Landini, den er beredt und gelehrt nennt, in der Platonischen Philosophie Marsilio Ficino, und in der peripatetischen Argyropulus. Für die Poesie aber bildete sich Polizian nach den griechischen und römischen Mustern ohne weitere Anleitung, da sein eigener Sinn ihn hier besser und sicherer leitete. Homer, der Vater der griechischen Poesie, zog den empfänglichen Jüngling mit so großer Gewalt an, daß er die Studien der Philosophie etwas vernachlässigte, um sich ganz mit der Uebersetzung desselben in lateinische Verse zu beschäftigen. Zur Philosophie kehrte er erst zurück, als der große Pico della Mirandola auf Lorenzo's Einladung sich in Florenz niederließ, und ihn zu seinem Gefährten in den Studien wählte. Polizian hatte kaum das 15te Jahr zurückgelegt, als er eine Versart zu bearbeiten unternahm, die seinem Vaterlande noch fast ganz mangelte. Dieß war die **Ottave**, durch deren harmonischere Ausbildung er dem Ariost und Tasso den Weg bahnte. Der Gegenstand, den er besang, war der von Giuliano dei Medici in einem Tourniere gewonnene Preis. Obgleich der Dichter das Unternehmen nur zu bald wieder aufgab, indem er gelehrte Arbeiten seiner für würdiger hielt, und auch an das vorhandene Bruchstück die letzte Hand zu legen verschmäht hat, so müssen wir doch billig die

Digitized by Google

schöne Erfindung, die Eleganz der Schreibart, die Fülle der Bilder bewundern. Der Mediceer Lorenzo, ein Freund der Gelehrsamkeit und Dichtkunst, schenkte ihm sein Vertrauen und seine Freundschaft, nahm ihn, um sich seines lehrreichen Umgangs ununterbrochen zu erfreuen, in sein Haus auf, und übergab ihm die Erziehung seines Bruders und seiner Kinder, Pietro's, seines unglücklichen Nachfolgers in der Regierung, Giovanni's, der nachher als Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle saß, und Giuliano's, der nach manchen Unfällen die Freude seines Vaterlandes wurde. Umgeben von den herrlichen Schätzen des Alterthums, welche Lorenzo sammelte, überließ sich Polizian mit ganzer Seele den Studien. Die Belehrung, die er aus den alten Schriftstellern schöpfte, wandte er wieder zu ihrer Auslegung, Erklärung und Wiederherstellung an. Einen Beweis davon gab er in der ersten Centurie seiner Miscellaneen, der leider keine zweite gefolgt ist. Die Liebe zur Latinität und zur Landwirthschaft bewog ihn, die römischen Schriftsteller, welche darüber geschrieben, zu erläutern; noch größeres Verdienst erwarb er sich um die römische Jurisprudenz, indem er historische und antiquarische Untersuchungen über die einzelnen Gesetze anstellte, ihren Quellen nachging, und sie auf mannichfache Weise in ein neues Licht stellte. Dabei wurde er der Dichtkunst nicht untreu. Er verfaßte nicht nur in lateinischer Sprache Elegien, Oden, Epigramme u. s. w., übersetzte aus dem Theokrit und Kallimachus mehrere Stücke mit Leichtigkeit und Anmuth, sondern bereicherte auch seine Muttersprache, wiewohl nur beiläufig, mit einigen trefflichen Gedichten (Florenz 1513. 8. u. mehrmals). Dahin gehört vor allen sein Orfeo, ein kleines in fünf Acte getheiltes Drama, dessen Hauptwerth in dem gediegenen Ausdrucke und Aeußern besteht, dessen Charakter aber mehr episch als dramatisch ist. Er schrieb es in zwei Tagen, achtete es aber so wenig, daß es ohne die Sorgfalt seiner Freunde vielleicht verloren seyn würde. (Beste Ausgabe Padua 1749 8.) Andere kürzere italienische Gedichte, als Canzonen, Canzonetten, Balladen u. dergl., schrieb er mehrere. Alle zeichnen sich aus durch Eleganz und Ideenreichthum. Die Verschwörung der Pazzi wurde von ihm der Nachwelt in einer kleinen Schrift erzählt, die als Muster der historischen Darstellung und einer schönen Latinität anzusehen ist, wiewohl er selbst nicht ruhig und unbefangen genug in dieser Sache erzählen konnte. Florenz begrüßte den neuen Papst Innocenz VIII. durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Lorenzo von Medici stand, und der als eine Zierde Polizian beigegeben ward. Der Papst empfing ihn mit Auszeichnung, und trug ihm auf, die noch unbearbeiteten griechischen Geschichtschreiber ins Lateinische zu übersetzen. Dem gemäß unternahm Polizian nach seiner Rückkunft die Uebersetzung des Herodian, welche der Papst, außer den gebührenden Lobsprüchen und Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, mit 200 Goldducaten belohnte. Zugleich empfahl er ihn auf das Angelegentlichste dem Lorenzo, auf dessen Wunsch Polizian das Enchiridion des Epictet, die Probleme des Alexander von Aphrodisum, die Liebesgeschichten des Plutarch, ein Werk des Athanasius zur Empfehlung der Psalmen Davids, und den Charmides des Plato ins Lateinische übersetzte. Von Letzterm ist uns nur ein Bruchstück übrig geblieben. Ganz verloren ist uns aber seine Uebersetzung des Homer und der Aphorismen des Hippokrates, welche letztere beweiset, daß er auch auf die Medicin ein mehr als oberflächliches Studium wendete. — Eine so seltene Gelehrsamkeit verschaffte dem Polizian den Lehrstuhl

der griechischen und lateinischen Sprache an dem florentinischen Lyceum, dem er mit so großem Ruhme und Beifalle vorstand, daß aus allen Ländern Europa's, wo die Wissenschaften aufzublühen begannen, ihm Zuhörer zuströmten, ja selbst die gelehrtesten Männer seiner Zeit unter seinen Schülern Platz nahmen. Die vielfachen Anfeindungen und Verleumdungen, welche ihm seine gelehrte Wirksamkeit und die Auszeichnungen von Seiten Lorenzo's zuzogen, der nie aufhörte, ihn zu lieben und hochzuachten, trotz der Gegenvorstellungen seiner eigenen Gemahlin, deren Abneigung Polizian sich theils durch seine äußere Mißgestalt, theils durch seine rauhen Sitten zugezogen haben mochte, hatten in Polizian einen gewissen Trübsinn und Lebensüberdruß erzeugt, welche nach dem Tode seines Beschützers Lorenzo und seines Freundes Pico della Mirandola seinem Leben bald ein Ende machten. Er starb am 24sten September 1494. M.

Polledro (Giac. Battista), einer der berühmtesten jetzigen Virtuosen auf der Violine, geboren zu Piova bei Turin. Sein Vater, ein Kaufmann, legte seiner Neigung zur Musik anfangs große Schwierigkeiten in den Weg; als aber jener in der Schule Calderara's und Vais in Asti große Fortschritte zeigte, so gab er ihm nach. Schon in seinem 14ten Jahre machte Polledro eine Kunstreise, auf welcher er vielen Beifall erhielt. In Turin nahm ihn Pugemi in seine Schule. Hierauf kam er bald in die mailändische Capelle. Die Zeitereignisse nöthigten ihn, sodann Italien zu verlassen. Er ging nach Rußland, wo er fünf Jahre blieb, und darauf mit gleichem Beifalle einige Jahre in Deutschland reisete. Er ist seit Ostern 1816 als Conzertmeister in der königl. Capelle in Dresden angestellt. Bewundrungswürdige Leichtigkeit und Fertigkeit, Anmuth und Eleganz, Sicherheit und Präcision, besonders in Doppelgriffen, zeichnen sein Spiel aus.

Pöller, oder Böller, eine Art kleiner Mörser, aus denen man Granaten, auch Wachteln wirft. Es gibt eine ganz kleine Gattung, deren man sich bloß zu leeren Schüssen bedient.

Pollux, s. Castor.

Pollux (Julius), ein Grammatiker, geboren zu Naucratis in Aegypten, blühte unter der Regierung des Commodus, um das Jahr 180 nach Chr. Geb. Er schrieb ein Epithalamium für diesen Kaiser, und eröffnete eine Schule der Rhetorik zu Athen. Wichtiger ist er für uns als Verfasser eines Wörterbuchs oder Onomasticons, welches wir noch besitzen, und welches ein schätzbares Hülfsmittel für das Studium der griechischen Sprache und die Erläuterung ihrer Schriftsteller ist. Die beste Ausgabe desselben ist von Lederlin und Hemsterhuis, Amsterdam 1706 in 2 Foliobänden.

Polnische Sprache. Die Ungewißheit der frühesten polnischen Geschichte verbreitet auch über die Entstehung und Ausbildung der Sprache ein tiefes Dunkel. Sie ist slavischen Ursprungs, wie ihr ganzer Bau beweiset, eignete sich aber von den Völkern, welche bisher die eroberten Länder bewohnt hatten, eine solche Menge harter Consonanten an, daß sie sich dadurch von ihrer östlichen Schwester, der russischen Sprache, auffallend unterscheidet. Der Ausbildung der Sprache stellte sich schon frühzeitig in der Annahme des Christenthums nach dem lateinischen Ritus im Jahre 965 ein großes Hinderniß entgegen; denn da die Geistlichkeit, als der gebildetste Stand, sich bald der Ehrenstellen und Staatsämter bemächtigte, so wurde die lateinische Sprache bald die Staatssprache, und späterhin durch die

ausländischen Könige und Königinnen auch die Sprache des Hofes und aller Gebildeteren, so daß in ihr alle bessern Werke geschrieben wurden. Erst seit der Regierung der Siegmunde im 16ten Jahrhunderte gelangte die Sprache des Landes wieder zu ihren alten Rechten, wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts zur Büchersprache, verfiel im 17ten; aber unter der Regierung des Stanislaus Augustus hob sie sich von Neuem und reifte zu einer Blüthe, welche ihr selbst die seitdem erfolgten politischen Umwandlungen nicht ganz zu rauben vermochten. Im Jahre 1801 bildete sich zu Warschau unter dem Vorsitze des Bischofs Albertrandi eine Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Reinigkeit der polnischen Sprache, welche 1802 den ersten Band ihrer Schriften herausgab. Nur dem der wahren Aussprache der so sehr gehäuften Consonanten unkundigen Ausländer kann die Sprache als hart und rauh erscheinen; der Kenner wird sie an Wohllaut und Biegsamkeit allen andern slavischen, ja selbst mehrern deutschen Dialecten weit vorziehen, so wie sie auch an Bildsamkeit und energischer Kürze schwerlich von irgend einer Sprache übertroffen wird. J. S. Kaulfuß über den Geist der polnischen Sprache (Halle 1804, 8.) macht eine geistvollere und eindringendere Darstellung nicht entbehrlich. Von Sprachlehren sind, nach der von dem Piaristen Kopczynski, die von Mrongovius (2te Auflage, Königsberg 1805, 8.) und Vater (Halle 1807, 8.), vorzüglich die von Georg Bandtke (neue Ausgabe Breslau, 1818. 8.), so wie von Wörterbüchern das von Bandtke (Breslau 1806, 8.) und das große des Oberschul- und Kirchenraths Linde, zu empfehlen. Letzterer, ein Landsmann des Copernikus, Rector am Lyceum zu Warschau, hat, unterstützt durch den Enthusiasmus vieler Großen der Nation, z. B. des Fürsten Czartoryski, und Grafen Vincent Tyszkiewicz, in seinem nun vollendeten (Warschau 1807 — 1814) Wörterbuche der polnischen Sprache den Sprachschatz derselben aus mehr als 700 Büchern und Schriften und aus der Umgangssprache in 6 Quartbänden aufgestellt. A — s.

Polnische Literatur. Ungeachtet die Verheirathung des Miecislav mit der böhmischen Königstochter Dombrowka schon im Jahre 965 die Veranlassung zur Einführung des Christenthums in Polen war, so vernichteten doch die steten innern und äußern Kämpfe die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf die Civilisation des Landes hätte haben können. Erst vom 12ten Jahrhunderte an beginnt die polnische Literatur mit den lateinisch geschriebenen vaterländischen Chroniken des Martin Gallus (um 1109), Nikolaus Kadlubek (gest. 1223) und Boguphalus (gest. 1255) und der Chronik der Päpste und deutschen Kaiser des Martin Strzempski (oder Polonus, gest. 1279). Nach einem geraumen Stillstande bereitete Casimir III. oder der Große (reg. von 1333 — 1370) eine bessere Zeit vor. Er ließ nicht nur viele Städte erbauen, sondern auch im Jahre 1347 ein eigenes Gesetzbuch abfassen, hielt zuerst Reichstage, begünstigte den Ackerbau und die Gewerbe, und stiftete 1347 die Universität Cracau. Der von ihm gelegte Saame keimte jedoch nur langsam und still fort, und das Vorwärtsschreiten der Cultur wurde erst in Johann Dlugosz, Bischofs zu Lemberg (gest. 1480), gehaltvoller und an Actenstücken reicher polnischen Geschichte, und in der Errichtung der ersten polnischen Druckerei in Cracau ums Jahr 1488 sichtbarer (s. Bentkowski über die ältesten Druckschriften Polens. Warschau 1812, 8.; Bandtke's Geschichte der cracauer Buchdru-

Digitized by Google

ckereien). Letztere erschien eben zur günstigsten Zeit; denn kurz darauf begann endlich unter der glücklichen Regierung der beiden Siegmunde (1507 — 1572) die eigentliche Nationalliteratur, welche in unglaublich kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe stieg. Zum freien Umschwunge der Gedanken trug Luthers Reformation nicht wenig bei, welche hier stillschweigende Begünstigung der Regierung und so viel Anhänger erhielt, daß selbst die kühnsten theologischen Skeptiker, die Socinianer, hier eine Freistätte fanden. Unter der energischen Regierung des Stephan **Bathory** (1576 — 1586) erschlaffte die literarische Thätigkeit nicht, und unter den folgenden Regenten wirkte wenigstens der Krongroßfeldherr Johann **Zamoyski** durch Stiftungen und eigenes Beispiel thätig. Aber er war der letzte thätige Beförderer der Nationalbildung, dem allein es zu danken ist, daß sie unter der schwachen Regierung des schwedischen Siegmunds und unter dem nachtheiligen Einflusse der eifer- und herrschsüchtigen Jesuiten auf Denk- und Preßfreiheit nicht erlag. Wenn sie von jetzt an sich nicht höher erhob, so lag die Schuld an den unglücklichen Schicksalen des durch wilden Parteigeist zerrütteten Landes, das, hin und her geschleudert, nicht selten in seiner Nationalität gefährdet wurde. Auch unter der Regierung der sächsischen Regenten erwachte für literarische Cultur keine bessere Zeit; aber desto schöner blühte sie unter des hochgebildeten Stanislaus Poniatowski weiser Herrschaft wieder auf, und gelangte während dieser für die wissenschaftliche Bildung der Nation glücklichen Zeit zu einer solchen Festigkeit, daß auch die nachherigen Stürme, in deren Laufe Polen aus der Reihe der Staaten völlig vertilgt wurde, sie nicht wieder zu unterdrücken vermochten. — Es ist bei der polnischen Literatur nicht der reine Gewinn für die Wissenschaft, nach welchem man sie würdigen darf, obwohl sie manches auch in dieser Hinsicht treffliche Product erzeugt hat; das höchste Interesse verleiht derselben ihr rein nationeller Werth, dessen die Literatur weniger Völker sich in diesem Grade zu erfreuen hat. In keiner Periode ihrer Literatur vermißt man, so sehr auch ihre Geschichte von ausländischen Usurpationen erfüllt ist, den eigenthümlichen, ungebundenen, kühn aufstrebenden Geist des nie rastenden Volkes; rasch schritt ihre Literatur stets mit dem Leben fort, und drehte sich meist nur um die Punkte, welche in den Verhältnissen des Staats vom höchsten Interesse sind. Daher der fast gänzliche Mangel an Philosophen und Mathematikern (die Astronomen Kopernikus, den man den Polen nicht absprechen darf, und Poczobut, Joh. Sniadecki und die Physiker Rogalinski und Jos. Sosinski ausgenommen); daher aber auch von der andern Seite der Reichthum an Historikern des Landes, und an erhabenen, bald der Ahnherren Thaten preisenden, bald des jetzigen Zustandes melancholisch klagenden oder bitter-spottenden Dichtern. Bei dieser edeln Leidenschaftlichkeit gelangen ihnen reine Schöpfungen der Phantasie weniger; doch eigneten sie sich glücklich die Producte anderer Nationen an. So übersetzte der Exjesuit Ignaz **Nagurczewski** Homers Iliade, Virgils Eklogen und andere Schriften des Alterthums; der treffliche Kritiker Franz **Dmochowski** in edler fließender Sprache und leichtem Versbau Homers Ilias (Warschau 1800, 3 Bände, eine andere Uebersetzung nebst der Odyssee und der Uebertragung des Quintus Calaber von **Przybylski**), Peter **Kochanowski** Tasso's Jerusalem (Cracau 1687), **Krasicki**, **Tymieniecki** und **Brodzinski** den Ossian, Joh. **Kochanowski** und später Na-

Digitized by Google

ruszewicz den Horaz, und ganz vorzüglich meisterhaft und völlig im Geiste des Originals letzterer auch den Tacitus, Karpinski die Gärten des Delille. Als Historiker sind vorzüglich nennenswerth: Stryikowski (litthauische Chronik, mit Benutzung trefflicher Quellen), Stanislaus Orzechowski, Martin Cromer, der staatskundige Joh. Demetrius Sulikowski, Stanislaus Kobierzycki (Geschichte Wladislaus IV. in classischem Latein), der freimüthige Paul Piasecki, der vorurtheilsfreie Vespasian Kochowski und vor allen der hochverdiente Naruszewicz, durch tiefe Forschung, kritischen Scharfblick und würdevolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Letzterer fing die Universalgeschichte von Polen an, an deren Fortsetzung mehrere Mitglieder der königl. warschauer Societät der Wissenschaften im Namen der Gesellschaft arbeiteten. Der als Staatsmann, Krieger und Dichter geachtete Niemcewicz hat im Jahre 1815 historische Nationalgesänge herausgegeben, mit Kupfern und Musik, wozu mehrere polnische Damen Scenen aus der polnischen Geschichte gezeichnet haben. Außer den Gesängen enthält das Werk eine gedrängte polnische Geschichte als Erklärung zu jenen Gesängen. Dieses meisterhafte Werk ist in 6 Monaten vergriffen (ob es gleich 6 Rthlr. kostete), und schon zum zweiten Male aufgelegt worden. Der Graf Potocki hat sich um die Geschichte der schönen Künste in seinem polnischen Winkelmann (Warschau 1816, 8. 4 Bände), durch seine Rhetorik, wie auch seine Staats- und Gelegenheitsreden (Warschau 1815, 8. 5 Bände) verdient gemacht. Graf Sebast. Sierakowski hat ein Prachtwerk über die Baukunst herausgegeben; der um die Austrocknung der Sümpfe im Pinskischen verdiente und durch seinen Entwurf zur Vereinignng der schiffbaren Flüsse in Polen bekannte Bratynowicz ein Werk über die Landwirthschaft; Bartholomäus Paprocki, Okolski und der nicht genug von manchen gewürdigte Casper Niesiecki lieferten wichtige genealogische und heraldische Werke. Als politischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnet sich Stanislaus Konarski aus, und Andreas Zamoyski (1777) durch ein polnisches Gesetzbuch, das aber vom Reichstage, der es selbst veranlaßt hatte, unklug verworfen wurde. Die Naturgeschichte bearbeiteten Kluk, Ladowski und Jundzill. Das älteste und schönste Denkmal der polnischen Dichtkunst sind die Werke des Joh. Kochanowski (geb. 1530, gest. 1584), durch reinen und edeln Styl, schönen Versbau, Sanftheit und Empfindung gleich ausgezeichnet. Sie bestehen in einer Uebersetzung der Psalmen, in einem Lehrgedichte über das Schachspiel, Liedern, Elegien und Sinngedichten. Simon Simonowicz bleibt noch jetzt ein Muster in der Idylle, und Stanislaus Grochowski in der empfindsamen lyrischen Poesie. Vespasian Kochowski und Johann Twardowski (im 17ten Jahrhunderte) haben nicht immer den besten Geschmack, doch zeichnet sich Letzterer durch sein Feuer aus. Unter den Neuern verdienen Erwähnung Stanislaus Trembecki, Fra[illegible]; Kniaznin, Franz Jablocki, Kajetan Wengierski, Valer. Gorski, Franz W[illegible]n[illegible]chyk, Dysma Tomaszewski, der begeisterte Kajetan Koźmian, Kantorb. Tymowski, Ludwig Osinski, Reklewski, der feurige Kasim. Brodzinski, der geschmackvolle Johann Kruszynski, der epigrammenreiche und fließende, aber uncorrecte Ant. Gorecki, der äußerst correcte Alois Felinski, Franz Morawski, der echt nationale und zugleich Pindarische Johann Woronicz. Franciszek Karpinski empfielt sich durch edle und reine Sprache und

Digitized by Google

tiefes und zartes Gefühl (lyrische und elegische Gedichte, Warschau 1790, 8. 2 Bände). Selbst der große, aber unglückliche König Stanislaus Leszczynski dichtete mit Glück. Einzig aber ist der Fürstbischof Ignaz Krasicki (gest. 1802), classisch als Dichter und Prosaist, vorzüglich witziger Satiriker, und der einzige epische Originaldichter (Woyna Chocimska) der Polen. Ihm steht selbst der treffliche Naruszewicz als Dichter nach. Im J. 1817 gab Dyrma Tomaszewski ein heroisches Gedicht in 12 Gesängen heraus unter dem Titel Jagellonida (Vereinigung Litthauens mit Polen). An Volksliedern ist die polnische Literatur reich (Salanki Polske, Warschau 1778 ff.), und auch an dramatischen Arbeiten, unter denen sich vorzüglich auszeichnen die des Jos. Bielawski, Franz Zablocki, Jos. Kossakowski, Niemcewicz, Drozdowski, Ludwig Dmuszewski, Franz Wenzyk, Felinski, Ludwig Osinski, Alb. Boguslawski, Anton Hoffmann, u. A. Die vom J. 1770 bis etwa 1794 gedruckten dramatischen Werke sind großentheils in einer Sammlung beisammen (Teatr polski, Warschau bei Dufour 1778 ff. 56 Bände 8.). Als Kanzelredner sind Lachowski und Wyrwicz selbst im Auslande durch Uebersetzung berühmt geworden. Unter den Neuern zeichnen sich besonders Johann Woronicz, Adam Prazmowski, Xav. Szaniawski, Jakubowski, Alb. Szweykowski u. A. aus. — Im Allgemeinen sind die alten polnischen Schriftsteller, besonders die aus den Zeiten von Sigismund August und Stephan Bathory noch jetzt die classischen Muster des polnischen Styls, obgleich mit der polnischen Sprache im 18ten Jahrhunderte große Veränderungen vorgegangen sind. So werden noch als Classiker angesehen: Johann Kochanowski, Skarga, Wuiek, Biatobrzeski, Gornicki, Stanislaus Grochowski, Seb. Petrycy, Job. Januszowski, Cyprian Bazylik, Mart. Blazowski, Mart. Bielski u. A. Von den späteren classischen polnischen Prosaisten nennen wir: Ignaz Krasicki, Muster der Leichtigkeit und Natürlichkeit, Joh. Sniadecki, Naruszewicz, Skrzetuski, Jodlowski, Czacki, Ludwig Osinski, Stanislaus Potocki, Albertrandi, Karpinski, Dmochowski, Alb. Szweykowski, u. A. Die königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau hat viele Verdienste um die polnische Literatur. Ihr jetziger Präses, in literarischer Hinsicht bekannt als Uebersetzer der Ilias in metrischen Versen, um das ganze Land verdient durch seine mineralogischen und besonders kräftigen politischen Schriften, hat der Societät zu ihrem Gebrauche ein Gebäude, 17,500 Rthlr. an Werth, geschenkt. Dieser polnische Curius Dentatus ist die Hauptstütze und Zierde der Gesellschaft der Wissenschaften, die schon 11 Bände ihrer Jahrbücher durch den Druck bekannt gemacht hat. Mit dem Jahre 1815 erschienen drei literarische Journale in polnischer Sprache in Warschau, Wilna und Lemberg. Im J. 1818 erschienen ihrer sechs. Zur Cultur des Volks soll die unter dem Fürsten Czartoryski dem Jüngern vereinigte Bibelgesellschaft in Polen (welche bis jetzt aber nur auf dem Papiere, nicht in Wirksamkeit besteht; ihrer Einführung arbeitete besonders entgegen der Graf Raczynski, Erzbischof von Gnesen), so wie der zum dritten Male in Warschau gestiftete Wohlthätigkeitsverein sich verdient machen; dasselbe erwartete man von der an die Stelle der Oberschul- und Erziehungsdirection getretenen Commission der Aufklärung, welche auch die geistlichen Angelegenheiten, so wie

die Büchercensur umfaßt, und aus den gelehrtesten Männern besteht. Eine treffliche polnische Literaturgeschichte in polnischer Sprache hat Felix Bentkowski zu Warschau und Wilna 1814 und 1815 in zwei großen Octavbänden herausgegeben. Kurze Andeutungen über die polnische Literatur (von von Knoll) stehen in der Zeitung für die elegante Welt 1812, Nr. 193 ff. A — s.

Pölnitz (Carl Ludwig, Freiherr von), geboren zu Berlin 1691, war der zweite Sohn des churbrandenburgischen Staatsministers und Generalmajors Gerhard Bernhard, Freiherrn von Pölnitz, und verdient als Schriftsteller unsere Aufmerksamkeit. Früh schon zeichnete er sich durch Talente aus, durchreisete mit den nöthigen Vorkenntnissen den größten Theil Europa's, und fand wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften bei allen Höfen Zutritt. Mit einer reichen Ausbeute an Kenntnissen kehrte er zurück, und theilte seine Bemerkungen in den Lettres et Mémoires de Charles Louis, Baron de Pölnitz, avec nouveaux mémoires de sa vie et la rélation de ses premiers voyages unter dem vorgeblichen Druckorte Amsterdam 1737 mit. Der feine Beobachtungsgeist und der Witz, womit dieses Werk abgefaßt war, erwarben ihm eine große Menge Leser. Es wurde in wenigen Jahren mehrere Male an verschiedenen Orten aufgelegt, und ins Deutsche übersetzt. Im J. 1734 gab er heraus L'Etat abrégé de Saxe sous le Règne d'Auguste III., Roi de Pologne (Francf. 8.). Im J. 1737 erschien sein sehr bekanntes Werk La Saxe galante, welches verschiedene Male ins Deutsche übersetzt ist, und noch immer viel Interesse gewährt. Auch wird Pölnitz mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Verfasser einer Histoire secrette de la Duchesse d'Hannovre, épouse de Georges premier, Roi de la Grande Bretagne, les malheurs de cette infortunée Princesse, sa prison au Chateau d'Alten, où elle a fini ses jours, ses intelligences secrettes avec le Comte de Königsmark, assassiné à ce sujet (Londres 1732, 8.) gehalten. Aus diesem Werke theilte 1787 der Justizrath Lawätz in Altona einen Auszug im Journale aller Journale mit, wodurch sich ein hannöverscher Beamter, dessen Aeltermutter eben nicht in dem besten Lichte dargestellt worden war, höchlich beleidigt fand, und den längst verstorbenen Baron Pölnitz unter andern, jedoch mit Unrecht, beschuldigte, daß er sich den Freiherrntitel bloß angemaßt habe, und von dem Könige von Preußen einen, in ironischen Ausdrücken geschriebenen Abschied erhalten habe, welchen Abschied auch Herr von Heß abdrucken ließ, a. d. a. O. In seinem 84sten Jahre trat Pölnitz von der reformirten zur katholischen Kirche über, und gab in französischer Sprache sein Glaubensbekenntniß heraus, welches auch ins Deutsche übersetzt wurde. Er starb 1775. Nach seinem Tode gab Brun zu Berlin in zwei Octavbänden die Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la Maison de Brandebourg, royale de Prusse, par Charles Louis de Pölnitz, Chambellan de Frédéric II., Roi de Prusse, (1791) heraus, wovon in eben dem Jahre und eben daselbst eine deutsche Uebersetzung erschien. Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte und einer belehrenden Unterhaltung sind diese Denkwürdigkeiten, so wie die übrigen Schriften des Baron von Pölnitz sehr zu empfehlen, obgleich man seine Ansichten mit Vorsicht aufnehmen muß. DH.

Polo (Marco), ein Venetianer, den Malte-Brun mit Recht den Schöpfer der neuern Erdbeschreibung Asiens, den Humboldt des

Digitized by

13ten Jahrhunderts nennt, ward geboren um das Jahr 1253. Ihm und seinen Blutsverwandten, Nicolo und Matteo Polo, welche in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts vom Papste mit zwei Missionären versehen, vom Freistaat Venedig auf Entdeckungsreisen ausgeschickt wurden, verdanken wir die ersten bestimmten Nachrichten über die Gegenden jenseits Persiens, über China, Tibet, die Küsten und Inseln des indischen Meeres u. s. w. Marco Polo hat in lateinischer Sprache die Reise beschrieben, wovon alte Uebersetzungen im Italienischen, Französischen, Deutschen und Portugiesischen vorhanden sind (die neueste deutsche, mit einem Commentar von Fel. Peregrin, erschien zu Leipzig 1802). Er und seine Begleiter waren die umsichtigsten Beobachter. Ihre Nachrichten bereicherten die Erdbeschreibung, die Geschichte der Natur, der Menschen, der Religion, der Sitten, des Handels, der Wissenschaften und Künste. Marco Polo fand in China schon seit langer Zeit die Mahlerei und Buchdruckerkunst vorhanden, chemische Zubereitung von Arzneimitteln und Zuckerraffinerien. Unter andern bemerkt er, daß die Magier aus einer Stadt in Persien nach Bethlehem gezogen seyen. Der italienische Gelehrte Placido Zurla in seiner Schrift: Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani più illustri. Con appendice sulle antiche mappe geografiche lavorate in Venezia (Venedig 1818, 1 Band) hält dafür, daß Polo die erste Kenntniß der Landcharten, des Astrolabs, der Magnetnadel und des Schießpulvers aus China gebracht haben möge.

Polonoise (alla Polacca), ein kleines Tonstück in Dreivierteltact, welches mit dem vollen Tacte anfängt, gewöhnlich aus zwei Reprisen von acht Tacten besteht, und nach welchem der bekannte polnische Nationaltanz (aus welchem man jedoch in Deutschland durch falsche Verzierungen eine ganz andere Art von Tanz gemacht hat) getanzt wird. Die Bewegung der wahren Polonoise ist noch nicht so geschwind wie die der Menuet, und ihr Charakter feierliche Gravität. Die Musik hat viel Eigenthümliches in den Einschnitten, im Metrum u. s. w.

Polozk, die Hauptstadt in dem gleichnamigen russischen Gouvernement, welches 1778 errichtet wurde, und aus den 1773 von Litthauen an Rußland gekommenen Landstücken besteht. Paul vereinigte im J. 1797 Polozk mit Mohilow unter dem Namen: weißrussisches Gouvernement, mit der Hauptstadt Witepsk. Nach den neuesten Anordnungen sind Mohilow und Witepsk wieder getrennt, und Polozk heißt nach seiner alten Ausdehnung das Gouvernement Witepsk. Es ist ein fruchtbares Land, und zählt über 300,000 Einwohner. Die jetzige Kreisstadt Polozk an der Düna zählt etwa 900 Einwohner, wovon die größere Hälfte Juden sind. Es ist hier ein griechischer Erzbischof und das schönste Jesuitercollegium in Rußland. Im Feldzuge von 1812 lieferte hier Wittgenstein mehrere blutige Treffen gegen die Franzosen unter Gouvion St. Cyr, in welchen besonders die Baiern viel litten.

Polterabend, der Vorabend einer Hochzeit, der in manchen Gegenden von den Bekannten des Brautpaars festlich begangen wird. Den Namen hat er von dem fröhlichen Lärmen und Gepolter, an dem es bei solchen Gelegenheiten nicht zu fehlen pflegt.

Polyandria, die Vielmännerei, wenn ein Weib mehr als einen Mann hat, welche Sitte man bei einigen rohen Völkerschaften

Digitized by Google

findet. — Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. d. Art. Pflanzen.

Polyarchie heißt im Gegensatze der Monarchie, Alleinherrschaft, jede Herrschaft Vieler, sie sey Aristokratie oder Demokratie (s. Monarchie).

Polybius, ein ausgezeichneter griechischer Geschichtschreiber, geboren zu Megalopolis in Arkadien um das Jahr 203 vor Chr. Geb. Sein Vater Lycortas war Prätor der achäischen Republik und ein vertrauter Freund Philopömens. Er ward für die Waffen und Staatsgeschäfte erzogen, und in einem Alter von 24 Jahren mit Andern abgesandt, um mit Ptolemäus Epiphanes zu unterhandeln. Als der Krieg zwischen Perses, König von Macedonien, und den Römern ausbrach, wurde Polybius an den römischen Consul Marcius geschickt, um ihm den Entschluß der Achäer, mit ihrer Kriegsmacht zu ihm zu stoßen, zu verkündigen. Er blieb einige Zeit im römischen Lager, und kehrte dann mit Aufträgen des Marcius zurück, um sich der von dem Befehlshaber Appius gemachten Foderung, noch mehr Hülfsvölker nach Epirus zu schicken, zu widersetzen. Um diese Zeit wurde es offenbar, daß die Römer die Absicht hatten, alle freien Staaten Griechenlands von sich abhängig zu machen. Polybius, der sein Vaterland liebte, nahm an allen Maßregeln Theil, wodurch die Unabhängigkeit desselben aufrecht erhalten werden konnte. Daher befand er sich, als nach des Perses Besiegung die Römer auch den Schein weniger berücksichtigten, mit unter den tausend verdächtigen Personen, welche die Achäer den Römern als Geiseln ausliefern mußten. Polybius wurde zu Rom in strenger Haft gehalten, und durfte nicht vor dem Senate zu Gunsten seiner Landsleute sprechen. Sein Ruf war ihm indeß vorangegangen; seine Kenntnisse, Tugenden und Talente erwarben ihm bald die Gunst einiger der ausgezeichnetsten Senatoren, vornehmlich der beiden Söhne des Paulus Aemilius. Nach siebzehn Jahren endlich wurden die Geiseln entlassen, und durften in ihre Heimath zurückkehren. Polybius aber, der sein gedemüthigtes und herabgewürdigtes Vaterland nicht wiedersehen wollte, blieb in Rom, und trat in die Dienste des Scipio Aemilianus. Er begleitete ihn auf seiner Expedition nach Afrika, und war ihm durch seine Rathschläge sehr nützlich. Als die Achäer mit den Römern in Krieg geriethen, verließ er Afrika, und eilte zum Heere des Consuls Mummius, um das Schicksal seiner Landsleute zu erleichtern. Er war Zeuge von der Plünderung und Zerstörung Corinths, und von der Verwandlung Achaja's in eine römische Provinz. Mitten unter diesen traurigen Begebenheiten bewährte er seine Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit. Den schwierigen Auftrag, die neue Regierungsform in den Städten Griechenlands einzurichten, vollzog er zur Zufriedenheit beider Theile, der Römer und Griechen. Das Volk von Achaja errichtete ihm mehrere Statuen, von denen eine die Inschrift hatte: „Dem Andenken des Polybius, dessen Rath, wäre er befolgt worden, Achaja gerettet hätte, und der es in seinem Unglücke tröstete.“ Nachher begleitete er den Scipio zur Belagerung von Numantia; nach dem Tode dieses seines großen Freundes und Wohlthäters aber zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er in Folge eines Sturzes vom Pferde im J. 121 vor Chr. Geb. in einem Alter von 82 Jahren starb. Polybius ist der Verfasser eines Geschichtswerks vom Anfange des zweiten punischen Kriegs bis zum Untergange des macedonischen Königreichs (ein Zeitraum von 53 Jahren).

Digitized by Google

Es bestand aus 38 Büchern, außer 2 einleitenden Büchern, welche einen Abriß der römischen Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier enthielten. Obgleich die Angelegenheiten Roms die Hauptsache sind, so kamen doch auch die gleichzeitigen Begebenheiten in andern Ländern darin vor, weßhalb Polybius ihm den Titel einer **allgemeinen** Geschichte (*ιστορια καθολικη*) gab. Wir besitzen von dieser großen Arbeit nur noch die **fünf** ersten Bücher ganz und bedeutende Fragmente von den zwölf folgenden, nebst den aus der Geschichte des Constantinus Porphyrogennitus ausgezogenen Gesandtschaften und Beispielen von Tugenden und Lastern. Der Verlust des Uebrigen ist sehr zu bedauern, da in Genauigkeit und Treue der Erzählung, so wie in Umfang politischer und militärischer Kenntniß Polybius von keinem Geschichtschreiber des Alterthums übertroffen wird. Ihm schreibt man auch die Einführung des didaktischen **Pragmatismus** in die Geschichte zu, d. h. derjenigen Geschichtsbehandlung, die durch zergliederte Darstellung der Ursachen, Veranlassungen und Folgen der Begebenheiten eine belehrende Vorbereitung zu Staatsgeschäften (*πραγματα*) geben will. In Ansehung der Schreibart ist er dagegen ohne allen Reiz, und kann nur der Sache wegen gelesen werden. Livius hat ihn zuweilen genau copirt. Cicero erwähnt von ihm eines eigenen Werks über den numantinischen Krieg. Die geschätztesten Ausgaben des Polybius sind von Casaubonus (Fol. Paris, 1609), von Jac. Gronow (Amsterdam, 1670, 3 Bände 8., wiederholt von J. A. Ernesti mit Casaubonus lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, 1764) und von Schweighäuser (Leipzig, 1789 bis 1793, 9 Bände 8.); deutsch mit Anmerkungen von Seybold (1779 bis 83).

Polychord, ein vielsaitiges Instrument (s. **Barbiton**); auch ein neueres, aber wenig bekannt gewordenes Instrument, von Hillmers erfunden, mit zehn Saiten und beweglichem Griffbrette.

Polycletus (Polykleitos), aus Sicyon (um 430 vor Chr.), einer der berühmtesten griechischen Bildner. Er war ein Schüler des Agelades, und wetteiferte mit Phidias, doch so, daß er an Idealität und Kunstbegeisterung hinter diesem zurückblieb, Architekt wie dieser, aber als Bildner in Erz am glücklichsten. Seiner zarten Natur sich bewußt, sagt **Böttiger** in seinen Andeutungen über die Archäologie, beschränkte er sich vorzüglich auf **Eleganz** und den ihr angemessensten Kreis der gymnastischen Ephebenfiguren schöner Knaben und Jünglinge und auf Frauen. Polyclet schuf das **Jünglingsideal**. Am berühmtesten war sein Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um die Haare wand, **Diadumenos**, von welchem man in der florentinischen Gallerie und auf einigen Reliefs in der vatikanischen Sammlung Nachbildungen zu haben glaubt. Gleichsam als Gegenstück bildete er seinen **Doryphorus**, einen vollendet schönen nackten Knaben, mit einer Lanze in der Hand. Polyclet ging alle interessanten Attitüden der Knabengymnastik durch. In dem **Doryphorus** soll er zugleich eine Musterstatue für alle Symmetrie, einen **Canon**, haben aufstellen wollen; aber höchst wahrscheinlich war dieses ein anderer Doryphorus, eine Figur von reiferem Alter, in welcher er seine Kunstnorm darstellte. Auch soll er ein eigenes Werk über die Proportionen geschrieben haben, worin er die Schönheit in dem Ebenmaße des Gliederbaues und einer zierlichen Mittelstatur fand. Die Befolgung seines Canons gab seinen und seiner Nachfolger Werken eine gewisse von einigen Alten geta-

Digitized by Google

delte Uebereinstimmung, deren Nachtheilen aber sein Genie entgegenzuwirken wußte. In colossaler Form (gleichsam als Gegenstück zu des Phidias Jupiter) verfertigte er seine argivische Juno, seine Nationalgöttin (denn Sicyon gehört zu Argos) auch in Elfenbein und Gold, und zwar entschleiert, mit großem gewölbten Auge, einen goldenen Kranz auf dem Haare, der von den Horen geziert war, in der linken mit dem Scepter mit dem Guckuk, in der rechten ausgestreckten Hand den Granatapfel haltend. Polyclet arbeitete auch schon kleinere Bronzen und schöne Gefäße und Lampen. — Es gab noch einige andere Künstler dieses Namens. — v.

Polycrates, Beherrscher von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus. Er machte sich gewaltsam zum Herrn der bis dahin freien Samier und suchte seine Herrschaft auf jede Art zu befestigen, auch durch ein Freundschaftsbündniß mit dem ägyptischen Könige Amasis. Das außerordentliche Glück, das ihn ununterbrochen bei allen seinen Unternehmungen begünstigte, bewog, erzählt man, den Amasis, ihn zu warnen und ihn aufzufodern, durch irgend eine freiwillige Aufopferung größres Unheil abzuwenden. Polycrates befolgte diesen Rath und warf sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, ins Meer, der indeß nach wenig Tagen in dem Magen eines Fisches, der ihm wegen seiner seltenen Größe zum Geschenk gemacht worden war, wieder gefunden wurde. Dies soll den Amasis bewogen haben, die Verbindung mit ihm aufzuheben. Und in der That rächte zuletzt, nach der Erzählung der Alten, die Nemesis den Uebermuth des Polycrates auf eine fürchterliche Weise. Als er nämlich eben in Begriff war, sich zum Herrn von ganz Jonien und den benachbarten Inseln zu machen, lockte ihn der persische Satrap Orötes, der sich von ihm beleidigt glaubte, hinterlistig zu sich, und ließ ihn kreuzigen. Obgleich Despot, scheint er doch für die Künste und Wissenschaften viel Sinn gehabt, und dadurch die geistige Bildung der Samier sehr gefördert zu haben. Pythagoras und Anakreon lebten an seinem Hofe, und der letztre war sein Liebling, und der Sänger seines Ruhms.

Polydectes, s. Perseus.

Polygamie, die Verbindung eines Mannes mit mehrern Weibern, dann auch eines Weibes mit mehrern Männern. Im erstern Sinne wird es jedoch am gewöhnlichsten gebraucht, da die Vielweiberei ungleich häufiger ist als die Polyandrie. Der Gegensatz der Polygamie ist die Monogamie oder die Ehe Eines Mannes mit Einer Frau. (Vergl. Ehe). Ueber die Bedeutung dieses Worts in der Botanik s. Pflanzen.

Polyglotte kann, nach der Ableitung des Worts aus dem Griechischen, jedes Werk, das aus mehrern Sprachen besteht, oder Einen und denselben Inhalt in mehrern Sprachen mittheilt, genannt werden. Irgend ein Text mit mehrern Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen begleitet, gibt eine Polyglotte. Doch hat man das Wort schon früh vorzugsweise von der heiligen Schrift gebraucht, und Werke, in denen zwei, drei oder mehr Uebersetzungen der Bibel mit oder ohne den Grundtext zusammengestellt wurden, eine Polyglotte genannt. Zur Erklärung und zum Verständnisse der Schrift sind sie für den, der mehrerer Sprachen mächtig ist, sehr brauchbar, und gelehrte Theologen haben auch schon früh ihren Fleiß daran gewendet. Das erste größere Unternehmen der Art ist die berühmte Complutensische, welche von vielen gelehrten Männern auf Veranstaltung des Cardinals Ximenes, mit einem unglaublichen Auf-

Digitized by Google

wande, den der Cardinal besonders auch für die Anschaffung alter Handschriften des Textes und der Uebersetzungen nicht scheute, bearbeitet ward. Sie erschien in sechs großen, prächtig gedruckten Foliobänden in den Jahren 1514 bis 17 in der neucastilischen Universitätsstadt Alcala (de Henares), oder nach dem lateinischen Namen Complutum, woher sie den Namen hat. Sie enthält neben dem hebräischen Texte des A. T. die altlateinische (Vulgata), die griechische alexandrinische (Septuaginta), nebst einer buchstäblichen lateinischen Uebersetzung, und eine chaldäische Paraphrase, die auch ihre lateinische Uebersetzung zur Seite hat. — Eine andere berühmte Polyglotte ist die antwerpische, auch die königliche Bibel genannt, weil Philipp II., König von Spanien, einen Theil der Kosten dazu hergab. Die Aufsicht über die Bearbeitung derselben war dem gelehrten spanischen Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen worden, der sie mit mehrern andern Gelehrten zu Stande brachte. Sie erschien in Antwerpen von 1569 bis 1572, in 8 Foliobänden, und enthält, außer dem hebräischen Texte, die lateinische Vulgata, die griechische alexandrinische, zu der noch eine lateinische wörtliche Uebersetzung gehört, dann mehrere chaldäische Paraphrasen (Umschreibungen, Targumim genannt), auch mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, und im N. T. den griechischen Grundtext mit der Vulgata, eine syrische Uebersetzung in zwei Reihen mit syrischen und hebräischen Lettern, und mit einer lateinischen Uebersetzung. — Noch vorzüglicher ist die pariser Polyglotte, welche hauptsächlich unter Leitung und Obhut des Parlamentsadvocaten Guy Michael le Jay, der sein ganzes Vermögen darauf verwendete, von mehrern sorgfältig ausgewählten Orientalisten und Exegeten vollendet ward, und im Jahre 1645 in 10 schönen Foliobänden erschien. Sie übertrifft die antwerpner, weil sie nicht nur diese ganz enthält, sondern auch noch eine syrische und eine arabische Uebersetzung und eine sie begleitende lateinische, so wie den sogenannten samaritanischen Pentateuch (den samaritanischen Text und die Uebersetzung) und im N. T. ebenfalls eine arabische, und eine dieser folgende lateinische Version. — Endlich ward, hauptsächlich unter kräftiger Mitwirkung und Aufsicht des nachmaligen Bischofs von Chester, Brian Walton, auch in England eine solche Polyglotte bearbeitet, welche wieder die pariser in sich aufnahm, aber noch vollständiger war, und gewöhnlich die Waltonsche oder londonsche Polyglotte heißt. Sie erschien von 1684 bis 87 zu London in 6 Folianten, mit zwei Supplementbänden, und enthält den Grundtext nach verschiedenen Exemplaren mit dem, was die pariser hat, und dazu noch eine äthiopische und eine persische, und zu diesen gehörige lateinische Uebersetzung. Cromwell hatte die Herausgabe dieses großen Werks unterstützt. — Außer diesen vier großen Polyglotten hat man noch mehrere kleinere über einzelne biblische Bücher, besonders über die Psalmen. Ke.

Polygnotus (Polygnotos) aus Thasos, einer der ersten Mahler der Griechen, welcher ungefähr 420 vor Chr. Geb. (zwischen der 83sten und 93sten Olympiade) blühte, Athen durch seinen Pinsel verschönerte, und zum Lohne das Bürgerrecht, für seine zwei berühmtesten Gemählde aber in der Lesche von Delphi die Proxenia empfing. Seiner bediente sich Cimon, der Demagog und Nebenbuhler des Perikles, bei der Ausschmückung der Pökile zu Athen; auch war er Cimons Hausfreund, und dessen schöner Schwester Elpinice begünstigter Liebhaber, welches Verhältniß er auch in dem Gemählde der Troja-

Digitized by Google

nerinnen verherrlichte. Mit ihm mahlten Micon und Panänus für die Pökile. Sein Hauptbild in derselben, aus zwei Tableaux bestehend, stellte die Griechen vor Troja, und zwar einmal die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Cassandra, in dem andern die gefangenen Trojanerinnen, in ihrer Mitte Cassandra, dar; nach der letztern Scene erhielt das ganze Gemählde seinen Namen. In der Lesche zu Delphi (einem Gebäude, das nach Böttiger aus zwei parallellaufenden, mit der offenen Seite einander zugekehrten, nach außen verschlossenen Säulengängen bestand) sah man von ihm zur Rechten beim Eintreten die Eroberung Troja's, links das Todtenreich, welche Gemählde Pausanias ausführlich beschreibt. Die Lesche stand dem Grabmahle des Neoptolemus gegenüber, und so war das Hauptgemählde gleichsam als Epitaphium auf den Heros anzusehen, der in der Burg von Troja den getödteten Vater rächte. Die Figuren dieses Gemähldes waren, wie die Mahler damals pflegten, statt der perspectivischen Vertiefung in parallelen Linien, welche durch das ganze Gemählde hindurchliefen, nach gemessenen Abstufungen mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe über einander gestellt. Die genauere Beschreibung s. in Böttigers Ideen zu einer Archäologie der Mahlerei. Die Gebrüder Riepenhausen haben auf Veranlassung einer weimarischen Preisaufgabe das Gemählde nach der Beschreibung nachzubilden versucht. Auch in einer Vorhalle des Parthenon standen mehrere Staffeleigemählde des Polygnot aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles wahrscheinlich von anderswoher in diesen Tempel versetzte; im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucipp nach einem dorischen Nationalmythus, und in den Propyläen mehrere Gemählde. Wahrscheinlich waren alle auf Holz gemahlt. Was den Kunstcharakter dieser Werke anlangt, so wird Polygnotus als derjenige genannt, der die Mahlerei von der Nachahmung der Sculptur zur Selbstständigkeit erhob, in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit der Gesichter Bewegung und Leben, Ausdruck und Charakter brachte (daher der ihm gegebene Beiname ἠθογράφος), der Drapperie kunstvollere Mannichfaltigkeit gab, die Figuren symmetrisch vertheilte, und der erste Meister in Tetrachromenen (vierfarbigen Gemälden) gewesen seyn soll. Mit ihm beginnt der große und kühne Styl in der griechischen Mahlerei. T.

Polygon, das Vieleck, jede mehr als viereckige Figur. Sind die Seiten gleich, so ist es ein regelmäßiges, sind sie ungleich, ein unregelmäßiges Vieleck. Polygonalzahl, s. Zahlensystem.

Polygraph, ein Vielschreiber, ein Gelehrter, der viele Schriften verfaßt hat. Diese Bezeichnung ist keineswegs immer ein Tadel; vielmehr kann man sehr ausgezeichnete Schriftsteller zu den Polygraphen zählen, z. B. Muratori, Euler, Voltaire und Andere.

Polyhistor, ein Gelehrter, der in sehr vielen Wissenschaften bewandert ist. Bei der gegenwärtigen Ausdehnung der einzelnen Wissenschaften kann dies nur auf Kosten der Gründlichkeit Statt finden, so daß vom Polyhistor gesagt werden muß: Ab omnibus aliquid, in toto nihil. Nur höchst wenige geniale Köpfe mögen diesen Namen mit Ehren führen.

Polyhymnia, nach der Vorstellung der spätern Dichter die Muse des lyrischen Gesanges oder der Tonkunst, der auch die Erfindung der Mimen und Pantomimen zugeschrieben wird. Die griechischen Künstler stellten sie in einen Mantel gehüllt und nachdenkend

Digitized by Google

bar. Ihre Attribute sind die Lyra und das Plectrum. Sie legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle.

Polyidos (Polyeidos), des Köramis Sohn. Einst war Glaucus, des Minos und der Pasiphae Sohn, beim Ballspiel in ein Honigfaß gefallen und hatte darin seinen Tod gefunden. Nachdem die Eltern den Knaben lange vergebens gesucht hatten, befragten sie das Orakel, welches die Antwort gab, daß derjenige ihn finden und wieder beleben werde, der angeben könne, wem ein dreifarbiges Kalb, das in Minos Heerde geboren worden, gleiche. Unter den zusammenberufenen Sehern löf'te Polyidos das Orakel und fand den Knaben. Da er ihn aber nicht zu beleben vermochte, ließ Minos ihn bei seines Sohnes Leichnam in das Begräbniß sperren. Hier sah Polyidos eine Schlange zu dem Knaben kriechen, die er mit einem Steine tödtete. Bald kam eine zweite, die beim Anblick der getödteten Schlange zurückkroch, ein Kraut holte und sie damit wieder lebendig machte. Desselben Mittels bediente sich Polyidos und so brachte er den Glaucus ins Leben zurück.

Polynesien, s. Australien.

Polynices, s. Eteocles und Theben.

Polypen (medicinisch), sind widernatürliche Auswüchse, welche sich in den Höhlungen des menschlichen Körpers erzeugen. Sie bestehen aus einer sehr festen, faserichten, fleisch- oder flechsenartigen Masse, die sich in länglichte Platten spaltet, und oft mit vielen Blutgefäßen versehen ist. Sie hängen mit einer, oft auch mit mehreren Wurzeln an den Wänden der Höhle so fest, daß sie mit denselben zusammengewachsen scheinen. Sie sind meistens hohl, glatt, von weißlichter, brauner, zuweilen von dunkelrother Farbe, entstehen langsam, und die Beschwerden, welche sie veranlassen, steigen daher auch nur allmälig. Man hat solche Polypen in allen Höhlungen des Körpers gefunden, besonders im Herzen, in den Pulsadern, in der Nase, in der Gebärmutter. Im Herzen findet man oft auch Massen, die man falsche Polypen nennt, welche aus geronnener Lymphe und etwas Blut bestehen, und erst in der letzten Krankheit oder im Tode, besonders nach hitzigen Krankheiten, entstanden sind. Beiderlei Arten haben wahrscheinlich ihren Ursprung aus der gerinnbaren Lymphe des Bluts, und die erstern besonders sind das Product einer krankhaften Abweichung des Bildungstriebes der Schleimhaut, welche die innere Fläche der Höhlen umkleidet. Die Ausrottung der ächten Polypen ist nur da möglich, wo man von außen dazu kommen, und die Wurzeln, mit welchen sie festsitzen, auffinden kann. Sie geschieht entweder durch die Unterbindung, indem man mittelst eigener Instrumente eine Schlinge von Seide, übersponnenem Drahte oder von Pferdehaaren um die Wurzel des Polypen anbringt, und sie von Zeit zu Zeit immer fester zuzieht. Hierdurch wird ihm die zufließende Nahrung entzogen, und er stirbt allmälig ab. Diese Methode ist aber freilich, sowohl für den Operateur als für den Kranken, sehr unbequem. Das Anlegen der Instrumente erfodert viele Mühe, und oft kann es nicht hoch genug an der Wurzel geschehen. Nach der Unterbindung schwillt der Polyp sehr an, erregt Entzündung der benachbarten Theile und heftigen Schmerz, auch ist die Jauche von dem absterbenden Theile höchst unangenehm. Kürzer ist die Cur durch Ausreißen des Polypen mit seiner Wurzel. Man bedient sich dazu entweder einer eigenen Zange, oder ebenfalls sehr fester Schlingen,

Digitized by Google

womit man den Polyp so nahe an der Wurzel als möglich faßt, und ihn alsdann durch gelindes Drehen und Ziehen nach verschiedenen Richtungen herauszubringen sucht. Die Blutung ist bei manchen Polypen sehr gering, bei andern aber außerordentlich stark. Wo sie gar nicht gefaßt werden können, sucht man durch Aetzmittel sie allmälig zu zerstören, oder doch so weit zu verkleinern, daß man mit den Instrumenten beikommen kann.

Polyphem, der berühmteste unter den sicilianischen Cyclopen (s. d. Art.), welchen Ulysses (Odyssee, Ges. 9) als einen Mann von Riesengestalt schildert, der einsam seine Heerden weidete, und in einer Höhle hausete. In dieser Höhle hatte Ulysses mit seinen Gefährten, unwissend, wer sie bewohne, Schutz gesucht, als Abends Polyphem seine Heerde eintrieb, und mit einem Felsstücke den Eingang verschloß. Sobald er die Fremdlinge gewahrt, packt er zwei derselben und verzehrt sie zur Nachtkost. Ein Gleiches geschieht am folgenden Morgen zum Frühstück, worauf er die Heerden austreibt, und die Unglücklichen in der verschlossenen Höhle gefangen zurückläßt. Da ersinnt Ulysses listigen Rath. Er läßt des Cyclopen Keule zu einem Pfahle spitzen; als dieser darauf am Abend heimkehrt, und abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt, reicht ihm Ulysses von dem mitgebrachten Weine, und berauscht ihn. Kaum aber sieht er ihn eingeschlafen, so läßt er den Pfahl glühend machen, und bohrt ihm das Auge aus. Dann bindet er seine Gefährten und sich selbst unter die Bäuche stattlicher Widder; und so entkommen sie glücklich, als der Cyclope am nächsten Morgen die Heerde ausziehen läßt. Ein Felsstück, das er den Verhöhnenden nachschleuderte, traf sie nicht. — Nicht ganz so ungeschlacht mochte der Cyclop seyn, als er noch ein Jüngling war, und die Nymphe Galatea liebte. So finden wir ihn bei Theocrit. Die Nymphe aber achtete seiner nicht, sondern liebte den Acis, welchen Polyphem, eifersüchtig auf den glücklichen Nebenbuhler, tödtete. (S. Galatea).

Polyspast, s. Flaschenzug.

Polytechnische Schule, s. Realinstitute.

Polytheismus, Vielgötterei, ist die Religion des sich selbst überlassenen Menschen, der ohne höhere, göttliche Erleuchtung das Göttliche gern findet in der Natur und in seiner Vernunft, seinem Gemüthe; aber nicht zur reinen Anschauung der Gottheit hindurchdringt. Denn das Göttliche, das ihm in der Mannichfaltigkeit der Welt erscheint, knüpft er dergestalt an die Erscheinung, daß er es in gleicher Mannichfaltigkeit auffaßt, aber nicht in der Einheit erkennt. Der Polytheismus ist also zwar Glaube an das Göttliche, aber, weil dieses ihm in eben so viele Gestaltungen zerfällt, als die Welt selbst, der Glaube an viele Götter, und steht sonach dem Monotheismus (s. d. Art.), dem Glauben an Einen Gott, entgegen, oder insbesondere der geoffenbarten Religion, die allein mit dem Glauben an die Einheit Gottes des Menschen Geist erleuchtet. Denn von oben stammt das höchste und klarste Licht, das auch jenes, dem Menschen inwohnende Licht erst recht erhellen, und das gesammte Leben, die ganze Natur überleuchten muß, wenn der Mensch recht erleuchtet werden, und Gott finden soll, der in einem Lichte wohnt, zu dem kein erschaffener Geist zukommen kann. In der frühesten Offenbarung, die den ersten Menschengeschlechtern mitgetheilt, in den sogenannten Erzvätern erhalten, und als die Völker des Erdkreises sie fast gänzlich verloren hatten, durch

Digitized by Google

Moses dem Hause Israel von neuem ans Herz gelegt und zu einem Eigenthume des „Volkes Gottes" gemacht ward, war der Glaube an Einen Gott den Menschen überliefert, und die höchste Offenbarung durch Christus Jesus setzte denselben als die unbedingte Wahrheit voraus, erhob ihn aber erst recht zur Seele des ganzen religiösen Lebens. Indeß lebte er, obwohl vielfältig verdunkelt, auch in allen den Religionen fort, die einen höchsten Gott über alle Götter anerkennen. Jede Religion aber, die mehrern Göttern huldiget, gehört zum Heidenthume, dessen Grundcharakter eben der Polytheismus, im Gegensatze gegen den geoffenbarten Monotheismus, ist. Der Polytheismus gestaltet sich eben so verschieden, als es verschiedene Religionen des Heidenthums gibt. In seiner einfachsten Gestaltung (wenn diese seinem Begriffe nicht widerstrebt, und zu ihm gerechnet werden darf) erscheint er als Dualismus, der Glaube an zwei sogenannte Grundprincipe, oder Grund- und Ur-Wesen, — die Grundlage morgenländischer Religionen und Philosophien, und selbst in mannichfacher Gestalt, überall aber eine Verbildung der Offenbarungslehre von Einem Gotte und dem von ihm abgefallenen, ungöttlichen Geiste des Bösen, der Finsterniß. Die weiteste Abweichung vom Polytheismus aber, obwohl unerkannt von ihm ausgegangen, ist der Pantheismus, die Allvergötterung, da die Welt selbst der Gott, und Gott die Welt, das Ein und Alles, ist. Gleichwohl ist im Dualismus und Pantheismus, zwar von dem reinen Lichte der Offenbarung entfremdet, noch eine höhere Ahnung der Gottheit, als in den Religionen, die man im engern und im eigentlichsten Sinne Polytheismus nennt, wo fast jeder Schimmer der Offenbarung verloren, und das Göttliche ganz an die Gestalt und Erscheinung gebunden, der Körperwelt einverleibt ist. Denn wie der Mensch weiter und weiter abirrte von dem ursprünglichen Lichte, fand er zwar immer ein Göttliches in den Erscheinungen der Welt, jenes aber in diesen verkörpert, nicht Gott über alle Erscheinung, und betete nun die Gestalt, die Erscheinung an, in der er den Gott, aber nicht Gott erkannte. Er versank in Abgötterei, in die jeder Polytheismus verfällt, da er dem als dem Gotte huldigt, was nur ein Wirken und ein Werk Gottes ist. — Aus den Banden der Abgötterei und des Götzendienstes erlösete den Menschen wieder die Offenbarung in Christus. Ke.

Polyxena, des Priamus und der Hecuba Tochter, deren Schicksale die nachhomerischen Epiker erzählen. Achilles liebte sie, und fand durch diese Liebe den Tod (s. Achilles). Nach Einigen liebte auch sie den Achilles, und raubte sich an seinem Grabhügel selbst das Leben. Nach der gewöhnlichsten Meinung aber wurde sie entweder in Thrazien, oder auf dem Grabe des Achilles dem Schatten desselben geopfert.

Pombal (Sebast. Joseph von Carvalho, seit 1755 Graf von Oeyras, und seit dem J. 1770 Marquis von Pombal), portugiesischer Staatsminister, geb. 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra, gest. den 7ten Mai 1782. Ein gefährlicher Kranker wird oft durch heroische Mittel am glücklichsten gerettet. So dachte Pombal, als er streng und durchgreifend 27 Jahre lang Portugals Reformator war. Er regierte, beladen mit dem Hasse des Adels, der Geistlichkeit und des Hofes, in offener Fehde mit den Jesuiten, unumschränkt wie ein König, ausgerüstet mit seltener Geisteskraft, Thätigkeit und Geschäftskenntniß, erhoben von dem edelsten Nationalge-

Digitized by Google

fühl, so daß er ein großer Mann genannt werden müßte, wenn er eben so gerecht als uneigennützig gewesen wäre. Im steten offenen und geheimen Kriege mit mächtigen Feinden, konnte er nicht vollenden, was er unternommen: die gänzliche Wiederherstellung der tiefgesunkenen Nation und Staatsmacht. Er griff daher nach den kürzesten und härtesten Maßregeln; aber er erreichte nur wenig, weil er Alles auf ein Mal neu schaffen wollte. Indeß machen ihn seine Persönlichkeit, seine Lage und sein großartiges Streben zu einem der merkwürdigsten Menschen seines Jahrhunderts. — Sein Vater war Capitän, aus der ärmern Classe des Adels, die von dem hohen Adel verachtet und unterdrückt wurde. Aber seine Mutter, eine Mendoza, und sein Oheim, ein angesehener Geistlicher, öffneten dem jungen Carvalho, der in Coimbra die Rechte studirt hatte und hierauf Soldat geworden war, die Aussicht zur Beförderung. Die Natur hatte ihm Alles gegeben, was den Herrscher ankündigt, einen hohen Wuchs, Lebenskraft, Stärke, kühnen Blick und sinnliches Feuer dazu, große, heftige Leidenschaften, einen durchdringenden Verstand, und die angenehmsten gesellschaftlichen Talente. In allem der Erste, und ein tollkühner Raufer, wurde er seiner regellosen Kraftäußerungen wegen aus Lissabon verwiesen. Seitdem arbeitete er mehrere Jahre lang in Soure an seiner persönlichen Ausbildung. Da schenkte ihm Therese von Noronha Almada, eine reiche Witwe, ihre Liebe. Die stolzen Verwandten wiesen zwar den kühnen Bewerber zurück; allein er entführte die Geliebte, und schützte sich gegen die Dolche der Meuchelmörder durch Muth und Entschlossenheit. Zugleich regte die Verachtung, mit welcher ihn die Familie seiner Gemahlin, die Grafen von Arcos behandelten, sein Ehrgefühl auf, sich emporzuschwingen. Er ging an den Hof zurück, wo er (in seinem 40sten Jahre) durch feine Sitten solchen Beifall erhielt, daß man ihm im J. 1739 den Gesandtschaftsposten in London übertrug. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen, und faßte mitten unter sinnlichen Zerstreuungen den Plan, sein Vaterland von den Fesseln des englischen Handelssystems zu befreien. Der neue Staatsminister, Peter von Motta, sein Gegner, rief ihn zwar im J. 1745 von London zurück; aber die Königin, Carvalho's Gönnerin, sandte ihn nach Wien, um einen Zwist des Papstes mit der Kaiserin Maria Theresia zu vermitteln. Er erwarb sich bald allgemeine Achtung, und als seine Gemahlin endlich ein Opfer der Rache ihrer Verwandten geworden war, erhielt er die Hand einer jungen Gräfin von Daun. Doch mußte er die Verleumdung, welche ein vornehmer Portugiese in Wien gegen ihn ausgestreuet hatte, entkräften, und seinen Adel beweisen. Die Königin bewirkte daher seine Ernennung zum portugiesischen Gesandten am wiener Hofe. Aber der König und sein Minister haßten ihn. Er ward zurückberufen. So fest er in der Gunst der Königin stand, so konnte er doch die Abneigung des Königs (Johannes V.) nicht überwinden. Vergebens gewann er die Zuneigung der vielvermögenden Jesuiten, durch völlige Hingebung an diesen Orden, den er so täuschte, daß er mit den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft genau bekannt wurde, was ihm in der Folge als Minister die Waffen gegen dieselbe in die Hände gab. Der hohe Adel verfolgte ihn mit unversöhnlichem Hasse; Carvalho aber beherrschte seinen Wunsch nach Rache, und galt für den liebenswürdigsten, bescheidensten und frömmsten Weltmann an dem Hofe der Königin. Endlich starb Johann V. den 31sten Juli 1750. Sogleich

Digitized by Google

erhielt Carvalho von dessen Nachfolger Joseph I. auf die Empfehlung der verwitweten Königin die längst gewünschte Stelle eines Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Der Beichtvater des Königs, P. Moreira, ein Jesuit, war sein Gönner, und Carvalho schmeichelte dem Orden mit solchem Eifer, daß ihn das Publicum den großen Jesuiten nannte. Bald hatte er, besonders seit dem Tode der Königin Mutter im J. 1754, den schwachen argwöhnischen, für Sinnenreiz allein empfänglichen König ganz von sich abhängig gemacht. Dieser willigte aus Furcht vor seinem Bruder Dom Pedro, an den sich Carvalho's Feinde anschlossen, in die kühnsten Plane des Ministers, und Carvalho erreichte dadurch seinen vierfachen Zweck: die Jesuiten zu vertreiben, den hohen Adel zu unterdrücken, Portugal wieder herzustellen, und im Namen des Monarchen unumschränkt zu regieren. Das Reich befand sich im Zustande der äußersten Ohnmacht. England und die Jesuiten theilten sich nebst dem hohen Adel in die Reichthümer des Staats, der ohne Armee, Flotte, Handel und Ackerbau war. Der Minister handelte im Geiste des Merkantilsystems, fing aber freilich auf vielen Seiten da an, wo er hätte aufhören sollen; doch war sein Streben im Allgemeinen nicht ohne Erfolg. Nur ein Mann wie er vermochte den Angriffen zu widerstehen, die jetzt öffentlich und insgeheim die Inquisition, der er die Auto da Fe's untersagt, die Jesuiten, welche er aus ihrem Missionsstaate in Paraguay vertrieben, der hohe Adel, dem er seine fürstlichen Besitzungen in den Colonien entzogen, und der hohe Clerus, dessen Macht er Grenzen gesetzt hatte, gegen ihn unternahmen. Da schlug, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, mitten unter die Parteien nieder das Erdbeben am 1sten November 1755. Es begrub 30,000 Menschen und einen Wohlstand von 570 Millionen Thaler in Schutt und Asche. Carvalho verließ die Seinigen und trat auf als ein Retter in der Verzweiflung, mit einer Anstrengung und einem Heldenmuthe, der allein seine Feinde hätte versöhnen können, wenn diese einigen Sinn für Wahrheit gehabt hätten. Sah man Pombaln, dessen Haus unbeschädigt geblieben war, acht Tage lang in seinem Wagen mit dem allgemeinen Wohle unaufhörlich beschäftigt, an jedem Orte, wo Hülfe nöthig war, Anstalten treffen, die Ordnung wieder herstellen, und den König selbst zum eigenen Handanlegen für die Begrabung der Todten bewegen, um den betäubten Arbeitern Muth zu machen, so mußte man ihn achten und bewundern; und wahrlich nie hat sich wohl ein kraftvoller Mann in einer furchtbarern Zeit, unter vielfachern Bedrängnissen, wohlthätiger und fast übermenschlich wirksamer gezeigt, als Carvalho in diesen Tagen einer grenzenlosen Noth. Der König sah in ihm einen Schützling des Himmels, und überließ sich unbedingt der Leitung dieses außerordentlichen Mannes. Carvalho ward Graf von Oeyras, und rückte im J. 1756 in die Stelle eines ersten Ministers. Jetzt schritt er kühn über Jeden hinweg, der ihm in den Weg zu treten wagte. Er mußte unerbittlich streng verfahren, da Wüstlinge aus dem hohen Adel ohne Scheu Mordthaten begingen, und der Pöbel ruchlos raubte. Aber mit der Hoffart der Vornehmen, die er demüthigte, und mit der Habsucht, die seine Handelsverfügungen zur Wuth reizten, verband sich jetzt das Landvolk, unzufrieden mit Pombals gesetzlich gemachtem Monopolhandel, der allerdings ein Mißgriff, eigentlich aber nur gegen das Monopol der Britten gerichtet war. Die erhitzten Weinbauer begingen in Oporto Ausschweifungen, aber Pombal unterdrückte

den Aufstand durch die ausgedehntesten Majestätsgesetze, nach welchen der Wille des Königs statt aller Constitutionen und Privilegien allein gültig war. Zugleich ließ er gegen die Jesuiten, welche Alles versuchten, um ihn als den Antichrist in der öffentlichen Meinung zu verdammen, eine Druckschrift ausbreiten, die ihre Politik in Paraguay zum Erstaunen Europa's enthüllte. Doch waren manche Behauptungen darin übertrieben, und es ist kein Zweifel, daß die Väter jene Provinzen besser regiert hatten, als es von Spaniern oder Portugiesen je geschehen wäre. Carvalho beschloß endlich, die Jesuiten ganz von der Person des ihnen sehr ergebenen Königs zu entfernen. Sie verloren die Beichtvaterstellen und mußten sich (den 16ten September 1757) in ihre Collegien begeben. Auch wurden mehrere portugiesische Große, welche den Minister zu stürzen versucht, aus Lissabon verwiesen. Durchgreifen war von jetzt an Pombals einzige Politik. So ließ er, weil seine Aufmunterungen des Feldbaues nichts fruchteten, die Weinstöcke ausraufen. Endlich siegte er völlig. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der in der Nacht vom 3ten bis 4ten September 1758 auf einer nächtlichen Fahrt von Meuchelmördern verwundet, ihren Schüssen nur durch die Treue seines Kammerdieners, oder durch die Scheu seiner Maulthiere entgangen war, lieferte ihm seine Todfeinde in seine Gewalt. Drei Monate nach der That ließ Carvalho, der indeß Alles erforscht, die Thäter aber absichtlich sicher gemacht hatte, in der Nacht des Hochzeitfestes seiner Tochter, welchem der hohe Adel beigewohnt hatte, den 12ten December den Marquis von Tavora und dessen Familie, den Jesuiten Malagrida, und den Tag darauf auch den Herzog von Aveiro u. A. m. verhaften. Der Minister und ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes führten die Untersuchung, und nach einem kurzen Verfahren ward ein gräßliches Bluturtheil den 13ten Januar 1759 vor dem Schlosse zu Belem vollzogen. Der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora wurden als die Häupter der Verschwörung gerädert, die Söhne und der Schwiegersohn desselben, so wie die Bedienten als Theilnehmer erdrosselt, die Gemahlin des Marquis gehangen, und ein Bedienter des Herzogs verbrannt. Ein schwerer Verdacht fiel auf die Jesuiten, daß sie den Plan des Königsmordes geleitet, aber der Marquis von Tavora hatte seine frühere Aussage gegen sie nachher schriftlich widerrufen. Dennoch klagte der Minister sie als Urheber dieses Plans beim Papste an, und als er die Erlaubniß-Bulle, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu stellen, nicht sogleich erhielt, ließ er Einige im Gefängnisse hinrichten; der Pater Malagrida aber, welcher den Tod des Königs prophezeit hatte, wurde von der Inquisition als Ketzer zum Feuertode verurtheilt, und dieses Auto da Fe ward 1761 vollzogen. Sämmtliche Jesuiten aber hatte Pombal, als Rebellen und Feinde des Königs, schon früher durch ein königliches Decret vom 3ten September 1759 aus dem Reiche verwiesen, und da sie demselben sich nicht fügten, durch Soldaten auf Schiffe bringen, und 1854 an der Zahl nach dem Kirchenstaate abführen lassen. Hierauf entstand ein langer Zwist mit dem Papste. Pombal schickte 1760 den päpstlichen Nuntius über die Grenze und wollte schon Portugal von Rom losreißen, als Clemens XIII. starb. Mit dem Nachfolger, der den Jesuitenorden 1773 aufhob, kam die Aussöhnung bald zu Stande. Bald darauf ward Portugal mit Spanien in einen kurzen Krieg verwickelt, und in der Folge noch einmal durch des Ministers unbesonnenen Stolz gegen

Digitized by

Spanien. Pombal übergab einem deutschen Feldherrn, dem Grafen von Schaumburg-Lippe, den Oberbefehl. Das portugiesische Heer ward gänzlich umgeschaffen, und die Grenze besser befestigt. Eben so thätig sorgte Pombal für alle Zweige der Landescultur, und verbesserte insbesondere das Schulwesen; auch richtete er die Censur liberaler ein, und empfahl durch das Gesetz vom J. 1773 den alten Christen tolerante Gesinnungen gegen die neuen. Man hielt nämlich bisher die neuen Christen für heimliche Juden, und entzog ihnen viele bürgerlichen Rechte. Von Pombal selbst ist ein wichtiges Manuscript, eine Art Compte rendu über seine Verwaltung, vorhanden, das aber nicht bekannt gemacht worden ist. Ehrgeiz und Rachsucht gegen seine Feinde, die mehr als einmal ihm nach dem Leben trachteten, und der Plan, dem Prinzen von Beira, dem Enkel der Königin, die Thronfolge zu verschaffen, füllten sein übriges Leben aus. Da starb Joseph I. 1777, dessen Tochter Pombals heftigste Feindin war; Pombal mußte seine Entlassung nehmen. Die von ihm eingekerkerten Staatsverbrecher, 9800 an der Zahl, wurden freigelassen, und die meisten seiner Einrichtungen aufgehoben, so daß Portugal in den vorigen Zustand von Schwäche zurückfiel. Pombal hatte der jungen Königin einen Schatz von 78 Millionen Crusaden und einen wohlgeordneten Staat übergeben. Allein der Haß seiner Feinde war mächtiger als sein Verdienst. Die portugiesischen Großen versuchten Alles, um ihn auf das Blutgerüste zu bringen. Die Königin ließ den Proceß der Königsmörder untersuchen und die Hingerichteten für unschuldig erklären; doch wurde dieses Urtheil nicht öffentlich bekannt gemacht. Pombal selbst rettete seinen Kopf nur dadurch, daß er der Commission, die ihn privatim verhörte, die Originalbeweise jener Verschwörung, die nicht öffentlich bekannt gemacht worden waren, vorlegte. Sie bestanden in mehrern vom Könige Joseph selbst unterzeichneten Actenstücken, unter andern in eigenhändigen Briefen des Marquis von Tavora, welche das ganze Gewebe der auf Veränderung der Regierung und Ermordung des Königs gerichteten Verschwörung enthielten. Der gehaßte und verfolgte Mann behielt daher seine Titel und seine Einkünfte. Zurückgezogen in den Flecken Pombal, beschäftigte er sich mit Lesen und guten Werken. Die Armen liebten ihn, und seine Gemahlin hing an ihm mit deutscher Treue und Zärtlichkeit. Aber Klagen und Untersuchungen gegen ihn wechselten mit Neckereien aller Art. Dies untergrub des großen Mannes Gesundheit. Er starb 1783 zu Pombal im 83sten Jahr seines Lebens. Die Geschichte dieses Ministers ist von dem Parteigeiste sehr entstellt, z. B. von seinem italienischen Biographen, einem Exjesuiten, und in den Anecdot. du Ministère de Pombal, Varsovie, 1784. Pombals eigene Vertheidigungsschrift in v. Dohms Mater. z. Statistik 3 Th. beweiset wenigstens, daß er sich als Minister nicht bereichert habe. Die Actenstücke des Processes der Königsmörder s. m. in Voß's Gallerie historischer Gemählde, IV. Vergl. l'Administration du Marquis de Pombal, Amsterdam 1788, 4 Vol. 8. K.

Pommereuil (F. X. J. de), französischer Divisions-General, Officier der Ehrenlegion u. s. w., ist 1745 in Fougères in Bretagne geboren, diente vor der Revolution in der Artillerie, ward 1790 nach Neapel geschickt, und leitete die Wiedereinrichtung dieser Waffe im Königreiche. Er wurde nach seiner Zurückkunft ein lebhafter Theilnehmer der Revolution, und späterhin Anhänger Napoleons.

Digitized by Google

Nachdem er in mehrern Departements Präfect, und späterhin Staatsrath gewesen, ward er von Napoleon zum General-Director der Buchdruckerei und des Buchhandels ernannt, und erfüllte diesen Posten bis zu Napoleons erster Thronentsagung 1814, mit vollem Eifer für dessen geistunterdrückende Politik. Seine Administration wird als der Typus der gehässigsten und drückendsten aller Tyranneien unvergeßlich seyn. Nur aus diesem Grunde haben wir ihm hier eine Stelle gegeben.

Pommern, ein gegenwärtig ganz zur preußischen Monarchie gehöriges Land, welches sonst als ein Herzogthum zum obersächsischen Kreise gerechnet wurde, und welches gegen Westen an Mecklenburg, gegen Süden an die Provinz Brandenburg, gegen Osten an die Provinz Westpreußen und gegen Norden an die Ostsee grenzt. Die Oder theilt es in Vor- und Hinterpommern, jenes westlich, dieses östlich von der Oder. Pommern war ein Haupttheil des alten wendischen Königreichs; dann hatte es von 1026 bis 1637 seine eigenen Herzöge. Als diese in dem genannten Jahre ausgestorben waren, hätte das Churhaus Brandenburg, in Gemäßheit der bestehenden Erbverbrüderung, das ganze Land in Besitz nehmen sollen; allein da der Herzog während des dreißigjährigen Krieges gestorben und Pommern von den Schweden besetzt war, so mußte es sich im westphälischen Frieden mit Hinterpommern begnügen, Vorpommern und die Insel Rügen aber an Schweden überlassen. Als jedoch unter Carl XII. Schweden durch den nordischen Krieg auch in Deutschland ins Gedränge kam, benutzte Preußen diesen Umstand, sich im stockholmer Frieden 1720 den größten Theil von Vorpommern sammt den Inseln Wollin und Usedom abtreten zu lassen. Damals behielt Schweden weiter nichts, als das Stück zwischen Mecklenburg, der Ostsee und dem Peenefluß, nebst der Insel Rügen. Im J. 1815 kam Preußen auch in Besitz von Schwedisch-Pommern. Schweden hatte nämlich in Folge der Besitznahme von Norwegen seinen Antheil an Pommern an Dänemark abgetreten, und von diesem tauschte Preußen es gegen das Lauenburgische, und eine Summe von 2,600,000 Thalern ein. Pommern ist jetzt nach der neuen Eintheilung des preußischen Staats eine Provinz desselben, womit auch einige Theile der vormaligen Neumark und einige Oerter Westpreußens vereinigt worden sind, so daß diese Provinz gegenwärtig 581 Quadratmeilen mit 671,000 Einwohnern enthält. Sie ist eins der niedrigsten und flachsten Länder Deutschlands, indem nur wenige Berge von mittelmäßiger Höhe, z. B. der Gollenberg, der Revekuhl, die Stubbenkammer auf der Insel Rügen, diese ermüdende Oberfläche unterbrechen. Die Küsten der Ostsee in Hinterpommern sind mit Sandhügeln oder Dünen besetzt, die durch Stürme oft sehr verändert werden, und eine aus Westpreußen kommende Hügelreihe läuft zwischen Brandenburg und Pommern gegen die Oder hin. Der größte Fluß ist die Oder, welche unterhalb Stettin den großen dammschen See bildet, und sich dann in das frische Haff ergießt, welches durch die drei Ausflüsse, die Peene, Swine und Divenow mit der Ostsee in Verbindung steht. Viele kleine Küstenflüsse, darunter auch mehrere schiffbare, bewässern diese Provinz, und ergießen sich dann in die Ostsee. Auch sind viele große und kleine fischreiche Seen vorhanden. Der Boden ist größtentheils sandig und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit, doch sind die Gegenden bei Pyritz und Stargard, einige Striche in Vorpommern und die Gegenden längs der Seeküste sehr gesegnet und fruchtbar; ein

Digitized by Google

nicht geringer Theil Pommerns hingegen ist steinig und sehr dürre. Auch die von der Neumark zu Pommern geschlagenen Theile haben im Ganzen einen sandigen, leichten Boden, und an wenigen Orten fruchtbares Ackerland. Die vorzüglichsten Landesproducte aus dem Pflanzenreiche sind: Getreide und Feldfrüchte aller Art, Flachs, Hanf, Taback, Obst und Holz, wovon Getreide, Flachs, Obst und Holz noch ausgeführt werden können. Die Viehzucht und Fischerei sind zwei Hauptnahrungszweige Pommerns, indem der Viehhandel dieser Provinz und die pommerschen Gänse, Schinken und Würste eben so bekannt sind, als die pommerschen Muränen, Lachse, Neunaugen, Aale und Bücklinge. Die Rindviehzucht übersteigt den eignen Bedarf des Landes so beträchtlich, daß nicht nur viele fette Schlachtochsen und gemästete Kühe, sondern auch eine Menge der vorzüglichsten Butter an andere Länder überlassen werden können. Weniger bedeutend ist die Pferdezucht; dagegen aber die Schafzucht so beträchtlich, daß außer dem Bedarf für die Fabriken, auch noch ein großer Theil der Wolle ausgeführt werden kann. Auch ist die pommersche Wolle zum Theil schon sehr veredelt. Von großer Wichtigkeit sind die Schweine- und Bienenzucht, besonders die erstere, welche durch die großen Eichen- und Buchwaldungen sehr befördert wird. An Mineralien ist Pommern sehr arm. Man hat Sumpferz, das auf der Eisenhütte zu Torgelow verschmolzen wird, Alaunerde, Salz, Bernstein, vorzüglich bei Stolpe, Kalk, Mergel und Torf, wovon der letztere das vorzüglichste mineralische Product Pommerns ist. Die Einwohner sind theils Deutsche, theils Kassuben oder Abkömmlinge der alten Wenden, noch mit eigener Sprache. Die Industrie ist von keiner Bedeutung. Auf dem Lande und zum Theil auch in den Städten wird viele gute und dauerhafte Leinwand verfertigt und damit ein beträchtlicher Handel getrieben. Man hat Tabacks-, Tuch-, Rasch- und andere Wollenfabriken, und unbedeutende Baumwollenfabriken, ferner sind anzuführen eine Zuckersiederei, eine Ankerfabrik und die Bernsteindrehereien zu Stolpe. Wichtiger ist der Handel, der theils zur See, theils auf der Oder, theils auch zu Lande mit den benachbarten preußischen Provinzen, besonders mit der Provinz Brandenburg getrieben wird. Der Hauptsitz des pommerschen Handels ist Stettin, welches überhaupt einer der wichtigsten Handelsplätze des ganzen preußischen Staates ist. Pommern ist nach der neuen Organisation des preußischen Staates in drei Bezirke getheilt, nämlich Stettin, Stralsund und Cöslin, welche drei Städte auch die Sitze der Regierungen sind.

Pomologie, Obstbaumkunde, ist die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß des Obstes (Obstkunde) und dessen Erzeugung (Obstbaumzucht) beschäftigt. Als Obstkunde, d. i. Kenntniß aller für Menschen und Vieh genießbaren Früchte der Bäume (Pomaceae, Drupaceae, Bacciferae), ist sie ein Theil der Botanik, doch schöpft sie aus dieser nur die Regeln zur gehörigen Erkenntniß und Unterscheidung der Gattungen und Arten der Obstbäume, beschäftigt sich aber noch überdieß mit der technischen Betrachtung und Eintheilung der verschiedenen Abarten, die der Botaniker alle nur als zufällige Varietäten einiger wenigen Spezies ansieht. Daher die in der Obstkunde eingeführte botanische Unterscheidung des Obstes in **Kernobst** mit vierfächeriger Samenkapsel, über welcher süßes Fleisch liegt (Aepfel, Birnen); in **Beerobst**, welches keinen deutlichen Unterschied des Fleisches und der Samenhülle bemerken läßt (Stachelbeeren);

Digitized by Google

in Steinobst, dessen eßbares Fleisch eine steinartige Nuß einschließt (Pfirsichen); und in Kapselobst, welches ebenfalls Steinobst ist, dessen Fleischbedeckung aber ungenießbar ist und dessen Nußkern nur als Nahrungsmittel dient (Nüsse). Daher die naturgemäße Eintheilung in Geschlechter, von denen die Botanik den Pomologen lehrt, daß sie unvermischt neben einander fortbestehen, während nur die Spezies eines und desselben Geschlechts sich mit einander zu Bastarden vermischen können, die jetzt als beständige Varietäten oder Sorten durch die Bemühung der Pomologen Namen und Bezeichnung erhalten haben. Man kann annehmen, daß ehedem nur wenige Ursorten einer Spezies vorhanden waren, daß aber durch die Beschaffenheit des Clima's, des Bodens, durch die Vermischung des Blumenstaubes und die aus dem Samen gezogenen Kernlinge sich nach und nach die fast unzählbare Menge Obstsorten gebildet habe. Für den Einfluß des Climas spricht die Erfahrung, daß jeder Himmelsstrich seine eigenen Sorten (Frankreich z. B. die Renetten) zieht; der Boden drückt eben so dem Obste seine Eigenthümlichkeit ein (daher Weinsorten) und die Verschiedenheit der Sorten aus den Kernen hat van Mons zu Brüssel durch seine Aussaat von mehr als 40,000 Kernen, deren gezogene Stämme er unveredelt tragen läßt, am unwiderleglichsten dargethan. Die Vermischung des Samenstaubes verschiedener Sorten, wo der weibliche Theil der Blüthe die Befruchtung von dem männlichen Theile einer andern Sorte erhält, welches in der freien Natur durch den Wind und die Insecten bewirkt wird, bildet die eigenthümlichen Bestandtheile der neuen Sorten, wodurch die Menge unsrer Obstsorten entstanden ist. Clima und Boden wirken besonders auf Verfeinerung und Veredlung derselben. Die künstliche Befruchtung, wo man absichtlich mit einem Pinsel den weiblichen Stempel (Pistill) mit dem Samenstaube einer andern dazu ausgewählten edeln Sorte schwängert, macht es möglich, die vorzüglichen, in zwei oder mehrern verschiedenen Sorten liegenden Eigenschaften, z. B. Größe, Form, Geschmack zu vereinigen, und neue Sorten mehr nach dem von dem menschlichen Geiste entworfenen Ideal hervorzubringen. Die künstliche Befruchtung mit raffinirender Hinsicht auf die Hervorbildung der trefflichsten Sorten nach der menschlichen Idee eröffnet der Pomologie ein neues Feld, von welchem sie sich die größten Vortheile verspricht. Wie sehr sich die unedelsten Sorten bloß durch sorgfältige Pflege und Cultur veredeln lassen, und wie weit sich die edlern Sorten durch Entziehung der zu ihrem Gedeihen günstigen Bedingungen wieder zu den unedeln zurückführen lassen, hat Esq. Knight, Präsident der londner Gartenbaugesellschaft, durch merkwürdige Versuche bewiesen. So wie der Botaniker mittelst seiner bestimmten Terminologie die Eigenthümlichkeit der Pflanzen beschreibt, sie als Unterscheidungszeichen benutzt und durch Zusammenstellung der ähnlichen ein System baut, so bezeichnet auch der Pomolog durch seine Kunstsprache die Eigenthümlichkeiten (Charakteristik) des Obstes. Er benutzt dazu die Form, Größe, Kanten, Beulen, Grund- und Nebenfarben, Rost, Flecken, Punkte, den Stand des Blüthenknopfs, seine Einsenkung, Schaale, Stiel, Stielhöhle und deren Beschaffenheit, Geruch, Geschmack, Fleisch, Farbe, Struktur desselben, Geäder, Kernhaus, seine Fächer, die Kerne, Reife und Dauer. Außerdem wird noch die botanische Beschreibung des Baumes, seiner Blumen, Blätter, seines Wuchses, seiner Kronenbildung und des Tragholzes mit zu Hülfe genommen (s. die Werke von Quintiny, du Hamel, Schabol, Knoop,

Digitized by Google

Abercrombie, Manger, Miller, Zink, Henne u. A.). Der Charakter, nach welchem man versucht hat, ein pomologisches System zu ordnen, ist ein natürlicher, der sich auf die Form bezieht, nach welcher die Früchte in verschiedene Familien, Ordnungen und Gattungen gestellt werden. Die immerwährende Entstehung neuer Sorten aus Kernen und die feinen, fast unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, verbunden mit dem Umstande, daß fast jede Sorte in jeder Provinz, oft in sehr geringen Entfernungen, einen andern Namen hat, daß die nämliche Benennung hier dieser, dort jener Sorte gegeben wird, erschwert die Sache sehr. Die ältesten Eintheilungen schreiben sich von den Franzosen und Holländern her; diese theilten unter andern die Aepfel schon längst in Calvillen, mit Kanten, Kerben, lockerm Fleische, gewürzhaftem Geschmacke und hohlem Kernhause; in Renetten, die außen durch Rostanflug, innen durch kurz abknackendes Fleisch kenntlich sind; in die großen sauern Rambours u. s. w. Birnen wurden von ihnen in Beurré's oder Butterbirnen mit schmelzendem Fleische, in Bergamotten mit Gewürzgeschmack, runder Form und rostiger Schaale, in Rothbirnen oder Rougelets, Rousselets, in Blanquets oder Weißbirnen unterschieden. Manger stellte zuerst ein System nach Formentafeln auf: die drei Hauptformen der Aepfel waren die runde oder platte, die hyperbolische (unten dicker als hoch) und die parabolische (höher als dick). Die Unterabtheilungen betreffen die vollständige Ebenheit, die Falten am Auge und die rundum befindlichen Rippen. Sickler (in seinem Obstgärtner) bildete daraus vier Formen. Der Oberpfarrer zu Kronenberg, Christ, schlägt vor, acht Familien anzunehmen: Calvillen, Renetten, Peppings, Parmänen, Kantenäpfel, Plattäpfel, Spitzäpfel, Kugeläpfel. Dial ordnete die Obstarten nach der innern Beschaffenheit derselben. Das der Natur sehr angemessene System von Fritsch, welches zugleich das neueste ist, enthält zwei Hauptklassen: Kugeläpfel und Kegeläpfel, und benutzt die Kantenäpfel nur als Unterabtheilung, da sie unter allen Grundformen erscheinen. Die Ordnungen werden durch das einfache oder mehrfarbige Colorit bestimmt, und beim Geschlecht ist Geruch und Geschmack als Eintheilungsgrund angenommen worden. Auf ähnliche Art hat man auch Eintheilungen der andern Obstsorten versucht, z. B. die Eintheilung der Birnen nach der Form in fünf Classen (Sickler); nach der Reifzeit in drei Classen (Christ); nach dem Fleische, Safte und Geschmacke in sechs Classen (Diel); nach der Gestalt (Fritsch), in Rund-, Spitz- und Langbirnen, deren Ordnungen nach der weißen, grünen, rothen, grauen Farbe gebildet sind. — Pflaumen hat man bisher allezeit nach der Form bestimmt (längliche und runde Pflaumen, Mirabellen, Schlehen); Kirschen in süße und saure, deren Unterabtheilungen von der Farbe des Saftes und der Härte des Fleisches genommen werden; Pfirsichen unterscheiden sich in wollige und glatte, deren Gattungen (peches, pavies, violettes, brugnons) durch das Fleisch und den ablösigen Stein näher bezeichnet werden *). Von dem Gesichtspunkte der Benutzung angesehen, theilt der Pomolog das Obst ein in Tafelobst, Wirthschaftsobst und in Handelsobst. Zum Tafelobst wird eine angenehme in die Augen fallende Gestalt nebst feinem Geschmacke erfo-

*) Gute Abbildungen und Beschreibungen der Obstsorten haben geliefert Manger in der Pomona franconica, Kraft in der Pomona austriaca, Sickler in seinem Gartenmagazine; auch gehören hieher Sicklers Nachbildungen der Früchte in Wachs, so wie die italienischen in carrarischem Marmor.

Digitized by Google

bert. Hieher gehören von den Aepfeln die Calvillen, Peppings, Goldstieläpfel, Antillenäpfel, weiße Stettiner; Forellenbirnen, Bandbirnen, Petersbirnen; die Blutpfirsiche, Bourdine, Magdelaine rouge et blanc; die zu Saft und Eingemachtem zu benutzenden Himbeeren, Johannisbeeren, Nüsse u. s. w. Wirthschaftsobst betrachtet man, nachdem es Vorzüge beim Kochen, Backen, Welken besitzt. Als Fabrikationsobst sind die Birnen und Pflaumen zum Syrup brauchbar, der Wein unter allen ganz vorzüglich wegen seines angenehmen Products, das man bisweilen durch Aepfel- oder Birnenmost (Cyder) zu ersetzen sucht; hieher die Bereitung des Kirsch-, Himbeer-, Heidelbeersaftes, die Fertigung des Obstbranntweins, des Oeles aus Nüssen und Kernen, die Benutzung des schlechten Obstes zum Viehfutter und mehrerer anderer Beeren, wie Hollunder, als Arzneimittel. Die Benennung **Handelsobst** betrifft die vorzüglich in Ruf gekommenen Sorten: Borsdorfer, rothe Stettiner, Safranäpfel, gebackene Pflaumen und Kirschen u. s. w., deren Verkauf für viele Länder ergiebig ist. Mittelst ihres zweiten Theils, der **Obstbaumzucht**, schließt sich die Pomologie an die Oekonomie an, da sie sich mit den Mitteln beschäftigt, die Bäume zu pflegen und zu erziehen, und durch ihren Ertrag gehörigen Nutzen aus Grund und Boden zu ziehen. Hieher gehört zuerst die **Vermehrung** der Obstbäume und Sträucher: a) durch den Samen oder die Kernlinge, die als Grundstämme für die zu veredelnden Sorten unentbehrlich sind; b) die Vervielfältigung durch Wurzelausläufer, welche sich am besten für die Sträucher, nicht so gut für die Bäume schickt; c) die Vervielfältigung durch Schnittlinge (abgeschnittene Aeste, die in die Erde gesenkt werden) beim Weine, Quitten, Johannisbeeren am besten; d) das Anhäufeln, indem man einen jungen veredelten Baum über der Impfstelle oder einen Kernling tief unten abschneidet, wo er dann Zweige austreibt, an welche Erde angehäufelt wird, die, sobald sie Wurzel geschlagen haben, abgesondert werden; e) die Vermehrung durch Zertheilung und Einlegung von Wurzeln, durch die Veredlung der Wurzelstücken, wodurch neuerlich eine fast unglaubliche Vervielfältigung der Bäume bewirkt worden. Das **Baumsetzen**, welches die Zeit im Herbst und Frühjahr verlangt, wo der Baum noch von seiner Vegetation ruht, und wobei auf die gehörige Lockerheit des Bodens, auf die Zwischenweite, durch die künftige Ausbreitung der Kerne und der Wurzeln (die beide stets im Verhältnisse stehen) bestimmt, das gehörige Augenmerk zu richten ist. Die **Veredlung** der Stämme. Jedes Auge und jeder Zweig eines Baumes ist nicht nur geeignet als eine eigene Pflanze für sich fortzuwachsen und seine Wurzel zu bilden, sondern es ist eben so möglich, daß dieselben, von dem Mutterstamme auf den andern Stamm einer Art **desselben natürlichen Geschlechts** gebracht, mit diesem verwachsen, ohne ihre Natur dadurch zu verändern. Der Grundstamm hat aber in sofern günstigern Einfluß auf das Pfropfreis, als seine Organisation, sein schneller oder langsamer Wuchs, Holzstärke u. s. w. mit dem des Reises übereinstimmen; die Bitterkeit oder Rohheit des wilden Obstes (herbe Säfte) gehen keinesweges auf die gepfropften Augen über (denn auf herben Schlehen gedeihen die schönsten Reineclauden), wenn nur dabei die natürliche Verwandtschaft des Grundstammes zum Pfropfreis immer berücksichtigt wird. Eigen ist es, daß man Birnen auf Ebischbeeren und Weißdorn veredelt fortbringt, und daß auf den Haferpflaumen die Pfirsichen am besten gedeihen. Ver-

edelt wird der Baum auf folgende Arten. 1) Das Ablactiren, Absäugeln, Absaugen, greffer par appoche, eine der ältesten, sichersten Arten. Es werden zu dem Ende die zu veredelnden Stämme nahe um die Mutterpflanze gesetzt, die Edelzweige derselben werden keilförmig ein-, doch nicht ganz durchgeschnitten, und so in den gespaltenen Wildling eingepaßt, daß selbige, bis zum völligen Verwachsen mit ihm, noch an dem Mutterstamme hängen bleiben. Diese Methode wird jetzt nur noch bei den Nüssen angewendet, die sich schwer anders veredeln lassen. 2) Das Pfropfen, Balgen, Impfen (in der Schweiz Zweigen), greffer; hier wird in dem queer durchschnittenen und gespaltenen Wildstamme das keilförmig abgeschnittene Pfropfen am Rande eingepaßt, so daß die beiderseitigen Rinden eine Fläche ausmachen (das Pfropfen in den Spalt), oder bloß in einen T förmigen Einschnitt in die Rinde des Wildlings eingeschoben (das Pfropfreis in die Rinde). 3) Das Oculiren, Aeugeln, Pfropfen mit dem Schildlein, greffer en ecuson, geschieht durch das unversehrte Ausschneiden des Auges und des Sommertriebes eines edeln Reises und durch die Anpassung desselben an den Grundstamm. Das Auge wird entweder so ausgebrochen, daß noch etwas Holz darüber steht, oder es wird vorsichtig mit der umgebenden Rinde abgelös't. Die so auf beiderlei Art gelös'ten Augen schiebt der Gärtner zwischen die, durch einen T förmigen Schnitt gelös'te, Rinde des Wildlings und verbindet sie. Das Oculiren des treibenden Auges geschieht im Frühjahre bis Johannis, das des schlafenden Auges vom halben Julius bis im August; bei dem Winteroculiren bekommt der Wildling einen Rindenausschnitt, der so groß ist, daß das Auge mit seiner Rinde genau hineinpaßt, welches dann darin durch Verband befestigt wird. Das Oculiren ist sehr alt, schon Cato (230 vor Chr.) erwähnt es. 4) Das Copuliren (s. d. Art.) ist eine sehr einfache Veredlungsmethode, und läßt sich am besten bei dünnen Wildlingen, eben so an Wurzelstücken anwenden. 5) Das Pfeifeln, Anpfeifeln, Röhrlen geschieht durch vorsichtige Ablösung eines Stücks Rinde des Edelreises rund um dasselbe, so daß es einer Röhre gleicht, welches dann auf ein genau eben so starkes, geschältes Reis des Wildlings geschoben wird. Es lassen sich auf solche Arten auf einem Grundstamme sehr viele (bis 250 nach Agricola) Obstsorten anbringen. Ein weiteres Augenmerk richtet die Obstbaumzucht auf die Wartung und Pflege der Stämme, indem sie die zum Gedeihen derselben günstigen Bedingungen herbeizuführen und die schädlichen Einflüsse zu entfernen sucht. Es gehören hieher: die Auflockerung des Bodens, seine Bearbeitung mit Hacke und Pflug, seine Bedüngung, sein Begießen zur Zeit der Dürre, Ableitung des überflüssigen Wassers in der Nässe, Ausscheiden aller dürren Reiser und Aeste, des Krebses und Brandes, und das Verbinden mit heilenden Salben aus Lehm, Kalk und Kuhmist, Schutz gegen Viehbeschädigung und Frost, Abbürsten und Waschen der Rinde, um den Anflug von Flechten zu verhüten, Entfernung der Feldmäuse, der Käfer, der Raupen. Endlich wird bei der Obstbaumzucht der jungen Bäume in und durch die Baumschule oder das Seminarium auch die künftige Gestalt und der Zweck berücksichtigt. In dieser Hinsicht zerfallen die Stämme in Hochstämme und Nieder- oder Franzstämme. Der Unterschied beruht auf den mehr oder weniger treibenden Grundstämmen, die bei der Veredlung gewählt werden. Die Krone des Hochstammes beginnt erst 4 Ellen hoch über der Erde, solche Stämme dienen für Plantagen, Alleen u. s. w. und sind auf

Digitized by Google

stark treibenden Unterlagen veredelt. Die Franzstämme dagegen haben eine schwach treibende Unterlage, die zugleich für die Zukunft die ganze obere Ausbildung des Stammes beschränkt. Hier dient die Erfahrung, daß die Ausbreitung der Krone mit der der Wurzel übereinkomme, wonach der Gärtner seine Unterlagen auszusuchen hat, z. B. Johannisäpfel für die Franzäpfel, Quitten für die Franzbirnen. Auch beruht darauf die Darstellung der Obstorangerie, der Bäume in Kübeln und Aeschen: eine neue liebliche Erfindung, wodurch auch der Liebhaber, der keinen Gartenraum besitzt, in den Stand gesetzt wird, sich einen Obstgarten in Miniatur zu verschaffen, wozu Diel eine deutliche Anweisung schrieb, welche Baumaufstellung in Duodez, nach welcher der Baumcoloß durch Wurzelbeschränkung zur Zwerggestalt genöthigt, die herrlichsten Früchte in kleinem Raume darreicht, jetzt viel Liebhaber findet und das Studium der Pomologie sehr erleichtert. Halbstämme stehen zwischen beiden Classen in der Mitte, ihre Krone breitet sich 2 Ellen hoch von der Erde aus. Die Gestalt des künftigen Baumes hängt vom Baumschnitte ab, der eine der wichtigsten und schwersten Gartenkünste ist, weil fast jede Sorte eines andern Schnittes bedarf. Bei der Obstorangerie und den Espalierbäumen ist der Schnitt zur Hervorbringung der Früchte unentbehrlich. Je stärker der Baum geschnitten wird, desto stärker ist der junge Trieb. Besondere Rücksicht ist beim Schnitt auf fruchtbare Aeste (die man an den blumentragenden Knospen erkennt) zu nehmen; unfruchtbare und Wasserreiser werden entfernt und dabei muß immer die pyramidalische, kesselförmige, kugelförmige oder fächerförmige (en evantail) Form des Baumes im Auge behalten werden. Mit Erfolg wendet man auch mehrere Kunstmittel an, die Obstbäume zum Tragen zu zwingen und ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen, z. B. das Beugen der Zweige um einen Reif, das Schröpfen der Bäume, die Ablösung der Schale in Ringform u. s. w. Früher als die Obstkunde ward die Obstbaumzucht in Europa cultivirt; schon die Römer hielten die aus den wärmeren Climaten Griechenlands (Kirschen), Armeniens (Aprikosen), Syriens (Pfirsichen, Pflaumen), mitgebrachten Bäume werth, als Beute ihre Triumphe zu schmücken. Virgil ertheilte seinen Landsleuten practischen Unterricht in dieser Kunst. Sehr lange beschränkte sie sich auf Italiens warmen Himmel; nach Galliens Eroberung ward sie auch hieher verpflanzt; schon unter Constantin dem Großen verstanden die Einwohner von Paris, nach Juvenal, vorzüglich Feigenbäume und Weinstöcke durch Bedeckung mit Strohmatten gegen die Winterkälte zu schützen und reife Früchte zu erziehen. In Deutschland blieb der Obstbau lange unbekannt. Carl der Große begründete ihn zuerst gesetzlich durch Befehle, welche er in seinen Capitularien den Aufsehern seiner königlichen Häuser wegen Behandlung der Gärten gab. Er ordnete demnach an, in allen seinen Gärten zu pflanzen: Spierlinge, Haselnüsse, Quitten, Mispeln, Mandeln, Feigen, Nüsse, Castanien, Pfirsichen, Maulbeerbäume und verschiedene Sorten Aepfel, Pflaumen, Birnen. Mehr noch als diese Gesetze bewirkte der Orden der Benedictiner die Verbreitung der Obstbaumzucht in Deutschland, welche sich den Anbau des Weinstocks vorzugsweise angelegen seyn ließen. Eben so förderlich waren die Züge deutscher Kaiser nach Rom und die Kreuzzüge, wo die Deutschen mit den üppigen Genüssen des wärmern Himmels bekannt wurden, welche durch die Handelsverbindungen der reichgewordenen süddeutschen Reichsstädte leicht verbreitet werden konnten. Im 16ten Jahrhunderte fand man schon große Obst-

Digitized by Google

gärten in Augsburg, Ulm und Nürnberg, wo 1621 Knabe seine Hortipomologia herausgab. Endlich nahmen auch deutsche Fürsten den Obstbau in besondern Schutz und 1636 erschien ein Obstgartenbüchlein von dem Churfürst August zu Sachsen. Deßungeachtet blieb die Obstcultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, bis die Zahl der feinen Sorten aus den Baumschulen der berühmten Carthause zu Paris in Deutschland (als Franzobst) verbreitet ward. Zu der Zeit verdankte Frankreich dem berühmten Gärtner Ludwigs XIV., Quintiny, ferner Girardet, Duhamel, die wissenschaftliche Grundlage der Pomologie, da Ersterer schon eine systematische Uebersicht aufstellte, und der Letztere ein classisches Werk über diesen Gegenstand schrieb. In den Niederlanden erreichte die Obstcultur, unterstützt durch mildes Clima und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, practisch eine hohe Ausbildung, und wird noch gegenwärtig sehr betrieben. Als vorzügliche Gartenanlagen und Obstplantagen in Deutschland sind bemerkenswerth: die zu Herrenhausen in Niedersachsen; die zu Podiebrad in Böhmen, vom Dechant Rösler; das Joanneum zu Grätz in Steyermark, vom Erzherzog Johann von Oesterreich; die im großen Garten bei Dresden, vom Amtshauptmann v. Carlowitz, die von Diel, Christ und von Sickler eingerichteten Baumschulen. Unter den Deutschen haben Verdienste der Pastor Henne, Otto von Münchhausen, der Oberpfarrer Christ zu Kronenberg, welche zugleich als Schriftsteller bekannt sind. Diel hat sich vorzüglich um die theoretische Pomologie, um die systematische Abclassung und die Charakteristik der Sorten; Christ um die Praxis durch die Verbreitung der zum Obstbau nöthigen Kenntnisse und Handgriffe, und Sickler durch die stärkere Erweckung des Sinnes für dieses Fach vermittelst seines Obstgärtners verdient gemacht. Nicht minder tragen mehrere Verbindungen und pomologische Gesellschaften, wie die zu Altenburg (in Sachsen) und die in Ungarn, die londoner Gartenbaugesellschaft, der pomologische Verein in Guben (in der Lausitz), zur Verbreitung guter Obstsorten und zur Verbesserung der Obstcultur bei, und sorgen auch durch genaue Erforschung der vorgefundenen Arten, durch Kritik der verworrenen Synonimen und durch Entwerfung einer systematischen Anordnung der pomologischen Kenntniß ruhmvoll dafür, die Pomologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. F.

Pomona, eine schöne Nymphe, welche den Gartenbau liebte und Fruchtbäume anpflanzte und pflegte. Alle Gottheiten der Felder bemühten sich vergebens, ihr zu gefallen, am meisten Vertumnus. Dieser nahm tausend Gestalten an, um sich ihr zu nähern. Einst erschien er als altes Mütterchen, und erzählte ihr mehrere traurige Geschichten von Frauen, die, wie sie, der Liebe Hohn gesprochen. Dadurch wurde sie gerührt, und Vertumnus, der die Gestalt eines Jünglings wieder annahm, gewann sie zur Gemahlin. (Ovid. Met. XIV., 622 rc.) In Latium wurde Pomona als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt. Auf alten Denkmälern ist sie bald als eine schöne Jungfrau bekleidet dargestellt, welche auf einem Korbe mit Früchten sitzt, und reich beladene Zweige von Fruchtbäumen auf dem Schooße und in der Hand hat, bald nackt an einen Baum gelehnt, woran ein Korb mit Früchten hängt, in den Locken eine Fruchtschnur und Obst in den Händen.

Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de), eine berüchtigte Maitresse Ludwigs XV., in dessen Gunst sie der Frau von Chateauroux folgte. Sie war 1720 geboren, die Tochter eines un-

Digitized by Google

terhaltenen Frauenzimmers und eines Landmanns von Ferté-sous-Jouare, der durch den Kornhandel etwas gewonnen hatte, aber wegen einiger Unterschleife verfolgt wurde. Man hatte sie 1741 an den Unterpachter Etioles verheirathet. Sie war wohlerzogen, klug, liebenswürdig, reich an Anmuth und Talenten, von Natur mit einem guten Herzen und einem richtigen Verstande ausgestattet. „Ich kenne sie sehr gut," sagt Voltaire von ihr, „ich war sogar der Vertraute ihrer Liebe. Sie gestand mir, daß sie immer ein geheimes Vorgefühl gehabt, sie werde einst vom Könige geliebt werden, und daß sie, ohne es genau zu ergründen, eine heftige Neigung für ihn gefühlt habe." Dieser Gedanke, der in ihrer Lage etwas abenteuerlich scheint, entstand dadurch, daß sie oft den Jagden des Königs in dem benachbarten Holze von Senar beiwohnte. Tournehem, der Liebhaber ihrer Mutter, hatte ein Landhaus in der Nachbarschaft. Madam d'Etioles erschien in einer artigen Calesche; der König bemerkte sie und schickte ihr oft Wildpret. Endlich gelang es, sie dem Könige zuzuführen, dessen ganzer Gunst sie sich schnell bemächtigte. Als Marquise de Pompadour wurde sie 1745 bei Hofe eingeführt. Sie genoß des höchsten Ansehns, mischte sich aber anfangs nicht viel in die öffentlichen Angelegenheiten, sondern begnügte sich, als eine Gönnerin der Gelehrten und Künstler zu erscheinen. Sie sammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten, und trug zu der Einrichtung der Militärschule bei, deren Gründer Paris du Verney war. Als aber nach und nach ihre Reize verblüheten, und sie sich nur dadurch in der Gunst des Königs erhalten konnte, daß sie ihm andere Geliebten zuführte, entschädigte sie sich durch den entschiedensten Einfluß, dessen sie sich auf die Regierungsgeschäfte anmaßte. Sie ließ die wichtigsten Aemter mit ihren Günstlingen und Creaturen besetzen und trug durch ihre Einwirkung wesentlich zu dem Unglücke bei, welches zum Theil schon damals Frankreich traf, noch mehr aber vorbereitet wurde. Unterrichtete Personen behaupten jedoch, daß, zumal im Anfange, ihre Macht keineswegs unbeschränkt gewesen sey, daß sie vielmehr von Seiten der königlichen Familie und selbst einiger Minister den lebhaftesten und nachdrücklichsten Widerspruch erfahren habe. Die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege gegen Friedrich II. soll hauptsächlich ihr Werk gewesen seyn. Die Kaiserin Maria Theresia hatte durch ein eigenhändiges Schreiben sie zu gewinnen gesucht. Alles Unglück, das in und durch diesen Krieg Frankreich traf, wird ihr zur Last gelegt, indem sie den Cardinal Bernis, welcher den Frieden wünschte, entfernen, und durch Choiseul ersetzen ließ, bei dem Heere aber die Absetzung des Marschalls d'Estrées im Augenblicke seiner Triumphe bewirkte und unfähige Anführer begünstigte. Sie starb im Jahre 1764 in einem Alter von 44 Jahren, von dem abgestumpften Könige wenig bedauert, von der Nation aber verabscheuet, verspottet und verachtet. Die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren sowohl als Briefe sind nicht von ihr, sondern angeblich von dem jüngern Crebillon.

Pompeji, eine wegen ihres ehemaligen blühenden Handels berühmte Stadt in Campanien, welche im Jahr 79 wie Herculanum von einem Lavastrom, oder vielmehr von einem Aschenregen des Vesuv verschüttet wurde. Obgleich minder groß und angesehen als Herculanum, hat sie doch viele treffliche Kunstwerke, ein großes Theater und viele ansehnliche Gebäude besessen. Ueber die Wiederauffindung und Ausgrabung dieser Stadt vergl. man **Herculanum**.

Digitized by Google

Pompejus (Cnejus), mit dem Beinamen der Große (Magnus), ein berühmter Römer, geboren im J. 107 vor Chr., war der Sohn des Cnejus Pompejus Strabo, eines geschickten, aber wegen seiner Härte und seines Geizes wenig beliebten Feldherrn. Der junge Pompejus war mit einer ausdrucksvollen Bildung und einer würdevollen Anmuth des Betragens begabt, und entwickelte früh Talente, die ihm gleichen Erfolg auf dem Forum und im Lager versprachen. Die ersten Kriegsdienste that er unter seinem Vater, der in der Nähe von Rom ein Heer gegen Cinna in den Bürgerkriegen des Marius befehligte. Hier entging er kaum dem Tode von der Hand des Terentius, seines Zeltcameraden, welchen Cinna gedungen hatte, Vater und Sohn zu ermorden. Als er davon bei Zeiten Nachricht bekam, verließ er Abends sein Zelt und sicherte seines Vaters Leben, indem er das Prätorium mit einer Wache umgab. Als bald darauf eine Meuterei im Heere ausbrach, und die unzufriedenen Soldaten ihren verhaßten Befehlshaber verlassen wollten, trat der neunzehnjährige Jüngling den Aufrührern entgegen, und warf sich, nachdem er Bitten und Vorstellungen vergeblich erschöpft hatte, vor dem Hauptthore des Lagers auf die Erde mit der Erklärung, daß er sie nicht anders durchlassen werde, als wenn sie ihn zerträten. Diese Entschlossenheit hatte die gewünschte Wirkung; durch seine einnehmenden Worte und sein Betragen söhnte er in der Folge die Soldaten mit seinem Vater aus. Dieser wurde bald darauf vom Blitze erschlagen. Des Marius und Cinna Partei gewann die Oberhand, und füllte Rom mit Blut. Der junge Pompejus, der sich auf das Gebiet von Picenum zurückgezogen hatte, wo er Ländereien besaß, hob bei des Sylla Annäherung eigenmächtig ein Truppencorps aus, und nöthigte die benachbarten Städte, sich für diesen Feldherrn zu erklären. Seine Liebe beim Volke setzte ihn in den Stand, drei ganze Legionen aufzustellen, mit denen er dem Sylla in Campanien zuzog. Drei Anführer der Gegenpartei wollten seinen Marsch durch verschiedene Angriffe hindern; Pompejus aber schlug sie einzeln, und kam glücklich bei Sylla an, der den jungen 23jährigen Helden mit großer Achtung empfing, und, ob er gleich noch nicht das senatorische Alter hatte, mit dem Titel Imperator begrüßte. Eine Reihe blutiger Kämpfe folgte, durch welche des Marius Partei in Italien vernichtet, und Sylla unumschränkter Herr in Rom wurde. Dieser, um den Pompejus noch fester an sein Interesse zu knüpfen, bewog ihn, sich von seiner Gemahlin Antistia zu trennen, und sich mit der Aemilia, seiner Stieftochter zu verbinden. Es war günstig für des Pompejus Ruf, daß er, als Sylla seine Grausamkeiten in der Hauptstadt verübte, in Sicilien gegen Perpenna, einen Feldherrn des Marius, kämpfte. Er vertrieb denselben und unterwarf die Insel. Carbo, ein anderer ausgezeichneter Marianer, war mit Einigen seiner Partei auf die Insel Cossura geflohen. Pompejus schickte eine Truppenabtheilung gegen ihn, an welche sich Carbo ergab, in der Hoffnung, dieser werde des Wohlwollens eingedenk seyn, womit er einst sein Vermögen vor der Einziehung gerettet habe. Pompejus aber, weder von Dankbarkeit gerührt, noch die vormalige Würde des Mannes achtend, der dreimal Consul gewesen, ließ ihn hinrichten. Dagegen entließ er mehrere andere Römer, und gewann durch diese Milde die Liebe der Sicilianer. So bewies er einen seltenen Edelmuth gegen den Sthenis, einen Bürger von Himera, welche Stadt mit besonderm Eifer dem Marius angehangen. Als Pompejus die Absicht äußerte, die Einwohner mit

Digitized by Google

großer Strenge zu züchtigen, nahm Sthenis, der an der Spitze der Obrigkeit stand, alle Schuld auf sich, um die Stadt zu retten; Pompejus, durch diesen Patriotismus gerührt, verzieh ihm und seinen Mitbürgern, und schenkte ihm seine Freundschaft. Die Marianer hatten sich indeß in Afrika unter Domitius Ahenobarbus wieder gesammelt und wurden von den numidischen Königen unterstützt. Sylla wirkte daher ein Decret des Senats aus, welches dem Pompejus befahl, sich dorthin zu begeben. Er nahm fünf Legionen mit sich, marschirte geradeswegs gegen Domitius, und zerstreute den größten Theil seines Heeres durch einen unerwarteten Angriff. Darauf stürmte er sein Lager, erschlug ihn, und nahm den numidischen König gefangen; die Länder desselben gab er einem Anhänger seiner Partei. Dieser vollständige, binnen vierzehn Tagen erlangte Erfolg erregte so sehr des Sylla Eifersucht, daß er ihm den Befehl zukommen ließ, seine Armee zu entlassen und nach Rom zurückzukehren. Die Soldaten, die sich in ihrer Erwartung auf Beute getäuscht sahen, brachen in einen Aufstand aus, und erst, als er sich selbst zu ermorden drohte, wenn sie darin beharreten, kehrten sie zum Gehorsam zurück. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er von Sylla mit allen Zeichen der Gunst empfangen. Nach Plutarch gab ihm Sylla, nach Livius aber seine Schmeichler den Beinamen des Großen (Magnus), den er fortan führte. Des Dictators Eifersucht aber erwachte aufs Neue, als Pompejus einen Triumph foderte. Sylla erklärte ihm, daß er sich diesem Verlangen mit allen Kräften widersetzen werde, da er bis jetzt noch keine der großen Staatswürden bekleidet habe. Pompejus aber trug kein Bedenken ihm zu erwiedern: „daß das Volk mehr die aufgehende als die niedersinkende Sonne verehre;“ und Sylla gab seinen Widerstand auf. So erhielt Pompejus die Ehre des Triumphs, ob er gleich erst römischer Ritter war, und noch nicht das gesetzliche Alter hatte, um in den Senat zu treten. Sylla legte bald darauf die Dictatur nieder, und Pompejus gab ihm bei einer Consulwahl die kränkende Ueberzeugung, daß er beim Volke mehr vermöge als der vormalige Lenker des Gemeinwohls. Sylla rächte sich dadurch, daß er ihn in seinem Testamente überging; aber Pompejus war hochgesinnt genug, den Todten zu ehren, und allen seinen Einfluß anzuwenden, damit er öffentlich auf das Prachtvollste bestattet wurde. Neue Unruhen erhoben sich bald darauf, besonders durch den Consul Lepidus, welcher ebenfalls nach der Oberherrschaft strebte. Dieser verließ Rom, und stellte sich an die Spitze eines Heers, wurde aber von den vereinigten Streitkräften des andern Consuls Catulus und des Pompejus besiegt. Letzterer bekam darauf vom Senat den Befehl, gegen M. Junius Brutus (den Vater des berühmten M. Brutus) zu marschiren, welcher im cisalpinischen Gallien eine Heerabtheilung für die Sache des Lepidus befehligte. Pompejus zwang ihn, in Mutina Schutz zu suchen, wo er ihn, nachdem er ihn zur Uebergabe gebracht, mit Verletzung des ihm versprochenen sichern Geleits, hinrichten ließ; eine Treulosigkeit, welche der Sohn nie vergessen konnte. Jetzt trat ein Zeitraum der Ruhe ein, in welchem Catulus sein Ansehn anwendete, um den Pompejus zu nöthigen, seine Kriegsmacht zu entlassen. Dieser Maßregel wich er jedoch unter mancherlei Vorwänden aus, bis die Fortschritte des Sertorius, eines Feldherrn des Marius in Spanien, einen Senatsschluß veranlaßten, daß Pompejus mit einem proconsularischen Commando sogleich zur Unterstützung des Metellus, der sich in einem zu ungleichen Kampfe gegen diesen ge-

Digitized by Google

schickten Anführer befand, abgehen solle. Dieß geschah im J. 77 vor Chr. Geb. Pompejus, damals dreißig Jahre alt, begab sich unverzüglich auf den Schauplatz des Krieges. Beide Feldherrn waren zwar von einander unabhängig, handelten aber im vollkommensten Einverständnisse. Anfangs wurden sie durch die Thätigkeit und Kriegserfahrenheit des Sertorius überwunden. Pompejus verlor zwei Schlachten, und kam in große persönliche Gefahr. Dennoch hätte Sertorius gern Frieden geschlossen; aber seine Bedingungen wurden verworfen, und er trat in ein Bündniß mit Mithridat. So lange indeß Sertorius lebte, wurde der Krieg nur mit geringem Erfolge gegen ihn geführt. Nachdem er aber von seinen eigenen Offizieren ermordet worden, und Persenna ihm gefolgt war, brachte Pompejus den Kampf bald zu Ende. Bei seiner Rückkehr war der Sclavenkrieg unter Spartacus in Italien ausgebrochen. Crassus hatte bereits den Hauptschlag ausgeführt, und Pompejus fand nichts weiter zu thun, als die Ueberreste des Rebellenheeres aufzureiben. Dennoch maßte er sich den Ruhm des Sieges an, und zeigte überhaupt so wenig Mäßigung in seinem Glücke, daß er in Verdacht kam, in des Sylla Fußtapfen treten zu wollen. Er triumphirte zum zweitenmale, und wurde zum Consul gewählt (im Jahre 70 vor Chr.), obgleich er noch keins der untergeordneten Staatsämter verwaltet hatte, durch welche man sich bisher den Weg zum Consulat zu bahnen pflegte. Sein College war Crassus, und Jeder von ihnen bewarb sich um die Gunst des Volks; Crassus durch reiche Spenden, Pompejus durch Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt und andere Einrichtungen zum Vortheile des Volks. In demselben Jahre wurde das Censoramt erneuert, bei welcher Gelegenheit Pompejus dem Volke einen merkwürdigen Auftritt gab. Als die Censoren auf dem Forum saßen, um dem Gebrauche gemäß solchen Rittern Befreiung vom Kriegsdienste zu verwilligen, welche die bestimmte Zeit gedient hatten, erschien auch Pompejus vor ihnen, angethan mit den consularischen Insignien, und sein Pferd am Zügel führend. Nachdem die Lictoren ihm Platz gemacht, trat er vor den Censor, welcher ihn fragte: „Pompejus Magnus, hast du alle im Gesetze bestimmten Feldzüge gemacht?" Worauf dieser antwortete: „Ja, und alle unter meiner eigenen Anführung." — Dieser Antwort folgte ein allgemeines Beifalljauchzen; die Censoren aber standen von ihren Sitzen auf, und begleiteten ihn unter dem Jubel der Menge nach Hause. Zwei Jahre nach seinem Consulat hatten die Seeräuber, begünstigt durch den Krieg mit Mithridates, im mittelländischen Meere so sehr überhand genommen, daß sie, im Besitze von tausend Galeeren und vierhundert Städten auf einer weit ausgedehnten Küste, einen regelmäßigen Krieg führten, und man sich in Rom zu ernstlichen Maßregeln genöthigt sah. Der Tribun Gabinius, ein dem Pompejus ergebener Mann, schlug vor, man solle Jemand (dessen Namen er jedoch nicht nannte) auf drei Jahre mit außerordentlicher Gewalt zu Wasser und zu Lande bekleiden, um dem Unwesen der Seeräuber ein Ende zu machen. Mehrere Freunde der Verfassung sprachen mit Nachdruck gegen diesen Vorschlag; dennoch wurde er mit großer Stimmenmehrheit durchgesetzt, und dem Pompejus mit dem Titel eines Proconsuls diese Gewalt ertheilt. Zu seiner Ehre rechtfertigte er das sowohl in sein Feldherrntalent als in seine Rechtschaffenheit gesetzte Vertrauen. In vier Monaten erreichte er vollständig den ganzen Zweck seiner Sendung. Er reinigte die Meere von den Schiffen der Seeräuber, bemeisterte sich

Digitized by Google

ihrer Städte und Festungen, befreiete eine große Menge Gefangener, und nahm 20,000 Seeräuber gefangen, denen er eben so menschlich als klug die verlassenen Inselstädte Ciliciens und andere Provinzen zu Wohnplätzen anwies, wodurch er ihnen die Gelegenheit benahm, ihre vorige Beschäftigung wieder zu ergreifen. Nach so großen Erfolgen strebten des Pompejus Freunde ihn nur noch mehr zu erheben. Der Krieg gegen Mithridates war seit mehrern Jahren mit wechselndem Glücke geführt worden; und obgleich Lucullus seinen Gegner hart bedrängte, so fand dieser doch immer neue Hülfsquellen auf, und das Ende dieses großen Kampfs war nicht abzusehen. Da schlug der Tribun Manilius vor, den Pompejus sowohl über den Lucull in Führung des Kriegs gegen den Mithridates und Tigranes, als auch über die andern römischen Anführer in den asiatischen Provinzen zu setzen, und während er das Commando zur See beibehielt, alle Armeen in diesen Gegenden unter seine Willkür zu stellen. Das hieß eine größere Macht in seine Hände legen, als je ein römischer Bürger vor ihm gehabt hatte. Mehrere ausgezeichnete Männer sahen darin einen so verderblichen Eingriff in die Freiheit, daß sie beschlossen, sich mit ihrem ganzen Einflusse zu widersetzen. Aber Pompejus stand in so großer Gunst beim Volke, und diese äußerte sich so mächtig, daß, als der festgesetzte Tag kam, nur Hortensius und Catulus den Muth hatten, gegen den Vorschlag zu sprechen, während Cicero, der das Consulat durch die Pompejanische Partei zu erlangen hoffte, mit aller seiner Beredsamkeit, und Cäsar, dem dergleichen Abweichungen von der Verfassung erwünscht kamen, mit allem seinen Einflusse sich dafür erklärten. Cicero's Rede (Pro lege Manilia) liefert einen Abriß von Pompejus öffentlichem Leben in den glänzendsten Lobsprüchen, die vielleicht je einem Einzelnen gemacht worden. Das Gesetz wurde von allen Tribus genehmigt, und Pompejus nahm den Schein an, als gebe er ungern seine Einwilligung. Er begab sich im J. 67 vor Chr. Geb. nach Asien, und übernahm den Oberbefehl von Lucullus, der sein Mißvergnügen um so weniger verbergen konnte, als Pompejus geflissentlich alle von ihm gemachten Einrichtungen vernichtete (s. **Mithridates**). Das endliche Resultat des Kriegs war: der König wurde aus seinen festen Stellungen vertrieben, mit Verlust seines Lagers gänzlich geschlagen, und zur Flucht in die Länder jenseits des caspischen See's gezwungen. Pompejus, der zu derselben Zeit den König Tigranes von Armenien von seinem Bunde mit Mithridat getrennt, und dessen Reich der Verfügung der Römer unterworfen hatte, verfolgte den Mithridat nach Scythien, und kämpfte mit den kriegerischen Völkern daselbst zwei Jahre. Dann kehrte er nach Pontus zurück, vollendete die Eroberung dieses Königreichs, und verwandelte Syrien in eine römische Provinz. Auf Einladung der beiden Brüder, Aristobulus und Hyrcanius, welche um den Thron von Judäa stritten, erschien er in diesem Lande, ihren Zwist zu schlichten. Nach einer dreimonatlichen Belagerung nahm er Jerusalem mit Sturm, richtete ein großes Blutbad an, und ertheilte dem Hyrcanius die oberpriesterliche Würde. Das Allerheiligste wurde von ihm entweiht. Inzwischen hatte sich Mithridates aus Verzweiflung vergiftet; und so war der Krieg beendigt. Nachdem Pompejus die Angelegenheiten Asiens geordnet, besuchte er Griechenland, wo er Redner und Dichter hörte, und seine Achtung für die Philosophie dadurch bezeigte, daß er der Stadt Athen ein reiches Geschenk machte. Darauf kehrte er nach Italien zurück, entließ, die Gemüther zu beruhigen, sein Heer,

Digitized by Google

sobald er bei Brundusium (im J. 61 vor Chr.) gelandet war, und zog als Privatmann in Rom ein. Die ganze Bürgerschaft kam ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit lautem Jubel. Seine Foderung eines Triumphs wurde ohne Widerspruch bewilligt, und noch nie hatte Rom ein so glänzendes Schauspiel gesehen, als diesen zweitägigen Triumphaufzug. Gefangene Könige und Vornehme gingen vor dem Wagen her, und die Beute von Asien, die in den öffentlichen Schatz floß, stieg zu einer ungeheuren Summe. Seine Menschlichkeit aber bewies Pompejus dadurch, daß er nach dem Triumphe alle Gefangene in ihr Vaterland zurückkehren ließ, mit Ausnahme des Aristobulus und Tigranes. Neben diesem äußern Glanze aber traf den Pompejus häusliches Unglück. Die Untreue seiner Gemahlin Mucia bewog ihn, sich von ihr zu trennen. Sein Plan war nun, unter dem Anschein eines zurückgezogenen Privatmannes, durch seinen Ruf und Einfluß den ersten Platz im Staate zu behaupten; dabei aber fand er von mehrern Seiten Widerstand und Hindernisse. Crassus und Lucullus übertrafen ihn an Reichthum; die eifrigen Republikaner betrachteten ihn mit Argwohn; Cäsar legte den Grund zu seiner künftigen Größe. Dadurch wurde Pompejus zu allerlei Kunstgriffen bewogen, und zog den schändlichen Clodius in sein Interesse. Cäsar, der aus seiner Statthalterschaft Spanien zurückkam, warb alles Ernstes um das Consulat. Zu diesem Zwecke versöhnte er Crassus und Pompejus, und trat selbst mit ihnen in jene, unter dem Namen der ersten Triumvirats bekannte Verbindung; im J. 59 vor Chr. Geb. wurde er zum Consul gewählt, und durch seine Vermählung mit der Julia, der Tochter des Pompejus, schienen beide große Männer für immer in ihrem Interesse vereinigt zu seyn. Der glänzendste Theil von der Geschichte des Pompejus ist indeß vorüber. Wir sehen ihn von jetzt an nur als Haupt einer Parthei Maßregeln befördern, denen er als guter Bürger hätte entgegenwirken sollen, da sie die Freiheit seines Vaterlandes unterdrückten. Er gab es zu, daß sein großer Lobredner Cicero von dem Tribun Clodius ins Exil geschickt wurde; wiewohl er später, als er sich mit Clodius entzweit hatte, seine Zurückberufung bewirkte. Die gesetzwidrige Ernennung Cäsars zu einem fünfjährigen Commando in Gallien unterstützte er mit allen Kräften — eine Nachgiebigkeit, deren verderbliche Folgen sich später zeigten. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, bewarben sich Crassus und Pompejus zum zweitenmale um das Consulat; er erhielt es nicht ohne Gewaltthätigkeiten (55 vor Chr. Geb.). Nach Verlauf des Jahres begab sich Crassus in seine weitläuftige Statthalterschaft im Orient, während Pompejus, dem Spanien zugetheilt worden, in Rom blieb, und dem Volke Schauspiele gab. Dennoch trauete er der Gunst des Volks nicht ganz, sondern hielt es durch eine eigenmächtig ausgehobene Armee in Furcht. Des Crassus Niederlage in Parthien ließ nur noch zwei Herren der römischen Welt übrig, und diese wurden, als bald darauf Julia im Kindbette starb, aus Freunden Nebenbuhler. Dennoch hatte Pompejus noch so viel Wohlwollen für Cäsar, daß er ihm zum Ersatz seiner verlornen Mannschaften zwei Legionen zuschickte. Da die Unruhen in der Hauptstadt zunahmen, so wünschten mehrere, daß Pompejus die Dictatur erhalten möchte; aber Cato schlug als verfassungsmäßige Maßregel vor, ihn zum alleinigen Consul zu ernennen, welches im J. 52 vor Chr. geschah. Cäsars immer wachsender Feldherrnruhm und immer zunehmende Liebe beim Volke konnten ihm nicht mehr gleichgültig bleiben. Er suchte dadurch entgegenzu-

Digitized by Google

wirken, daß er seinen Anhang möglichst vermehrte, und das Interesse angesehener Familien mit dem seinigen vereinigte. In dieser Absicht vermählte er sich mit der Cornelia, der Witwe des jungen Crassus und Tochter des Metellus Scipio, und machte diesen zu seinem Mitconsul. Die Crisis eilte jetzt mit schnellem Schritte herbei. Pompejus bewirkte, daß Cäsars Begehren, sein Commando in Gallien zu verlängern, vom Senate verworfen wurde; die wichtigsten Aemter besetzte er mit Feinden desselben; auch rief er die zwei ihm geliehenen Legionen zurück, welche Cäsar sogleich entließ. Es wurden Vorschläge gemacht, daß Beide zugleich ihr Commando niederlegen sollten; aber Pompejus Anhänger wandten dagegen ein, daß für Cäsar die Zeit abgelaufen sey, für Pompejus aber nicht. Es zeigte sich bald, daß einer auf den andern argwöhnisch war, und keiner von beiden Lust hatte in den Privatstand zurückzutreten. Lucan, der aus Grundsatz ein Pompejaner war, sagt, daß Pompejus Niemand neben sich, Cäsar Niemand über sich dulden konnte. Indeß hatte Pompejus die Formen der Verfassung auf seiner Seite; denn der Senat hatte den Cäsar zurückberufen, des Pompejus Commando hingegen verlängert. An wahrer Macht waren beide Nebenbuhler einander sehr ungleich; Pompejus hatte niemals an Talent Cäsarn erreicht, und war jetzt nur der Schatten seines großen Namens. Er selbst aber nahm dieses Sinken seines Ansehens nicht wahr, und als Cicero, der ihn für jeden Vergleich taub fand, ihn fragte, wie er dem Cäsar zu widerstehen gedenke, antwortete er diesem prahlerisch: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, steigt ein Heer aus der Erde herauf.“ — Cäsar ging endlich über die Alpen und lagerte bei Ravenna (im J. 49 vor Chr.). Ein Decret des Senats erklärte ihn für einen Feind des Vaterlandes, und übertrug dem Pompejus die Vertheidigung des Staats. Jetzt traf dieser Vorbereitungen zum Kriege, aber zu spät für die Schnelligkeit des Gegners. Cäsar ging über den Rubicon, und näherte sich Rom, Pompejus entfloh. Von Cäsar in Brundusium eingeschlossen, entfloh er nach Griechenland, wo er ein zahlreiches Heer sammelte. Cäsar folgte ihm, erst einen Vergleich, dann eine Schlacht anbietend. Pompejus vermied beides, und lagerte sich vor Dyrrhachium. Hier schloß ihn Cäsar ein; Pompejus aber brach durch, und entkam, wiewohl mit großem Verluste. Endlich stießen (im J. 48 vor Chr.) in Macedonien bei Pharsalus beide Gegner in entscheidender Schlacht auf einander. Pompejus hatte den Kampf auf das Dringen seiner Offiziere angenommen, und zeigte sich seines vormaligen Ruhmes wenig werth. Er begab sich, sobald er sein Heer in Unordnung sah, in sein Zelt, und blieb daselbst in gefühllosem Hinstarren, bis die Annäherung der Sieger ihn aufschreckte und an seine Rettung mahnte. Er floh über Larissa nach der Küste, und schiffte sich nach Lesbos ein. Hier fand er seine getreue Cornelia, mit der und einigen Freunden er nach der Küste von Asien weiter ging. Auf Cypern wurde über die zu nehmenden Maßregeln Berathschlagung gehalten. Pompejus selbst wollte nach Parthien gehen; auf des Griechen Theophanes Vorschlag aber zog er Aegypten vor, wo er von dem jungen Ptolemäus, dessen Vater von Pompejus begünstigt worden, eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Sobald in Aegypten seine Annäherung bekannt wurde, rathschlagte man, wie man sich in diesem bedenklichen Falle benehmen solle. Endlich faßten die verächtlichen Minister des unmündigen Königs den Beschluß, sich des Pompejus zu bemächtigen, und ihn ermorden zu lassen. Dem

Digitized by Google

zufolge wurde ihm bei seiner Ankunft eine Barke mit dem ägyptischen Feldherrn Achillas und einigen römischen Flüchtlingen entgegengeschickt, mit der Einladung, ans Land zu steigen. Pompejus ahnete Verrath, konnte aber nicht mehr zurück. Nach einem zärtlichen Abschiede von seinem Weibe und seinem Sohne stieg er in die Barke, jenen Vers des Sophokles aussprechend: „Wer sich in eines Tyrannen Hand gibt, hat seine Freiheit verloren." Auf der Küste erwartete ihn ein großes Gewühl, ehe er sie aber noch betreten hatte, stießen ihn die Meuchelmörder nieder. Er hüllte sein Gesicht in die Toga, und starb ohne einen Schmerzenslaut. Der Kopf wurde vom Körper getrennt, und letzterer blieb nackt an der Küste liegen. Ein treuer Freigelassener und ein römischer Krieger, der unter Pompejus gedient, trugen einiges Holz zusammen, und verbrannten die traurigen Ueberreste des einstigen Gebieters von Rom. Als Cäsar nach Aegypten kam, zeigte man ihm das Haupt seines Feindes; er aber wandte sich mit Thränen von diesem Anblicke ab, rächte die Mordthat an denen, die sie vollzogen, ließ den Kopf feierlich bestatten, und über dem Grabe einen Tempel der Nemesis erbauen. Pompejus erreichte ein Alter von 59 Jahren; sein Name gehört zu den berühmtesten des Alterthums (Clarum et venerabile nomen gentibus). Seiner Privattugenden waren viele. Er war mäßig im Vergnügen, frei von Ausgelassenheit und prahlerischem Luxus, auch im höchsten Glücke gutherzig, mild und menschlich, wenn ihn nicht Parteiwuth hinriß. Seine Talente waren groß und mannichfach, und sein Geist durch Philosophie und Wissenschaften gebildet. Wenn er auch zu den eigentlichen Patrioten nicht zu zählen ist, so strebte doch sein Ehrgeiz nur danach, das Oberhaupt eines freien Staats, nicht der Zerstörer der Freiheit zu seyn, oder wie Lucan sagt: Rector senatus, sed regnantis. Wenn er den Krieg dem Frieden vorzog, so hörte er darum nicht auf, den Frieden zu lieben. Unfähig, sich auf der Höhe, die er erreicht hatte, zu erhalten, sank er schnell herab, und verlor einen Theil seines Ruhms durch die Art, wie dieß geschah. — Pompejus hinterließ zwei Söhne, Cnejus und Sextus. Jener verlor sein Leben bald nach der Schlacht von Munda; dieser machte sich lange den Triumvirn zur See furchtbar, und wurde zuletzt in Armenien, wohin er sich geflüchtet hatte, ermordet.

Pompignan (Jean Jaques Nicolas Le Franc, Marquis de), geboren zu Montauban 1709, widmete sich den Rechtswissenschaften, ward Generaladvocat an der Cour des aides zu Montauban und nach seines Vaters und seines Oheims Tode erster Präsident desselben Gerichts. Doch wurde er den Wissenschaften nicht untreu, sondern bemühete sich im Gegentheil den Geschmack an denselben in seinem Vaterlande theils durch Anstalten, die er gründen half, theils durch eigenes Beispiel zu verbreiten. Ihm vornehmlich verdankte Montauban eine Academie. Nachdem er einige Zeit in dem Parlamente zu Toulouse die Stelle eines Conseiller d'honneur eingenommen, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück. Er war schon im J. 1734 öffentlich mit einer Tragödie, Didon, aufgetreten, worin er sich als einen glücklichen Nachahmer Racine's zeigte. Jetzt nach Niederlegung seiner Aemter ging er wieder nach Paris, wo er eine Menge von Anhängern hatte, die ihn nach Verdienst aufnahmen. Bald aber machte er sich fast allgemein verhaßt, indem er gegen diejenigen auftrat, die gewisse Mißbräuche und Irrthümer abgeschafft wissen wollten, und dadurch die Grundlagen des Altars und des

Throns zu erschüttern schienen. Statt Gründe vorzubringen, stellte er die lächerlichsten Behauptungen auf, wofür Voltaire und die Encyclopädisten es an derben Züchtigungen nicht fehlen ließen. Im J. 1760 trat er in die Academie. In der Rede, die er bei seiner Aufnahme hielt, führte er seine eigene Sache, und stellte sich als einen Märtyrer der Religion dar. Dadurch mußte er nur größeres Mißfallen erregen. Auch erschienen eine Menge Satiren gegen ihn. Um sich seinen Verfolgern zu entziehen, begab er sich nach Pompignan, wo er im J. 1784 starb. Seine Werke sind in demselben Jahre in 6 Bänden erschienen. Außer dem Trauerspiele Dido enthalten sie mehrere Opern, die zum Theil mit Beifall gegeben wurden, und ein Lustspiel: Les Adieux de Mars. Seine übrigen poetischen Werke bestehen in Odes sacrées, welche, ungeachtet Voltaire's Spöttereien, nächst den Psalmen Rousseau's zu den besten Oden in der französischen Sprache gehören. Seine Discours, in welchen Salomo sein Vorbild ist, enthalten große moralische Wahrheiten, im Allgemeinen mit Eleganz und zuweilen mit Energie ausgedrückt. Die Uebersetzung der Virgilischen Georgica steht zwar der Arbeit Delille's weit nach, ist aber ebenfalls nicht ohne einzelne gelungene Stellen. In seiner Voyage du Languedoc erreicht er Bachaumont und Chapelle keineswegs an Laune, Leichtigkeit und gefälliger Nachlässigkeit der Schreibart. Seine historische Lobrede auf den Herzog von Burgund erinnert durch ihre Beredsamkeit und edle Einfalt an die Meisterwerke der Alten. Seine Dissertations, seine Lettres à Racine le fils und seine Discours académiques verrathen ein gesundes Urtheil, einen gebildeten Geschmack und gründliche Kenntniß der Alten. Die Schreibart ist rein, correct und immer dem Gegenstande angemessen. Seine Dissertation sur le Nectar et l'Ambroisie ist ein gefälliges und zugleich gelehrtes Werk. Der Verfasser besaß überhaupt ausgebreitete Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen (er übersetzte auch einiges vom Lucian und die Tragödien des Aeschylus), dabei war er ein gründlicher Kenner der Poesie, Musik und Malerei.

Pondichery, eine Stadt in Ostindien auf der Küste von Coromandel, in der Landschaft Karnatik, welche seit 1670 der Hauptort der französischen Besitzungen in Ostindien ist. Sie liegt an der Mündung des Ariankupan in den bengalischen Meerbusen, in einer Ebene mit sandigem und dürrem Boden. Diese Stadt ist kein alter Ort, sondern in spätern Zeiten von einigen Emigranten aus Wirapatnam erbauet worden, und aus einem Coloniesflecken nach und nach zu einer beträchtlichen Stadt herangewachsen, die im J. 1761 über 70,000 Einwohner zählte; aber jetzt ist sie so herabgesunken, daß sie nicht viel über 20,000 Einwohner zählt, die nach den Nationen (Europäern, Mohammedanern, Indiern ꝛc.) in abgetheilten Stadtvierteln wohnen. Sehr feine baumwollene Zeuge werden daselbst gewebt. Noch in den neuesten Zeiten waren in der Stadt und ihrem Bezirke an 5000 Personen mit Verarbeitung und Färberei der Baumwolle beschäftigt. Die Stadt, sonst eine wichtige Festung, hat ansehnliche, nach europäischer Art erbaute Häuser, mehrere römisch-katholische Kirchen, unter denen sich die Jesuitenkirche besonders auszeichnet, und eine vortreffliche Rhede. Die Lage der Stadt für den Handel ist sehr vortheilhaft, daher sie in Friedenszeiten der Mittelpunkt des indischen Handels der Franzosen ist. Im J. 1761 wurde die Stadt von den Britten erobert und zerstört, nachher zwar von ihnen wieder verlassen, aber bald darauf im J. 1788 wieder erobert. Bis zu dieser Zeit hatte

Digitized by Google

sich dieselbe durch sorgfältige Wiederherstellung von neuem als ein sehr ansehnlicher Ort erholt, und war besonders durch neue vortreffliche Festungswerke geschützt. 1793 nahm der Nabob von Karnatik, in Verbindung mit den Britten, sie wieder in Besitz, und die Festungswerke wurden von den Eroberern geschleift. Im Frieden von Amiens 1802 wurde Stadt und Gebiet von neuem an die Franzosen abgetreten. Da aber dieser Frieden von kurzer Dauer war, so nahmen sie die Britten abermals in Besitz, bis sie durch den pariser Frieden 1814 wieder den Franzosen zurückgegeben wurde, welche sie auch noch jetzt besitzen.

Poniatowski, ein polnisches Fürstenhaus, ursprünglich ein Zweig des alten italienischen Geschlechts der Torelli, Abkömmlinge der Grafen von Guastalla und Montechiarugolo, welchen Joseph Salinguerra V., geb. 1612, stiftete, als er von Ranucius I., Herzog von Parma, seiner Güter beraubt, sich allein bei der Ermordung seiner Familie gerettet hatte. Er benutzte das, seinen Voraltern bewilligte Indigenat, um sich in Polen niederzulassen, wo er seinen Familiennamen Torelli gegen den gleichbedeutenden Cziolek vertauschte, und gegen das J. 1650 starb. Seine Gemahlin Sophie, eine Tochter Alberts Poniatowski und der Anna Leszinska, war als Erbin des Lehens Poniatow die Veranlassung, daß er den Zunamen Poniatowski annahm. Die Familie Poniatowski, welche 1764 in den Fürstenstand erhoben wurde, gehört noch jetzt zu den 36 römischen herzogl. und fürstl. Familien, hat jedoch nicht die Vorrechte der 35 übrigen. Berühmt sind folgende Sprößlinge dieses Geschlechts.

I. Poniatowski (Stanislaus, Graf von), Enkel des Joseph Salinguerra, Kronschatzmeister von Polen, geb. 1678, starb 1762. Er ist bekannt durch seine Verbindung mit Carl XII., dem er nach der Schlacht bei Pultawa nach Constantinopel folgte, wo er durch geschickte Unterhandlungen die Pforte zum Kriege mit Rußland bewog. Carl ernannte ihn zum Statthalter von Zweibrücken, nach dessen Tode aber unterwarf er sich dem Könige August II., und ging nach Polen zurück. Er schrieb Remarques d'un seigneur polonais sur l'hist. de Charles XII. par Voltaire, a la Haye 1741. II. Sein tapferer jüngerer Sohn Andreas, geb. 1736, starb 1773 als k. k. Generalfeldzeugmeister. III. Sein älterer Sohn, Stanislaus II. August, geb. 17. Jan. 1732, polnischer Gesandter in St. Petersburg, und Günstling der Kaiserin Catharina II., ward auf ihren Vorschlag unter dem Schutze russischer Waffen 7. Sept. 1764 zum Könige von Polen gewählt. Stanislaus war einer der gebildetsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, geistreich, beredt, muthvoll, edel als Mensch, Bürger und Fürst. Die Nation hätte auch bei völlig freier Wahl keinen würdigern Piasten gefunden; aber bei einer aufgeklärten Denkart, und bei dem reinsten Eifer für das Wohl seines Vaterlandes, für weise Gesetze und gute Gerichtspflege, fehlten ihm Willenskraft und Seelenstärke, um sich auf einem wankenden Throne zu behaupten, einen unbändigen Adel zu zügeln, und die Stürme aller Art, die von innen und außen über ihn hereinbrachen, zu zerstreuen. Er hatte nicht jenen politischen Scharfblick, der Catharinens Politik durchschauen konnte, noch die Erhebung des Gemüths, um mit dem Schicksale zu kämpfen. Ein weichlicher Luxus zog ihn ab von dem Ernste seines Berufs. Er mußte Held und Feldherr seyn, nicht französisch fein, noch schöner Geist. — Die

Digitized by Google

Familie Czartoriski, mit der er durch seine Mutter verwandt war, hatte ihn nach Petersburg geschickt, um daselbst die Wahl des Prinzen Adam Czartoriski zum Könige von Polen zu befördern; als aber Catharinens Gunst ihn selbst zum König erhoben hatte, suchte sie wenigstens durch ihn zu herrschen. Als dies nicht der Fall war, klagte man ihn an, daß er Günstlingen und fremdem Einflusse folge. Da er nun der Herstellung der Dissidenten (s. d. A.) in die alte Gleichheit der Rechte geneigt schien, so entflammte dieß den Zorn des Bischofs Soltyk von Cracau. Rußland, Preußen, Großbritannien und Dänemark foderten jene Wiederherstellung, zugleich arbeitete der König selbst an einer Verbesserung der polnischen Staatsform. Dies machte ihn verhaßt. Eine mächtige Partei schloß eine Conföderation. Zwar unterdrückten russische Truppen den Ausbruch der Unruhen; sie nahmen die Eiferer gefangen, und der russische Botschafter erzwang einen für die Dissidenten günstigen, für Polens Unabhängigkeit nachtheiligen Vergleich 1767; aber bald entzündeten neue Conföderationen zu Bar (s. d. A. Polen), Halicz und Lublin den wildesten Bürgerkrieg 1768. Die catholischen Conföderirten erklärten den Thron für erledigt, und einige Verschworne entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus seinem Pallaste zu Warschau. Die Räuber verbargen sich mit ihm in einem Walde. Als er sich mit einem derselben, welcher ihn im äußersten Falle tödten sollte, allein befand, erschütterte er denselben durch seine Beredsamkeit so, daß er von ihm nach Warschau zurück geleitet wurde. Da indeß 1771 auch Oesterreich und Preußen Truppen ins Land schickten, so fielen die meisten Großen von dem Könige ab. Hierauf beschlossen jene Mächte mit Rußland die Theilung von 1772. Vergebens widerstanden der König und der Senat, die Heiligkeit der Verträge gegen ungerechte Waffen aufrufend. Die Republik mußte den entrissenen Ländern entsagen. „Gott wollte damals," sagt Johannes von Müller, „die Moralität der Großen zeigen." — Der König ließ hierauf ein neues, treffliches Gesetzbuch fertigen, aber dieses wurde auf dem Reichstage 1779 verworfen. Nun war der König gänzlich abhängig von dem immerwährenden Rathe, welcher unter dem Einflusse des russischen Gesandten stand. Da erkannten endlich die Magnaten, wie Polens Selbstständigkeit zu retten sey. (S. d. A. Potocki.) Sie suchten und erhielten d. 29. März 1790 Friedrich Wilhelms II. von Preußen Versprechen, daß er der Republik beistehen wolle, falls sie wegen der Verbesserung ihrer Constitution angegriffen werden sollte. Auch gab Preußen der hierauf vom Könige Stanislaus angenommenen Constitution vom 3ten Mai 1791 seinen Beifall. In dieser Angelegenheit zeigte Stanislaus sich so weise und edel, daß er die Achtung und Liebe seiner Nation wieder erhielt. Vorzüglich waren ihm die Städte ergeben, für deren Emporkommen er thätig gesorgt hatte. Auch schien er entschlossen, dem Zorne Catharinens, deren Gunst er durch jenen Schritt unwiederbringlich verloren hatte, Trotz zu bieten. Als aber Preußen in seiner Freundschaft erkaltete, und den Drohungen Rußlands nichts entgegensetzte; als die Minderzahl des Reichstags, welche der Constitution widersprochen hatte, durch Felix Potocki und Rezewuski in Wien und Petersburg die Umkehrung der neuen Ordnung betrieb, und die von ihnen gestiftete tragowiczer Conföderation (s. d. A. Polen) durch russische Truppen unterstützt wurde, da sank dem schwachen Stanislaus der Muth. Das polnische Heer war, so tapfer auch

Digitized by Google

Kocciuszko focht, zum langen Widerstande nicht geeignet, und Stanislaus, der geschworen hatte, eher mit seinem Volke umzukommen, als mit dessen Feinden zu unterhandeln, ließ das Heer sich zwanzig Stunden von Warschau zurückziehen, und trat hierauf d. 23. Juli 1792, nach Rußlands Verlangen, der targowiczer Conföderation bei. Dadurch empörte er die Nation gegen sich, ohne Catharinen zu entwaffnen. Preußen und Rußland schritten nun 1793 zur zweiten Theilung, um, wie sie erklärten, dem polnischen Jacobinismus Schranken zu setzen. Der König sah den offenen Abgrund vor sich. Sein Widerspruch zog ihm nur persönliche Mißhandlungen von Seiten des russischen Generals Rautenfeld und des russischen Gesandten Grafen von Sievers zu. Catharina ließ ihn nach Grodno bringen, nöthigte ihn (1794) den Theilungstractat zu unterzeichnen, der Polens Vernichtung vollendete, und am 25. Nov. 1795, am Jahrstage seiner Krönung, dem Throne zu entsagen. Er ging hierauf nach Petersburg, wo er als Privatmann von Rußland pensionirt lebte, und den 12ten Febr. 1798 starb. Ein blinder Glaube an Catharinens Großmuth, an ihre persönliche Freundschaft und Liebe für ihn, hatte ihn verblendet; so wurde er das Opfer ihrer Politik. Er beweinte zu spät das Unglück seines Vaterlandes, die eigene Schwäche und seinen Wankelmuth. Ohne tragische Würde in der Geschichte trat er ab vom Schauplatze, ein weggeworfenes Werkzeug der nordischen Semiramis. K.

Poniatowski (Joseph), des Vorigen Neffe, geb. d. 7. Mai 1762, Oberfeldherr des polnischen Kriegsheers, Kriegsminister, Marschall von Frankreich und Ritter mehrerer Orden. Früh zeigte er allenthalben, wo er nicht durch den Einfluß seines Oheims, des Königs, geleitet wurde, große Thätigkeit und Vaterlandsliebe. Dieser Einfluß aber gab ihm einen Schein von Unentschlossenheit, wodurch er sich den verschiedenen Parteien verdächtig machte. Während des Feldzugs von 1792 commandirte er gegen die Russen, zeigte anfangs viel Eifer und Einsicht, ließ sich aber nachher mehr durch die Befehle des Hofes als durch die Fortschritte des Feindes muthlos machen. Nachdem sein Oheim der Conföderation von Targowicz beigetreten war, nahm er mit dem größten Theile der besten Offiziere seinen Abschied; als aber 1794 die Polen die Russen zu vertreiben suchten, begab er sich wieder in das polnische Lager und nahm Dienste als Freiwilliger. Sein biederes Betragen erwarb ihm die Achtung und Liebe der Polen. Kosciuczko vertraute ihm eine Division an, mit welcher er während der beiden Belagerungen von Warschau Dienste leistete. Bald nach der Uebergabe dieser Stadt ging er nach Wien, und schlug die Anerbietungen Catharinens und Pauls, welcher Letztere ihn zum russischen Generallieutenant ernannt hatte, aus. Hierauf lebte er als Privatmann auf seinen Gütern bei Warschau, bis die Errichtung des Großherzogthums Warschau die polnischen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte. Da trat er als Kriegsminister in die Dienste seines Vaterlandes. Im J. 1809 befehligte er das polnische Heer gegen das zur Besetzung des Herzogthums Warschau bestimmte, an Zahl weit überlegene österreichische Armeecorps unter dem Erzherzoge Ferdinand, und zwang dasselbe, noch vor der Ankunft der Russen, mehr durch geschickte Bewegungen als durch Waffengewalt, zur Räumung des Herzogthums, worauf er in Galizien bis Krakau vordrang. Nach diesem ehrenvollen Feldzuge lebte Fürst Poniatowski seinem Berufe als Minister, bis in der Mitte des J.

Digitized by Google

1812 der Krieg gegen Rußland ihn wieder an die Spitze des polnischen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereignissen dieses wechselvollen Kriegs Antheil genommen, und zuletzt in der Völkerschlacht von Leipzig, während welcher ihn Napoleon zum französischen Marschall ernannte, oft hart bedrängt die glänzendsten Proben seiner Tapferkeit und seiner Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. October den Befehl, den Rückzug des geschlagenen Franzosenheeres zu decken. Er sammelte daher seine Polen zu neuen Angriffen gegen die andringenden Sieger. Schon waren diese in den Vorstädten Leipzigs und hatten leichte Truppen auf das andere Ufer der Elster geworfen, als der Fürst mit einem nicht zahlreichen Gefolge an dem Flusse ankam, über welchem die Brücke von den Franzosen gesprengt worden war. Der Augenblick drängte; so ungünstig auch die steilen Ufer zu einem Uebergange waren, sprengte der Fürst doch ohne Zaudern mit seinem Pferde in den Fluß, der Roß und Mann verschlang. Dieß geschah in der Gegend des japanischen Hauses in dem jetzigen Reichenbachschen Garten. Erst am 24sten wurde der Leichnam aufgefunden, und am 26sten mit den dem Range des Verstorbenen angemessenen Ehren beigesetzt. Später wurde er einbalsamirt und nach Warschau geführt. Im J. 1816 erlaubte Kaiser Alexander, daß sein Leichnam in der Domkirche zu Krakau, wo die Könige und die Helden Polens ruhn, beigesetzt wurde. Der berühmte Thorwaldson hat den Auftrag erhalten, sein Denkmal zu verfertigen. Auch ist ihm eins an dem Orte, wo er fiel, errichtet worden. Er hat nur einen natürlichen Sohn hinterlassen. Noch blüht dieses fürstl. Geschlecht in einer Seitenlinie des Königs Stanislaus.

Pönitentiarius heißt in der römisch-catholischen Kirche derjenige, welchem ein Bischof die Gewalt ertheilt hat, in gewissen vorgeschriebenen Fällen Absolutionen zu ertheilen. Daher auch zu Rom ein gewisses Tribunal La Penitenziaria, und der Präsident desselben Groß-Pönitentiarius heißt, welches in ganz besondern Gewissensfällen im Namen des Papstes Dispensation ertheilt.

Pönitenz (eigentlich Reue), bedeutet die Strafe oder Buße, welche ein Priester in der römisch-catholischen Kirche seinem Beichtkinde wegen begangener Vergehungen auferlegt, z. B. Wachen, Fasten, Wallfahrten u. dergl. Daher auch der Name Pönitenzpfarre, d. i. eine solche geringere Pfarre, welche ein Pfarrer wegen Vergehungen zur Strafe erhält.

Ponsonby (George), englisches Parlamentsglied des Unterhauses und einer der Chefs der Opposition, ist 1755 in Irland geboren. Er erhielt die sorgfältigste Erziehung und studirte in Cambridge die Rechtsgelahrtheit. Seine Verbindungen mit mehrern Mitgliedern der Rockinghamschen Administration machten ihn dem Herzog von Portland, der 1782 zum Vizekönig von Irland ernannt wurde, bekannt, und er erhielt durch diesen einen bedeutenden und einträglichen Posten. Hierauf trat Ponsonby ins irländische Parlament und blieb auf der Seite des Ministeriums, bis der Marqius von Buckingham an die Spitze desselben trat. Ponsonby hatte sich inzwischen den Ruf eines der geschicktesten Rechtsgelehrten und des ersten Redners im irländischen Parlamente erworben. Er widersetzte sich der Vereinigung Irlands mit England und Schottland; als aber dieselbe dennoch durchging, wurde er Mitglied des Reichs-Parlaments; 1805 trat er sogar eine Zeitlang in das Grenvillesche Ministerium. Ponsonby ist gegenwärtig eins der einflußreichsten Parlamentsglieder.

Digitized by Google

Pontac, eine kleine Stadt in der französischen Landschaft Bearn, berühmt wegen des nach ihr benannten rothen Weins, der zu den Bordeaux-Weinen gehört.

Pontecorvo, s. Carl XIV. Johann.

Pontifex, ein Priester, welcher keiner besondern Gottheit diente. Unter Numa, der die gottesdienstlichen Gebräuche der Römer ordnete und festsetzte, gab es nur Einen Pontifex. In der Folge wurde diese Anzahl auf 4, dann auf 8, und unter Sylla auf 18 vermehrt, und die Pontifices bildeten ein eigenes Priestercollegium, das über alle Religionsangelegenheiten gesetzt war, und an dessen Spitze der Pontifex Maximus (Oberpriester) stand, der insbesondere die Einweihung der Priester, auch früherhin die öffentlichen Jahrbücher (annales maximi) besorgte, und die Aufsicht über die heiligen Gebräuche der Vesta führte. Er bekleidete sein Amt auf Lebenszeit, und durfte sich nicht außerhalb Italien entfernen. Er hatte die höchste Gewalt in Religionssachen. Die Kaiser nahmen späterhin auch diesen Titel an. Die Pontifices hatten die höchste Aufsicht über den ganzen religiösen Cultus und dessen Diener, ordneten die religiösen Feierlichkeiten an, besorgten den Calender, und entschieden über Rechtshändel, welche mit der Religion in Verbindung standen (daher das jus pontificum). Das äußere Abzeichen der Pontifices, wenigstens an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen, war ein mit Purpur verbrämtes Kleid (die Toga praetexta), und auf dem Kopfe ein in Form eines Kegels spitz zulaufender Hut, der von den Fellen der geopferten Thiere verfertigt war (Tutulus oder Galerus).

Pontificalien heißen die Gewänder der vornehmen Geistlichen in der römischen Kirche, welche sie besonders an Festtagen tragen.

Pontificat, die Würde des Pontifex; wir verstehen darunter auch die päpstliche Würde, so wie der Papst selbst lateinisch Pontifex Maximus genannt wird.

Pontinische oder pomptinische Sümpfe nennt man den Landstrich Italiens, der sich von Nettuno bis Terracina erstreckt, gegen vierzig Miglien lang und zwischen vier bis zehn Miglien breit ist. Der Ursprung dieser Sümpfe verliert sich in das graueste Alterthum. Homer beschreibt die Wohnung der Circe (das Vorgebirge Monte Circello bei Terracina) als eine Insel, und es läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese ganze sehr niedrige Ebene einst von den Meereswellen bedeckt gewesen sey, wie das Gebiet von Ravenna auf der östlichen Küste. Späterhin, in den ältesten Zeiten der römischen Republik, befanden sich hier, wie Plinius nach dem Zeugniß älterer Geschichtschreiber versichert, drei und dreißig Städte, die sämmtlich durch Kriege, vielleicht auch durch den schädlichen Einfluß der zunehmenden Sumpfluft, schon frühe verschwanden. Die mächtigste unter ihnen, Pometia, hatte den Sümpfen ihren Namen gegeben. Diese werden durch die Menge Wassers gebildet, welches unzählige in den nahen Gebirgen entspringende Ströme in die Ebene führen, wo sie wegen fehlender Senkung des Bodens gegen das Meer hin nur langsam hinschleichen, stehende Wässer erzeugen und sich im Sande verlieren. Die vornehmsten unter ihnen sind in den oberen Sümpfen die Astura, Ninfa, Teppia und Acqua Puzza; in den unteren der Amaseno und Ufsente. Der Verlust einer so großen Strecke fruchtbaren Landes

Digitized by Google

und die äußerst ungesunden Ausdünstungen, welche der Südwind öfters bis nach Rom trieb, erregte schon frühe die Aufmerksamkeit und das Verlangen der alten Römer, denen keine Unternehmung zu groß erschien, diesen Uebelständen abzuhelfen. Wahrscheinlich machte Appius Claudius (312 v. Chr.) den ersten Austrocknungsversuch, als er die berühmte, nach ihm benannte Heerstraße durch die Sümpfe leitete. Ihm folgte in diesem Bestreben der Consul Cornelius Cethegus. Jul. Cäsar hatte den riesenmäßigen Plan, die Tiber durch die Sümpfe zu leiten, wurde aber durch den Tod an dessen Ausführung verhindert. Augustus begnügte sich mit dem mäßigeren, aber zweckmäßigen Unternehmen, mehrere Canäle anzulegen, von denen einer, der sich längs der Via Appia von Forum Appii bis zum Hain der Feronia erstreckte, zum Theil noch unter dem Namen Cavata besteht. Auf diesem Canal schiffte sich Horaz, als er nach Brundusium reiste, des Abends ein, und erzählt uns mit Laune die Abentheuer dieser Nachtfahrt (Sat. I. 5. v. 7.). Unter den folgenden Kaisern wurde die Aufmerksamkeit von den pontinischen Sümpfen abgelenkt, die Sicherungsanstalten geriethen in Verfall und die Wässer traten aus, bis Nero das Werk wieder angriff und sein Nachfolger Trajan dasselbe zehn Jahre hindurch mit so vielem Eifer fortsetzte, daß die ganze Strecke von Treponti bis Terracina ausgetrocknet und die Via Appia vollkommen wieder hergestellt wurde. Mehrere aufgefundene Inschriften bestätigen diese Verdienste Trajans. Während der Stürme, die das römische Reich zu Grunde richteten, traten auch die Sümpfe wieder in den alten traurigen Zustand zurück. Unter dem gothischen König Theodorich wurde abermals zu ihrer Austrocknung geschritten, und, wie es scheint, nicht ohne Glück. Ein gewisser Cäcilius Decius betrieb das Unternehmen, und erhielt dafür vom Könige den ganzen ausgetrockneten Strich Landes frei von allen Abgaben auf seine Lebenszeit. Immer aber bestanden die getroffenen Vorkehrungen nicht lange und bald setzte sich die feindselige Natur wieder in ihre Rechte. Die Austrocknung der Sümpfe wurde nun Sache der Päpste. Unter diesen war Bonifaz VIII. der erste, der sich damit beschäftigte und einen großen Canal ziehen ließ, wodurch die Ninfa und der Falcone einen Abzug bekamen und die Gegenden um Sezze und Sermonetta noch heutiges Tages trocken sind. Martin V. ließ im J. 1417 ebenfalls einen bedeutenden Canal, den Rio Martino, graben, dem etwa noch eine Meile bis zum Meere fehlte, als der Papst starb, und die treffliche Anstalt, die allen Flüssen einen allgemeinen Abzug gewähren sollte, in Stocken gerieth. Leo X. schenkte die ganze Gegend dem Julian v. Medicis, mit der Bedingung, sie austrocknen zu lassen. Doch geschah während ganzer 69 Jahre, da das mediceische Haus sie besaß, wenig oder gar nichts für ihre Verbesserung. Erst Sixtus V. machte sich wieder mit vielem Eifer an die Sache, und begab sich selbst in die Gegend, wo er einen nach ihm benannten Pavillon bewohnte. Auch er ließ einen großen Canal, den Fiume Sisto, graben und mit Dämmen einfassen, die indessen, allzuschwach angelegt, bald nach des Papstes Tode wieder einrissen, so daß die ganze Gegend, trotz aller angewendeten Mühe, bald wieder so sumpfig war wie vorher. Seit dieser Zeit haben die Päpste zwar oft wieder an die Austrocknung der pontinischen Sümpfe gedacht, doch hatte keiner den Muth, sich darauf einzulassen. Erst Clemens XIII. ließ durch den geschickten Bolognini die Gegend wieder

Digitized by Google

untersuchen und einen Plan anfertigen, dessen Ausführung jedoch, so viele Vortheile sie versprach, unterblieb. Der Ruhm, ein so oft begonnenes und eben so oft aufgegebenes oder vereiteltes Unternehmen endlich zu Stande gebracht zu haben, gebührt Pius VI., der unmittelbar nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl seine Aufmerksamkeit auf die pontinischen Sümpfe richtete. Mit höchster Genauigkeit wurde das Nivelliren angestellt, die Tiefe der verschiedenen Canäle und Abzüge gemessen, der Grad der Abschüssigkeit in den Flußbetten ausgemittelt, und endlich im J. 1778 das Werk begonnen. Zehn Jahre hindurch wurde es mit beispiellosem Eifer und großem Kostenaufwande fortgesetzt, bis es im J. 1788 völlig zu Stande kam. Das Gelingen war indeß nur ein bedingtes; denn bei aller Anstrengung konnte man es doch nicht dahin bringen, den niedrigen Landstrich zu erhöhen und ihm eine für seine zahlreichen Flüsse angemessene Abdachung zu geben. Die zweckmäßig geleiteten Canäle, die Reinigung der Flußbetten, deren Schlamm die Luft mit ungesunden Dünsten erfüllte, die Anlegung einer trefflichen Heerstraße (Linea Pia) bilden indeß das unsterbliche Verdienst Pius VI. um diese Gegend. Bald nach seinem Tode geriethen wieder manche der zweckmäßigen Anstalten, zum Theil durch die Schuld der Franzosen, in Verfall, und es scheint beinahe, das die klassischen Sümpfe den Zwang der Kultur und Nutzbarmachung nicht ertragen wollen. Bei einer Durchreise im J. 1816 fanden wir sie übrigens nicht so fürchterlich, wie sie gewöhnlich geschildert werden, allerdings aber ziemlich einförmig und langweilig. Wir sahen viel bebautes Land, unermeßliche Weiden, wo Pferde, Rinder und Büffelheerden graseten und Wasserhühner (folaghe) rauschend emporfuhren; links die volscischen Berge mit Städten geschmückt, rechts, gegen das Meer hin, große Waldungen, vor uns den Monte Circello und endlich die Felsen, auf welchen Terracina, das alte Anxur, eine herrliche Lage hat. Die Luft ist freilich nicht die gesündeste, besonders zu manchen Zeiten des Jahres; daher auch das blasse, erdfahle Aussehen der wenigen Bewohner, die meistens Jagd und Fischfang treiben, wenn es das Fieber ihnen gestattet. Der Anblick dieser siechen Menschen und das Einödenartige der ganzen Umgebung erinnert den Reisenden, daß er sich eigentlich noch in der Campagna di Roma befindet (s. d. A.), die erst bei Terracina dem Zauber neapolitanischer Fluren weicht. XX.

Pontons heißen eine Art kleiner Schiffe aus Kupfer oder Eisenblech, oder auch von Holz verfertigt, welche nebst dem übrigen Zubehör von den Armeen mitgeführt werden, um vermittelst ihrer schwimmende, den Schiffbrücken völlig ähnliche Brücken schnell über den Fluß zu schlagen. Sie werden an einander gesetzt, und zu diesem Behuf mit Brettern belegt. Das zur Anordnung der Brücken bei den Armeen befindliche Corps heißt das Pontonierscorps, und diese Kunst selbst wird in einer besondern militärischen Wissenschaft, der Pontonierswissenschaft, gelehrt. — Auch heißen die alten, zum Seedienst nicht mehr brauchbaren Kriegsschiffe, auf welchen die Engländer ihre Kriegsgefangenen bewahren, Pontons.

Pontoppidan (Eric) der ältere, ein dänischer Schriftsteller, geboren auf der Insel Fyen im J. 1616. Er legte den Grund seiner Gelehrsamkeit auf dem Gymnasium zu Odensee, studirte dann auf Walkendorphs Collegium, und wurde Privaterzieher in einer adeligen Familie. Er versuchte sich in der Dichtkunst, und erlangte

Digitized by Google

darin einen solchen Ruf, daß er im J. 1640 zum gekrönten Dichter creirt wurde. Darauf besuchte er das Ausland und wurde bei seiner Rückkehr 1642 Magister; dann Führer eines jungen Edelmanns, der auf der Academie zu Soroe studirte. Im J. 1673 wurde er zum Bischof von Drontheim ernannt, erhielt zwei Jahre darauf die theologische Doctorwürde, und starb 1678. Er ist der Verfasser vieler geschätzter Werke, z. B. Aucupium Selandiae; Epigrammatum sacrorum Centuriae tres; Bucolica sacra; Margarita Cimbrica; und besonders einer Grammatica danica und vieler anderen. — Mit ihm ist nicht zu verwechseln Eric Pontoppidan der jüngere, ebenfalls ein berühmter dänischer Bischof (zu Bergen) und Schriftsteller, geb. 1698 zu Aarhuus, wo sein Vater Geistlicher war, gest. 1764. Seine zahlreichen Werke betreffen theils die Geschichte, theils die Theologie, theils auch die Sprache und Naturgeschichte Norwegens. Der von ihm begonnene dänische Atlas (Danske Atlas) ist nach seinem Tode von Hoffmann fortgesetzt worden.

Pontos, Pontus, ein Sohn der Erde und älterer Bruder des Oceanus. Die Alten verstehen darunter das innere Meer. Er erzeugte mit seiner Mutter den Phorkys, Thaumas, Nereus, Keto u. s. w.

Pontus, von dem Meere, an dem es lag, also genannt, das Land vom Halys u. s. w. bis Colchis, oder auch das pontische Cappadocien, weil es sonst mit Cappadocien verbunden war. Von den Persern wurde das ganze Cappadocien in zwei Satrapien getheilt, woraus unter den Macedoniern zwei besondere Reiche entstanden. Die ältesten Einwohner waren Tibarener und Chalyber (nicht Chaldäer). Ein Sohn des persischen Königs Darius, Artabazes, erhielt diese Satrapie als Vasall, mit dem Rechte, sie auf seine Nachkommen zu vererben. Daher heißen die Könige von Pontus auch Achämeniden. Einer seiner Nachfolger, Mithridates, stand dem jüngern Cyrus bei, und weigerte dem Artaxerxes den Tribut. Sein Sohn Ariobarzanes I. machte sich bei der allgemeinen Empörung der Statthalter in Unter-Asien gegen Artaxerxes II. unabhängig. Mithridates II. (von 337 vor Chr.) trat sein Reich freiwillig an Alexander ab. Nachher bei der Theilung (322) ward es dem Antigonus gegeben. Als dieser aber den Mithridates ermorden wollte, floh derselbe nach Paphlagonien, fand Anhang, und behauptete sich glücklich. Sein Nachfolger, Mithridates III., vergrößerte sein väterliches Reich durch Eroberungen; er nahm Theile von Cappadocien und Paphlagonien ein. Sein Sohn, Mithridates IV., trieb die Gallier zurück, den Krieg mit Sinope aber mußte er beendigen, weil die Rhodier dieser Stadt Hülfe leisteten. Pharnaces I. nahm indeß endlich Sinope weg, und machte es zur Residenz. Die Kriege mit Pergamus und Cappadocien mußte er bald endigen. Mithridates Euergeta, Vater des berühmtesten Mithridates, unterstützte die Römer im dritten punischen und im pergamenischen Kriege; daher er nicht bloß Freund und Bundesgenosse der Römer ward, sondern von ihnen auch Groß-Phrygien erhielt. Er ward ermordet (124). Ihm folgte sein Sohn, Mithridates der Große, der bis an seinen Tod lange und blutige Kriege mit Rom führte, endlich dem Pompejus unterlag und sich im J. 64 vor Chr. aus Verzweiflung selbst ermordete. (S. Mithridates.) Sein Sohn Pharnaces erhielt nur den Bosporus, und wurde, als er das väterliche Reich wieder zu erobern versuchte, von Cäsar besiegt und von Asander, der sich

zum Könige von Bosporus gemacht hatte, getödtet. Doch erhielt sein Sohn Darius durch Antonius einen Theil von Pontus; ihm folgte Polemo, der zugleich den Bosporus, Klein-Armenien und Colchis besaß. Nach dem Tode seiner Witwe, Pythodoris, folgte Polemo II. als König von Pontus (39 nach Chr. Geb.); den Bosporus nahm ihm Nero, und auch Pontus ward nach Polemo's Tode eine römische Provinz. — Als die Lateiner im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts (1214) Constantinopel wieder eroberten, stiftete Alexius Comnenus ein neues Reich in Pontus, welches sich bis Mahomed II. erhielt, der es 1459 mit seinen großen Eroberungen vereinigte.

Pontus Euxinus, der Name, womit die Alten das schwarze Meer benannten. Euxinus, das gastliche, wirthliche, hieß es entweder per antiphrasin (im Gegentheile), statt Axinus, das unwirthliche, da es der häufigen Stürme und der Seeräuber wegen nur mit Gefahr beschifft wurde, oder in eigentlichem Sinne wegen der anmuthigen und fruchtbaren Küsten.

Pope (Alexander). Dieser berühmte englische Dichter war zu London 1688 geboren. Seine Aeltern, katholischen Glaubens, kauften und bezogen bald nach ihres Sohnes Geburt ein kleines Eigenthum zu Biefield in Windsor-forest. Pope war von Kindheit auf sehr zart und schwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit. Er blieb bis zu seinem achten Jahre zu Hause. Dann wurde er nach Hampshire zu einem catholischen Geistlichen, Namens Taverner, gebracht, der ihn in den Anfangsgründen des Griechischen und Lateinischen unterrichtete. Hier lernte er in Ogilby's Uebersetzung des Homer und Sandy's Uebersetzung der Metamorphosen Ovids die ersten englischen Verse kennen, die ihn sehr entzückten. Nachher besuchte er noch die Schulen zu Twyford bei Winchester und zu Hydepark-corner. Der Aufenthalt an letzterem Orte gab ihm Gelegenheit, das Theater zu besuchen. Der Eindruck, den er hier empfing, trieb ihn an, selbst eine Art von dramatischer Vorstellung aus Ogilby's Homer zu bilden, die er mit seinen Mitschülern aufführte. Ungefähr in seinem zwölften Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück, und setzte seine Studien unter einem andern Geistlichen fort. Um diese Zeit wurde sein erstes Gedicht, eine Ode auf die Einsamkeit, gedruckt, worin man weder Phantasie noch Gefühl, wohl aber einen gewissen Sinn für Versification wahrnimmt. Seit jener Zeit scheint er sich ohne Methode mit mehreren Wissenschaften beschäftigt, die Dichtkunst aber immer als seine Hauptbeschäftigung betrachtet zu haben; denn seine poetische Lectüre war stets mit Versuchen im Nachbilden oder Uebersetzen begleitet. Besonders übte er sich in letzterm mit großer Vorliebe und glücklichem Erfolge. In einem Alter von vierzehn Jahren übersetzte er das erste Buch der Thebais, und die Heroide „Sappho an Phaon," welche letztere nicht übertroffen worden ist. Er war noch nicht sechzehn Jahr alt, als er dem Sir William Trumball, einem bejahrten Staatsmanne, der in der Nachbarschaft einen Landsitz hatte, bekannt wurde und sich dessen Freundschaft erwarb. Um diese Zeit verfaßte Pope seine Pastorals, die ihm neue Bewunderer verschafften. Einen nützlichern Freund und Correspondenten erhielt er in Walsh, welchen Dryden den besten englischen Kritiker seiner Zeit nannte. Auch schloß er eine vertraute Freundschaft mit einem gewissen Cromwell, der ein Gemisch von einem Schöngeist und Pedanten war. Die laxen Grundsätze dieses

Digitized by Google

Mannes scheinen einen ungünstigen Einfluß auf Pope gehabt zu haben, welcher früh in unwürdige Lästerungen gegen das weibliche Geschlecht ausbrach. In der That hatte, wenn dem Dichter Einfachheit, Natürlichkeit und Feuer unentbehrliche Eigenschaften sind, Niemand einen unpoetischern Character, als Pope. Auch scheint er keinen Freund von seinem Alter und seiner Lage gehabt zu haben, sondern wohlbedächtig nur solche Verbindungen eingegangen zu seyn, die ihm Ansehn und Auszeichnung verschaffen konnten. Seine Pastorals erschienen zuerst 1709 in einem Bande von Tomsons Miscellanies, und erregten durch ihren melodischen Versbau und gewählte Schreibart allgemeine Bewunderung. Zugleich verrathen sie das dichterische Unvermögen des Verfassers, dem es an selbstständiger Beobachtung und künstlerischem Gefühle fehlte. In dieser Zeit versuchte er sich in Dichtungen höherer Art. Er hatte seine Ode for St. Cecilia's Day 1708 und seine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham geschrieben. Durch sein Gedicht Essay on Criticism, welches er zwei Jahre später herausgab, gewann sein Ruf einen bedeutenden Zuwachs. Es verräth ausgebreitete Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und verbindet äußere Anmuth mit mannichfacher Belehrung; doch ist es als kritische Auctorität im Ganzen zu hoch angeschlagen worden. Pope griff in seinem Gedichte den furchtbaren Kritiker John Dennis an, welcher seine Hirtengedichte getadelt hatte, woraus ein offener Krieg zwischen beiden erfolgte, der nur durch Dennis hinfälliges Alter geendigt wurde. Ein anderer Feind, den er durch seine Hirtengedichte sich zuzog, war Ambrose Philips. Dieser hatte ebenfalls Hirtengedichte verfaßt, und dadurch Pope's Eifersucht erweckt. Er ließ nicht nur in dem Guardian eine ironische Vergleichung der Gedichte seines Nebenbuhlers drucken, sondern bewog auch Gay, sein Shepherd's Week zu schreiben, um Philips Manier lächerlich zu machen. Eine dauernde Fehde zwischen ihnen war die Folge davon. Im J. 1711 schrieb Pope seine Elegy on an infortunate Lady, eins seiner vollendetsten Gedichte, und fast das einzige von hohem Pathos. Unwahrscheinlich ist es, daß Pope die Unglückliche, deren Tod er in dieser Elegie feierte, geliebt habe. Für den Ausdruck echter und inniger Gefühle ist dieses Gedicht zu gekünstelt und geschmückt. In demselben Jahre entstand sein Rape of the Lock (der Lockenraub), ein satirisches Epos, in welchem sein poetisches Talent sich am vollkommensten zeigt. Ein alltägliches Ereigniß ist zu einer unterhaltenden und scherzhaften Satire gegen die Frivolität der Weiber benutzt. Diesen Gegenstand, auf welchen er übrigens sehr oft zurückkommt, behandelt er hier mit Lebendigkeit und feinem Witz. Um dieselbe Zeit erschien sein allegor. Gedicht Temple of Fame, den er zwei Jahre vorher nach Chaucer bearbeitet hatte. Im Jahre 1713 gab Pope sein beschreibendes Gedicht Windsor-Forest heraus, dessen erster Theil von ihm in einem Alter von sechzehn Jahren geschrieben worden war, und allerdings das Gepräge der Jugend an sich trägt. Der letztere Theil hat einen höhern Character, und beweiset die Fortschritte des Dichters. Nicht mit Unrecht glaubte jetzt Pope, der seinen Dichterruhm hinlänglich begründet sah, ein Unternehmen versuchen zu können, das ihm außer der Ehre auch einen ansehnlichen Gewinn verschaffen sollte. In dieser Absicht machte er Vorschläge zur Herausgabe einer Uebersetzung der Iliade auf Subscription bekannt, welche auf das Günstigste aufgenommen wurden. Einige thätige Freunde, vornehmlich Swift, mit dem er bekannt ge-

Digitized by Google

worden, trugen durch ihre Empfehlung nicht wenig dazu bei. Pope arbeitete jetzt mit anhaltendem Fleiße, und gab im J. 1715 den ersten Band seiner Iliade heraus, welcher die vier ersten Bücher enthielt. Ein förmlicher Bruch mit Addison ging dieser Herausgabe vorher. Neid von der einen, Eifersucht und Besorgniß von der andern Seite waren die Ursachen davon. Der reichliche Ertrag der Subscription setzte Pope nun in Stand, das Haus zu Twickenham zu beziehen, das durch ihn so berühmt geworden ist. Seine Aeltern folgten ihm dahin. Wahrscheinlich um diese Zeit schrieb er seine Epistel Eloisa to Abelard. Er gesteht selbst, daß er bei seiner Arbeit die vorhandenen Briefe dieser bekannten Liebenden benutzt habe; aber er hat es auf eine Weise gethan, wodurch diese Epistel unter allen seinen Gedichten, die von Liebe handeln, das vorzüglichste geworden ist. Dabei ist es auch im Aeußern, in Sprache und Versbau, das vollendetste. Im J. 1717 gab Pope in einem Quartbande seine bereits verfaßten Gedichte heraus, und schrieb eine sehr zierliche Vorrede dazu; im J. 1720 vollendete er die Herausgabe seiner Iliade. Nie wird diese Uebersetzung demjenigen, der das Original nicht kennt, einen richtigen Begriff von demselben geben; doch wird er sie ihrer Eleganz und äußern Abrundung wegen mit großem Vergnügen lesen. Der Beifall, den sie im Allgemeinen fand, brachte die einzelnen Tadler zum Schweigen. Im J. 1721 gab er einen Band ausgewählter Gedichte von seinem verstorbenen Freunde Parnell heraus, und eignete sie in einer poetischen Epistel dem Earl von Oxford zu, einem in der Zurückgezogenheit lebenden und von der siegenden Partei verachteten Staatsmann. Pope lebte jetzt durch den Gewinn von seiner Iliade in gemächlichen Umständen; aber eben dadurch wurde der Wunsch, noch mehr zu haben, erzeugt. Einzig in dieser Absicht ging er an ein Werk, dem er keineswegs gewachsen war, an die Herausgabe von Shakspeare's Werken. Zwar setzte er dem Ganzen eine wohlgeschriebene Charakteristik des Dichters vor; aber die Eigenschaften eines Critikers fehlten ihm gänzlich, und so stellte er sich dem Tadel des in dieser Hinsicht ihm weit überlegenen Theobald bloß, mit welchem er seitdem beständig Krieg führte. Er wurde überhaupt, wie Johnson sagt, ein Feind von Herausgebern, Sammlern, Erklärern und Wortkritikern, und hoffte die Welt glauben zu machen, daß seine Unternehmung nur darum gescheitert sey, weil sein Geist einem so kleinlichen Geschäfte überlegen sey. Um seine Gewinnsucht noch mehr zu befriedigen, dehnte er seine Arbeit auch auf die Uebersetzung der Odyssee aus, wobei er jedoch zwei Gehülfen, Boome und Fenton, annahm. Auch für diese eröffnete er Subscription; das ganze Geschäft wurde rein kaufmännisch behandelt. Im J. 1725 war das Werk beendigt, und brachte ihm einen ansehnlichen Gewinn. Von ihm selbst wurden zwölf Gesänge übersetzt; die Arbeit seiner Gehülfen verbesserte er zwar, aber sie steht dennoch der seinigen nach. Neben diesen Beschäftigungen hatte Pope den Umgang sowohl mit seinen Freunden als auch mit dem schönen Geschlechte fortgesetzt. Seine besondere Neigung hatte er zwei Schwestern, den Töchtern eines catholischen Edelmanns, Therese und Marthe Blount, zugewendet. Anfangs machte die erstere ihn mehr fesseln, die zweite aber wurde in der Folge seine innigste Vertraute und die Gefährtin seines Lebens. Sein freundschaftliches Verhältniß mit der Lady Montague, das später in die bitterste Feindschaft überging, kann hier nur angedeutet werden. Nach der Herausgabe der Odyssee zeigte sich

Pope fast einzig als Satiriker und Moralist, welche Charaktere er, nicht immer mit glücklichem Erfolge, zu verbinden strebte. Im J. 1727 verband er sich mit Swift zur Herausgabe von Miscellen, vornemlich humoristischer Art, in welche er seinen Treatise of the Bathos or Art of Sinking aufnahm. Er hatte seine ironischen Vorschriften mit Beispielen zum Theil noch lebender Dichter erläutert, die diesen Spott durch die heftigsten Angriffe zu erwiedern suchten. Um alle seine Gegner niederzuschmettern, und mit unauslöschlichem Spotte zu bezeichnen, gab er im J. 1728 die drei ersten Bücher seiner Dunciade heraus. Man muß gestehen, daß Pope seinen Zweck erreichte, wiewohl es keineswegs zu billigen ist, daß er sein gereiftes Talent auf einen an sich so unwürdigen Gegenstand wendete, auch die Art und Weise, wie er einzelne seiner Gegner behandelte, ihn gerechtem Tadel preisgab. Auch hatte er die Zahl seiner Feinde dadurch sehr vermehrt. Die persönliche Satire sagte dem Charakter Pope's überhaupt zu, wie aus den meisten seiner nachfolgenden Werke zu erkennen ist. Eins derselben, eine Epistel über den Geschmack, gedruckt im J. 1731, zog ihm großen Tadel zu. Er hatte darin die Prahlerei und den Ungeschmack eines Edelmanns, den er Timon nennt, lächerlich gemacht. Jedermann bezog diesen Spott auf den Herzog von Chandos, dessen wohlthätiger und wohlwollender Charakter allgemein beliebt und verehrt war. Pope's Angriff wurde daher allgemein mit Unwillen betrachtet, weil er selbst von jenem mit Wohlwollen behandelt worden war, und wiewohl der Dichter Alles that, die Beschuldigung von sich abzuwenden, so wollte es ihm doch nicht ganz gelingen. Pope's Religion, frühe Eindrücke und wichtige Verbindungen hatten ihn früh auf die Seite der Tory's gezogen, wiewohl er von der Staatsverwaltung freie Ideen hatte; bei dem Tode Georgs I. (1727) theilte er ihre Hoffnung, wieder Macht und Ansehn zu erlangen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung führte eine Gruppe von Staatsmännern ohne Amt zu Twickenham zusammen, von denen Lord Bolingbroke am höchsten in Pope's Achtung stand, und von ihm zum Führer und Freund gewählt worden war. Auf des Letztern Antrieb schrieb Pope seinen berühmten Essay on Man (Versuch über den Menschen), der zuerst (1733) anonym, im folgenden Jahre vollendet und unter des Verfassers Namen erschien. In diesem berühmten Werke gab der Dichter einen Beweis von seinem großen Talente, eine Reihe von Schlüssen in Verse zu bringen, und seine Gedanken eben sowohl mit energischer Kürze zusammenzudrängen, als sie mit poetischem Schmucke auszuführen; dennoch verräth dieses Gedicht, daß er den Gegenstand, den er behandelte, nicht gehörig kannte. Gleichwohl gehört es zu den moralischen Lehrgedichten vom ersten Range. Ihm folgten bald die Imitations of Horace, welche einen satirischen Zweck hatten, und von einem Prolog und Epilog zu den Satiren, ferner von seinen moralischen Briefen oder Versuchen über die Charaktere von Männern und Frauen und über den Gebrauch des Reichthums begleitet waren. Als Satiriker ist Pope gewissermaßen ein Nachahmer von Boileau, nur etwas rauher in der Sprache und nachlässiger im Ausdrucke, dabei aber geistreicher und poetischer. Mit besonderer Bitterkeit verfolgte er den Lord Hervey und seine vormalige Freundin, die Lady Montague. Die Ursachen seines Zwiespalts mit der Letztern gehören hier nicht her; wenn aber Pope, wie kaum zu bezweifeln ist, seine Sappho gegen sie richtete, so muß man gestehen, daß nie einer Frau

Digitized by Google

unanständiger begegnet worden. Inzwischen war unbefugter Weise eine Sammlung von Pope's und einiger Freunde Briefen herausgegeben worden. So entrüstet dieser sich auch zeigte, so ward doch von Einigen vermuthet, daß er diese Herausgabe unter der Hand begünstigt habe, um dadurch einen hinreichenden Anlaß zur Herausgabe einer Briefsammlung (1737) zu bekommen, ohne von Seiten derer, die ein Interesse dabei hatten, einen Widerspruch fürchten zu müssen. Diese sowohl in Ansehung der äußern Form, als auch wegen ihres Gehalts interessanten Briefe fanden eine sehr günstige Aufnahme. Pope's letzte Arbeiten waren zwei neue Satiren, welche nach dem Jahre, worin sie geschrieben wurden, die Ueberschrift Seventeen hundert and thirty eight führen, und ein viertes Buch der Dunciade. Erstere hatte er auf Antrieb des Prinzen von Wales, mit dem er in genauer Verbindung lebte, letzteres auf Antrieb Warburtons geschrieben, der sein literarischer Kampfgenoß geworden war. Im Ganzen war dieses vierte Buch der Dunciade weniger persönlich. Nur der wohlbekannte Colley Cibber, damals gekrönter Poet, wurde derb mitgenommen, und als dieser sich durch ein Pamphlet rächte, worin er einige lächerliche Geschichten von Pope zum Besten gab, wies ihm Pope in einer neuen Ausgabe seines Gedichts den ersten Platz unter den Dunsen an, den bisher Theobald eingenommen hatte. Ein Asthma, zu welchem sich noch andere körperliche Leiden gesellten, hinderte ihn, seine weitern Plane zu verfolgen, und machte endlich im J. 1744 in einem Alter von 56 Jahren seinem Leben ein Ende. Er wurde zu Twickenham beerdigt, wo der Bischof Warburton, der auch späterhin (1752) zu London seine Werke in 9 Bänden herausgab, ihm ein Denkmahl setzen ließ. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Warton 1797; Dusch hat Pope's Werke deutsch übersetzt, Altona 1758—63, in 5 Bänden. Den Auffoderungen, die catholische Religion zu verlassen, hat er immer standhaft widerstanden, theils aus Gleichgültigkeit, theils um seiner noch lebenden Mutter keinen Kummer zu machen. Pope's moralischer Charakter ist durch das Gesagte schon angedeutet. Eitel und nach Beifall begierig, war er für Schmeichelei empfänglich, durch Tadel aber leicht zur Rache gereizt. Diese mürrische Reizbarkeit und Neigung zur Hinterlist verrathen eine gewisse Kleinheit des Geistes, die vielleicht mit seiner körperlichen Schwächlichkeit zusammenhing. Aber er war auch edler und erhabener Gesinnungen fähig und schätzte seine Unabhängigkeit. Unversöhnlich gegen seine Widersacher, hing er seinen Freunden mit unwandelbarer Treue an. Geld, hohe Verbindungen und Lebensgenuß waren ihm keineswegs gleichgültig. Als Dichter war er zwar arm an Erfindung, aber in der Versification, in Schönheit des Ausdrucks und äußerer Eleganz ist er von keinem englischen Schriftsteller übertroffen worden. Als Prosaist hat er ebenfalls Epoche gemacht.

Popen heißen die Geistlichen in der griechischen Kirche.

Popham (Sir Home), englischer Contre-Admiral, Mitglied des Bathordens und der londner Societät der Wissenschaften, einer der ausgezeichnetsten brittischen Seeofficiere, ist 1762 in Irland geboren. Er trat in die Marine und brachte es während des amerikanischen Kriegs bis zum Lieutenant. Nach dem Frieden begab er sich nach Ostindien, wo er sich durch seine nautischen Kenntnisse so bemerkbar machte, daß er mehrere wichtige Aufträge erhielt. Während der ganzen Dauer des Kriegs mit Frankreich wurde Popham zu den wichtigsten und gefahrvollsten Expeditionen gebraucht, von denen wir

Digitized by Google

hier nur einige anführen können. 1794 diente er gegen Pichegrü als Freiwilliger. 1795 deckte er die Einschiffung der englischen Truppen. 1798 wurde er gewählt, um die russischen Truppen, die in Verein mit den englischen in Nordholland landen sollten, dorthin zu führen. Er begab sich zu dem Ende nach Reval und Cronstadt und wurde von Paul I., der ihn mit der Kaiserin auf seiner Escadre besuchte, mit Geschenken überhäuft. Unter andern erhielt er von Paul, als damaligem Großmeister des Maltheserordens, das Commandeurkreuz, und er war der erste Engländer, der die Erlaubniß erhielt, es in England selbst tragen zu dürfen. 1800 wurde er nach Calcutta geschickt, um mit dem damaligen Generalgouverneur Wellesley verschiedene Maßregeln zur Ausführung zu bringen. Er übernahm hier unter andern diplomatischen Sendungen auch eine an den Sheik von Mekka und an andere Oberhäupter arabischer Volksstämme. Nach seiner Rückkehr wurde er 1802 Parlamentsmitglied. 1806 eroberte Popham mit Sir David Baird das Cap der guten Hoffnung, begab sich von da nach Buenos Ayres und befand sich nicht minder auch bei der Expedition gegen Copenhagen. Während des spanischen Kriegs war er einer der thätigsten brittischen Seeofficiere, um dem allgemeinen Feinde Abbruch zu thun, und als Lord Moira als Generalgouverneur nach Ostindien ging, wurde Popham gewählt, ihn dorthin zu führen. 1816 erfand er eine neue Art von Telegraph, die er Semaphore nannte.

Popularität, Volksmäßigkeit, ist ein Begriff, der bei den Römern ganz politischer Natur war und die Gunst bezeichnete, welche sich die Vornehmen durch herablassende Leutseligkeit und Freigebigkeit bei den Demokraten, insbesondere bei den Plebejern zu verschaffen wußten. Die Condescendenz der Fürsten, Staatsmänner, Beamten und Demagogen zu den Begriffen und Wünschen gemeiner Leute ist noch jetzt ein Bestreben, sich populär, d. h. beim Volke beliebt zu machen, wobei es oft nur darauf abgesehen ist, für schöne Worte und gelegentliche Handlungen einer ungewöhnlichen Herablassung die freie Disposition über die Mittel und Kräfte des Volks einzutauschen. Verschieden von dieser politischen ist die oratorische Popularität, welche Schriftsteller und Redner sich aneignen müssen, die dem sogenannten großen Publicum etwas zu sagen haben. Sie besteht in der Kunst, Begriffe, die dem gesunden, aber im wissenschaftlichen Denken nicht geübten Verstande erreichbar sind, in einer allgemein verständlichen, der auf sinnliche Anschauungen gegründeten Vorstellungsweise des Volks angemessenen, Anordnung und Sprache vorzutragen. Speculative Ideen, die außer aller Erfahrung liegen und sich zu keiner unmittelbaren Anwendung auf das Leben eignen, gehören nicht in den populären Vortrag, daher es ein Mißgriff scheint, philosophische Systeme, wie Schad mit Fichte's Wissenschaftslehre versuchte, popularisiren (gemeinverständlich machen) zu wollen; denn die Sprache des gemeinen Lebens kann die Resultate der Philosophie wohl ausdrücken, aber dem, der an kein philosophisches Denken gewöhnt ist, immer nicht verständlich machen, und selbst manche ungelehrte, wenn schon sonst gebildete Leser von Fichte's in populärer Sprache geschriebener Bestimmung des Menschen und Anweisung zum seligen Leben werden gestehen müssen, daß sie die Worte deutlich gefunden haben, ohne im Grunde hinter die Sachen gekommen zu seyn. Die allgemeinen Wahrheiten aber, die in der bei dem Volksunterrichte angewendeten Religions-

Digitized by Google

und Sittenlehre das Bürgerrecht erlangt haben, und sich mit biblischen Aussprüchen und Gleichnissen unterstützen lassen, die Resultate, die der gemeine Menschenverstand aus der Erfahrung zieht und überhaupt Gedanken, die auf historischem Grunde ruhen, eignen sich ihrer Natur nach für den populären Vortrag, weil man bei ihrer Behandlung auf das Bekannte und Individuelle bauen und die nöthigen Vorkenntnisse bei seinem Publicum voraussetzen kann. Die Popularität der Anordnung und Sprache wird durch dieselbe Foderung der Verständlichkeit für das Volk bestimmt. Das Volk, oder das große Publicum der Leser und Hörer, zu dem billig alle Individuen in höheren und niederen Ständen gerechnet werden, denen die streng wissenschaftliche Bildung abgeht, liebt einen leicht faßlichen Gang der Darstellung, in dem der abzuhandelnde Gegenstand durch individualisirende Beispiele und Beweise aus der täglichen Erfahrung anschaulich wird, und einen einfachen, deutlichen, lebendigen und kraftvollen Ausdruck. Worte, die an die Terminologie einer philosophischen Schule erinnern, gelehrte Kenntnisse voraussetzen und überhaupt der Umgangssprache fremd sind, vermeidet die Popularität: auch verbietet ihr der gute Geschmack, eben sowohl ausländische noch nicht eingebürgerte oder leicht übersetzbare, als poetisch-schwülstige oder gar willkürlich gegen den Sprachgebrauch gebildete Ausdrücke und Phrasen zu gebrauchen. Die Postulate und Kategorien, die Anthropophagen und Hyperboräer, die Niäserien und Maninuationen, die gefiederten Bewohner der Lüfte und liebesgluthfunkelnden Blumenaugen, die anmuthgefällige Himmelberosin und die entlangweilenden Wonnelustwinkinnen*) sind in Schriften und Vorträgen, welche auf Popularität Anspruch machen, dem Gebildeten eben so widerlich, als dem Ungebildeten dunkel. Bei aller Verständlichkeit darf man jedoch, um populär zu seyn, keineswegs zur Seichtigkeit und Gemeinheit herabsinken. Ein ungründliches verworrenes Geschwätz, das triviale Dinge mit pöbelhaften Worten abhandelt, wird auch die niedern Stände wenig unterhalten und noch weniger belehren, und die platten Späße von Boten und Schenkwirthen, mit denen einige Volksschriftsteller ihre Darstellung beleben zu müssen glaubten, scheinen nicht mehr nöthig, um sich Eingang bei dem Volke zu verschaffen, das den Unterschied seines wirklichen Lebens und Treibens von solchen erkünstelten Nachbildungen gar wohl empfindet. Nicht, um sich und ihre Ideen gemein zu machen, sondern um die Gemeinen zu sich heraufzuziehen, befleißigen sich wahre Gelehrte der Popularität, wenn sie zu der Menge reden. Sie stellen sich in den Gesichtspunkt des Volks; sie wählen Stoff und Form ihres Vortrags nach den Bedürfnissen derer, für die er bestimmt ist; sie geben zu, daß ein Schriftsteller wie Kotzebue, der sich ganz nach den Wünschen und Gesinnungen der Menge bequemt, bei einem Publicum, wie es eben ist, allgemeiner beliebt werden konnte, als die größten Dichter und Redner des Jahrhunderts; sie wundern sich nicht, daß ein durch Reichthum und Einfluß bedeutender Theil des Volks, der nur leicht berührt und gereizt, aber eben nicht gerade viel unterrichtet und gebes-

*) Aus Wolke's Anleit zur deutschen Gesammtsprache. Anmuthgefällig bedeutet durch Anmuth gefallend, Himmelberosin die Morgenröthe, Wonnelustwinkinnen sind Mädchen, die zum Genuß einladen.

Digitized by Google

fert seyn will, an dem Mittelgute der französischen Literatur, die (das Heranziehen auf einen höhern Standpunkt ausgenommen) alle Vorzüge der Popularität in sich vereinigt, noch jetzt mehr Geschmack finden kann, als an dem, was deutscher Geist und deutsche Kraft erzeugt; aber niemals werden sie in ihren Schriften und Reden an das Volk, was aus jedem Vortrage, der den Niedern veredeln und erheben soll, hervorblicken muß, den sittlichen Adel der Gesinnungen, das logisch-richtige Denken, die strenge Gewissenhaftigkeit des Forschens, und was sich mit der größten Deutlichkeit verträgt, Anmuth, Würde, Wärme, Kraft und Bündigkeit in der Sprache verleugnen wollen. Die Popularität hat allerdings nach Maßgabe der verschiedenen Bildungsstufen, auf denen die Classen des Volks stehen, verschiedene Grade; Engel, Garve, F. V. Reinhard befriedigen ganz die geistigen Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes, ohne den niedern Classen zugänglich zu seyn; Rosenmüller, Feddersen, Salzmann belehren und erbauen auch den ungebildeten Landmann; aber daß es möglich ist, zugleich dem geringsten Bürgermädchen und den ersten Genien der Nation Herzenserhebung und Freude zu verschaffen und mit der einfachsten, allgemein verständlichen Ansprache der Natur den Zauber der höchsten Kunst zu vereinigen, hat nur Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. E.

Population, Bevölkerung, s. d. Art.

Porcellan, s. Porzellan.

Porcia, die Tochter des Censors Cato und Gemahlin des Brutus, berühmt als ein Muster ehelicher Liebe und heldenmüthigen Patriotismus. Das ihrem Gatten abgewonnene Geheimniß der Verschwörung gegen Cäsar bewahrte sie treu, und entsagte muthig dem Leben, als sie die Sache der Republikaner verloren sah. Die Erzählung, daß sie, um sich zu tödten, glühende Kohlen verschluckt habe, ist grundlos.

Poren, porös und Porosität. Porös heißt ein Körper, welcher Zwischenräume hat, die nicht durch die Materie desselben angefüllt sind (Poren), besonders wenn diese Zwischenräume sehr bemerkbar sind, wie an den Schwämmen; Porosität drückt den Zustand eines solchen Körpers aus. Nach der Lehre der Atomisten, welche alle Materie für absolut undurchdringlich halten, befindet sich in jedem Körper eine zerstreute Leere. Hiernach müßten alle Körper porös seyn, d. h. leere Zwischenräume enthalten. Dies nehmen die Atomisten auch wirklich an; nur unterscheiden sie die aus obigem Satze hergeleitete Porosität, welche sich auch bei flüssigen Massen, z. B. beim Wasser, finden muß, von der gewöhnlichen sichtbaren Porosität. — Befriedigender ist die Lehre der Dynamisten, nach welcher die Materie ihren Raum stets mit Beharrung erfüllt. Sie nimmt an, daß alle Zwischenräume, welche man mit bloßem oder bewaffnetem Auge an den Körpern erblickt, mit irgend einer Materie angefüllt seyen. In diesem Sinne gibt es daher keinen Körper mit völlig leeren Zwischenräumen; wohl aber haben die Körper nach dem dynamischen Systeme verschiedene Grade der Dichtheit, welche auf der verschiedenen Erfüllung des Raums durch ursprünzliche Kräfte beruhen. — Im engern Sinne nennt man Poren die Schweißlöcher, oder die feinen Oeffnungen in der Haut des animalischen Körpers.

Porphyr, eine Steingattung, die zu den gemengten Gebirgsarten gehört, in welchen einzelne Brocken gewisser Fossilien in einer

46 *

Digitized by Google

homogenen Hauptmasse wie in einem Grundteige liegen. Die Grundmasse besteht aus sehr verschiedenen Steinarten und Erden. Bald ist sie Hornstein, bald verhärteter Thon, Trapp, Pechstein u. a. Der Porphyr bildet meistentheils Ganggebirge und bricht in derben Massen, bisweilen aber auch kugelich. Es gibt verschiedene Spielarten dieses Gesteins, z. B. der eigentliche Porphyr, bei welchem Feldspath und Hornblende irgend einer der gedachten Grundmassen eingemengt ist. Er ist schätzbar wegen seiner Schönheit und unglaublichen Härte, und wurde von den Alten zu Säulen und vielen andern Kunstwerken verarbeitet. Weniger hart ist der Afterporphyr, in welchem sich statt des Feldspaths neben der Hornblende irgend eine von den oben angegebenen Grundmassen Kalkspath eingemengt findet. Uebermengten Porphyr nennt man diejenigen Sorten, bei welchen der Grundmasse mehr als zweierlei Steinarten eingemengt sind. Dahin gehört der ungarische Graustein, bei welchem einem verhärteten Thone, als der Grundmasse, Hornblende, Feldspath, Glimmer und zuweilen sogar Quarz beigemengt ist. Halbporphyr hat nur einen einzelnen Gemengstoff in seiner Grundmasse, wie z. B. der grüne antike Porphyr, dessen Grundmasse in einem jaspisähnlichen Hornsteine besteht, in welchem mittelmäßig große, blaßgrüne Feldspathbrocken eingemengt sind. Hieraus sieht man übrigens, daß der Porphyr nicht, wie man glauben sollte, immer eine rothe oder rothbraune Farbe hat. Außer dem erwähnten grünen gibt es auch schwarzen, braunen und verschiedentlich gefleckten. Die verschiedenen Porphyrarten finden sich in den mehrsten Ländern von Europa, Asien und Afrika. Auch Deutschland hat vielen Porphyr, der jedoch dem morgenländischen an Schönheit nicht beikommt. Er wird meistens zum Bauen angewendet.

Porphyrius, s. Neuplatoniker.

Porphyrogonneta, s. Byzantinische Schriftsteller.

Porpora (Nicolo), einer der größten Singmeister, den die Italiener den Patriarchen der Melodie nennen, war 1685 zu Neapel geboren. Seine erste Oper, Ariana e Teseo, wurde zu Wien 1717 aufgeführt. Die Opern, welche er für Neapel, Rom und Venedig vor und nach seinem Aufenthalte in England componirt hat, belaufen sich nach Burney auf mehr als 50. Auch erschienen im J. 1730 mehrere Cantaten von ihm. Im J. 1726 gab Porpora zu Venedig seine Oper Siface, während Vinci auf einem andern Theater dieser Stadt Siroe aufführen ließ. Anfangs hatte er Mühe, sich zu behaupten, bald aber übertraf er seinen Nebenbuhler, denn er brachte zu Venedig bis 1729 noch fünf Opern auf die Bühne, die mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurden. In demselben Jahre kam er nach Dresden, wo ihn der König von Polen zu seinem Capellmeister ernannte. Porpora genoß am Hofe der ausgezeichnetsten Achtung, und bekam den Auftrag, die Prinzessin Marie Antoinette im Gesange zu unterrichten. Hasse selbst und seine Gattin konnten sich der Eifersucht nicht enthalten, da er von Porpora, sie von der berühmten Mingotti, welche Porpora gebildet hatte, verdunkelt zu werden fürchteten. Im J. 1731 verließ Porpora Dresden, um in sein Vaterland zurückzukehren. Er gründete hier eine Gesangschule, aus welcher die größten Sänger des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen sind, als Farinelli, Cafarelli, Salimbeni, Uberti (den Friedrich II. nach seinem Meister Porporino nannte), die Gabrieli u. A. — Im J. 1732 begab sich Porpora mit seinem Schüler

Digitized by Google

Farinelli nach London, wohin er während der Zwistigkeiten Händels mit den Directoren der Oper eingeladen worden war. Seine zwölf Cantaten für eine einzige Stimme hatten ihm diesen ehrenvollen Ruf verschafft. Dennoch erhielt sich sein Theater nur so lange, als Händels Widersacher sich regten, und im J. 1736 fiel es gänzlich. Er hatte nur vier Opern aufführen lassen. Während seines Aufenthalts in London gab er sechs Trio's für zwei Violinen und einen Baß heraus (Sei Sinfonie di Camera), in welchen er zeigte, daß er für die Instrumentalmusik ungleich weniger leistete, als für den Gesang. Es scheint indeß, daß Porpora selbst fühlte, was ihm in dieser Hinsicht abging. Er studirte eifrig und gründlich die Sonaten Corelli's und gab 1754 zwölf Sonaten für die Violine heraus, die nichts zu wünschen übrig lassen, und zu den Werken vom ersten Range gehören. Wir besitzen von Porpora Meisterstücke für die Kirche, Kammer und das Theater. Selvaggi hat eine vollständige Sammlung seiner zu Rom vorhandenen Werke veranstaltet; viele andere befinden sich in den Archiven zu Neapel. Der Charakter seiner Musik im Allgemeinen ist Ernst und Hoheit. Im Recitativ wurde er von allen Componisten als Muster betrachtet. — Nachdem er lange Zeit erster Lehrer an dem Conservatorio degli Incurabili zu Venedig gewesen, wo er viele bewundernswürdige Messen und Motetten componirte, zog er sich nach Neapel zurück, wo er im J. 1767 in einem Alter von 82 Jahren in der größten Dürftigkeit starb.

Porsenna, König der etruscischen Stadt Clusium, nahm die aus Rom entflohenen Tarquinier auf, und rückte, da ihre Einsetzung durch gütliche Verhandlungen nicht zu bewirken war, mit einem furchtbaren Heere vor Rom. Fast wäre er mit den fliehenden Römern zugleich über die sublicische Brücke in die Stadt gedrungen, wenn nicht der Held **Horatius Cocles** (s. d. Art.) den Uebergang so lange streitig gemacht hätte, bis die Brücke abgebrochen worden. Als darauf Porsenna Rom einschloß, und dadurch eine Hungersnoth in der Stadt entstand, gab ihm ein anderer römischer Jüngling, **Mucius Scävola** (s. d. Art.), einen hohen Beweis von Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung. Da fand sich Porsenna zu Unterhandlungen geneigt. Er foderte, daß den Tarquiniern ihre Güter und den Vejentern die ihnen im vorigen Kriege entrissenen Städte zurückgegeben würden. Die zweite Bedingung wurde sogleich bewilligt; gegen die erste machte man Schwierigkeit. Indeß kam doch ein Waffenstillstand zu Stande, für dessen Gewähr die Römer 10 Jünglinge und 10 Jungfrauen als Geiseln ins etruscische Lager schickten. Letztere fanden Gelegenheit, nach Rom zu entkommen, indem sie durch die Tiber schwammen. Aber der Consul Poplicola führte sie selbst dem Porsenna wieder zu. Als Poplicola im etruscischen Lager ankam, wurde er von den Tarquiniern heimtückischer Weise angefallen. Porsenna, der davon Nachricht erhielt, sandte sogleich seinen Sohn Aruns ab, die Römer zu beschützen. Entrüstet über die Treulosigkeit der Tarquinier und voll Hochachtung vor dem Edelmuthe der Römer, trennte sich der König von jenen und schloß mit diesen Frieden, ohne ihre Geiseln anzunehmen. Um dem Mangel der Römer abzuhelfen, ohne durch ein förmliches Geschenk ihren Stolz zu beleidigen, ließ er bei seinem Abzuge sein ganzes Lager mit allen Vorräthen zurück. Der Senat nahm Besitz davon, und ließ die vorgefundenen Gegenstände verkaufen. Die Herolde riefen den Verkauf mit den Worten aus: „Kaufet die Güter des Porsenna!“ — Zum Andenken dieser

Digitized by Google

Großmuth des etruscischen Königs wurden auch in der Folge alle dem Staate gehörigen Güter unter dieser Formel zum Verkauf ausgeboten. Auch errichtete ihm der Senat zum Zeichen seiner Dankbarkeit eine Ehrensäule, und überschickte ihm zum Geschenk einen elfenbeinernen Stuhl und Scepter, eine goldene Krone und ein königliches Kleid. — Ein später vom Porsenna wiederholter Antrag an die Römer, die Tarquinier wieder aufzunehmen, wurde von ihnen abgelehnt; worauf Porsenna die Tarquinier ganz von sich entfernte und in ungestörter Freundschaft mit den Römern lebte, denen er selbst das in dem Friedensschlusse abgetretene Gebiet der Vejenter zurückgab. Sein Grabmahl ist unter dem Namen das Labyrinth des Porsenna berühmt.

Porson (Richard), Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge und erster Bibliothekar der London institution, starb zu London am 25sten September 1808 im 49sten Jahre. Er war nach Bentley der größte Kritiker, den England erzeugt hat, und wird von seinen Landsleuten mit einer an Enthusiasmus grenzenden Liebe verehrt. Allerdings zeichnete er sich auch durch die Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gründlichkeit seiner Gelehrsamkeit, durch seinen seltnen kritischen Scharfsinn, und durch die wahrhaft staunenswürdige Kraft seines Gedächtnisses in einem solchen Grade aus, daß es zu bedauern ist, daß er nicht eine größre Anzahl von Schriften hinterlassen hat. Aber eine unglückliche, mit den Jahren zunehmende Neigung zum Trunk hinderte ihn an anhaltender Thätigkeit, machte ihn gleichgültig gegen alle äußern Verhältnisse und zerstörte mit seinen geistigen seine körperlichen Kräfte. Außer den Ausgaben von Euripides Hecuba, Orestes, Phönissen und Medea (London 1797 — 1801, 8.) und des Aeschylus (Glasgow 1795, f.) hat man von ihm bloß einige kleinere Schriften und Aufsätze, welche in Tracts and miscellaneous criticisms of Rich. Porson (London 1815, 8.) zusammengedruckt sind. Aus seinen Papieren wurde nach seinem Tode von Monk und Blomfield noch Rich. Porsoni Adversaria (Cambr. et Lond. 1812, 8.) herausgegeben.

Portal heißt in der Baukunst einmal der Haupteingang zu einem großen Gebäude; dann auch ein Bindewerk nach Art einer Triumph- oder Ehrenpforte.

Portalis (J. E. M.), in der neueren französischen Legislation berühmt, war zu Beausset geboren und vor der Revolution Advocat beim Parlament zu Aix, wo er sich durch mehrere Denkschriften, namentlich durch die Consultation sur la validité des mariages des protestans de France, 1771, bekannt machte. Als Deputirter zum Rath der Alten im März 1795, zeigte er sich der Directorialpartei abgeneigt und nahm im Sinne der damaligen Opposition an allen Verhandlungen dieses Raths eingreifenden Antheil, weßhalb er auch auf die Proscriptionsliste vom 18ten Fructidor gesetzt wurde. Er wich jedoch durch die Flucht der Deportation aus. Den 18ten Brumaire wurde er nach Frankreich zurückberufen. Er wurde von Napoleon mit wichtigen Aufträgen beehrt und 1804 zum Minister des Cultus ernannt. Er starb 1807. Sein Sohn Joseph Marie war zuerst Legationssecretair in Berlin, ging 1804 als bevollmächtigter Minister Frankreichs nach Regensburg, und erhielt bei seiner Zurückkunft nach Paris 1805 die Stelle eines Generalsecretairs beim Minister des Gottesdienstes. Dann wurde er nach einander Maitre des requêtes, Staatsrath, und General-Director der Buchdruckerei

Digitized by Google

und des Buchhandels. Er war der Erste in diesem schwierigen Posten, und bekleidete ihn bis 1810, wo ihn Napoleon absetzte, weil er den Druck der päpstlichen Bulle gegen die Ernennung des Cardinals Maury zum Erzbischofe von Paris, ohne Autorisation des Gouvernements oder ohne seine Vorkenntniß, hatte geschehen lassen. Ludwig XVIII. nahm ihn 1814 in seinen Staatsrath und stellte ihn nach seiner Rückkehr 1815 aufs neue als dienstthuenden Staatsrath an. Er befindet sich seit 1818 in Rom, beauftragt mit den Unterhandlungen über das Concordat. Bei seinem Aufenthalt in Deutschland während der Proscription seines Vaters, der damals im Hause des Grafen von Reventlow zu Emkendorf in Holstein einen Zufluchtsort fand, lernte er eine Verwandte des Grafen, die Gräfin Holck kennen, mit welcher er sich vermählte.

Portament, portamento di voce, das **Tragen der Stimme**, ist ein Kunstausdruck beim Singen, unter welchem man die Geschicklichkeit des Sängers versteht, einen Ton an den andern so genau anzuschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung zwischen ihnen zu bemerken ist, und alle gleichsam nur ein einziger lang gedehnter Hauch zu seyn scheinen. Die größte Geschicklichkeit des Sängers hiebei besteht darin, daß er, ohne dem Zusammenhange Schaden zu thun, zur rechten Zeit und am gehörigen Orte Athem zu holen versteht.

Porter (Robert Ker), ein englischer Schriftsteller und Maler, dessen Vater Offizier bei der Armee war, und ihn nebst seiner Mutter und seinen beiden Schwestern in sehr dürftigen Umständen hinterließ. Von ihm erbte er nur die Neigung für den Militärstand, verbunden mit Liebe zu den Wissenschaften und Künsten. Er war zu Durham geboren, studirte 1790 auf der königlichen Akademie unter West's Leitung die Malerkunst, und machte in zwei Jahren solche Fortschritte, daß ihm die Verfertigung eines Altargemähldes in einer Kirche der Hauptstadt übertragen wurde. 1798 malte er ein großes Altarstück, welches den Johannes, in der Wüste predigend, darstellte, und dem Johannes-Collegium zu Cambridge zu Theil ward. Zu Anfange des Jahrs 1803 wurde er als Hauptmann bei der königlichen Miliz von Westminster angestellt, und erhielt im folgenden Jahre eine Einladung des Kaisers von Rußland nach Petersburg, wo er zum kaiserlichen Geschichtsmaler ernannt wurde. Vorher hatte er sich durch seine panoramischen Darstellungen der Stürmung Seringapatnams, der Belagerung von Acre, und der Schlacht von Agincourt berühmt gemacht. In Petersburg ward ihm die Ausmahlung der Admiralitätshalle übertragen. Hier heirathete er eine Frau von Stande und Vermögen, und wurde vom Kaiser Alexander, welcher ihm mehrere Beweise seiner Gnade gab, zum Ritter des Joachimsordens ernannt. Dieser geniale Künstler machte sich nicht weniger durch mehrere schriftstellerische Werke berühmt. Wir haben von ihm Travelling Sketches in Russia and Sweden, 2 vol. 4to, 1808. — Letters from Portugal and Spain, written during the March of the Troops under Sir John Moore, 8vo, 1809. Narrative of the late Campaign in Russia, 4to, 1813; 3rd. Edition, 8vo, 1814 (deutsch Altenb. 1815). — Die beiden durch ihre Romane gleichfalls berühmten Schriftstellerinnen, Miß **Johanna** und Miß **Anna Maria Porter** sind seine Schwestern.

Porter heißt das stärkste englische Bier, welches weit versendet wird, und nicht bloß in England Lieblingsgetränk ist.

Digitized by Google

Portia, oder **Porzia**, ein altes Geschlecht im österreichischen Friaul, das nach den vorhandenen Urkunden schon im 10ten Jahrhunderte die Grafenwürde besaß, und 1662 die reichsfürstliche Würde erhielt, welche der jedesmalige Majoratsherr führt. Das jetzige fürstliche Haus Porzia stammt von dem Grafen Hieronymus Porzia ab. Außerdem gibt es noch eine gräfliche Linie. Das Haus ist katholisch. Es besitzt die gefürstete Grafschaft Dettensee, die Grafschaft Ortenburg, und die Herrschaften Seneschetz und Prem, die sämmtlich in Oesterreich liegen. Der jetzige Fürst **Franz**, geboren 1753, hat nur Töchter. Von dem Grafen **Alfons** von Porzia leben sechs Söhne; der älteste von ihnen, **Graf Alfons**, geboren 1761, ist Gubernial-Vicepräsident zu Venedig.

Portici, s. **Neapel** (Stadt und Umgebung von).

Porticus (στοα), Säulenhalle, Säulengang, war eine auf zwei oder mehreren Reihen von Säulen ruhende Gallerie, bald einzeln und frei stehend (Peristyl), bald mit andern Gebäuden (Tempel, Circus u. s. w.) verbunden. Sie dienten bei der Hitze der Sonne oder sonst unbequemer Witterung zu Spaziergängen, Zusammenkünften und Unterredungen, wurden von den Griechen und Orientalen überhaupt außerordentlich geliebt nnd kamen bald zu den Römern. Die Römer erbauten nicht nur öffentliche Porticus, sondern man fand dergleichen Gebäude auch an den Häusern und Villen der reichen und vornehmen Römer. Uebrigens waren die Porticus entweder auf beiden Seiten offen, so daß die Wände aus bloßem Säulenwerke bestanden, oder sie waren auf einer Seite geschlossen, um Schutz gegen Wind und Wetter zu geben. Die berühmtesten in Athen waren die **Pökile** und die Homershalle.

Portion, der Antheil, Theil; Portio legitima, s. **Pflichttheil**.

Portiuncula, s. **Franz von Assisi** und **Franciscaner**.

Portland-Vase, von ihrem neuern Besitzer genannt, ist das vorzüglichste von den Prachtgefäßen der Alten, welche noch vorhanden sind. Sie wurde in einem, angeblich für Alexander Severus und dessen Mutter Julia Mammäa bestimmten, Sarkophag aufgefunden. Nach Veltheim (Vermuthungen über diese Vase in der Sammlung seiner hist., min. und antiq. Abhandlungen, Helmst. 1800, 2 Th. 8.) sah man auf der letzteren die Geschichte der Alceste, welche durch Hercules dem Admet wieder zugeführt wird, auf jenem Sarkophag aber den Streit des Achill und Agamemnon wegen der Briseis. Vergl. Description of the Portland-Vase etc. by Wedgewood, London 1790, 4.

Porto, s. **Oporto**.

Porto Ferrajo, s **Elba**.

Portorico, San Juan de Puerto Rico, eine von den großen **Antillen** (s d. Art.), welche 1493 von Columbus entdeckt, und seit 1510 von den Spaniern bewohnt worden. Sie zählt auf 182 Quadratmeilen nur 8000 Einwohner, worunter 5000 Neger sind, und ist reich an Zucker, Taback, Gummi und Salz. Die Hauptstadt gleiches Namens hat einen guten Hafen, und ist der Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs.

Portrait, die Abbildung eines wirklichen Menschen oder einer historischen Person, findet sowohl in plastischen Werken (Portraitstatuen oder ikonische Statuen) als in Gemählden Statt. Diese heißen bei uns wegen des häufigern Gebrauchs **Portraits** im eigentlichen Sinne, und der Verfertiger derselben **Portraitist** oder

Portraitmahler. Die Portaitmahlerei ist eine eigene Gattung der Mahlerei (s. Mahlerei und Historisch). Auch das Portrait, sagt Schreiber in seiner Aesthetik, muß Charakterbild seyn, wenn es sich nicht aus der Reihe ästhetischer Productionen ausgeschlossen sehen will. Sclavische Annäherung an das Urbild ist nur Treue für den Augenblick, denn jeder Tag ändert an dem Zufälligen der menschlichen Gestalt. Darum hat der Künstler bloß die bleibenden Hauptzüge aufzufassen, und den physiognomischen Ausdruck, der jedem Zuge seine Bedeutung gibt. Wo der Mahler so unglücklich ist, nur das Gemeine nachbilden zu müssen, da mag er sich mit dem baaren Verdienste trösten, und etwa mit dem Lobe, welches seiner Zeichnung und seinem Colorit zu Theil wird. Die größten Mahler der italienischen Schule zeigten aus diesem Grunde keine Neigung zum Portraitiren. Rubens und seine Schüler hatten es noch zu thun mit einem kräftigen, noch nicht durch Convenienz verflochtenen Menschengeschlechte. In der neuern Zeit sind Portraits selten, welche die Naturwahrheit mit mahlerischer Bedeutsamkeit vereinigen. Zu den Portraits gehören auch die Conversationsstücke, welche in der Regel eben so unpoetisch sind als die historischen Gemählde steif, welche man aus Portraits zusammensetzt.

Portroyal des Champs, ein 1233 gestiftetes Cisterzienser-Nonnenkloster, unweit Versailles, sechs Stunden von Paris, hat in der Geschichte des Jansenismus (s. Jansen) eine bedeutende Rolle gespielt. Schon 1626 hatte es die Aebtissin Angelica, Anton Arnaulds Schwester, durch Anlegung eines neuen Klosters in der Vorstadt St. Jaques zu Paris, welches zum Unterschiede von seiner Mutter Portroyal de Paris genannt wurde, in nähere Verbindung mit den pariser Theologen gesetzt, und in beiden Anstalten die verfallene Klosterzucht und strenge Lebensweise wieder hergestellt. Die Nonnen von Portroyal bekannten sich unter der Leitung ihres Beschützers, des Abts von St. Cyran Jean du Vergier de Havranne zu den eigenthümlichen Ansichten der Jansenisten und ihre ländliche Wohnung wurde die Festung und das Heiligthum dieser Partei, da die größten und beredtesten Theologen und Verfechter des Jansenismus, Nicolo, die Brüder Arnauld und Le Maitre sich um 1640 hart bei Portroyal des Champs in einem besondern Gebäude, Les Granges genannt, ansiedelten, die Büßungen und Arbeiten der Nonnen theilten und eine Kostschule errichteten, die dem lockern Jesuitismus eine reinere Moral, eine gründlichere gelehrte Bildung und verdienstliche Verbesserungen in der Methode des Unterrichts entgegensetzte. Die berühmte Anna von Bourbon, Herzogin von Longueville, zog in ihre Nähe, und wurde ihre Beschützerin, Boileau war ihr Freund, Racine ihr dankbarer Schüler, der eine Geschichte von Portroyal schrieb. Es war ein Verein großer Talente, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, dessen Gleichen selten auf Erden gefunden worden ist; reuige Büßer aus allen Ständen schlossen sich an, und der Geruch der Heiligkeit der Gesellschaft von Portroyal ging durch die ganze catholische Welt. Stark durch diese Stützen verweigerten die Nonnen die Unterschrift der Bulle Alexanders VII. gegen Jansens streitige Sätze (s. Jansen), und erhielten sich selbst, da ihre Beschützer vertrieben worden waren, durch vorübergehende Demüthigungen unter den Befehlen des Erzbischofs von Paris bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo endlich 1709 ihre Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Jansenismus, der nun

aus der Mode gekommen war, die Aufhebung und völlige Zerstörung ihres Klosters durch die pariser Polizei zur Folge hatte. Seine Ruinen sind bis in die neuesten Zeiten ein Wallfahrtsort andächtiger Pariser geblieben, und Gregoire hat ihm noch 1809 in seiner Schrift Les ruines de Portroyal ein Denkmahl gesetzt. E.

Portsmouth, berühmte feste Seestadt und Kriegshafen in der englischen Shire Hamt oder Hamp, auf der durch einen Canal vom festen Lande getrennten Insel Portsea, liegt im brittischen Canale und besteht eigentlich aus zwei Städten, Portsea und Portsmouth, welche zusammen 5500 Häuser und 40,600 Einwohner enthalten. Portsea, welches erst seit 1792 seinen Namen erhalten hat, ist gegenwärtig ungleich größer und volkreicher als Portsmouth. Daselbst ist auch der bewundernswürdige große Dock-Yard (Schiffswerft) und das Geschützmagazin. Ersterer enthält alles im ausgedehntesten Umfange, was zum Bau von Kriegsschiffen, zur Ausrüstung von Flotten erfoderlich ist; unter andern viele ungeheure Magazine, ein Ankerwerft, eine Reepschlägerei, eine große Ankerschmiede, Docken, Becken 2c. In Portsmouth ist die High-Street die längste und schönste. Die Festungswerke ziehen sich um die ganze Stadt, vorzüglich aber um den äußern Theil der Insel, auf welchem das eigentliche Portsmouth liegt. Auf den Wällen sind sehr angenehme Spaziergänge angelegt. Den großen und sichern Hafen, welcher die ganze brittische Kriegsflotte fassen kann, umgeben drei starke Forts, so daß derselbe von der Seeseite als uneinnehmbar zu betrachten ist. In dem Hafen liegen immer viele Kriegsschiffe, und in Kriegszeiten wird er fast allein von Kriegsschiffen, Kapern und deren Prisen besucht. In neuesten Zeiten suchen die Kaufleute in Portsmouth die vortheilhafte Lage ihres Hafens und andere Vorzüge zum Großhandel anzuwenden, und haben daher seit einiger Zeit eine Handlungsgesellschaft gestiftet. Zu bemerken ist auch noch die königliche Seeakademie (in Portsea) und das große Hospital für verwundete und kranke Seeleute. Es ist ein drei Stock hohes Viereck, wovon drei Seiten doppelte Flügel haben, die vierte aber, dem Eingange gegenüber, von der Kirche und dem Hause des Gouverneurs gebildet wird. Die größte Reinlichkeit herrscht in diesem Hospitale, welches 1725 Betten faßt. An der gegenüberliegenden Spitze des Hafens von Portsmouth liegt Gosport, ein großer, besonders von Seilern und Handwerkern bewohnter Ort, mit einer Eisengießerei, einem befestigten Hafen und ansehnlichen Kasernen. Gerade gegen Portsmouth über, am östlichen Ende der Insel Wight, liegt Spithead, eine schöne, sichere Rhede, wo sich gewöhnlich die königliche Canalflotte versammlet.

Portugal. Bis zu Anfange des zwölften Jahrhunderts theilte Portugal die Schicksale der pyrenäischen Halbinsel; früh ward es von Phöniciern, Carthagern und Griechen auf Handelsreisen besucht, dann unter dem Namen Lusitanien den Römern unterworfen, welche den Bewohnern, einem Zweige des vielastigen Celtenstammes, fremde Bildung brachten, hierauf von germanischen Völkern überschwemmt, und nach 712 von den Arabern erobert. Als endlich das tapfere Schwert der Spanier in den neu christlichen Reichen Castilien und Leon (s. Spanien) auch das Land zwischen dem Minho und Douro den Arabern entrissen hatte, wurden über dieses Gebiet Grafen oder Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt gesetzt. Heinrich, der jüngste Sohn des burgundischen Herzogs, eines Urenkels

Digitized by Google

des französischen Königs Hugo Capet, ging um das J. 1090 nach Spanien, um in einem Kriegszuge gegen die Mauren sein Glück zu machen. Alfonso VI., König von Castilien und Leon, gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter zum Lohne, und setzte ihn 1094 als Graf und Statthalter über das eroberte Land, das die Provinzen Entre Minho e Douro, Traz os Montes und einen Theil von Beira umfaßte, und von dem Hafen von Oporto (s. d. Art.) den Namen Portugal erhalten haben soll. Der Graf, der seinen Sitz in Guimaranes nahm, sollte dem castilischen Könige Lehnpflicht leisten, aber was er den Mauren jenseit des Tajo entreißen würde, unbeschränkt besitzen. Sterbend aber gab Alfonso ihm die erbliche Herrschaft 1109. Das Glück war dem burgundischen Fürstenstamme gewogen. Schon unter Heinrich wurden Eroberungen gemacht, noch glücklicher war sein Sohn Alfonso I. Von den Mauren im J. 1139 bedroht, ging er ihnen entgegen, und gewann den herrlichen Sieg in der Ebene von Ourique. Das begeisterte Volk begrüßte ihn auf dem Schlachtfelde als König von Portugal. Die Versammlung der Stände zu Lamego bestätigte feierlich (1143, nach Andern 1145) diese Huldigung der Krieger, und gab dem neuen Reiche Gesetz und Verfassung. Die Krone sollte erblich seyn in des Königs Stamme, mit Vorzug der Erstgeburt; doch stand den Brudersöhnen das Erbfolgerecht nur mit Einwilligung der Stände zu. In Ermangelung männlicher Erben sollten die Königstöchter folgen. Das Gesetzbuch, welches Alfonso hatte verfassen lassen, ward angenommen, und die Unabhängigkeit des neu gegründeten Throns feierlich erklärt. Der König selbst sprach jedem seiner Nachkommen, der sich zur Zinsbarkeit verstehen würde, das Recht auf die Thronfolge ab. Alfons ließ sich den königl. Titel von den Päpsten Innocenz II. (1142) und Alexander III. (1179) bestätigen, und machte sein Reich den Päpsten zinsbar, sicherte aber zugleich seine königliche Würde gegen den Widerspruch der Könige von Castilien und Leon, mit denen er oft Krieg führte. Er erweiterte sein Reich bis an die Grenzen von Algarbien, und eroberte Santarem 1143. Die Eroberung von Lisboa im J. 1147, die ihm mit Hülfe kreuzfahrender Engländer und Hanseaten, die eben in den Tajo einliefen, gelang, war eins der glänzendsten Ereignisse seines kriegerischen Lebens. Er stiftete 1162 zwei Ritterorden, den einen, nachher der Orden von Avis (einem Städtchen bei Alentejo) benannt, und den Orden S. Michael dei Ala, und starb 1185. Unter seinen Nachfolgern verlor Sancho II. in den Streitigkeiten mit dem Klerus durch den Ausspruch Innocenz IV. (1245) den Thron. Alfonso III. (reg. 1245 — 1279) beendigte die schon von Sancho I. angefangene Eroberung Algarbiens, und erhielt den Namen der Wiederhersteller (o restaurador). Er behauptete die königlichen Rechte gegen die Kirche. Glänzend strahlt unter den Königen Portugals König Dionys (1279 — 1325) hervor, der ruhmvollen Beinamen werth, die ihm die dankbare Nachwelt gab, der Gerechte, der Anbauer (Labrador), der Vater des Vaterlandes. Mit Klugheit und Muth widersetzte er sich den Anmaßungen der Geistlichen, welche unter seinen Vorfahren den innern Frieden gestört hatten, und die Befreiung von allen Abgaben verlangten. Er bewahrte den Frieden mit dem anmaßendsten aller Priester, Nicolaus IV., ungeachtet seine Verordnungen, wodurch er die Anhäufung des Landeigenthums in den Händen der Geistlichkeit zu verhindern suchte, ihm nicht die Freundschaft des rö-

mischen Hofes erwerben konnten. Selbst gelehrt und Dichter, war er unter allen gleichzeitigen Fürsten der freigebigste Freund der Gelehrsamkeit, und hinterließ in der von ihm gestifteten hohen Schule zu Lisboa, die 1308 nach Coimbra verlegt wurde, ein Denkmahl seiner Liebe zu den Wissenschaften. Er benutzte zuerst die glückliche Lage seines Landes, um es zu einem Handelsstaate zu machen, und legte, die Betriebsamkeit seines Volkes weckend, den ersten Grund zu der Größe, welche die Portugiesen im folgenden Jahrhunderte erreichten, obgleich er 1295 — 1297 mit Castilien, ferner 1299 und besonders seit 1320 mit seiner eignen Familie bürgerliche Kriege führte. Die wohlthätigen Folgen der Verwaltungsgrundsätze des Königs hoben das städtische Gewerbe, Handel, Ackerbau und Schifffahrt; und die Aufnahme der Städte hatte hier wie in Spanien die Wirkung, daß die Bürger sich neben dem Lehnadel und der Geistlichkeit als Reichsstand erhoben. Der Christorden, dem im J. 1319 die Güter der aufgehobenen Templer zufielen, verdankt ihm den Ursprung. Ihm folgte Alfons IV.; diesem Pedro (Gemahl der Ines de Castro) 1357. Mit Pedro's des Strengen Sohne, Ferdinand dem Artigen, erlosch im J. 1383 der Mannsstamm des burgundischen Hauses. Seine Tochter Beatrix, des castilischen Königs Gemahlin, war die rechtmäßige Thronerbin, aber die Portugiesen waren einer Verbindung mit Castilien so abhold, daß Pedro's unehelicher Sohn, der tapfere Johann I., von den Ständen als König begrüßt ward. Er behauptete den Thron, als er, durch seinen tapfern Feldherrn Alvaro Nunez Peveira unterstützt, die Castilier bei Aljubarotta im J. 1385 geschlagen hatte. Mit ihm begann die unechte burgundische Linie. Nach dem Friedem 1411 mit Castilien wandte der wackere König seine Sorgfalt auf die Verbesserung seines Landes. Mit weiser Mäßigung herrschte er über sein unruhiges Volk, und selbst über die stolzen Edlen des Landes, deren Macht sich sehr gehoben hatte, weil er bei seiner Thronbesteigung ihre Gewogenheit durch manche Opfer hatte erkaufen müssen. Er verlegte die Residenz von Coimbra nach Lissabon. In seine Regierung fällt der Anfang auswärtiger Eroberungen, durch welche Portugals Größe gegründet ward. Treffliche Söhne vollendeten, was der Vater (er st. 1433 an der Pest) rühmlich begonnen. Nach der Eroberung von Ceuta auf der Nordküste von Afrika im J. 1415, wo die tapfern Prinzen Eduard, Heinrich und Pedro sich den Ritterschlag von ihres Vaters Hand verdienten, gab Heinrich der Seefahrer (s. d. Art.) die erste Anregung zu den folgenreichen Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, welche Portugals Macht über alle Zeitgenossen erhoben. Er gründete die ersten Colonien der Portugiesen: Porto Santo 1418, Madeira 1420, die Azoren 1433; und die auf der goldreichen Guineaküste. Nicht so glänzend als Johanns Regierung war die Herrschaft seines Sohnes Eduard (bis 1438) und seines Enkels Alfons V. (bis 1481); aber größer noch als der erste war der zweite Johann, der kraftvollste König, den Portugal je besessen. Unter ihm begann der heftige Kampf mit dem Adel, dessen Macht unter seinen nachsichtigen Vorfahren sich kühn echoben hatte. Die verschleuderten Krongüter wurden wieder eingezogen, die Richtergewalt der adeligen Gutsbesitzer beschränkt durch Ernennung von Richtern, die Gelehrte, nicht Ritter seyn sollten. Den ersten unter den unruhigen Edeln, den mächtigen Herzog von Braganza, ließ der König öffentlich enthaupten, und das neue Haupt der mißvergnügten

Digitized by Google

Großen, der Herzog von Viseo, empfing 1483 den Tod von des Königs eigner Hand. Die Länderentdeckung ward eifrig fortgesetzt, und oft mit wissenschaftlicher Einsicht betrieben. Der reiche Ertrag des Handels mit Guinea gab Hülfsmittel zu neuen Unternehmungen. Die lebhafte Betriebsamkeit, die jetzt immer mehr unter den Portugiesen erwachte, ward durch die Juden (er nahm 1492 83,000 von den aus Castilien vertriebenen Juden gegen ein Schutzgeld auf) nützlich befördert und nirgends fanden sich unter diesen Fremdlingen so gebildete und gelehrte Männer als in Portugal. Im J. 1481 sandte Johann zwei kundige Männer ab, die zu Lande nach Ostindien reisen sollten, dessen Handelsschätze das große Ziel seiner Bemühungen waren; in demselben Jahre kehrte Bartholomäus Diaz (s. d. Art.) von einer Seefahrt zurück, auf welcher er die Südspitze von Afrika entdeckt hatte, welche der König, die großen Folgen dieser Entdeckung ahnend, das Vorgebirge der guten Hoffnung nannte. Bei dem glücklichen Fortgange, den die portugiesischen Länderentdeckungen hatten, bei dem reichen Ertrage eines unermeßlichen Handels, den man auf dem neuen Seewege fand, ließ sich's entschuldigen, daß Colombo abgewiesen ward, als er zuerst dem Könige von Portugal Anerbietungen zu neuen Entdeckungen im westlichen Weltmeere machte. Aber nach dem ausgezeichneten Glücke, das die ersten Unternehmungen des kühnen Seefahrers begleitete, ließ auch Johann ein Geschwader ausrüsten, um Eroberungen im Westen zu machen. Dadurch entstand ein Streit zwischen Portugal und Castilien, den endlich Papst Alexander VI. durch die bekannte Linie schlichtete, die 1360 Meilen westlich von den azorischen und capverdischen Inseln laufend, die künftigen portugiesischen und castilischen Eroberungen schied. Was Johann II. mit so großen Hoffnungen begonnen, wurde unter Emanuels des Glücklichen Regierung (1495 — 1521) fortgesetzt. Im J. 1497 sandte er Vasco da Gama (s. Gama) mit vier Schiffen ab, der glücklich bis Goa kam. So ward der Seeweg nach Indien von den Portugiesen gefunden. Bald strömten zahllose Reichthümer nach Portugals Hauptstadt, und in wenigen Jahren gehorchten viele Fürsten auf der indischen Halbinsel dem gefürchteten Namen des Königs von Portugal. Schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts war der große Franz von Almeida der erste Unterkönig in Indien. Er eroberte Ceylon. Alfonso de Albuquerque (s. d. Art.), einer der trefflichsten Männer, welche die Jahrbücher der Völker kennen, groß als erobernder Krieger, groß in der Verwaltung des Eroberten, machte Goa, den wichtigsten Hafen Indiens, zum Hauptsitze des portugiesisch-indischen Reichs, und handelte mit den Molukken; Lope de Soarez mit China (1518). Von Bab-El-Mandeb bis an die Meerenge von Malacca gebot Emanuel, und Portugals Macht hatte ihren Gipfel erreicht. Große Thaten wurden auf diesem fernen Schauplatze vollbracht; es war die glorreichste Zeit in der Geschichte der Nation. Dieser Heldengeist der Portugiesen gab dem Volksgefühle jugendliche Kraft und Lebendigkeit, und erweckte Helden, welchen der Ruhm und die Größe des Vaterlandes Alles galt. Gaben doch selbst alle achtbaren Jungfrauen den Vorzug bei ihrer Wahl nur dem Tapfern, der in Indien gekämpft hatte. Lisboa ward die lebendigste Handelsstadt Europa's. Die Schätze, welche der Handel hier anhäufte, waren aber kaum hinreichend, den Aufwand zu bestreiten, den die Feldzüge in Afrika foderten, wo Emanuels Waffen weniger glücklich waren. Zwar schickte sogar der König von Congo, der sich durch die Missionarien, ohne welche da-

Digitized by Google

mals kein Entdeckungsschiff absegelte, hatte taufen lassen, zwei seiner Söhne nach Portugal zur Erziehung; zwar wurden aus der Niederlassung auf der Guineaküste, von welcher Portugal alle Fremde ausschloß, noch immer große Schätze gesandt, aber unglücklich waren die Unternehmungen in Nord-Afrika. Der ungünstige Boden hinderte schnelle Fortschritte; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß Venedigs und Spaniens Eifersucht den maurischen Fürsten heimlich Beistand leistete. Der Ruhm, den Emanuel durch seine Eroberungen in Indien erwarb, war kein Ersatz für die Entvölkerung, die Portugal erlitt, das so viele seiner rüstigen Jünglinge aussandte, um seine Eroberungen zu behaupten und zu vergrößern. Unter Emanuels Sohne, Johann III. (von 1521—1557) wurden die Entdeckungen und der Handel in Ostindien erweitert; aber schon zeigten sich in Europa die Folgen des schnell anwachsenden Geldreichthums, mit welchem die inländische Betriebsamkeit nicht gleichmäßig stieg. Unter seiner Regierung ward im J. 1536 die Inquisition eingeführt, um sich derselben gegen die Juden zu bedienen, welche dem Scheine nach Christen geworden waren. Der kluge Joseph II. hatte nämlich eine große Anzahl derselben aufgenommen, die Ferdinands und Isabella's unduldsame Strenge aus Spanien vertrieb; aber die Gastfreundschaft, welche er ihnen gewährte, war mit so harter Behandlung verbunden, daß Emanuel anfangs wirklich die Absicht hatte, die Lage der Gedrückten zu mildern. Allein der erste Rausch der Liebe zu seiner Gemahlin, der schönen Eleonore, Carls V. von Spanien Schwester, verleitete den alten König zu einer solchen Strenge gegen die Juden, daß er alle, die nicht Christen werden wollten, ihrer Kinder berauben und zu Sclaven machen ließ. Ob die reichen Fremdlinge indeß Mittel fanden, die Vollziehung des grausamen Gebots zu verhüten, oder ob Emanuel die Folgen ihrer Verzweiflung verhindern wollte, genug, der König verlängerte die Frist ihres Abzuges auf zwanzig Jahre, um ihnen, wie er sagte, Zeit zur gänzlichen Bekehrung zu lassen. Diese Begünstigung hatte die Wirkung, daß viele Juden sich öffentlich zum Christenthume bekannten, heimlich aber bei ihrem Glauben blieben, gegen deren Abkömmlinge die Inquisition in der Folgezeit die abscheulichsten Grausamkeiten ausübte. Noch nachtheiliger als die Inquisition war die Aufnahme der Jesuiten (1540), welchen Johann III., als ob auf ihm der Fluch gelastet hätte, Alles zu thun, um die Größe seines Reiches zu untergraben, früher als irgend ein europäischer Fürst den Eingang in sein Reich öffnete. Die schlauen Ordensbrüder ließen sich gern als Prediger des Glaubens in Indien brauchen, wozu bis dahin vorzüglich die Franziskaner gedient hatten. Auch ward ihnen, den schlechtesten Fürstenerziehern, die es je gegeben hat, die Erziehung des Kronprinzen Sebastian überlassen. Sie pflanzten ihm den unseligen Hang zur Schwärmerei und fanatischen Eroberungssucht ein, der ihn zum Untergang führte. Der junge König faßte nämlich den Entschluß, der Ueberwinder der Mauren in Afrika zu werden, was seinen kräftigen Vorfahren nicht hatte gelingen wollen, und verfolgte diesen Plan gegen alle Erinnerungen verständiger Räthe, mit unsinniger Heftigkeit. Als er im J. 1578 in Afrika die Schlacht bei Alcassar und wahrscheinlich auch sein Leben verloren hatte, entstand ein Streit um die Krone des kinderlosen Sebastian. Nach der kurzen Regierung seines alten schwachen Oheims, des Königs Heinrich, gewann der mächtigste der Mitwerber, Philipp II. von Spanien, durch Alba's Sieg den Thron, und Portugal hatte

Digitized by Google

das Unglück mit einem Reiche (von 1580 bis 1640) verbunden zu werden, das gerade von dieser Zeit an durch unglückliche Kriege und unweise Verwaltung seinem eignen Verfalle entgegeneilte. Portugal mußte das Schicksal eines eroberten Landes empfindlich fühlen. Ueberdieß warfen sich Spaniens mächtige Feinde, die Engländer und Holländer, auf das wehrlose Portugal, dessen Reichthum so gute Beute versprach, und für immer gingen so viele herrliche Besitzungen verloren, welche glorreiche Voraltern erobert hatten. Denn der alte Heldengeist des Volks war in der letzten Zeit seiner Unabhängigkeit völlig erstorben, und die Portugiesen hatten sich überall durch ihren Uebermuth und ihre Härte so verhaßt gemacht, daß die gedrückten Fürsten und Völker Asiens bei jedem Wechsel nur zu gewinnen glaubten. Spanien that gar nichts zur Unterstützung eines Volks, das es in seinen Verfall gerissen hatte. Die Holländer eroberten die gewürzreichen molukkischen Inseln, und die Hälfte des wichtigen Brasiliens (1624), das in Johanns II. schöner Zeit durch einen glücklichen Zufall (von Alvarez de Cabral im J. 1500) war entdeckt worden. Sie nahmen die Niederlassungen auf der Guineaküste (1637), und verschafften sich Eingang auf dem reichen Markte von Indien, wo sie die Portugiesen immer mehr verdrängten. Dazu kam die Raubsucht der spanischen Regierung, welche die schönsten Krongüter veräußerte. Endlich von diesem Drucke, und der schnöden Behandlung, welche sie unter Philipps IV. Minister, Olivarez, erlitten, empört, stifteten die portugiesischen Großen eine klug entworfene, schlau geleitete Verschwörung, welche den 1sten December 1640, einen Abkömmling des alten Königsstamms, den Herzog Johann von Braganza (Johann IV.) auf den portugiesischen Thron führte. Die Folge dieses Abfalls war ein Krieg mit Spanien, der erst 1668 durch einen Friedensschluß geendigt ward, in welchem Spanien auf Portugal verzichtete. Durch den Frieden mit Holland kam zwar unter Johann und seinem Nachfolger, Alphons VI., der von Peter II. 1667 der Regierung entsetzt wurde, manches Verlorene wieder an das Reich; aber die alte Größe war nicht wieder herzustellen, selbst wenn alle Fürsten dieses Stammes so viel Kraft und Weisheit gezeigt hätten, als sich bei einigen guter Wille fand. Schon unter dem ersten Braganzischen Könige ward ein Handelsvertrag mit England abgeschlossen, und seit dem im J. 1703 durch den englischen Gesandten Methuen geschlossenen neuen Vertrage, der den Engländern die Vortheile der kurz vorher entdeckten Goldminen in Brasilien zuwandte, bildete sich das Verhältniß mit England allmälig so aus, daß Portugal unter den Mächten Europa's mit wenig Selbstständigkeit auftreten konnte. Dagegen wurden die Cortes, in deren Berufungsedicten der König von den Deputirten des dritten Standes jedesmal ausdrücklich verlangte, daß man „Deputirte sende ohne Amt in der Finanz, Justiz, Landarmee und Flotte,“ seit 1687 nicht mehr berufen. Unter Johanns V. langer Regierung (1707—1750) wurde zwar in Hinsicht auf auswärtige Verhältnisse etwas Kraft gezeigt, so wie im Innern manches Gute versucht, aber dort kein entscheidender Erfolg, hier keine Vollendung. Dagegen hatten der prachtvolle Bau des Klosters zu Mafra und die zu Rom theuer erkaufte Erlaubniß, einen Patriarchen von Lisboa zu besitzen, den Schatz des Landes auf lange Zeit erschöpft. Unter seinem Nachfolger Joseph I. (von 1750) leitete der Marquis von Pombal (s. d. Art.) den Staat; ein strenger Verbesserer, wie Portugal ihn brauchte, aber so strenge, daß die heiligen Gesetze des Rechts oft

Digitized by Google

nicht geachtet wurden. Er bekämpfte die Jesuiten und den Adel, die sich unter den vorigen Regierungen an geheimen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gewöhnt hatten. Die Entdeckung der großen jesuitischen Macht in Paraguay (s. d. Art.), das Betragen der Ordensbrüder bei dem Erdbeben in Lisboa 1755, und die Verschwörung gegen das Leben des Königs (1759), führten den Fall des Ordens herbei. Er verlor im J. 1757 die Beichtvaterstellen in der königl. Familie und den Zutritt bei Hofe. Zwei Jahre nachher wurden alle Jesuiten auf ewig aus dem Reiche verbannt, und die Güter des Ordens eingezogen. Der tapfere Graf von Schaumburg-Lippe, dem Portugal in dem Kriege gegen Spanien (1760) so viel verdankte, machte zu gleicher Zeit in dem portugiesischen Kriegswesen große Verbesserungen; aber schon nach seiner Abreise verfiel das gut begonnene Werk. Bei dem Anfange der Regierung der Königin Maria Franziska Isabella, der ältesten Tochter Josephs, welche seit 1760 mit ihres Vaters Bruder Don Peter vermählt war, und 1777 den Thron bestieg, verlor Pombal sogleich eine Gewalt, die er fünfundzwanzig Jahre lang besessen hatte. Portugal verdankt ihm sein Erwachen. Zwar fielen mit ihm manche seiner nützlichen Einrichtungen; die Aufklärung, die er anzündete, die Richtung, die er der Denkweise und den Sitten gab, die Modificationen, die er in dem Charakter der Nation hervorgebracht, konnten nicht wieder ausgelöscht werden. Unter Maria's Regierung war alle Gewalt getheilt zwischen einem unaufgeklärten Adel und dummen Geistlichen. Als sie 1792 in Gemüthskrankheit verfallen war, wurde der Prinz von Brasilien (dieß ist der Titel des jedesmaligen Kronprinzen) Juan Maria Joseph, geboren 1767, Regent. Er erklärte sich späterhin 1799, nachdem die Krankheit der Königin in wirklichen Wahnsinn ausartete, zum unumschränkten Regenten, befolgte aber die Regierungsgrundsätze seiner Mutter. Wegen seiner engen Verbindung mit England mußte er Theil an dem Kriege gegen den französischen Freistaat nehmen. Seine Krieger fochten nicht ohne Ruhm, gemeinschaftlich mit den Spaniern. Allein die großen Verluste, die der Handel während des Krieges erlitten, die gehäufte Staatsschuld und die Drohungen, wozu Spanien durch Frankreich gezwungen ward, führten 1796 zur Erklärung der Neutralität, und 1797 zu dem Frieden mit Frankreich. Doch gab bald das Unglück der französischen Republik 1799 neuen Muth, sich mit den Engländern zu verbinden, und einen Bund mit Rußland abzuschließen. Als aber Buonaparte seine Macht befestigt hatte, ward Spanien gezwungen, den Krieg gegen Portugal (1801) zu erklären, den indeß noch in demselben Jahre der Friede von Badajoz mit der Abtretung von Olivenza und einer starken Geldbuße endigte. Seitdem erhielt Portugal, immer bedroht und gehöhnt, nur durch große Opfer, die es dem Gewaltigen brachte, einen Schatten von Selbstständigkeit, bis endlich, als Buonaparte's Heer schon über die Gränzen gerückt war und der Moniteur, in Folge eines über Portugals Theilung mit Spanien abgeschlossenen geheimen Vertrags, die Absetzung des Hauses Braganza (weil sich der Regent geweigert habe, die englischen Waaren wegzunehmen) ausgesprochen hatte, der Regent sich ganz in die Arme der Engländer warf, und mit seiner Familie am 29sten November 1807 sich einschiffte, um seinen Sitz zu Rio Janeiro in Brasilien zu nehmen. Tags darauf rückte der französische General Junot in die Hauptstadt, und Portugal ward als erobertes Land behandelt. Doch bald landete ein englisches Heer; zugleich bildeten sich zahlreiche

Kriegerhaufen in den nördlichen Landschaften, voll Muth für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, und in Oporto versammelte sich schon 1808 die portugiesische Junta, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu leiten. Nach heftigen Kämpfen an der Westküste erfolgte endlich am 21sten August 1808 die entscheidende Schlacht bei Vimeira, in welcher Junot von den Engländern geschlagen ward. Die Folge dieses Sieges war die Uebereinkunft von Cintra, nach welcher der französische Feldherr das Land mit seinem Heere räumte. Ueber diesen Krieg siehe des Gen. Lieut. Thiebaults (Chefs des Generalstabes in diesem Feldzuge) amtlich treue Relation de l'Expédition du Portugal, faite en 1807 et 1808. Paris 1817. — Hierauf nahmen die Portugiesen thätigen Antheil an dem spanischen Freiheitskriege. Sie drangen unter Wellington, Beresford und Chomez Freyre, als tapfere Hülfstruppen, bis nach Toulouse in Frankreich vor. Unterdessen blieb die königliche Familie in Brasilien. Hier bestieg der Regent, nach dem Tode Maria I., den 20sten März 1816, als König Johann IV., den Thron von Portugal und Brasilien. Er scheint in Rio Janeiro bleiben zu wollen. Diese Verpflanzung des lissaboner Hofes in eine amerikanische Colonie kann, wie ein englisches Blatt bemerkt, für die europäische Politik und für England von Folgen seyn, welche man gewiß nicht berechnete, als man dem Hause Braganza den Rath ertheilte, nach Brasilien auszuwandern. Die erste dieser Folgen war die Erkaltung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Höfen von England und Portugal. Letzterer hat sich auf immer der englischen Abhängigkeit entzogen. Die ersten Spuren dieser Veränderung zeigten sich, als eine englische Escadre in Rio Janeiro erschien, um die königliche Familie nach Portugal zurückzuführen. Der Prinz von Brasilien erklärte, daß er keiner englischen Bedeckung bedürfe, wenn er nach Portugal zurückkehren wolle, und daß er überhaupt nicht die Absicht habe, dahin zurückzukehren. Zu diesem Entschlusse mochten ihn aber auch das gesammte Verhältniß, in welchem er sich zu Spanien befand, und die Lage des spanischen Südamerika bestimmen. Denn obgleich Portugal so viel für die allgemeine Sache gethan hatte, so entsprach dennoch der pariser Friede vom 30sten Mai 1814 seiner Erwartung keineswegs, und als hierauf die wiener, auch von den portugiesischen Gesandten unterzeichnete, Congreßacte die Rückgabe von Olivenza an Portugal anerkannt, und Portugal nach derselben Acte das ehemalige französische Guiana bis an den Oyapock an Frankreich zurückgegeben hatte, so weigerte sich dennoch Spanien jene Rückgabe zu leisten. Der Hof von Rio Janeiro ließ daher das den Spaniern von den Insurgenten unter Artigas entrissene Monte Video am linken Plataufer besetzen, wodurch Portugal mit Spanien in neuen Zwist gerieth, den die europäischen Mächte vergebens beizulegen sich bemühten. Denn Portugal erklärte, daß es nicht eher Monte Video räumen werde, bis Spanien dort mit hinlänglicher Macht sich selbst behaupte, und hier Olivenza zurückgäbe. Ueberdieß ward auch Brasilien von unruhigen Bewegungen ergriffen; doch gelang es der Regierung, die Empörung in Fernambuk unter Martinez (im März 1817) mit Gewalt zu unterdrücken; eben so die Verschwörung des Generals Gomez Freyre (s. d. Art.) in Lissabon, wo der Einfluß und die Macht des Marschalls Beresford das Militär, und die Entfernung des Hofes, welcher alles baare Geld aus Portugal nach Rio Janeiro zieht, das Volk erbittert hatte. Zuletzt trat noch im J. 1818 eine merkliche Spannung mit den vereinigten Staaten von

Nordamerika ein. Indeß geschah während dieser Zeit, und geschieht noch gegenwärtig viel Zweckmäßiges für die Cultur Brasiliens. Die Inquisition wurde im ganzen Reiche aufgehoben. In Goa war sie bereits 1774 abgeschafft, dann aber wieder hergestellt worden. Als man sie endlich im J. 1815 gänzlich aufhob, wurden ihre Acten in Goa auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salzedas (den 25sten Mai) feierlich verbrannt. Dieses Auto da Fe dauerte drei Tage. Der brasilianische Handel war bereits 1818 allen befreundeten Nationen frei gegeben worden; zur Abschaffung des Sclavenhandels entschloß sich endlich der Hof von Rio Janeiro in dem Vertrage mit England vom J. 1818; doch sollte er erst nach fünf Jahren gänzlich aufhören. Auch die Jesuiten sind nicht wieder aufgenommen worden, und die portugiesische Regierung ließ sogar dem heiligen Vater wegen ihrer Wiederherstellung eine mißbilligende Note übergeben. Dagegen erließ sie den 30sten März 1818 ein hartes Verbot wider die Freimaurer. Ohne Unterschied sollen Eingeborne und Ausländer, wenn sie Freimaurer sind, eine mit Grausamkeit zu vollziehende Todesstrafe erleiden, und mit Einziehung aller Güter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben, bestraft werden. Die Juden aber haben, auf Verwendung des Papstes (1817), in Portugal und Brasilien dieselben Begünstigungen erhalten, wie im römischen Staate. Die Cultur Brasiliens wird durch mehrere Anstalten befördert. So hat der Minister Araujo die chinesische Theestaude mit Erfolg in Brasilien anpflanzen lassen. Allen Christen wurde daselbst freie Religionsübung gestattet, und eine Schweizer-Colonie wird gegenwärtig in Brasilien nach einem großen, viel umfassenden Plane gegründet. Auch aus Oesterreich, Baiern und andern deutschen Staaten halten sich mehrere wissenschaftliche Reisende daselbst auf (vergl. Brasilien), die zur Verbesserung des innern Zustandes viel beitragen. Nur Portugal selbst scheint bei seiner Abhängigkeit von England mit geringerer Sorgfalt regiert zu werden. Als erster Minister in Brasilien hat sich Graf Arcos verdient gemacht. Um ihn zu belohnen, gab ihm 1818 der König ein leeres vom Monarchen unterzeichnetes Blatt, worauf er alles, was er wünsche, schreiben und dessen Gewährung unbedingt erhalten sollte. Der Minister schrieb darauf den Befehl, alle Gefangene in Fernambuk, deren Hinrichtung schon beschlossen war, in Freiheit zu setzen, und der König ließ sogleich diesen Befehl vollziehen. — Portugal, nach Abend und Mittag vom atlantischen Meere umflossen, gegen Mittag, Morgen und Mitternacht an die spanischen Provinzen Andalusien, Estremadura, Leon und Gallizien gränzend, ist einer der Blüthen- und Blumengärten Europens, den wechselnd Citronen- und Olivenwälder beschatten. Es begreift einen Flächenraum von 1933 Q. Meilen (Flußmündungen und Meerbusen umfassen davon 14 Q. Meilen) und hat 3,680,000 Bewohner. Der Staat besteht aus zwei Königreichen: 1) Portugal, das die Landschaften Entre Minho e Douro, Traz os Montes, Estremadura, Beira und Alentejo begreift; 2) Algarve. In Asien besitzen die Portugiesen die Stadt Goa (s. d.), Diu an der Küste von Cambajo und einen Theil der Insel Timor, endlich die wichtige Handelsstadt Macao (zusammen 50 Q. Meilen mit 108,800 Einwohnern); in Afrika die meisten europäischen Niederlassungen, welche früher hauptsächlich zum Negerhandel benutzt wurden, Algarvien jenseits des Meeres und die Küstenstriche vom Cap Nero an bis zur Insel Fernando del Pao, ferner in Nordwesten von Afrika die Inseln Madeira, Porto Santo, die zehn Inseln

Digitized by Google

des grünen Vorgebirges (wenig einträglich), die neun azorischen Inseln und die Statthalterschaften Angola und Mozambique; die reichste Besitzung aber ist Brasilien mit Guyana (s. d.). — Portugal ist im Ganzen gebirgig, und hat nur zwei ausgedehnte Ebenen, die eine in der Landschaft Alentejo, die andere in Beira. Die Bergthäler sind besonders in den Landschaften Minho und Traz os Montes durch Fruchtbarkeit und Reiz ausgezeichnet. Portugals Hauptgebirge sind fortlaufende Arme des großen Gebirgsstocks in Spanien, das auch seine großen Flüsse, den Tejo (in Spanien Tajo), die Guadiana, den Douro (in Spanien Duero) und den Minho ihm sendet. Landseen hat Portugal gar nicht. Mineralquellen sind häufig. Obgleich das Land in dem wärmern Theile der nördlichen gemäßigten Zone liegt, so hat es doch bei weitem nicht die sengend heiße Gluth, welche im mittlern und südlichen Spanien herrscht; die Seewinde erfrischen die Küstengegenden, und im Binnenlande kühlen die Nordwinde. Portugals Luft ist daher meist angenehm und ausgezeichnet gesund. Im Januar beginnt der reizendste Frühling; vom März an ist die Witterung ungleich, bald Regen und Stürme, bald trockene Hitze. Die Ernte ist im Junius. Vom Ende des Julius bis zu Anfange des Septembers verwelkt der frische Pflanzenwuchs unter den Strahlen der Sonne, und so günstig die Witterung im Ganzen ist, so wird doch diese Dürre dem Ackerbaue zuweilen nachtheilig. Künstliche Bewässerung kennt man in den meisten Landschaften noch nicht, nur die Gärten werden sorgfältig bewässert. Regen ist im Sommer selten. Nach heißen Tagen sind die Abende und Nächte sehr kühl. Wenn gegen Ende des Septembers, oder im Anfange des folgenden Monats, der erste Regen die Erde getränkt hat, wird sie aufs Neue mit frischem Grün überzogen, es beginnt ein zweiter Frühling, und neue Blüthen schmücken den Fruchtbaum. Der am Ende des Novembers eintretende Winter bringt heftige, von Stürmen begleitete Regengüsse, die aber nicht anhaltend sind, und mit heiterm Wetter abwechseln. Nur in den nördlichen Gegenden herrscht dauerndere Winterkälte, in den südlichen aber ist der Schnee eine sehr seltene Erscheinung. Gewitter sind nur im Herbste und Winter. Portugal ist reich begabt mit Naturschätzen; würden sie nur alle hervorgezogen von fleißigern Händen. Aber so verleitet das Clima und die Ergiebigkeit des Bodens die Portugiesen, wie größtentheils die Südländer, leicht zur Trägheit, und sie widmen sich mehr dem Handel als dem Ackerbaue und Kunstfleiße. Der ehemals eifrig betriebene Bergbau auf edle Metalle, deren reiche Adern sich unverkennbar zeigen, wird ganz vernachlässigt, theils wegen Brasiliens Goldgruben, theils weil Menschenhände und Brennstoff mangeln. Bisher wurden nur einige Eisenminen in Estremadura bearbeitet. Kupfer, Eisen, reiche Arsenikkiese, Wismuth, schöne Marmorarten, finden sich in mehrern Landschaften, aber Edelsteine sind selten. Salzquellen gibt es wenige, und es wird nur eine benutzt, desto mehr Seesalz aber gewonnen. Auch der Getreidebau ist jetzt minder ergiebig als in früherer Zeit, z. B. im 13ten Jahrhunderte, wo Portugal Getreide zur Ausfuhr übrig hatte. Die Länderentdeckungen und deren Folgen, die Auswanderung in die neu gegründeten Ansiedelungen und der steigende Seehandel entzogen dem Ackerbaue so viele Hände, daß dieser Zweig der Betriebsamkeit des Volks seit dem 15ten Jahrhundert zu vertrocknen begann. Dazu kommt die Unwissenheit der Bauern, der Druck, worunter sie leiden, die großen Besitzungen der Geistlichkeit, der Mangel

Digitized by Google

an Zugvieh und die Schwierigkeit des innern Verkehrs. Ungeachtet die Regierung seit Pombals Verwaltung den Ackerbau zu befördern suchte, so ist noch immer eine beträchtliche Getreidezufuhr vom Auslande nöthig. Kartoffeln werden wenig gebaut, häufiger aber die minder nährenden Erdäpfel (helianthus tuberosus). Reichlich gedeihen treffliche Baumfrüchte, die häufig ausgeführt werden. Auch wird viel Oel gewonnen, das aber wegen ungeschickter Behandlung gewöhnlich schlecht ist; das beste kommt aus Algarve. Der Weinbau liefert sowohl für das einheimische Bedürfniß als für die Ausfuhr treffliche Tischweine und verschiedene Arten süßer Weine. Die rothen Portweine sind die bekanntesten, und werden vorzüglich nach England ausgeführt, im Jahre 1815 nur 36,954 Pipen (sonst 90,000), davon 31,642 nach England und 3915 nach Brasilien. Im J. 1765 wurden, um das nachtheilige Verhältniß zwischen dem Weinbaue und dem Getreidebaue zu mindern, auf Befehl der Regierung alle am Tejo, Mondego und Rouga gelegenen Weinberge in Kornland verwandelt, mit Ausnahme einiger Gegenden in Estremadura, die vortreffliche Weine liefern. Dadurch ward fast ein Drittheil des Weinbaues vernichtet, aber seit Pombals Sturze haben viele Eigenthümer ihre Weinberge wieder hergestellt, weil sie durch Weinbau mehr als durch den einträglichsten Kornbau gewinnen. Hanf und Flachs werden in einigen nördlichen Gegenden, aber bei weitem nicht hinlänglich erzeugt. Die Forstwissenschaft ist unbekannt, daher wird in manchen Gegenden das Brennholz schon selten. Die Viehzucht ist, ungeachtet das Land gute Weiden hat, noch sehr eingeschränkt, theils wegen der dem Graswuchse nachtheiligen Sommerdürre, theils weil es an künstlichen Wiesen fehlt, die man bloß in Minho kennt. Am beträchtlichsten ist die Viehzucht in Beira, Minho und Estremadura. Die Ochsen werden als Zugvieh gebraucht. An Pferden, die leicht, klein, aber schön gebaut sind, ist kein Ueberfluß. Maulthiere sind allgemein im Gebrauche. Die Schafzucht ist besonders in Beira sehr bedeutend. Die Wolle ist der spanischen ähnlich, doch nicht so fein. Kühe werden wenig zur Milchnutzung gezogen, dagegen aber viele Ziegen, deren Milch genossen oder zu Käse gebraucht wird. Die portugiesischen Schweine sind der sinesischen Abart ähnlich, und werden sehr fett. Truthühner werden in ganzen Heerden gehalten. Die Bienenzucht liefert nicht genug Wachs zum kirchlichen Gebrauche. Die ehedem beträchtliche Seidenerndte hat in neuern Zeiten angefangen, sich wieder von ihrem Verfalle zu erholen, und im J. 1804 wurden schon 61,700 Pfund Seide gewonnen. Von Wildpret gibt es nur Damhirsche, wilde Schweine, Kaninchen, aber wenig Hasen. Rothe Rebhühner sind häufig, sonst aber gibt es wenig Vögel, dagegen sind die Flüsse sehr reich an Fischen, besonders der Tejo. Gleichwohl ist der einheimische Verbrauch so groß, daß Zufuhr von Stockfischen und Kabeljau nöthig ist. Die Engländer, Nordamerikaner und die nordischen Seefahrer versorgen das Land damit, während die Portugiesen im 16ten Jahrhunderte bedeutenden Antheil am Stockfischfange bei Neufundland hatten. — Die Bewohner des schönen Landes sind, wie die Spanier, ein Gemisch von Celten (den Urbewohnern), Carthagern, Römern, Deutschen, Arabern, Juden; aber auch hier hat die Volksmenge abgenommen. Unter Emanuel war Portugal von 4 Millionen bewohnt. — Der Adel, jetzt weniger zahlreich als ehedem, wird in den hohen und niedern eingetheilt; jener bestand im J. 1805 aus 65 Geschlechtern, unter welchen es viele reiche gab. Für Edelleute, welche in des

Königs Dienst verarmt oder gebrechlich werden, ist eine Anstalt in Belem (nicht weit von Lisboa), worin sie mit der Kleidung des Christordens versehen und gut verpflegt werden. Auf dem Lande und in kleinern Städten zeigt sich, nach Link u. a. Reisenden, der Volkscharakter auf das Vortheilhafteste, besonders in den nördlichen Landschaften, wo die den Portugiesen eigene aufrichtige Höflichkeit und Freundlichkeit, vereint mit traulicher Gastfreiheit, reinen Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit, zu finden ist. Haß gegen die Spanier hat sich aus der Vorzeit fortgeerbt. Der Umgang unter den vornehmen Städtern wird durch steife Förmlichkeit lästig. In den Städten gibt es wenig öffentliche Belustigungen. Stiergefechte sieht man in der Hauptstadt. — Unter den Geistlichen zeichnen sich manche jetzt mehr als vordem durch Gelehrsamkeit aus. Die Zahl aller Geistlichen schätzte Ebeling, aber gewiß mit Unrecht, vor dem J. 1808 auf 200,000. Der König ernennt den Patriarchen, der zu Lisboa seinen Sitz hat, und unter welchem neun Bischöfe, fünf im europäischen und vier im außereuropäischen Gebiete stehen. Die übrigen zehn portugiesischen Bischöfe stehen unter den Erzbischöfen von Braga (dem Primas des Reichs) und von Evora. Der König ernennt alle Bischöfe. Noch gibt es in Portugal 418 Mönchs- und 108 Nonnenklöster. — In den portugiesischen Ländern gab es bisher Oberinquisitionsgerichte zu Lisboa, Coimbra, Evora und zu Goa in Ostindien. Jedes war unabhängig, obgleich alle einigermaßen dem obersten Inquisitionsrathe in der Hauptstadt unterworfen waren. Dieses Gericht übte indeß in Portugal nie so grausame Strenge als in Spanien, und war in neuern Zeiten nicht viel mehr als ein Polizeigericht unter der Leitung der Regierung. — Manche Gelehrte zeichnen sich jetzt durch rühmliche Thätigkeit aus, und die Wissenschaften haben sich etwas gehoben, obgleich der Zustand der Gelehrsamkeit im Allgemeinen weit unter der Stufe ist, welche sie in der glänzenden Zeit des 16ten Jahrhunderts erstiegen hatte. Coimbra, die einzige hohe Schule des Landes, hat in neuern Zeiten manche Verbesserungen erhalten, ist aber, mit deutschen Lehranstalten verglichen, in schlechtem Zustande. In der Hauptstadt sind vier Schulen für classische Sprachen und gemeinnützige Wissenschaften. Das seit 1761 für junge Edelleute errichtete Collegium ist eine der besten Lehranstalten. Seit 1799 besteht ein Oberschulrath, der aber für die Verbesserung der sehr schlechten Volksschulen sich noch nicht wirksam gezeigt hat. — Die inländische Betriebsamkeit konnte nicht zu rechtem Gedeihen kommen, was größtentheils die Schuld verkehrter Regierungsmaßregeln war. Als man anfangen wollte, sie zu beleben, geschah der große Mißgriff, daß der König mehrere Manufacturen übernahm, daß für andere Erzeugnisse des Kunstfleißes ausschließender Alleinvertrieb eingeführt ward und nachtheilige Zolleinrichtungen gemacht wurden. Auch hier wirkte Pombal kräftig, leider aber nur durch gewaltsame Maßregeln. Seit Kurzem hat zwar der Kunstfleiß Fortschritte gemacht, doch sind nur wenige Fabriken im Stande, die Erzeugnisse des Auslandes entbehrlich zu machen, und noch wenigere können ihre Erzeugnisse, hinsichtlich der Güte und des Preises, ausländischen gleich stellen. Die wichtigsten sind Wollenwaaren-, Seiden-, Baumwolle- und Hutmanufacturen, Leinwandwebereien (besonders in Minho) und Glasfabriken. Die meisten Tuch- und Wollenzeugfabriken gehören dem Könige, der sie auf gewisse Jahre an Gesellschaften von Unternehmern mit dem Rechte des ausschließenden Betriebs übergibt. Die wichtigsten Seidenmanu-

Digitized by Google

facturen sind in Lisboa, Braganza, Oporto, Beja, Mondim und Almeirim, und beschäftigten vor dem J. 1808 schon 27,000 Menschen; sie bedürfen der Einfuhr fremder Seide, ihre Erzeugnisse aber sind zum Theil unvollkommen und hoch im Preise. Zwar steht der Handel dieses Landes auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn man den gegenwärtigen Zustand desselben mit dem Zeitpunkte vergleicht, wo Portugal unter den ersten Handelsmächten glänzte; aber in neuern Zeiten ist Manches geschehen, denselben von dem Auslande unabhängiger zu machen. Das wichtigste Hinderniß des Binnenhandels ist der Mangel an guten Heerstraßen und andern, die Waarenzufuhr erleichternden Anstalten. Es gibt keine Canäle, und die wenigen schiffbaren Flüsse sind nicht das ganze Jahr zu befahren. In neuern Zeiten war indeß der inländische Verkehr weit freier als ehedem; die Regierung hatte bereits manche Gegenstände des Alleinhandels der freien Betriebsamkeit überlassen, und nur den Handel mit Diamanten, Tabak und Brasilholz sich vorbehalten. Alle Waaren, die in den Häfen verzollt waren, wurden von den Landzöllen, welche sie früher hatten entrichten müssen, befreit. Vergleicht man aber die Ausfuhrwaaren mit den zu dem einheimischen Bedürfnisse nöthigen Einfuhrwaaren, die Portugal von gewerbfleißigen Völkern erhält, so neigt sich allerdings die Handelswage nicht zu seinem Vortheile. Der auswärtige Handel wird größtentheils von den Engländern geführt, die sich desselben durch den Vertrag von 1703 bemächtigten, und 70 Jahre im Besitze desselben blieben, bis Pombal auch hier sich freie Hand zu schaffen wußte. Seitdem hat der englische Handel nach Portugal bedeutend abgenommen. England erhält in diesem Handel den Hauptgewinn durch die Erzeugnisse seines Kunstfleißes, welche das Bedürfniß der Portugiesen und ihrer außereuropäischen Niederlassungen verlangt. Ehedem waren bloß englische Schiffe bei dem Handel zwischen Portugal und England beschäftigt; in den neuern Zeiten aber ward derselbe schon zur Hälfte mit portugiesischen Schiffen betrieben, und den Verkehr mit Irland führten fast bloß portugiesische Fahrzeuge. Der portugiesische Seehandel mit den übrigen Völkern aber, Spanien ausgenommen, wird fast ganz mit fremden Schiffen getrieben. Die meisten Zweige des ausländischen Handels würden dem Reiche sehr nachtheilig seyn, wenn nicht durch den Colonialhandel das Gleichgewicht erhalten würde. Auf Brasiliens reichen Erzeugnissen ruht Portugals Handel; dieser wird ganz mit eigenen Schiffen (im Jahre 1815 mit 400) betrieben. Jede Woche geht ein Packetboot nach Rio Janeiro. Raynal berechnete vor dem J. 1775 die Einfuhr aus Brasilien nach einem Durchschnitte von fünf Jahren zu 56,637,290 Livres, wozu etwa 312,000 für heimlich eingeführte Diamanten kamen. In spätern Zeiten aber ist durch den gesteigerten Ertrag des brasilianischen Landbaues die Einfuhr bedeutend vermehrt wurden. Nach Canton schickt jetzt Portugal 12 Schiffe, und außerdem nach Ostindien 80, die meistens Piaster dahin, und Rhabarber, Pfeffer, Thee, Baumwolle, indische Zeuge rc. zurückbringen. — Der Ertrag der Staatseinkünfte (aus den reichen Geschlechtsgütern des Hauses Braganza, aus den übrigen Krongütern, Zöllen, Accise, aus den Zehnten der Getreideernte, aus der Steuer der Geistlichkeit, aus der Stempelpapiertaxe, aus dem Gewinne der königl. Manufacturen, dem Münzregale, dem Verkaufe der Kreuzbullen, dem Lotterieertrage, der Grundsteuer, dem Ertrage des Alleinhandels mit Gebetbüchern, Spielkarten, Diamanten, Tabak und Brasilienholz), läßt sich nicht zuverläßig bestimmen, da die Regie-

Digitized by Google

rung nichts darüber bekannt macht, und besonders die brasilischen Einkünfte sehr geheim hält. Die Angaben schwanken daher zwischen 24 und 32 Millionen Crusaden (19 Groschen 6 Pf.) wovon über 1/8 aus Brasilien. Noch weniger bekannt sind die Ausgaben des Staats, so viel aber ist offenbar, daß das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe immer gestiegen ist. Die Staatsschuld ist in neuern Zeiten bis auf 120 Millionen Crusaden gestiegen. — Die portugiesische Kriegsmacht, einst so ruhmvoll unter den tapfersten Völkern, war seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in den tiefsten Verfall gerathen. Im J. 1762 bestand die ganze Landmacht nur aus 10,000 Mann, die schlecht gerüstet, noch schlechter geübt waren, und von Offizieren, die größtentheils keine Kenntnisse und kein Ehrgefühl besaßen, angeführt wurden. Nachdem die von dem Grafen von Lippe angefangenen Verbesserungen schon längst wieder verfallen waren, dachte man erst im J. 1801, durch das Bedürfniß der kriegerischen Zeit gedrängt, ernstlich an eine neue Einrichtung der Landmacht, die im J. 1803, Fußvolk, Reiterei, Artillerie, Ingenieure und Polizeiwache mitgerechnet, aus 52,427 Mann bestehen sollte, wozu 33,600 Mann Landmiliz kamen. Die Werbung und Ergänzung des Heeres geschah im Lande selbst. Die Landschaft Traz os Montes liefert die besten Soldaten. In dem Kriege mit Napoleons Heeren und gegen dieselben ist, unter guter Leitung, der kriegerische Geist des Volks neu erwacht. Seit 1808 organisirten Beresford und Wilson das portugiesische Heer, und es hat unter Wellingtons Anführung in Spanien und auf Frankreichs Boden den Ruhm seiner alten Tapferkeit wieder errungen. Seit 1816 steht dasselbe ganz unter dem Marschall Beresford (Herzog von Elvas und Marquis de Campo Mayor) und außerdem sind dabei mehrere englische Generale und Obersten angestellt. In Portugal stehn 25,000 Mann Linientruppen und 33,600 Mann Landmiliz. In Brasilien 24,000 Mann Linientruppen und 50,000 Mann Milizen, ohne das Neger- und Mulattencorps. — Portugals Seemacht, im 15ten und 16ten Jahrhunderte die größte der Welt, ging unter der spanischen Herrschaft zu Grunde, und was späterhin unter den ersten Herrschern des Hauses Braganza hergestellt wurde, war wieder verfallen, als Pambol auch hier ein neuer Schöpfer ward, der schon 1768 wieder 10 Linienschiffe und 20 Fregatten erbaut und gerüstet hatte. Vor dem Ausbruche des Kriegs gegen Buonaparte zählte man unter den wirklich bemannten Schiffen 14 Linienschiffe, 16 Fregatten, und mehrere kleine Kriegsschiffe, welche bei der Flucht der königlichen Familie mit nach Brasilien geführt wurden. Zur Bemannung wurden 12,000 Seeleute gebraucht, die man größtentheils durch Pressen herbeischaffte. Algarve und die Azoren liefern die besten Seeleute. Alle Schiffe, was den Rumpf derselben betrifft, bestehen aus vortrefflichen Holzarten, die häufig in Brasilien wachsen, und sind zum Theil hier, zum Theil in Lisboa gebaut, wo sich eine Docke, die Vierundsiebenziger faßt, und gute Schiffswerfte befinden. Die Bauart der Schiffe ist vortrefflich. Sie sind gute Segler. Der Algarver ist der beste Matrose. Der einzige Hafen für die Flotte in Portugal ist Lisboa, wo es auch ein Hauptzeughaus, eine Seecadetten-Akademie und eine königliche Seeschule gab. Die gesammte Monarchie, oder das den 20sten März 1816 zu einem Königreiche vereinigte Portugal, Brasilien und die beiden Algarvien, enthält, nebst den Colonien, auf 101,958 Q. Meilen, 16,646,000 Einwohner. Der König hat den Titel:

Rex fidelissimus (s. Allergetreueste Majestät). Der Kronprinz heißt: Kronprinz der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algarvien, Herzog von Braganza. Der jetzige, Peter von Alcantara, vermählte sich den 13ten Mai 1817 mit der zweiten Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich. Die übrigen Glieder des königlichen Hauses heißen Infanten. Der König ertheilt sieben Ritterorden: den militärischen Christorden; den Civil-Verdienstorden de Sant Jago; den Militär-Verdienstorden von Avis; der weiblichen Orden den heil. Isabella; den militär. Thurm- und Schwertorden; den Orden der Treue, und den bei Gelegenheit der Huldigung am 6ten Februar 1818 zu Rio Janeiro gestifteten militärischen Orden der heil. Jungfrau von Villa Vizosa (auch der Orden unserer lieben Frau von der Empfängniß genannt). Die königl Gewalt ist uneingeschränkt. Die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit sind Schuld gewesen, daß die alten Grundverträge zwischen der Nation (durch die Cortes) und den König nicht mehr gelten. Der König ist Mitglied des heiligen Bundes. — Vergl. Gebauers portugiesische Geschichte, Leipzig 1759, 4.; den trefflichen Abriß in Spittlers Staatengeschichte, Bd. I.; Ebelings neue Bearbeitung des Büsching-schen Werks, I. Theil, Hamburg 1808; Ruders Reise durch Portugal, aus dem Schwedischen übersetzt von Gerken, Berlin 1808, und besonders Links Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal, Kiel 1801—1804, 3 Bde., 8., und Lettres sur le Portugal, par Ranque, Paris 1801.

Portugiesische Sprache und Literatur. Zu den romanischen Sprachen, die aus der Vermischung der römischen und germanischen entstanden sind, gehört auch die portugiesische. Sie ist keine Mundart der castilianischen; denn außer der Verschiedenheit des Baues und der Aussprache ward sie früher ausgebildet als jene. Doch gleicht sie ihr nach Ruders, wie ungefähr das Dänische dem Schwedischen. Ueber die Beimischung des Arabischen hat Fr. Joao de Sousa (Vestigios da lingua arabica em Portugal) ein gutes Buch geschrieben. Der Nationalgeist der Lusitanen wandte sich von jeher mit Liebe zu der Muttersprache, und strebte jedes Fach der Literatur ihr anzuzeigen; doch geht der Vaterlandssinn des Portugiesen in der Bewunderung seiner Sprache wohl zu weit. Franc. Dias Gomes, ein berühmter portugiesischer Schriftsteller und Dichter, nennt sie „reich, wohllautend, nachdrücklich, allen Gegenständen angemessen, und in der Ausprache mit der Schreibart übereinstimmend." Die Zartheit und das Gesangreiche derselben gab ihr selbst in Spanien den Beinamen der Blumensprache. Indeß ist ihre Aussprache für den Ausländer schwer, besonders was die Nasal- und Gutturallaute betrifft. Im j und ch, in den Nasentönen, den stummen Endungen gleicht sie der Aussprache der französischen. Sismondi nennt die portugiesische Sprache, mehr witzig als richtig, un castillan desossé, ein ausgebeintes Castilianisch, weil die Portugiesen gewöhnlich die mittlern Consonanten und vorzüglich das l aus den Wörtern weggelassen haben, und z. B. statt dolor dòr, statt Alfonso Affonso sagen. — Als die beste Sprachlehre nennen wir Pedro José de Figueiredo's Arte da Grammatica Portugueza, Lisboa 1799, 8. 116 S., und als das beste Lexicon die umgearbeitete Ausgabe des Bluteau von dem Brasilianer Anton de Moraes Silva, 2 Bd. 4. Lisboa 1789. Für den gesellschaftlichen Ton hat die portugiesische Sprache Vorzüge vor der spanischen. Sie ist kürzer, leichter, ein-

Digitized by Google

facher; ein Gezisch, das sich für liebenswürdige Plauderei eignet. Auch ähneln der portug. Umgangston und der Geist des Volks sehr dem französischen, wie dieser vielleicht ehemals war; denn der Portugiese hat sich noch das Naive, gutmüthig Höfliche und Kunstlose erhalten. Uebrigens ist die portug. Sprache fast das einzige sichtbare Denkmal der ehemaligen Größe des portug. Reichs; denn sie ist noch die allgemeine Handelssprache in Indien und Afrika. — Die portug. Literatur ist ziemlich vollständig, ohne reich zu seyn; in allen Fächern findet man glückliche Versuche; in keinem Ueberfluß, außer in der lyrischen und bukolischen Dichtkunst. Doch ist die kurze Zeit ihrer Blüthe vorüber. Die Poesie hat Glanz und Gefühl, viel epische Würde, Geist und dramatische Lebendigkeit, aber wenig ideale Hoheit; doch muß sie als die Hauptseite der portug. Literatur angesehen werden, denn die Prosa ist bei dieser musikalischen und kindlischen Nation, die ohne Philosophie und Kritik weder in der Historiographie, noch in der Redekunst sich hat emporheben dürfen, zurückgeblieben. Pombal verbannte zwar eine scholastische Logik und Metaphysik von den Lehrstühlen zu Coimbra, aber das Studium der alten Philologie wird noch immer vernachlässigt; man übersetzt fast nur Dichter. Die wissenschaftliche Literatur ist nicht unangebaut, findet aber wenig Theilnahme. Man sagte dem Verf. dieses Aufsatzes im J. 1805 in Lissabon, daß es unter den 3 Millionen Portugiesen kaum 500 Leser wissenschaftlicher Bücher gebe. Der Styl der portug. Prosaiker ist oft verwickelt, undeutlich und voll Wiederholungen. Außer dem gutgeschriebenen Elogium auf d'Alembert von Stockler befindet sich in den 7 Bänden der von der portug. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Memorias da Litteratura portugueza auch nicht eine Abhandlung, die sich von Seiten der Schreibart auszeichnete. (Stockler, aus einer deutschen Familie in Lissabon geboren, Secretär der Akademie, galt im J. 1805 für einen der besten Köpfe in Lissabon. Er hatte Deutsch aus Kästner's Algebra gelernt.) Doch darf man die neuern portug. Schiftsteller nicht mehr nach dem geschmacklosen Rafael Bluteau beurtheilen. Sie sind vielmehr auf dem Wege, durch Uebersetzungen guter französischer und englischer Prosaiker, besonders im Fache der Romane, ihren Geschmack zu bilden. Denn ihre Novellen und Romane, auf eigenem Boden erwachsen, sind noch im Style der Melusine geschrieben, oder nach dem Muster des ersten portug. Werks in schöner Prosa, des Schäfer- und Ritterromans Menina e Moça, das unschuldige Mädchen, von Bernardim Ribeyro (nebst seinen Eklogen, Lissabon 1559, 8.), welcher den Ton in Portugal angab, den hierauf Montemayor, ein Portugiese, in Spanien einführte, und welchen man später in Frankreich und in Deutschland nachahmte. Der beliebteste portug. Nationalroman, die Historia do Carlos Magno, e dos doze Pares de França por Jeronymo Moreira de Carvalho, 2 Voll. 8. Lisboa 1784, belustigt durch komischen Bombast. Ferner gehört zu den besten Originalromanen der Portugiesen der alte Palmeirim de Ingalterra, den schon Cervantes vom Feuertode ausnahm, von Franc. de Moraes, 3 Voll. 4. Lisboa 1786, und der Feliz independente, welcher ins Spanische übersetzt, daselbst 6 Auflagen erlebt hat. Der Sprachschatz der portug. Nation läßt sich einigermaßen beurtheilen aus dem Catalogo dos Livros, que se haõ de ler para a continuaçaõ do Diccionario da Lingua portugueza mandado publicar pela Academia real das Sciencias de Lisboa. 1799. 135 S. 8. Dieses

bloß für die Mitglieder der Akademie gedruckte Verzeichniß, welches nicht in den Buchhandel gekommen ist, enthält aber nicht alle portug. Schriften. Die ältesten darin sind von 1495 und von 1502. Jenes ist das Livro da Vita Christi, Lisb. por Valentim de Moravia, e Nicolao de Saxonia, 4 Voll. Fol., dieses eine Uebersetzung der Reise des Marco Paulo und Nicolao Veneto nach Indien, mit einer Karte von einem Genueser aufgenommen, por Valentim Fernandes, Lisboa Fol. Von jenem Wörterbuche der Akademie ist nur ein Theil im J. 1793 erschienen, ein starker Foliant, der das A enthält, oder den fünften Theil des ganzen Sprachreichthums. Ueber die Geschichte der portug. Literatur selbst ist Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts (4. Bd.) das Hauptwerk, dem Sismondi in seiner Littérature du Midi de l'Europe (im 4. Theile) gefolgt ist. Auch findet man eine kurze Geschichte der portug. Sprache und Literatur in der Vorrede von Joaquim de Santa Rosa de Viterbo, Elucidacaô das palavras, termos e frases que em Portugal antiguamente se usaraô etc. que ho je regularmente se ignoraô etc., Lisboa 1798, 2 Voll. 8. Die portug. Poesie blühte früher als die castilianische, und alle Nachrichten von der ersten Cultur der Portugiesen, sagt Bouterwek, deuten auf eine ursprüngliche poetische Geistesrichtung der ganzen Nation hin. Die ältesten portug. Dichter, die uns bekannt sind, sind aus dem 12ten Jahrhundert: Gonzalo Hermiguez und Egaz Moniz, deren Lieder auch den Portugiesen nicht mehr ganz unverständlich sind. Im 13ten Jahrhundert wurde die Sprache immer regelmäßiger und bestimmter. Der König Dionys in der zweiten Hälfte desselben war Beförderer der Literatur und selbst Dichter. Aus dem 14ten Jahrhunderte wurden Alphons IV. und Peter I. als Dichter genannt; schon in dieser Zeit scheint die italienische Poesie auf die portugiesische Einfluß geäußert zu haben, wie mehrere Sonetten beweisen. Don Pedro, Sohn Johann I., übersetzte Sonetten des Petrarca. Mit dem 15ten Jahrhundert aber, zugleich mit der Heldenzeit der Lusitanen, beginnt die Blüthe der portug. Literatur, wetteifernd mit der spanischen. Das Zärtliche und das Heroische, die größte lebendige Kraft, feurige Thätigkeit und die süße Schwärmerei, Krieg und Liebe, Poesie und Ruhm erfüllten das Gemüth der Nation, welche über das Weltmeer bis nach Afrika hin die Fittige des Muthes bis nach Indien schwang. Diese Trennung von der kleinen geliebten Heimath, und die Todesgefahr, der sie in fernen Landen auf dem Ocean und unter unbekannten Himmelsstrichen entgegengingen, goß in ihre Gesänge einen tiefen melancholischen Liebesschmerz, der wunderbar mit ihrer Thatkraft, ihrem Heldenfeuer, selbst mit ihrer Grausamkeit sich paart. Die Cancioneri aus der Zeit Johanns II. enthalten solche Klagen der Liebe; allein weder Bouterwek, noch Sismondi haben die Sammlungen auffinden können. Der von Joaquim José Ferreira Gordo in Madrid 1790 entdeckte portug. Cancioneiro aber, welcher Gedichte von 150 Dichtern aus dem 15ten Jahrhundert enthält, ist nicht weiter bekannt geworden, als nach dem, was darüber in den Memorias de Litterat. portug. steht. Der erste berühmte portug. Dichter war Bernardim Ribeyro unter dem großen Emanuel (1495—1521). Er begründete den Dichterglauben der Portugiesen an ein Ideal des Hirtenlebens, so gelehrt und angesehen er übrigens am Hofe Emanuels war. Sein Roman ist oben angeführt worden. Diese Richtung des Geschmacks hat die vielen bukolischen Dichter in Portugal hervorge-

bracht, die süß, zart, anmuthig und schmachtend, aber auch nicht selten eintönig und frostig sind. Der Admiral und Gouverneur von Madeira, Christovao Falcao, Ribeyro's Zeitgenosse, hat in demselben romantischen Mysticismus den Schmerz unglücklicher Liebe in einer Ekloge von mehr als 900 Versen ausgehaucht. Merkwürdig ist es, daß mehrere ausgezeichnete portug. Dichter zugleich in castilianischer Sprache dichteten, wenn sie große Gegenstände besingen wollten; z. B. Franc. de Sà de Miranda (Obras Lisboa 1784, 2 Voll. 8., früher 1560, 1569 und 1614), welcher im J. 1558 starb. Seine beiden Lustspiele os Estangeiros und os Villalpandios befinden sich im zweiten Theile der Ausgabe von 1784; doch zeichnete er sich mehr in der lyrischen und didaktischen Gattung aus. Noch glücklicher als Sà ahmte Antonio Ferreira, den die Portugiesen ihren Horaz nennen, in der Epistel die Alten nach. Er starb 1569. Seine Poemas Lusitanos sind erschienen Lisboa 1598, 4. und die neueste Ausg. Lisb. 1771, 2 Th. 8. Sein Trauerspiel Castro (Ines de Castro), im 2ten Th. der Ausgabe von 1771, ist nach griechischen Mustern gebildet, und Sismondi zieht es den damals vorhandenen italienischen Trauerspielen vor. Sà und Ferreira werden als die ersten Classiker in der portug. Sprache angesehen. Ihnen folgte Pedro de Andrade Caminha (Poesias. N. A. Lisboa 1791, 8.) und Diego Bernardes Pimenta (Rimas varias ao bom Jesus etc. Lisb. 1594. O Lima, em o qual se contèm as suas Eclogas e Cartas. Lisboa 1596, und Flores do Lima. Lisb. 1596) welcher 1596 starb. Sismondi vergleicht ihn mit Marini. Der berühmteste aller portug. Dichter, der die erste Epopöe in der neuern Literatur dichtete, ist Luis de Camoens (s. d. Art.). Die beste Ausgabe seiner Gedichte besorgte Thom. Jos. de Aquino und Fern. Lobo Surrupita. (Obras de L. de Camoês, Principe dos Poetas de Hespanha. Seg. Edic. Lisb. Na Offic. de S. Th. Ferreira. 1782 u. 83). Sie enthält einen Discurso preliminar, das Leben des Dichters, einen Index, verschiedene Lesarten und Stanzen in 4 Voll. 12. Von seiner Lusiadas erschien eine niedliche Ausgabe in 16. zu Coimbra in der Universitäts-Buchdruckerei 1800. 2 Bd. mit 2 Kupfern, dem Leben des Dichters, Index, Lesarten u. s. w. Die erste Ausgabe Os Lusiadas erschien Lissabon 1572, 4.; seine Rimas varias mit einem weitläufigen Commentare von Manoel de Faria e Sousa, Lissabon 1685 in 1 Fol. Bd. der 3te u. 4te Th. 1688, und der Commentar der Lusiade, Madrid 1639, 4 Tom. Fol. Ein anderer Commentar ist der von D. Manoel de Faria Severim in den Obras de Camoês. Lisboa 1720. Ein dritter ist von Manoel Correa erschienen. Lisboa 1613, 4., und Obras do grande L. de Camoês. Lisboa 1720, Fol. Ein vierter von Ignacio Garcez Ferreira, Lusiada illustrata com varias notas. T. I. Napoles 1731, 4. T. II. Roma 1732, 4. Der Held der Epopöe des Camoens ist das Vaterland. Der Sänger athmet eine Gluth der zärtlichsten Vaterlandsliebe, edlen Stolz, und ein schwärmerisches Gefühl des süßesten Liebesrausches in dem frischesten Leben einer blühenden Einbildungskraft. Sein Werk ist das schönste und erhabenste Denkmal der Größe Portugals, anziehend für Jeden, dessen Herz für Ruhm und Vaterland schlägt. Auch in mehreren seiner Sonetten und in den übrigen Werken des Dichters (Rhytmas, Cançaôs, T. II. Eclogas, T. III. Comedias: el Rei Seleuco, os Amphitriões und Filodemo, nebst Fragmentos und Obras attribuidas a Luis de Camoês, T. IV.)

Digitized by Google

weht der Geist eines großen, tiefbewegten Gemüths. In seinen dramatischen Versuchen war sein Landsmann, der dramatische Dichter Gil Vicente, den die Portugiesen ihren Plautus nennen (er starb 1557), sein Vorbild. Die Sammlung der dramatischen Werke des Gil Vicente, welcher den spanischen, englischen und französischen dramatischen Dichtern voranging, und in ganz Europa berühmt war, so daß Erasmus Portugiesisch lernte, um diesen Schöpfer des modernen Schauspiels im Original zu lesen, erschien zu Lissabon 1562, Fol. (Copilaçam de todas las obras de Gil Vicente, a qual se reparte em cinco livros.) Nach Gil Vicente, so roh auch seine Werke waren, bildeten sich Lope de Vega und Calderon. In Portugal selbst ward die dramatische Dichtkunst vernachlässigt. Der herrschende Geschmack gefiel sich nur in Schäfergedichten. Franc. Rodriguez Lobo beschäftigte sich mit langweiligen Schäferromanen, in denen jedoch einige Romanzen und Canzonen poetisches Leben athmen. Sein Heldengedicht, Nuno Alvarez Pereira, Groß-Connetabel von Portugal, ist nur gereimte Prosa (O Condestabre de Portugal. Poema heroico. Lisboa 1610, 4. Eclogas. 1605, 4. A Primavera. 1619, 4. O Pastor peregrino. 1608, 4. u. a. m.). Doch zeigte er zuerst, daß auch die portugiesische Prosa correct, zart und wohllautend etwas künstlerisch darstellen könne. Mehr Verdienst hat Jeronymo Corte Real in seinem Naufragio, o lastimoso successo da Pardiçaô de Manoel de Sousa de Sepulveda e D. Leonor de Sà, sua mulher, Lisboa 1594, 4. Auch die berühmte Belagerung von Diu, welches Mascarenhas tapfer vertheidigte, hat dieser Dichter, der selbst ein wackerer Krieger war, besungen. Successo do segundo Cerco de Dio. Poema. Lisboa 1574, 4. — Er und Lobo haben den portug. Historikern die Bahn gezeigt, auf welcher zuerst Joao de Barros, ein ausgezeichneter Staatsbeamter Johanns III. (starb im J. 1571), den Portugal seinen Livius nennt, sich Ruhm erwarb. Seine Asia, oder dos feitos, que os Portuguezes fizeraô no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente (Lisboa 1552, Fol. Seg. Dec. Lisboa 1553. Terc. Dec. Lisboa 1563. Quarta Dec. mit Anmerk. und Karten von J. B. Lavanha, Madrid 1616, Fol.) ist ein wichtiges Werk. Diego do Couto hat es fortgesetzt in der Asia Portugueza, welche das Ganze in 14 Fol. Bdn. 1552—1615 umfaßt. Auch Fernao Lopes de Castanheda in seiner Historia do descobrimento e conquista da India pelos Portuguezes, Coimbra 1552—1561, 8 B. Fol.; Anton Bocarro und der berühmte portug. Held Affonso de Albuquerque in seinen, von dessen Sohne herausgegebenen Commentarios, Lisboa 1557, Fol., und Damiao de Goes (Uebersetzer des Cato major des Cicero) in seiner Chronica do felic. Rey D. Emmanuel. P. I—IV. Lisb. 1565—67, Fol. und Chron. do Principe D. Joam (II.) Lisboa 1567, Fol. und in seinen kleinen lateinischen Schriften de moribus Aethiopum etc. (in P. Martyris de reb. Oceanicis, Dec. III. Coloniae, 1574, 8.) haben die portug. Heldenzeit beschrieben. Vom Bisch. Jeronymo Osorio, der im J. 1580 starb, wird die Geschichte des Königs Emmanuel, wegen der toleranten Gesinnungen dieses Prälaten, mit Achtung genannt. Bernardo de Brito schrieb hierauf seine Monarchia Lusitana, 1597 u. 1609 Fol., desgleichen Elogios dos Reis de Portugal. Lisboa 1603, 4. Weil er aber von Erschaffung der Welt anfing, so war er im J. 1617, wo er starb, noch nicht bis zur eigentlichen Gründung des portug. Staats vorgerückt;

Digitized by Google

doch ist sein Styl männlich und gediegen. (Ueber die histor. Liter. siehe Biblioth. Histor. de Portugal e seus Dominios ultramarinos etc. Nebst Anmerk. von Arco do Cejo. Lisboa 1801.) Damals sank Portugals Macht unter dem spanischen Despotismus, und mit ihr die portug. Literatur im 17ten Jahrhundert. Ein Vielschreiber, Manoel de Faria e Sousa, der sich rühmte, jeden Tag seines Lebens (1590—1649) 12 Bogen, jede Seite von 30 Zeilen geschrieben zu haben, commentirte den Camoens ohne Geschmack und Geist, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit; er gab eine Fuente de Aganippe, e Rimas varias, Madrid 1644—46, 7 Voll. 8. und eine Europa portugueza, 3 Bd. Fol. Lissabon 1675, in castilianischer Sprache heraus, und galt lange Zeit in Portugal für einen guten Kritiker. Sein historisches Werk ist in einem falschen Geschmacke componirt, und indem er überall Geist, Witz und Beredsamkeit schimmern lassen will, macht er von den Talenten, die er wirklich besaß, einen unrichtigen Gebrauch. Unter seinen Sonetten zeichnen sich einige durch Gefühl und Anmuth aus. Unter den übrigen Dichtern ist der Erfinder einer elegischen Dichtart, Saudades genannt, der berühmte Rechtsgelehrte Anton Barbosa Bacellar (gestorben 1663) und der Prosaist Jacinto Freire de Andrade durch seine Vida de D. Juão de Castro, Viso Rey da India (Lisboa 1671, Fol. 2 Ed.) und durch scherzhafte Gedichte bekannt. Jene Biographie, die man in mehrere Sprachen übersetzt hat, gilt den Portugiesen als ein Muster des reinen und edeln historischen Styls. Auch eine Dichterin, Soror Violante do Ceo, eine Dominicanerin, gab Rimas 1646, und Soliloquios 1668 heraus. Sie und ähnliche, wie Jeronymo Bahia, künsteln zu viel. Einfacher sind die Sonetten des Franc. de Vasconcellos, der in Madeira geboren war, und die heiligen Lieder des Brasilianers Andre Nunez de Silva. In dem 18ten Jahrhunderte schien mit dem allgemeinen Verfalle des Staats auch die Literatur in Portugal gänzlich zu sinken. Um ihr aufzuhelfen, stiftete die Regierung die Akademie der portug. Sprache 1714 und die Akademie der Geschichte 1714. Doch Jesuiten und Inquisition ließen kein Talent in seiner Freiheit sich entwickeln. Unter Pombals gewaltiger Herrschaft (1750—1777) erhob sich das Selbstgefühl der Nation aufs Neue. Er ordnete zwar eine Censur an, die aber mehr die politische Schriftstellerei im Zaume hielt; allen wissenschaftlichen Untersuchungen war er selbst sehr förderlich. Dasselbe that in der Folge die vom Prinz-Regenten im J. 1796 gestiftete königl. Akademie der Wissenschaften. Ein einziger Mann von großen Talenten und gebildetem Geschmacke zeichnete sich in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts aus, der General Franc. Xav. de Meneses, Graf von Ericeyra. Er stand mit Boileau in Briefwechsel, dessen Art poétique er in portugiesische Verse übersetzt hatte, und gab, außer mehrern andern Schriften, ein episches Gedicht, die Henriqueida oder die Stiftung der portug. Monarchie durch Heinrich von Burgund, Lisboa 1741, heraus. Es sollte regelmäßiger seyn, als die Lusiade; aber Boileau's Schule konnte dem Grafen nicht den Dichterschwung des ritterlichgenialen Camoens einhauchen. Ein anderes Gedicht von José Basilio da Gama, Ouraguay, Lisboa 1769, 8., welches die Unterwerfung von Paraguay besingt, wird aus dieser Zeit vorzüglich geschätzt. Jetzt wandte sich die Neigung der Lissaboner wieder zu der so lange vernachlässigten Bühne hin. Ein Jude, Antonio José, schrieb komische Opern im Geschmacke der italienischen Harlekinaden, welche das Volk

Digitized by Google

sehr belustigten, z. B. Esopaida, oder Vida do Esopo (Aesop ist der Held eines Spectakelstücks, dabei lustig und voller Lazzi's wie ein bergamesischer Harlekin). Seine echtportugiesische Oper hat wenig Plan und Geschmack, aber Salz und Geist, was der gemeine Portugiese besitzt und liebt. Auf Befehl der Inquisition wurde der arme José, als Jude, seines Witzes wegen in dem letzten Auto da Fe 1745 verbrannt. Seine Opern, Theatro comico Portuguez etc., erschienen ohne seinen Namen 1746 u. 1787—1792, 4 Voll. 8. Seitdem gab Pedro Anton. Correo Garçao — die Portugiesen nennen ihn ihren zweiten Horaz — (Obras poeticas. Lisboa 1778, 8.) einige bessere Schauspiele nach Art der Terentianischen heraus, z. B. Theatro novo und Assamblea. Den von der Akademie auf das beste Trauerspiel gesetzten Preis aber erhielt eine portugiesische Dichterin, die lange unbekannt blieb, nachdem ihr Trauerspiel Osmia gekrönt worden war, weil sie den Preis zum Anbaue der Oliven bestimmt hatte, die Gräfin von Vimeiro. Osmia ist ein regelmäßiges, in Jamben geschriebenes Stück, anziehend durch Leidenschaft, Wärme der Empfindung und Kraft, und jetzt fast das einzige National-Trauerspiel. Doch fand im J. 1805 ein ernstes Drama: a resturaçaô de Pernambuco, das die Vertreibung der Holländer aus Brasilien zum Gegenstande hat, großen Beifall. Ein National-Trauerspiel: El Rey D. Sebastiaô em Africa, von dem blinden und lahmen Dos Santos e Silva, wird im Manuscript gelesen und bewundert. Die Censur erlaubte die Aufführung nicht. Als ein neueres Lustspiel, das ein treues Sittengemälde Lissabons ist, verdient o Caffé e o Bilhar, seiner geistvollen Entwickelung wegen, genannt zu werden. Unter den neuern portug. Dichtern haben mehrere durch gute Uebersetzungen den alten Schäferstyl verdrängt, und die orientalische Richtung der Kunst durch nordische und brittische Poesie verändert, z. B. zwei Brasilianer, Claude Manoel da Costa, und Antonio Diniz da Cruz e Silva (von ihm sind nach seinem Tode erschienen: Obras etc. Lisboa 1807, die Nachahmungen englischer Dichter enthalten, und Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense, Coimbra 1801), ferner Almeno, der Uebersetzer der ersten 4 Bücher der Ovidischen Metamorphosen in portug. Verse (s. Poesias de Almeno, publicadas por Elpino Duriense T. I. Lisboa, 1805), Francisco Manoel, geboren 1734, lebte seit 1778, wo er von Lissabon aus der Gewalt der Inquisition sich rettete, in Paris, wo seine lyrischen Gedichte 1808 erschienen sind, und wo er den 25sten Februar 1819 starb, u. A. m. Einer der fruchtbarsten und beliebtesten war Manoel Maria de Barbosa du Bocage, der im December 1805 im Hospitale zu Lissabon starb. Von seinen Rimas erschien zu Lissabon 1800 eine 2te Ausg. in 3 Bd. 8. (der 3te 1804, unter dem Titel Poesias, der Gräfin von Oyenhausen gewidmet). Diese Dame, eine Tochter des Marquis von Alorno, hat Wielands Oberon glücklich ins Portugiesische (im Manuscript) übersetzt. Ein Urtheil über Bocage steht in Links Reise II., 240. Ein geistreicher Portugiese, Abbé Caldas, beurtheilt ihn aber nicht so günstig. Er setzt Garçao hoch über ihn, dem Camoens zunächst. — Auch in den übrigen Kunstformen haben die Portugiesen sich versucht, doch in keiner so sich ausgezeichnet als in der Musik, in der Schauspiel- und Tanzkunst. Vorzüglich hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Anton. de Araujo Azevedo, einer der gebildetsten Staatsmänner, die Cultur der Künste in Portugal befördert. In der Musik kommt der Portugiese dem Italiener nahe; in

Digitized by Google

dem theatralischen Tanze steht er nicht sehr tief unter dem Franzosen. Für die Schauspielkunst und Gesang hat er eben so viel Talent als Neigung; doch hat sich dieß erst entwickelt, seit weibliche Rollen auf den Bühnen nicht mehr von verkleideten Männern dargestellt werden dürfen. Ueber einzelne Künstler s. Rubers Reise durch Portugal von Gerken, Berlin 1808, und Murphy's Uebersetzung des portugiesischen Staats, von Sprengel, 1782. — An Anstalten und Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, so wie an gelehrten Vereinen fehlt es in Lissabon und Coimbra nicht. Doch dämmert in Brasilien, wo viele talentvolle Männer von Charakter (besonders Freimaurer) leben, ein neuer schöner Tag für die portug. Sprache und Literatur auf. In Lissabon selbst war im J. 1805 die Censur in der dritten und letzten Instanz bei der Meza do Desembargo do Paço, und größtentheils abhängig von dem Urtheile eines in portugiesische Dienste getretenen deutschen Gelehrten, der Gelehrsamkeit mit Welt und Philosophie glücklich zu vereinigen weiß, des Obersten Müller. Es gibt in Portugal keinen Katalog verbotener Bücher, und der Buchhandel, besonders mit französischen und englischen Werken, ist daselbst viel bedeutender als in Madrid. Ueberhaupt ist der gebildete Portugiese in der Regel geistreicher, vorurtheilsfreier, aufgeklärter und liebenswürdiger im Umgange als der gebildete Spanier. K.

Portumnus, bei den Römern der Gott der Häfen, gleichbedeutend mit dem Melicertes oder Palämon (s. d. Art.) der Griechen. Er hatte an der Tiber einen kleinen Tempel, und jährlich wurden ihm zu Ehren am 17ten August die Portumnalia gefeiert. Als Symbol trug er einen Schlüssel in der Hand.

Portwein, ein portugiesischer rother Wein, der seinen Namen von der Stadt Porto oder Oporto hat, wo er verschifft wird. Er wächst in der sogenannten Cima de Duero, einer gebirgigen Gegend, 13 bis 14 Meilen aufwärts von Porto. Zwischen dem 5ten und 8ten Jahre erreicht er seine rechte Reife. Er geht am meisten nach England.

Porzellan. Der Name Porzellan, womit wir das schönste und kostbarste unter allen Producten der Töpferkunst, ein Mittelproduct zwischen dem Glase und dem bloßen Töpfergeschirr, bezeichnen, schreibt sich von gewissen Conchylien her, die lange vor Erfindung des Porzellans in Europa unter dem Namen der Porzellanschnecken bekannt waren, und mit dem Porzellan die auffallendste äußere Aehnlichkeit haben. Daß die Japaner und Chineser die Verfertigung dieses Schmelzwerks, das wir noch jetzt durch den Handel von ihnen erhalten, schon vor langen Zeiten verstanden, leidet keinen Zweifel. Schon im J. 1474 gab Barbaro, venetianischer Gesandte am persischen Hofe, Nachrichten von diesem ausländischen Kunstproduct. Durch die Portugiesen kam es nachher über Ostindien nach Europa, wo es als Seltenheit geschätzt wurde, ohne daß man versucht hätte es nachzumachen. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Verfertigung des Porzellans auch in Europa erfunden. Man vergl. darüber den Art. Bötticher. Das erste, was Bötticher zu Stande brachte, sah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meißen vorhandenen Thone bereitet. Im J. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte, noch bestehende Fabrik in Meißen angelegt, welche die Mutter aller übrigen europäischen Porzellanfabriken geworden ist. Sie wird für Rechnung des Landesherrn betrieben; ihr

Digitized by Google

Zeichen sind die beiden Churschwerter. Das sächsische Porzellan übertrifft das chinesische an Weiße, Malerei u. s. w. Eine so wichtige Erfindung mußte die Aufmerksamkeit von Europa etregen. Holländer, Engländer und Franzosen boten alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Aber ihre Bemühungen blieben vergeblich. Sachsen wachte mit Eifersucht über der Geheimhaltung der so wichtigen Kunst und verbot bei Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellanthons. Dessen ungeachtet blieb die Sache kein Geheimniß. Schon 20 bis 30 Jahre nachher wurde in Wien eine Porzellanfabrik angelegt, die nach und nach vervollkommnet wurde. Späterhin kamen zu Fürstenberg im Wolfenbüttelschen, in Berlin, in Frankenthal in der Pfalz, in Baden und andern Orten Deutschlands Porzellanfabriken zu Stande, von denen besonders die berliner (1760 errichtet und jetzt königlich) mit der meißner wetteifert und sie in der Malerei zum Theil selbst übertrifft, aber in der Güte der Masse ihr nachsteht. Auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiener kamen nach und nach auf die Spur; doch steht ihr Porzellan dem echten deutschen nach. Von dem echten Porzellan fodert man alle guten Eigenschaften des Glases, mit Ausnahme der Durchsichtigkeit, und Abwesenheit aller Mängel desselben. Es muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, bei dem plötzlichsten Uebergang von der stärksten Hitze zur heftigsten Kälte unverändert bleiben; am Stahle muß es Funken geben; an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beim Zerschlagen rein und glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabei halb durchsichtig seyn, doch so, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Die Glasur darf sich von der übrigen Masse nur durch größere Glätte unterscheiden. Das Wesentliche der Porzellanfabrikation besteht darin, daß es aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, welche die Eigenschaft haben, daß sie beim Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehen. Reaumur entdeckte zuerst diesen wichtigen Grundsatz und zeigte, daß es überhaupt zweierlei Hauptmaterialien zur Verfertigung des Porzellans gibt: solche, die in der größten Hitze keines höhern Grades als nur des ersten Anfangs der Verglasung fähig sind, und solche, die zwar an sich völlig verglasbar, aber durch Mäßigung der Hitze in der Verglasung aufzuhalten sind. Setzt man zu letztern unschmelzbare Dinge hinzu, so sind sie dahin zu bringen, daß sie nur den ersten Anfang der Verglasung annehmen. Wiewohl nun diesen Grundsätzen zufolge mehrere Stoffe zur Verfertigung des Porzellans dienen können, so macht doch der reinste magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, den Hauptbestandtheil aus. Dieser führt daher auch den Namen Porzellanthon oder Porzellanerde, und ist größtentheils aus verwittertem Feldspath entstanden. Der Gehalt ist verschieden; doch entdeckt man gewöhnlich ungefähr 3/4 Kieselerde und 1/4 Thonerde. Die Farbe ist weißlich oder blaßgrau. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außerdem nimmt man in Europa auch reinen Quarz oder Kiessand zum Porzellan, denn auch dieser ist unschmelzbar. Man muß daher beiderlei Bestandtheilen etwas Gyps zusetzen; jedoch mit größter Vorsicht, weil, wenn die Quantität zu groß ist, der Gyps die völlige Verglasung der Masse bewirkt. Die herrliche sächsische Porzellanerde, welche sich im Feuer vollkommen weiß brennt, fand man bei dem Bergstädtchen Aue ohnweit Schneeberg, in Granit, und bei Seidlitz

Digitized by Google

hnweit Meißen, in welcher Gegend man auch sehr reinen Feldspath ndet. Das Verfahren bei Fertigung des Porzellans ist, so viel man weiß, folgendes. Zuerst wird der zerstoßene Quarz oder Kiessand eröstet, im Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidenes Sieb geschlagen. Auch den Gyps zerstößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel und siebt ihn so fein wie möglich. Hierauf wird der Gypsstaub mit dem Quarzpulver vermischt, woraus die sogenannte Fritte entsteht. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht. Sie bleibt, mit Regenwasser zu einem Teige bereitet, so lange stehen, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich pflegt man der Fritte noch zerstoßene Porzellanscherben zuzusetzen. Die Verhältnisse mögen nicht allenthalben gleich seyn. Aus der gehörig zubereiteten Masse werden nun die gewöhnlichen Geschirre und Gefäße auf der Scheibe gedreht; Figuren und andere Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie dann zusammen und arbeitet dann das Ganze mit elfenbeinernen Werkzeugen, mit Schwomm und Pinsel, aus. Die gedrehten Stücke werden nach einem gewissen Grade der Abtrocknung in Formen gedrückt, und darauf nochmals auf der Drehscheibe mit scharfen stählernen Werkzeugen abgedreht. Dann kommen sie, in Kapseln von Porzellanmasse gesetzt, in einen Brennofen, worin man ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit, und darauf die Glasur gibt. Diese besteht aus Quarz, Porzellanscherben und calcinirten Glascrystallen, und erhält etwas mehr Gyps als die Porzellanmasse selbst. Jetzt kommen die Stücke abermals in Kapseln in den Ofen und erhalten nunmehr ihre völlige Festigkeit und Ausbildung. Die Bauart des Ofens wird in den deutschen Fabriken als ein großes Geheimniß betrachtet. Er muß so eingerichtet seyn, daß er den erfoderlichen hohen Grad der Hitze ohne Gebläse lange genug und gleichförmig gewährt. Zur Feuerung ist gehörig ausgetrocknetes Holz nöthig; im Nothfall sind Steinkohlen zu gebrauchen, doch bekommt davon das Porzellan leicht eine schmutzige Farbe. Nachdem auf einer Schleifmühle der angebackene Sand vom Fuße abgeschliffen worden, werden diejenigen Stücke, die nicht weiß bleiben sollen, gemalt. Die Farben dazu bestehen, wie bei der Schmelzmalerei, aus Metallkalken, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spicköl, Lavendelöl, Terpentin oder auch bloß mit Gummi. Die gemalten und trocken gewordenen Stücke werden alsdann nochmals in Kapseln oder Muffeln einem solchen Grad von Hitze ausgesetzt, der das Glas zum Fließen bringt. Will man das Porzellan vergolden, so muß das Gold vorher fein zerkleint werden. Dann trägt man es mit einem Pinsel auf und reibt es, wenn es eingebrannt ist, mit Blutstein ab. Die fertigen Stücke werden sortirt, je nachdem sie mehr oder weniger gerathen sind, und darnach zu verschiedenen Preisen verkauft; die völlig mißrathenen aber zerschlagen und wieder zur Masse angewendet.

Posaune (trombone), ein musikalisches Blasinstrument aus Messingblech, ungefähr in Gestalt einer Trompete, welches aus zwei Stücken besteht, dem Hauptstücke und den Stangen, welche letztere sich in einer Scheibe befinden, und indem man mit der linken

Hand die ganze Posaune hält, mit der rechten auf- und niedergezogen werden, wodurch sie die Töne bilden. Sie hat drei bis vier Züge, welche die verschiedenen Töne angeben, und ziemlich den Umfang der vier Singstimmen haben, daher es auch Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßposaunen gibt. Am passendsten ist die Posaune in den Kirchen zur feierlichen Begleitung des Gesanges. In der Oper, wo man in neuern Zeiten sie auch gebraucht hat, z. B. in der Zauberflöte, hat sie wegen Verschiedenheit der Stimmung große Schwierigkeiten. Sie ist durch die Franzosen in der neuesten Zeit bei der Feldmusik eingeführt worden. Dieß hat Veranlassung gegeben, sie auch in Deutschland weiter auszubilden, so daß sie jetzt leider in jeder Schenke zur Begleitung des Tanzes gemißbraucht wird, und fast kein großes Orchesterstück ohne Posaune erscheint. — Der Posaunenbaß ist in den Orgeln eine der stärksten Baßstimmen, gewöhnlich 16 Fußton.

Poseidon, s. Neptun.

Pöschelianer. Unter diesem Namen hat eine schwärmerische Secte in den letzten Jahren einiges Aufsehen gemacht. Thomas Pöschel, geb. den 2. März 1769 zu Horiz in Böhmen, in Linz zum katholischen Weltpriester gebildet, war Beneficiat- Cooperator und Vorsteher der Stadtschule zu Braunau, wo er 1806 den Buchhändler Palm zum Tode bereitete. Schon früher dem seit 30 Jahren von einigen katholischen Geistlichen in Baiern genährten Mysticismus ergeben, verfiel er nach den erschütternden Scenen dieser Hinrichtung in anhaltendere Ueberspannung. Er wurde deshalb von seinem sonst rühmlich verwalteten Amte entfernt und als Landcapellan nach Ampfelwang im Decanat Vöklabrück (Innkreis in Oberösterreich) versetzt. Diese Demüthigung bestärkte seine Schwärmerei und brachte ihn auf den Wahn, zur Stiftung einer neuen Kirche berufen zu seyn. Er hielt sich für einen Märtyrer des Glaubens an den Christus in uns, hatte Visionen und predigte nun zu Ampfelwang die neue Offenbarung, wie er seine Lehre nannte. Sie beruhete auf folgenden Sätzen: 1. Christus wohnt im Herzen und thut alles, was der von ihm regierte Mensch unternimmt. 2. Den Reinen werden Offenbarungen zu Theil, Erscheinungen Gottes und der Mutter Gottes; wer sich nicht reinigen läßt, verwirkt die Verdammniß und den Tod, der ihn allein wieder reinigen und des Himmels würdig machen kann. 3. Die genaue, bis zur Aufopferung des Lebens hingebende Beobachtung dieser beiden Grundsätze ist die unerläßliche Bedingung des Bestehens der neuen Offenbarung, wenn dieselbe nicht verloren und von den Juden gewonnen werden soll, da Gott die Bekehrung dieses Volkes und die Aufrichtung einer jüdisch katholischen Kirche beschlossen hat. Pöschels Lehre fand Beifall, besonders bei den Weibern. Nächst seinen Predigten mußten fliegende Blätter, Traktätchen, Weissagungen, selbst mißverstandenes Bibellesen zur Verbreitung seiner Schwärmerei in mehreren Parochieen des Decanats beitragen. Das Landescommissariat des Salzachkreises ließ daher 1815 Pöscheln im Verhaft nach Salzburg bringen. Seine Anhänger wurden dadurch noch mehr erhitzt und unterhielten eine geheime Verbindung mit ihrem gefangenen Meister, auch suchten sie, bisweilen gewaltsam, Proselyten anzuwerben und kamen auf die Meinung, der Herr könne wohl die Ermordung der Unreinen gebieten. Im März 1817 wurden drei Personen von ihnen tödtlich gemißhandelt und eine Magd, die sich freiwillig zum Sühn-

Digitized by Google

pfer hingab, umgebracht. Daher ließ die österreichische Behörde im pril d. J. den Schauplatz dieser Scenen militärisch besetzen und Strafbare festnehmen. Man zählte überhaupt nur 126 Pöschelia-er. Durch geistliche Belehrung und obrigkeitliche Gewalt wurde e ganze Secte bald unterdrückt. Pöscheln brachte man nach Wien, o er im Verhör Geisteszerrüttung verrieth, doch die Gewaltthaten iner Anhänger mißbilligte. Er ist der geistlichen Aufsicht übergeben nd seitdem von Regungen der Pöschelianer nichts mehr gehört wor-n. Die Andachtsstunden des Heckerlingsschneider Kloos in Sachsen nd der im July 1818 von den Fischerschen Eheleuten zu Beyersdor-ei Leisnig aus religiösem Fanatismus an dem alten Bergmann Flof rübte Mord stehen mit Pöschels Lehre in keinem erweislichen Zu-ammenhange. Uebrigens erklärt der seit den Kriegsjahren auf den iedern Volksklassen lastende Druck die Entstehung religiöser Schwär-nereien, in denen der Ungebildete Trost bei dem Elende der Gegen-vart sucht. E.

Posen, eine von den zehn Provinzen, in welche nach der neuen)rganisation der preußische Staat getheilt ist, führt den Titel eines Großherzogthums, und ist, nach Auflösung des Herzogthums War-chau, aus den durch den Tilsiter Frieden abgetretenen und durch die Wiener Congreßakte im Jahre 1815 wieder zurückbekommenen Theilen es vormaligen Südpreußens und des Netzdistrikts gebildet worden. Sie gränzt an das Königreich Polen und die preußischen Provinzen Schlesien, Brandenburg, Pommern und Westpreußen, enthält 530 Quadratmeilen und 814,000 Einwohner, darunter über 48,000 Juden, nd zerfällt in die zwei Regierungsbezirke Posen und Bromberg. Der Boden ist größtentheils eben, nur mit wenigen Hügeln, und im Ganzen fruchtbar, obgleich in vielen Gegenden sandig. Am frucht-arsten ist er an beiden Seiten der Wartha und im Netzbruche, einem o Meilen langen und eine halbe Meile breiten Striche längs der Netze. Wo unter der polnischen Regierung unwirthbares Bruch und Buschwerk war, sind jetzt, seitdem es Friedrich II. urbar machen eß, die herrlichsten Wiesen, Aecker, Höfe und Dörfer. Der Haupt-uß ist die das Land der ganzen Länge nach durchströmende Wartha, welche so wie die Netze schiffbar ist. Ein Kanal verbindet die letztere ait der schiffbaren in die Weichsel gehenden Brahe. An Seen, Sümpfen und Brüchen fehlt es nicht, durch deren Urbarmachung noch iel fruchtbarer Boden gewonnen werden könnte, besonders viele Wie-n und Weiden, woran das Land Mangel hat. Der Ackerbau lie-ert vieles Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs, und die Viehzucht ist icht unbedeutend. Wichtig sind die beträchtlichen Waldungen, aber n Mineralien ist das Land sehr arm. Man verfertigt viel grobe nd Mitteltücher, Leinwand, Spitzen, Taback, Cichorien, Papier nd Glas. Die Einwohner sind größtentheils Polen, dann Deutsche nd Juden. Die ersteren bekennen sich fast alle zur römisch-katholi-chen Kirche. Der Adel ist sehr zahlreich, und zum Theil sehr reich, um Theil sehr arm. Der größte Theil des niedern Adels ist im Besitze von Bauergütern, und oft wohnen funfzig solche Edelleute ı einem Dörfchen, während diejenigen, welche keine Wirthschaften esitzen, bei dem höheren Adel als Verwalter, Commissäre ꝛc. dienen. – Die Hauptstadt dieser Provinz, welche gleichfalls Posen heißt, ist er Sitz des Oberpräsidenten, des Appellationsgerichts, eines Bischofs nd des Domkapitels. Sie liegt 31 Meilen von Berlin, 40 Meilen on Warschau, in einer sandigen Gegend, an der Wartha, und hat

Digitized by Google

2175 Feuerstellen, 24 Kirchen, 9 Klöster und, ohne Garnison, über 18,000 Einwohner. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, besonders nach dem Brande von 1803. Nach dem großen Marktplatze führen, außer einigen Nebengassen, vier Hauptstraßen, welche ziemlich gut angelegt, jedoch mit Giebelhäusern besetzt sind. Auch die neuen Straßen, welche auf dem alten Stadtgraben und den geschleiften Festungswerken erbaut worden sind, haben hübsche Häuser, besonders die Wilhelmsstraße, welche mit einer schönen Pappel- und Kastanienallee besetzt ist. Unter den Vorstädten ist Kuhndorf die schönste, mit hübschen Gebäuden und Gärten. Die größte Vorstadt ist die Wallischey, welche mit der Stadt durch die große Warthabrücke in Verbindung steht. Unter den Kirchen zeichnet sich besonders die katholische St. Stanislauskirche, ein Meisterstück italienischer Baukunst, und die lutherische Pfarrkirche (die ehemalige Jesuiterkirche) aus. Die Domkirche ist von edler Simplicität und neben derselben steht der Palast des Bischofs. Ein Gymnasium, Schullehrerseminarium und eine Hebammenschule befinden sich hier. Ihre Nahrung ziehen die Einwohner Posens, außer den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben und Handwerken, besonders von den königlichen Collegien, dem Militär und dem benachbarten begüterten Adel, der sich häufig in der Stadt aufhält. Auch hat Posen einige Tuch-, Leder- und Tabaksfabriken. Der Handel wird vorzüglich mit Holz, Getreide, Tüchern und Leinwand geführt.

Posener Friede, geschlossen zwischen Frankreich und Sachsen am 11. December 1806. S. Sachsen und Friedensschlüsse.

Posilippo, s. d. Art. Neapel, Stadt und Umgebung.

Positiv, bestimmt, das wodurch etwas Bestimmtes gesagt wird, bejahend, entgegengesetzt dem Negativen (s. d. Art.), z. B. ein positiver Begriff, ein positives Urtheil. Auch wird das Positive dem Natürlichen und durch die bloße Vernunft Gegebenen als das Angewandte, oder durch Willkür oder eine von der bloßen Vernunft verschiedene Autorität Festgesetzte entgegenstellt, z. B. positive Gesetze sind Vorschriften, die durch eine äußere Autorität festgesetzt sind, positives Recht der Inbegriff derselben (entgegengesetzt dem natürlichen oder Naturrechte), positive Religion (die auf eine äußere Offenbarung sich stützt), positive Theologie (entgegengesetzt der natürlichen Theologie oder Religionsphilosophie), u. s. w. — Positive Electricität, s. Electricität; positive Polarität, s. Magnet; positive Größen, s. den Schluß des Art. Negativ.

Positiv, s. Nomen Adjectivum.

Posse, ist ein Erzeugniß der scherzhaften Laune, welche in den Kreis des Gemeinen heruntersteigt, oder das Gemeine zum Gegenstande ihres Spieles wählt. Besonders zeigt sie sich in lächerlichen Uebertreibungen sowol in Geberden als Reden, und ihr vorzüglicher Reiz ist der Witz der Erfindung. Oft jedoch nennt man tadelnd etwas possenhaft, entweder wenn der Scherz am unrechten Orte angebracht ist, oder wenn er ein gemeiner und grober Scherz ist, der die Sittlichkeit beleidigt, oder endlich, wenn er unwillkürlich ist, und seine Gemeinheit von dem, der Possen treibt, nicht eingesehen wird. Auf die Vornehmheit und auf den sogenannten guten Ton, welcher in einem einseitigen Ernste befangen, die Kraft des wahrhaft Komischen verschmäht, und Alles, was über seine Gesetze hinausgeht, läp-

Digitized by Google

pisch, gemein, niedrig nennt, darf bei Bestimmung dieses Begriffs nicht Rücksicht genommen werden. Doch ist gewiß, daß das Possenhafte, je mehr es gehäuft wird, und je weniger es sinnreich und witzig ist, desto leichter sich in das Platte, Fade und Läppische verliert. Von dem Possirlichen unterscheidet sich das Possenhafte dadurch, daß jenes mehr ein Erzeugniß der Natur, oder mit dem Niedlichen und Naiven verbunden ist. (So nennen wir z. B. die lustigen Bewegungen der Kinder, und mancher Thiere passirlich). Vorzugsweise nennt man ein Product der komischen Poesie Posse, welches aus Possen besteht und den oben angegebenen Charakter der Posse trägt (z. B. Europa von Bürger), besonders aber eine dramatische Posse (Farce), in welcher die Regel des höhern Lustspiels weniger streng beobachtet wird, und Haltung der Charaktere und Zusammenhang der Scenen sogar absichtlich verletzt und die Situationen aus dem Kreise des gemeinen Lebens entlehnt zu seyn scheinen. Auch den Gebildeten ergötzt es oft, je freier er gebildet und je weniger er von Vorurtheil, Beschränktheit und Thorheit befangen ist, mit dem Gemeinen frei zu spielen, ohne sich in dasselbe zu verlieren, und über die sich närrisch geberdende Laune aus vollem Halse zu lachen, die Lebenslust und üppige Kraft des Witzes offenbart. Siehe übrigens den Art. Burlesk, der dem deutschen Worte vollkommen entspricht, und den Art. Farce. T.

Posselt (Ernst Ludwig), ein berühmter historischer und politischer Schriftsteller, wurde am 22sten Januar 1763 zu Durlach im Großherzogthum Baden geboren. Er empfing seine Bildung auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt, auf dem Gymnasium zu Carlsruhe, studirte dann drei Jahre in Göttingen mit rastlosem Eifer die Rechte, Politik und Diplomatik, und bildete seinen Geist zu dem historischen Scharfblicke, den wir in allen seinen Schriften bewundern. Auch erwarb er sich hier eine gründliche Kenntniß des Englischen und Französischen. Als er Göttingen verlassen hatte, begab er sich zuerst nach Straßburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und die juristische Doctorwürde erhielt. Hierauf kehrte er in sein Vaterland zurück, um demselben zu dienen. Ungern und mit Widerwillen entschloß er sich, den einförmigen Weg der juristischen Praxis einzuschlagen. Er ward Regierungsadvocat. Aber die Geschäfte, die ihm dieser Beruf auflegte, gewährten seinem lebhaften Geiste keine Befriedigung. Er übernahm daher 1784 gern die ihm angebotene Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit an dem Gymnasium zu Carlsruhe, und ward zugleich Privatsecretär des regierenden Markgrafen. Jetzt befand er sich auf einem Platze, der ihm mannichfaltige Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten gab, und kein Jahr verging, wo er nicht irgend eine Frucht seines wissenschaftlichen Fleißes zu Tage gefördert hätte. Seine Rede über die Historiographie 1785 zeigt, mit welchem reifen Nachdenken er die größten Historiker gelesen, geprüft, und gewürdigt hatte. In den Jahren 1785-88 gab er das wissenschaftliche Magazin für Aufklärung heraus, welches den Zweck hatte, Aufklärung über alle Theile des menschlichen Wissens in gefälliger Form zu verbreiten; eine große Aufgabe für einen zwei und zwanzigjährigen Jüngling. Das Unternehmen, welches durch den Beitritt gelehrter Männer unterstützt wurde, erhielt verdienten Beifall, obgleich die Ausführung dem großen Entwurfe nicht ganz entsprach. 1788 wurde er als Mitglied in die deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen, und in demselben Jahre erhielt er das pforzheimer Bürgerrecht.

Digitized by Google

Er hatte nämlich in einer den 27sten Januar 1788 in Gegenwart des Hofes gehaltenen meisterhaften Rede die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert pforzheimer Bürger, die unter der Anführung ihres Bürgermeisters Deimling in der Schlacht bei Wimpfen (6ten Mai 1622) ihrem ritterlichen Markgrafen, Georg Friedrich, das Leben, mit Verlust ihres eigenen, gerettet haben, würdig geschildert, und dadurch den patriotischen Dank der Nachkommen jener Helden wohl verdient. Doch alle diese Arbeiten, so schätzbar sie auch an sich sind, können doch nur als Vorübungen zu den größern historischen Werken betrachtet werden, durch welche Posselt seinen Namen berühmt gemacht hat. Glücklicher Weise fügte es sich, daß er bald nach den ersten Revolutionsbewegungen in Frankreich im J. 1791 nach Gernsbach, unweit Rastadt, als Beamter versetzt wurde, wo ihm in dem anmuthigen Murgthale die freundlichste Muße zu Theil wurde, und er von sicherm Ufer aus den wildbewegten Strom der Zeit beobachtete. Von jetzt an widmete er seine Zeit den historischen Studien, und beschrieb die Begebenheiten des Jahrs 1792 in lateinischer Sprache: Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges, eorumque socios. Scriptore D. Ern. Ludov. Posselt. Gott. 1793. Vom Jahre 1793 an gab er das historische Taschenbuch für die neueste Geschichte heraus, welches als sein Hauptwerk zu betrachten ist. Er hat sich durch dasselbe den Ruhm des größten deutschen Annalisten erworben. Im J. 1796 bat er um seine Entlassung und um Beibehaltung des halben Jahrgehalts, wofür er die Geschichte von Baden zu schreiben versprach. Seine Bitte ward ihm gewährt, die Bedingung angenommen, und ihm die Erlaubniß ertheilt, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Er lebte hierauf abwechselnd in Durlach, Carlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg. Mit Moreau ward er bekannt und man darf wohl sagen, vertraut, als diesen der Sieg in das Herz von Deutschland führte. Aber eben darum ward Posselt durch die Nachricht von dem Prozesse des liebenswürdigen Helden 1804 heftig erschüttert, und die Furcht, in denselben verwickelt zu werden, vermehrte die Schwermuth, in welche ihn häusliche Leiden und eine unglückliche Ehe gestürzt hatten. Sein heller Geist ward von schwarzen Ahnungen umwölkt, und es bemächtigte sich seiner eine Beklommenheit, die das Schlimmste fürchten ließ. In dieser Gemüthsverfassung reisete er den 3ten Juni 1804 von Nürnberg nach Durlach, wo er seine Familie zurückließ, um seinen Neffen, D. Posselt, in Heidelberg zu besuchen. Bald nach seiner Ankunft daselbst endigte er sein Leben, indem er sich den 11ten Juni 1804 aus einem Fenster des obern Stockwerks herabstürzte. Posselt war mit allen Eigenschaften, welche den Geschichtschreiber bilden, ausgerüstet. Er besaß jenen Scharfblick, der bis zu den verborgensten Quellen der Handlungen durchdringt; den nöthigen Scharfsinn, um das Bedeutende, Zweckdienliche und Folgenreiche von dem unnützen Nebenwerke zu sondern; er hatte jene Gewalt über die Sprache, die in den Stand setzt, jeder Sache den passenden Ausdruck zu leihen, und besaß die Kunst der malerischen Perspective, die im Gemälde alle einzelnen Figuren so an ihren Platz, so in ihr Licht stellt, daß sie zusammen den größten Totaleindruck hervorbringen. Außer den schon angeführten Werken hat er geschrieben eine Geschichte der Deutschen, Leipzig 1789, 2 Bde.; Geschichte Carls XII., Carlsruhe 1791; Geschichte Gustavs III., ebendas. 1793; Krieg der Franken,

Digitized by Google

Lpz. 1794; die europäischen Annalen seit 1795, und die allgemeine Zeitung seit 1799 angefangen. Kl.

Possessorium, Possessorienklage, s. Petitorienklage.

Post, Postwesen. Die ersten, unvollkommenen Postanstalten finden wir im persischen Reiche. Darius I., Sohn des Hystasp, ließ sich aus den Provinzen Bericht erstatten, und um dieses desto schneller zu bewirken, Eilboten (Couriere) mit gesattelten Pferden sich auf den eine Tagereise auseinander liegenden Stationen des Reichs bereit halten. Außerdem gab es noch auf den Anhöhen Warten, von denen man sich des Königs Befehle durch Zeichen zu erkennen gab. Denn das Land war mit Bergen durchschnitten, und es war daher leicht, in kurzer Zeit von einer Gränze des Landes bis zur andern Nachricht zu bringen. (Vergl. Amelang Untersuchung einiger Stellen der alten Autoren, das persische Postwesen betreffend, Lpz. 1774). Auch Augustus machte im römischen Reiche eine den neuern Posten ähnliche Einrichtung. Im 9ten Jahrhundert ersetzte man die Posten unvollkommen durch reitende Boten, welche jedoch nur zur Besorgung der Staatsangelegenheiten dienten, in Deutschland, Frankreich und Italien. Aber diese Einrichtung war nicht von Dauer. Der Gebrauch der im Orient ehedem üblichen Taubenposten, welcher durch die Kreuzzüge bekannter ward, scheint sehr unbedeutend gewesen zu seyn. Mit dem Aufblühen des Handels fingen die großen Handelsstädte, besonders in Deutschland an, sich reitende Boten und fahrende Landkutschen zu halten. Auch reisende Kaufleute und reitende Fleischhauer (Metzgerpost) besorgten Briefe; daher noch das Posthorn im Schilde der Letztern. Ludwig IX. in Frankreich legte zu seinem Privatgebrauch eine Anstalt von reitenden Boten an. Die erste Spur eines deutschen Postwesens im eigentlichen Sinne fällt in die letztere Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wo Roger I., Graf von Thurn, Tassis und Valsassina in Tyrol eine Post anlegte. Sein Sohn Franz führte, auf Verlangen Kaisers Maximilian I., 1516 eine Post von Brüssel nach Wien ein, und erhielt von diesem Kaiser die Würde eines Generalpostmeisters. Wegen des Krieges mit Sultan Soliman II. wurde 1522 eine Reichspost, welche über Nürnberg, wo damals der Reichstag seinen Sitz hatte, nach Wien ging, errichtet, damit man sich gegenseitig von den Begebenheiten des Tages Nachricht geben konnte. Diese Einrichtung hörte indessen mit dem erwähnten Gebrauche auf. Carl V. aber, dem bei der großen Ausbreitung seiner Staaten die möglichst schnelle Nachricht von allen Weltereignissen nöthig war, ließ durch Leonhard von Thurn und Taxis eine beständige reitende Post, die ihren Weg von den Niederlanden aus durch das Bisthum Lüttich, das Erzstift Trier, Speyer und Rheinhausen nahm, von dort durch Wirtemberg über Augsburg, und durch Tyrol nach Italien ging, anlegen. Im December 1543 erhielt Leonhard von Taxis die Bestallung nicht nur als niederländischer Oberpostmeister, sondern auch als Oberpostmeister des deutschen Reichs, nebst einem verhältnißmäßigen Gehalt. Indessen war die letztere Würde bloß auf Lebenszeit ertheilt, und konnte die landesherrlichen Befugnisse der deutschen Reichsstände um so weniger beeinträchtigen, da jene Bestallung vom Kaiser Carl V., als Regenten der burgundischen Niederlande verliehen, nicht in der Reichs-, sondern in der niederländischen Kanzlei, und zwar nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache ausgefertigt, endlich das Patent

Digitized by Google

auch nicht zur Nachachtung an die Churfürsten, Fürsten und übrigen Stände des deutschen Reichs, sondern bloß an die Staatsbeamten und Unterthanen der niederländischen Erblande gerichtet war. So lange Carl deutscher Kaiser war, ließen sich indessen auch die Reichsstände die Taxischen Posten gefallen. Als aber nach seinem Tode die Krone Spanien von der deutschen Kaiserkrone getrennt ward, schienen auch die Reichsstände abgeneigt zu werden, ferner eine spanisch-niederländische Post in ihren Landen zu dulden. Indessen erhielt Leonhard von Taxis 1563 von dem Bruder und Nachfolger Carls, Ferdinand I., die kaiserliche Bestätigung seines ihm verliehenen Amtes, worin auch die Churfürsten und Fürsten befehligt wurden: „darauf zu achten.“ Dadurch wurden die Reichsstände freilich bewogen, sich gegen die Taxischen Posten willfährig zu beweisen, indessen waren diese doch immer nur burgundisch- oder spanisch-niederländische, aber keine Reichsposten. Am Ende des 16ten Jahrhunderts schien das Taxische Postwesen, durch die Unruhen in den Niederlanden zerrüttet, und durch Schulden gedrückt, zu verfallen. Aber bald erhielt Leonhard von Taxis über seine Gegner einen vollkommenen Sieg. Er ward im J. 1595 zum kaiserlichen Generaloberpostmeister im Reiche ernannt. Churpfalz, Wirtemberg, Sachsen, Brandenburg, Meklenburg, Braunschweig, Hessen und andere Reichsstände, welche schon, wie Sachsen, seit 1574 in ihren Staaten eigene Postanstalten errichtet hatten, erkannten jedoch das Postwesen nicht als „ein hochbefreietes kaiserliches Regal, dem kein Hinderniß, Eintrag oder Nachtheil geschehen dürfe,“ (wie es in dem Leonhard von Taxis ertheilten Bestallungsbriefe Rudolphs II. genannt wurde) an. Im J. 1615 ward von Rudolphs Nachfolger, dem Kaiser Matthias, Lamoral von Taxis, Leonhards Sohn, in den Freiherrnstand erhoben und ihm die Belehnung, für ihn und seine männlichen Nachkommen über die Posten im Reiche, als ein von neuem angesetztes Regal und männliches Reichslehn ertheilt. Diese Belehnung ward von Ferdinand II. auch auf Lamorals Enkelinnen und weibliche Erben erstreckt. Dagegen verpflichtete er sich: 1) als Reichsgeneral-Erbpostmeister nicht nur dem Kaiser, sondern auch Churmainz gehörigen Respect zu beweisen; 2) nicht nur von Cöln nach Frankfurt und von da nach Nürnberg, und sodann bis an die nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, sondern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Posten gehörig zu bestellen und zu erhalten; 3) sowohl kaiserliche Stafetten als andere Briefe des Kaisers, des Churfürsten von Mainz, des Reichs-Vicekanzlers, der kaiserlichen geheimen Räthe, auch anderer hohen Beamten unentgeldlich zu besorgen; hingegen 4) den kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämtern keinen Eintrag zu thun. Nun ging eine ordentliche Taxische Post wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch von Rom, Venedig, Mailand, Mantua u. s. w. nach Augsburg und von da durch das Wirtembergische auf Rheinhausen, Creuznach nach Brüssel, und wieder zurück. Die Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, waren von aller Brieftaxe frei, und auch die Kanzleipackete der Häuser Pfalz, Baiern, Wirtemberg, Burgau und Baden wurden unentgeldlich besorgt. Dagegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und anderer Sachen noch einen gewissen Zuschuß geben. In den Jah-

Digitized by Google

ren 1603 bis 1615 wurden noch folgende Posten eingerichtet: 1) von Rheinhausen nach Frankfurt; 2) über die Bergstraße, von Netz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 3) von Nürnberg nach Frankfurt; 4) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig und 5) von Cöln nach Hamburg. Immer noch war das Regal, das sich der kaiserliche Hof angemaßt hatte, nicht vom Reiche bewilligt und anerkannt. Nur Churmainz mochte damit einverstanden seyn. Nach der Reichsverfassung, wie sie in den Jahren 1597 und 1615 schon fest begründet war, stand es wohl nicht in der Macht des Kaisers, die Zahl der Regalen zu vermehren, ein so wichtiges Recht, wie das Postwesen war, für ein hochbefreites kaiserliches Regal zu erklären und darüber eine erbliche Belehnung zu ertheilen. Die Freiherren, nachherige Grafen und endlich Fürsten von Taxis, mußten dieserwegen auch mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen und unter Mitwirkung kaiserlicher Empfehlungen durch Güte zu bewirken suchen, was sich als Schuldigkeit nicht fodern ließ. Mehrerer Ursachen wegen breitete sich zwar die Taxische Post immer weiter aus, aber wenn sie sich Rechte anmaßte, die ihr nicht förmlich zuerkannt waren, mußte sie sich Widersprüche gefallen lassen, und als im Jahre 1637 einige Reichsstädte von ihr mit weniger Mäßigung behandelt wurden, nahm sich das churfürstliche Collegium ihrer an und reclamirte förmlich die Territorial-Gerechtsame der Stände in Ansehung der Posten. Bald ward (namentlich während des dreißigjährigen Krieges) das österreichische Hofpostamt mit dem kaiserlichen Reichspostamte in Streitigkeiten verwickelt, in welchen sich zwar die Reichsstände des letztern annahmen; aber immer nur in so weit, als dessen Ausübung in jedem ständischen Lande gutwillig zugestanden war. Das Haus Taxis suchte bei der Wahl Leopolds I. dem künftigen Kaiser das Postwesen in seinen Erblanden zu nehmen; aber das Churfürsten-Collegium wies diesen Antrag ab, und das österreichische Landpostamt ward sogar in der Wahlcapitulation bestätigt. Im J. 1659 klagte Taxis beim Reichshofrathe gegen Brandenburg, Braunschweig und Hessen wegen Einrichtung ihrer Landposten, und bat um Abschaffung aller dergleichen Landposten. Diese Klagen aber wurden nicht beachtet. In der Wahlcapitulation Kaisers Joseph I. geschah der kaiserlichen Postämter nur mit dem Zusatze Erwähnung: „wo dergleichen kaiserliche Postämter vorhanden und hergebracht sind." — Die nähere Bestimmung dieses Gegenstandes ward in dieser, so wie in allen folgenden bisherigen Wahlcapitulationen auf einen Schluß des gesammten Reichs ausgestellt. Immer noch scheint die Ausdehnung und Gränze der Rechte des Taxischen Postwesens ein Gegenstand zu seyn, dem das Siegel einer definitiven Bestimmung fehlt. Wenn gleich durch den bekannten Reichs-Deputationsschluß vom 25sten Februar 1803 das fürstliche Haus Thurn und Taxis in dem Besitz und Genusse seines Postenrechtes erhalten ward; so heißt es dennoch im 17. Artikel der in Wien am 8ten Junius 1815 unterzeichneten deutschen Bundesacte: „Das dieses fürstliche Haus in dem durch den oberwähnten Reichs-Deputationsschluß, oder in spätern Verträgen bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten, so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten, bleibt." Befindet sich nun gleich das Taxische Recht durch diese Verfügung noch immer

Digitized by Google

in einer schwankenden Lage; so sichert doch der eben angeführte Artikel der Bundesacte diesem Hause „in jedem Falle, in Folge des Artikels 13 des beregten Reichsdeputations-Hauptschlusses, seine auf Belassung der Posten oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche zu. Dieses soll (so heißt es am Schlusse dieses Artikels) auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputations-Hauptschlusses bereits geschehen wäre, in sofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist.“ Wer etwas Näheres über die reichsverfassungsmäßigen Verhältnisse zwischen dem Taxischen Reichsgeneral-Postmeisteramte und den reichsständischen Territorialposten zu lesen wünscht, wird sich hinlänglich befriedigt sehen, durch den dritten Abschnitt des ersten Heftes der Pütterschen Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Fürstenrechts (Göttingen, 1790. 8.) und durch Pestels Gedanken von der Rechtmäßigkeit der reichsständischen Landposten und der Unerweislichkeit eines dieses ausschließenden fürstlich Taxischen Reichspostmonopolii (Rinteln, 1759. 4.). Vorzüglich ist dieser Gegenstand auch bearbeitet worden von Posselt (in seiner Abhandlung: Ueber das Postwesen, besonders in Deutschland, dessen Geschichte, Rechte und Mängel, s. dessen wissenschaftliches Magazin, Kehl 1785, 1sten Bds. 3s Stck., S. 298—321, und in seinen kleinen Schriften Nr. XIII.); und in den Hausenschen Staatsmaterialien und historisch-politischen Aufklärungen, Dessau 1784 u. 1785, S. 564 — 588, findet man einen umfassenden historischen Aufsatz über das Postwesen in Deutschland. Ueber das Rechtliche siehe Klüber: das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und seyn könnte, Erlangen 1811, und: Patriotische Wünsche über das Postwesen 1814. Ein Gegenstand allgemeiner Klagen in Deutschland sind jetzt (1816) die besonders durch Vertheilung der verschiedenen Territorien so sehr erhöhten Posttaxen.

D. H.

Postament, Postement, (Piedestal) heißt in der Baukunst eine verzierte (eckige oder runde) Erhöhung, worauf Statuen, Vasen u. s. w. gestellt werden. Es besteht aus dem Fuße, aus dem darauf ruhenden eigentlichen Körper des Postaments und aus dem Kranze. Meistentheils ist es höher als dick; doch hat öfters der Haupttheil die Gestalt eines Würfels, dessen Seiten willkürlich zu Verzierungen benutzt werden können.

Postillen werden Predigtbücher darum genannt, weil die Predigt aus den Textworten abgeleitet wird, und daher ihr Thema post illa sc. textus verba abhandelt.

Postulat, Forderungssatz, heißt ein practischer unmittelbar gewisser (mithin keines Beweises fähiger und bedürftiger) Satz, **practischer Grundsatz.** Als practischer ist er ein solcher, der die Möglichkeit einer Handlung, oder die Art und Weise, wie etwas bewirkt werden soll, aussagt. So ist in der **Mathematik** ein Postulat ein Satz, welcher die Ausführung (Realisirung) eines Begriffs bestimmt, eine Aufgabe, die durch sich selbst als möglich und ausführbar eingesehen wird, z. B. um einen Punkt herum in gleichem Abstande eine Linie zu ziehen. Die **kritische Philosophie** nennt Postulate der practischen Vernunft theoretische aber unerweisliche Sätze, zu deren Annahme uns aber practische Ideen, oder unbedingte a priori geltende practische Gesetze bestimmen sollen. Der Mensch ist frei, der Mensch ist unsterblich, es ist ein Gott, sind

Digitized by Google

ach der Kantischen Philosophie die drei Postulate der reinen practischen Vernunft.

Potasche heißt das feuerbeständige Gewächs-Laugensalz (Pflanzenalkali — s. d. Art. Alkali), welches man durch Auslaugen und Calciniren aus Holz oder gewissen Pflanzen erhält, die in besonders dazu eingerichteten Oefen oder Gruben durch die Aschenbrenner oder Aescherer gebrannt worden sind. Das meiste Salz gibt die Asche von Birken, Roth- und Hainbuchen, Weiden, Ellern, Eschen, Ahornbäumen und Rüstern. Die gewonnene und in der Aschenkammer aufbewahrte Asche wird erst in den Aeschern mit kaltem Wasser eingeweicht, darauf mit heißem Wasser oder wärmer Lauge ausgelauget. Die genugsam gesättigte Lauge wird in großen eingemauerten eisernen Töpfen, (pots, daher der Name Potasche) Kesseln, oder in seichten Pfannen hart gesotten, bis alles Wasser verdunstet ist; dann von der rothen Asche in dem Calcinirofen gereinigt, wobei durch Regierung des Feuers das Verglasen des Salzes zu vermeiden ist. Die auf dem Kühlheerde erkaltete Potasche hat eine weißbläulichte Farbe. Soll sie ein ganz reines alkalisches Salz werden, so muß man die feinste und beste Potasche noch verschiedene Male auflösen, wieder verdunsten und anschießen lassen, und dann in wohlverwahrte Gefäße (Töpfe, Pötte), weil sie die Feuchtigkeit aus der Luft an sich zieht, verschließen. Das angegebene Verfahren beim Potaschbrennen ist die zweckmäßigste und in Deutschland gewöhnlichste. Die meiste Asche wird aus Ungarn, Mähren, Polen, Rußland über Danzig, Königsberg, Riga, Elbing u. s. w. zum Handel gebracht. In Rußland ist sie Monopol der Krone. Auf dem Harze, zu Baruth, im Hessischen u. s. w. sind viele Potaschensiedereien.

Potemkin (Gregor Alexandrowitsch Fürst von), russischer Feldmarschall, geb. 1736 bei Smolensko, aus einer ursprünglich polnischen Familie. Unter allen Günstlingen der Kaiserin Catharina II. war Potemkin während 32 Jahre der einzige, der sich in den Alles dirigirenden Staatsmann verwandelte. Nach der Schilderung, die Herr von Dohm in s. Denkwürdigkeiten (I. S. 406, und Beil. F.) von ihm entwirft, war er jedoch nichts als ein kühner und verschlagener Hofmann, ohne gründliche Staatskenntnisse. Sein schnelles Glück, sein mächtiger Einfluß, und die Gewalt, welche er über die Kaiserin ausübte, selbst das Orientalische und absichtlich Sonderbare in seiner Lebensweise, haben in ihm oft einen außerordentlichen Mann erblicken lassen, dessen Fehler nur als Mißverhältnisse seiner an sich großen Eigenschaften anzusehen wären. Man hat sogar in seiner Rohheit, in seinen Launen eine gewisse ihm eigene Originalität und in der ungebundenen Freiheit, mit welcher er sich seinen Leidenschaften überließ, Größe finden wollen; allein mit Unrecht. Potemkin war durchaus kein großer Mann, weil alle sittliche Würde ihm fehlte; er war vielmehr ein sehr gemeiner Mensch, der, von außerordentlichen Umständen begünstigt, unter großen Verhältnissen gewirkt hat. Man verbinde mit diesem Urtheile, was der sehr unterrichtete Verfasser der Aufsätze: Potemkin der Taurier, in der Minerva des H. v. Archenholz, 1797 — 1800, der Verf. d. Schrift: Pansalvin, Fürst der Finsterniß und seine Geliebte, Germanien, 1794, und der Schrift: Russische Günstlinge, Tübingen 1810, über Potemkin sagen. Er hat seine Rolle nicht ausgespielt, weil weder höhere Talente, noch Charakterstärke seinen Willen unterstützten. Ein Zufall erhob ihn; und seine Phantasie hielt seitdem Alles für mög-

Digitized by Google

lich und erlaubt. Nach dem frühen Tode seines Vaters nahm er Kriegsdienste, und war nach zwei Jahren (1762) Fahnjunker in der Garde zu Pferde. Als Catharina in Uniform durch die Glieder ritt, um für ihre Thronbesteigung die Gunst der Truppen zu gewinnen, bemerkte Potemkin, daß sie keine Quaste an ihrem Degen hatte. Sogleich knüpfte er die seinige los, und bot sie der Kaiserin an. Seine Gestalt und seine Aufmerksamkeit machten Eindruck auf Catharina. Er selbst wußte sich bald in ihrer Gunst zu befestigen, nachdem es ihm gelungen war, zu dem engern Kreise ihrer Gesellschaft zugelassen zu werden. Er verdrängte seine Nebenbuhler, vorzüglich die Gebrüder Orlow, und vom J. 1776 an war er erklärter Liebling. Sein Hochmuth zog ihm den Haß der Orlows zu, und in einem Streite mit Alexis Orlow verlor er durch einen Schuß ein Auge. Dieß machte ihn der Monarchin um so werther, und da er sich aus Klugheit von Zeit zu Zeit zurückzog, nach eigener Laune aber an den Hof zurückkehrte, so blieb er immer neu. Catharina ernannte ihn zum Kriegsminister; und sein politischer Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung begann, als er den Platz des Lieblings aufgab. Er wußte die Kaiserin in der Meinung zu erhalten, daß er für ihre Sicherheit unentbehrlich sey. Catharina fühlte nämlich, daß sie von wichtigen Männern gehaßt war; sie fürchtete sogar ihren eigenen Sohn, dem sie nach seiner Volljährigkeit den Thron zu überlassen verpflichtet war, und sah daher in Potemkin, welchen der Großfürst, Graf Panin und die Ersten der Nation haßten, nur den entschlossenen, vor nichts erschreckenden Mann, welcher durch Gewalt und Kühnheit jeden Gedanken an Widerstand niederschlug. Sie übertrug ihm daher eine unumschränkte Macht, vor welcher sie zuletzt wohl selbst zitterte. Gleichwohl behauptete sich Potemkin seit 1776, sechzehn Jahre hindurch, bis an seinen Tod, gegen alle Gegner in der unumschränkten Beherrschung seiner Monarchin. Von 1778 führte er bis an seinen Tod fast ganz die Leitung der auswärtigen Verhältnisse, wo er dem preußischen Systeme, welchem Graf Panin ergeben war, entgegenwirkte. Doch ließ er Manches geschehen, woran er Theil zu nehmen kein Interesse fand, oder wovon Panins gründliche Staatskenntnisse ihn abhielten. Uebrigens handelte er auch in den auswärtigen Verhältnissen kühn und ohne alle Rücksicht. So ließ er dem Könige Friedrich II. im J. 1782 durch den Grafen Görz den Antrag zu einer neuen Theilung des noch bestehenden Polens machen. „Die erste Theilung," sagte er, „sey nur ein Kinderspiel gewesen; man hätte schon damals Alles theilen sollen, das Geschrei würde nicht größer gewesen seyn." Als der König diesen Vorschlag aus Rechtsgründen gänzlich von sich wies, war dieß dem Fürsten Potemkin so unerwartet, daß er nach dreimaliger Durchlesung dem Minister das königliche Schreiben mit den Worten zurückgab: „nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantischer Ideen fähig sey." Welchen Sinn Potemkin für Völker- und Menschenrecht hatte, bewies er bei der gewaltsamen Unterdrückung der Crimm im J. 1783. Als die Tataren sich weigerten, der Kaiserin zu huldigen, erhielten die Generale Befehl, die Widerspenstigen niederzuhauen. Ein General weigerte sich, dieß zu thun, weil „er kein Scharfrichter sey;" aber Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürsten, vollzog den Auftrag und ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder einfangen und niedermetzeln. Als Generalgouverneur von Taurien behandelte Potemkin die Tataren mit der grausamsten Willkür, und entvölkerte

Digitized by Google

›durch die Provinz. Obgleich er weder die Talente noch die Kennt-
isse eines Feldherrn besaß, so stand doch jeder Feldherr, so berühmt
: auch durch seine Siege seyn mochte, und das ganze Kriegsheer
nter seinem unumschränkten Befehl. Der höhere Zweck des Staa-
nwohls war ihm fremd. Eben so wenig mit den äußern Verhält-
issen des Reichs bekannt, als mit der innern Verwaltung, entschied
: doch immer allein, was die Ehrsucht und Eitelkeit der Selbstherr-
herin innerhalb ihres Reichs oder gegen fremde Mächte unternehmen
ollte. Er selbst kannte nichts, als äußern, die Augen der Menge
lendenden Glanz, mit dem er sich bedeckte, während er ihn nach-
issig zu verachten schien. Er strebte allein der Mächtige zu seyn,
nd wußte dieß mit plumpem Uebermuthe zu zeigen, indem er jeden
urch Verdienst, Geburt oder Reichthum ausgezeichneten Mann durch
Grobheit niederdrückte und ohne Rücksicht auf Rang die Eingebornen
nit Worten und Schlägen mißhandelte. Auch die Vorstellungen an-
esehener Fremden, oder der Gesandten unabhängiger Mächte hörte
r, wie Bitten seiner Untergebenen, mit dem wegwerfenden Stolze
ines übermüthigen Herrschers an. Gegen die Kaiserin bewies er
olchen Trotz, daß man zu erzählen wagte, er habe seine Gebieterin
eschlagen. Gewiß ist, daß er ihren Wünschen sich oft laut wider-
etzte, und geflissentlich das Gegentheil that. Dagegen täuschte er sie
viederum durch die kühnsten, auf ihren Charakter berechneten Schmei-
heleien. Als Catharina im J. 1787 nach Taurien reisete, um diese
neue Provinz zu sehen, waren auf Potemkins Anordnung längs
der Land- und Wasserstraße hin und wieder Scheinstädte und Dörfer
aufgeschlagen, und die Einwohner der umliegenden Gegend in ihren
Feierkleidern dahin aufgeboten. Bei der Eile hatte die Monarchin
nicht Zeit, die Sache zu untersuchen, und Potemkins Absicht, ihr
eine ausnehmende Idee von den Fortschritten der Cultur in dem ihm
anvertrauten Gouvernement und von dem Wohlstande der Einwohner
zu machen, war erreicht. Ein anderes Mal soll er dieselben Regi-
menter an verschiedenen Tagen in verschiedenen Uniformen vor der
Kaiserin gemustert haben, um ihr die Vollzahl des Heeres zu zeigen.
Der Fürst von Ligne entwarf von ihm in dem Lager vor Oczakow,
im August 1788, ein Bild, das, so sehr es auch ins Schöne gemalt
ist, und in Gegensätzen schimmert, doch den allmächtigen Günstling
im Glanze seiner Größe als ein verzogenes Kind des Glücks, ohne
innere Cultur und Charakter, roh, wild, ausschweifend, launisch,
unwissend, aber ausgezeichnet durch eine gewaltige Natur, in der
Hofkunst als einen Proteus zeigt. Der preußische Gesandte, Graf
von Görz, sagt von ihm: C'est un homme qui a du génie et
des talens, mais dont l'esprit et le caractère n'invitent pas à
l'aimer ni à l'estimer. Doch richtete Potemkin seine Aufmerksam-
keit auch auf nützliche Gegenstände. Er soll seiner Monarchin vor-
geschlagen haben, die Crimm in Besitz zu nehmen, und am Dnepr,
10 Stunden von Oczakow, im J. 1778, den Grund zu der Stadt
Cherson zu legen. In Taurien führte er mehrere Fruchtbäume ein,
und legte bei Soudac die große Branntweinbrennerei an. Auch ver-
dankt ihm Petersburg eine Glas- und Spiegelmanufactur, die an
Größe und Schönheit ihrer Producte der zu Venedig und Paris
gleichkommt. Ueberhaupt schätzte Potemkin die Künste, liebte leiden-
schaftlich die Musik, und hatte überall 80 Musiker in seinem Ge-
folge. Im Besitz von unermeßlichen Ländereien und mehrern Kisten
voll Juwelen und Bankbillets von allen handelnden Nationen Euro-

Digitized by Google

pa's, erkaufte er noch dazu, ohne sie zu bezahlen, die reichen Verlassenschaften der Fürsten Lubomirski und Sapieha in Podolien und Litthauen. Seine Oberstatthalterwürde von Taurien und die eines Großadmirals vom schwarzen Meere waren mit beträchtlichen Einkünften verbunden. Seit 1776 war er deutscher Reichsfürst. In der Folge wollte er Herzog von Curland werden. Friedrich II. ließ ihm hierzu seine Mitwirkung anbieten; allein Potemkin erklärte, daß theils diese Besitzung ihm nicht genüge, theils es nur von ihm abhängen würde, sie zu erhalten, ohne deßhalb den König zu bemühen. Auch spottete er über die einfache Lebensweise dieses Monarchen, und als er von ihm den schwarzen Adlerorden später, als er ihn erwartet haben mochte, erhielt, sagte er wegwerfend: „er sey zwar dem Könige sehr verbunden, doch wisse er in der That nicht, wie er die Menge von Auszeichnungen der Art, die er schon habe, gehörig neben einander ordnen solle." Im. J. 1787 ertheilte ihm Catharina den Ehrennamen des Tauriers (Tawritscheskoi). Seinem Hochmuthe fehlte jetzt noch das Band des St. Georgen-Ordens, welches nur einem Oberfeldherrn nach einem Siege zu Theil werden konnte. Er reizte daher im J. 1787 die Pforte zur Kriegserklärung. Das sogenannte orientalische oder griechische System und die Vertreibung der Türken aus Europa war sein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung seit Catharina's berühmter Reise nach Taurien (Januar bis Juni 1787) und seit ihrer Verbindung mit Joseph II. ihm nahe schien. Er selbst hoffte dann die Moldau und Wallachei als ein unabhängiges Fürstenthum unter Rußlands Schutz zu erhalten. Als der Krieg seinen Anfang nahm, stand Potemkin mit unumschränkter Gewalt an der Spitze eines Heeres von 150,000 Mann, unter ihm dienten ausgezeichnete Feldherrn. Der Krieg ward in den Ebenen vor Oczakow, der Kuban und der kleinen Tatarei mit wilder Zerstörungswuth geführt. Hunger und Pest vermehrten die allgemeine Noth; dennoch unternahm Potemkin die Belagerung von Oczakow (vom Juli b. d. 17. December 1788). Wie Potemkin sich hier zeigte, eitel und verwegen, großartig und klein, hochfahrend und schmeichlerisch, offen und falsch, erzählt der Fürst von Ligne in seinen Briefen aus dem Lager vor Oczakow. Die Kälte stieg bis zu einem für diese Gegenden ungewöhnlich hohen Grade, und die Russen mußten sich in der Erde Höhlen zu Hütten ausgraben. Potemkin wagte endlich einen entscheidenden Streich, um nicht zur Aufhebung der Belagerung gezwungen zu seyn. In der Nacht vom 17ten December eroberte er die bis auf eine schmale Mauerlücke fast unversehrte Festung mit Sturm, der aber ohne das Auffliegen eines großen Pulvermagazins wohl nicht gelungen seyn möchte. Das Blutbad war furchtbar; die Stadt wurde drei Tage lang geplündert; mehr als 30,000 Menschen kamen auf beiden Seiten ums Leben; Potemkin aber erhielt das große Band des h. Georgs, ein Geschenk von 100,000 Rubeln, den Titel eines Kosacken-Hetman und einen mit Diamanten besetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandostab. Als er hierauf im März 1791 nach Petersburg zurückkehrte, ließ die Kaiserin ihm zu Ehren glänzende Feste veranstalten, schenkte ihm den taurischen Palast, und ein mit Diamanten besetztes Kleid. Gesättigt von Glanz und Pracht begab er sich auf den Friedenscongreß zu Jassy, wo die Präliminarien zwischen der Pforte und Rußland d. 11. August 1791 abgeschlossen, aber erst den 9. Januar 1792 in einen Definitivfrieden verwandelt wurden. Während der Unter-

Digitized by Google

handlungen ließ der Großvezier Jussuf Pascha ihn ersuchen, von einigen Friedensbedingungen etwas nachzulassen, weil er sonst in ihnen zugleich sein Todesurtheil zu unterschreiben fürchten müßte. Trotz dieser Bitte gab Potemkin eine abschlägige Antwort. Indeß erlebte der Urheber dieses Krieges nicht den Friedensschluß. Potemkin wurde von der im Feldlager herrschenden Krankheit befallen, achtete nicht auf den Rath der berühmtesten Aerzte von Petersburg, die er bei sich hatte, sondern setzte seine ausschweifende Unmäßigkeit fort. Da ihm die Luft von Jassy nachtheilig schien, wollte er nach Nicolaeff gehen; kaum hatte er aber nach dem ersten Nachtlager drei Stunden Weges zurückgelegt, so wurde ihm unwohl. Er stieg aus dem Wagen, und gab in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, geb. von Engelhardt, unter einem Baume d. 16. October 1791 seinen Geist auf. Sein Leichnam wurde nach Cherson gebracht, wo die Kaiserin 100,000 Rubel zur Errichtung eines Mausoleums für ihn bestimmte. — Wenn man den sittlichen Werth dieses Mannes würdigt, so zweifelt man, ob Catharina den Beinamen der Großen verdiene, da sie das Wohl von vielen Millionen, und sich selbst einem solchen Manne unterordnen konnte. Bis zum Ueberdruß gesättigt durch jede sinnliche Lust, setzte Potemkin seine Größe darein, sich keine versagen zu dürfen, und mit gränzenloser Vergeudung der Staatsgelder, mit muthwilliger Aufopferung des Lebens anderer Menschen, jede Laune des Augenblicks zu befriedigen. Ob ihm gleich die Monarchin in jedem Wunsche zuvorkam, und die Summen baaren Geldes, die sie ihm schenkte, allen Glauben übersteigen, war er doch niedrig genug, das ihm für andere Zwecke anvertrauete Geld für sich zu behalten, sogar Zahlungsbefehle der Kaiserin an die Cassen zu erdichten, um Gelder an sich zu reißen, die für die Bedürfnisse des Staats unentbehrlich waren. Auch von fremden Mächten ließ Potemkin sich erkaufen (s. v. Dohm a. a. O. II. 108), um die Beförderung ihrer Absichten zu versprechen, deren Einfluß auf das Wohl des Reichs zu beurtheilen seine Einsicht zu beschränkt war. Im Besitze eines Vermögens, das man nach seinem Tode auf 50 Millionen Thlr. schätzte, und die größten Summen mit Verachtung im Spiele oder sonst aus Laune wegwerfend, pflegte er diejenigen nicht zu bezahlen, die für seine Bedürfnisse gearbeitet hatten. Die Kaufleute achteten sich für verloren, denen der Befehl wurde, Waaren für Potemkin zu liefern, und knieend sah man sie flehen, sie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben. Man irret nicht, wenn man die ungeheure moralische Verderbtheit derer, welchen unter Catharinens Regierung die meiste Gewalt anvertraut war, und welcher Panin bei seiner Indolenz nur schwach entgegenwirkte, zum Theil sich aus Pomtemkins Beispiel erklärt. K.

Potenz ist in der **Rechenkunst** das Product aus lauter gleichen Factoren. Wenn man nämlich eine Zahl (alsdann die Wurzelzahl genannt) mit sich selbst multiplicirt, so wird eben diese Wurzel zu einer eben so vielten Potenz erhoben, als vielmals diese Multiplication geschieht. Man bezeichnet die Potenz durch den **Exponenten** (s. d. Art.). — In der **Mechanik** heißt Potenz jede erhaltende oder bewegende Kraft, z. B. der Hebel, der Keil u. s. w.; in der **Medicin**, auf den menschlichen Körper einwirkende Kräfte; in der Schellingischen **Philosophie**, Stufen oder Grade der Entwickelung des Unendlichen im Endlichen.

Pothier (Robert Joseph), Rath beim Landgerichte von Or-

leans, geboren daselbst 1699, gestorben 1772, einer der gründlichsten Kenner des römischen und französischen Rechts. Er erwarb sich großen Ruhm dadurch, daß er die in den Sammlungen Justinians enthaltenen Maximen und Grundsätze des römischen Rechts in eine natürliche und methodische Ordnung brachte. Diese große Arbeit führte er in seinen Pandecten aus, die zur Schande seines Vaterlandes dort nie gehörig geschätzt wurden, während man sie im Auslande nach Verdienst würdigte. Seine tiefe Kenntniß des so verwickelten, in seinen Principien so verworrenen und unsichern Droit coutumier bewies Pothier durch seine Introduction à la Coutume d'Orléans und den sie begleitenden Commentar. Aber am berühmtesten machte er sich durch seine Traités, die er über verschiedene Theile des Rechts verfaßte. Der erste, der den übrigen gleichsam zur Grundlage dient, ist der Traité des Obligations, in welchem man, wie in den folgenden, einen methodischen Geist, ein solides Räsonnement, klare und bestimmte Erörterungen, und überdieß eine reine und strenge Moral findet, mit welcher sein Leben übereinstimmend war. Er war zum Lehrer des französischen Rechts auf der Universität Orleans ernannt worden. So gewissenhaft er dies Amt verwaltete, so nahm er doch die damit verbundene Besoldung nicht an, sondern bestimmte sie zu Belohnungen für die fleißigsten unter seinen Zuhörern. Er entschädigte einst eine Partei, welche ihren Prozeß verloren hatte, weil er fand, daß er ein Actenstück übersehen hatte, das ihm von entscheidender Wichtigkeit schien. Seine zahlreichen Werke sind nur zum Theil gedruckt worden.

Potier, (Charles), geb. 1775, komischer Schauspieler in Paris, der neben und mit Brunet schon seit mehrern Jahren das Entzücken Frankreichs und aller Fremden ist, welche Paris besuchten. Seine Vorstellungen werden, wie die des ehemals gleich berühmten Carlin, als Heilmittel gegen die Melancholie anempfohlen. Potier war anfangs bestimmt Brunet's Stelle zu ersetzen, der die Jocrissen spielt, entwickelte aber bald eine ganz eigene Manier, so daß die Dichter, welche für jenes Theater arbeiten, eine eigene possirliche Rollengattung für ihn schufen, die sich kaum beschreiben läßt. Es sind meistens linkische Neulinge, und nicht zur ganz gemeinen Classe gehörige Dummköpfe, welche besonders in alle Arten lächerlicher Verlegenheiten kommen, die er mit verschiedenen und eigenthümlichen Nuancen darstellt. Sein Spiel zeichnet sich durch vollkommene Aneignung des Charakters und lebhaftes Herausheben aller Hauptmomente der Situationen, bei möglichster Einfachheit der äußern Geberden und Mannichfaltigkeit in der Darstellung aus. Eine der beliebtesten Rollen Potiers ist die in dem artigen Stück: le ci-devant jeune homme. Er verließ 1818 die Variétés und ging zum Theater à la porte St. Martin, von welchem er zugleich der Administrator geworden ist. Man hat eine Sammlung seiner vorzüglichsten Bonmots herausgegeben, da er gleich Brunet im Improvisiren von Calembourgs eine große Stärke hat.

Potocki. In dieser alt-polnischen Familie zeichnet sich vorzüglich aus: I. Graf Paul, Kastellan von Kaminiec in Podolien, ein durch Staatsklugheit und Gelehrsamkeit bedeutender Mann, im 17ten Jahrhunderte. Seine Schriften gab der Kron-Großreferendarius Graf Joseph Andreas Zaluski heraus, und fügte eine Genealogia Potockiana hinzu. II. Graf Anton, des Vorigen Enkel,

Digitized by Google

Sohn des Woiwoden von Smolensk Gr. Alexander Potocki, und Bruder des Erzbischofs von Gnesen, Primas von Polen, Theodor Potocki. Er war Gesandter des Königs August II. bei der russischen Kaiserin Anna Iwanowna, hierauf Woiwode von Belzk, und unter August III. Marschall des Adels, und Oberhofmarschall der Königin. Seine Reden, die man für musterhaft hält, sind zum Theil in Daneykowicz's Suada Polona abgedruckt. III. Graf Stanislaus Felix, Großfeldherr der polnischen Artillerie, ein durch seinen Reichthum vielvermögender Mann, welcher großen Antheil an den polnischen Unruhen im J. 1788 nahm. Hartnäckig beharrete er auf der alten Staatsform der Republik, in welcher der Adel beinahe gesetzlos die höchste Gewalt ausübte, und arbeitete der neuen, vom Reichstag beschloßnen Verfassung, vom 3ten Mai 1791, entgegen; eine Urkunde, von deren Bestand Jedermann die Wiederherstellung des zerrütteten Polens erwartete. Allein eben deßhalb mißfiel sie dem russischen Cabinet; und Potocki vergaß so sehr die Pflicht gegen sein Vaterland, daß er, nachdem er zum Umsturz jenes Grundgesetzes die targowiczer Conföderation gestiftet, und in dieser Absicht nach Wien, Jassy und Petersburg Reisen unternommen hatte, endlich mit dem russischen Hofe in Verbindung trat. Hierauf erließ er, vereinigt mit Rzewucki und Branicki, im Mai 1792, zu Targowicz eine offene Erklärung gegen die Constitution vom 3ten Mai, schloß sich an die russische Armee an, und erlangte solchen Anhang, daß selbst der schwache König Stanislaus August (s. Poniatowsky) dem targowiczer Vereine beitrat, worauf der unter Rußlands Einfluß stehende, und von Potocki geleitete Reichstag zu Grodno gehalten wurde. Dieser hob die monarchische Constitution vom 3ten Mai auf, und unterschrieb die Theilung des Landes. (S. Polen). Mehrere Polen haben geglaubt, es sey Potocki's Absicht gewesen, die Krone Poniatowsky'n zu entreißen, und auf sein Haupt zu setzen. Seit 1793 übertrug ihm Catharina II. mehrere wichtige Geschäfte in Polen, und belohnte ihn mit dem Alexander-Newski-Orden. Als aber im J. 1794 die cracauer Conföderation, unter Kosciuszko, Kolontay, Ignaz Potocki u. A. die Vertreibung der Russen aus Warschau und Wilna zur Folge gehabt hatte, floh er nach Rußland. Das höchste Gericht der Republik machte ihm den Prozeß, und verurtheilte ihn als einen Verräther des Vaterlandes zum Tode. Sein Vermögen wurde eingezogen, und sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Suwarow's Siege vernichteten aber auch diese Beschlüsse. Catharina II. ernannte ihn 1795 zum Oberfeldherrn; er lebte seitdem meistens auf seinen Gütern, und starb daselbst im J. 1803. — IV. Graf Ignaz, Vetter des Vorigen, geb. 1751, Großmarschall von Litthauen, verband Vaterlandsliebe mit einem festen Charakter. Entschlossen sein Vaterland aus dem Zustande seiner politischen Erniedrigung zu reißen, vereinigte er sich im J. 1788 mit Malachowski, Kolontay u. A., welche, zum Theil von dem Italiener Piatoli geleitet, die treffliche Constitution vom 3. Mai 1791 entwarfen. Er bewirkte auch, daß der König sich für dieselbe erklärte, bemühte sich aber vergebens, seinen Vetter Felix dafür zu gewinnen. Im Juni 1792 ging er nach Berlin, um den dasigen Hof zur Theilnahme an dem Schicksale des von Rußland bedrohten Polen zu bewegen, und wandte Alles an, um den Fortschritt der targowiczer Conföderation zu hemmen. Seine Festigkeit hielt auch den König Stanislaus aufrecht. Als aber die russischen Truppen vordrangen, unterwarf sich Stanislaus Augustus der Kaiserin; Potocki mußte flie-

Digitized by

hen und ward seines Vermögens beraubt. Kaum hörte er aber von Kosciuszko's Unternehmen im Mai 1794, so verließ er Dresden, und begab sich über Cracau nach Warschau, wo er zum Range eines Oberfeldherrn erhoben, einen hohen Nationalrath errichten half, in welchem er, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, bis zur Einnahme Praga's durch die Russen (s. Praga) sehr thätig war, und vorzüglich als Mitglied der Schulcommission treffliche Grundsätze befolgte. (Er übersetzte die Logik von Condillac, und führte sie als Lehrbuch in den polnischen Schulen ein, auch ließ er mehrere Gelehrte auf seine eigenen Kosten reisen). Im Vertrauen auf den Inhalt der mit Suwarow abgeschlossenen Capitulation von Warschau, war er in dieser Stadt geblieben, wurde aber im December verhaftet, und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg in Rußland gebracht, wo ihm erst nach Catharinens Tode 1796 Paul I. die Freiheit wieder gab. Er zog sich hierauf nach Galizien zurück, wo er unter Aufsicht blieb, bis er im J. 1809 in das öffentliche Leben aufs neue eintrat, und sich ganz dem Wohle seines, wie er glaubte, wiederhergestellten Vaterlandes widmete. Er trug vorzüglich zur Erhebung des Bürgerstandes durch Vernichtung der Leibeigenschaft und durch Unterricht des Volks bei. Er starb den 30sten August 1809, als er an der Spitze der Abgeordneten des Herzogthums Warschau sich zu dem Kaiser Napoleon nach Wien begeben hatte. — V. Graf Stanislaus Kostka, des Vorigen Bruder, zeichnete sich durch Einsichten und Beredsamkeit auf den polnischen Reichstagen, in den J. 1788 und 1792, aus. Er war General der Artillerie, und ein Freund der Constitution vom 3ten Mai, zog sich aber, nachdem König Stanislaus der targowiczer Conföderation sich angeschlossen hatte, nach Oesterreich zurück. Ohne hierauf weitern Antheil an den polnischen Ereignissen zu nehmen, widmete er sich dem Studium der Künste und den Wissenschaften, bis im J. 1807 das Herzogthum Warschau errichtet wurde. Er begab sich jetzt in sein Vaterland, und wurde Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Warschau. Seine Thätigkeit für die geistige Bildung seiner Nation, als Mitglied und Präsident der Oberschul- und Erziehungsdirection, oder wie sie jetzt heißt, der Commission der Aufklärung, war und ist fortdauernd unermüdet. Auch war er es, der als Präsident des Raths von Warschau, nach der zur Wiederherstellung Polens im J. 1812 errichteten polnischen General-Conföderation, bei Eröffnung des Reichstags am 26sten Juni die Einweihungsrede hielt. Im J. 1815 wurde er vom Kaiser Alexander zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er heißt in Polen, seiner großen Rednertalente wegen, princeps eloquentiae. Sein Haus in Warschau ist eins der ersten und glänzendsten (de Pradt sagt von ihm: c'est un véritable grand Seigneur); und seine Gemahlin, eine geborne von Lubomirska, ist eine der geistreichsten und gebildetsten Frauen des Königreichs. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehört sein Werk über Beredsamkeit und Styl (Warschau 1815, 1 Band); ferner seine treffliche Bearbeitung des Winkelmann von der Kunst der Alten, in polnischer Sprache (Warschau 1815.) K.

Potosi, Hauptstadt der gleichnamigen Intendantschaft, welche zu dem spanischen Vicekönigreich de la Plata in Südamerika gehört. Sie liegt auf der Südseite des Gebirges Potosi, hat zwei Stunden im Umkreise und gegen 70,000 Einwohner, Spanier, Creolen, Mulatten und Indianer, ist ansehnlich und gut gebaut, mit breiten, ge-

Digitized by Google

aden Straßen, prächtigen Kirchen und Klöstern. Die Umgegend ist urchaus unfruchtbar, so daß weder Getreide, noch Gemüse, noch Obst, noch Gras wächst. Silber und Gold sind die einzigen Erzeugisse, für welche alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß aus den benachарten Provinzen herbeigeschafft werden. Die Menge der Indianer nd Fremden, welche der Bergbau hieher zieht, ist sehr groß, so wie er Reichthum der Privatpersonen und die Schätze der Kirchen unermeßlich sind. Es herrscht daher hier viel Ueppigkeit und Luxus. Die erühmten Gold- und Silberminen Potosi's befinden sich in einem Bezirke, der sechs Meilen im Umkreise hat, und lieferten seit 1544 bis 1800 die ungeheure Summe von 1137 Millionen Thaler. Ungeachtet diese Bergwerke so lange bearbeitet worden sind, so sind sie noch bis jetzt nicht erschöpft, sondern enthalten noch immer einen großen Schatz, besonders an Silber. Noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts gaben sie jährlich eine Ausbeute von 2000 Mark Gold und 600,000 Mark Silber. Nicht weit von der Stadt sind einige warme Bäder, die fleißig besucht werden. Die Spanier sind bis jetzt noch im Besitze von Potosi, wiewohl sich der größte Theil des Vicekönigreichs de la Plata ihrem Gehorsame entzogen, und sich zu einem eigenen unabhängigen Staate constituirt hat.

Potpourri heißt eigentlich ein Gericht von allerhand Fleisch, das weich zusammengekocht ist; dann nennt man auch ein Geschirr oder einen Topf mit verschiedenen wohlriechenden Blumen und Kräutern, endlich auch jedes Gemengsel, das unter und in einander geworfen ist, Potpourri, z. B. ein **musikalisches Potpourri**, d. i. ein aus mehrern (größtentheils bekannten) Stücken zusammengesetztes Tonstück; die geschickte Verbindung und niedliche Ausführung soll es zu einem artigen Spiele erheben. Gewöhnlich ist dieses aber bei den sogenannten **komischen Potpourri's** oder Quodlibets nicht der Fall.

Potsdam, die zweite königlich preußische Residenzstadt und Hauptstadt eines zur Provinz Brandenburg gehörigen Regierungsbezirkes, vier kleine Meilen von Berlin, liegt an dem Einflusse der Nuthe in die Havel, auf einer vier Meilen im Umfange habenden Insel, welche von der Havel, einigen Seen und einem Canale gebildet wird. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, zu der auch der Kiez, die Friedrichsstadt und das holländische Revier gehören und vier außerhalb der Mauer liegenden unbeträchtlichen Vorstädten, und hat sieben Brücken über den aus der Havel kommenden und wieder in dieselbe führenden Canal, fünf Kirchen, 1700 Häuser und 17,400 Einwohner. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und II, und besonders Friedrich II. haben an den Anbau dieser Stadt große Summen gewendet, so daß sie jetzt, nächst Berlin, die schönste Stadt der preußischen Monarchie, aber dennoch menschenleer und nahrungslos ist. Potsdam ist schön gebaut; die prächtigsten Straßen sind die breite Straße, die Waisenstraße, die Lindenstraße, die Pflugstraße, die Brandenburgerstraße, die Burgstraße. Vor den meisten Thoren sind schöne Alleen angepflanzt, und weiter hin, größtentheils an der Havel, sind Wälder, buschigte Hügel und Weinberge. Von einigen benachbarten Bergen hat man schöne und abwechselnde Aussichten nach der Stadt über die sehr breite Havel nebst einigen Seen, nach verschiedenen Dörfern und nach den königlichen Gärten, Wäldern, Lustschlössern und Häusern, welche zum Theil wieder auf kleinen Anhöhen liegen. Auch an schö-

Digitized by

nen öffentlichen Plätzen fehlt es der Stadt nicht; die vorzüglichsten sind der Wilhelmsplatz, mit Pappeln, Linden und andern Bäumen bepflanzt, in verschiedene Gänge eingetheilt und mit einer Hecke eingefaßt; die Plantage am Bassin, gleichfalls mit Linden bepflanzt und mitten im Bassin mit einem Gebäude nach holländischer Art auf einer mit Werkstücken eingefaßten Insel, wo Friedrich Wilhelm I. seine Tabacksgesellschaften hielt; die Garnisonsplantage, ein gleichfalls mit Bäumen besetzter Platz, und der alte Markt, am Schlosse, mit schönen Gebäuden umgeben. In der Mitte steht ein Obelisk von weißem und rothem Marmor, 74 Fuß hoch; an den vier Seiten sind die Brustbilder Kurfürst Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrichs I., Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Unter den öffentlichen Gebäuden ist vorzüglich das königliche Schloß in der Altstadt bemerkenswerth, welches Kurfürst Friedrich Wilhelm zu bauen anfing und Friedrich II. vollendete. Es ist ein längliches Viereck, das aus drei Geschossen besteht. Das Hauptportal ist auf dem alten Markte und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelseite. Bemerkenswerth sind die Säulencolonnaden auf der Seite gegen die lange über die Havel führende Brücke und zwischen der Mitte des Flügels und dem königlichen Reitpferdestalle; die erstere besteht aus 20 und die andere aus 32 freistehenden korinthischen Säulen mit dazwischen stehenden Gruppen und Statuen. Das Rathhaus hat Friedrich II. nach dem Muster des amsterdamer 1754 erbauen lassen. Auf der Mitte des Gebäudes steht der Thurm mit einer Kuppel, worauf ein kupferner Atlas in Riesengröße steht, der die Weltkugel trägt, und beides ist von getriebenem Kupfer und vergoldet. Auf der Waisenstraße, einer der längsten Straßen Potsdams, steht das große königliche Militärwaisenhaus, in welchem über 600 Kinder und außerhalb noch von demselben über 2000 Kinder von Militärpersonen verpflegt werden. Dieses vier Geschoß hohe Gebäude macht mit dem landschaftlichen Hause ein großes Viereck aus. Von den Kirchen sind besonders merkwürdig: die Hof- und Garnisonkirche, auf deren Thurme, wohin 365 Stufen führen, ein schönes Glockenspiel angebracht ist, welches 12,000 Thaler gekostet hat. Unter der marmornen Kanzel ruhen Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge; die heilige Geistkirche mit einem hohen prachtvollen Thurme, die lutherische Stadtkirche zu St. Nicolai, und die französische reformirte Kirche, nach dem Muster des Pantheons zu Rom erbauet. Auch das Schauspielhaus und das neue große Armen- und Krankenhaus müssen hier noch angeführt werden. Die wichtigste Industrieanstalt ist die Gewehrfabrik, welche bis jetzt die einzige in der preußischen Monarchie war. Die in Spandau geschmiedeten Flintenläufe werden hier geschäftet und equipiret, die Gewehre mit Schlössern und allem Uebrigen versehen, und völlig in fertigen Stand gesetzt. Gegenwärtig beschäftigt diese Fabrik gegen 150 Arbeiter. Das lange vier Geschoß hohe Gebäude nimmt mit den zu dieser Fabrik gehörigen Häusern eine ganze Straße ein. Die übrigen Fabriken, deren verschiedene, als in Tabak, Baumwolle, Seidenzeugen, Bleistiften, Leder, Tuch, Wachsleinwand ꝛc., sich hier befinden, sind von weit geringerer Bedeutung. Durch das brandenburger Thor, welches aus einem schönen mit freistehenden corinthischen Säulen gezierten Triumphbogen nach dem Muster des Trajanischen in Rom besteht, gelangt man nach dem berühmten königlichen Lustschlosse Sanssouci (s. d. Art.)

Pott (Johann Heinrich), ein ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Halberstadt im J. 1692. Er bezog 1709 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, aber die entschiedenste Neigung zog ihn zur Chemie, in der er des berühmten Stahls Unterricht genoß. Seine Inauguraldissertation De sulphuribus metallorum, in welcher er den Weg zu einer verbesserten Theorie der Chemie bahnte und eine Menge lehrreicher Versuche und neuer Ideen mittheilte, verschaffte ihm bereits eine Stelle unter den geschicktesten Chemikern seiner Zeit. Die königliche Akademie zu Berlin ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und 1737 ward er Professor der Chemie am königlichen Collegio medico und chirurgico daselbst. Seitdem war er in seiner Wissenschaft, um die er sich durch viele wichtige und merkwürdige Versuche, Entdeckungen und Verbesserungen bleibende Verdienste erwarb, ununterbrochen thätig. Besonders beschäftigte ihn die Untersuchung und Kenntniß der Mineralkörper, worin er und sein Zeitgenosse Henkel die glücklichsten Fortschritte machte. Insbesondere ist Pott als der erste Urheber der berliner Porcellanfabrik anzusehen. Von seinen Schriften ist die wichtigste seine Lithogeognosia in 3 Bänden 8., 1754. Mehrere Abhandlungen enthalten die Schriften der Akademie; andre sind in einzelnen Sammlungen erschienen.

Pottasche, s. **Potasche**.

Potter (Paul), ein berühmter Mahler, geb. zu Enkhuisen im J. 1625. Er machte in der Mahlerkunst, in der sein Vater ihn unterrichtete, so schnelle und tüchtige Fortschritte, daß er schon in seinem funfzehnten Jahre gekannt war. Seine Gegenstände waren Landschaften, ausgestattet mit Hausthieren, die er mit kaum von einem Andern erreichten Wahrheit mahlte. Allenthalben erblickt man in der Behandlung Geist und Freiheit; die Nachlässigkeit im Laubwerk ist seiner Manier eigen. Erschöpft durch übermäßiges Arbeiten starb er schon 1654 zu Amsterdam. Seine Werke sind selten und stehen in sehr hohen Preisen.

Poussin (Nicolas), einer der berühmtesten französischen Historien- und Landschaftsmahler, geboren zu Andelys in der Normandie im J. 1594, stammte aus einer edeln aber sehr armen Familie. Er machte seine ersten Studien unter sehr mittelmäßigen Meistern, aber mit ausgezeichneten Fortschritten. Sein Verdienst war bereits anerkannt, und verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, als er aus Verlangen, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, nach Italien ging. Der Dichter Marini lernte ihn zu Rom kennen, trat mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß, und flößte ihm Geschmack an den Dichtern Italiens ein, in denen Poussin reichen Stoff für seine Compositionen fand. Nach Marini's Tode fehlte es Poussin an Unterstützung, und er sah sich genöthigt, seine Arbeiten zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen. Aber diese Widerwärtigkeiten schlugen seinen Muth nicht nieder. Unablässig war er theils mit der Ausübung seiner Kunst, theils mit den Studien der Geometrie, Perspective, Architektur, Anatomie und anderer dem Mahler nöthigen Wissenschaften beschäftigt. Auch seine Unterhaltung, seine Spaziergänge, seine Lectüre hatten fast immer Bezug auf seine Kunst. Für seine Figuren diente ihm die Antike zum Muster; er modellirte mit vieler Geschicklichkeit Statuen und Reliefs, und es wäre allein auf ihn angekommen, ein trefflicher Bildhauer zu werden. In seinen Landschaften folgte er der Natur. Sie stellen gemeiniglich Ebenen mit Ruinen einer prachtvollen Architektur dar. In allen seinen Werken erkennt man eine reife

Ueberlegung; nichts ist zufällig oder absichtslos. Bald fand er großmüthige Unterstützung durch den Cardinal Francesco Barberini; noch mehr durch den Ritter Cassiano del Pozzo, für welchen er die bekannten sieben Sacramente mahlte. Poussin's Name wurde durch diese Arbeiten auch in Frankreich berühmt. Dies bewog den Cardinal Richelieu, ihn auf die Empfehlung des Oberbauintendanten Denoyers nach Paris zu berufen, um die große Gallerie des Louvre zu verzieren. Ludwig XIII. hatte ihn zu diesem Ende zu seinem ersten wirklichen Mahler, mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Livres, ernannt. Poussin kam im J. 1640 zu Paris an, erhielt viele Aufträge, fand sich aber sogleich von Widersachern umgeben. Der Mahler Jacques Fouquiers hatte den Auftrag, die Gallerie mit Ansichten der Hauptstädte von Frankreich zu decoriren, und der Architekt Mercier überlud die Gallerie mit Verzierungen. Poussin sah sich genöthigt, sein Amt damit anzufangen, daß er ihre Arbeiten wegschaffen ließ. Auch hatte er gegen die ganze Schule des von der Königin begünstigten Simon Vouet zu kämpfen, und seine Gemählde gefielen dem auf das Glänzende und Blendende gerichteten Geschmacke der Franzosen überhaupt weniger, als den kunstsinnigen Italienern. Für einen friedliebenden Künstler, der sich ganz der Liebe zu seiner Kunst hingab, war ein so unruhiges Verhältniß nicht, daher er ihm auch bald wieder entsagte. Schon im September 1642, als er sich mit den Cartons zu einer Darstellung der Arbeiten des Hercules für die Gallerie des Louvre beschäftigte, kehrte er nach Rom zurück, das er bis zu seinem Tode (welcher 1665 an einem Schlagflusse erfolgte.) nicht mehr verließ. Obgleich Ludwig XIV. ihm den Titel und den Gehalt als erstem Mahler gelassen hatte, so lebte Poussin doch immer in sehr mäßigen Umständen. Seine Uneigennützigkeit verschmähete die Mittel, sich zu bereichern, was ihm nicht hätte schwer werden können; er arbeitete mehr für den Ruhm als für einen schnöden Gewinn. Voll Verehrung für die Alten strebte er dem hohen Ideale nach, das wir bei diesen finden. Er zeichnete mit vieler Correctheit; seine Composition ist verständig und edel. Seine Erfindungen sind geistreich, sein Styl groß und heroisch, sein Ausdruck nähert sich dem des Raphael, daher ihn auch Einige den Raphael Frankreichs genannt haben. Was er war, war er durch sich selbst; sein einziger Schüler war sein Schwager Caspar Dughet, der sich durch seine schönen Landschaften berühmt gemacht hat. Poussin hatte auch die Werke Titians studirt; aber seine spätern Gemählde stehen in Ansehung des Colorits den frühern nach, da er späterhin diesen Theil der Kunst absichtlich vernachlässigte, um desto mehr Fleiß auf die Zeichnung zu wenden. Getadelt wird an Poussins Gemählden eine zu gelehrte Anordnung und Vorliebe für Episoden, eine gewisse Einförmigkeit in den Stellungen, Mienen und im Ausdrucke seiner Figuren, zu große Fülle von Falten in den Gewändern; Fehler, die aus einer zu strengen Nachahmung der Alten entsprungen seyn mögen. Aber trotz dieser Fehler kann Poussin mit den größten Meistern Italiens wohl verglichen werden. Zu seinen berühmtesten Werken gehören die sieben Sacramente, eine treffliche Folge von Gemählden (zwei Mal), ferner die Sündfluth, der Germanicus, die Einnahme von Jerusalem, die Pest der Philister, Rebecca, die Ehebrecherin, Moses, der mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, die Anbetung des goldenen Kalbes u. s. w.; außerdem eine große Anzahl trefflicher Landschaften. D'Agincourt errichtete ihm 1782 ein Denkmahl im

Pantheon. Sein Leben hat Bellori italienisch geschrieben. Nach ihm gestochen haben Chateau Poilly und Claudine Stalla.

Poussiren, s. Bosse.

Pozzo di Borgo, gegenwärtig russischer Gesandter in Paris, ist 1760 in Ajala, einem kleinen Orte auf der Insel Corsika, von armen aber adelichen Eltern geboren. Nach Vollendung seiner Studien widmete er sich der juristischen Laufbahn und ward zugleich Procurator und Advocat. Beim Ausbruch der Revolution verband er sich mit der Familie Bonaparte, die er seither schon gekannt hatte, noch genauer, insbesondere aber mit Joseph und Napoleon. Im September 1790 wurde Pozzo durch Paoli, den er in Gemeinschaft mit Joseph und Napoleon Bonaparte im Juli zu Marseille abgeholt hatte, im Directorio der Departementsverwaltung angestellt, und im J. 1791 in die zweite sogenannte gesetzgebende Nationalversammlung gewählt. Er machte sich hier insbesondere durch einen Bericht im Namen des diplomatischen Ausschusses am 16ten Juli 1792 bekannt, in welchem er auf die Kriegserklärung gegen das deutsche Reich antrug. Nach dem 10ten August 1792 fand Pozzo es gerathen, sich nach Corsika zurückzuziehen, weil er in Papieren, die man in den Tuilerien gefunden hatte, compromittirt war. Hier schloß er sich noch enger an Paoli an, der nach der Besetzung der Insel durch die Engländer zum Präsidenten des Staatsraths war ernannt worden. Pozzo wurde hierauf Staatssecretair des Generalgouverneurs Lord Minto's, den er später nach England begleitete. Hier wurde er mit einigen französischen Emigranten vom ersten Range bekannt, die ihn und seine Talente für die Sache des Königs zu gewinnen suchten. — Später trat Pozzo in russische Dienste, verließ selbige aber wieder nach dem tilsiter Frieden. Zu Anfang der Spannungen zwischen Rußland und Frankreich im J. 1812 begab er sich aufs neue nach Petersburg, wurde sehr günstig aufgenommen und von dieser Zeit an zu den wichtigsten diplomatischen und militairischen Geschäften gebraucht, da er sich das Vertrauen des Kaisers im höchsten Grade zu erwerben gewußt hatte. Namentlich war er in dem Feldzug von 1813 als russischer Generalcommissair beim Kronprinzen von Schweden angestellt. Bei dem Feldzuge in Frankreich selbst leistete er bis zur Einnahme von Paris die größten Dienste, und ihm wurde die wichtige Stelle zu Theil, die russische Regierung bei Ludwig XVIII. zu vertreten. Noch jetzt (1819) bekleidet er diesen ausgezeichneten und einflußreichen Posten in Paris, und er genießt hier eben so sehr der allgemeinen Achtung als des Vertrauens seines Souverains und Ludwigs XVIII.

Pozzuoli, s. Neapel (Stadt und Umgebung von).

Präadamiten. Man bezeichnet mit diesem Namen diejenigen Menschen oder Menschengeschlechter, welche vor Adam gelebt haben sollen, indem man darzuthun gesucht hat, daß die Erde schon früher bewohnt worden sey, als die Mosaische Erzählung besagt. Man hat daher eine eigene präadamitische Schöpfung angenommen, und Isaak Peyrer (1655) hat behauptet, daß von den Präadamiten die nachmaligen heidnischen Völker, von Adam und Eva aber die Juden abstammten; eine Chimäre, die zu ihrer Zeit viel Anhänger fand.

Präbende oder Pfründe, eigentlich ein gewisses jährliches Einkommen von einer geistlichen Stiftung; dann überhaupt, besonders in der römisch-catholischen Kirche, ein geistliches Amt, dem ein Theil

Digitized by

der Kirchengüter oder die Einkünfte davon zum nöthigen Unterhalte angewiesen sind, z. B. Bisthümer, Canonicate, Pfarren u. s. w. Ferner heißt auch eine andere Stelle, die man in ein Stift, in ein Hospital und dergl. einkauft, eine Pfründe, und in diesem Sinne gibt es deren auch in der evangelischen Kirche. Endlich pflegt man auch jede jährliche Leibrente eine Präbende zu nennen. Der sie zieht, heißt Präbendarius oder Pfründner.

Präcipitat, Präcipitation, s. Niederschlag.

Präclusion, Präcludiren, ausschließen, heißt in der Rechtswissenschaft Jemanden gewisser Rechte und Ansprüche verlustig erklären, weil er sich ihrer zur gehörigen Zeit nicht bedient hat, und diese Erklärung des Richters heißt Präclusivbescheid. Eine Vorladung sub poena praeclusi oder praeclusionis ist eine solche, die den Nichterscheinenden seiner fraglichen Rechte für verlustig erklärt; eine präclusivische Frist ist eine solche, binnen welcher gewisse Rechte oder Ansprüche geltend gemacht werden müssen, wenn sie nicht verloren seyn sollen. Eine Präclusion überhaupt wird da festgesetzt, wo über eine Sache verfügt werden soll, von der man weiß oder vermuthet, daß Ansprüche darauf gemacht werden können, ohne daß man diese Ansprüche oder die dazu Berechtigten genauer kennt.

Practisch. Dieses Wort kommt in drei Bedeutungen vor. Von Erkenntnissen gebraucht und dem Theoretischen entgegengesetzt, heißt practisch Alles, was das Handeln betrifft, oder wodurch bestimmt wird, was geschehen darf oder soll, z. B. ein practisches Gesetz (s. auch d. Art. Postulat). Dann wird das Theoretische auch in Hinsicht seiner Behandlung practisch genannt, und dem bloß Speculativen entgegengesetzt. Hier bedeutet es so viel als anwendbar, für das Leben brauchbar. So sagt man z. B.: der Vortrag einer Wissenschaft ist practisch, d. h. er gibt Anleitung zur richtigen Anwendung ihrer Grundsätze. Endlich wird es auch dem Pathologischen oder Physischen entgegengesetzt, und bedeutet Alles, was von der freien Thätigkeit der Vernunft, Willensbestimmung, abhängt, sich als Grund, Folge u. s. w. darauf bezieht.

Prädestination und Prädestinatianer, s. Gnade.

Prädeterminismus, die Lehre und Ansicht derer, welche behaupten, der Mensch sey durch eine höhere Macht, ohne Rücksicht auf seinen Willen, nicht nur zu Glück oder Unglück, sondern auch zu Tugend und Laster vorausbestimmt (prädeterminirt). (Vergl. Determinismus).

Prädicantenorden, s. Dominicaner.

Prädicat. In einem logischen Satze heißt Prädicat dasjenige, was von dem Subjecte gesagt oder behauptet, was dem Subjecte beigelegt wird. Im gemeinen Leben versteht man darunter eine Eigenschaft oder einen Titel.

Pradon (Jean Nicolas), ein französischer Dichter, gebürtig aus Rouen, starb zu Paris im Jahre 1698. Seine Trauerspiele hatten bei ihren ersten Vorstellungen viel Bewunderer und vornehme Freunde, zu welchen selbst St. Evremont und Frau von Sevigné gehörten. Pradon wagte sogar, sich als einen Nebenbuhler Racine's zu zeigen, indem er einen von diesem bearbeiteten Stoff ebenfalls bearbeitete. Wirklich wurde sein Trauerspiel Phèdre et Hippolyte, das im J. 1677 auf der Bühne erschien, mit vielem Glanze gegeben, und schien einige Zeit den Vorzug zu behaupten, ist aber gegenwär-

Digitized by Google

tig fast vergessen. Boileau trug durch seine Angriffe viel dazu bei, Pradon lächerlich zu machen, der allerdings ein sehr mittelmäßiger Dichter, und überdies höchst unwissend und voller Anmaßung war. Seine übrigen Stücke sind: Tamerlan und Regulus, die sich lange auf der Bühne hielten, Antigone, La Troade, Statira, Scipion l'Africain, Tarquin, Electre, Germanicus, Pyrame et Thisbe. Sie sind gesammelt erschienen zu Paris, 1744, 2 Bände 12.

Pradt (Dominique de), vormaliger Erzbischof von Mecheln, ist 1759 in Auvergne geboren. Er war ein naher Verwandter des Marschalls Duroc und wurde hauptsächlich durch diesen bei Napoleon eingeführt und accreditirt. Vor der Revolution war er Großvicar des Cardinalerzbischofs von Rouen. Er wurde in die constituirende Versammlung als Deputirter der Geistlichkeit der Normandie gewählt, und zeigte sich hier stets als den entschiedensten Royalisten, der sogar den Abbé Maury noch zu überbieten wußte. Nach Beendigung dieser Versammlung unterzeichnete Pradt die bekannten Protestationen der rechten Seite, verließ Frankreich und ging nach Hamburg, wo er mehrere Jahre verweilte. Im J. 1798 schrieb er hier, jedoch ohne sich zu nennen, L'Antidote au Congrès de Rastadt und einige Zeit nachher La Prusse et sa Neutralité, zwei Flugschriften, welche damals Aufsehen machten. Nach dem 18ten Brümaire kehrte Pradt nach Frankreich zurück. Seine erste Schrift, welche er hier herausgab: Les trois Ages des Colonies, in welcher er die völlige Emancipation derselben predigt, fand wenig Beifall. Fast ohne alle Hülfsmittel zurückgekehrt, mußte er dieselben in sich selbst suchen. Er wandte sich an seinen Verwandten, Duroc. Dieser nahm sich seiner an und stellte ihn dem Kaiser vor, dem er so glücklich war zu gefallen. Pradt erhielt sogleich die Stelle des ersten Almoseniers des Kaisers, wohnte in dieser Eigenschaft 1804 der Krönung und Salbung Napoleons bei und ward zum Baron und zum Bischof von Poitiers ernannt. Der Papst selbst segnete ihn ein. Der neue Bischof behielt übrigens auch seinen Posten als Almosenier des Kaisers, dem er sich immer angenehmer machte. Er begleitete ihn zur Krönung nach Mailand und in der Folge nach Bayonne, wo er besonders zu Conferenzen mit dem Canonicus Escoiquiz gebraucht wurde. Im J. 1809 erhielt Pradt das Erzbisthum Mecheln; 1811 wurde er zu den Unterhandlungen mit dem Papste zu Savona gebraucht; 1812 wurde ihm die in dem damaligen Zeitpunkte höchst wichtige Gesandtschaft in Warschau zugetheilt. Hier blieb er bis, nach Beendigung des unglücklichen russischen Feldzugs, die Annäherung des Feindes ihn vertrieb. Pradt hat die höchst interessante Geschichte dieser Gesandtschaft und Napoleons Rückkehr in einem eigenen Werke beschrieben, das in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Nach seiner Rückkehr begab er sich eine Zeitlang in seine Diöces; fand sich aber zur rechten Zeit wieder in Paris ein, um bei der ersten Einnahme und den dabei gespielten Intriguen und gepflogenen Unterhandlungen eine Rolle übernehmen zu können. Die provisorische Regierung gab ihm den ehrenvollen und wichtigen Posten des Canzlers der Ehrenlegion, welchen er jedoch nach den hundert Tagen an den Marschall Macdonald abgeben mußte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zog er sich zurück. Seit der zweiten Restauration lebt Pradt ohne höhere Anstellung, und ist einer der fruchtbarsten politischen Schriftsteller Frankreichs geworden. Die wichtigeren Schriften, welche er seit

ration bis jetzt (1810) herausgegeben, sind die schon
toire de l'Ambassade dans le Grand-duché de
Du Congrès de Vienne; — Récit historique sur
etc.; — Des Colonies et de la Révolution ac-
rique; — Des quatre Concordats; — L'Europe
es d'Aix la Chapelle. Letzteres ist (April 1819)
uk. Dem Abbé de Pradt ist als Schriftsteller ein
thum, eine geübte und gewandte Feder, Scharfsinn,
ropäischen Diplomatie, und ein meistens gesunder
itischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse der
usprechen und seine Werke gewähren eine eben so
lehrende Unterhaltung.
nz nennt man das Daseyn der menschlichen Seele
es Körpers, zufolge der Meinung, Gott habe vor
eelen zugleich erschaffen, welche bei der Erzeugung
den menschlichen Leibern verbunden würden. Die
er, Cabbalisten, unter den Griechen Pythagoras und
ten diese Präexistenz.
ein Vorgesetzter, Vorsteher, dergleichen es bei den
gab. Die wichtigsten waren der Praefectus prae-
Kaisern der Oberbefehlshaber über die kaiserliche
er Praefectus urbis. In Frankreich heißt jetzt der
erste Regierungsbeamte in einem Districte oder De-
es Präfectur genannt wird; jedes Arrondissement
äfect.
Hauptstadt des Königreichs Böhmen und eine der
es österreichischen Staates, liegt am Fuße des Pe-
einberges, auf sieben Hügeln, zu beiden Seiten der
m ziemlich eingeengten Thale derselben. Zur Ver-
diesen Fluß getrennten Stadttheile dient eine 1790
uß breite, auf 16 Bogen ruhende und mit 28 Sta-
geschmückte steinerne Brücke, welche 1358 zu bauen
erst nach 145 Jahren vollendet worden ist. Man
elle, von welcher der heilige Nepomuk ins Wasser
eyn soll. Sie ist von den Küssen der Andacht so
n, daß der obere Sandstein einer Rinne gleicht.
che mit Festungswerken umgeben ist, hat eine Stunde
vier Stunden im Umfange, 42 Kirchen, 68 Paläste,
ze, 218 Straßen, 3180 meistens massive, drei Stock
(ohne Fremde und Militär) 79,600 Einwohner,
Juden befinden. Prag besteht aus vier Städten,
ren eigenen Magistrat hatte, die aber jetzt Haupt-
mlich der Altstadt, wozu die Judenstadt gehört, der
radschin auf dem Berge und der Kleinseite. Die
en auf dem rechten, die beiden letztern auf dem lin-
bau. An die Südseite der Neustadt schließt sich der
tigte hohe Wischehrad mit 71 Häusern und einem
ußerhalb der Festungswerke sind noch die Vorstädte
nthal. Die schönsten Theile dieser großen Stadt
der zahlreichen Paläste und vorzüglichen Wohnge-
die Kleinseite, und in Betracht der Lage und der
ie nicht minder wohlangebaute Neustadt. Zu den
bäuden gehören: 1) in dem Hradschin: das prächt-
hloß, an welchem seit Jahrhunderten gebaut und

das erst durch M
zierten Springbr
ligen Georgs au
die Schloßcapelle
togemählde und
sen Wladislaw'sch
sten Denkmähler
seine Verzierunge
Burgzimmer befin
Damenstift, ein
last; die alte im
Zeit, mit zwölf
ter, den Grabmä
ren Grabmahle de
schweren Sarge;
Stifters der Präm
56,000 Bänden u
und einer Kirche,
mählde auszeichnet
Sterne; das zwei
nannt und der grö
tionalbildergallerie.
Salvator und des
ten Lobkowitz und
Pfarrkirche mit dem
Brahe; die Kreuzk
Salvator- und Cle
mit der astronomisch
von Kaiser Carl IV
chen Sammlungen;
lige Jesuitencollegium
der Theologie, Phil
liche Bibliothek, die
Cabinet, die Akadem
sind. 4) In der Ne
zehn katholische Kath
schöne Ignatzkirche;
Kirche der Ursulineri
niums mit seinen Zi
bischofs mit seinem
wissenschaftlichen Anst
900 Studenten, wozu
matisches und Maschi
Theater und ein bota
andere Schulen, das
Mahlerakademie, die
Thierarzneischulen, da
Blinde und für Taub
die Privatgesellschaft
Eben so dienen viele ö
Naturalien und Kunst
zu nützlichen Beförderu
Buchhandlungen 12, a
Von Wohlthätigkeits

Digitized by Google

as erst durch Maria Theresia vollendet worden ist. Die Schloßplätze ieren Springbrunnen, wovon einen die meisterhafte Statue des heiigen Georgs auszeichnet. Im Innern sind besonders zwei Säle und ie Schloßcapelle sehenswerth; die letztere wegen der prächtigen Frescogemählde und Bildhauerarbeiten, womit sie geziert ist. Den groen Wladislaw'schen Saal zeichnet seine Bauart als eins der schönten Denkmähler der gothischen Baukunst und den spanischen Saal eine Verzierungen aus, in mehreren der übrigen reich decorirten Burgzimmer befinden sich vorzügliche Gemählde; ferner das königliche Damenstift, ein großes und schönes Gebäude; der erzbischöfliche Paast; die alte im gothischen Geschmack erbaute Cathedralkirche zu St. Veit, mit zwölf Seitencapellen, dem bekannten Salomonischen Leucher, den Grabmählern mehrerer Kaiser und Könige und dem kostbaen Grabmahle des heiligen Nepomuk nebst dem silbernen, 5000 Mark chweren Sarge; das Stift Strahof mit den Gebeinen Norberts, des Stifters der Prämonstratenser, mit einer ansehnlichen Bibliothek von 50,000 Bänden und 1000 Handschriften, einem Naturaliencabinet und einer Kirche, die sich durch eine herrliche Orgel und schöne Gemählde auszeichnet; die Rotunde der Kreuzherren mit dem rothen Sterne; das zweite adliche Damenstift zu den heiligen Engeln genannt und der gräflich Czerninsche Palast mit einer böhmischen Naionalbildergallerie. 2) In der Kleinseite: die schönen Kirchen zu St. Salvator und des heiligen Nicolaus und die Paläste des Fürsten Anon Lobkowitz und des Grafen Waldstein. 3) In der Altstadt: die Pfarrkirche mit dem Grabmahle des 1608 hier verstorbenen Tycho de Brahe; die Kreuzkirche mit marmornen Säulen; die prächtige St. Salvator- und Clementkirche; das Theatergebäude; das Rathhaus mit der astronomischen Uhr von Tycho de Brahe; das Gebäude der von Kaiser Carl IV. 1348 gestifteten Universität mit wissenschaftlichen Sammlungen; und das erzbischöfliche Alumnat oder das ehemaige Jesuitencollegium, worin das Priesterseminarium, die Lehrsäle der Theologie, Philosophie und eines Gymnasiums, die große kaiserliche Bibliothek, die Sternwarte, ein Naturalien- und physikalisches Cabinet, die Akademie der bildenden Künste und ein Gemähldesaal sind. 4) In der Neustadt: das Rathhaus, aus dessen Fenstern dreizehn katholische Rathsherren von den Hussiten gestürzt wurden; die schöne Ignazkirche; die prächtige Kirche am Karlhof; und die schöne Kirche der Ursulinerinnen. Prag ist der Sitz des kaiserlichen Guberniums mit seinen Zweigen, des Generalcommando's und eines Erzbischofs mit seinem Domcapitel. Zahlreich sind die Unterrichts- und wissenschaftlichen Anstalten, als die Universität mit 44 Professoren und 900 Studenten, wozu eine Bibliothek, ein Naturalien-, ein mathematisches und Maschinencabinet, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten gehören; drei Gymnasien, viele andere Schulen, das Alumnat zur Priesterbildung, die Zeichen- und Mahlerakademie, die Schwimmschulen, die technische Lehranstalt, die Thierarzneischulen, das musikalische Conservatorium, die Institute für Blinde und für Taube, die königliche Akademie der Wissenschaften, die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, das Nationalmuseum. Eben so dienen viele öffentliche und Privatsammlungen von Büchern, Naturalien und Kunstsachen der Wissenschaft und vorzüglich der Kunst zu nützlichen Beförderungsmitteln. An Künstlern zählt man 81, an Buchhandlungen 12, an Kunsthandlungen 3 und an Buchdruckereien 9. Von Wohlthätigkeits- und Gesundheitsanstalten sind merkwürdig: die

Digitized by Google

Rettungsanstalt für Scheintodte, die Vereinigung zur Unterstützung der Armen, das neue Armenhaus, das wälsche Spital, das Lombard, das Arbeitshaus, das bürgerliche Krankenhaus, das Irrenhaus, mehrere Spitäler rc. Bedeutend ist auch die Industrie; denn es gibt hier einige beträchtliche Leinwandbleichen, viele Färbereien von Tuch-, Seide- und Baumwollenwaaren, mehrere Kattun- und Leinwanddruckereien, eine Fabrik von Gold- und Silbergalanteriewaaren, einige Handschuh- und andere Lederwaarenfabriken, eine Krappfabrik, Seidenzeug- und Seidenbandfabriken, eine Silber-, Plattir- und Kastenbeschläg-, Knopf- und Messingwaarenfabrik, Steingut-, Seifen-, Wollen-, Hutfabriken, eine Tapetenfabrik, eine Fischbeinreißerei rc. Prag ist der Mittelpunkt des böhmischen Handels, und hat 32 Großhändler, die auch einen lebhaften Speditions- und Wechselhandel treiben. Unter den Umgebungen von Prag zeichnen sich aus: die Wimmerschen Anlagen, der Kanalische Garten, die Zikanka, das Belvedere, das Kuchelbad, der Kajetaner- und Kaunitzer Garten. Eine Stunde von Prag, auf der westlichen Seite der Moldau, liegt der weiße Berg, berühmt durch die Schlacht, welche die Böhmen, die Friedrich V. Churfürsten von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten, 1620 gegen die österreichischen Heere verloren. Auf der gerade entgegengesetzten östlichen Seite der Moldau wurde im siebenjährigen Kriege 1757 die Schlacht von Prag geliefert, worin Friedrich II., König von Preußen, die Oesterreicher schlug.

Praga, eine Stadt im Königreich Polen, auf dem rechten Weichselufer, Warschau gegenüber, von dem sie fälschlich als Vorstadt angesehen wird. Sie ist befestigt, und in sofern der Schlüssel zu Warschau, mit welcher Stadt sie eine hölzerne Brücke verbindet. Sie enthält in 885 Häusern 3080 Einwohner. An den Namen Praga, der Suwarow's Ruhm mit Blut befleckt, knüpft sich die Erinnerung an Polens Untergang. Als Kosciuszko den 10ten Oktober 1794 bei Matschiewicz, 12 Meilen von Warschau, geschlagen und gefangen worden war, zog Suwarow gegen Praga, den Waffenplatz und das letzte Bollwerk der Polen, die 20,000 Mann stark, worunter 5000 Mann Reiterei und einige tausend Sensenträger, nebst 48 Stück Kanonen, unter Makranowski, zum Theil in wilder Flucht sich hineingeworfen hatten. Makranowski nahm seine Entlassung, und Zajonschik erhielt den Oberbefehl über die nunmehr 30,000 Mann starke Besatzung, die ein befestigtes Lager vor Praga inne hatte. Die Russen lagerten sich bei Kobylka, und Suwarow traf Anstalten zum Sturm. Ein polnischer Major, Namens Müller, ward ins russische Lager geschickt, um dem verwundeten Kosciuszko ärztliche Hülfe zu bringen. Diesem ließ Suwarow die furchtbaren Anstalten zeigen. „Es thue ihm leid, fügte er hinzu, daß die Polen durch vergeblichen Widerstand sich unglücklich machten. Nähmen sie die Amnestie an, so sollten sie alle frei seyn, außerdem würden sie alle über die Klinge springen." — Den 2ten November rückten die Russen in drei Massen unter Derfelden, Potemkin und Fersen gegen Praga vor. Sie errichteten hierauf in der Nacht binnen fünf Stunden drei Batterien von 22, 16 und 48 Feuerschlünden, unter deren Feuer am 3ten November Suwarow die Verschanzungen erspähte. Die Polen glaubten daher, der Feind wolle Praga regelmäßig belagern; aber am Morgen des 4ten Novembers um drei Uhr brachen die Russen in sieben Heerzügen auf. Ein tiefes Schweigen herrschte, als sie gegen die feindlichen Verschanzungen im Halbzirkel anrückten, bis um 5 Uhr, wo der

Digitized by Google

r durch eine Rackete das Zeichen zum Angriffe gab. Jetzt
hrecklicher Hurrahruf durch alle Linien hin. Die beiden
üge der Russen drangen unter dem gekreuzten Kartätschen-
eindlichen Batterien über den Graben und die Brustwehr,
feindliche Reiterei zurück, sprengten tausend Mann in die
ürzten den übrigen nach in die Stadt, und unterstützt von
n Zuge, der von einer andern Seite eingedrungen war,
den Feind von der Brücke ab, und machten nach einem
Blutbade 2000 Gefangene. Die dritte und vierte Heerlinie
n Sandhügel, und drang über eine siebenfache Linie von
n vor; hierauf bemächtigte sich die dritte zwei starker
und eroberte die innern Werke; die vierte aber erstürmte
es feindlichen Hauptwalls, und eine Schanze innerhalb der
Ringmauer, nahm fünf Batterien und griff den Feind
nd auf beiden Seiten an. Zweitausend Polen wurden hier
hauen, und zwanzig Offiziere nebst dem Generale Hösler
Auf diesem Platze fielen auch nach hartnäckiger Gegenwehr
ten, ein wohlausgerüstetes Regiment, sämmtlich bis auf
Mann, mit Ausnahme des Obersten Hirschko, der in War-
ben war. Jetzt griffen beide Linien nebst der sechsten die
ze der innern Werke an, wo eben ein Pulver- und Bom-
lager in die Luft sprang. Der siebente Zug umging einen
ahm drei Batterien, sprengte eine feindliche Reitermasse
r, und zum Theil in die Weichsel; tausend Polen blieben
atze, 500 wurden gefangen. Als so die Außenwerke er-
en, rückte auch der Nachhalt vor, sammt dem Geschütze;
e selbst aber erstiegen die innern Werke Praga's, und
ter blutigem Kampfe von Straße zu Straße bis auf die
vor. Einige tausend Polen, welche die Weichsel in ihrer
ielt, wurden im Angesichte der Bewohner Warschau's nie-
oder in den Fluß gestürzt. Man machte hier 3400 Ge-
Die Russen fochten und plünderten mit Erbitterung, um
ehmen, wegen der Nacht vom 16ten zum 17ten April, wo
unter Igelström in Warschau von den Polen überfallen
Hälfte niedergehauen worden waren. Nach vierstündigem
9 Uhr früh, war das dreifach verschanzte Praga mit 33 Bat-
22,000 Russen erstürmt, und erstickt der letzte Funken des
schen Heldenmuths, den Kosciuszko zur Flamme angefacht;
en lagen auf dem Wahlplatze; mehr als 2000 waren in
l ertrunken, und 14,680 gefangen, unter diesen die Ge-
en, Hösler und Krupinski, 5 Obersten, 24 Stabs- und
fiziere. Suwarow behandelte sie menschlich, und setzte sie
eit. Nur 800 Mann hatten sich über die Brücke nach War-
t. Aber auch eine große Zahl von Landleuten, die sich
geflüchtet hatten, Weiber, Greise, Kinder und Säug-
ren in dem Gemetzel und bei der Plünderung ihr Leben.
er Stadt brannte ab, und es dauerte mehrere Tage, ehe
von den Todten und dem Schutte gereinigt waren. Ge-
en die Generale Jasinski, Korseck, Kwaschnefski und
Jasinski, einer der besten Offiziere der Polen vom
Geschützwesen, der Befreier Wilna's, hatte am Tage vor
von seinen Freunden in Warschau Abschied genommen,
u sterben, wenn die Russen nicht zurückgeschlagen würden.
ibel in der Hand ward er in den vordern Schanzen durch

Digitized by Google

Bayonnetstich getödtet. Die Russen, welche in Praga 104 rschlünde erobert hatten, verloren nach ihren Berichten nur 580 n, darunter 8 Stabsoffiziere, und zählten 960 Verwundete; andern Nachrichten verloren sie an Todten 2000 Mann. Ihr ust war so gering, weil es den Polen, die mit Verzweiflung und h fochten, an guter Anführung fehlte, und an planmäßiger An= ung der Vertheidigung. Sie erwarteten eine regelmäßige Bela= ng, keinen Sturm. Suwarow berichtete seiner Kaiserin vom achtfelde aus die Einnahme Praga's mit den drei Worten: ah! Praga! Suwarow; und sie antwortete ihm eben so kurz: o, Herr Generalfeldmarschall! Außer dieser Ernennung erhielt och andere Beweise der kaiserlichen Gnade. Den 9ten Novem= rückte der Feldherr in Warschau ein, und die letzte Theilung ns im Jahre 1795 war die unmittelbare Folge des Falles von o.

Pragmatisch heißt überhaupt, was auf unser Verfahren an= ndet werden kann; daher auch gemeinnützig, lehrreich. Eine ichte wird pragmatisch vorgetragen, wenn darin über die Ursa= und Folgen der erzählten Begebenheiten lehrreiche Aufschlüsse Winke zu einer gehörigen Benutzung des Erzählten gegeben wer= Vergl. d. Art. Polybius.

Pragmatische Sanction, s. Sanction (Pragmatische).

Prägschatz, s. Schlagschatz.

Präjudiz (praejudicium), eigentlich eine vorgefaßte Mei= , Vorurtheil; in der Jurisprudenz eine nachtheilige Folge, e einer Partei daraus erwächst, daß sie einer gesetzlichen Vor= t oder richterlichen Verordnung nicht Genüge leistet, — daher oft Nachtheil einer Handlung überhaupt; präjudicirlich, heilig, und präjudiciren, benachtheiligen.

Prälaten werden hohe, zugleich wegen der Besitzungen ihrer er und Klöster mit weltlicher Macht bekleidete Geistliche, wie Decane und Aebte in der katholischen Kirche, und die Decane, oren und Aebte der säcularisirten Stifter und Klöster unter den estanten genannt. Letztere haben nur den Namen und die Ein= e, die katholischen Prälaten aber auch den Wirkungskreis ihrer aturen. Die Prälaten nehmen in den deutschen Staaten unter andständen den Rang vor dem Adel und sogleich nach den Stan= rren oder Grafen ein. E.

Präliminarien heißen diejenigen Bestimmungen, welche ufig festgesetzt werden, um einem zu schließenden Vertrage zur dlage zu dienen, Einleitungspunkte. Vergl. den Art. Frie= schluß.

Präludium, s. Vorspiel.

Prämie, praemium, Preis, Ehrenlohn, Belohnung; im el das Geld, welches der Assecurant für das Versichern der zur abgehenden Güter oder Schiffe erhält, und welches, je nachdem oder weniger Gefahr dabei ist, nach höhern oder niedrigern Pro= n des Werthes bestimmt wird. Auch pflegen, z. B. in England, eizmittel für die Inhaber des baaren Geldes bei Staatsanleihen, einer Reihe von Jahren nach dem Loose wieder bezahlt werden , gewisse mit den Jahren steigende Prämien für diejenigen be= t zu werden, welche das Loos erst später trifft, wodurch sie ge= e früher herauskommenden entschädigt werden.

Prämis
(S. Syllog
Resultat zieht
Prämon
Norbert, eine
strenge und
(seit 1127) di
französischen
melte er auf e
der Wiese (p
des Ordens) i
tins Regel m
ten sich deßha
Verfassung na
entstanden
fangs, wie in
ter, aus der
größerer Entf
Der Abt des
bildete mit dr
den Rath der
en 2000 Klöst
den Niederlan
verlor aber eb
derselben. Um
Klöster in Sp
jedoch mit den
schaft, welche
tungen befestig
Italien keine,
waren eingega
Klöstern in Sp
bers in Böhme
Klöster geblieb
leiht. Die
eine gewisse G
Prange
Präpar
einzelne Theile
Aufbewahren
Präposi
durch welchen
dern besonders
Dinge zu ein
schen Mittels
genstand bezei
die wir den
ches Wort zur
ses Wort ist
die Präpositio
Substantiv
einem Gegenst
der natürlichen
so heißt sie au

Digitized by Google

Prämissen, in der Logik die Vordersätze eines Schlusses. (S. **Syllogismus**.) Ueberhaupt die Urtheile, aus welchen man ein Resultat zieht.

Prämonstratenser. Dieser geistliche Orden wurde von Norbert, einem Chorherrn aus Xanten im Clevischen, der durch Sittenstrenge und Eifer für die Hierarchie als Erzbischof von Magdeburg (seit 1127) die Ehre der Canonisation verdiente, im Sprengel des französischen Bisthums Laon gestiftet. Im Walde von Coucy sammelte er auf einer ihm, nach seinem Vorgeben, vom Himmel gezeigten Wiese (pré montré, pratum monstratum, daher der Name des Ordens) im J. 1120 seine ersten Schüler und gab ihnen Augustins Regel mit eigenen Verschärfungen. Die Prämonstratenser rechnen sich deßhalb unter die regulirten Chorherren, obwohl sie ihrer Verfassung nach wirkliche Mönche sind. Der Orden wuchs schnell; es entstanden mehrere Nonnenklöster derselben strengen Regel, anfangs, wie im Orden von Fontevraud, in der Nähe der Mönchsklöster, aus deren Einkünften sie erhalten werden mußten, später in größerer Entfernung, um den Gefahren des Umgangs vorzubeugen. Der Abt des Stammklosters Prémontré bei Coucy war General, und bildete mit drei andern französischen Prämonstratenseräbten einen hohen Rath der Väter des Ordens. Dieser hatte vor der Reformation an 2000 Klöster, darunter 500 weibliche, die meisten in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, England und den nordischen Reichen, verlor aber eben darum im 16ten Jahrhunderte mehr als die Hälfte derselben. Um die verfallene Klosterzucht herzustellen, vereinigten die Klöster in Spanien sich 1573 zu einer strengen Observanz, blieben jedoch mit den Alten von der gemeinen Observanz in Ordensgemeinschaft, welche 1630 durch neue Statuten für alle Klöster beider Gattungen befestigt wurde. Im 18ten Jahrhundert hatte der Orden in Italien keine, in Frankreich nur 42 männliche Klöster; die weiblichen waren eingegangen. Jetzt besteht er aus einer geringen Zahl von Klöstern in Spanien, Polen und den österreichischen Staaten, besonders in Böhmen, wo ihm zu Prag eins seiner schönsten und reichsten Klöster geblieben ist und seine Pfründen zu gemeinnützigen Zwecken gibt. Die Prämonstratenser tragen ihre weiße Kleidung nicht ohne eine gewisse Eleganz. E.

Pranger, s. **Pilori**, **Schandpfahl** und **Strafen**.

Präparate, zubereitete Sachen, nennt man in der Anatomie einzelne Theile des menschlichen oder thierischen Körpers, welche zum Aufbewahren künstlich zubereitet sind. S. d. Art. **Anatomie**.

Präposition, Verhältnißwort, ist derjenige Redetheil (s. d.) durch welchen das äußere Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern besonders ausgedrückt wird. Um nehmlich die Verhältnisse der Dinge zu einander auszudrücken, kann sich die Sprache des zweifachen Mittels bedienen, daß sie dem Worte selbst, welches den Gegenstand bezeichnet, eine eigenthümliche Wendung oder Beugung gibt, die wir den Casus (Verhältnißfall) nennen, oder ein eigenthümliches Wort zur Bezeichnung gewisser Verhältnisse anwenden, und dieses Wort ist die **Präposition**. Es ist daher auch natürlich, daß die Präposition stets zu dem Worte (mithin unmittelbar zu dem **Substantivum**) gehört, welches die in Verhältniß gestellte und von einem Gegenstand abhängig gemachte Sache bezeichnet; und da sie in der natürlichen Redefolge gewöhnlich vor dieses Wort gestellt wird, heißt sie auch mit Recht **Präposition** (Vorsetzwort), und fodert

ihren bestimmten Casus. Der einfache Satz: Petrarca ward gekrönt, wird näher bestimmt in folgendem: Petrarca ward wegen seiner dichterischen Verdienste zu Rom auf dem Capitol am ersten Osterfeiertage 1341 gekrönt. In diesem Beispiel sind alle Verhältnißbestimmungen durch Präpositionen ausgedrückt. Am meisten verwandt sind die Präpositionen mit den Adverbien, welche jedoch mehr als Beschaffenheit auf den Gegenstand übergetragen werden. Sie beziehen sich, wie die in dem angeführten Beispiele gebrauchten, hauptsächlich auf Zeit- und Raumverhältnisse, und auf die Verhältnisse von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Verbindung und Entgegensetzung rc. Die Sprachen sind in Hinsicht des Gebrauchs der Präpositionen verschieden. Einige bedienen sich statt ihrer häufig gewisser an das Hauptwort angehängter Zeichen; diejenigen aber, welche besondere Verhältnißwörter der Art besitzen, gebrauchen dieselben bald mehr bald weniger; das erstere, je weniger sie die Verhältnisse durch Casus ausdrücken, und je weniger ausgebildet die Declination ist (so z. B. in der englischen, italienischen und französischen Sprache); das letztere, wo die ausgebildete Declination den häufigen Gebrauch der Präpositionen entbehrlich macht.

Präpositur, Präpositus, s. Propst.

Präscription, s. Verjährung.

Präsentation der Wechsel, s. Wechsel.

Präsentationsrecht, s. Patron.

Präservativ, ein Verwahrungs- oder Vorbauungsmittel, besonders in der Medicin eine Arznei oder ärztliche Vorschrift, um eine zu befürchtende Ansteckung oder Krankheit zu hindern.

Prästigiatoren, bei den Römern eine Art Taschenspieler, welche unter andern an den säcularischen Spielen das Volk durch ihre Gaukeleien vergnügten, abgerichtete Hunde tanzen ließen und dergleichen.

Präsumtion, Voraussetzung, praesumtio juridica, rechtliche Vermuthung, ist ein Satz, der in Ermangelung einer rechtlichen Wahrheit so lange als wahr angenommen wird, bis das Gegentheil erwiesen ist. Praesumtio juris et de jure ist ein Satz, den die Gesetze aus gewissen Ursachen in einem bestimmten Falle durchaus für wahr annehmen, wenn gleich das Gegentheil erhellt oder bewiesen werden kann.

Prätendent, eigentlich Jeder, der auf etwas, besonders auf die Regierung Anspruch macht. Diesen Namen führte vorzüglich Jacob Eduard Franz, Sohn des aus England 1689 vertriebenen Königs Jacob II. aus dem Hause Stuart. S. Jacob III.

Prater, s. Wien.

Prätor, im alten Rom die vornehmste Magistratsperson nach den Consuln, welche die Besorgung des Gerichtswesens hatte. Die Prätur wurde um das Jahr der Stadt 389 eingeführt, als die Consuln wegen der fast ununterbrochenen Kriege nicht mehr selbst Recht sprechen konnten. Vom J. 418 an bekamen auch die Plebejer Antheil an diesem Ehrenamte. Der Prätor wurde wie die Consuln in den Comitiis centuriatis und mit denselben Auspicien gewählt, und hieß daher auch Collega Consulum. Anfangs war nur ein Prätor; als aber durch die Anwesenheit der vielen Fremden die Geschäfte immer mehr zunahmen, wurde im J. Roms 310 noch ein zweiter gewählt. Beide theilten sich durchs Loos dergestalt in die Geschäfte, daß der eine die Rechtshändel zwischen Bürger und Bürger (praetor urbanus),

Digitized by Google

er andere aber die Streitigkeiten zwischen Fremden und Bürgern schlichtete (praetor peregrinus). Diese Zahl der Prätoren blieb bis 527, wo noch zwei neue gewählt wurden, um in den damals eroberten Provinzen, Sicilien und Sardinien, Recht zu sprechen. Als im J. 557 das dießseitige und jenseitige Spanien unter römische Herrschaft gekommen war, wurden abermals zwei neue Prätoren in beide Provinzen geschickt, so daß ihrer jetzt sechs waren. Sulla fügte noch zwei hinzu, und Cäsar erhob ihre Zahl auf zehn. Unter den Kaisern war ihre Zahl zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die Ehrenzeichen des Prätors waren sechs Lictoren, welche die Fasces vor ihm her trugen, die Toga prätexta und eine Sella curulis, worauf er saß, wenn er auf dem Tribunal Gericht hielt. Als Zeichen der Gerichtsbarkeit war vor demselben ein Spieß, oder, wenn der Prätor ein öffentliches Gericht dirigirte, ein Schwert aufgepflanzt. Das Hauptgeschäft des Prätors war die Gerechtigkeitspflege. Seine ganze Gewalt in dieser Rücksicht wurde mit den drei Worten ausgedrückt: Do, Dico, Addico. Bei dem Antritte seines Amtes schwur er, die Gesetze genau zu beobachten, und publicirte ein Edict, nach welchem er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte (edictum, formula praetoris). Sodann wählte er aus denjenigen Ständen, welche das Recht dazu hatten, eine hinreichende Anzahl von Personen, die während seiner Amtsführung Richter seyn sollten. Außerdem vertrat der Prätor urbanus, als der vornehmste unter den übrigen, in Abwesenheit der Consuln ganz ihre Stelle. Er führte in den Volksversammlungen den Vorsitz und konnte bei außerordentlichen Vorfällen den Senat berufen. Auch lag ihm die Veranstaltung einiger Spiele ob, als der apollinarischen, circensischen und megalensischen. Das Amt des Prätors dauerte ein Jahr, nach dessen Verlauf er als Proprätor in die ihm zugetheilte Provinz ging. (Vergl. d. Art. Magistratus.)

Prätorianer, prätorianische Cohorten, die Leibwache der römischen Kaiser, von August, der sie errichtete, bis auf Constantin den Großen, der sie abschaffte. Der Name kommt von der Cohors praetoria, deren Bestimmung zur Zeit der Republik die Beschützung des Feldherrn in der Schlacht war.

Prävarication, hieß bei den Römern das Verbrechen, wenn der Ankläger den wegen eines öffentlichen Verbrechens Angeklagten pflichtwidrig begünstigt, oder wenn der Anwalt einer Person zum Nachtheil derselben die Gegenpartei schont.

Praxis, die Ausübung oder Anwendung einer Kenntniß oder Fertigkeit auf einen in der Wirklichkeit vorkommenden Fall, im Gegensatze der Theorie.

Praxiteles, einer der größten Bildner Griechenlands (s. den Art. Bildhauerkunst, Geschichte der), welcher die bildende Kunst zu einer solchen Vollendung erhob, daß ein Epigramm der griechischen Anthologie dessen Niobe also redend einführen konnte:

Götter bildeten mich aus Leben zu Stein; aus dem Steine
Schuf Praxiteles drauf wieder ins Leben mich um.

Er und sein geistesverwandter Zeitgenosse Scopas wußten den Marmor durch ihren Meißel zu beleben, und durch sie ward der Hoheit auch die Anmuth zugesellt. Daher fängt man mit diesen beiden Meistern um 364 vor Chr. die Periode des schönen Styls an. Praxiteles arbeitete auch in Erz vortrefflich, war aber nach Plinius

Digitized by Google

Zeugniß im Marmor glücklicher. Plinius führt (im XXXVI. Bd. seiner Hist. nat. 4. und 5. Cap.) die vorzüglichsten seiner Werke an, in welchen er eine Reihe hoher Götterstatuen mit aller Anmuth und Fülle des Lebens bekleidete. Die schönste unter diesen soll die gnidische Venus gewesen seyn, in welcher Statue er zum erstenmale die Venus unbekleidet zu bilden wagte. Nach der Sage sollen ihn Cratina und Phryne, die berühmten Hetären (s. d. Art.) Griechenlands, durch Enthüllung ihrer Reize zu diesem Bilde begeistert haben — vielleicht nur als Modell. (S. Wieland über die Ideale, in s. Werken Bd. XXIV.). Sie war mit lächelndem Antlitze dargestellt, mit der linken Hand die Scham bedeckend, in der Situation, wie sie aus dem Bade oder dem Meere hervorsteigt. Ein altes Epigramm sagt von ihr:

Als Minerva und Juno die gnidische Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris, du richtetest recht.

Unzählige Male wurde diese herrliche Statue copirt; und Heyne hat in seinen antiquarischen Aufsätzen über die Copien dieser und der coischen Venus desselben Künstlers (welche von unten bis auf die Hüfte verhüllt war) eine gelehrte Untersuchung angestellt. Nach Böttiger hat die sogenannte mediceische Venus nur in der verhüllenden Hand, sonst aber in keinem andern Stücke mit der gnidischen einige Aehnlichkeit; aber die fast gleich berühmte capitolinische wird von Kennern für eine unmittelbare Copie derselben angesehen. — Die noch vorhandene Gruppe der Niobe, welche man auch dem Scopas beigelegt hatte, scheint verschiedenen Zeiten anzugehören; gewiß wurde sie im Alterthume von verschiedenen Künstlern mehreremale behandelt. Auch waren zwei Statuen des Eros von ihm berühmt, deren eine, in dem Tempel des Gottes zu Thespia aufgestellt, er nebst einer Satyrstatue, welche den Namen Periboetos (der allgerühmte) erhielt, nach Pausanias für seine vollkommensten Werke gehalten haben soll. Von letzterm entdeckte man in einer Villa des Kaisers Antoninus eine schöne Copie, welche jetzt auch dem Museum Pio-Clementinum zurückgegeben ist. Ueber seinen Amor siehe ebenfalls Wieland am ang. Orte. Ferner bildete Praxiteles mehrere Statuen der Diana, der Ceres, des Bacchus und viele andere in Marmor und Bronze, welche Muster allgemeiner Nachahmung wurden. Der oben angeführte Kunstkenner theilt ihm vorzugsweise den Hetärenkreis zu, zu welchem seine Gruppe in Bronze, welche eine weinende Matrone und eine lachende Buhlerin darstellte, gehört, womit er nach des Plinius Bericht seiner Phryne eine Schäferstunde bezahlte. Unter seinen Söhnen war Cephissodorus als Künstler berühmt.

Precarium, Vergünstigung, ist ein Geschäft, wodurch Einer dem Andern den Gebrauch einer Sache oder eines Rechts auf dessen Ansuchen so lange bewilligt, als ihm belieben wird.

Precy (Graf Louis François), der sich insbesondere durch seine heldenmüthige Vertheidigung Lyons gegen den Nationalconvent während der Schreckensregierung in Frankreich, berühmt gemacht hat, ist 1742 geboren. Im J. 1791 kam er als Obristlieutenant in die Fußgarde Ludwigs XVI., die noch allein dem unglücklichen Könige zugethan war. Als das Corps den 24sten Mai 1792 vom Convent, dieser Gesinnungen wegen, verabschiedet wurde, blieb der größte Theil der Offiziere und der Gardisten dessungeachtet in Paris, um dem Könige nöthigen Falls beizustehen. Die Gelegenheit dazu fand sich am

Digitized by Google

10ten August. Neun Offiziere und mehr als 150 dieser Gardisten, von Precy angeführt, fanden an diesem Tage in der Vertheidigung der königl. Familie einen ruhmvollen Tod. Precy entkam wie durch ein Wunder. Im Juli 1793 ersuchten die Lyoner Precy, sich an ihre Spitze zu stellen, um sie gegen die Maßregeln der furchtbaren Comité de Salut public des Nationalconvents in Schutz zu nehmen. Precy folgte dem ehrenvollen Rufe, so wenig auch die Vertheidigungsmittel der von den Terroristen aufs äußerste bedrängten Stadt dem Angriffe und den unermeßlichen Hülfsquellen der von Dúbois Cranzé befehligten Belagerer angemessen waren. Precy löste die Aufgabe, eine von allen regelmäßigen Befestigungswerken entblößte, und bloß von Bürgern vertheidigte Stadt gegen den wilden Andrang der fanatisirten und nach Blut und Beute lechzenden Conventsarmee möglichst lange zu schützen, auf eine römischer Helden würdige Art. Die ganze neuere Geschichte bietet, wenn wir die Vertheidigungen von Saragossa und Tarragona ausnehmen, nichts Gleiches dar. Nach einer 63tägigen Belagerung blieben Precy keine Hülfs- und Widerstandsmittel mehr übrig. Er faßte jetzt den kühnen Entschluß, sich mit einem kleinen Haufen mitten durch die Conventsarmee einen Weg zu bahnen. Siebenhundert Tapfere verbanden sich mit ihm zu diesem Zuge, um auf ihm zu sterben, oder der Knechtschaft und dem schmachvollen Tode, der ihrer harrte, zu entgehen. Nur Wenigen gelang das Letztere; unter ihnen fand sich Precy selbst, der 15 Monate lang auf eine höchst edelmüthige Weise von armen Bauern, nachdem sein Corps ganz aufgerieben worden, verborgen gehalten und verpflegt wurde, bis ihm nach Robespierre's Sturz endlich gelang, zu entfliehen und das Ausland zu gewinnen. Er kam glücklich in Bern an. Von diesem Zeitpunkte widmete er sich gänzlich Ludwig XVIII. und begab sich immer dahin, wohin ihn Pflicht und Ehre riefen. Auf diesen Irrfahrten geschah es auch, daß er in Baireuth verhaftet und zwei Jahr lang gefangen gehalten wurde. Er erhielt endlich Erlaubniß nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Nach seiner Zurückkunft hielt er sich, bis zur Restauration der Bourbons, von allen Geschäften entfernt. Er wurde von Ludwig XVIII. auf das ausgezeichneteste empfangen, und zum Commandanten der Nationalgarde in Lyon ernannt. In einem hohen Alter lebt er gegenwärtig (1819) im Schooße seiner Familie von allen Geschäften zurückgezogen.

Prediger nennen sich die Geistlichen der Protestanten, weil das Predigen ihr Hauptgeschäft ist, und ihre sämmtlichen Amtsgeschäfte (die Leitung des öffentlichen Gottesdienstes, die Seelsorge und die Belehrung der Beichtenden, die Verwaltung der Sacramente, die Einsegnung der Ehen, der Religionsunterricht der Catechumenen und die Aufsicht über alles Religiöse in dem Leben der Gemeinden überhaupt) sich auf den Beruf zur Predigt des göttlichen Wortes stützen und die Verkündigung desselben in sich fassen. Diese Ansicht des geistlichen Amtes wird durch seinen Ursprung begründet. Lehren war seit dem Zeitalter der Apostel die hauptsächlichste Beschäftigung der Bischöfe, woran als deren Vicarien die Presbyter und Diaconen Theil nahmen. Chrysostomus, dessen geistliche Beredsamkeit mit den größten Rednern des Alterthums wetteiferte, war Bischof von Constantinopel und auch die Päpste Leo und Gregor die Großen predigten in eigener Person. Je entschiedener aber der geistliche Stand sich nach und nach zum Charakter des jüdischen Priesterthums neigte, und Reichthum und Herrschaft zum Ziele seines Strebens machte, desto

Digitized by Google

mehr verkannte er seine wahre Bestimmung und achtete zur Behauptung seiner priesterlichen Würde den in einen geistlosen Mechanismus ausgearteten Altardienst, die Verwaltung der Sacramente und das richterliche Ansehn über die Laien für wichtiger als das Lehrgeschäft (s. Priester). Bei dem Verfalle der Wissenschaften im Mittelalter fing es auch bald an, sehr an Männern zu fehlen, die zur Abfassung einer Predigt fähig gewesen wären; man beschränkte den öffentlichen Religionsunterricht auf das Vorlesen veralteter Postillen, die seit dem 9ten Jahrhunderte hie und da in die Landessprache übersetzt wurden, und gewöhnte das Volk, seine vorzüglichste Erbauung in den kirchlichen Ceremonien und dem Gesange, der sie begleitete, zu suchen. Erst die im Anfange des 13ten Jahrhunderts entstandenen Bettelorden, unter denen die Dominicaner gleich als Volksredner (daher Prädicanten) gegen die Ketzer auftraten, und die Mystiker des 14ten und 15ten Jahrhunderts brachten das Predigen wieder in Aufnahme. Auch die Waldenser und Hussiten hielten viel auf erbauliche Erklärungen des göttlichen Wortes und die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Verkündigung desselben in der Predigt zum Hauptberufe der Geistlichen. Wenn nun auch im Zeitalter der Kirchentrennung der Ungeschmack einer leidenschaftlichen Polemik und unfruchtbaren Dogmatik sich der Kanzeln nicht weniger als der akademischen Lehrstühle bemächtigte, so wurde doch, da der Lehrbegriff festgestellt und im 17ten Jahrhunderte der Zustand eines ruhigen Bestehens der Kirchen neben einander eingetreten war, freies Feld für neue Bemühungen zur Erhöhung der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Spener (s. d. Art.) erwarb sich dieses Verdienst, indem er das practische Christenthum auf die Kanzeln brachte, über die Anwendung der Religionslehren im täglichen Leben predigen lehrte und dem vernachlässigten Unterrichte der Catechumenen durch gute Anweisungen und eigenes Beispiel neuen Schwung gab. Der milde evangelische Geist, der von diesem ehrwürdigen Manne ausging, entwöhnte die protestantischen Prediger allmälig von dem bald nach der Reformation wieder eingeschlichenen Priesterdünkel und führte sie zu jener apostolischen Einfalt im Lehren und Leben, die den echten Charakter des christlichen Predigtamtes bezeichnet. Weil aber der Prediger zwischen der idealen Welt der Gelehrten und dem wirklichen Volksleben mitten inne steht und, in beiden Gebieten einheimisch, die sittlichen Ideenschätze der Wissenschaft zum alltäglichen Gebrauche ausprägen soll; so bringt jede neue Form und Wendung der Cultur für ihn eine neue Wendung mit sich. So kam denn jene apostolische Einfalt mit dem Ringen des mächtigen Natur- und Freiheitsgeistes, der sich seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts regte, die Theologie und Philosophie einer totalen Revision unterwarf und auf Zerstörung jeder alten Stütze des Glaubens ausging, in einen Widerstreit, den sie nur mit frommen Seufzern und Klagen zu betrauern, jedoch nicht durchzukämpfen wußte. Auf die Schultern der alten Zionswächter trat nun ein neues Geschlecht philosophischer Volksredner, die bei dem Grundsatze, nichts auf die Kanzel zu bringen, was zweifelhaft geworden war, sich bald genöthigt sahen, die meisten Glaubenslehren mit Stillschweigen zu übergehen und sich in dem Kreise einiger Moralien und eben an die Tagesordnung kommender practischen Wahrheiten kümmerlich genug zu bewegen. Geist und Kraft schien aus solchen Vorträgen gebannt, das Volk, das nur von den erhabenen Momenten der Religion ergriffen wird, fand sie ungenießbar und die Kirchen

Digitized by Google

wurden leer. In dieser Periode der Laulichkeit und Aufklärerei haben jedoch mehrere Kirchenlehrer des ersten Ranges Widerstand gehalten, von denen wir nur den großen Reinhard nennen dürfen, um den Geist der Gründlichkeit, des unerschütterlichen Glaubens und der Treue gegen das Evangelium zu bezeichnen, den sie den Predigern des 19ten Jahrhunderts einflößten. Es ist ihr Verdienst und die Frucht der großen Erschütterungen, die das bürgerliche Leben erfahren hat, daß man das Bedürfniß der Menge jetzt besser erkennt. Günstiger als das Zeitalter der Kritik war auch der Dogmatismus der neuesten Philosophie der Rückkehr zum biblisch-kirchlichen Lehrbegriff, und seit letzterer auf den Kanzeln in seine alten Rechte wieder eingetreten, und in den Herzen der Lehrer die Theologie der Religion selbst näher gerückt ist, hat die Kirche wieder christliche Prediger, die das Wort Gottes mit eigener Begeisterung und Ueberzeugung lehren und zahlreiche Versammlungen vor sich sehen. Auch läßt sich das Streben der Prediger unserer Zeit nach Würde, Nachdruck und Bündigkeit in ihren religiösen Reden nicht verkennen; der gute Geschmack wird selbst von den Minderbegabten selten beleidigt, und im nördlichen Deutschland wird kaum irgendwo ein Vortrag gehalten, aus dem unbefangene und willige Zuhörer nichts Erbauliches schöpfen könnten. Daß die katholischen Geistlichen in Deutschland mit den protestantischen Predigern in der Amtsberedsamkeit wetteifern, haben sie durch rühmliche Proben dargethan, nur versagt ihnen die Natur des katholischen Cultus, welcher die Messe über die Predigt stellt, die Antriebe und Aufmunterungen, welche den Predigern der Protestanten, deren Gottesdienst sich vorzüglich auf die Predigt bezieht, zu Statten kommen. Mit Recht hat sich daher die zur Verbesserung der liturgischen Formen 1814 in Berlin niedergesetzte Commission gegen den Vorwurf verwahrt, als wolle sie der Predigt nicht mehr den Rang der Haupthandlung im Gottesdienste einräumen und die achtungswerthen Mitglieder dieser Commission werden dem Geiste des evangelischen Christenthums um so treuer bleiben, je weniger sie an einer Gestalt künsteln, die das Volk, wie sie jetzt eingerichtet ist, seinen religiösen Bedürfnissen ganz angemessen findet, wenn sie nur von geistvollen, kräftigen Predigern beseelt wird. Viel wichtiger als eine Reform der Liturgie, ist den protestantischen Kirchen die Wachsamkeit der Regierungen über die Würde des Predigtamtes. Wird dieses allenthalben mit Männern von gebildetem Geiste und heiligem Sinne versorgt, und seine Wirksamkeit durch keine unsittliche Beispiele, Bedrückungen und Secularisationen von Seiten der Regierungen mehr gehindert; hört man auf, dieses Amt mit der Praxis der Polizei zu vermengen und für zweideutige Staatszwecke mißbrauchen zu wollen; läßt man es ganz in der Sphäre der Religion, deren segnender Einfluß von ihm ausgehen soll: so wird es sich schon selbst das Ansehn und die Macht über die Gemüther zu verschaffen wissen, die ihm gebührt. E.

Preis. Man versteht darunter das Gut oder die Masse von Gütern, welche der Besitzer eines bestimmten Gutes beim wirklichen Umtausche desselben gegen ein anderes Gut oder mehrere andere dafür von demjenigen erhält, dem er sein Gut überläßt, oder welche der Begehrer eines Guts dem gibt, dessen Gut er eintauscht. Die Uebereinkunft unter den tauschenden Parteien, welche den wirklichen Preis eines in den Tausch gekommenen Guts bestimmt, ist nichts weiter als das Resultat eines Kampfs zwischen dem Besitzer und Begehrer des

Guts. Stellt man eine Vergleichung an zwischen dem Werthe der in den Tausch gekommenen Güter und dem Preise derselben, so bedient man sich als eines Maßstabs der Vergleichung entweder der Münze als solcher, d. h. abgesehen von der ihr etwa beiwohnenden Eigenschaft einer Waare, oder man bedient sich dazu eines wirklichen Genußmittels, eines Guts von unmittelbarer Fähigkeit zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Im ersten Falle erhält man den Nenn- (Nominal) Preis, im andern den Sach- (Real) Preis des Guts; jener besteht also aus der Anzahl von Münz-Einheiten, welche der Begehrer eines in den Tausch gekommenen Guts seinem Besitzer für dessen Ueberlassung zahlt, dieser hingegen aus der Masse von Gütern, welche der Begehrer eines Guts seinem Besitzer für dessen Abtretung an ihn überläßt. — Auf die Bestimmung des Preises eines Guts hat gewöhnlich der Schaffungskostenbetrag desselben einen sehr bedeutenden Einfluß; es ist darunter der Werth der Güter zu verstehen, welche aufgewendet werden müssen, um ein Erzeugniß der Natur oder des menschlichen Geistes hervorzubringen. Je nachdem der Preis eines Guts die Schaffungskosten desselben ausgleicht oder sie übersteigt, oder unter ihnen steht, ist der Preis angemessen oder theuer oder wohlfeil. Der angemessene Preis ist der Ruhepunkt, welcher zwischen theuer und wohlfeil in der Mitte liegt, über ihm beginnt die Theuerung und unter ihm die Wohlfeilheit. Die Begriffe von Theuerung und Wohlfeilheit werden häufig mit denen von Kostbarkeit und Geringschätzigkeit (Unköstlichkeit) verwechselt, diese Begriffe sind aber wesentlich von einander verschieden. Der hohe Preis eines Guts, welcher von dessen Kostbarkeit herrührt, ist nicht immer ein theurer Preis, und eben so wenig ist der niedrige Preis eines Guts, welcher in dessen Geringschätzigkeit seinen Grund hat, immer ein wohlfeiler. Der Preis eines Edelsteins kann z. B. mit Recht sehr hoch und der einer Stecknadel sehr niedrig genannt werden, so lange aber kein Mißverhältniß Statt findet zwischen diesem Preise und den Schaffungskosten, läßt sich der Edelstein eben so wenig theuer als die Stecknadel wohlfeil nennen, denn beide stehen alsdann im angemessenen Preise. KM.

Preisler. Unter diesem Namen haben sich mehrere bildende Künstler bekannt gemacht: 1) Johann Justinus Preisler, geboren zu Nürnberg 1698, gestorben daselbst 1771. Er machte sich vorzüglich durch ein Altargemälde, die Grablegung Christi, bekannt, radirte auch mit Geschmack, und folgte seinem Vater als Akademiedirector in Augsburg; 2) Georg Martin, geboren zu Nürnberg 1700, gestorben daselbst 1754, ein Bruder des Vorigen, widmete sich sehr früh dem Zeichnen und Kupferstechen. Die Blätter, welche er zu dem Werke über die dresdner Antiken geliefert hat, sind noch unter den übrigen Stichen die besten; 3) Johann Martin, Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Nürnberg 1715, ein Bruder des Vorigen, bei welchem er das Kupferstechen lernte, widmete sich mit vorzüglichem Glücke historischen Gegenständen. Im J. 1739 reisete er nach Paris, wo er sich Schmidt und Wille zu Freunden machte, und wurde 1744 zum königlich dänischen Hofkupferstecher und Professor der Malerakademie zu Copenhagen ernannt, wo er im J. 1794 starb. Sein Kupferstich, Friedrich V. zu Pferde, nach der Bronzestatue von Sailly, ist ein Meisterstück; auch hat er Gellert nach Graff und Klopstock nach Juel gestochen. Den Beschluß seiner Laufbahn als Kupferstecher hat er mit der berühmten Madonna della Sedia nach

Digitized by Google

Rafael gemacht; 4) **Valentin Daniel**, Kupferstecher in schwarzer Kunst, der jüngste Bruder von Georg Martin, geboren im J. 1717 zu Nürnberg, starb ebendaselbst 1765. Er war zum Studiren bestimmt, vertauschte dasselbe aber, wiewohl ziemlich spät, mit der Kunst, besuchte seinen Bruder in Copenhagen, und verfertigte nach seiner Zurückkunft mehrere Blätter in schwarzer Kunst; 5) **Johann Georg Preisler**, Sohn und Schüler Johann Martins (Nr. 3.), geb. um das J. 1750, vervollkommnete sich vollends bei J. G. Wille zu Paris. Hier stach er das schöne Blatt Icarus, nach Vien, worauf er im J. 1787 als Mitglied in die Malerakademie aufgenommen wurde. Jetzt ist er Professor bei der Malerakademie zu Copenhagen.

Prenzlau, die Hauptstadt in der Uckermark, am See und Fluß Ucker. Sie zählt ohne das Militär gegen 7000 Einwohner, und hat gute Brauereien, auch beträchtlichen Handel mit Korn, Vieh und Tabak. Außer verschiedenen öffentlichen und Privatschulen hat sie ein gelehrtes Gymnasium und eine öffentliche Bibliothek. Sie wurde im J. 1806 durch die Capitulation des Corps von Hohenlohe (am 28sten October) merkwürdig.

Presbyter (griechisch), der Aeltere, **Presbyteri**, Aeltere, die Aeltesten, hießen in den ersten Jahrhunderten der Christenheit angesehene Kirchenbeamte, welche von den Gemeinden nach dem Muster der Aeltesten in der jüdischen Gesellschaftsverfassung angestellt wurden. **Presbyterium**, das Collegium derselben, oder ihre Versammlung. Unstreitig waren sie Vorsteher, Wortführer und Agenten der Gemeinden, hatten für die Erhaltung des Anstandes, der Ruhe und Ordnung in der Gemeinde zu sorgen, und verwalteten eine Art Censoramt, wie noch jetzt die Helfer in den Brüdergemeinden. Das Aufkommen der Hierarchie und die Verwandlung des geistlichen Amtes in ein förmliches Priesterthum veränderte auch den Charakter dieser Würde. Aus den Presbytern wurden Priester und Pfarrer, die ihre Stelle im höheren Clerus und ihren Rang nach den Bischöfen erhielten; jetzt heißt bei den Katholiken Presbyter ein Priester, der die Sacramente austheilen darf; dabei verlor sich die griechische Benennung und nur die presbyterianische Kirche in Großbritannien hat sie wieder aufgefrischt. E.

Presbyterianer, s. **Anglicanische Kirche** und **Dissenters**.

Preßburg, ungarisch Posony und slavisch Presspurek, Hauptstadt der preßburger Gespannschaft, eine königliche Freistadt, die vormalige Hauptstadt in Ungarn und nach Pesth die schönste Stadt des Königreichs, liegt am linken Ufer der hier 780 Fuß breiten Donau, über welche eine fliegende Brücke geht, in einer reizenden Gegend, zwischen hohen Bergen und einer weiten Ebene. Seit 1784, in welchem Jahre der Sitz der Statthalterschaft und der höchsten Reichsämter nach Ofen und Pesth verlegt wurde, hat Preßburg viel verloren; doch zählt es noch 1400 Häuser und 22,000 Einwohner. Hier werden die Reichstage gehalten und in der Cathedralkirche werden die ungarischen Könige gekrönt. Man findet in Preßburg ein Collegiatstift, eine königliche Akademie oder Lyceum, an welchem, wie an allen übrigen öffentlichen Lehranstalten in Ungarn, die allgemeinen und Rechtswissenschaften gelehrt werden, ein evangelisch-lutherisches und ein katholisches Gymnasium, ein Stift der sogenannten Notre Damen, ein evangelisch adeliches Convict und ein Kloster der Barmherzigen; auch ist diese Stadt der Sitz des Erzbischofs von Gran. Die In-

Digitized by

dustrie besteht in zwei Rosogliofabriken, in einer Tuch-, einer Oel- und einer Tabacksfabrik, in einer Silberdrahtzieherei, vielen Gerbereien und einiger Seidenweberei. Preßburg ist ein guter Handelsplatz, wo sieben Großhändler sind und ein wichtiger Speditionshandel mit ungarischen Producten, besonders mit Korn und Wein, auf der Donau und zu Lande getrieben wird. Merkwürdig ist auch diese Stadt durch den Frieden, welcher hier zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen wurde. Auf einem 420 Fuß hohen Hügel nächst der Stadt steht das königliche vormals befestigte Schloß, welches gegenwärtig zu einer Kaserne dient.

Preßburger Friede, geschlossen den 26sten December 1805, s. die Art. Friedensschlüsse und Oesterreich.

Pressen der Matrosen nennt man das Verfahren, mittelst dessen man die königliche Flotte in England mit Matrosen und Schiffssoldaten versieht, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreicht. Es besteht in dem gewaltsamen Wegnehmen aller solchen entbehrlichen Leute, die zum Seedienste tauglich sind. Wenn sonst ein Preßgang vorgenommen wurde, so gingen 10 bis 15 Matrosen, mit Prügeln und Messern bewaffnet, unter Anführung eines Offiziers, durch die Gassen, in Wirthshäuser, Bordels und andere öffentliche Orte, und nahmen alle diejenigen weg, die ihnen tüchtig schienen. Im Kriege gegen Frankreich kamen die Presser auch auf die Kauffahrteischiffe, und nahmen die Matrosen weg. Es gab dabei oft blutige Kämpfe, selbst Todschläge, welche aber unbestraft blieben, weil die von beiden Seiten ausgeübte Gewalt als gesetzwidrig angesehen wird. Die auf diese Weise zusammengebrachten Leute werden auf ein Schiff geschleppt, wo sie so lange gefangen bleiben, bis sie auf ein Kriegsschiff abgeliefert werden. Seit 1779 ist durch eine Parlamentsacte auch das Pressen der Landsoldaten oder das gewaltsame Wegnehmen der Leute zum Landdienste eingeführt. Jetzt ist das Verfahren nicht mehr so häufig und gewaltsam.

Preßfreiheit. Wenn keine Censur in einem Staate vorhanden ist, so herrscht in ihm Preßfreiheit. Die verschiedenen Grade der Censur sind in dem Artikel Censur aufgeführt worden. Eine völlige Preßfreiheit herrscht nur in wenigen Staaten, in England, in Belgien, in Weimar, in Bremen und in den nordamerikanischen Freistaaten. In andern ist bloß für die Bücher Preßfreiheit, die Zeitungen stehen unter Censur, wie z. B. in Frankreich, in den preußischen Rheinprovinzen und in den meisten kleinern Staaten Deutschlands. — Mit der Preßfreiheit ist es nicht so leicht abgethan, wie die Meisten glauben, welche sie verlangen, und der Staat muß in seinen Institutionen schon eine große Vollkommenheit erreicht haben, wenn er Preßfreiheit ohne Störung ertragen will. In der neueuropäischen Welt hat sich seit der Erfindung des Papiers (um das 11te Jahrhundert) und seit der Erfindung der Druckerei (im 15ten Jahrh.) eine öffentliche Meinung gebildet, welche die alten Staaten gar nicht gekannt haben. Bei diesen war der Staat immer in der Stadt, und indem die Bürger auf dem Markte und unter den Thoren von Staatsangelegenheiten redeten, hatte sich eine große Verständlichkeit über das Oeffentliche verbreitet. Allein dieses war immer nur auf den kleinen Fleck der Stadt eingeschränkt, und die entferntern Städte und Provinzen konnten an diesem Gespräche keinen Theil nehmen. Hingegen in der neueuropäischen Welt, wo mit Hülfe der Posten und der Zeitungen alle Männer eines Reiches wöchentlich mit einander

reden, ist dieses anders. Das was in der Hauptstadt vorfällt, das was in der Zeitung gedruckt wird, weiß in acht Tagen jedermann, bis zur Gränze des Reiches. Hiedurch hat sich nun eine öffentliche Meinung gebildet, die aus bessern Elementen besteht, als die in den Staaten der Alten, welche durch Eigennutz, Privatinteresse und Familienverbindungen häufig kleinstädtisch war, da sie zwischen Menschen Statt fand, die alle an einem Orte beisammen wohnten; wohingegen bei uns dieses Kleinstädtische nicht statt finden kann, weil die Menschen nicht in einer Stadt wohnen, sondern in Trier, Coblenz, Cölln, Münster, Berlin, Königsberg, Breslau rc., und also keine einseitigen Ansichten und Vorurtheile bei der Bildung dieser Meinung einwirken können. So entfernte Menschen können sich füglicher Weise nicht anders einigen, als über das, was Recht und was Wahr ist, weil kein Unrecht und keine Unwahrheit denkbar ist, wobei Alle gleiche Vortheile haben könnten. Gerade weil bei uns die öffentliche Meinung besser ist, ist sie stärker, und weil sie stärker ist, übt sie einen größern Einfluß auf die Verwaltung des Staates und auf das ganze Leben desselben, sobald sie ihre Organe gefunden hat. Diese Organe sind aber die **Zeitungen** und die **Kammern**, in welchen die Deputirten des Volks über die Gesetzgebung öffentlich berathschlagen. Beides gehört zusammen, und in keinem Staate können die Zeitungen frei seyn, in welchem keine öffentliche Gesetzgebung ist. Ist die Gesetzgebung öffentlich, so sind auch die Zeitungen frei wie in England, den Niederlanden und Frankreich, wo sie jetzt bloß ein Jahr unter die Aufsicht der Regierung gestellt sind, wegen der Lage, in welcher sich das Reich durch die Besetzung fremder Truppen befindet. Daß die Gesetzgebung öffentlich werde, hat aber große Schwierigkeiten, weil dieses zu einer besondern Art von Regierung führt, auf welche die meisten Staaten und die meisten Ministerien noch nicht eingerichtet sind. Indem nämlich die Gesetzgebung öffentlich wird, äußert sich die ganze Stärke der öffentlichen Meinung in dieser Gesetzgebung, weil sie hier nun ein Organ gefunden, in welchem sie sich auf gesetzmäßigem Wege aussprechen kann. Es gibt dann nur Eine Möglichkeit zu regieren, nämlich die im **Sinne der öffentlichen Meinung**, und hiezu muß sich ein Ministerium loyal entschließen, wenn es nicht untergehen will. Denn wenn die Minister die Gesetzentwürfe in die Kammer bringen, so finden diese von Seiten der Opposition immer Widerspruch — und indem die Gründe dafür und dagegen angeführt werden, müssen die Minister über alles Rede und Antwort geben, besonders aber darüber, wie sie das Geld verwenden, das die Kammern als Steuern bewilligen. Wenn sie nun hierüber keine klare Auskunft geben können — wenn sie die öffentliche Meinung nicht auf ihrer Seite haben — wenn ihnen in der Kammer größere Talente gegenüberstehen, die den Staatshaushalt mit größerer Klarheit übersehen, und mit einer größern Wohlredenheit begabt sind, als die Minister, so hilft ihnen die Gunst des Hofes und des Fürsten nichts, und sie können ihre Stelle nicht behalten. — In den Kammern und in den Zeitungen bildet sich die öffentliche Meinung über den Staatshaushalt, weil von den Ministern alles öffentlich mitgetheilt wird — aber die Kammern müssen auch wieder mit der öffentlichen Meinung geregelt werden, wenn man auf diese Weise regieren will. Denn bei dieser Art zu regieren ist der Staat eine Republik in monarchischen Formen — und die Regierungsart ist eine glückliche Mischung aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie, so wie sie in England und Frankreich Statt findet.

Digitized by Google

Tacitus hält diese Regierungsart für die vollkommenste, meint aber, wenn sie irgendwo durch ein glückliches Zusammentreffen entstände, so könnte sie doch nicht lange bestehen, weil eine von den drei Grundkräften das Gleichgewicht wieder stören würde, das sie unter sich haben und das zur Erhaltung dieser Regierungsform nothwendig ist. Allein zu den Zeiten des Tacitus kannte man die Art von öffentlicher Meinung nicht, welche sich in der neueuropäischen Welt seit der Erfindung des Papiers, der Buchdruckerei, der Posten und der Zeitungen gebildet hat; — und ohne diese öffentliche Meinung, die selbst in einem verdorbenen Zeitalter das Unverdorbenste ist, was unter einem Volke zu finden, mag es auch wohl nicht möglich seyn, eine Regierungsform, wie die in Frankreich und England, hervorzurufen — noch wenn sie hervorgerufen, Jahrhunderte hindurch zu erhalten. Die erste Bedingung zu dieser Oeffentlichkeit der Gesetzgebung ist **Einigkeit** unter den drei Grundkräften des Staates. Sie müssen alle drei denselben Zweck haben, ohne dieses entsteht Gegenstreben, Hader, Zwietracht und endlich Aufruhr, indem Eine dieser drei Kräfte alle Gewalt an sich reißen will, wie hievon in dem Artikel **Staatsverfassung** ausführlicher geredet worden. Ist diese Einigkeit vorhanden, sind alle drei über die Hauptpunkte übereingekommen, nach denen die Regierung soll geführt werden, und die die Grundlage der magna carta oder des Grundgesetzes des Staates bilden, so kann die öffentliche Meinung mit als Hauptelement in die Regierungsweise eingehen, und indem sie nun befreundet ist, und die ganze Staatseinrichtung sich nach ihr gebildet und eingerichtet, so liegt kein Widerstreben und kein Aufruhr in ihr verborgen, und alles geht friedlich her, trotz aller heftigen Reden, die im Parlamente und in den Zeitungen geführt werden. Hat die Gesellschaft diese Stufe der Entwickelung erreicht, so kann sie ohne Gefahr die Presse frei geben; denn da sie nun mit der Preßfreiheit in einer gesetzmäßigen Ehe lebt, so ist diese vor allen Ausschweifungen gesichert; und diejenigen, die sie etwa begeht, werden durch die Gesetze bestraft, nachdem sie begangen. S. d. Art. **Preßgesetze.** — Allein ohne eine Verfassung, die auf die Einwirkung der öffentlichen Meinung berechnet und eingerichtet ist, ist keine Preßfreiheit möglich, weil die Zeitungen jede andere Regierungsart, die nicht hiernach eingerichtet ist, in Verwirrung bringen, und um so schneller, je besser die Zeitungen über den ganzen Staatshaushalt unterrichtet sind, je besonnener sie reden und je genauer sie in der Angabe aller Zahlen und aller Umstände sind*). Bg.

*) Allerdings wird eine furchtsame Regierung, welche weiß, daß die Staatsform, die sie aufrecht erhalten will, mit der öffentlichen Meinung, welche eine Volksvertretung durch Wahl, ein Finanzgesetz, eine Civilliste, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, persönliche Sicherheit, eine gleiche Vertheilung der Abgaben, die Berufung des Würdigen zu jedem Staatsamte, ohne das ausschließende Vorrecht der Geburt, und die Verantwortlichkeit der Minister gesetzlich ausgesprochen, so wie alle Fesseln eines freien Bürgerthums (Feudalaristokratie, privilegirte und bevorrechtete Stände, Leibeigenschaft und Censurzwang) abgeschafft zu sehen verlangt — im Widerspruche steht, Censuranstalten errichten, um den Strom jener Ideen des Zeitgeistes abzudämmen. Wird es ihr aber damit gelingen? Ist sie dagegen **weise** genug, die Staatsform auf eine **nationelle** Weise umbilden zu wollen, so wird sie eben darum Preßfreiheit gestatten, damit das Wahre siege, und die

Digitized by Google

Preßgesetze. Wenn in einem Staate Preßfreiheit möglich und vorhanden ist, so kann diese nur durch Preßgesetze aufrecht erhalten werden. So wie die Censur die Preßvergehen vorsehend verhindert, so bestrafen die Preßgesetze die Preßvergehen, nachdem sie

öffentliche Ueberzeugung von dem, was noth thut, endlich selbst diejenigen für das allgemeine Wohl gewinne, welche verbesserten Einrichtungen im Wege stehen, wie z. B. einzelne Glieder bevorrechteter Kasten. Denn nichts kann die Regierung über die öffentlichen Gebrechen besser aufklären, und erbliche Vorurtheile tiefer entwurzeln, als die Preßfreiheit. Die französische Revolution hätte nie Statt gefunden, wenn die Presse frei gewesen wäre; denn alsdann würden redliche Minister, wie Türgot, Malesherbes, Necker u. A. die Mißbräuche in der Verwaltung und die Gebrechen in der Verfassung früher und sicherer abgestellt oder geheilt haben. Eben so wahr ist es aber auch, daß jede Verfassung, die auf sittlich rechtlichen Grundsätzen beruht, und die zweckmäßig mit Rechtlichkeit und Weisheit verwaltet wird, so fest steht, daß ihr jeder Angriff auf dem Papier gleichgültig seyn kann; denn einen solchen Staat hält die Kraft der öffentlichen Meinung. Daher ist der größere oder geringere Widerwille, mit welchem die Staatsgewalt der Preßfreiheit Widerstand leistet, der größere oder geringere Unmuth, mit dem sie ein ihr nachtheiliges Urtheil erträgt, oder umgekehrt, die größere oder geringere Freiheit, die sie jener gestattet, die größere oder geringere Unbefangenheit, mit der sie dieses entgegennimmt, — der Maßstab, der Probirstein für die Güte, Weisheit und Rechtlichkeit des Staatszustandes. Aber auch nicht einmal in Zeiten der Gefahr ist eine Suspension der Preßfreiheit nothwendig; denn eben in kritischen Zeiten bewährt sich die Gesundheit und Kraft eines Staats. — Daß überhaupt die Preßfreiheit nicht bloß das Lebensprincip aller höheren Geistesbildung, und daher dem Gelehrten im Freistaate der Wissenschaften unentbehrlich, sondern daß sie auch als das köstlichste Kleinod des Menschen in seinen bürgerlichen Verhältnissen, anzusehen sey, weil sie alle andern Nationalgüter bedingt, und fast noch mehr, als die Staatsverfassung und Constitution, die Nation gegen Unterdrückung und den Thron gegen innere Gefahr sicher stellt, indem sie die öffentliche Freiheit bewacht: das hat Englands und Nordamerika's Beispiel gezeigt. Mit Recht hat daher kürzlich ein Richterspruch der Juristen-Facultät in Würzburg in den Entscheidungsgründen den Grundsatz aufgestellt, daß das Recht, seine Meinung öffentlich auszusprechen, zu den unveräußerlichen Rechten der Menschheit gehöre. Auch der Bundestagsgesandte, Herr von **Berg**, hat in dem gutachtlichen Berichte über die Preßfreiheit im Allgemeinen gleiche Grundsätze bekannt, und selbst mehrere Regierungen haben jedem Bürger das unveräußerliche Recht zugestanden, über den Staat, seine Verwaltung und die darin herrschenden Mißbräuche öffentlich seine Meinung zu sagen. (Man denke an Schlözer's Staatsanzeigen!) Nach der preußischen Criminaljustiz handelt Niemand strafbar, der im Staate bestehende Mißbräuche rügt; darum wurde Mallinkrodt neuerlich freigesprochen. In den vereinigten Staaten ist es gesetzlich, daß kein Mensch wegen irgend eines in einer Druckschrift ausgesprochenen Urtheils über die Regierung vor Gericht gezogen oder gestraft werden kann.

Digitized by Google

begangen worden. Von den Preßvergehen handelt ein besonderer Artikel, in welchen die englische Gesetzgebung über dieselben angeführt worden. Die Preßgesetze unterscheiden sich in Nichts von den Censurgesetzen als in Hinsicht der Anwendung. Dem Schriftsteller so wie dem Censor sind die Censurgesetze bekannt, und der Censor, der die Schrift vor dem Drucke durchsieht, hat nun nachzusehen: ob die Censurgesetze nicht in solcher übertreten sind. In diesem Falle streicht er entweder die Stellen, in denen nach seiner Meinung solches Statt findet, oder aber er versagt dem ganzen Buche oder der ganzen Zeitung die Erlaubniß gedruckt zu werden. Bei den Preßgesetzen hingegen sieht der öffentliche Ankläger nach, wann die Schrift gedruckt ist, ob sie verlegt worden — und stellt dann den Verfasser vor Gericht. Dasselbe Recht hat jeder Privatmann, wenn er glaubt, daß seine Privatrechte gekränkt worden. Der Unterschied ist der: daß im ersten Falle (nämlich bey der Censur) der Schriftsteller nicht gestraft werden kann, weil er das Vergehen nicht begangen, indem ihn der Censor hieran gehindert. Aber er kann sich auch gegen den Censor nicht vertheidigen, wenn dieser behauptet, daß etwas gegen das Censurgesetz sey, was es nach seiner Meinung nicht ist. Im zweiten Fall (wenn keine Censur) kann der Schriftsteller bestraft werden, weil er das Vergehen begehen kann — allein er kann sich auch vor Gericht vertheidigen, und ob er es begangen, das hängt nicht von dem Urtheile eines einzelnen Mannes ab (wie das eines Censors, der gewöhnlich sehr ängstlich ist), sondern von einem Geschwornen-Gerichte, welches öffentlich spricht und das ohne alle Aengstlichkeit und Menschenfurcht spricht, gerade weil es sich als das Organ der öffentlichen Meinung, des versammelten Volks fühlt, und weil es weiß, daß sein Ausspruch Populiscita sind. So wie man mündliche Libellen nicht eher bestraft, als bis sie begangen (denn verhindern lassen sie sich nicht wohl, ohne das Reden zu verbieten), eben so kann man es mit den gedruckten halten, und sie erst gemäß den Preßgesetzen bestrafen, wenn sie begangen worden. Hierin liegt keine Schwierigkeit, wenn übrigens die Staatseinrichtung so geordnet ist, daß sie die Preßfreiheit ertragen kann. (S. diesen Artikel). Allein man will es gewöhnlich nicht gern gestehen, daß in der Staatseinrichtung selber das größte Hinderniß gegen die Preßfreiheit liegt, und man sagt, indem man sich und andre täuscht, man wolle eine Censur, um die Preßvergehen vorsehend zu verhindern. Die Sache aber ist die: man will Censurgesetze, weil man sich entweder nicht getraut, Preßgesetze zu machen, die so vollkommen sind, daß sich die Gesellschaft nach diesen Gesetzen bewegen kann, oder aber, weil man gesonnen, außer den öffentlich bekannten Censurgesetzen den Censoren noch geheime Instruktionen zu geben, nach denen sie sich zu verhalten haben, und die man sich nicht getraut am großen Lichte des Tages bekannt zu machen. Solche Instruktionen enthalten gewöhnlich ein Verzeichniß derjenigen Gegenstände, über welche entweder gar nicht solle gesprochen werden, oder aber nur auf gewisse Weise, z. B. von den Finanzen. In einer Instruktion an die Censoren kann man zwar bestimmen, daß in den Zeitungen nur von dem blühenden Zustande der Finanzen soll gesprochen werden; allein in einem Gesetze läßt sich füglicherweise die Bestimmung nicht machen, daß jede Darstellung vom nachtheiligen Zustande der Finanzen ein Libell sey. — Es ist sehr schwierig, vollkommene Preßgesetze zu entwerfen, weil sie einen sehr großen Ueberblick über die Bewegung der Gesellschaft voraus-

Digitized by Google

tzen, wenn sie diese Bewegung nicht hindern sollen. Es ist daher ist nicht möglich, zu guten Preßgesetzen zu gelangen, wenn die Gesetzgebung nicht öffentlich ist, und so geordnet wie in England und Frankreich, wo die Gesetze allen Widerspruch erfahren, ehe sie gegeben werden, und wo sie das Produkt der Gesellschaft sind, weil sie in gesellschaftlicher Weise gefunden werden. Die besten Preßgesetze würden indeß wenig helfen, wenn die Preßgerichte nicht eben so vollkommen geordnet sind, wie die Preßgesetze entworfen. Wir geben diesen einen besonderen Artikel. Bg.

Preßgerichte, sind diejenigen Gerichte, welche über die Vergehen der Presse sprechen. Diese können nun zweierlei Einrichtung haben. Entweder bestehen sie blos aus Richtern, die vom Staate angestellt und besoldet werden, wie z. B. in Frankreich; oder sie bestehen aus Richtern und aus Geschwornen, wie in England. In diesem Falle sprechen die Geschwornen 1) über die Thatsache und 2) über die Beziehung; ob nämlich die in Klage stehende Thatsache auch wirklich ein Libell sey. Dieser Theil des Spruches ist der wichtigste, weil bei Gedrucktem sich gewöhnlich ziemlich leicht über die Thatsache entscheiden läßt, besonders wenn von Zeitungen die Rede ist, deren Herausgeber immer bekannt sind, und die also das nicht leugnen können, was sie in ihren Zeitungen gesagt haben. Hiedurch unterscheiden sich die Preßgerichte von andern Geschwornen-Gerichten, bei denen die Geschwornen blos über die Thatsache sprechen, weil es nicht zweifelhaft sein kann, was die Thatsache ist, da die Kennzeichen eines Mordes oder eines Diebstahls nie zweifelhaft sind. In den Verhandlungen über die Preßgerichte, die in der Kammer von Frankreich im Jahr 1817 Statt fanden, kam es auch zur Sprache: ob die Preßvergehen durch gewöhnliche Gerichte zu beurtheilen wären, oder aber durch Geschwornen-Gerichte. Der Polizeiminister Graf De Cazes sprach mit großem Talente, und erklärte sich gegen leztere. Er sagte: es sey blos Rednerei, wenn man sage, die Geschwornen-Gerichte seyen unbestechlicher als die gewöhnlichen Gerichte. Es sey eine flache Verläumdung, wenn man bei den Männern Verbrechen voraussetzte, die von der Gesellschaft berufen wären, Verbrechen zu strafen. Hierin hatte der Minister Recht. Ebenfalls in folgendem. Bei den Geschwornen, fuhr er fort, wird sich keine Gerichtspraxis bilden, weil sie bei jeder Sitzung wechseln, und doch ist diese Praxis nothwendig, damit der Schriftsteller zum Voraus beurtheilen könne, wie das Gericht über den Fall sprechen werde. Allein darin hatte er Unrecht, wenn er sagte: das Gesetz von 1790 bestimme blos für die Anerkennung der Verbrechen (Crimes) Geschwornen-Gerichte, nicht für bloß correktionelle Gegenstände, wie die Preßvergehen gewöhnlich sind, und warum man hiermit eine Ausnahme bei den Schriftstellern machen sollte. — Die Sache ist aber offenbar die, daß bei der Beurtheilung der Preßvergehen die Gesinnung und die Absicht sehr in Betracht kommt, und daß ein freier Mann nur ein Genossen Gericht in dieser Sache als competent anerkennen kann, weil er in demselben Gerichte sizen kann, was jezt über ihn spricht — und weil jeder Geschworne, der heute spricht, morgen vor dieselben Geschwornen kann gestellt werden. Die beste Einrichtung ist unstreitig die, welche die Engländer haben, wo nach der Parlamentsakte 32 Georg III. c. 60, die Jury über die ganze Frage spricht, und wo es dem Richter verboten ist, die Jury, wenn sie Nein gesagt, zu fragen: ob ihr Nein sich auf die Thatsache beziehe, oder aber auf die Beziehung? Früher

waren hierüber immer Streitigkeiten und Zweifel, bis die eben angeführte Parlamentsakte erschien, welche den Titel hat: **Akte zur Beseitigung der Zweifel über die Verrichtungen der Jury im Fall eines Libells.** Man kann bei der Preßfreiheit nichts besseres thun, als diese unter die Oberaufsicht der besten und aufgeklärtesten Bürger stellen, und dieses kann man nur vermittelst eines Geschwornen-Gerichts, welches zu gleicher Zeit gerecht und strenge seyn kann, da es den Fall nach allen ihn begleitenden Umständen beurtheilt, und welches nicht allein das Interesse des Mannes berücksichtigt, der vor dasselbe gestellt worden, sondern auch das Interesse der Gesellschaft, der man die Preßfreiheit nur erhalten kann, wenn man recht strenge gegen die Preßvergehen ist. Allein das wird eine sehr nützliche Einrichtung seyn, wenn die 12 Geschwornen, welche zuerst aus den 36 durchs Loos gezogen werden, das ganze Jahr hindurch ohne allen Wechsel sitzen und urtheilen, damit sich eine Gerichtspraxis bilde, und der Schriftsteller im voraus beurtheilen kann, wie das Gericht den Fall ansehen und beurtheilen werde. Uebrigens haben auch die Preßgerichte in England noch manche Unvollkommenheit. So kann der öffentliche Anwalt die Klage anhängig machen, ist aber nicht genöthigt, sie fortzusetzen, sondern kann sie, wenn er will, Monate und selbst Jahre lang über dem Haupte des Beklagten schweben lassen, ohne daß er zur Fortsetzung derselben genöthigt ist. Bg.

Preßvergehen. Die Preßvergehen können dreierlei Art seyn. Zuerst gegen Privatpersonen, dann gegen die Gesellschaft, dann gegen Religion und Sitte. Wir wollen von jeder Art besonders handeln. Wenn die Menschen sich in Gesellschaften bilden, so können sie dies nur auf die Weise, daß jeder seine angeborne Freiheit behält und benutzt, so lange sie mit der Freiheit und den Rechten eines andern nicht in Widerstreit geräth. Die Gesetze sehen diese Fälle vor, und bestimmen jedem das Seine und die Gränze, wie weit das Seine geht. Eigenthumsrechte sind in jeder Gesellschaft das erste, womit sie beginnt, und die Bestimmungen über Eigenthum sind die ersten Capitel ihrer Gesetzgebung, sobald sie festgesetzt: Wer zur Gesellschaft gehört (z. B. im französischen bürgerlichen Gesetzbuch wird zuerst bestimmt, wer französischer Bürger sey — auf welche Weise ein Mensch es werde, und auf welche er es wieder aufhöre zu seyn). Zu dem mancherlei Besitzthum, das mit der Gesellschaft und in der Gesellschaft entsteht, gehört auch der Besitz des guten Namens, eines Gutes, welches für den einzeln außer der Gesellschaft lebenden Menschen gar nicht vorhanden ist, und das, sobald es vorhanden, so wenig gekränkt werden darf, wie irgend ein anderes Gut, das irgend ein Mitglied der Gesellschaft besitzt. Wird es gekränkt, so wird die Verletzung bestraft — und um es bestrafen zu können, müssen die Gesetze den Fall vorgesehen und festgesetzt haben, was für eine Strafe auf diese Kränkung folge. Die Gesetze zählen daher zuerst alle Arten von Verletzungen des guten Namens auf, bestimmen die Kennzeichen, an welchen solche zu erkennen, und endlich die Strafen, die auf jede Verletzung desselben folgen. Diese Bestimmungen füllen im Gesetzbuch das Capitel über Verläumdungen und Injurien aus. Es ist aber ungemein schwer, die Gesetze über Verläumdungen und Injurien vollständig und dem Zwecke angemessen zu entwerfen, nämlich so, daß sie von der einen Seite nicht können umgangen werden, und daß von der anderen nicht alles für Injurie gehalten wird, was leicht empfindliche Menschen verletzt.

Digitized by Google

wodurch man die Gesellschaft zu einem völligen Stillschweigen verdammen würde. Ob einer dem anderen von seinem Acker abgepflügt, oder ihm Frucht weggenommen — oder in seinem Walde Holz gehauen, dieses sind lauter Verletzungen des Eigenthums, welche sich leicht bestimmen lassen, und bei denen keine Verschiedenheit der Meinungen möglich ist. Nicht so mit den Verletzungen des guten Namens, die sich oft sehr schwer bestimmen lassen, und die doch jemanden nachtheiliger in Hinsicht seines Besitzthums seyn können, als wenn ihm ein paar Furchen Land abgepflügt werden. Wie schwierig solches ist, mag an einem gegebenen Falle gezeigt werden. Vor einigen Jahren erzählte ein Reisender, der durch Düsseldorf gekommen, im Westphäl. Anzeiger, daß er unter anderen Merkwürdigkeiten in Düsseldorf auch auf dem Caffeehause einen Schneider gesehen, der die Partie Billard zu 4 Laubthaler gespielt und den man Milord H. genannt. Diese Anzeige wurde von einigen für eine Injurie gehalten, von andern wieder nicht. Jene, welche sie für eine Ehrenkränkung hielten, sagten: der Credit des Mannes leide durch die Bekanntmachung, da er mit Tüchern handle — auch Niemanden etwas dran gelegen sey, wie hoch er Billard spiele. Andere sagten: da er auf einem öffentlichen Caffeehause öffentlich gespielt habe, so habe er hiedurch gezeigt, daß sein Credit hiedurch nicht leide, und er könne daher auch nichts dagegen einwenden, daß die Sache in einer Zeitung öffentlich erzählt worden, so wie sie sich zugetragen. — Solche und ähnliche Fälle sind ungemein häufig, und man kann hierin nur zu etwas Bestimmtem und Gewissem gelangen, wenn man Geschwornen-Gerichte hat, welche solche beurtheilen. Denn offenbar kommt bei allen diesen Vergehen der Vorsatz sehr in Betracht, — die Absicht, wegen welcher so etwas gesagt oder geschrieben worden — und dieses läßt sich nur aus den begleitenden Umständen beurtheilen, welche Beurtheilung man aber nicht dem gemeinen Richter anheim geben kann, sondern nur einem Genossen- oder Geschwornen-Gerichte. So ist es auch in England, wo die Geschwornen in solchen Fällen nicht allein über die Sache sprechen — über den Thatbestand, sondern auch über die **Beziehung**; ob das, was in Klage steht, auch wirklich eine Injurie gewesen — nämlich eine bösliche und vorsegliche Verletzung der Ehre eines Anderen. Eine Sache kann wahr seyn, ohne daß ein Anderer das Recht hat, sie bekannt zu machen; und er kann bei dieser Bekanntmachung die Absicht haben, die Ehre des Andern zu verletzen, und deswegen straffällig seyn. Deswegen wird in den englischen Gesetzen auch der Angeklagte nicht zum Beweise zugelassen, daß die Sache wahr sey. Doch nehmen die Gerichte die Klage nicht eher an, bis der Kläger eidlich versichert, daß es **nicht wahr** sey. Die Injurien nehmen nämlich nach englischen Gesetzen da ihren Anfang, wo einer etwas beschuldigt wird, was durch die Gesetze verbothen ist, z. B. wenn einer ein Dieb, ein Ehebrecher, ein Päderast gescholten wird. Daß ein Schneider die Partie Billard zu 4 Laubthlr. spielt, ist nicht verboten, und kann also in England auch als keine Injurie angesehen werden. Nur dann erst findet in England Klage Statt, wenn der Königsfriede gebrochen wird — auf den jeder Engeländer Anspruch hat. — Sagen die Geschwornen Ja, so heißt dieses, 1) der Beklagte hat die That begangen, und 2) diese That ist eine Injurie. Die Geschwornen und nicht die Richter sprechen über das Zweite — welches sie die **Beziehung** nennen. Sagen die Geschwornen Nein, so heißt es entweder: die

Digitized by

Thatsache hat nicht Statt gefunden, oder sie hat Statt gefunden, es ist aber keine Injurie. In beiden Fällen wird der Beklagte freigesprochen, und die Geschwornen erklären sich nicht weiter, ob sich ihr Nein auf die Thatsache beziehe, oder aber auf die Beziehung (Subsummirung). Die zweite Art von Preßvergehen findet gegen den Staat, gegen die Gesellschaft, Statt, indem jemand die Absicht hat, die bestehende Ordnung der Dinge zu verläumden und gewaltsam umzuändern. In England werden diese Vergehen auf dieselbe Weise beurtheilt und entschieden, wie die gegen Privatpersonen. Wenn der öffentliche Anwalt als Kläger auftritt, so kann der Beklagte entweder die Thatsache leugnen, oder wenn er dieses nicht kann, darthun, daß er es nicht in der Absicht gethan, um den Königsfrieden zu stören. Das Ja oder Nein der Geschwornen bezieht sich wieder 1) auf die Thatsache und 2) auf die Beziehung. Gerade weil die englischen Gesetze so einfach sind, begreifen sie so viele Klassen von Fällen unter sich, und die Klage über Libelle, sie seyen mündlich oder schriftlich oder durch den Druck verbreitet, gehören immer auf dieselbe Weise vor die Geschwornen-Gerichte. Der Begriff eines Libells ist aber immer der: daß die Schrift in der Absicht geschrieben, gedruckt und verbreitet werden, um den Königsfrieden zu stören, und hierüber sprechen die Geschwornen mit Ja oder Nein. Man sieht, daß die Gesetze in England als ein Produkt der Gesellschaft angesehen werden, — und daß die Gesellschaft nur dasjenige straft, was ihr in ihrer Ordnung nachtheilig ist. Was dieser aber nicht nachtheilig ist, davon nimmt sie in ihrer Gesetzgebung keine Kunde. Bei der Bestimmung der Preßvergehen gegen den Staat ist es wohl am besten, daß man das Beispiel der Engländer befolgt, die hierin die längste Erfahrung haben. Die dritte Art von Preßvergehen sind die unsittlichen Schriften, deren Zweck ist, die Religion und die Sitten zu untergraben. In der englischen Gesetzgebung gehören diese zu den Libellen, weil die ganze Ordnung der Gesellschaft (die des Staates) auf die Religiosität und Sittlichkeit ihrer Mitglieder gebaut ist. Die Jury spricht daher auch über religiöse Schriften und Bücher, wenn der öffentliche Anwalt, den Verfasser, die Drucker und Verleger, als Verfertiger und Verbreiter derselben, vor Gericht stellt. — Wie die Preßvergehen zu bestrafen sind, siehe den Artikel Preßgesetze und Preßgerichte *). Bg.

*) Eine Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit findet man in des Prof. Krug (von der deutschen Bundesversammlung, der die Schrift gewidmet ist, mit Beifall aufgenommenem) Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. (Leipz. 1818.) Krug unterscheidet, was viele nicht beachtet haben, Preßfreiheit und Censurfreiheit. Letztere kann vorhanden und dennoch die erste durch strenge Gesetze, durch fiskalische Gerichte (die nicht wie die Schwurgerichte, Jurys, ex aequo et bono, nach Grundsätzen der Billigkeit urtheilen) und durch den argwöhnischen Geist der Regierung gefesselt seyn. Darum ist eine gute Gesetzgebung über Preßvergehen die Hauptsache! Ueberhaupt können Preßvergehen nicht nach dem strengen Rechte beurtheilt werden. Krug hat daher, bis wirkliche Preßfreiheit eintritt, die Censur in einigen Fällen mit sehr beschränkenden Modificationen und

Digitized by Google

Preßspäne, Preßpapier, sind eine Gattung dünner, aber ehr harter und fester glänzender Papierblätter, zwischen welchen die eichten wollenen Zeuge gepreßt werden, um ihnen einen schönen in die Augen fallenden Glanz zu geben. Ihre Erfindung rührt von den Engländern her, welche auf lange Zeit ein Geheimniß daraus ge- nacht, und die Ausfuhr aufs Strengste verboten haben. Dennoch hat man durch den Schleichhandel diese Späne nach ganz Europa auszuführen gewußt, und endlich hat der Papiermacher **Kanter** in Tratenau (bei Königsberg in Preußen) das Geheimniß, solche Preß- späne zu verfertigen, entdeckt, und eine Fabrik angelegt, welche die- selben fast in derselben Güte wie die englischen liefert. Die preußi- chen werden aus reinem Hanf, die englischen aus verbrauchtem oder verwittertem Segeltuche verfertigt.

Prestel (Johann Gottlieb), Maler, Zeichner und Kupferstecher, neuerlich vorzüglich berühmt durch seine Blätter in der sogenannten **Handzeichnungsmanier**, wurde im Jahr 1739 zu **Grüne- bach** im **Schwäbisch-Kemptischen** geboren. Er lernte die Anfangsgründe seiner Kunst bei zwei Frescomalern in **Tyrol**; hier- auf ging er nach **Venedig**, wo er an Joseph **Wagner** und **No- gari** wahre Freunde fand. **Letzterer** trug ihm sogar eine junge Verwandte an, die er zur Erbin bestimmt hatte. Aber der unruhige **Prestel** schlug sie aus, wodurch er **Nogari** so aufbrachte, daß ihn dieser mit den Worten: Ingrato Tedesco (undankbarer Deut- scher) aus dem Hause jagte. — Auf **Wagners** wohlgemeinten Rath eilte er nun, Venedig baldigst zu verlassen, ging nach Rom, und hielt sich noch mehrere Jahre in Italien auf. — Im J. 1769 war er in Nürnberg, wo er eine junge interessante Person, **Maria Catharina Höllin**, heirathete. Nach einiger Zeit ging er in die Schweiz, wo er sich größtentheils bei Lavater aufhielt, und

nur provisorisch noch beizubehalten vorgeschlagen, indem er mit Recht die Aufhebung der Censur ohne gleichzeitige Einführung der Schwurgerichte (die Hauptstütze einer freien Presse) der Freiheit der Presse eher für hinderlich als günstig ansieht. Die Verhandlungen in der französischen Deputirten-Kammer im März und April 1819, bei Gelegenheit des **Gesetzes in Ansehung der Presse**, sind von einem großen Interesse. Die französischen Gesetzgeber haben anerkannt, daß die Publicität die Seele einer repräsentativen Regie- rung sey, daß aber diese Oeffentlichkeit nicht vollständig bestehen, daß die Preßfreiheit selbst offenbar unvollkommen seyn würde, wenn die Journale (Zeitungen) nicht frei wären. Auch das neue franzö- sische Gesetz über die Presse vom J. 1819 hat die Verbrechen und Vergehungen durch die Presse den Assisen-Gerichten zugewiesen, wo das Urtheil durch **Geschworne** Statt findet. Nur Klagen wegen Injurien werden vor dem Zuchtpolizeigericht anhängig gemacht. In Contumazfällen entscheiden die Assisen-Gerichte ohne Geschworne. Uebrigens sollte man in der Theorie gar nicht **besondre** soge- nannte Preßvergehen annehmen; denn die Presse, deren man sich als Instrument zur Begehung eines Verbrechens bedient, gibt so wenig Anlaß zur Bestimmung eines **neuen** Verbrechens, als das Pulver Verbrechen hervorgebracht hat. Das, was ein Verbrechen als solches constituirt, ist die **Absicht des Thäters**.

durch dessen Empfehlung viel mit Portraitmalen verdiente. — Kenner beklagen, daß er seine Art zu malen, in der er am glücklichsten war, aus Unbeständigkeit des Charakters verließ. — Als er nach Nürnberg zurückkam, vertauschte er den Pinsel mit dem Grabstichel. Seine ersten Versuche waren schlecht; er arbeitete darauf in Röthel- und Tuschmanier, und machte glücklichere Versuche im Radiren. Hieraus entstand dann endlich seine Handzeichnungsmanier. Er wußte die Handzeichnungen auf das Glücklichste nachzuahmen. Die schönen Blätter, die er herausgab, übertrafen Alles, was Engländer und Franzosen hierin geleistet haben. Indessen fanden dieselben in Nürnberg wenig Abgang; er gerieth daher in häusliche Verlegenheiten, und ließ sich mit seiner Familie in Augsburg nieder, wo er unter etwas verbesserten Umständen seine Arbeiten fortsetzte. Vorzüglich bekannt (wenn gleich nicht immer mit Auswahl gemacht) sind die drei großen Sammlungen interessanter Zeichnungen der vorzüglichsten Maler aus mehreren Schulen, wovon die erste 48, die zweite 30, die dritte 36 Blätter enthält.

Presto bezeichnet, wenn es einem Tonstück vorgesetzt ist, den fünften der fünf Hauptgrade der musikalischen Bewegung (s. Tempo) und diese Bewegung ist noch schneller, wenn presto assai (sehr schnell), oder wenn der Superlativ prestissimo vor dem Tonstücke steht.

Preußen. Es gibt keine Nation und keine Monarchie in Europa, die in ihren Bestandtheilen mehr vereinzelt, und durch verschiedenartige, wo nicht entgegengesetzte historische Erinnerungen feindseliger getrennt, dennoch aber durch ein frischeres Volksleben inniger verbunden wäre, als die preußische. Volk und Staat wurden Eins, als die schroffe Scheidewand zwischen dem Cabinet und der deutschen Nation, zwischen dem Soldstreiter und dem Bürgerwehrmann, zusammenfiel. Seit 1807 durchdrang ein Kraftgefühl den Monarchen, den Bürger und das Heer; das Gefühl des deutschen Nationalsinns, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths. Durch dieses Gefühl erhoben, erkämpften sie den Kranz des Sieges und des Ruhms in den Jahren 1813, 1814 und 1815. Mit freudiger Hoffnung blickten damals Deutschland und der Geist des Protestantismus auf Preußen hin, als auf ihre erste Schutzwehr. Noch jetzt erwartet von ihnen die deutsche Nation ihre bessere Zukunft! Denn Preußens Volk, Staat und Regent sind deutsch. Sie bestehen nur mit und durch Deutschland. (Vergl. Brandenburg). Gleichwohl führt diese nordische Monarchie, welche die Stammsitze der alten Sachsen umschließt, einen slavischen Namen: die Ueberwinder gaben sich den Volksnamen der überwundenen und vertilgten Preußen. Wie dies gekommen, wie um den Doppelkern: Brandenburg und Preußen, sich diese große Monarchie gebildet, wie unter dem Gestirn des Hauses Hohenzollern ein jugendlichkräftiges Volk sich erhoben habe, muß historisch angedeutet werden, ehe wir die neue Gestaltung dieser europäisch-deutschen Schutzmacht — denn dies ist sie mit Oesterreich — in einer gedrängten Uebersicht darstellen. — Als die Gothen die Ufer des baltischen Meeres verlassen hatten, zogen slavische Stämme, die Letten, im 10ten Jahrhunderte von ihren später eingewanderten Stammbrüdern, den Czechen, Porussen genannt, die Weichsel hinab; in wilder Freiheit tapfer, stießen sie die Fesseln des Christenthums zurück, und Conrad von Masovien (s. Polen),

Digitized by Google

der sein Land gegen ihre Einfälle nicht schützen konnte, rief die deutschen Ritter herbei, die einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum von ihm erhielten, wo sie 1231 Thorn und das Jahr darauf Culm anlegten. Lübecker gründeten hierauf 1239 Elbing. Indeß währte der Vertilgungskrieg mit den elf preußischen Volksstämmen 53 Jahre, bis 1283; doch unterwarfen sich einzelne schon früher, und edle Preußen wurden sogar Deutschherren. Allein mit dem deutschen Gewerbfleiß und Handel wurden auch deutsche Sprache und Sitte immer mehr an der baltischen Küste einheimisch, so daß der preußische Urstamm zuletzt kaum noch in einigen Dörfern als Mischling wahrgenommen werden konnte. Der Orden beherrschte das Land an beiden Weichselufern von der polnischen Gränze nordwärts, nebst Ostpommern oder Pomerellien, wo Danzig unter seinem Schutze zu einer der ersten Städte der deutschen Hanse aufblühte. Marienburg wurde 1309 der Sitz der Ordensregierung. Gesichert gegen Polen durch den kalischer Frieden 1343, griffen die Ritter die Litthauer an, und kämpften mit ihnen fast 100 Jahre um Samogitien. Das reiche Ordensland, voll blühender Handelsstädte und wohlhabender deutscher Colonien, erstreckte sich im 15ten Jahrhunderte von der Oder, längs der Ostsee, bis an den finnischen Meerbusen. Die größeren Städte erwuchsen zu kleinen Republiken, und der Landmann ward seines Besitzthums froh. Aber die Kriegssteuern und die Ueppigkeit der Ritter erschöpften endlich das Land. Der Adel und die Städte vereinigten sich gegen die harte Regierung des Ordens, und da kein anderes Mittel half, unterwarfen sie sich 1454 dem polnischen Schutze. Hierauf fiel durch den thorner Frieden 1466 Vorder- oder Westpreußen an Polen, behielt jedoch seine eigene Verfassung; allein die Polen verletzten diese Bedingung, und das deutsche Reich, zu welchem das Ordensland gehörte, wollte den thorner Frieden nicht anerkennen; auch zögerten die Hochmeister, welche im Besitze von Hinter- oder Ostpreußen blieben, den Vasalleneid der Republik Polen zu leisten. Die Ritter wählten deßhalb den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Sohn des Markgrafen zu Anspach, 1511 zu ihrem Hochmeister, um durch Hülfe des Hauses Brandenburg vom polnischen Vasalleneide frei zu werden. Aber das deutsche Reich that nichts; und der Hochmeister mußte eilen, mit Polen Frieden zu schließen. Da ward auf des Königs von Polen Vorschlag, im ewigen Frieden 1525, das bisherige Ordensland Preußen von dem Prinzen für seine und seiner Brüder männliche Nachkommen als ein lehnbares Erbherzogthum von Polen angenommen. Zugleich drang überall die Reformation ein, zu der sich der Erbherzog Albrecht bekannte. Nachdem hierauf, weil Albrechts Nachfolger blödsinnig war, der Churfürst Joachim Friedrich von Brandenburg im J. 1605 die Verwaltung des Herzogthums, und Churfürst Johann Sigismund 1611 die Belehnung, von Polen erhalten hatte, wurde letzterer, nach dem Tode des blödsinnigen Herzogs, im J. 1618 regierender Herzog von Preußen. Aber erst sein Enkel Friedrich Wilhelm, der große Churfürst (s. Friedrich Wilhelm), entwickelte hier und in den Marken, nachdem er die Adelsaristokratie in gesetzliche Schranken zurückgeführt hatte, den Keim zu einer mächtigen Monarchie. Diese Entwickelung war nicht leicht. Es ist das Loos des preußischen Staats, daß er unter großen Gefahren, bald von Schweden, bald von Polen, dann von Oesterreich, endlich fast von allen seinen Nachbarn, von Frankreich und von

Digitized by Google

Rußland bedroht, zu einer selbstständigen Macht sich aufschwingen mußte. Kühnheit, Muth und Gewandtheit steuerten das Staatsschiff durch so gefährliche Klippen hin. Das Gefühl der Schwäche, der zerrissenen Lage der Länder, der Eifersucht der Nachbarn gab der preußischen Staatskunst das beharrliche Streben, sich abzurunden oder zu vergrößern. Vergebens hatte der große Churfürst im Frieden zu Oliva 1660 sein Verhältniß zu Schweden, das damals die erste Macht des Nordens war, sicher gestellt. Erst der Tag von Fehrbellin (18ten Juni 1675) rettete gegen Schweden, was der westphälische Friede 1648 dem Churfürstenthume Brandenburg als Entschädigungen an Länderzuwachs gegeben hatte, den größten Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin, das Erzstift Magdeburg (seit 1680) und die Grafschaft Hohenstein. Zugleich mit der Gründung seines Staats ward dem großen Churfürsten die natürliche Bestimmung desselben klar, Norddeutschlands und der Niederlande Schutzwehr gegen Frankreich zu seyn. Treu an Oesterreich angeschlossen, widerstand er Ludwigs XIV. stolzen Anmaßungen, und vergab nichts der Würde deutscher Nation. Dennoch entzog Oesterreich ihm und seinem Nachfolger die schlesischen Fürstenthümer, welche nach des Herzogs von Liegnitz Tode 1675 an Brandenburg wegen Erbverbrüderung fallen sollten. Friedrich Wilhelms Politik war edel und großartig, aufgeklärt und redlich. Er regierte mit königlichem Ansehn. Sein Sohn Friedrich III. (s. d. Art.), als König Friedrich I., setzte sich zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt (18ten Januar 1701). Er regierte in dem Geiste seines Vaters, ohne den Geist desselben zu besitzen. Sein Heer stritt tapfer für Oesterreich und Deutschland gegen Türken und Franzosen. Im Innern gediehen die Anlagen seines Vaters: Ackerbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft und Kunst, unter dem Schutze des Gesetzes und der Toleranz. Auf der von ihm (1694) gestifteten Universität Halle fand die Freiheit im Lehren, Denken und Schreiben einen Schutzort, und die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin gründete, nebst der Kunstacademie, in dem verschönerten Berlin den Sitz des norddeutschen Kunstsinnes und einer auf das Leben selbst einwirkenden Literatur. Sey es auch, daß Beweggründe der Eitelkeit und des Prunkes den König leiteten; seine neue Würde blieb kein leerer Schall, keine unnütze Staatsausgabe. Ein Staat, der solche Strommündungen, eine solche Küstenlänge, und die Feste Magdeburg besaß, der solche Verdienste um das deutsche Gemeinwesen sich erworben hatte, durfte auf Selbstständigkeit im deutschen Fürstenrathe Anspruch machen. Da Kaiser Leopold I. in Preußens Königswürde eingewilligt hatte, — zu diesem politischen Fehler, der aber freilich seit dem westphälischen Frieden unvermeidlich geworden war, von einem Jesuiten überredet, — so konnte Oesterreich von diesem Augenblicke an nicht ohne, sondern nur mit Preußen sein Uebergewicht in Deutschland, mithin auch in Europa, behaupten. Es währte aber über hundert Jahre, ehe das wiener Cabinet von dieser politischen Wahrheit, die dem berliner bis zum basler Frieden mehr einleuchtete, sich überzeugen konnte. Dadurch trieb Oesterreich den König von Preußen endlich zur engern Verbindung mit Rußland hin. — Auch Friedrich I. vergrößerte sein Gebiet durch Elbing, das Polen einzulösen nicht im Stande war, durch Neufchatel und Vallangin, dessen Stände ihn als rechtmäßigen Erbfolger freiwillig anerkannten, durch Mörs, das ihm aus der Oranischen Erbschaft zufiel, und durch

Tecklenburg, das er erkaufte. Vergrößerung war das natürliche Bedürfniß der jungen, von mächtigern Nachbarn eingeschlossenen und in alle Staatshändel des Westens und Ostens von Europa verwickelten Monarchie, aber sie folgte demselben bis zur Theilung Polens mit Mäßigung. So erhielt im nordischen Kriege König Friedrich Wilhelm I. (s. d. Art.), ein Monarch, welcher ohne Vorurtheil recht wußte und nie vergaß, was er wollte, durch Carls XII. Starrsinn endlich selbst genöthigt, in den Bund gegen Schweden zu treten, (1720) Stettin nebst Vorpommern bis an die Peene, bezahlte aber für diesen Erwerb der früher ihm von Schweden entrissenen Odermündungen 2 Millionen Thaler. Mit richtiger Einsicht in das Wesen des Staats schuf er in einem weisen und sparsamen Haushalte die Grundlage der preußischen Macht. Er errichtete unter einem allgemeinen Directorium die Domainenkammern, und setzte Einnahme wie Ausgabe auf bestimmte Etats, wo die Ueberschüsse den Staatsschatz bilden sollten. Aber der Grundsatz, ein zahlreicheres Heer zu halten, als die Bevölkerung zuließ, führte zu dem System der fremden Werbungen, und trennte den Kriegerstand vom Bürgerthum. Auch fing schon unter ihm ein der Einheit so nahe als möglich gebrachter Mechanismus an, für das Wesen der Staatsverwaltung angesehen zu werden, dessen Formengewalt in der Folge die moralische Kraft lähmen mußte. Nur der König und seine Minister beseelten die willen- und gemüthlose Staatsmaschine. Dies brachte zuletzt weniger Gutes als Böses hervor. Dagegen verwandelte Friedrich Wilhelm I. im J. 1713 in seinen sämmtlichen Staaten das Lehn in Erbe, und jedes Ritterpferd in einen jährlichen Canon; aber aus Eifer für Justiz und Polizei griff er oft selbst die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt an, und gab das Beispiel einer willkürlichen Cabinetscriminaljustiz. Doch regte sich im Allgemeinen ein kräftiges Leben, da der gesunde Menschenverstand meistens obsiegte. So vorbereitet und ausgerüstet ward die preußische Monarchie ein treffliches Werkzeug für die Größe Friedrichs II. (s. d. Art.). Sein Genius vervielfältigte die physische, und vergeistigte die moralische Kraft des Staats, der durch Friedrichs Persönlichkeit in die Reihe der ersten Mächte eintrat, und der Ring wurde, welcher die Kette des westlichen und des östlichen Staatensystems von Europa verband. Ansprüche auf einige Theile Schlesiens gaben ihm, da Maria Theresia seinen Beistand durch Nachgiebigkeit nicht erkaufen mochte, den Vorwand zur Eroberung Schlesiens. Der Besitz der Oder und der Sudeten schien ihm nothwendig, seine politische Stellung zu sichern; er war zu mächtig, um sich andern Mächten unterzuordnen, und zu schwach, um sich gegen Einzelne von ihnen kraftvoll zu behaupten. Halb Europa hatte sich gegen Oesterreich verbunden. Friedrich wollte für Oesterreich kämpfen, aber nicht umsonst, wie seine Vorfahren; auch galt es nicht Deutschland. Die Rüstung für war jedoch zugleich gegen Oesterreich, eben darum zweideutig; denn Preußen durfte in keinem Falle unthätig bleiben, weil die Folge des Krieges eine neue Bildung der Machtverhältnisse mehrerer deutschen und europäischen Staaten seyn mußte. Dadurch unterschied sich Friedrich wesentlich von einem Eroberer. Er wollte nicht mehr, als sein bestimmter Zweck, die Befestigung seiner Monarchie, erfoderte. Vom breslauer Frieden (1742) an war sein Kriegssystem Vertheidigung. Er befolgte dasselbe auf eine Art, die das Nachtheilige davon aufhob,

Digitized by Google

d. h. er kam seinen Feinden zuvor. Darum nahm er im dresdner und hubertsburger Frieden nichts von Sachsen, das er zweimal erobert hatte. Aber der Eintritt einer neuen Macht in das Staatensystem von Europa, welche selbstständig die Frage des Gleichgewichts entscheiden konnte, mußte jede alte Macht, Frankreich am tiefsten, Großbritannien hingegen am wenigsten, verwunden. Mit Bitterkeit nannte Fleury Friedrich II. den Schiedsrichter von Europa. Oesterreich fühlte sich gedemüthigt, und setzte in Schlesiens Wiedererlangung den Ehrenpunkt seiner Politik. So entstand das unnatürliche Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1756, wodurch Deutschland der Kampfplatz aller See- und Landmächte wurde, indem England Hannovers wegen einen Theil von Norddeutschland gegen Frankreich bewaffnete. Der siebenjährige Krieg änderte nichts in den früheren Staatenverhältnissen des festen Landes; allein er bewies, daß Preußen im Besitze von Sachsen, unter übrigens gleichen Umständen, unüberwindlich sey. Friedrich II. war jetzt, was er seyn wollte. Ostfriesland wurde 1743 vermöge Anwartschaft von ihm in Besitz genommen. Seit 1763 wandte sich seine ganze Sorgfalt und Thätigkeit auf das Innere, während er nach außen hin nur in der Erhaltung der deutschen Reichsverfassung Heil für das Ganze, wie für Preußen sah; daher sein aus uneigennütziger Staatskunst unternommener, seinen Bundesgenossen allein unmittelbar Vortheil bringender Schutzkrieg für Baiern im J. 1778, und sein deutscher Fürstenbund im J. 1785. Im Innern aber machte die Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Soldheeres die Vermehrung der Staatseinkünfte zum Ziel aller Staatswirthschaft, woraus die Maxime entstand, die Staatsverwaltung möglichst maschinenmäßig einzurichten. Je mehr nun der Gang dieser Maschine durch die Unterbrechung des Ländergebiets gestört wurde, desto wichtiger erschien das Abrundungssystem, dem zuletzt jede andere Rücksicht weichen mußte. Ueberhaupt waren damals Quadratmeilen und Volkszahl in der ganzen europäischen Cabinetspolitik der Maßstab des Glücks und der Macht. Eine Folge dieser Ansicht war die Theilung Polens im J. 1772. Auf Friedrichs Ruhm lastet wenigstens nicht die erste Schuld dieses Entwurfs. Auch war der größte Theil von dem, was er nahm, weil die Andern nahmen, ein ursprünglicher Bestandtheil von Preußen. Seitdem mußte das preußische Cabinet Polen der Verbindung mit Rußland aufopfern, was in unserer Zeit im umgekehrten Sinne wieder der Fall war, weil Preußen ohne Verbündete Oesterreich gegenüber stand. Jene Allianz Preußens mit Rußland im J. 1764 hat in der Idee fortgewirkt bis zu dem Vertrage von Kalisch. Nur eine frühe, innige Verbindung Oesterreichs mit Preußen hätte Polen im diplomatischen Sinne retten können. — So ward die Monarchie unter Friedrich an Umfang und Volkszahl beinahe verdoppelt. Allein so erhaben seine Selbstregierung (fast ein halbes Jahrhundert das Muster königlicher Pflichterfüllung) war, so wenig war sie rein deutsch und national. Er gehörte seinem Volke nur als Herrscher an, nicht als Mensch. Sein Gemüth erkältete französischer Witz; er verstand nicht das deutsche Volksthum. Heer und Schatz waren ihm das Wesen der Staatskraft, nicht die Nation; daher galt das Tabellengebäude der Finanzkunst für das Höchste der Staatspraxis, und der Stand des Soldkriegers erhob sich abgesondert über den Bürger. Doch wurden, da Friedrichs Geist und sein Ruhm die ersten Köpfe der Naton mächtig aufregte, Gesetzgebung, Justiz, Landesökonomie,

Digitized by Google

Gewerbfleiß und geistige Cultur wirksam befördert. Freiheit der Sprache und Presse herrschte fast wie in der freiesten Republik, wodurch die Nation an intellectueller Reife höher stieg, als Friedrich selbst sich vorstellte. Dies Alles aber konnte der Staatsmaschine einen lebendigen Organismus einhauchen. Allein nach Friedrichs Tode erschien der Staat als ein kunstvolles Uhrwerk, das seiner Spannfeder beraubt war, und Mirabeau, der geistvolle Berichterstatter über die Monarchie Friedrichs des Großen, fällte jetzt von ihr in seiner Histoire secrète das allgemeine Urtheil: pourriture avant maturité. Zwar behauptete Preußen seine Stellung als Schiedsrichter bei den holländischen Unruhen im J. 1787, und als Vermittler des Friedens mit der Pforte zu Reichenbach im J. 1790. Allein es that hier zu wenig, indem es gegen Rußland nichts durchzusetzen wagte, und zu viel, indem es Oesterreich Bedingungen vorschrieb. Mit diesem Vertrage endigte das von Friedrich und Herzberg gegründete System der preußischen Staatskunst. Hierauf näherten sich die Höfe von Wien und Berlin zuerst in Pilnitz (August 1791) einander wieder. Sie schlossen ein Schutzbündniß zu Berlin den 7ten Februar 1792. Allein zwei Feldzüge gegen Frankreich erschöpften den preußischen Staat; und Friedrich Wilhelms II. verschwenderischer Haushalt belastete ihn mit Schulden. Seitdem fiel das Ansehen der Monarchie Friedrichs des Großen. Denn mit jener schlaffen Halbheit, die kein Ziel bestimmt sah und keins erreichte, die Alles berechnete, und nichts zu rechter Zeit wagte, die nur Quadratmeilen im Auge hatte, und darüber Deutschlands Freiheit, die eigene Würde und Sicherheit aus dem Auge verlor, mit dieser engherzigen und kurzsichtigen, eben so ruhmlosen als unheilbringenden Politik handelte Preußen um den Preis seiner politischen Unthätigkeit, vom baseler Frieden (5. April 1795) bis zur Kriegserklärung gegen Frankreich (9. Oct. 1806). Zwar hatte Friedrich Wilhelm II. im J. 1790 mit Polen (s. d. A.) eine Allianz geschlossen, und der neuen Constitution vom 3. Mai 1791 seinen Beifall gegeben; allein bald wurde auf Herzbergs weiseren Rath aus Friedrichs II. Schule seit 1791 nicht mehr vom Könige gehört. Durch die Aussicht eines Krieges mit Rußland erschreckt, wegen Danzig und Thoren von Polen nicht befriedigt, verließ Friedrich Wilhelm II. die Republik, zog mit Rußland vereinigt gegen vorgeblichen Jacobinismus zu Felde, und besetzte Danzig. Hierauf verscherzte das preußische Cabinet völlig das Vertrauen seiner Nachbarn durch die neue Theilung Polens, durch die Besitznahme des Gebiets von Nürnberg und durch den geheimen Abtretungs- und Entschädigungsvertrag mit Frankreich (5. Aug. 1796). Also verunglückte die seit 1796 gefaßte Idee, Preußen im Norden zum Mittelpunkte einer großen Föderation zu machen! Wenn aber die beabsichtigte Trennung des nördlichen Deutschlands von dem südlichen, Preußen zum Vorwurfe gereicht, so darf man dennoch nicht vergessen, daß Oesterreich selbst, aus Empfindlichkeit über die reichenbacher Convention, durch seine Politik das preußische Cabinet stutzig gemacht und von sich entfernt hatte. Das letztere wollte nicht mehr, wie vor hundert Jahren, seine Kräfte bloß für Andere hingeben. Indeß wurde Preußen durch seine damalige Politik der unmittelbare Nachbar, hier von Frankreich, dort von Rußland, mit offenen Gränzländern gegen beide, und bei einer großen Handelsschifffahrt ohne Seemacht, zugleich jedem Angriffe zur See ausgesetzt, unschlüssig, an welche der beiden Hauptmächte es sich anschließen sollte. Da machte

Digitized by Google

es endlich den Versuch, unerschütterlich auf Neutralität zu bestehen, und zerstörte dadurch selbst die Meinung von seiner kriegerischen Haltung. Zwar wuchs der Staat an Größe; auch erhielt er eine musterhafte Gesetzgebung durch die Einführung des allgemeinen Landrechts; es vermehrte sich sein Wohlstand, und die Verwaltung ward verbessert, indem man das strenge merkantilisch-fiskalische System milderte, und einige Monopole aufhob; allein die steigenden Staatsbedürfnisse machten neue Abgaben nöthig, und Preußen stand in Europa beargwohnt, gehaßt und allein. Das Gute, was Friedrich Wilhelm III. seit 1797 dem Staate erwies, seine strenge Sparsamkeit, seine häuslichen Tugenden, seine große Rechtlichkeit und sein deutsches Herz konnten die Wunden des Staats, welche des Vaters gemißbrauchte Schwäche ihm zugezogen hatte, nicht ganz heilen. Er fand beim Antritte seiner Regierung 28 Millionen Schulden. Diese Zerrüttung der Finanzen, welche im Febr. 1806 die Einführung eines Papiergeldes, der Tresorscheine, rathsam machte, bewog den König, jeden Antrag zur Mitwirkung gegen Frankreich zu verwerfen, dadurch ward aber die Stellung zwischen Rußland und Großbritannien sehr ungewiß, und Preußen konnte nichts für Deutschland thun, als annehmen, was Frankreich in Uebereinstimmung mit Rußland durch den Entschädigungsreceß vom J. 1802 in Deutschland ihm überließ. Bald wurde sein Neutralitätssystem durch Frankreichs Besitznahme Hannovers im J. 1803 erschüttert; als nun im J. 1805 eine dritte Coalition gegen Frankreichs Anmaßungen sich bildete, schwankte die preußische Politik mehr als je. Eine Kriegs- und eine Friedenspartei theilten das Cabinet, während ein großer Theil des Heers Krieg wollte. Es fehlte an einem starken Willen, der Alles zusammenhielt, das Veraltete umbildete, und die Masse rasch bewegte. Zwar bewirkte Alexanders von Rußland persönliche Anwesenheit in Berlin die Convention zu Potsdam 3. Nov. 1805, beide Monarchen schlossen einen Freundschaftsbund, der eine der seltensten Erscheinungen in der Geschichte ist, und das preußische Heer rückte bis an die fränkische Gränze; allein nach der Schlacht bei Austerlitz neigte sich das preußische Cabinet ängstlich zum Frieden hin, und schloß, durch Oesterreichs Waffenstillstand hierzu berechtigt, Verträge mit Frankreich, die von der Art waren, daß Preußen von der Politik des französischen Cabinets umstrickt, in ein gespanntes Verhältniß mit allen übrigen Mächten trat, und nachdem es Cleve, Anspach und Neufchatel an Frankreich überlassen, wider seinen Willen genöthigt ward, Hannover als sein Eigenthum (1. April 1806) in Besitz zu nehmen. So zog es sich den verdienten Vorwurf des brittischen Ministers Fox zu, als ob es die auf den Fall seines Beitritts zur Coalition ihm angebotenen Vortheile gegen Frankreich geltend gemacht hätte, um von diesem Bewilligungen auf Kosten der Coalition zu erlangen. England erklärte nun an Preußen den Krieg, Schweden reizte es mit herausfoderndem Trotze, in Petersburg allein wußte der Herzog von Braunschweig die freundschaftlichen Verhältnisse durch vertraute Mittheilungen zu sichern. Preußen wollte keinen Krieg mit England und Schweden; aber Napoleon triumphirte, es in einen doppelten verwickelt, und wie er glaubte, von Rußland getrennt zu haben. Also schloß er in voller Sicherheit den Rheinbund. Jetzt griff Preußen, das sich von Napoleon auch um Hannover betrogen glaubte, zum Schwert. Allein noch war kein nordisches Bundessystem gebildet; das Zutrauen fehlte, und bei großem Selbstvertrauen der

neisten Heerführer, handelte man weder einmüthig, noch entschlossen. Der Nationalwille schien sich nur in den Marken für den Krieg auszusprechen. Da wurden überall die alten Gebrechen des Staatsräderwerks und die Mißgriffe einer schwankenden und rechnenden Abrundungspolitik sichtbar. Der Tag von Jena (14. Oct.), und der Fall von Magdeburg (8. Nov. 1806) zerbrachen die morschen Bänder der Monarchie Friedrichs II.; ein großes Unglück kam über das Heer, das Volk und den König. Der Schmerz kostete einer angebeteten Königin, die eine Zierde der Thronen und der Menschheit war, das Leben (d. 19. Juli 1810); aber sie und ihr königlicher Gemahl hatten den alten preußischen Geist und den deutschen Charakter auch im Unglücke bewährt. Im Drucke selbst verjüngte sich die moralische Kraft der Nation; und Hardenberg ordnete mit scharfem Blicke in die Zukunft den im Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) um die Hälfte verkleinerten, und nach dem Frieden bis zum 3. Dec. 1808 von Frankreich mit mehr als 150,000 M. besetzt gehaltenen, gänzlich ausgesogenen Staat. Aber unter welchen Umständen! Eine Contribution von 120 Millionen Franken mußte nachbezahlt, und die zurückgelassene französische Besatzung in den preußischen Festungen Stettin, Cüstrin und Glogau, unterhalten werden; dazu kam die Handelssperre des Continentalsystems. Kühner noch arbeitete der Minister Freiherr von Stein an der Erhebung zu einer bessern Zukunft. Er mußte Deutschland verlassen; aber im Stillen reifte das von ihm begonnene Werk der Wiederherstellung. Hierauf ward d. 6. Juni 1810 der Baron von Hardenberg als Staatscanzler an die Spitze der Verwaltung gestellt. Er führte nach liberalen Ideen ein neues Staatsgebäude auf, in welchem der Grundsatz, daß alle Classen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen betragen müßten, durchgreifende Gesetze und die Vernichtung vieler Privilegien zur Folge hatte. Es gab lauten Widerspruch; aber der Geist der Nation erstarkte, und Napoleons fortdauernde planmäßige Bedrückung des preußischen Staats erhöhete nur die Spannkraft zum Widerstande. Napoleon hatte nämlich seit 1811 eine solche militärische Stellung in Preußen genommen, daß er als Herr der Monarchie betrachtet werden konnte. Seine Heere durchschnitten das Land in elf Militärstraßen; die Festungen wurden nicht geräumt, obgleich Preußen seine darauf abzweckenden Verbindlichkeiten erfüllt hatte. Danzig, Magdeburg und Stralsund waren in französischer Gewalt, Preußen mithin von einer stärkern französischen Kriegsmacht besetzt, als es selbst halten durfte, nämlich 42,000 M. Dazu kamen Mißhandlungen und Erpressungen der französischen Militärbehörden. Vergebens that Friedrich Wilhelm III. Alles, um den Haß des französischen Kaisers zu versöhnen. Was der Kaiser mit Gewalt zu thun drohete, suchte der König endlich durch eine Allianz, Paris d. 24. Febr. 1812, zu mildern. Nun zog das französische Heer durch Preußen gegen Rußland, und 20,000 Preußen schlossen sich als Hülfsheer an. Der harte Vertrag wurde preußischer Seits erfüllt; allein Napoleon setzte seinen Foderungen keine Gränzen, und dachte an keine Gegenleistung. Da kam die Zeit der Befreiung, wo der Wille der Nation, so erschöpft sie auch war, zur That wurde. Yorks Capitulation zu Poscherau (30. Dec. 1812) war das Resultat der allgemeinen Nationalstimmung; aber noch mußte der König schweigen. Endlich rief er d. 9. Febr. 1813 die Nation zu freiwilligem Kriegsdienst auf. Als nun Napoleon auf

Digitized by Google

keine seiner Vorstellungen in Paris achten, keine Verbindlichkeit erfüllen wollte, sondern im Tone der Oberhoheit den Alliirten als Vasallen zu behandeln fortfuhr, da schloß der König, welcher schon längst seine Hauptstadt nicht mehr bewohnen konnte, und Spandau wie Pillau französischen Truppen hatte einräumen müssen, den Bund mit Rußland zu Kalisch d. 28. Febr. 1813. Nach Alexanders Ankunft in Breslau, d. 15. März, erklärte er d. 16. März an Napoleon den Krieg. Hierauf rief er d. 17. März sein Volk und Heer auf zu dem heiligen Kriege für Ehre, Freiheit und Vaterland. Dieser kühne Schritt entschied Deutschlands Befreiung von Frankreichs militärischer Unterjochung. Die preußische Nation war auf einen solchen Zeitpunkt vorbereitet. Ueber 100,000 M. waren im Gebrauche der Waffen geübt worden, und Scharnhorsts Idee einer Landwehr konnte schnell ausgeführt werden. Was die Nation und das Heer, was der König und die Prinzen, was die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen im frommen deutschen Sinne mit begeistertem Heldenmuthe gethan, gelitten und gewirkt haben, das hat die Geschichte der Unsterblichkeit geweiht. Preußens und Norddeutschlands Erhebung war, mit Ausnahme der jenseit der Elbe gelegenen Länder, gleichzeitig. Ein namenloses Gefühl durchdrang die deutschen Völker; aber die Cabinete folgten zögernd. Der Kampf um die Freiheit war hart und schwer. Preußens Völker, Heer, Freiwillige, Landwehr und Landsturm, bestanden ihn mit einer religiösen und sittlichen Tapferkeit, wie sie Deutschland nie gesehen hatte. Jetzt trat auch Oesterreich zu dem Bunde; und bei Culm ward Habsburgs Genius mit dem Hause Hohenzollern ausgesöhnt. Nun führte eine in der Geschichte einzige Eintracht die Monarchen von dem Siege bei Leipzig bis in die Hauptstadt des Feindes. Aber zu großmüthig vergaß man hier gegen Preußens Rath, die Hauptfragen zu entscheiden; und auf dem Congresse zu Wien fand die französische Diplomatik Zeit, Schwierigkeiten und Zwietracht auszustreuen. So konnte Preußen, wollte es anders nicht zu den Waffen greifen, nur durch das gehässige Recht der Eroberung die alte Größe, deren Ersatz ihm zugesichert war, wiedererlangen. Der Vertrag über Polens künftiges Schicksal, dem Oesterreich beigetreten war, hatte Preußens Entschädigung in Sachsen zur Folge, und führte die höchst unnatürliche Zerstückelung dieses Landes herbei, über das Europa wie über ein erobertes verfügte. Um für den durch das halbe Sachsen und durch Posen nicht gedeckten Verlust von Polen Ersatz zu erhalten, mußte Preußen in dem Großherzogthume Niederrhein einen mit dem Hauptstaate nicht verbundenen Nebenstaat, und damit eine für sich selbst und für seine Nachbarn zwangvolle Stellung annehmen. Daher die vielen Gränzirrungen, welche bisher eine lange Reihe unwillkommner Ländertausche mit seinen Nachbarn noch nicht ganz hat ausgleichen können! Aber noch einmal sollte um die neue Ordnung der Dinge gekämpft werden. Napoleon, der sich wieder auf den Kaiserthron geschwungen, warf sich mit der Vollzahl seines erbitterten Heeres auf das schwächere preußische. Schon glaubte er am 16. Juni 1815 es geschlagen zu haben; allein Blücher zog sich in eine Stellung, aus der er am 18. in die Flanke des Feindes fiel, als dieser mit Wellington um den Sieg kämpfte. (S. d. A. Ligny und Waterloo). Der Sieg bei Belle Alliance richtete den Thron der Bourbons, nachdem Blücher d. 4. Juli Paris mit Capitulation genommen, wieder auf; indeß wurde das preu-

ische Cabinet der französischen Nation die eigene Wahl ihrer Herrscherfamilie, den Erklärungen der Alliirten gemäß, gern überlassen haben. Dagegen foderte es eine feste Sicherheit der deutschen Gränze und die Zurückgabe deutscher Provinzen, welche Frankreich früher an sich gerissen hatte. Allein Ludwig XVIII. war nach der Erklärung vom 13. März der Alliirte der kriegführenden Mächte, unter welchen zwei Frankreichs Integrität vom J. 1790 durchsetzten. So konnte auch hier Preußen, das zum zweiten Male Deutschlands Retter geworden war, nicht durchdringen. Was es für das Wohl der deutschen Nation auf dem Bundestage durch die folgerechte Durchführung der von ihm zu Wien ausgesprochenen liberalen Ideen bewirken wird, erwartet Deutschland von der Zukunft. Außer dem heiligen Bunde und der zur Erhaltung des Friedens von Europa in Aachen 1818 auf das Völkerrecht gegründeten Quintuple = Allianz, (s. d. A.) steht Preußen auch mit Oesterreich in Hinsicht auf Deutschlands Angelegenheiten eng verbunden. Die alte Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander von Rußland ist durch die Vermählung einer preußischen Prinzessin mit dem Großfürsten Nicolaus, d. 13. Juli 1817, neu befestigt worden. Fassen wir nun die Geschichte der Bildung des preußischen Staats in wenig Hauptpunkten zusammen: wie die Wiege dieser Macht der jüngern Linie des Hauses Hohenzollern (s. d. A.) das Burggrafthum Nürnberg, nebst den Fürstenth. Anspach und Baireuth war; wie Friedrich VI. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, durch den Erwerb der Kur Brandenburg (s. d. A.) im J. 1415 den ersten Grund zu der künftigen Größe seines Hauses legte; wie nach dem Anfall von Preußen, des jülich'schen Erbe, des Rechts auf Magdeburg, des Besitzes von Halberstadt und Hinterpommern, der große Churfürst 1657 die souveräne Macht seines Hauses und den Staat selbst gründete; wie endlich Friedrich II. durch den Erwerb von Schlesien seit 1740 das kleine Königreich zu einer Monarchie und in die Reihe der ersten Mächte erhob; so gibt es, die sardinische ausgenommen, keine Monarchie in Europa, die ein auch nur ähnliches Schicksal gehabt hätte. Conrad, jüngerer Sohn Rudolphs II, Grafen von Zollern, wurde um d. J. 1180 erbl. Burggraf von Nürnberg, ein richterliches Lehnamt, mit welchem der Besitz von Reichslehngütern und Regierungsrechten verbunden war. Sein Urenkel, Burggraf Friedrich III., erbte nach dem Tode seines Schwagers, des letzten Herzogs von Meran, Baireuth. Burggraf Friedrich V. erhielt 1363 vom Kaiser Karl IV. die reichsfürstliche Würde. Durch Kauf erwarben seine Nachkommen noch andere Ländereien in Franken, die zusammen das seit 1415 sogenannte Markgrafthum Anspach = Baireuth bildeten, welches zuletzt der Kurf. von Brandenburg Joachim Friedrich 1603 unter seine beiden Brüder theilte. Die Nachkommen des Markgrafen von Baireuth (Culmbach) starben 1763 aus; und der letzte Markgraf von Anspach = Baireuth entsagte diesen Ländern zu Gunsten des Königs von Preußen 1791, und starb 1806. In diesem Jahre überließ Preußen Anspach, und im tilsiter Frieden 1807, Baireuth an Frankreich, das beide Länder dem König von Baiern zutheilte, der sie nach dem wiener Congresse behalten hat. — Der jetzige König von Preußen, geb. d. 3. Aug. 1770, regiert seit 1797, und hat von seiner 1810 gest. Gemahlin 4 Söhne und 3 Töchter. Er ist verschwägert mit den Häusern Hannover, Oranien, Hessen = Cassel, Hessen = Homburg, Mecklen-

Digitized by Google

burg-Strelitz, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Dessau, und Oldenburg-Rußland. Nach dem Handb. für d. kön. preuß. Hof und Staat für 1818, gibt es 3 preuß. Civil-Ritterorden. Den schwarzen Adler tragen 131 Ritter, worunter auch Napoleon und Jerome; den rothen Adler 1. Classe, 196, 2. Cl. 291, und 3. Cl. 397 Ritter. Den weiblichen Luisen-Orden (gestiftet 1814), dem jetzt die Prinzessin Wilhelm vorsteht, haben 171 Frauen. Noch gibt es einen Orden Pour le Mérite für das Militär; das eiserne Kreuz; den von Friedr. Wilh. III. 1812, zum Andenken der aufgelösten Ballei Brandenburg, gestifteten preuß. St. Johanniterorden; überdieß mehrere Ehrenzeichen. Der König ist auch einer der drei Beschützer des Freistaats Krakau, und Mitstifter des am 26. Sept. 1815 zu Paris geschlossenen heiligen Bundes. Zu dem deutschen Bunde, den er in Wien mit bilden half, gehören 7 Provinzen des preuß. Staats: Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Westphalen, Pommern, Cleve, Berg und Niederrhein, zusammen 3,204 Q. M. mit 7,923,439 Einw. Das preußische Contingent zum deutschen Bundesheere, bildet das 4. 5. und 6. Armeecorps; zusammen 79,234 M. Auf dem Bundestage hat Preußen die zweite Stelle und im Plenum 4 Stimmen. Die drei Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen, so wie Neufchatel, gehören nicht zu dem deutschen Bunde. — Die preußische Monarchie, welche als Friedrich II. 1740 die Regierung antrat, auf 2190 Q. Meilen 3 Mill. Einw. enthielt, und ein Heer von 76,000 M. besaß, umfaßte vor dem tilsiter Frieden ohne Hannover, 5570 Q. M. mit 9,743,000 Einw. in 1045 Städten und 40,102 Fl. und D. Die Staatseinkünfte wurden auf mehr als 38 Mill. Thaler berechnet, und die Armee soll im J. 1804 aus 265,000 M. bestanden haben, worunter 40,000 M. Cavalerie. Durch den tilsiter Frieden verlor der Staat alle Länder jenseit der Elbe, Cotbus, und mit Ausnahme eines Theils von Westpreußen, alle von Polen abgerissenen Provinzen, zusammen 2693 Q. M. mit 4,805,000 Einw. Er behielt also nach Sommann: 2877 Q. M. mit 4,983,000 Einw. in 431 St., 81 Mfl., 20,687 D. und 6600 Vorw.; nach Andern wurde die Volksmenge der preußischen Monarchie im J. 1812 auf 5,205,000 M. geschätzt. Jetzt ist die Monarchie in ihrem Umfange, den sie im J. 1805 hatte, durch die Beschlüsse des wiener Congresses wieder hergestellt. Indessen ist die Richtung, welche sie nach ihrer geographische Lage nehmen muß, rein militärisch geblieben. Denn sie bildet kein geschlossenes Ganzes, sondern besteht (ohne Neufchatel) aus einem größern östlichen (27° 40′ bis 40° 30′ L. u. 49° 45′ bis 55° 40′ Br.) und einem kleinern westlichen Haupttheile. Der östliche Theil (4100 Q. M. mit üb. 7 Mill. Einw.) hat eine Landgränze von 400, und eine Seegränze von 100 Meilen. Der westliche (830 Q. M. m. 2,850,000 E.) hat 150 M. Gränze. Jener gränzt an Rußland, Oesterreich, Kgr. Sachsen, an die kleinen Staaten in Thüringen, an Kurhessen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, und stößt in Norden an die Ostsee; dieser ist von jenem durch Kurhessen, Hannover und Braunschweig getrennt, und gränzt an Belgien, Frankreich, Baiern, Lippe-Detmold, Nassau, Waldeck u. a. kleine Staaten. Der Boden ist meistens eben und hügelig. Die Insel Rügen mit dem Vorgebirge Stubbenkammer ist die höchste Gegend der Ostseeländer. Zu den fruchtbaren Niederungen gehören die Tilsiter, Havelländischen, Magdeburgischen, Halberstädtischen Ebenen, die Soester Boerde, die güldene Aue u. s. w. Als Gebirge sind

Digitized by Google

ie Sudeten mit dem Riesengebirge (Riesen- ob. Schneekoppe 4950 F. och); der Harz mit dem Brocken; der Thüringerwald, der Westerwald mit dem Siebengebirge, der Hundsrück mit dem Hochwalde, und die Eifel, eine Fortsetz. der Ardennen, zu bemerken. Die Gewässer s. weiter unten. Das Klima ist im Ganzen mehr kalt, rauh, veränderlich, als warm und mild. Das schönste Klima findet man in den Thälern der Nahe, Mosel, Saar und des Rheins. Seit dem 30. April 1815 besteht der preußische Staat aus zehn Provinzen, die in 7 Militärabtheilungen und 28 Regierungsbezirke getheilt werden. Die erste Militärabtheilung: Preußen, das eigentliche Königreich Preußen, begreift 1. die Provinz Preußen oder Ostpreußen mit der ostpreußischen Regierung zu Königsberg, und der litthauischen zu Gumbinnen, 704 Q. Meilen mit 919,580 Einw. (1309 auf 1 Q. M.) 2. die Provinz Westpreußen mit der westpreußischen Regierung zu Danzig und der zu Marienwerder. Westpreußen nebst dem Netzdistrict enthielt bisher 343 Q. Meilen und 367,000 Einw., nun aber durch die zurückeroberten Landstriche 466 Q. M. mit 581,971 Einw. (1249 a. 1.) Danzig, seit dem tilsiter Frieden eine Republik und französischer Waffenplatz, ward schon im J. 1814 nebst seinem Gebiete (von 14 Q. Meilen mit 42,000 Einw. ohne die Stadt, welche eben so viel Einw. enthält) mit der preußischen Monarchie wieder vereinigt. Die zweite Militärabtheilung, Brandenburg und Pommern begreift: 3. die Provinz, (ehemalige Mark) Brandenburg mit den Regier. zu Berlin, Potsdam und Frankfurt, und enthält mit Einschluß des auf dem rechten Elbufer liegenden Herzogth. Magdeburg, nebst dem zurückeroberten cotbuser Kreise (17 Q. M. mit 34,671 Einw.) und mit mehrern ehemals königl. sächs. Ländern, zusammen 749 Q. M. mit 1,297,795 Einw. (1732 a. 1.); 4. die Provinz Pommern mit den Regier. zu Stettin und Cöslin. Dazu ist das gegenwärtige Generalgouvernement Schwedisch Pommern (72 Q. M. mit 114,000 Einw.) durch den Vertrag mit Dänemark, Wien d. 4. Juni 1815, gekommen, so daß die Prov. Pommern 566½ Q. M. mit 700,755 Einw. (1237 auf 1) enthält. Die 3te Militärabtheilung, Schlesien und Posen, begreift 5. die Provinz (Herzogth.) Schlesien nebst Glaz mit den Regier. zu Breslau, Reichenbach, Liegnitz (wozu ein Theil der Oberlausitz geschlagen ist) und Oppeln: zus. 720 Q. M. mit 1,992,598 Einw. (2767 auf 1). Dazu gehört auch das durch den elbinger Gränztractat vom 10. Nov. 1807 davon abgerissene Neuschlesien (42 Q. M. mit 54,000 Einw.); 6. die Provinz oder das Großherzogthum Posen mit den Regier. zu Posen und Bromberg. Dieser nach dem Vertrage zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich, (Wien d. 3. Mai 1815) an Preußen zurückgefallene Theil des Herzogth. Warschau besteht a) aus Erwerbungen vom J. 1772, Bromberg nebst dem culm'schen und michelau'schen Kreise; b) aus der Stadt Thorn und ihrem Gebiete; c) aus dem bisherigen Depart. Posen, mit Ausnahme eines Theils des powitzschen und des peysernschen Kreises; d) aus dem bis an den Fluß Prozna gelegenen Theile des kalischer Depart. mit Ausschluß der Stadt und des Kreises dieses Namens. Von diesen Landschaften sind Culm, Michelau, Thorn und das links der Weichsel gelegene Gebiet zu Westpreußen geschlagen. Bromberg, Posen und das calischer Depart. machen nebst dem croneschen und caminschen Kreise, welche vom Netzdistricte dazu geschlagen worden sind,

das Großherzogth. Posen aus, das 538½ Q. M. mit 847,800 Einw. (1574 auf 1) enthält. Der Reg. Bez. Posen selbst hat 327½ Q. M. mit 584,890 S. (1786 a. 1.) und 95 Städte m. 173,867 Einw. Durch den Grenzvertrag mit Rußland vom 11. Nov. 1817 wurden mehrere Orte und die Kreisstadt Peysern an Polen abgetreten. Zum königl. Statthalter ist Fürst Anton Radziwill ernannt. Die wiener Congreßacte sichert den Polen Ständeversammlungen und nationale Einrichtungen zu. Insbesondere hofft man von der humanen preußischen Regierung, daß die Bauern des Großherzogth. Posen ein erträglicheres Loos bekommen werden; denn schon 1793 hatte die preußische Regierung sie als einen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft angesehen, und aus alten polnischen Gesetzen ein Bauernrecht abfassen lassen. (S. von Grävenitz: der Bauer in Polen. Berl. 1818). Auch soll im Großherzogthum Posen die polnische Sprache neben der deutschen bei den öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden. — Die 5. Militärabtheilung begreift die 7te Provinz, Sachsen, mit den Regierungen zu Magdeburg, Merseburg und Erfurt. Diese Provinz besteht a) aus dem größten Theile des Herzogthums Sachsen, nach dem Traktate vom 18. Mai 1815 385 Q. M mit 875,578 Einw. (Preußen hat also den Besitz und die Titel der Lausitz, Thüringen und Henneberg; in Ansehung der Lausitz aber hat Oesterreich seiner böhmischen Oberlehnsherrschaft zu Gunsten Preußens entsagt); b) aus dem Herzogth. Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld nebst Halle, dem Fürstenth. Halberstadt, der Grafsch. Hohenstein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hannover abgetretenen Landstrichen, z. B. Elbingerode; zusammen ungefähr 140 Q. M. mit 450,000 Einw. Die Gränzen in Thüringen gegen Weimar wurden durch den Vertrag vom 22. Sept. 1815 berichtigt. Die ganze Provinz Sachsen enthält gegenwärtig 458 Q. M. mit 1,214,219 Einw. (2651 auf 1 Q. M.) Die 6. u. 7. Militärabtheilung, Niederrhein und Westphalen, begreift: 8. die Provinz Westphalen mit den Regierungen zu Münster, Minden und Arensberg; 367 Q. M. mit 1,074,079 Einw. (2927 a. 1.) 9. die Provinz Cleve und Berg mit den Regier. zu Düsseldorf, Cöln und Cleve, zus. 158½ Q. M. mit 935,049 Einw. (5899 auf 1.) 10. die Provinz, oder das Großherzogthum Niederrhein, mit den Regier. zu Aachen, Trier und Coblenz zus. 288 Q. M. mit 972,724 Einw. (3377 auf 1 Q. M.) In den westphälischen Provinzen sind 15 Enclavenländer unter preußische Souverainetät gekommen oder mediatisirt worden. Ueberdieß hat Preußen erhalten: Wetzlar, (Stadt und Gebiet), die Grafsch. Dortmund, das Fürstenth. Corvey, d. Fürstenth. Siegen und 2 Aemter von Dillenburg. Man muß daher unterscheiden die alten, schon im J. 1805 zu Preußen gehörigen Provinzen, von denen aber Ostfriesland, Hildesheim, Goslar, und ein Theil von Münster und Lingen, an Hannover abgetreten worden sind, so daß die an Preußen zurückgefallenen Länder in Westphalen und am Rheine, z. B. Münster, Paderborn, Minden, Ravensberg, Mark, Tecklenburg rc. ungefähr 255 Q. M. mit 660,000 Einw. betragen; und die neuen aus der Entschädigungsmasse ihm jetzt erst zugetheilten, oder durch Tausch erhaltenen Länder, wie das ehemalige Herzogthum Berg (54 Q. M. mit 294,000 Einw.) und das neue Großherzogthum Niederrhein. Letzteres liegt zwischen der Mosel, der Maas und am Nie-

Digitized by Google

rrhein; es begreift das bisherige Wälderdepartement, vier Fünf- eile vom Sambre- und Maasdepart., drei Viertheile vom Maas- part., einen Theil des Ourthedepart., des Roerdepart., das Rhein- d Mosel-, endlich das Saardepart. Zu diesem Großherzogthume d durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 noch Saar- rücken, Saarlouis u. a. O. mehr gekommen. Die Austauschun- n wegen Nassau wurden mit dem Könige der Niederlande, so wie n Gränzvertrag mit den Niederlanden d. 7. Oct. 1816 abgeschlos- n; von Hessen-Darmstadt wurde das Herzogth. Westphalen an reußen abgetreten. Das Fürstenthum Neufchatel (s. d. A.) hrte schon durch den pariser Frieden von 1814, mit einer Vergrö- rung auf der Gränze von Frankreich, in den preußischen Länderverein rück. — Der gegenwärtige Bestand der preußischen Monar- ie mit Einschluß der mediatisirten Länder wurde im J. 1817 ohne eufchatel auf 5015 Q. M. mit 10,536,571 Einw., und mit Neuf- atel auf 5028 Q. M. mit 10,588,157 Einw. geschätzt. Auf jenem lächenraume leben 2101 M. auf 1 Q. M. Er enthält 1024 Städte it 2,895,818 Einw., darunter 26 große von mehr als 10000 Einw., 36 mittlere und 858 kleinere Städte. Die meisten Städte hat der eg. Bez. Posen. Der volkreichste Reg. Bez. ist Düsseldorf, (46 Q. . mit 379,902 Einw. 8109 auf 1 Q. M.). Der volkärmste ist öslin (258 Q. M. m. 244,515 Einw. 946 auf 1 Q. M.). Die euen Provinzen, Posen, Sachsen und Niederrhein sollen Ersatz seyn r die nicht zurückerhaltenen Provinzen Anspach (55 Q. M. mit 45,000 Einw., Bayreuth (72 Q. M. mit 223,000 Einw.) Neu- stpreußen (778 Q. M. mit 877,000 Einw., einen Theil von Südpreußen der etwa 240 Q. M. mit ungefähr 430,000 Einw. trägt), und für die an Hannover abgetretnen oben genannten Länder- heile (115 Q. M. mit 230,000 Einw.). Zu den mediatisirten enclavirten ändern gehören unter andern Gimborn und Neustadt, das wittgenstei- sche Homburg, Rheda und Hohenlimburg, Rittberg, Neuwied, orstmar, dem Rheingrafen von Salm gehörig, die rheingräflichen errschaften Aahausen, Bocholt, Gehmen, Bentheim, Schauen, oz, Croy, Wittgenstein und Berleburg. Der König hat durch das esetz vom 21. Juni 1815 den mediatisirten Fürsten die Rechte s hohen Adels und der Ebenbürtigkeit bestätigt. Sie sind Häup- r ihrer Familien und Standesherren. Sie behalten ihre Domai- n, und ihre Familienverträge bestehen. Sie erhalten einen privi- girten Gerichtsstand, und sind frei von der Militärpflicht, so wie n der Personal- und Grundsteuer. Sie haben endlich niedere und ere Gerichts-, Orts-, Polizei- und Consistorialrechte, jedoch unter ufsicht des Staats. Es gibt überhaupt 50 Standesherren, als 5 der Prov. Preußen; 7 in der Prov. Brandenburg; 18 in der rov. Schlesien; 5 in der Prov. Sachsen; 15 in d. Prov. Westpha- n, Niederrhein, Cleve und Berg. — Die Vortheile dieser Um- staltung Preußens bestehen in einer Abrundung gegen Westen bis die Elbe und Saale; ferner in der Abrundung der ehemals ver- nzelten westphälischen Provinzen; im Umtausche polnischer Unter- anen mit deutschen; in bessern Finanzquellen in Sachsen und in n Rheinprovinzen, als sie Polen darbot, und in einer festern Mi- ärgränze an der Oberelbe, die jetzt mit der Oder und Schlesien nen militärisch-politischen Zusammenhang hat. Dagegen sind fol- nde Nachtheile geblieben: der Verlust der Provinzen Anspach d Bayreuth und des Fichtelgebirges mit den Quellen des Mains,

Digitized by

als eins der vorzüglichsten Bollwerke gegen den Andrang westlicher und südlicher Völker an die Elbe; eine offene Gränze von Seidenberg in der Oberlausitz bis Wittichenau, wo eine Festung bei Görlitz oder Moys nöthig seyn dürfte; eine offene Gränze gegen Rußland, indem auf dieser Seite eine rußische Armee in drei Tagemärschen in Breslau seyn kann, die Prosna aber zu befestigen, mehrere Millionen kosten würde; die Vergrößerung Hannovers, besonders durch Ostfriesland; die kostbare Verpflichtung, der Rheinprovinzen wegen sich gegen Frankreich in erster Linie aufzustellen. Aber eben dieser Besitz der rheinischen Mark bestimmt Preußen zur ersten Schutzmacht für Deutschland gegen Frankreich. Seine Schwäche würde also für Deutschlands Sicherheit nachtheilig seyn. Denn Preußen hat nur ⅓ von Frankreichs Volksmenge, und dabei 150 deutsche Meilen mehr an Gränze, als dieser Nachbarstaat. Während Preußens einer Arm bis an die Thore der franz. Festung Thionville an der Mosel reicht, und der andre Memel und den Niemen behauptet, sucht man vergebens den Körper, der beide Arme verbindet. Es gibt drei Preußen, in Polen, in Deutschland, und zwischen der Maas und dem Rhein. Es hat drei verletzbare Seiten, gegen Rußland, Oesterreich und Frankreich; daher das Abhängige in seiner Lage, die ihm nie eine vollständige Entwickelung erlaubt. Darum war es ein sehr natürliches Bestreben, durch den Besitz von Luxemburg jenem Gränzzuge des Großherzogthums Niederrhein, der am linken Rheinufer von Bingen an, längs der Nahe, dann von der Glan bis zur Sarre, diesen Fluß hinab, bis er in die Mosel fällt, dann der Mosel bis zur Sure, dieser bis zur Our, der Our aber bis zur Gränze des alten Ourthedepartements, hierauf dem Wormsflusse folgt, und am rechten Maasufer, tausend deutsche Ruthen von diesem Ufer entfernt bis zur niederländisch-holländischen Gränze hinläuft, militärische Außenwerke zu geben. — Was den innern Halt der preußischen Monarchie betrifft, so findet die Bemerkung des Herrn von Bülow, der schon im J. 1805 den preußischen Staat, in Hinsicht auf seine geographisch-militärische Lage, mit dem Körper einer Wespe verglich, an dem der Hintertheil mit dem Vordertheile durch einen dünnen Darm zusammenhange, jetzt zwar nicht mehr Statt; denn Hildesheim, welches das preußische Westphalen mit dem preußischen Niedersachsen verband, wurde 1814 an Hannover abgetreten, und somit jener Darm durchschnitten; allein dagegen kann man jetzt von dem preußischen Staate sagen, er bestehe aus zwei Inseln auf dem festen Lande, indem die rhein- und westphälischen Provinzen von den alten Ländern gänzlich getrennt sind. Doch hat ihm Hannover zwei Militärstraßen durch das Hildesheimische, und über Gifhorn und Neustadt, bewilligt. — In Hinsicht des **Handels** bietet die Lage große Vortheile dar. Eine wohlvertheidigte Küstenlänge an der Ostsee von 110 deutschen Meilen, mit mehrern Einbuchten (bei **Memel** das kurische Haff mit der Meerenge Tief; bei **Pillau** das frische Haff mit der Meerenge Gatt; in **Pommern** das frische od. stettiner Haff — das große und kleine — mit den Ausflüssen Peene, Swine, Divenow) und Stromausmündungen, das ganze **Oberflußgebiet**, der wichtigste Theil des **Weichsellaufs**, der **Elbstrom** nebst der **Saale**, in wie fern er den Hansehandel mit dem sächsisch-böhmischen verknüpft, und durch sieben große Canäle mit der Oder und Weichsel zusammenhängt, der **Rheinstrom**, da wo er einen Theil des französischen und des süddeutschen Productenhandels mit dem nie-

Digitized by Google

rländischen verkettet; diese Küsten und Strommündungen bilden
ebst der Memel, dem Pregel, der Warte, Netze, Havel, Spree,
Weser, Ems (deren Schiffbarmachung im Oct. 1818 von der preu-
ßischen und hannöverschen Regierung beschlossen wurde), Ruhr,
ippe und Mosel, ein Flußschifffahrtssystem, welches den Reichthum
er Nachbarstaaten größtentheils an sich zieht. Um diese Wasserstra-
en herum liegen mit wenig Ausnahmen fruchtbare, an allen Pro-
ucten des Pflanzenreichs (insbesondre Flachs in Schlesien, Cleve,
berg), den Weinstock nicht ausgenommen, reiche Landstriche. Auch
er Bergbau ist bedeutend, mit Ausnahme der edeln Metalle; Bern-
ein findet sich fast ausschließend nur an der Ostseeküste in Ostpreu-
en und Hinterpommern. Jeder Theil der Viehzucht, mit Ausnahme
er Pferdezucht, die nur in Ostpreußen vortrefflich genannt werden
ann, trägt ebenfalls zur Vermehrung des natürlichen Reichthums
ei, und dieß um so mehr, da die Landwirthschaft, was besonders
Getreide- und Futterbau, Schafzucht, (veredelt üb. 15 Mill. Schaafe)
Holz- und Forstcultur betrifft, einen hohen Grad von Vollkommen-
eit erreicht hat, und in Mögelin von Thaer nach wissenschaftlichen
Grundsätzen gelehrt wird. Für die Fischerei sind auch mehrere Land-
een wichtig, z. B. der Spirding-, Mauer-, Gopplo-, Neuwarper-,
Ruppiner-, Soldiner-, Ucker-, Lacher-, Neufchateller-, See. Federvieh
n Pommern u. s. w. In Hinsicht auf Manufacturen und Fa-
riken besitzt Preußen gewerbfleißige Länder, die zu den ersten in
Europa gehören, wie das schlesische Gebirgsland, Ravensberg, Mark,
Berg und die übrigen Rheinprovinzen, deren Kunstfleiß man aus
Nemnichs Reise kennt. Dieser Gewerbfleiß beruht größtentheils auf
nländischen Naturerzeugnissen, wie die Leinewandweberei (in
Schlesien, zu Hirschberg, Schmiedeberg, Landshut, Greifenberg,
jährl. für 11 Mill. Thlr.) mit den Bleichen bei Barmen, Elberfeld,
Bielefeld und Waarendorf, die Wollenmanufacturen (in Schlesien,
Brandenburg, Sachsen, Niederrhein, zu Aachen, Burtscheid, Stoll-
erg, Eupen u. a. a. O.) und die Fabriken von Metallwaaren, z. B.
Eisen und Stahlwaaren zu Berlin, Malapane, Gleiwitz, Solingen,
Remscheid, Iserlohn. Der Werth gesammter Fabrikate wurde im J.
1794 (und dieses Jahr läßt sich auch noch jetzt als Maßstab anneh-
men) auf mehr als 51 Mill. und mit Einschluß der Consumtibilien-
gewerbe über 85 Mill. Thlr. geschätzt. Wie wichtig daher der Han-
del seyn müsse, beweisen schon die großen Handelsstädte, welche zum
Theil in den ersten Zeiten des europäischen Handels gegründet wor-
den sind. Unter den Seeplätzen stehen Danzig und Stettin oben an;
ihnen zunächst Königsberg, Memel, Elbing, Pillau, Colberg, Stral-
sund und der seit 1818 gebaute Hafen von Swinemünde. Auch hat
Hannover, durch den Vertrag mit Preußen vom 29. Mai 1815, Preu-
ßen den Gebrauch des Hafens zu Emden zur Ein- und Ausfuhr
von Gegenständen aller Art gestattet. Noch wird die Lippe von We-
sel bis Lippstadt schiffbar gemacht. Im Innern sind als Mittelpunkte
des Fabrikwesens und Handels anzusehen: Berlin, Breslau, Frank-
furt an der Oder, Magdeburg, Hirschberg, Minden, Bilefeld, We-
sel, Cöln u. a. m. Die preußische Flagge weht zwar auf allen
Meeren, und Preußen zählte vor der Seesperre über 2000 eigene
Schiffe und über 10,000 Matrosen; allein der Seehandel entbehrt
des Schutzes einer Marine. Doch hat die Pforte im J. 1818, durch
einen ähnlichen Vertrag wie mit Rußland und Oesterreich, auch die
preußische Flagge gegen alle Räubereien der Barbaresken in Schutz

genommen, Entschädigung versprochen und deßhalb an Algier u. s. w. die nöthigen Firmans erlassen. Das Hauptinstitut für den Geldhandel ist die königliche Bank zu Berlin, so wie die Seehandlungssocietät daselbst. Ein reges Leben, das durch die Leidensjahre des französischen Druckes nicht hat erstickt werden können, ist der sprechendste Beweis von der Cultur der preußischen Völker und von der Weisheit der Regierung. Ihre wissenschaftliche und Kunstbildung gehört ganz der deutschen Nation an, bedarf also hier keiner Erwähnung. Die preußischen Völker sind größtentheils Deutsche, vom altsassischen, thüringischen und niederländischen Stamme. Die Wenden auf dem rechten Elbufer haben sich germanisirt; doch gibt es deren noch in der Lausitz und Kassuben in Hinterpommern. Von den übrigen slawischen Stämmen sind die zahlreichsten die Polen im Großherzogth. Posen, obgleich auch hier deutsche Sprache und Ansiedelung angetroffen wird; noch finden sich Letten und Litthauer in den Dörfern des ostpreußischen Litthauen, die ihre Sprache, wie ihre alte Tracht erhalten haben. In den altpreußischen Ländern begegnet man auch den Nachkommen eingewanderter Flüchtlinge aus Frankreich, Salzburg und der Pfalz. Der tolerante Geist der Regierung öffnete seit des großen Churfürsten Zeit allen um des Glaubens willen Verfolgten eine Freistätte. Daher findet man Herrnhuter, Hussiten, Griechen, Mennoniten, und vorzüglich viel Juden in den preußischen Staaten. Der größte Theil der Nation bekennt sich zu der lutherischen, die regierende Familie zu der reformirten Kirche. Die catholische Kirche ist in Schlesien, Polen, Westphalen und am Rheine im Besitze ihrer Rechte geschützt worden. Lutheraner und Reformirte haben seit 1817 angefangen sich zu einer evangelisch-christlichen Kirche zu vereinigen. Im J. 1817 zählte man 6,370,380 Evangelische, 4,023,513 Katholiken (die meisten im Reg.Bez. Oppeln), 15,333 Mennoniten (die meisten in den Reg.Bez. Danzig und Marienwerder) und 127,345 Israeliten (die meisten in Posen, nämlich 37,547). — Der altpreußische Nationalcharacter hat etwas Großartiges und Kühnes, wodurch er sich in dem deutschen Gesammtleben unterscheidet. Ein kriegerischer Geist erbte in der Nation seit dem großen Churfürsten durch fünf Menschenalter fort. Das Volk bewahrte sich selbst im Unglücke das Element seiner Größe, sein freies geistiges Leben, jene Beweglichkeit und Kühnheit, die im letzten Kampfe mit spartanischem Muthe in den Müttern und Jungfrauen, wie in den Greisen, Männern und Jünglingen sich zu der höchsten Anstrengung erhob. Als in Deutschland das freie Wort vor französischen Machtgeboten verstummte, nährte Preußen die heilige Flamme der Wissenschaft und Kunst; es hegte und pflegte die geächtete deutsche Art und Sitte. Und aus diesem deutschen Geiste ist jener Stolz und jene Kraft geboren, welche wie ein belebendes Feuer von den Ersten und Gebildetsten bis zu den Kleinsten und Niedrigsten hindurchdrangen. Preußen ist jetzt mächtig durch seine warnende und an ruhmvollen Erfahrungen reiche Geschichte, durch seinen Rang als erste protestantische Macht, durch seinen Volksgeist, der aufgeklärt, tapfer und vaterländisch gesinnt ist, durch sein wohlgeordnetes Kriegswesen, und durch die Gunst der öffentlichen Meinung in Deutschland. Doch ist die letzte durch neuere Ereignisse sehr geschwächt worden. Preußen hat Deutschland gerettet; möge es auch das innere Leben des deutschen Volks schützen und fördern! Dann gebührt ihm der Stolz, die erste deutsche Macht im moralischen Sinne zu seyn. Jene mit Flos-

Digitized by Google

keln streitenden Klüglinge, die, über vorgebliche Borussomanie die Achsel vornehm zuckend, in der Alemannia und a. a. O. ein Paar Federn schwangen, um den Ruhm eines edeln Volks, das mehr als 200,000 seiner Söhne für die gemeinschaftliche Sache fallen sah, mit Dinte zu bespritzen, würden nie mit ihren Ansichten Deutschland gerettet haben. Sie begreifen nicht jene nordische Eigenthümlichkeit, welche der Himmel, der Boden, der Geist der Regierung und ein ernstes Schicksal den Preußen aufgedrückt haben; eine Eigenthümlichkeit, die wohl vormals einseitig und schroff war, auch zuweilen in Anmaßung ausartete, die aber im Unglück sich geläutert hat. Die Preußen der jetzigen Welt sind andere Menschen, als die vor dreißig Jahren lebten. Sie haben das fromme, tiefe Gefühl bekommen, daß sie nichts sind, und in der Weltgeschichte nichts bedeuten, wenn sie nicht Deutsche seyn wollen. Weniger begünstigt von der Natur, als der Süddeutsche, ist der Preuße, d. i. der Norddeutsche, thätiger und bei den Bedürfnissen seiner Civilisation sinnreicher. Friedrichs II. Ruhm und die von ihm gemachten Einrichtungen, selbst sein großer Styl in den Bauwerken, haben der Nation, vorzüglich den Bewohnern der Städte, das Streben nach Glanz und äußerer Bedeutung gegeben, das nicht selten statt der Wirklichkeit nur den Schein erreichte. Auch artete die Freiheit der öffentlichen Meinung, welcher Friedrich II., dem die Religion nach Frankreichs witzig vornehmer Sitte nicht heilig war, selbst gegen das Ehrwürdige den Zügel überließ, zuweilen in Ungebundenheit und Frivolität aus. Unter seinem Nachfolger verlor selbst die königliche Würde ihr Ansehn. Nur der Religiosität, den fürstlichen und häuslichen Tugenden des jetzt regierenden Königs gelang es, dieses Ansehn wieder herzustellen, indem er, als die Noth hereinbrach, Gott und seinem Volke vertrauend, ganz in dem edlern Geiste der öffentlichen Meinung lebte und handelte. Sichtbar trug zu der moralischen Erhebung seines Volks die hohe königliche Frau, die unvergeßliche Louise (s. d. A.) das Meiste bei. Immerhin äußre sich das Selbstgefühl des Preußen oft kühn und stolz, in einzelnen Fällen selbst hart und rauh: solcher Mannssinn vermag den Staat vom Untergange zu retten. In diesem allgemeinen Charakter hat sich die Eigenthümlichkeit der verschiedensten Volksstämme erhalten, und eben, weil diese von der Regierung geachtet wird, gehören die verschiedensten Volkstheile, wie ehemals die Anspacher und Bayreuther; so noch jetzt die preußischen Litthauer, die Schlesier, die Westphalen zu den anhänglichsten Unterthanen des Staats. Dieß erklärt sich aus dem Charakter der Regierung. Die preußische Regierung galt bisher für eine der liberalsten in Europa, weil sie die öffentliche Meinung achtete. Auch ist, ungeachtet einer autokratischen Staatsform, die politische Freiheit seit Friedrich II. in der preußischen Monarchie immer mehr fortgeschritten, durch bessere Vertheilung der Abgaben, wovon sonst manche Stände frei waren, durch eine zweckmäßige Militärverfassung, durch die Herstellung persönlicher Freiheit mittelst Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienstzwanges (auch wurde die Ablösbarkeit der Hand- und Spanndienste erklärt, und den 18. Jan. 1819 die Erbunterthänigkeit im cottbusser Kreise, in der Lausitz und den übrigen vormals königlich sächsischen Landestheilen aufgehoben), durch Abschaffung des despotischen Militärzwanges, durch verminderte Bedrückungen bei der Accise und dem Zollwesen, durch Vernichtung lästiger Zwangsprivilegien und Servituten, und durch die Städteordnung von 1808, welche

Digitized by Google

die Verwaltung des Communvermögens seinen Eigenthümern, den Gemeinden, wiedergab. Aber noch war diese politische Freiheit nicht Bestandtheil der Grundverfassung. Dieß soll jetzt geschehen. Der König hat nämlich in Bezug auf die von ihm den 22. Mai 1815 versprochene Repräsentation des Volks verordnet, daß die alten Provinzialstände, dem Zeitgeiste gemäß, wieder hergestellt, oder neue berufen, und aus ihnen die Reichsstände in Berlin erwählt werden sollen. Der Gegenstand ihrer Verhandlungen aber soll sich auf Berathung (keineswegs Entscheidung) in allen Theilen der Gesetzgebung, welche die persönlichen, Eigenthums- und Steuerrechte betreffen, erstrecken. Die Monarchie, hofft man, wird also, wie es schon der 13. Art. der deutschen Bundesacte für die deutschen Länder derselben erwarten läßt, eine allgemeine Constitution, und jede Provinz ihre provinzielle Verfassung erhalten. Zu diesem Zwecke wurde den 30. März 1817 eine Verfassungscommission niedergesetzt. Dieses Geschäft wird aber sehr durch den seit 1816 überhand genommenen Parteigeist erschwert. Dieser muß sich erst abkühlen. In Neu-Vorpommern sind bereits die Provinzialstände in der Art berufen, daß dieselben aus 4 Abgeordneten vom Adel, 2 von den Städten, 2 vom Bauern- und 2 vom geistlichen Stande (in so fern auch geistliche Angelegenheiten zur Sprache kommen) bestehen sollen. Uebrigens besitzt Preußen auch ohne Constitution die Gleichheit vor Gericht, die gleiche Verpflichtung zu Kriegsdiensten und Kriegslasten. Kein anderes Recht führt zu Aemtern, selbst den hohen, als das Recht des Verdienstes. — Die innere, jetzt mehr vereinfachte, Verwaltung hat durch das Gesetz vom 30. April 1815 eine der neuen Eintheilung des Staats entsprechende Einrichtung erhalten. Nach derselben steht jeder Militärabtheilung ein commandirender General als Militär-Gouverneur, und jeder Provinz ein Oberpräsident vor. Die Verwaltung gehört vor die Regierungen; die Justiz vor die 18 Ober-Landesgerichte. Jede Regierung hat unter einem Präsidenten zwei Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt alle Regierungsangelegenheiten, als Landes-, Polizei-, ständische, Gränz- und Militärsachen u. s. w. Sie steht unter dem Minister des Innern. Die zweite, die unter dem Finanzminister steht, leitet alle Finanzsachen. Jede Provinz ist in Kreise getheilt, denen als das Organ der Regierung in beiden Abtheilungen ein Landrath vorsteht. Die Oberpräsidenten sind beständige Commissarien der Minister. Ihnen sind solche allgemeine Regierungsangelegenheiten anvertraut, deren Wirksamkeit nicht auf einen einzelnen Regierungsbezirk beschränkt werden kann; insbesondere sind sie die Vorsteher der Consistorial- und Medicinalbehörden, und zugleich die Präsidenten der Regierung in dem Hauptorte der Provinz. Die Geschäftsführung der Regierungen ward durch die Instruction vom 23. Oct. 1817 organisirt. Man hofft nach dieser Einrichtung, das weitläuftige Actenführen und Rechnungswesen, so wie die ängstliche Controlle, welche mit der vermehrten Zahl der Beamten, nach der letzten Organisation der Behörden im J. 1808, nöthig schien, beschränkt zu sehen. An der Spitze der gesammten Verwaltung führt seit 1810 das alle Geschäfte centralisirende Staatskanzleramt der Fürst von Hardenberg. Unter ihm steht auch das statistische Büreau*). Die übrigen Centralbehörden sind:

*) Unter vielen interessanten statist. Angaben, die dieses Büreau ordnet, heben wir folgende aus: Im J. 1817 sind in der preuß. Monarchie

Digitized by Google

a) der Staatsrath, seit 1817, jetzt 50 Mitglieder in 7 Abtheil.; b) das Staatsministerium mit 9 verschiedenen Ministerien; (die geheime oder höhere Polizei wurde den 3. Nov. 1817 als ein Uebel aufgehoben, das nur durch die Noth geboten war, und das Polizei-Ministerium des Prinzen Witgenstein d. 11. Jan. 1819 mit dem Ministerium des Innern vereinigt, wozu jetzt auch Neufchatel gehört. Wilh. von Humboldt erhielt einen Theil des Innern, insbesondere die ständische Sache. Der Prinz v. Witgenstein wurde Minister des königl. Hauses und der kön. Familie.) — c) das General-Postamt; d) die Hauptbank zu Berlin; e) das Haupt- und Landgestüte. — Unter den einzelnen Verwaltungszweigen können hier nur über das Justizwesen, die Finanzen und das Heer einige Bemerkungen stehen. Eine schnelle, gewissenhafte, selbst durch Cabinetsbefehle nicht eingeschüchterte und unbestechliche Rechtspflege ist seit Menschengedenken der hohe Vorzug der preußischen Staatsverwaltung. In dem J. 1811 wurden von 140,554 anhängigen Civilprozessen 37,398 durch Vergleich, und überhaupt 102,616 Prozesse gänzlich beendigt. Das von Svarez größtentheils, und von Baumgarten, von Grollmann, von Kircheisen, Goßler und Klein ausgearbeitete, im J. 1794 als allgemeines Landrecht eingeführte Gesetzbuch hat seine Zweckmäßigkeit bewährt und Carmers Namen verewigt. Unter den Oberlandesgerichten (das zu Berlin heißt Kammergericht) stehn die Untergerichte, namentlich die Inquisitoriate, welchen die Criminalsachen zugetheilt sind; die Land- und Stadtgerichte; die königl. Justizämter; die standesherrlichen und Patrimonialgerichte; die Justizcommissarien und die Notarien. Außerdem bestehn noch geistliche- und Handelsgerichte. Die großen Drangsale des Landes gaben jedoch in der neuesten Zeit Anlaß zu den Indultgesetzen, die als Eingriffe in das Eigenthumsrecht Tadel gefunden haben. Allein der Staat machte nur mit Vorsicht, bei augenscheinlich erwiesenem Drange der Umstände, von jenem Nothrechte, das auf dem ersten Grundsatze der Gesetzgebung: Salus publica suprema lex esto beruht, Gebrauch; er suchte das größere Uebel durch ein kleineres zu entfernen, weil kein anderes Mittel übrig war. Die Regierung rettete nämlich die Grundbesitzer, indem sie für dieselben d. 24. Nov. 1807 ein allgemeines Capitalindult festsetzte, und nach zweimaliger Verlängerung (zuletzt Wien d. 1. März 1815.) die Erhaltung der Grundeigenthümer dem strengen Rechte der Gläubiger, bis ein allgemeines Gesetz das letztere mit jener ausgliche und vereinigte, vorzog. Ihrerseits hat dagegen die preußische Regierung ihre Verbindlichkeiten gegen die Staatsgläubiger und Staatsdiener vollkommen zu befriedigen, und fremdes Unrecht wieder gut zu machen, selbst unter den ungünstigsten Umständen Anstalten getroffen. Sie hat z. B. die so lange gemißhandelten Staatsgläubiger in den neuen Provinzen (des ehemaligen

9646 Verbrechen begangen worden; das gewöhnlichste war wie überall der Diebstahl. Nach Verhältniß der Einwohnerzahl sind die meisten Verbrechen in der Hauptstadt verübt worden, wo schon der 297 Mensch ein Verbrecher ist. In den rheinischen Provinzen ist der 400 Mensch ein Verbrecher. Die wenigsten haben sich in Schlesien und Preußen gefunden, wo nur der 2000 Mensch ein Verbr. ist. Die meisten Diebstähle sind begangen worden in Berlin und am Rhein; die wenigsten dagegen in Schlesien, Pommern und Preußen. Hier ist der 6000 Mensch erst ein Dieb; in den ersten Gegenden aber schon der 300ste.

Digitized by Google

Rheinbundes) in Schutz genommen, und unter andern die vom westphälischen Minister Malchus zu Cassel auf ein Drittel herabgesetzten alten Landesschulden in ihrem vollen Nennwerthe anerkannt. Eben so gerecht handelt sie gegen die durch die neue Ordnung brotlos gewordenen deutschen Beamten. Kaum sah Preußen nur einigermaßen seinen Haushalt hergestellt, so ward durch die Verordnung vom 5. Mai 1814 für die aus dem Herzogth. Warschau von der sarmatisch-französischen Barbarei vertriebenen Beamten gesorgt. Auch ließ der preußische Staat in den neuen Provinzen sämmtliche Beamte auf ihren Posten, so wie im Genusse ihrer Gehalte und Amtsvortheile. Was aber die Regierung gethan, um die Bewohner der seit 1813 bis 1816 an den preußischen Staat gekommenen Länder mit den Bewohnern der alten Provinzen innigst zu verbinden, die neue Ordnung der Dinge ihnen werth zu machen und die Hoffnung zu erfüllen, welche auch sie während des großen Kampfes um Deutschlands Freiheit zu großen Anstrengungen für die gemeinsame Sache des deutschen Vaterlandes erhob: darüber ist jetzt noch kein Urtheil erlaubt. Die Zukunft wird es zeigen, ob der Geist, welcher im J. 1813 die Völker des preußischen Staats belebte, welcher sie zu den herrlichsten Thaten begeisterte und selbst die Regierung mit sich fortriß, ob derselbe Geist in jenen Ländern fortlebt, ob er gestärkt oder geschwächt, und aus welchen Ursachen das eine oder das andre geschehen ist. Dem Könige selbst waren kein Opfer, das die Gerechtigkeit, keine Kosten, welche Landesculturanstalten erfoderten, zu groß, selbst in den Zeiten der Noth. Dieß beweisen die Stiftung der Universität zu Berlin, die neue Einrichtung der hohen Schule zu Breslau und die Stiftung der Hochschule zu Bonn d. 18. Oct. 1818. Dabei schuf er Ordnung in den zerrütteten Finanzen. Friedrich Wilhelms I. strenge Sparsamkeit ist bleibender Grundsatz des preußischen Haushalts. Jener Monarch hinterließ im J. 1740 seinem Nachfolger einen Schatz, 10 Mill. Thal. Einkünfte und ein Heer von 60,000 M. guter Truppen. Friedrich II. stellte, bis auf einige fiscalische Mißgriffe, z. B. mit der Regie, das Muster einer guten Staatswirthschaft auf. Er hinterließ im J. 1786 einen Schatz von 50 Mill. Th., gegen 27 Mill. Th. jährl. Eink., und eine Armee von 220,000 M., auf die aber freilich beinahe vier Fünftel der Staatseinkünfte verwandt werden mußten. Unter Friedrich Wilhelm II. ward der Schatz zersplittert. Friedrich Wilhelm III. stellte seit 1797 die Ordnung wieder her; aber die Zeit nöthigte ihn zu großen und vergeblichen Opfern. Acht Jahre schwerer Prüfung machten das Volk arm. Bignon (in s. Exposé comparatif de l'état financier etc. de la France et des principales puissances de l'Europe, Paris 1814) schätzt die preußischen Einkünfte vor 1806 auf 36 Mill. Th., und die Schulden im J. 1804 auf mehr als 36½ Mill. Th. Jetzt belaufen sich die Einkünfte auf 42 Mill. Th. Die Schulden schätzt man auf 267 Mill. Th. Doch hat auch jede Provinz beträchtliche Schulden. Bignon schätzt die Staats- und Provinzialschuld der preußischen Monarchie auf 1100 Mill. Franken, wovon er 600 auf die wiedererworbenen Provinzen rechnet. Um diese Last zu erleichtern, befolgt man Friedrichs II. Grundsätze. Diesem hatte der siebenjährige Krieg 114 Mill. Th. gekostet, und das Land war gänzlich erschöpft. Da stiftete er im J. 1755 die königliche Bank, und bald nach der ersten Theilung Polens die Seehandlungsgesellschaft, von deren 2400 Actien zu 500 Thaler dem Könige 2000 gehörten. Letztere

Digitized by Google

gewann vorzüglich durch den polnischen Salzhandel und durch die Operationen mit den königl. Staatspapieren. Diese beiden Institute und das System der Pfandbriefe sind die drei großen Pfeiler des öffentlichen Credits. Die Bank hatte im J. 1806 an reinem Ueberschusse beinahe 10 Mill. Th. Sie und die Seehandlungsgesellschaft haben seitdem die größten Verluste glücklich bestanden. Beide verloren nach Bignon allein durch die bayonner Convention an Capitalien in Polen auf 26 bis 27 Mill. Th. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Staatspapiere sich immer mehr häuften. Außer den zinsbaren Scheinen und den chur- und neumärkischen landschaftlichen Obligationen, wurden schon vor dem Kriege 1806 Tresorscheine in Umlauf gesetzt. Früher war in den Provinzen, namentlich in Schlesien seit 1770, und seitdem in den Marken, Pommern, Ost- und Westpreußen das Pfandbriefsystem eingeführt, nach welchem die Gutsbesitzer, alle sämmtlich für einen, für ihre hypothekarischen Schulden haften. Aber auch der so sichere Credit dieser Pfandbriefe wurde durch den französischen Krieg erschüttert. Doch eben so schnell haben sich die sechserlei Pfandbriefe sowol, als die zwölf verschiedenen Arten von Staatspapieren, unter allen am meisten die Tresorscheine, wieder gehoben. Die Pünktlichkeit des Worthaltens in den Zahlungen, die zum größten Theil schon erfolgte Tilgung der nach dem Edicte vom 20. Juni 1812 ausgefertigten Steueranweisungen und gestempelten Tresorscheine, der wachsende Staatsschulden-Tilgungsfonds, welcher 1818 mit 1 Mill. Th. jährl. den Anfang der Abzahlung machte, verbunden mit dem Verkaufe der Domainen, der Thätigkeit der Staatsbürger und dem Wiederaufblühen des Handels bei gleicher Vertheilung der Abgaben, sind sichere Bürgen des wiederkehrenden Wohlstandes und eines neu befestigten Credits. Darum begründet jetzt (1819) die Generalcontrolle in Berlin einen Generaletat auf die Specialetats, deren an 6000 sind. Ob das mit dem 1. Jan. 1819 in Kraft getretene neue Steuergesetz über Zölle und Accise seinem Zwecke entsprechen werde, muß die Zukunft lehren. In den westlichen Provinzen gilt es bereits seit dem Sept. 1818. Zwar hat es Vorzüge vor dem älteren Wirrwarr des preuß. Regie- und Accise-Instituts; denn es bezweckt die volle Freiheit des innern Verkehrs und belebt die eigene Fabrikation. Allein es widerspricht dem 19. Art. der Bundesacte! Denn Preußen sagt sich dadurch (wie Oesterreich) in Rücksicht auf Handel und Gewerbe durch sein geschlossenes Zollsystem von dem übrigen Deutschland los. Man klagt über den hohen Tarif, über die Gewalt der Administration, die ohne Justizgang bis zu 10 Jahr Zuchthaus strafen kann, und besonders darüber, daß es die eingeschlossenen Länder, wie preußische Provinzen, in Ansehung der durchgehenden Waaren seiner Verbrauchssteuer unterwirft. — Ein streng geordneter Haushalt und eine gute Civilverwaltung überhaupt sind aber auch bei der militärischen Stellung des preußischen Staats höchst nothwendig. Wie soll das Heer die Stütze desselben bleiben, ohne die Last desselben zu werden? das ist die Frage. Bis 1806 war das preußische Heer ein aus der Nation völlig aus- und abgeschiedenes isolirtes Institut, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudalknecht stand, in ihrem Gefolge: Stock, Spießruthe u. s. w. Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Dessau hatten den Geist des stehenden Heeres ihrem Zeitalter angemessen geschaffen. Friedrich hegte diesen Geist der militärischen Castenehre, und den durch die Kriege 1742 und 1756 fest ge-

Digitized by Google

gründeten Vorzug der Uniform in der öffentlichen Meinung, indem er das Heer zur ersten Staatsanstalt erhob. Dieser Geist ging in und nach der Schlacht bei Jena unter; aber die Nationalspannkraft des Muthes und der Ehre erhielt sich auch in den Trümmern des Heers. Scharnhorst, Gneisenau u. A. bildeten es mit außerordentlicher Thätigkeit zu einem musterhaften Ganzen im J. 1813. Und der König, der sein tapferes Heer nicht verließ, der mit allen Prinzen seines Hauses an dessen Spitze focht, der bei Culm dem Schicksale des Kriegs die entscheidende Wendung gab, dieser mit seinem Volke übereinstimmend denkende Monarch erhob den Geist des Heeres durch sein Beispiel und durch die religiös sittliche Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes (d. 10. März 1813) zu einer vorher nie so gefühlten moralischen Tüchtigkeit, welche, von dem feurigen Blücher mit rascher Entschlossenheit und mit einem richtigen Blicke auf dem Schlachtfelde geleitet, den Feind besiegte und Deutschland rettete. Doch vorher mußte Friedrich Wilhelm III. im J. 1807 ein militär. Ehren-Reinigungstribunal errichten, durch welches ziemlich viel Officiere vom Generalstabe bis zum Fähndrich zu lebenslänglicher Festungsstrafe bis zur Entlassung ohne Abschied, durch alle Stufen peinlicher Strafen, verurtheilt wurden. Seitdem machte man keinen Unterschied zwischen adeligen und bürgerlichen Officieren. In den J. 1813—15 war ein großer Theil derselben bürgerlicher Herkunft. Ueberhaupt liegt die Vorzüglichkeit des preußischen Nationalheers wesentlich in dem, was Fürst Blücher in seiner Anrede an den Fürsten Hardenberg bei einem festlichen Mahle so richtig sagte: „man weiß bei uns nicht mehr, wo der Soldatenstand anfängt, und der des Bürgers aufhört." So lange der preußische Soldat dieß nicht vergißt, wird sein Stolz sich nimmer über den Bürger ungebührlich erheben, wie es vor 1806 geschah. Jetzt soll jeder Bürger Soldat, und jeder Soldat Bürger seyn. Im J. 1819 hatte nach der preuß. Staatszeitung die preußische Armee keine 200,000 M. bei den Fahnen in stehendem Solde versammelt; indeß weit mehr, wenn man die stets eingeübte und gerüstete junge Mannschaft hinzurechnet. Daher ist Preußen eine Pflanzschule guter Soldaten. Seine Zerstückelung zwingt es, eine größere militär. Macht zu halten, als es nach seinem Umfang bedürfte. Denn es muß nach drei Seiten hin die Stirn bieten. Dabei kann es, arm an Geld, ohne Subsidien schwerlich Krieg führen! Alle Vorschriften über die preuß. Militär-Oekonomie sind in dem Werke des Staatsraths Ribbentrop (Berl. 3. B. seit 1816) vollständig gesammelt. Die vorige Härte und Länge des preußischen Kriegsdienstes findet seit dem Gesetze vom 3. Sept. 1814 nicht mehr Statt. Jetzt ist die Verpflichtung zum Kriegsdienste für die Friedenszeit, vom erreichten zwanzigsten Jahre an, auf drei Jahr bestimmt; die Leibesstrafen sind abgeschafft; der Soldat wird gut gekleidet, genährt und behandelt. Aber noch ist viel zu thun übrig. Ein langer Friede möge vollenden, was Muth und Standhaftigkeit begonnen haben. Diesen Frieden scheint Preußens gegenwärtige politische Stellung zu versprechen. Sein Besitzstand ruht auf der feierlichen Gewährleistung von Europa. Es ist mit Oesterreich seit 1813 eng verbunden, und durch die bittere Erfahrung der letzten 20 Jahre belehrt, daß in ihrer Trennung beider Untergang liege. Seine seit 1764 nur selten unterbrochene Verbindung mit Rußland, der es, nächst der eigenen Erhebung, seine Wiederherstellung verdankt, ist nicht allein persönlich, sondern auch

Digitized by Google

urch die Beschaffenheit der östlichen Gränzen nothwendig. Es mußte daher in Hinsicht auf Polen, wie in Hinsicht auf Sachsen, dem alten Bundesgenossen in wichtigen Punkten nachgeben. Frankreichs Allianz kann es unter solchen Umständen entbehren. Jenes muß sogar Preußen fürchten, so lange die durch Hannovers Verbindung mit England nur noch mehr befestigte Freundschaft dieser Macht mit England fortdauert. Auch Preußens Besitzungen auf dem linken Rheinufer hindern es, je der natürliche Bundesgenosse Frankreichs zu werden, und dieses kann nur, in wie fern es Oesterreichs Macht beschränken will, Preußens Freundschaft suchen. In dieser Lage wird Preußen, im Falle eines neuen Kriegs, sein im baseler Frieden angenommenes Neutralitätssystem nicht wieder befolgen, sondern Herzbergs Grundsatz zur Regel seiner Politik machen, daß die größte und kühnste Rolle für Preußen zugleich die sicherste sey, weil es, als eine Macht vom zweiten Range, in Verbindung mit andern, ihm gänzlich vertrauenden kleinern Staaten sich den ersten Mächten Europa's gleich stellen, das Gleichgewicht sichern, und alle großen Welthändel gewissermaßen lenken kann; mit einer Hauptmacht hingegen ausschließend eng verbunden, würde es, von dieser abhängig, das Vertrauen der kleinern verlieren, und endlich selbst der Fußschemel der Größe der Hauptmacht werden. — Jenes Vertrauen aber wird dem preußischen Staate, wie unter Friedrich II., entgegenkommen, wenn er vor ganz Deutschland als Muster und Beschirmer der leiblichen und geistigen Freiheit da steht. Er gründe daher eine ständische Verfassung mit Schonung der Eigenthümlichkeit eines jeden Stammes; er erkläre eine vollkommene Preßfreiheit; er fördere auf jede Weise deutsche Wissenschaft, Kunst, Sprache und Sitte; er richte das Ansehn der Kirche wieder auf; er ordne endlich das Kriegswesen so, daß seine Männer alle schlagfertig stehen, und dennoch die Kriegsrüstung mit ihren Lasten im Frieden so wenig drücke als möglich. (Vgl. Pölitz: Gesch. d. preuß. Monarchie Lpz. 1818. Stein: Handb. d. Geogr. u. Statist. d. preuß. Staats. Berl. 1818. Fischer: Geogr. statist. Handb. üb. Schlesien u. die Grafsch. Glatz. 2 Bd. Bresl. 1818. Das Handb. üb. d. preuß. Hof u. Staat. Berl. 1818. Heidemann's Postgeogr. u. Postcharte der kön. preuß. Staaten. Weimar 1819. Insbes. Krug's krit. Vers. üb. d. preuß. Zollgesetz, die preuß. Staatszeitung u. den Zeitgeist. Lpz. 1819.)

Preville (Pierre Louis Dubus de), ein berühmter französischer Schauspieler, geboren zu Paris im J. 1721. Er war dem geistlichen Stande bestimmt, entfernte sich aber heimlich aus dem väterlichen Hause, und trat, nachdem er einige Zeit den Maurern als Handlanger gedient hatte, in eine herumziehende Schauspielertruppe, spielte zu Straßburg, Dijon, Rouen und wurde sodann Schauspieldirector zu Lyon. Nachdem er sich hier bereits ausgebildet hatte, debutirte er im J. 1753 zu Paris auf dem Theater der französischen Komödie. Armand begünstigte ohne eifersüchtige Rücksichten sein erstes Erscheinen auf dem Theater zu Fontainebleau, welches Preville's Ruhm und Glück entschied. Er spielte fünf verschiedene Rollen in dem Mercure Galant. Ludwig XV., der einen feinen Blick hatte, war so überrascht von der Richtigkeit, mit welcher der junge Mann sein Spiel wechselte, daß er auf der Stelle befahl, ihn unter seine ordentlichen Schauspieler aufzunehmen. Diese bisher unerhörte Auszeichnung verdiente ein Mann, dessen geistreiches, seelenvolles, anziehendes, mit seiner Rede stets übereinstimmendes Mienenspiel, dessen richtiger, mit

dem Alter, Stande und Charakter dessen, den er darstellte, stets übereinstimmender Ton und Ausdruck der Empfindung, ihn zu dem Liebling aller Theaterfreunde machte. Nachdem er als Sganarelle und Scapin Lachen erregt hatte, entlockte er in den Väterrollen Thränen. Vor allen glänzte er in dem Mercure Galant, in Turcaret, in Sosie, Figaro, im Bourru bienfaisant. Voll Liebe für seinen Stand, gab er auch jungen Schauspielern unaufhörlich Rath und Lehren. Seine Unterhaltung war angenehm, sein Charakter herzlich. Im J. 1786 verließ er das Theater, betrat es aber noch einmal im J. 1792 in der Rolle des Bourru bienfaisant, um seinen durch die Zeitumstände zu Grunde gerichteten Kameraden aufzuhelfen. Bald darauf begab sich der altersschwache Greis zu seiner ältesten Tochter nach Beauvais, wo er blind im December 1799 starb. Seine Gattin, eine Demoiselle Drouin, war eine geachtete Schauspielerin.

Prevost d'Exiles (Antoine François), ein bekannter französischer Schriftsteller, geboren im J. 1697 in der kleinen Stadt Hesdin in Artois, studirte bei den Jesuiten, in deren Orden er trat. Aber schon nach einigen Monaten verließ er diesen Orden wieder, und nahm als Freiwilliger Dienste. Da er sich nicht schnell genug befördert sah, kehrte er zwar zu den Jesuiten zurück, verließ sie aber bald aufs Neue, und ergriff die Waffen mit größerer Auszeichnung. Als ein lebhafter Jüngling überließ er sich dem Rausche der Liebe, deren unglücklicher Ausgang ihn in den Orden der Benedictiner von Saint Maur führte, welchen er sein Grab nannte. Man versetzte ihn nach Saint Germain des Près, dem Mittelpunkte der Gelehrsamkeit dieses berühmten Ordens. Die Studien gewährten ihm einigen Trost; bald aber erwachte die Erinnerung an das, was er entbehren mußte, so lebhaft, daß er eine kleine Zwistigkeit benutzte, um seine Congregation und den geistlichen Stand zu verlassen. Er begab sich im J. 1729 nach Holland. Da er kein Vermögen hatte, suchte er Hülfsquellen in seinen Talenten. Er gab seine zu Saint Germain geschriebenen Mémoires d'un homme de qualité heraus, und erwarb damit einen Beifall, der ihm Ehre und Geld eintrug. Seine Zeit war zwischen Studien und Vergnügungen getheilt. Im Haag hatte er ein Verhältniß mit einer liebenswürdigen Frau, das ihm die Neckereien des Abbé Langlet zuzog. Im J. 1733 ging Prevost, von seiner Dame begleitet, nach England. Die Eigenschaft eines abtrünnigen Mönchs und unsteten Gelehrten empfahl ihn nicht sonderlich. Seiner Abenteuer müde, hielt er um die Erlaubniß an, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und erlangte sie. Er kam im J. 1734 nach Paris zurück und lebte ruhig dort unter dem Schutze des liebenswürdigen Prinzen Conti, der ihn zu seinem Almosenier und Secretär ernannte. Sein Ansehn wurde dadurch noch vermehrt, daß der Kanzler d'Aguessau ihn zu der schönen Unternehmung der Histoire générale des voyages wählte. Alles schien ihm ein zufriedenes Alter zu verheißen, als er am 23sten November 1763 auf dem Rückwege von Chantilly vom Schlage getroffen, von den Landleuten gefunden und zu einem benachbarten Pfarrer gebracht wurde. Er schien ohne Leben, und ein herbeigerufener Chirurg hatte bereits die gerichtliche Oeffnung vorgenommen, als der Unglückliche die Augen aufschlug, aber nur um zu sehen, auf welche schreckliche Weise er sein Leben verliere. Keine Rettung war mehr möglich. — Von Charakter war Prevost ernst, uneigennützig und menschenfreundlich, aber leichtsinnig. Er arbeitete mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, und hatte ein so glückliches Gedächt-

Digitized by Google

niß, daß er versicherte, nie etwas Gelerntes wieder vergessen zu haben. Die bekanntesten seiner Werke sind die erwähnten Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde, 8 Voll., ein breites aber wohlgeschriebenes Werk, worin eine reine Moral vorgetragen wird; die Histoire de M. Cleveland, 6 Voll., worin der Verfasser sein Talent in fürchterlichen Schilderungen zeigt; die Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut, vielleicht sein bester Roman; die Histoire générale des voyages und viele andere. In seinen Romanen verbindet er romantische Erfindungen mit natürlicher Charakterzeichnung; übrigens sind die Engländer darin seine Vorbilder, deren Clarisse und Grandison er auch ins Französische übersetzt hat.

Priamus, der Sohn des Laomedon und der Strymo oder Plakia. Er hieß in frühern Jahren Podarkes; als aber Hercules Troja erobert und der Hesione verstattet hatte, einen der Gefangenen um einen selbst zu bestimmenden Preis loszukaufen, wählte diese ihren Bruder Podarkes, und gab ihren Schleier für ihn. Davon hieß er nunmehr Priamus, der losgekaufte. Als Jüngling zog er mit den Phrygiern gegen die Amazonen und begab sich als Gesandter zu den Thraziern. Nach seines Vaters Tode herrschte er über Troja. Mit seiner ersten Gemahlin Arisbe, einer Tochter des Merops, zeugte er den Aesacus. Nachher überließ er Arisbe dem Hyrtacus, vermählte sich mit Hecuba und erzeugte mit dieser den Hector, Paris, Creusa, Laodice, Polyxena, Cassandra (Alexandra), Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus, mit vier Nebengemahlinnen aber noch 36 Söhne und vier Töchter. Was seinen Namen vorzüglich erhalten hat, ist sein und seiner Familie trauriges Schicksal. Denn in seinem hohen Alter überzogen ihn die Griechen, um der von seinem Sohne geraubten Helena willen, mit Krieg, und eroberten zerstörend die Stadt Troja, nachdem er seinen Sohn Hector (s. d. Art.) fallen gesehen, nach einer zehnjährigen Belagerung. Vergebens bewaffnet sich in jener Nacht des Entsetzens der Greis, um in der Feinde dichten Schaaren den Tod zu finden; der Hecuba Bitten bewegen ihn, an den Altar des Zeus zu flüchten. Als er aber hier seinen Sohn Polites von des Pyrrhus Hand fallen sieht, hält er sich nicht mehr, und schickt den Pfeil gegen den jugendlichen Helden, der, hierdurch gereizt, den Greis bei den Haaren faßt, zum Altar schleppt, und ihm das Schwert in die Seite stößt.

Priapus, ursprünglich ein Feldgott in Lampsacus, einer mysischen Stadt mit weinreichem Gebiet. Venus gebar ihn dem aus Indien zurückkehrenden Bacchus, wollte ihn aber wegen seiner Mißgestalt nicht anerkennen. Andere geben seine Abkunft anders an; immer aber war er ein Feldgott, nicht bloß Schützer der Gärten, sondern auch Hüter der Bienen, der Ziegen und Schafe. Man bildete ihn ab mit übergroßen Geschlechtstheilen, im Schooße des Kleides allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe; auch gewöhnlich ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete sich von Lampsacus über Griechenland. Betriebsame Deuter der Mythen zählten ihn zu den Sinnbildern der großen Natur, und erfanden allerlei, theils rein, theils mystisch obscöne Mythen von ihm.

Priester sind die durch Wahl oder Geburt berufenen Erhalter und Pfleger der Religion, die das Göttliche symbolisch darstellen und die Gottesdienste verwalten. Alles, was groß und würdig ist, was

Digitized by Google

Ehrfurcht und Gehorsam gebietet und dem Göttlichen näher steht, als die Masse des Volks, vereinigte sich in der Idee des Priesterthums bei den heidnischen Völkern der vorchristlichen Zeit; denn die Hausväter der Urwelt waren zugleich die Könige und Priester ihrer Familie, und wo der Staat aus dem Familienbande hervorging, blieb die königliche Gewalt lange mit der priesterlichen Würde verbunden (vergl. d. Art. Melchisedek). Dagegen trennte sich die erstere von der letztern in den Staaten des Alterthums, die dem Glücke und der Uebergewalt einzelner Helden oder erobernder Horden ihr Daseyn verdankten, und neben der Macht der Fürsten und Obrigkeiten bildete sich ein bald durch Wahl und innern Beruf, bald durch erbliche Geschlechtsfolge fortgepflanzter geschlossener Priesterstand (Priesterkaste), dem eine höhere Weisheit und die Magie einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit den Göttern (daher man die Priester auch als Zauberer und Aerzte ehrte) die Gemüther unterwarf. So zeigen sich in den vorderasiatischen Staaten, bei den Aegyptern, Griechen, Römern die Priester als Rathgeber, und, als aus dem Glauben an die alten Götter ein politisches Gaukelspiel geworden war, als Mitverschworene der Regierungen zur Leitung des Volks. Ihr ursprüngliches Geschäft aber war, das Göttliche zur Anschauung der Menschen zu bringen, (daher aus ihren Deutungen der Symbole und Bilder die meisten Mythen hervorgingen) und die nationelle Verehrung der Götter in den Handlungen des Cultus durch Opfer, Gebete, Aufzüge (Mysterien) auszudrücken. Jenes Deuten und Lehren hörte jedoch auf, ein Geschäft der Priester zu seyn, als die mythischen Religionssysteme sich abschlossen; und als die Dichter, Redner und Philosophen sich des religiösen Lehrstoffs bemächtigten, blieb den Priestern nur die Handhabung der heiligen Gebräuche. Auf diesen Standpunkt setzte sie auch der Mosaismus, der zwar nach seinem theokratischen Principe große Gewalt in ihre Hände legte (vergl. d. Art. Hoherpriester), das Amt des Geistes aber doch den Propheten vorbehielt. Aarons Nachkommenschaft, in der die Priesterwürde erblich war, sank daher unter täglich wiederkehrenden Geschäften des Rituals in einen Mechanismus, aus dem der Geist seiner Formen bald gewichen war. Nicht besser ging es der römischen Clerisey, als sie die Strenge und Förmlichkeit des jüdischen Priesterthums annahm, um demselben auch in den Vorrechten seiner Würde zu folgen, und von den christlichen Laien ähnliche Einkünfte (z. B. den Zehnten) zu ziehen, wie einst der Stamm Levi von den übrigen Stämmen genoß. Dem Stifter des Christenthums und seinen Aposteln war dieses Bestreben ganz fremd. Die ersten christlichen Gemeinden hatten Lehrer, die wohl Ausleger der Geheimnisse Gottes und väterliche Freunde ihrer Schüler seyn, aber weder bei einem gottesdienstlichen Gepränge agiren, noch die Gewissen beherrschen wollten. Einige dieser Lehrer hießen Presbyter, woraus das Wort Priester entstanden ist (vergl. d. Art. Presbyter); die Würde und Amtsverrichtung dieser Aeltesten erlaubt jedoch nicht, sie in dem jetzt gewöhnlichen Sinne Priester zu nennen. Auch ist der Name Priester jetzt nur den Geistlichen derjenigen Kirchen angemessen, die das Göttliche in sinnlich anzuschauende Symbole und Bilder kleiden und dafür halten, der Geistliche sey noch auf eine andere Weise als durch schriftmäßige Lehre und heiligen Wandel ein Vermittler der Menschen mit Gott. In dieser Bedeutung nennt die catholische Kirche diejenigen Kleriker Priester, welche das heilige Amt der Messe verwalten (s. d. Art. Ordination), und hat ganz consequent auf den höhern

Digitized by Google

Charakter ihres Priesterthums die Ansprüche ihrer Hierarchie gebauet. Und hierin stimmt sie mit den lamaischen und mahommedanischen Religionen überein, welche in der Person des Dalai-Lama und des Kaisers Priesterreiche begründeten, die in wesentlichen Punkten dem Papstthume vergleichbar sind. Das Priesterthum aber, das allein dem Charakter unserer Zeit und unserer Völker angemessen scheint, ist die Würde und Macht über die Geister, die die Religion und Wissenschaft ihren Eingeweihten und Pflegern gibt. Vergl. die Art. Hierarchie, Geistlichkeit, Prediger. E.

Priesterweihe, s. Ordination.

Priestley (Joseph), einer der berühmtesten Chemiker und Naturforscher, geboren im J. 1733 zu Fieldhead in der Grafschaft York, machte seine Studien auf der Academie Daventry unter dem Doctor Ashworth, wurde im 22sten Jahre assistirender Geistlicher der Independentengemeinde von Needham Market in der Grafschaft Suffolk und dann Pfarrer einer Gemeinde zu Namptwich in Cheshire. Im Jahre 1761 hielt er zu Warrington eine schönwissenschaftliche Academie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Dissidenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehrere theoretische Werke herausgegeben, welche viel Aufsehn machten und sich auch außerdem im Fache der Philologie, Geschichte, Politik und Physik versucht. In seiner History of Electricity (zuerst 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforschen bemüht sey. Durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light, and Colours folgen (übersetzt von Klügel, Geschichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2 Voll. 4.), welches jedoch die erwartete Aufnahme nicht fand und ihn deßhalb bestimmte, sich künftig auf eigene Untersuchungen zu beschränken. Im J. 1770 begab er sich zum Grafen Shelburne, nachmaligem Marquis Landsdawn, mit dem er als Freund und Anhänger derselben Partei verbunden war, als Bibliothekar. Mit ihm machte er im J. 1774 eine Reise nach dem festen Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London. Diese Lage gewährte seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Vortheile, die er als Geistlicher einer Dissidentengemeinde würde haben entbehren müssen. In diese Periode fallen verschiedene derjenigen Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philosophen vom ersten Range erworben haben. Im Jahr 1773 machte er in den Philosophical Transactions eine Abhandlung über verschiedene Luftarten bekannt, wodurch er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erschien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieses an neuen und wichtigen Gegenständen reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie ist, und Priestley's Name wurde durch dasselbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn seine Untersuchungen zur Kenntniß der salpeter- und salzsauern Luftarten, zum Gebrauch der erstern, als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verschiedenen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verschlechtert wird. Im Jahre 1774 machte er seine Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen, oder wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. Im J. 1776 theilte er der königlichen Gesellschaft interessante Bemerkungen über das Athmen und die Art mit, wie das Blut seine

Digitized by Google

Farbe von der Luft erhält. Im J. 1778 entdeckte er die Eigenschaf im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern Durch seine spätern Versuche kam die Entdeckung mehrerer anderer luftförmiger Körper, und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduction metallischer Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Wasser zu den von ihm in diesem Gebiete der Chemie entdeckten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie keinem einzelnen Forscher so viel verdankt, als Priestley, durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Doch ist bemerkenswerth, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bestritt. Um die mit jeder anhaltenden Beschäftigung verbundene Erschlaffung zu vermeiden, pflegte Priestley mit seinen Arbeiten zu wechseln; daher er so viele und verschiedene Gegenstände, unbeschadet der Gründlichkeit, behandelt hat. Im J. 1775 erschien seine Examination of the Doctrine of Common-sense gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die Hartleysche Theorie vom menschlichen Geiste beim Publikum auf eine faßlichere Weise ein, als von Hartley selbst geschehen war, und drückte in einer vorausgeschickten Abhandlung seine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Princips im Menschen aus. Obwohl er sich dadurch dem Verdachte eines Gottesleugners und Ungläubigen aussetzte, so ließ er sich doch nicht abhalten, den Gegenstand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypothese über und gab 1777 seine Disquisitions on Matter and Spirit heraus, worin er sein System ohne Rückhalt entwickelte. Diesem folgte eine Vertheidigung des Socinianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den diese Werke ihm zuzogen, mochte auch bei seinem edeln Beschützer eine gewisse Kälte erzeugt haben, wodurch Priestley bewogen wurde, die seit sieben Jahren zwischen ihnen bestandene Verbindung aufzuheben. Dieß geschah auf eine vollkommen freundschaftliche Weise; denn Priestley behielt eine jährliche Leibrente von 150 Pfund. Er wählte zunächst Birmingham zu seinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemischen und mechanischen Kenntnissen lebten. Einige großmüthige Freunde veranstalteten eine jährliche Subscription, um dadurch die Unkosten bei seinen Untersuchungen zu decken, und Priestley trug kein Bedenken, diese für ihn ehrenvolle Unterstützung anzunehmen, wiewohl er wahrscheinlich auch von der Regierung eine Pension erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachsuchen wollen. Er war nicht lange in dieser Lage, als bei einer Dissidentengemeinde eine Predigerstelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne seine philosophischen und literarischen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er sich mit vielem Eifer den Pflichten seines Amtes. Die Theologie beschäftigte ihn wieder sehr lebhaft, wie unter andern seine History of the Corruptions of Christianity und seine History of early Opinions concerning Jesus Christ, welche zu Birmingham erschienen, beweisen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Dissenters, sich größere bürgerliche Freiheit zu verschaffen, konnte Priestley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen seyen, stand er nicht an, sie als antichristlich darzustellen und ihren Fall vorherzusagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer,

Digitized by Google

sondern auch für den entschiedensten Feind der bestehenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geistliche von Birmingham den Foderungen der Dissenters lebhaft widersprochen hatten, gab Priestley eine Reihe von Familiar Letters to the Inhabitants of Birmingham heraus, die besonders durch ihre ironische Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In diesem gereizten Zustande wurde die Animosität noch vermehrt durch die verschiedenen Ansichten von der französischen Revolution; sie stieg mit dem Fortgange derselben immer höher, und brach endlich am 14ten Julius 1791 aus, als die Franzosenfreunde den Jahrestag der Zerstörung der Bastille feierten. Priestley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu seyn; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vornehmlich das Ziel der Parteimuth. Sein Haus nebst Bibliothek, Manuscripten und Apparaten wurde eine Beute der Flammen; er selbst rettete nur mit Mühe sein Leben. So erklärlich auch dieser Auftritt an und für sich ist, so ausgemacht ist es doch, daß er von denen begünstigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die gesetzliche Entschädigung, welche Priestley erhielt, war weit unter seinem Verluste, der für ihn zum Theil unersetzlich seyn mußte. Er war nicht lange darauf einem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier seine gewohnten Beschäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und seine Familie sich stets erneuerten, so beschloß er endlich, ein Land zu verlassen, das ihm und seinen Grundsätzen so feindselig war. Er schiffte sich im J. 1794 nach Amerika ein, und nahm anfangs in der Stadt Northumberland in Pensylvanien, dann zu Philadelphia seinen Wohnsitz. Unter Adams Präsidentschaft wurde er auch hier mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet; Jefferson hingegen bewies ihm Wohlwollen und Freundschaft. Eine ihm angetragene Professorstelle in Philadelphia lehnte er ab, um sich ganz seinen selbstgewählten Arbeiten widmen zu können. Eine schwere Krankheit, in die er zu Philadelphia verfiel, ließ eine körperliche Schwäche zurück, welche immer mehr zunahm, und ihm im Januar 1804 die Ueberzeugung gab, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Mit doppeltem Eifer war er jetzt beschäftigt, noch zu vollenden, was ihm am Herzen lag. An zwei wichtigen Werken arbeitete er seit lange: an einer Kirchengeschichte und an Anmerkungen zu allen Büchern der heiligen Schrift, für deren Druck seine Freunde in England eine Subscription eröffnet hatten. Auf diese Werke wandte er allen seinen Fleiß bis zu seinem Tode, welcher am 6ten Februar 1804 erfolgte. Priestley war ein Mann von der vollkommensten Einfachheit des Charakters; seine Gesinnung lag immer offen da; seine Zwecke verfolgte er immer auf dem geradesten Wege. An Redlichkeit und Uneigennützigkeit wurde er von Niemand übertroffen. Im Umgange war er einnehmend und wohlwollend. Trotz seiner vielen Streitigkeiten hegte er nie Widerwillen gegen seine Gegner, verfolgte mit Ernst die Sache, ohne Rücksicht auf Persönlichkeit, und theilte frei von Eifersucht und Eitelkeit schon die ersten Spuren einer Entdeckung mit, um Andere dadurch zu veranlassen, sie mit ihm gemeinschaftlich zu verfolgen. Seinen Geist charakterisirten Schnelligkeit, Thätigkeit, Scharfsinn, Genauigkeit und Erfindungsgabe; seine Kenntnisse waren umfassend und mannichfach; in seiner Muttersprache drückte er sich leicht und deutlich aus. Den größten Ruhm hat sich Priestley in der Chemie erworben.

Primawechsel, s. **Wechsel**.

Primairschulen, in Frankreich die niedern Elementarschulen, welche die ersten Anfangsgründe alles Unterrichts enthalten, auf welche die Secondairschulen, dann die Lyceen, und Spezialschulen folgen.

Primas (Primas regni, Erster des Reichs), ist der oberste Erzbischof eines europäischen Staats, der nicht nur unter allen geistlichen Ständen der erste ist, sondern überhaupt den nächsten Rang nach dem Regenten und seiner Familie einnimmt, auch in catholischen Reichen beständiger Legat des römischen Stuhls ist. In Spanien ist es der Erzbischof von Toledo, in England der Erzbischof von Canterbury, in Ungarn der Erzbischof von Gran, in Polen der Erzbischof von Gnesen; in Deutschland war es, so lange die Reichsverfassung bestand, der Erzbischof von Salzburg. Fürst Primas, s. Frankfurt (das ehemalige Großherzogthum).

Primat, der Vorrang, erste Rang, die Würde und das Amt des Primas (s. d. Art.), dann der Vorrang des Papstes vor allen übrigen Bischöfen.

Prime (prima) heißt bei den Buchdruckern die erste Seite eines jeden Bogens, der Schöndruck; in den Bergwerken der zehnte Theil eines Lachterzolls; in der Musik der erste Ton einer Octave. Sie heißt reine Prime, Einklang, wenn man von zwei Tönen gleicher Größe redet, große oder übermäßige, wenn der eine Ton um einen halben höher ist. In der Fechtkunst die erste Stellung, wenn man den Degen zieht, und die Spitze mit ausgestrecktem Arm auf den Gegner richtet.

Primitien (primitiae), die Erstlinge der Früchte, welche die Alten mehrern Göttern, besonders dem Apollo, opferten.

Primogenitur, s. Majorat.

Primzahlen sind diejenigen ganzen Zahlen, welche sich mit keiner andern ganzen Zahl als 1 ohne Rest theilen lassen, wie 3, 5, 7, 11, 13, 17 u. s. w.

Prince (Jean Baptiste Le), ein trefflicher Maler und angenehmer Musiker, geboren zu Metz, nach Andern zu Paris, im J. 1733. Diese beiden Talente machten ihn zu Paris bekannt. Er wurde ein Schüler Bouchers und fing damit an, Landschaften zu ätzen. Um dieselbe Zeit hatte er sich verheirathet. Da er aber mit seiner Frau nicht glücklich lebte, trennte er sich von ihr, und schiffte sich mit dem französ. Gesandten l'Hopital nach Rußland ein, wo er die verschiedenen Kleidertrachten, Gebräuche und Ceremonien dieser Nation in kleinen Figuren zeichnete, die er bei seiner Zurückkunft 1765 zum Vergnügen des Publicums bekannt machte, und die ihm eine Stelle in der Academie verschafften. Seine Landschaften haben wohlgewählte Standpunkte, klare und glänzende Lüfte, einen sanften Ton, wohlgeblätterte Bäume, durchsichtige, leichte Wasser, eine liebliche Färbung, durch welche jeder Gegenstand einnehmend wird. Jedoch kann er mit Teniers und Wouvermann, in deren Manier er arbeitete, nicht verglichen werden. Die Aquatintamanier, in welcher er viele Scenen aus dem häuslichen Leben der Russen schilderte, wurde durch ihn vervollkommnet, und er erbot sich im J. 1780, die eigentlichen Handgriffe dieser Kunst zum einen gewissen Preis dem Publicum bekannt zu machen. Aber schon im J. 1781 starb er zu Saint-Denys-du-Port bei Lagny. Viele Kupferstecher haben nach ihm gearbeitet.

Prinzenraub, s. Kunz von Kaufungen.

Prinzen von Geblüt heißen die fürstlichen Personen, welche

Digitized by Google

lt der regierenden Linie von gleicher Abstammung sind und nach de-n Erlöschen das nächste Recht zur Erbfolge haben. So namentlich Frankreich die Prinzen der Häuser Orleans, Bourbon-onde, und des von diesem entsprossenen Hauses Bourbon-Conty. dwig XIV. hatte auch seine mit der Valiere und Montespan ge-ugten natürlichen Söhne, von denen der Herzog von Penthievre stammt, das Recht der Prinzen von Geblüt und eventuell selbst : Erbfolge ertheilt; aber nach des Königs Tode verloren sie es eder.

Prinzip, das, was den ersten und innern Grund einer Classe n Erscheinungen enthält. Daher in den Naturwissenschaften Prin-pien Grundstoffe oder Grundkräfte heißen. In dem Gebiete des eistigen ist Prinzip ein Gedanke, welchen man bei der Erkenntniß er Behandlung des Gegenstandes befolgt, oder auch der Grund-z, durch welchen man diesen Gedanken ausspricht. Es gibt sonach eoretische und practische Principien. Erstere begründen eine kenntniß und enthalten den Anfang einer Gedankenreihe, sie sind her auch das erste Erfoderniß jeder Wissenschaft (Grundbegriffe). ztere bestimmen eine Handlungsweise. Sie unterscheiden sich von arimen, und sind Principien im strengen Sinne (Grundgesetze), nn sie nicht in der Subjectivität des Erkennenden oder Handelnden, ndern in der Natur der Gegenstände selbst, oder in der Grund-nrichtung unsers Gemüths beruhen. Daher werden besonders Ideen oder Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß, welche r reinen Vernunft angehören, Prinzipien genannt (philosophische inzipien), in sofern sie die obersten Gründe aller Erkenntniß ent-lten. Man unterscheidet constitutive und regulative Prin-ien; erstere enthalten die höchsten Beweisgründe einer Erkennt-, von ihnen hängt die Erkenntniß und Gewißheit anderer ab, und dienen zur Entdeckung anderer Wahrheiten; letztere leiten nur das rfahren bei Aufsuchung einer Erkenntniß oder im Leben und Han-n. Kant bestreitet die Gültigkeit der Ideen als constitutiver Er-nntnißprinzipien. Eben so wird gestritten, ob es ein höchstes inzip der Erkenntniß gebe, und einen höchsten Grundsatz, welchem sich dieses Prinzip aussprechen lasse. T.

Prinzipal heißt in der Musik die tiefste offene Flötenstimme es jeden Manuals in der Orgel, weil sie die Hauptstimme ist, h deren Größe die Disposition der übrigen Stimmen eingerichtet rden muß. Das Pfeifwerk dieser Hauptstimme wird nach einer i eigenen Dimension gearbeitet, die man Prinzipal-Mensur nennt. rmöge derselben hat die Länge der Pfeifen zu ihrer Weite ein hes Verhältniß, daß das große C, von dem Kerne an gerechnet Länge von 16, 8, 4 oder 2 Fuß bekommt. — Prinzipalbaß das tiefste offene Flötenregister für das Pedal der Orgel. — Fer-heißt Prinzipalstimme bei Tonstücken die Hauptstimme, r die Concertstimme, Soloparthie. — Prinzipalblasen heißt dem Tractement der Trompete, die mittlern Töne dieses In-ments mit schmetterndem Tone und mit Zungenschlägen vermischt tragen.

Prinzmetall nennt man ein gelbes Kupfer, oder eine Zu-mmensetzung dieses Metalls mit dem Zink, weil sie von einem pfäl-hen Prinzen Rupert erfunden worden seyn soll. Es werden viele e Sachen daraus verfertigt.

Prior heißt in den Klöstern der nächste Obere nach dem Abt und wo kein Abt ist, der oberste Vorgesetzte des Klosters. Densel ben Rang hat in Nonnenklöstern die **Priorin**. — **Priorat** heiß das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder eine Priorin. — **Großprior** ist der erste Ordensherr nach dem Groß meister.

Prior (Mathew), ein ausgezeichneter englischer Dichter, geb. i J. 1664, nach einigen zu London, nach Andern zu Winborne in Dor setshire. Seine Neigung für das classische Alterthum erwarb ihm di Liebe des Grafen Dorset, der ihm eine gelehrte Erziehung gebe ließ. Zu Cambridge, wo er seit 1682 studirte, trat er in vertrau Freundschaft mit Charles Montague, nachmaligem Grafen Halifar mit welchem gemeinschaftlich er The Country mouse and City mouse verfaßte, eine Parodie auf Drydens polemisches Gedicht The Hind and Panther. Im J. 1689 kam er nach London, wo er vo Grafen Dorset bei Hofe eingeführt und so nachdrücklich empfohlen wurde, daß er den englischen Bevollmächtigten, welche zu dem Con gresse nach Haag abgingen, als Secretär mitgegeben wurde. Mit diesem Posten erhielt er zugleich den Titel eines königlichen Kammer herrn. Natürlich war es, daß er auch für seine Gedichte den Stoff meistens aus der Politik und der Hofwelt nahm. Eins der bedeu tendsten war eine Ode, die er 1695 dem Könige Wilhelm beim Tode der Königin Maria übergab. Seine humoristische Ader zeigte er in einer burlesken Parodie von Boileau's Ode auf die Einnahme von Namur durch die Franzosen, als König Wilhelm es ihnen wieder entrissen hatte. Seit 1697 wurde er in mehrern diplomatischen Geschäf ten als Secretär gebraucht. Als solcher begleitete er z. B. den eng lischen Gesandten, Lord Portland, nach Paris, und blieb auch bei Lord Jersey. Ludwig XIV. soll ihm viel Wohlwollen und Auszeich nung bewiesen haben, so wenig er auch in seinen Versen geschont worden war. Bald darauf wurde er vom Könige Wilhelm nach Loo berufen, und nach einer vertrauten Zusammenkunft mit diesem zum Unterstaatssecretär in Lord Jersey's Departement ernannt und nach Paris geschickt, um dem Gesandten bei den Verhandlungen über den Theilungstractat beizustehen. Im J. 1700 folgte er Locke als Com missionär in dem Board of Trade und trat 1701 als Repräsentant von East-Grinstead ins Parlament. Die Tories hatten die Ober hand erlangt. Prior trat jetzt zu ihnen über, um für immer ihr Anhänger zu bleiben. Die glänzenden Erfolge, welche der Anfang der Regierung der Königin Anna bezeichnete, begeisterten auch ihn, und er besang die Siege von Blenheim und Ramillies. Um dieselbe Zeit gab er einen Band Gedichte heraus, an dessen Schluß sich das bewunderte Gedicht Henry and Emma befindet. Er hatte einigen Antheil an dem Examiner, einer periodischen Schrift von Swift und einigen Andern, und griff ebenfalls den großen Feldherrn an, dessen Siege er verherrlicht hatte. Als die Tories wieder das Ueber gewicht erhalten, und Marlborough vom Commando entfernt hatten, wurde Prior nochmals zu diplomatischen Geschäften berufen, ging 1711 mit geheimen Friedensvorschlägen nach Paris, und brachte Mesnager und den Abbé Gualtier zurück, mit denen er geraum Zeit in seinem Hause zu London unterhandelte. Als im August 17 Lord Bolingbroke nach Paris zur Beilegung einiger Streitpunkte geschickt wurde, begleitete ihn Prior. Er blieb in Frankreich als Gesandter zurück, jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzo

Digitized by Google

n Shrewsbury, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, weigerte h, diesen Titel mit einem Manne von so geringer Geburt zu thei= n. Prior besaß indeß das Vertrauen des französischen Hofes, und udwig XIV. übergab ihm ein besonderes Schreiben an die Königin nna zu Gunsten des Churfürsten von Baiern. Nach des Herzogs breise 1713 nahm er öffentlich den Charakter eines Gesandten an nd behielt ihn bis zu der Thronbesteigung Georgs I., wo der Graf Stair sein Nachfolger wurde. Die Whigs waren jetzt die sie= ende Partei. Prior wurde gleich nach seiner Zurückkunft im J. 715 mit einem Verhaftsbefehle vom Hause der Gemeinen bewill= immt und vor einer Commission des geheimen Raths in Rücksicht uf seinen Antheil am utrechter Frieden verhört. Walpole trug so= ar darauf an, ihn wegen Hochverraths anzuklagen, weil er mit em französischen Bevollmächtigten geheime Zusammenkünfte gehalten abe. Von der im J. 1717 erklärten Amnestie war er ausgeschlos= en, und wurde erst später losgesprochen Er trat daher in den Privatstand zurück, und verwendete seine Muße auf die Vollendung eines didactischen Gedichts, „Solomon on the vanity of the world" betitelt, welches er nebst einigen andern auf Subscription n einem Foliobande herausgab. Seine Gedichte sind seit 1717 mehrmals herausgegeben worden. Lord Harley überließ ihm den ebenslänglichen Nießbrauch von Downhall in Essex. Prior wollte ein Alter auf die Abfassung der Geschichte seiner Zeit wenden, aber ine schleichende Krankheit endigte im J. 1721 sein Leben zu Wim= pole, dem Wohnsitze des Lords Orford, Er wurde in der West= minsterabtei beerdigt, unter einem Denkmal, für welches er in sei= nem Testamente 500 Pfund bestimmt hatte. — Prior gehörte zu en Charakteren, die ohne großen moralischen Werth sich in der Ge= ellschaft beliebt machen. Seine Lebensweise war unregelmäßig, und obgleich er in den feinsten und vornehmsten Gesellschaften Zutritt hatte, soll ihm doch eine gewisse Neigung für gemeine und niedrige Vergnügungen geblieben seyn. In seinen Schriften findet sich ein Gemisch von Ernst und Unanständigkeit, welches, wo nicht Immora= lität, doch Geschmacklosigkeit verräth. Als Dichter hat er gegenwär= ig nur einen sehr mäßigen Ruf; bennoch wird er in der Leichtig= eit, zu erzählen, kaum von einem seiner Landsleute erreicht. Seine Songs und Liebesgedichte sind im Ganzen elegant und classisch. Als Verskünstler hat er Verdienste, aber zu den genialen Geistern kann r keineswegs gezählt werden.

Priori, s. a priori.

Priorität, der Vorzug oder Vorrang, den der Eine vor em Andern hat. In den Rechten ist sie, besonders bei einem Con= urse, der Vorzug, den ein Gläubiger vor den andern bei der Zah= ung aus des Gemeinschuldners Vermögen hat; daher prioritäti= sche Foderung, eine solche, welche andern vorgeht.

Priscianus, aus Cäsarea, ein lateinischer Grammatiker, der wahrscheinlich im 6ten Jahrh. nach Chr. zu Constantinopel lebte, und on welchem wir eine ausführliche lateinische Grammatik in 18 Bü= hern und mehrere grammaticalische Aufsätze besitzen.

Prisen=Gericht, Prisen=Conseil. Durch einen Consular= eschluß v. 27. März 1800 ward zu Paris das erste Prisen=Conseil richtet, dessen Personale aus acht Räthen unter dem Vorsitze eines Staatsraths bestehen sollte, nebst einem General=Procurator, einem Substituten, einem General=Secretär und zwei Huissiers; späterhin

ist die Zahl der Räthe auf zehn vermehrt worden. Gleich Anfang ward die Competenz des Gerichts auf die Streitigkeiten beschränkt welche über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der zur See gemachte Prisen und über die Qualität der gestrandeten oder verunglückte Schiffe entstehen möchten. Demzufolge war der Verwaltungsbeamt der Marine desjenigen Hafens, in den die Prise aufgebracht worden oder der des nächsten Hafens der Küste, wo ein feindliches oder neu trales Schiff verunglückt oder gestrandet war, beauftragt: 1) mi Anlegung und Verification der Siegel am Bord der Fahrzeuge, welch sowohl durch die Schiffe des Staats als durch Kaper genommen wor den; 2) mit dem Empfange und der Bestätigung der Berichte und Declarationen, dem Abhören der Zeugen, der Inventarisirung der an Bord gefundenen Stücke so wie deren Schätzung und endlich 3) mit allem, was auf den Schiffbruch und das Stranden feindlicher oder neutraler Schiffe Bezug hat. Bei allen diesen Geschäften wurde der Verwaltungsbeamte der Marine von dem vornehmsten Douanenbeam ten unterstützt und nahm dazu noch einen Bevollmächtigten des Ka pers. Wenn aus dieser vorläufigen Instruction klar hervorging, daß das Schiff unter feindlicher Flagge genommen und wirklich ein feindli ches war, und wenn binnen zehn Tagen nach beendigter Instruction dem Verwaltungsbeamten keine Reclamation in gehöriger Form notificirt worden, so ward über die Gültigkeit der Prise verfügt. Demzufolge nahm der Verwaltungsbeamte der Marine den Inspector des Dienstes in demselben Hafen und den Commissär der Marine-Inspection zu Hülfe, die nach Stimmenmehrheit eine Entscheidung fällten, wovon eine Expedition an das Secretariat des Prisen-Conseils eingeschickt wurde. War die Prise in einen Hafen geführt worden, wo der Ver waltungsbeamte der Marine die beiden andern genannten Beamten nicht zu Hülfe nehmen konnte, so sandte er seine Instruction und die an Bord gefundenen Stücke nach dem nächsten Hafen, wo sich die drei genannten Beamten befanden, um über die Prise zu entscheiden. War eine Entscheidung erfolgt, wodurch das Schiff für eine gute Prise erklärt worden, und binnen 10 Tagen keine Reclamation einge reicht, so ward zum Verkauf der Prise geschritten; hatte hingegen eine Reclamation Statt, oder war die Prise nicht unter feindlicher Flagge genommen und nicht erweißlich feindliches Eigenthum, oder sprach die Entscheidung die Gültigkeit der Prise nicht aus, so wurden alle Acten und am Bord gefundenen Papiere an das Secretariat des Prisen-Conseils eingeschickt. Die Instruction mußte alsdann vor dem Prisen-Conseil geschehn und zwar binnen drei Monaten für die Prisen, welche in die Häfen des Mittelmeers geführt worden, und binnen zwei Monaten für die Prisen in allen übrigen französischen Häfen, angerechnet von dem Tage, wo die Schriften dem Secretariate des Prisen-Conseils zugestellt worden. Die Entscheidungen des Conseils wurden auf Betrieb der interessirten Parteien, aber mit Zuziehung und in Gegenwart: 1) des Verwaltungsbeamten der Marine, 2) des vornehmsten Douanenbeamten und 3) eines Bevollmächtigten der Equi page des Kapers vollzogen. Mußte nach den Gesetzen die Ladung ganz oder auch zum Theil oder auch das Fahrzeug verkauft werden, so ward der Verkauf von dem Verwaltungsbeamten der Marine mit Zuziehung der beiden andern genannten Individuen angeordnet, und der Ertrag desselben vorläufig in die Kasse der Marine-Invaliden de ponirt. Falls die Prisen in Häfen der französischen Kolonien geführt worden, oder wenn Schiffe auf den Küsten derselben verunglückten,

Digitized by Google

ward ein ähnliches Verfahren beobachtet; wurden endlich die Prisen in fremde Häfen geführt, so mußten sich die französischen Consuls genau nach den zwischen Frankreich und der fremden Macht, bei der sie sich aufhielten, bestehenden Verträgen richten; in der Regel versahen sie alsdann alle dem Verwaltungsbeamten der Marine aufgetragenen Geschäfte. — Außer diesen dem Prisenconseil ursprünglich beigelegten Functionen waren demselben durch nachfolgende Verfügungen noch andere Geschäfte zugetheilt. Durch ein kaiserl. Decret vom 21. Nov. 1806 ward dem Prisenconseil die definitive Entscheidung über alle Reclamationen wegen Confiscationen von englischen Gütern und Waaren im ganzen Umfange des Reichs und in den von den französischen Armeen besetzten Ländern überlassen, so wie durch ein zweites Decret vom 16. Nov. 1809 die Entscheidung über alle in Beschlag genommene Waaren auf der ganzen Douanenlinie, deren Hauptort Hamburg war, und endlich entschied das Prisengericht vermöge eines Beschlusses v. 27. Sept. 1810 über alle in Holland vorgenommenen Beschlagnehmungen von nicht declarirten Kolonialwaaren und über alle Uebertretungen der gegen den englischen Handel erlassenen Decrete. Die Appellation von den Sprüchen des Prisenconseils ging an den Staatsrath, hatte aber keine suspensive Wirkung, das Prisenconseil selbst gehörte übrigens zu den Attributionen des Ministers des Handels und der Manufacturen. — Ein dem französischen ähnliches Prisengericht war auch im Königreiche Westphalen errichtet. — K. M.

Prisma, Eckſäule, heißt in der **Geometrie** ein oblonger Körper, der von mehr als vier Flächen eingeschlossen ist, und dessen Grundflächen gleich und parallel sind. Ein Prisma entsteht, wenn man eine geradlinige Figur an einer geraden Linie unter gleichem Winkel hinbewegt. Ist diese Figur ein Dreieck, so nennt man das entstehende Prisma ein dreieckiges, ist sie ein Viereck, ein viereckiges u. s. f. Aus der Entstehung des Prisma wird klar, daß es zwei gleiche und entgegengesetzte Grundflächen hat, und von so vielen Parallelogrammen eingeschlossen wird, als die Grundfläche Seiten hat. Jedes dreieckige Prisma läßt sich in drei gleiche Pyramiden theilen. — In der **Optik** bedient man sich zu den Versuchen über die Lichtstrahlen und Farben eines gläsernen **Prisma**, d. h. eines senkrechten, dreiseitigen, reinen und crystallhellen Glases, dessen Seiten möglichst eben geschliffen und polirt sind, oder auch eines Prisma, das aus geschliffenen Glasplatten zusammengesetzt, an den Grundflächen mit zwei dreieckigen messingenen Platten bedeckt und inwendig mit Wasser oder einer andern weißen durchsichtigen Flüssigkeit ausgefüllt ist. Alle eckigen Stücken Glas, also auch die Prismen, färben die durchgehenden Lichtstrahlen und zeigen alle Farben des Regenbogens (daher prismatische Farben). Dieß war schon den Alten bekannt, nur wußten sie die Erscheinung nicht weiter zu erklären. Erst Grimaldi vermuthete, daß das Licht bei seinem Durchgange durch das Glas eine Brechung erleide, und daß durch diese Brechung die Farben veranlaßt würden. Endlich stellte Newton seine wichtigen Versuche an, von denen, so wie von Göthe's Versuchen, unter dem Artikel **Farbenlehre** gesprochen wird.

Privatbanken sind Bankanstalten, welche von Staatsbürgern aus ihren eigenen Mitteln errichtet worden, gewöhnlich **Disconto-**, **Leih-**, bisweilen auch **Zettelbanken**. Ob übrigens die Anstalt durch das Kapital eines einzigen Staatsbürgers gebildet,

Digitized by Google

oder aus den Fonds Mehrerer zu Einem Zweck zusammengesetzt ist, ob dieselbe von der Staatsregierung privilegirt (octroyirt) ist, ob sie ein Monopol besitzt oder nicht, ändert ihren Charakter als Privatbank durchaus nicht. K. M.

Privatbeichte, oder besondere Beichte, s. **Beichte**, und **Ohrenbeichte**.

Privatbühnen. Die Neigung zu theatralischer Unterhaltung ist, wie die Geschichte lehrt, von jeher unter allen gebildeten Völkern so verbreitet und wirksam gewesen, daß sie eher jedem andern Genusse als diesem entsagen mochten. Noch jetzt finden wir sie in dem Grade unter allen Nationen herrschend, in welchem dieselben an ächt menschlicher Bildung vorgeschritten sind, und sich von den rohen Sinnengenüssen zu den feineren geistigen erhoben haben. Der Grund davon liegt klar am Tage. Der Mensch ist für den Menschen sowohl der höchste Gegenstand der Forschung und des Studiums, als des Genusses. Mit Andern, oder sich in Andern zu empfinden, das eigene Leben sich in dem fremden spiegeln zu sehen, und sein eigenes Schicksal in den Schicksalen der Menschheit wieder zu finden, ist ein Reiz, dem sich deshalb kaum widerstehen läßt, weil er sich auf das Gefühl gründet, daß wir eben so ein Theil der Menschheit überhaupt, als individuelle Erscheinungen derselben sind. Man sieht, daß hier unter theatralischen Genüssen nur diejenigen verstanden werden, wo sich die Menschheit uns darstellt, wo wir, sey es im Scherz oder Ernst, Theilnehmer fremder Leiden und Freuden, fremder Handlungen und Gesinnungen werden, daß wir daher diejenigen Vergnügungen ausschließen, welche, wenn auch auf der Bühne, doch nicht durch ihre eigenthümlichen Mittel geboten werden, und mehr Genüsse der Schaulust heißen sollten, als theatralische Unterhaltungen. Die Privatbühne kann ihrer Natur und Bestimmung nach nur die wahre theatralische Unterhaltung bezwecken; alles was man Spektakel (Schaugenuß) nennen muß, bleibt von ihr ausgeschlossen; denn es ist den Mitgliedern, die sich zu einer solchen Bühne vereinigen, nicht darum zu thun, den Beifall der Menge zu gewinnen, oder gar pecuniäre Vortheile zu erreichen, sondern ihr Zweck ist **Genuß durch die Aufführung dramatischer Werke, Genuß an dieser Aufführung selbst durch den Beifall eines verhältnißmäßig kleinen geselligen Kreises**. Dieser Genuß ist an sich ein sehr edler, daher Privatbühnen auch an sich sehr lobenswerthe Einrichtungen zur Beförderung des geselligen Vergnügens genannt werden müssen. Er gründet sich auf das Selbstbewußtseyn schöpferischer Fähigkeiten, wodurch es möglich wird Bildungen außer sich aufzustellen, die des Beifalls Gebildeter würdig sind. Er ist also nicht eigennützig, sondern mittheilend, nicht das Herz beengend, sondern erweiternd. Jene Fähigkeiten aber sind **Phantasie**, **Verstand** und **Gemüth**, welche in harmonischem Bunde wirkend das erzeugen, was man **Kunstwerke** im Allgemeinen zu nennen befugt ist, d. h. nicht Meisterwerke des bildenden Genius, sondern Werke, die durch ihre Gestaltung, durch Inhalt und Form die Menschheit in ihrer Gesammtheit ansprechen sollen. Der Genuß, den die Mitglieder einer Privatbühne suchen, ist daher nicht möglich ohne vielseitige Bildung, oder doch ohne ein reges Streben darnach; denn sie müssen nicht nur die Dichtung, die sie versinnlichen wollen, verstehen und in sich aufnehmen, sondern dem Dichter gleichsam in seine geheime Werkstatt folgen, um

Digitized by Google

seine Schöpfung zum zweiten Male schaffen zu können. Da man auf Privatbühnen, des Raumes und anderer Verhältnisse wegen, größten Theils nur auf solche Stücke beschränkt ist, in denen sich wenig oder nichts befindet, was auf bloße Schaulust berechnet ist, so wird es um so mehr Pflicht der Darsteller den Geist der Dichtungen hervortreten zu lassen, das eigentlich dichterische Leben zu versinnlichen, und ihren Triumph in der Entfaltung des innern Menschen zu suchen. Dadurch werden ihre Leistungen aber auch schwieriger als die auf öffentlichen Bühnen, wo der Schauspieler durch den Reiz scenischen Reichthums und Glanzes unterstützt wird, und die Täuschung des Zuschauers selbst bei unvollkommenem Spiel einigermaßen gerettet werden kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man gut eingerichtete Privatbühnen als die besten Schulen für den empfehlen, der sich Beruf zum Darsteller auf den öffentlichen zutraut. Auf diesen wird er lange nicht so kräftige Anregungen finden, in den Geist seiner Rolle einzudringen, als auf jenen, indem die Menge, welche das Schauspielhaus füllt, sich weit leichter durch den Schein blenden läßt, als der kleine Kreis gebildeter und ausgewählter Zuschauer, die sich in einem Privathause versammeln. Da es uns bei unseren Staatsverfassungen, ja bei der Einrichtung unsers ganzen bürgerlichen Lebens zu sehr an Gelegenheiten und Veranlassungen fehlt, den mündlichen und persönlichen Vortrag von Gedanken und Gemüthsstimmungen zu üben und zu vervollkommnen, so können Privatbühnen auch in dieser Hinsicht viel leisten. Der Darsteller muß hier nicht nur sinngemäß, sondern auch ausdrucksvoll und nachdrücklich sprechen, und seine Rede mit den passendsten, ja mit schönen Gebehrden begleiten lernen. Er erhält ein großes Vertrauen zu sich selbst, eine gewisse Furchtlosigkeit, welche dem unerlaßlich sind, der in gewissen Momenten durch seine Geistesäußerung in Worten auf eine Mehrheit von Menschen wirken soll oder will. Daß die Privatbühnen übrigens nicht ein für alle Stände und Menschenklassen gleich zweckmäßiges und empfehlenswerthes Unterhaltungsmittel seyn können, ergiebt sich schon aus dem Wesen derselben, denn die Theilnahme daran setzt eine frühere Richtung des Geistes zu höherer Kultur, eine gewisse Verfeinerung des Gefühls voraus, die sich nur durch eine Erziehung erwerben läßt, die in der Regel den niedern Ständen nicht eigen ist und seyn kann. Die Privatbühnen arten daher unter diesen nur zu leicht in Lustorte aus, wo besonders eine nicht eben erlaubte und feine Annäherung beider Geschlechter bezweckt wird, und durch die meistens allein hier darstellbaren Possen der menschlichen Bildung mehr Eintrag als Vortheil erwächst. Wir können es daher nicht tadeln, wenn an manchen Orten selbst die Polizei solche Privatbühnen nicht dulden zu dürfen glaubt, und sie geradezu aufhebt. Indem wir dieses bemerken, müssen wir auch auf den Vorwurf Rücksicht nehmen, der von manchen nicht zu verachtenden Moralisten den Privatbühnen auch unter den höhern Ständen gemacht wird, daß sie nämlich der Moralität so leicht gefährlich werden könnten, weil sie so Manches gestatten müssen, was die feinere Sitte außerdem nicht gestatten kann. Dieser Vorwurf läßt sich indessen leicht dadurch entkräften, daß man einer Privatbühne nur dann seinen Beifall geben kann, wenn sie aus lauter Personen besteht, die die tiefste Achtung gegen Sittlichkeit, Anstand und Tugend hegen, die sich's zum Gesetze machen, den Scherz mit Ernst, und den Ernst als freyes Spiel der Phantasie zu behan-

deln, die bei der Wahl der Stücke mit zartem, die mögliche Wirkung auf empfängliche Gemüther wohl berechnenden, Sinne verfährt, und keinem ihrer Mitglieder gestattet, über den ihm von der Dichtung angewiesenen Kreis hinaus zu gehen. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß jeder Vater, jeder Gatte prüfen muß, ob die Natur des Kindes, der Gattin, die Richtung ihres Geistes und Gemüthes so beschaffen ist, daß ein solches auch unschuldiges Spiel keinen gefährlichen Eindruck auf sie hervorzubringen vermag. Der mögliche Mißbrauch einer Sache hebt ja bekanntermaßen den wohlthätigen Gebrauch derselben nicht auf. Daß dergleichen immer viel Zeit und Mühe hinnehmende Vergnügungen auch nur selten vorkommen dürfen, braucht wohl nicht erinnert werden. Wir verweisen übrigens diejenigen, welche die möglichen Vollkommenheiten einer Privatbühne genauer kennen lernen, und etwas Gründliches über das Spiel auf solchen Bühnen lesen wollen, auf A. Müllners geistreiche Abhandlung: Ueber das Spiel auf der Privatbühne, in dessen Almanach für Privatbühnen, Jahrgang 1817. So wie diejenigen, welche Lust haben möchten, kleine Bühnen in Ansehung des räumlichen Verhältnisses zweckmäßig einzurichten, durch die Anleitung zur Errichtung kleiner Theater ohne große Kosten, mit Kupfern, in dem Müllnerschen Almanach für Privatb. auf 1818 Belehrung finden werden.

Privaterziehung, häusliche Erziehung, s. Erziehung.

Privatmünze. Wenn mehrere Privatleute, es sey stillschweigend oder ausdrücklich, mit einander dahin übereinkommen, daß bei allen ihren gegenseitigen Tauschgeschäften ein von ihnen gewählter sinnlicher Gegenstand als Münze gebraucht werden solle, ohne Rücksicht, ob dieser Gegenstand zugleich im Nationalverkehre oder im Weltverkehre den Dienst der Werthausgleichung verrichte, so bildet sich eine Privatmünze. Privatmünzen können eben so wohl zur Classe der Idealmünzen (s. d. Art.), als zu der der Realmünzen (s. d. Art.) und derjenigen der Idealrealmünzen (s. d. Art.) gehören. Es können nämlich die einzelnen Bürger unter sich übereinkommen, irgend einen Körper ohne allen Tauschwerth, oder einen Körper, dessen Tauschwerth dem der Güter, worauf derselbe eine Anweisung enthält, gleichkommt, wo nicht ihn übertrifft, oder endlich einen solchen, dessen Tauschwerth den dieser Güter nur zum Theil ausgleicht, als Münze bei ihrem gegenseitigen Verkehr gelten zu lassen. Die Einführung von Privatmünzen hat gewöhnlich ihren Grund in dem Mangel an Nationalmünze. Da, wo es an der zu jeder Gattung des Verkehrs erfoderlichen Menge von Nationalmünze nicht fehlt, werden die einzelnen Bürger selten versucht werden, sich neben jener noch besonderer Privatmünzen zu bedienen. Als die brittische Regierung es versäumt hatte, die Nation mit einer hinlänglichen Menge von der zum Verkehr im Kleinen erfoderlichen Gattung von allgemeinen Werth-Ausgleichungsmitteln, nämlich der Scheidemünze, zu versehen, erbarmten sich in Irland im Jahre 1727 einzelne Bürger der öffentlichen Noth und schufen Privatmünzen; sie ließen kupferne und silberne Zeichen verfertigen, welche sie Traders nannten, bestimmten den Tauschwerth derselben, fügten ihren Namen hinzu und reichten sie als Anweisungen ihren Arbeitern, Bekannten und Kunden. Man schlug diese Zeichen zu Armagh, Belfast, Dromore, Lurgan, Portadown und selbst in Dublin. Nägel mußten vor einigen Jahren

Digitized by Google

als Scheidemünze in einem Dorfe Schottlands gebraucht werden, wo der Tagelöhner sie zum Bäcker und Brauer trug. Und in Kurdistan, wo es an Scheidemünze, von der Regierung des Landes geschlagen, fehlt, sieht man auf den Märkten mehrerer Städte alte römische, griechische und persische Münzen, die dort häufig gefunden werden, als Stellvertreter der Nationalmünze im Umlaufe. (S. Münze). K. M.

Privatrecht s. Rechtswissenschaft.

Privattheater, s. Privatbühnen.

Privilegium, eine Jemanden von der Regierung für alle künftige Handlungen einer gewissen Art verliehene Ausnahme vom gemeinen Rechte. Privilegien sind 1. realia oder personalia, je nachdem sie auf einer Sache oder einer Person haften; 2. gratiosa oder onerosa, je nachdem man sie umsonst erhält, oder etwas dafür bezahlen muß; 3. favorabilia oder odiosa, je nachdem sie dem Inhaber zum Nutzen oder Schaden gereichen. — Privilegium canonis ist der vorzügliche Schutz, den die katholischen Geistlichen dadurch genießen, daß der, welcher an einen Clericus Hand anlegt, mit der Excommunication bestraft wird, welche nur der Papst wieder heben kann. — Privilegium de non appellando war unter der ehemaligen deutschen Reichsverfassung das einigen Reichsfürsten (z. B. Churfürsten) zustehende Vorrecht, daß von ihren Landesgerichten nicht an die Reichsgerichte, oder doch nur unter besondern Umständen, appellirt werden konnte. Es war daher illimitatum und limitatum. — Privilegium electionis fori war das einigen Reichsständen zustehende Recht, als Beklagte zwischen ihren mehrern Gerichtshöfen zu wählen.

Probe heißt die Privataufführung eines Tonstücks oder Schauspiels, welche dazu dient, die Ausführer desselben sowohl mit dem Ganzen, als mit allen einzelnen Theilen bekannt zu machen, und sie in den Stand zu setzen, dasselbe vollkommen angemessen, übereinstimmend und in einander greifend auszuführen. Solcher Proben werden mehrere gehalten; bei einem Schauspiele zuerst eine Leseprobe, um sich zu überzeugen, daß die Rollen richtig ausgeschrieben sind, dann einige vorläufige (ohne Decorationen und sonstiges Außenwerk) und eine Hauptprobe; bei einem größern Musikstücke oft zuerst eine Quartettprobe, um die Hauptinstrumente, welche gleichsam die Grundlage sind, einzuüben, dann so viele Proben mit dem vollen Orchester, als nöthig sind, um die Musiker mit allen Nuancen des Vortrags vertraut zu machen.

Probejahr, s. Noviciat.

Probiren, Probirkunst, die Kunst, Gold und Silber (rohes, verarbeitetes oder geprägtes) zu untersuchen, um den Gehalt, d. h. um zu erfahren, wie viel edles Metall und wie viel Zusatz die Masse enthält. Dieses geschieht durch Schmelzung von dem Probirer, d. i. dem bei dem Berg- und Hüttenbau verpflichteten Beamten, welcher den Gehalt der Erz- und Bergarten erforscht. Die Goldschmiede bedienen sich dazu der Probirnadeln, welche lange und schmale Stückchen Metall von verschiedener, aber genau bekannter Mischung sind. Diese metallne Griffel sowohl, als die zu prüfende Masse streicht man auf den Probirstein (lapis Lydius, ein schwarzer, harter, einkörniger, schieferartiger Stein, der Farbe und Glanz des darauf gestrichenen Goldes und Silbers annimmt), und vergleicht diese Striche. Für das Gold hat man 24 Nadeln,

Digitized by Google

nach den 24 Caraten der Feinheit des Goldes; und da der Zusatz weiß oder roth, d. h. Silber oder Kupfer seyn kann, so werden sie auch darnach verschieden eingerichtet. Für das Silber hat man 16 Nadeln, nach den 16 Loth der Feinheit des Silbers.

Problem, eine Aufgabe, ein zu erweisender practischer Satz, eine zweifelhafte Frage, die noch zu untersuchen ist.

Praust f. **Propst**.

Proceß f. **Prozeß**.

Proceleusmaticus, f. **Rhythmus**.

Pro Cent, f. **Zins**.

Procession, öffentlicher Reihengang; besonders ein festlich geordneter Aufzug mehrerer Personen in der römisch-katholischen Kirche, ein feierlicher Gang der Geistlichkeit und des Volks um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, unter Herumtragung religiöser Gegenstände und Absingung von Hymnen, Psalmen und Gebeten, um Gott oder den Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten. Man nennt dergleichen Bittgänge auch bisweilen Kreuzgänge, weil man gewöhnlich Kreuze und Fahnen dabei herumträgt. Werden sie nach einem entfernten heiligen Orte, wo sich ein Marien- oder Heiligenbild befindet, unternommen, so heißen sie **Wallfahrten** oder Betfahrten, dergleichen sonst auch häufig nach Jerusalem gemacht wurden, um Vergebung der Sünden am heiligen Grabe zu erflehen. Processionen, ein Theil des symbolisirten Naturcultus, waren schon bei den ältesten heidnischen Völkern üblich. Man trug dabei allerlei Sachen, welche zu Symbolen dienten, herum. Man ging z. B. um besäete Felder herum, besprengte sie mit geweihtem Wasser, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, und sie vor Schaden zu bewahren. Die Feste, welche die Griechen und Römer zu Ehren des Bacchus, der Ceres, Diana und anderer Gottheiten anstellten, waren ebenfalls mit feierlichen Aufzügen begleitet, bei welchen man die Bilder derselben gewöhnlich vortrug. Noch jetzt sind Processionen bei den meisten heidnischen Völkern üblich. Kämpfer beschreibt in seiner Geschichte von Japan eine Procession, welche die Priester zu Nangasaki zu Ehren ihres Götzen, des Schutzheiligen der Stadt, zu halten pflegen, mit den dabei gewöhnlichen Ceremonien. Seit der Zeit des heiligen Ambrosius, der im 4ten Jahrhunderte Bischof zu Mailand war, kamen auch in der christlichen Kirche Processionen auf. Eine unverbürgte Erzählung schreibt ihre Einführung dem Bischofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Es entstand nämlich in der Osternacht, als er eben Gottesdienst hielt, eine Feuersbrunst; das Volk eilte, um derselben Einhalt zu thun, aus der Kirche; er aber blieb allein zurück, bat Gott, vor dem Altare knieend, um Abwendung der Gefahr, und that das Gelübde, öffentliche Processionen anzustellen, wenn sein Gebet Erhörung fände. Das Feuer ward bald gelöscht, und der fromme Bischof bestimmte, mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft, drei Tage vor dem Feste der Himmelfahrt Christi zu dieser Feierlichkeit. Andere Ortschaften folgten seinem Beispiele; so wurden die Bittgänge nach und nach in der ganzen katholischen Kirche eingeführt, und später durch Gesetze sanctionirt. Nie waren diese öffentlichen Umgänge häufiger, als zur Zeit der sogenannten heiligen Ligue in Frankreich (von 1574 — 1589), wo der Religionshaß der Katholiken gegen Heinrich III. und die Hugenotten bis zur höchsten Wuth gestiegen war. Die Pariser insonderheit hielten, von Geistlichen, Mönchen und Nu-

Digitized by Google

[S]chören angeführt, zur Versöhnung des Himmels und zur Herstel[l]ung der Ruhe, d. h. zur Vertilgung der Hugenotten, Tag und [N]acht auf den Straßen und in den Kirchen Processionen, wobei sie [W]achskerzen, Kreuze und Reliquien von Heiligen umhertrugen, die [h]eftigsten Verwünschungen gegen den König ausstießen und die ärgsten [G]reuel begingen. Durch Verbreitung richtiger Religionsbegriffe hat [i]n unsern Tagen der Eifer, fremde heilige Oerter zu besuchen, um [d]aselbst den Himmel zu versöhnen, ziemlich nachgelassen; man sieht [e]in, daß der letztere Zweck eben so gut zu Hause durch gute Werke [u]nd eine verständige Andacht erreicht werden kann; auch ist die Ge[w]ohnheit, Processionen an seinem Wohnorte zu halten, sehr in Ab[n]ahme gekommen. Mr.

Procida, s. d. Art. **Neapel**, Stadt und Umgebung.

Procne, Progne, s. **Philomele**.

Proconsul und Proprätor. Anfangs wurde die Ver[w]altung der Provinzen des römischen Reichs von Prätoren, in der [F]olge aber von Proconsuln und Proprätoren nebst ihren Gehülfen, [d]en Quästoren und Legaten, besorgt. Den Namen **Proconsul** [u]nd **Proprätor** aber bekam ein Consul und Prätor, wenn er nach [V]erlauf seiner Amtszeit sich in eine Provinz zu deren Verwaltung [b]egab. Als nämlich das römische Reich einen ansehnlichen Zuwachs [a]n Ländern bekommen hatte, wurde durch ein Gesetz des C. Sem[p]ronius Gracchus festgesetzt, daß in den consularischen und prätori[s]chen Comitien der Senat zwei Provincias consulares und sechs [p]raetorias bestimmen sollte, über welche die erwählten Consuln und [P]rätoren wenige Tage nach dem Antritte ihres Amtes loosen oder [s]ich vergleichen mußten. Seitdem waren die Consuln und Prätoren [n]ach der festgesetzten Ordnung auch die Statthalter der Provinzen. [D]ie Geschäfte des Statthalters in der Provinz betrafen die Gerichts[p]flege, die Sorge für die übrigen Angelegenheiten der Provinz und [d]as Commando der Truppen, welche sich etwa daselbst befanden. Die [Z]eit war gewöhnlich auf ein Jahr beschränkt, bisweilen wurde sie [a]uf zwei, selten auf drei und mehrere Jahre ausgedehnt. Nach sei[n]er Rückkehr nach Rom war der Statthalter verbunden, binnen [3]0 Tagen sowohl über seine Verwaltung als über den Zustand der Provinz Bericht zu erstatten. Hatte er sich Ungerechtigkeiten und [B]edrückungen erlaubt, so konnte er deßhalb vor Gericht angeklagt [w]erden, und zwar Repetundarum, wenn er Geld oder Geschenke [e]rpreßt, Peculatus, wenn er öffentliche Gelder veruntreuet, oder [C]riminis majestatis, wenn er die Armee gemißbraucht hatte. Den[n]och wurden die Provinzen im Ganzen auf vielfache Weise bedrückt [u]nd gemißhandelt (vergl. **Provinz**).

Procopius aus Cäsarea, s. **Byzantinische Schrift[s]teller**.

Procopius, s. **Hussiten**.

Procris, des Erechtheus Tochter, und Gemahlin des Cepha[l]us, s. diesen Art.

Procrustes, der Verstümmler, ein Unhold in Attika, der [z]wei Bettstellen hatte, eine kurze und eine lange. War der bei ihm [e]inkehrende Gast von kleiner Statur, so führte ihn der Bösewicht [b]eim Schlafengehen zu der langen Bettstelle, und dehnte und reckte [i]hn, unter dem Vorwande, dem Gaste das Bette anzupassen, so [l]ange, bis ihm die Seele ausfuhr. War hingegen der Gast von [l]anger Statur, so brachte er ihn zur kurzen Bettstelle, und metzelte

und stümmelte so viel von ihm ab, bis er hineinging. Endlich kam Theseus zu ihm und that ihm, wie er Andern gethan hatte.

Procurator, überhaupt jeder Geschäftsverweser oder Bevollmächtigte zur Besorgung fremder Angelegenheiten. Die Römer ertheilten diesen Namen den Aufsehern über Landgüter, den Sachwaltern der Inselnbesitzer, und den Verwaltern der Einkünfte des Kaisers, des Senats und der Bürger in den Provinzen, welche auch bisweilen die Stelle der Statthalter, besonders in kleinern Provinzen, oder in solchen vertraten, welche einen Theil der größern ausmachten, wie Pontius Pilatus in dem zur Provinz Syrien gehörenden Judäa. Das ältere römische Recht ließ nur in drei Fällen Procuratoren zu, nämlich in Sachen, welche das Volk, die Freiheit und die Vormundschaft betrafen. In der Folge aber, da man die Einschränkung, sich nicht durch Andere vertheidigen zu können, lästig fand, wurden procuratores ad negotia eingeführt, welche bloß bei den Richtern die Streitsachen der Parteien, anfangs unentgeldlich, später gegen eine Belohnung, betrieben. Als das steife Formularwesen erweitert ward, erlaubte man rechtskundigen Personen (cognitores juris), die Prozesse Anderer unter der merkwürdigen Einschränkung zu führen, daß sie Eigenthümer derselben wurden, d. h. sie in ihrem eigenen Namen führten; und unterschied sie von den Procuratoren, welche die Privatangelegenheiten abwesender Personen ohne deren Auftrag besorgten. Jetzt versteht man unter Procurator denjenigen, welcher von einem Andern durch eine Vollmacht den Auftrag erhalten hat, gerichtliche und außergerichtliche Geschäfte für ihn zu besorgen, wenn er sich derselben aus irgend einer Ursache nicht selbst unterziehen kann. Da er den Eigenthümer der Rechtssache vorstellt, und sie in dessen Namen leitet, so ist er verbunden, beim ersten Termine durch Beibringung einer Vollmacht, die an manchen Orten eine gerichtliche seyn muß — welches man die Legitimation zum Prozesse nennt — zu beweisen, daß er von demselben zur Besorgung seiner Angelegenheiten bestellt sey, oder in Ermangelung derselben Caution zu leisten, daß er, wenn sein Mandant nicht alle seine Handlungen genehmigen sollte, dem Gegentheil den dadurch entstehenden Schaden ersetzen wolle. Obgleich ein Rechtsgelehrter und Procurator in Einer Person vereinigt seyn können; so ist doch dieses in der Regel nicht erfoderlich, da Jeder, welcher die Geschicklichkeit zur Verwaltung fremder Geschäfte besitzt, und nach den Gesetzen dazu befugt ist, das Aeußere eines Prozesses besorgen kann, wohin z. B. gehört, daß er die einzureichenden Prozeßschriften unterschreibt, und für die Uebergabe derselben zur rechten Zeit Sorge trägt, daß er bei Ablegung eines Eides gegenwärtig ist, auf die gehörige Abwartung der Termine Acht hat, die Bekanntmachung einer Sentenz anhört, Geld in Empfang nimmt u. dergl. Der Procurator, welcher ohne besondere Erlaubniß keinen Andern substituiren darf, ist verpflichtet, die Angelegenheit seines Vollmachtgebers mit gewissenhafter Treue zu besorgen, die Gränzen seines Auftrages nicht zu überschreiten, und ist er durch eine generelle Vollmacht zur Verwaltung aller gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäfte bestellt, nur solche Handlungen zu unternehmen, welche offenbar zum Vortheil des Comittenten gereichen, und von welchen zu vermuthen ist, daß sie dieser selbst unternommen haben würde. Nach Vollendung seiner Geschäftsführung muß er Rechnung ablegen, und kann die dabei gemachten Ausgaben, wenn sie nöthig waren, zurückfodern; auch gibt

Digitized by Google

ihm die Praxis Ansprüche auf ein Honorar für seine Mühe. Haben mehrere Personen das Geschäft eines Andern übernommen, so sind sie, alle für einen und einer für alle, in Rücksicht der Folgen ihrer Handlungen verantwortlich, wenn nicht etwas Anderes bestimmt worden ist. — Den von einer Gemeine bestellten Procurator nennt man Syndicus (s. d. Art.), er mag nun auf immer für die Leitung aller bei derselben entstehenden Streithändel ernannt worden seyn, oder nicht. — In Klöstern heißt der Conventual, welcher die ökonomischen und andern weltlichen Angelegenheiten des Klosters zu besorgen hat, der Pater Procurator oder Klosterschaffner. — Durch einen Procurator oder Stellvertreter vermählen sich fürstliche Personen, wenn der Bräutigam einem Vornehmen von Adel den Auftrag gibt, sich seine entfernte Braut in seinem Namen antrauen zu lassen, welches mit besondern Feierlichkeiten geschieht; und dieser Trauungsact hat die nämliche Gültigkeit, als wenn der wirkliche Bräutigam in Person gegenwärtig gewesen wäre. — Generalprocurator wurde vor der Revolution in Frankreich derjenige genannt, welcher beim Parlament und bei den andern hohen Gerichtshöfen die Sachen, welche das Interesse des Königs betrafen, entweder selbst vortrug und betrieb, oder durch die Generaladvocaten besorgen ließ. Auch die Königin und königlichen Prinzen hatten ihre Generalprocuratoren. — Procurator von St. Marco war der Titel der vornehmsten Staatsbeamten oder Senatoren in der ehemaligen Republik Venedig. Außer den neun wirklichen Procuratoren, aus welchen der Doge gewählt wurde, gab es noch viele Titularprocuratoren, welche diese Würde mit den größten Summen bezahlten, da sie von dem venetianischen Adel wegen des damit verbundenen Ranges sehr gesucht wurde. Mr.

Prodicus aus Ceos, ein berühmter Sophist, um 420 v. Chr. (Vergl. Sophisten).

Prodromus, der Vorläufer, ein gewöhnlicher Titel einer solchen Schrift, durch welche der Verfasser einen vorläufigen Begriff von dem geben will, was er in einem spätern Werke ausführlicher zu behandeln gedenkt.

Production, Productive Kraft, Produciren, Producenten (Nationalökonomie). Die Frage, welche Arbeit des Menschen productiv (schaffend) sey und welche nicht, hat lange Zeit hindurch die Staatsgelehrten beschäftigt und ist von ihnen, je nachdem sie dem einen oder andern staatswirthschaftlichen Systeme ergeben waren, höchst verschieden beantwortet worden. Die Anhänger des Merkantilsystems (s. d. Art.) halten nur diejenige Arbeit für schaffend, welche Metallmünze dem Lande zuführt, die Physiokraten (s. d. Art.) nur solche, welche auf Erzeugnisse des Bodens gerichtet wird, die Jünger Adam Smith's nur solche, welche Dinge von Tauschwerth ins Daseyn ruft. Näher beleuchtet erscheinen alle diese Erklärungen unbefriedigend. Produciren im weitern Sinne heißt etwas Neues zur Erscheinung bringen, im engern Sinn aber, eine Sache von Werth, ein Gut, gleichviel ob geistiges oder sinnliches, ob von Tausch- oder Gebrauchswerth, hervorbringen. Die Urstoffe zu allen Dingen, welche Güter seyn können, beut zwar ausschließlich die Natur dar, aber diese Urstoffe in wirkliche Güter zu verwandeln, kommt derselben nicht ausschließlich zu, sondern neben ihr zugleich der Willkür des Menschen. Ist von geistiger Production des Letztern die Rede, so wird

darunter die Benutzung der von der Natur geschaffenen geistigen Stoffe zu Hervorbringung geistiger Dinge verstanden. So ist jede Entdeckung, welche der Mensch im Reiche der Wissenschaften macht, eine geistige Production seiner schaffenden Kraft, aber den Stoff dieses Erzeugnisses bilden die Geistes-Talente, wodurch erst die Entdeckung möglich geworden und diese Talente sind nichts Anders als Gaben der Natur. Was hingegen die sinnliche Production des Menschen betrifft, so kann dieselbe auf dreifache Weise sich äußern, nämlich 1) indem sie auf Gewinnung der von der Natur hervorgebrachten sinnlichen Stoffe und Dinge verwandelt wird, dann heißt sie Urproduction (s. d. Art.); 2) indem sie auf Veränderung der äußern Form der von der Natur geschaffenen und durch die Urproduction gewonnenen Dinge verwendet wird, alsdann heißt sie industrielle Production (s. d. Art.); 3) indem sie eine Ortsveränderung der von der Natur geschaffenen Dinge sowohl in ihrem rohen, als durch menschliche Arbeit veränderten Zustande zum Behuf des Verkehrs beabsichtigt, in letzterm Fall heißt sie kommerzielle Production (s. d. Art.). — Es kann aber in dieser Hinsicht durchaus keinen Unterschied machen, ob das geistige oder sinnliche Gut, das man der Production verdankt, mittelbar oder unmittelbar aus derselben hervorgegangen; daher wäre es fehlerhaft, wenn man den Grundsätzen mancher staatswirthschaftlichen Systeme zufolge ganze Klassen höchstnützlicher Staatsbürger, wie z. B. die der Gelehrten, Militärpersonen, Dienstboten ꝛc., bloß weil sie nicht unmittelbar Werthe produciren, unbedingt aus der Reihe der Producenten wegstreichen wollte. K. M.

Profan, unheilig, weltlich, auch uneingeweiht in gewisse Mysterien oder Geheimnisse. Daher Profangeschichte, die weltliche Geschichte, im Gegensatz der Kirchengeschichte; Profanautoren, Profanscribenten, die griechischen und römischen Schriftsteller, im Gegensatz der biblischen und kirchlichen.

Profeß, das Ordensgelübde, welches der Klostergeistliche nach überstandenen Noviciatjahren ablegt. (Vergl. Klostergelübde).

Profil, Seitenumriß, senkrechten Durchschnittsriß, nennt man den scharf von einer Seite betrachteten Umriß des menschlichen Angesichtes. Sehr bedeutend sind die Züge des Charakters im Profil des Gesichtes ausgesprochen. Was im vollen, von vorn betrachteten Antlitz uns oft durch vorschwebende Rundung, blühende Farbe, liebliches Lächeln täuschen kann, wird im scharfen Profil von seinem Zauber entkleidet, und spricht nach dem echten Geisteswerthe an, oder erscheint uns leer und unbedeutend. Doch gehört ein geübtes Auge dazu, um hierbei gerecht zu seyn; das Bestimmte tritt im Profil leicht zu grell, das Zarte zu schwach hervor; nur wo die reinste Harmonie verbunden mit Uebergewicht des Geistigen über das Sinnliche herrscht, wird das Profil schöner und interessanter seyn, als die Physiognomie von vorn (en face). Für den Künstler ist es am leichtesten, in dem Profil die Aehnlichkeit zu treffen; aber mit seltener Zartheit und Uebung muß seine Hand diese Linie zu zeichnen vermögen, wenn er weder übertreiben noch verflachen will. Caricatur scheint dem ungeprüften Urtheil leicht befriedigend und ähnlich, da hingegen das Kennerauge eine haarbreite Abweichung oft schon beim Profil sehr störend findet. Aus jener scheinbaren Leichtigkeit entstand das gewaltige Unwesen, welches überall mit Schattenrissen und Silhouetten getrieben wurde. Wir wollen hier mit wenig Worten die

Digitized by Google

äge charakteristisch durchgehen, die der Zeichner des Profils mit dem Schwunge einer Linie treffen soll, um zu fühlen, wie schwierig hier as Gelingen ist. Wie bedeutend ist schon die Hauptform des Schädels! Man schauert, wenn man sich das Rund umschrieben denkt, in em eine Schöpfung wohnt, in dem Ein Blitz, der aus dem innern Chaos flammt, eine Welt erleuchten und befruchten, oder sie verwüsten und zerschmettern kann! Die nordischen Völker nannten den Himmel Ymers Haupt und träumten ihn aus dem Schädel des Götterriesen gewölbt, und, nennt man mit Recht den kleinen Menschen inen Inbegriff der weiten Schöpfung, so ist wohl die Aehnlichkeit enes gewölbten Domes unsers Hauptes nirgendswo zu suchen als ort, wo das unermeßliche Blau über Dunst und Wolken ein Abgrund wird, den nur Gottes Hand umspannt, nur sein Geist durchegeget. Hier ist trotz des Gallischen Systems doch Alles Tiefe und Geheimniß, obgleich es uns scheint, daß bei anstrengender Arbeit wir ie Kräfte der Sinne und Lebensgeister näher ihren Pforten und hrer Tafel (den Augen und der Stirne) fühlen, die ewigern Kräfte hingegen näher dem Mittelpunkte, indem das Hintertheil des Hauptes der festen Wand gleicht, die dem ganzen Spiele der Sinnen und Gedanken Rückhalt verleiht. Die Gottheit selbst hat diese heilige Höhe, den Olympus und Libanon unsers Körperbaues, als die Werkstätte ihrer geheimsten Wirkungen, mit einem Haine, dem Haar, bedeckt, dessen Wehen und Schwingung wieder bedeutend wird. Dürfte man die schwerherabsinkenden ambrosischen Locken Jupiters mit dem kurzen krausen Haar des Hercules vertauschen, ohne ihren ganzen Ausdruck zu zerstören? Der Coran erzählt, als Mahomed ins Paradies kam, sah er Moses mit Haaren wie Feuerflammen, den göttlichen Jesus aber, als ob Milch und Wasser des Lebens ihm auf die Schultern flösse. Das Leuchten des Angesichts zeigt sich nun besonders auf der Stirne; hier thront der Sinn im reinsten Verstande. Hinter dieser spanischen Wand singen alle Grazien, oder hämmern alle Cyklopen; hier wohnen Licht und Freude, oder Beschränkung, Angst und Bosheit, klarer Seelenfriede und Himmelssinn, oder trübe Erdensorge. Wo sich die Stirn heruntersenkt, scheint der Sinn in den Willen überzugehen. Als Juno den Hercules im Olymp sah, mußte sie wohl zuerst durch den Knoten seiner Stirn versöhnt und gerührt werden, denn durch alle Sorgen, Gefahren und Kümmernisse hatte sie ihm diesen so aufgeballt. Hier ist's, wo sich die Seele zusammenzieht zum kräftigen Widerstande gegen alle Gewalten der Erde und der Zeit. Oft sieht man schon an Säuglingen eine Spur dieses Knotens, und ihr Schicksal prägt sich ahnend darin aus, obschon das aufgeschlagene Buch, ihre runde, lichte Stirn, noch kein Wort davon weiß. Unter der Stirne steht ihre schöne Gränze, die Augenbraue; ein Regenbogen des Friedens, wenn sie sanft ist, ein gespannter Bogen der Zwietracht, wenn sie dem Himmel über sich Zorn und Wolken sendet. In jedem Falle also Verkünderin der Gesinnung, Bote des Himmels zur Erde. Hier wohnen Engel in jedem friedlichen, sanften Härchen, oder Flammen steigen auf struppigen Borsten empor. Kein Wink kann dem Menschenkenner anziehender seyn, als hier ein scharfer, festbestimmter und dennoch sanft geschwungener Winkel zwischen Stirn und Auge. Er gibt dem Profil einen unaussprechlich interessanten Zug, und ist der Hügel, auf dem sich Genien und Grazien sonnen, um sich in die Strahlenquelle des schattenumkränzten, lieblichen Auges

Digitized by Google

zu tauchen. Das griechische Profil, wo die Nase sich in gerader, edler Linie an die Stirn anschließt, ist weltberühmt, und wer fühlte nicht den Unterschied zwischen dieser unzerstückten, erhabenen Form, gegen jene, wo die Nase mit ihrer Wurzel tief unter die Stirn gebogen gleichsam einen dürftigen Anfang hat, und der Lebensodem sich durch enge Höhlen bis zur Seele durchwinden muß. Die Nase gibt dem ganzen Gesichte Haltung und entschiedene Bedeutung, sie ist die Linie der Festigkeit und gleichsam das Scheidegebirge des Antlitzes. — Nichts an ihr, der Lebenathmenden, ist unbedeutend für Geist und Charakter. Beim Profil sind die Augen nur tastbar als Pforten der Seele und Brunnen des Lichts und Lebens zu betrachten. Nur eines kann uns im Profile sichtbar seyn, aber dessen Form und Schnitt bleibt auch hier höchst bedeutend. Und wie verschieden ist es, ob die Schläfe eingesunkene Grabhöhlen, oder zarte Ruhestätten sind, auf denen der Finger des Blutes und Lebens schlägt. Ueberhaupt ist die Gegend, wo Augenbraue, Nase und Auge sich schließen, die Stelle des Winkes der Seele in unserm Gesichte, des Willens und practischen Lebens. — Den edlen, tiefen, verborgenen Sinn des Gehörs hat die Natur seitwärts gesetzt und halb verhüllt; der Mensch sollte nicht mit dem Antlitze für Andere, sondern mit dem Ohre für sich hören. Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe ist seine Zierde. Endlich kommen wir zum Untertheile des Gesichts, den die Natur bei den Männern sinnig mit einer Wolke umgab. Hier sind die Züge zur Nothwendigkeit des Lebens, die Buchstaben der Sinnlichkeit im Gesichte. Jeder fühlt wie viel die Oberlippe und der Uebergang von der Nase in dieselbe, über Geschmack, Neigung, Gemüth- und Liebesart eines Menschen entscheide; wie sie der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmüthigkeit ründe, die Verschlossenheit schmälere, die Ueppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Sehnsucht und Innigkeit hangen, und die Unterlippe sie nur schließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone des Sieges und der Gemüthsherrschaft ruht. Wie sich der Mund schließt und öffnet, wie die Zähne sich reihen und formen, wie die Kinnbacken sich gestalten, ob Alles sich üppig und schlaff zum thierischen Nahrungswerkzeuge bildet, oder zur Lieb- und Ueberredungduftenden Rose, dieß ist entscheidend für eine Physiognomie. Ein reiner, zarter Mund gehört zu den lieblichsten Empfehlungen, denn, wie die Pforte, ahnet man, sey auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele. Hier ist der Kelch der Wahrheit, der Becher der Liebe und zartesten Freundschaft. Das Kinn und der Kinnknochen zeigt viel von der Wurzel der Sinnlichkeit im Menschen, ob sie fest oder leicht sey, und mit welchen Banden er gleichsam an die Erde gekettet ist. Ob es sanft gerundet und gebogen, ein freundlicher Schlußstein des Gebäudes ist, oder sich eckig hervordrängt oder thierisch verkriecht, wird furchtbar merkwürdig. Süßer Scherz, holde Gemüthlichkeit können hier reizend thronen, aber, ist es misgestaltet, so scheint es auch, als habe die Natur, den Kopf an dieser Handhabe fassend, ihn gebildet, und nachher zornig hinweggeschleudert. Der Bart ist eigentlich höchst bedeutend, und schließt malerisch das Antlitz gleichsam in einen Lockenrahmen ein; für den edlen charakteristischen Ausdruck der Männer ist sein Entbehren sehr zu bedauern. Wir können nun leicht schließen, wie schwierig es seyn muß, ein so reiches Leben in die Figur einer Linie zu bringen, und dieser wieder

Geist und Seele einzuhauchen. Auch an andern Gegenständen nennt man den von einer Seite betrachteten Durchschnitt oder Umriß derselben ihr Profil, z. B. in der Baukunst. Aus einem solchen Profilrisse können alle Höhen und Stärken genau wahr- und abgenommen werden. Wl.

Progne, Procne, s. Philomele.

Prognosticon, die Vorhersagung, Weissagung. Jemanden das Prognosticon stellen, heißt, ihm sein Schicksal vorhersagen, es geschehe nun aus vernünftigen oder abergläubischen Gründen, ernsthaft oder scherzend. — Auch heißt Prognosticon eine Art Wetterglas, welches das Wetter (durch das Trübewerden der Flüssigkeit, womit es gefüllt ist, und in welcher sich ein Bodensatz befindet) angeblich 24 bis 36 Stunden vorher anzeigen soll.

Programm heißt auf Universitäten und Gymnasien eine öffentlich angeschlagene oder ausgetheilte Ankündigungs- oder Einladungsschrift zu irgend einem feierlichen Actus, als einer Disputation, Promotion, Habilitation, Rede, Prüfung u. s. w. Eben dieß heißt auch Prolusion.

Progression, Fortschreitung, heißt in der Mathematik jede nach einem bestimmten Gesetze fortlaufende Zahlenreihe, wie z. B. 5, 8, 11, 14 u. s. w., wo jede folgende Zahl immer um gewisse ganze oder gebrochene Einheiten zu- oder abnimmt, hier z. B. um 3 Einheiten wächst. Eine solche Reihe, in der jedes nächstfolgende Glied um dieselbe bestimmte Größe (Differenz) zu oder abnimmt, heißt eine arithmetische. Eine andere Art sehr wichtiger Reihen sind die geometrischen (s. d. Art.).

Progressiv, fortschreitend, z. B. ein progressiver Schluß, der von den Gründen zu den Folgen fortgeht.

Projection. Wird eine genaue perspectivische Zeichnung irgend eines Gegenstandes verlangt, so hat man sich von dem angenommenen Standpunkte aus Gesichtslinien durch den Gegenstand zu denken, welche die zur Zeichnung bestimmte Ebene oder Tafel, die Projectionsebene, in bestimmten Punkten schneiden; und diese Punkte in der Ebene sind die Projectionen jener Punkte im Raume. (S. Perspective). Hiervon wird vorzüglich bei Entwerfung der Landcharten Gebrauch gemacht. Nimmt man z. B. zur Entwerfung eines Planiglobiums der Erde das Auge im Pol und den Aequator zur Projectionsebene an, so erhält man eine Polarprojection der Erdhalbkugel. Und eben so werden andere Projectionen erhalten, je nachdem ein anderer Standpunkt oder eine andere Entwurfsebene angenommen wird. (Vergl. auch Mercator).

Prolegomena, ein griechisches Wort, welches so viel bedeutet als Einleitung, Eingang, besonders zu einer Wissenschaft, Vorerinnerung.

Proletarier hieß in Rom die letzte und ärmste Volksklasse, die dem Staate nur mit ihren Kindern (proles) zahlen konnten. Vergl. Census und Centurie.

Prolog, in der dramatischen Poesie eine Rede, welche dem Stücke selbst, d. h. der eigentlichen Handlung, vorausgeschickt wird. Sie ist bald versificirt, bald in Prosa abgefaßt, wird bald von einer, bald von mehreren Personen gesprochen. Bei den Alten nannte man den Schauspieler selbst, welcher diese Rede sprach, den Prologus (Prologos); er wurde gewöhnlich wie eine Person des Stücks betrachtet. So erscheint in des Plautus Amphitryon Mercur als

Digitized by

Prologus. Der Prolog im obigen Sinne machte einen, freilich oft nur zufälligen Theil des Schauspiels aus. Der Prolog kann aber, nach unsrer Ansicht einen dreifachen Gegenstand haben. Entweder 1. kann er die Fabel des Stücks selbst betreffen und bestimmt seyn, dem Zuschauer dieselbe zu erklären, oder bis dahin zu erzählen, wo die Handlung ihren Anfang nimmt. Hier ist er im eigentlichen Sinne Einleitung; er soll den Zuschauer auf die Handlung vorbereiten, so daß dieser den Faden derselben leichter zu verfolgen, und die historischen oder mythischen Beziehungen des Stücks zu verstehen vermag. Ob der dramatische Dichter diesen Zweck auch ohne Prolog erreichen könne, ist eine andere Frage, die nur nach den besonderen Fällen entschieden werden kann. Euripides bediente sich dieser Art des Prologs, worüber sich A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur also äußert: „Da Euripides oft alles bisher Bekannte und Gewohnte (in den Fabeln) umstieß, so wurden ihm dadurch die Prologe nothwendig, worin er die Lage der Sachen nach seiner Annahme meldet, und den Verlauf ankündigt. Lessing hat in der Dramaturgie die seltsame Meinung geäußert, daß dieß von Fortschritten in der dramatischen Kunst zeuge, indem Euripides sich bloß auf die Wirkung der Situationen selbst verlassen und dabei nicht auf Spannung der Neugier gerechnet habe. Allein, fährt Schlegel fort, ich kann nicht absehen, warum die Ungewißheit der Erwartung unter den Eindrücken, welche ein dramatisches Gedicht bezweckt, nicht auch ihre Stelle finden soll. Der Einwurf, auf diese Art werde das Stück nur das erste Mal gefallen, weil man nach der Bekanntschaft mit dem Ganzen den Ausgang schon vorher wisse, läßt sich wohl abweisen; ist die Darstellung nur recht kräftig, so wird sie in jedem Augenblicke den Zuschauer so festhalten, daß er unterdessen das schon Bekannte wieder vergißt, und zu gleicher Spannung der Erwartung angeregt wird. Ueberdieß machen diese Prologe die Anfänge der Euripideischen Stücke sehr einförmig; es hat ein großes Ansehn von Kunstlosigkeit, daß Einer herauskommt und sagt: ich bin der und der, dieß und das ist bis jetzt vorgefallen, und Folgendes wird noch geschehen. Man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen, welche sich nur bei großer alterthümlicher Einfalt des Styls allenfalls entschuldigen lassen. Allein dann müßte auch das Uebrige damit übereinstimmen, was beim Euripides gar nicht der Fall ist, wo die Personen im neuesten Tone damaliger Sitte reden. In den Prologen sowohl als bei der Auflösung ist Euripides sehr freigebig mit unbedeutenden Erscheinungen von Göttern, die sich nur durch das Schweben in der Maschine über die Menschen erheben, und gar wohl entrathen werden könnten. Was hier über des Euripides Prologe gesagt worden ist, trifft auch viele neuere Prologe dieser Classe. Einer alterthümlichen Darstellungsweise aber, oder der komischen Parodie kann dieselbe sehr vortheilhaft angeeignet werden. Im ersteren Falle erzählt der Prologus das, was im Stücke nicht dargestellt werden kann oder soll, in dem schlichten, einfältigen Tone einer ältern Zeit, welche durch das ganze Stück als Grundton hindurchklingen muß; auch lassen sich manche lange und lästige Expositionen, welche oft die Handlung hemmen und erst langsam in den Gang kommen lassen, durch diese Art des Prologs entbehren. Im letzteren Falle wird jene Kunstlosigkeit witzig und sinnreich persiflirt. Man hat neuerdings kleine Vorspiele oder Scenen, welche ein kleines

Digitized by Google

anze für sich ausmachen, das aber wenigstens geschichtlich in ein
ößeres Ganze einleiten soll, ebenfalls, aber ganz gegen den Sinn
s Wortes, Prolog genannt, z. B. Moses Errettung, Vorspiel zu
lingemanns Moses rc. 2. Kann der Prolog die Verhältnisse
es Dichters oder Schauspielers zum Publicum betref-
n. Bei den Alten, wo Dichter und Schauspieler früherhin eins
aren, war auch Beides verbunden. Man bat in einem solchen Pro-
ge um Nachsicht in der Beurtheilung des Stücks oder seiner Dar-
llung, man empfahl sich dem Beifalle des Publicums, man machte
s Publicum mit den äußern Verhältnissen des Stücks, und seinen
chicksalen bekannt, man vertheidigte sich gegen Angriffe der Kritik
d Einwürfe des Publicums. Dieser Art sind viele Prologe des
lautus und Terenz und einige englische. Aus den neuern Zeiten
hören die, besonders bei den wandernden Bühnen in Deutschland
lichen Prologe hieher, in welchen eine Schauspielergesellschaft, welche
erst an einem Orte auftritt, oder wieder an denselben zurückkehrt, sich
s Publicums Aufmerksamkeit, Beifall oder Nachsicht empfiehlt. Gö-
'rs Was wir bringen gehört hieher. Diese Art des Prologs ist am
isten von dem Stücke selbst getrennt, erst nach dessen Endigung
ngt das Stück an, und der Vorhang wird gewöhnlich von neuem
fgezogen, da bei der ersten Art, wenigstens bei den Alten, das
tück selbst mit dem Prolog begann. Die dritte Art des Prologs
nn 3. besondere außerordentliche Veranlassungen, ausge-
chnete Tage und Vorfälle, überhaupt feierliche Gelegenheiten betref-
, bei welchen auch die Kunst nicht schweigen darf, — z. B. Tod-
sfeiern, Siegesfeiern, Jubiläumsfeiern rc. — jedoch können auch
se zu selbstständigen Dramen Veranlassung seyn. Die Prologe
ser Art haben vermöge ihres Gegenstandes mehr oder weniger
risches Pathos, und können sich leicht dadurch über die gewöhnli-
n Gelegenheitsgedichte erheben, daß sie sich an das aufzuführende
tück, welches freilich zu dem gefeierten Gegenstande passen muß,
her anschließen. Hier kann der Prologus oft in einer Rolle des
tücks auftreten, und die Gestalt der Allegorie annehmen. Auch kann
Prolog der zweiten und dritten Art, wie in der Oper, gesungen
rden. T.

Prolongation, Verlängerung, Aufschub einer Zahlungsfrist.

Prolusion, s. Programm.

Prometheus, aus dem Titanengeschlechte, ein Sohn des Ja-
tus und der Clymene und Vater des Deukalion; Aeschylus gibt ihm
Themis, Apollodor die Asia zur Mutter. Reich an Entwürfen
gewandt, strebte er Zeus, dem Stifter der neuen Götterdynastie,
gegen, dem er früher beigestanden. Als nemlich einige der Tita-
den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher
erheben trachteten, gab Prometheus den heilsamen Rath, mit List
Werke zu gehn, denn ihm war durch Themis und Gäa bekannt,
hier nicht Stärke, sondern nur List siegen werde. Da sie
r seinen Rath verachteten, trat Prometheus auf die Seite des
is, der durch seine Anschläge siegte. Prometheus rühmte sich daher
Recht, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben;
n Zeus bestieg durch seine Hülfe den väterlichen Thron, ordnete
Reich und vertheilte die Würden unter die andern Götter. Nur
armen Sterblichen achtete Zeus nicht, sondern beschloß, sie zu ver-
gen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Daran hin-
te ihn Prometheus, indem er das vom Zeus verborgene Feuer den

54 *

Digitized by Google

Menschen heimlich mittheilte und sie die Künste lehrte, welche sie verstehen. Diesen Frevel zu strafen, sandte Jupiter den Menschen die Pandora, welche alles Unheil über sie brachte. (S. Pandora.) Den Prometheus selbst aber ließ er von Hephästos an einen Felsen des Caucasus, am östlichen Ende des altgriechischen Erdkreises, festschmieden und von einem Adler seine Leber zerfleischen, die jede Nacht wachsend sich erneuerte. Prometheus aber, wohl kundig, daß aus Jo's Stamm ein Mann (Hercules, s. d. Art.) entsprießen werde, der, obschon erst nach überstandenen unzähligen Leiden, seine Fesseln lösen werde, duldete heldenmüthig; ja er kannte auch des Zeus zukünftiges, diesem selbst noch unbekanntes Schicksal. Wenn dessen unüberwindlicher Gegner, von ihm selbst und Thetis erzeugt, auftreten wird, dann hat Prometheus seiner Leiden Ziel erreicht. Zeus wird sich versöhnen müssen, weil nur durch Prometheus Rath sein Fall kann abgewendet werden. Offenbar sind dieß doppelte Sagen, die aber schon beim Aeschylus vereinigt erscheinen. Die Ursache, warum Zeus den Sterblichen zürnte und ihren Untergang beschlossen hatte, erzählt Hesiodus folgendermaßen. Einst suchten sich die Götter mit den Menschen zu Mekone zu vergleichen, d. h. sie machten mit einander aus, welche Schutzämter und Ehren die Götter genießen und welche Pflichten die Menschen gegen sie beobachten sollten. Prometheus vertrat hiebei die Menschen, damit die Götter ihnen nicht für die übernommenen Schutzämter allzu lästige Pflichten auflegen möchten. Ein Stier wurde zum Opfer dargebracht, und die Götter sollten davon wählen, was sie für sich verlangten. Nach Zerstückelung desselben machte er zwei Haufen; auf die eine Seite legte er das Fleisch und die fetten Eingeweide, in die Haut des Stiers gewickelt und mit dem Magen bedeckt; auf die andere die Knochen, künstlich in Fett gehüllt. Zeus, der den Betrug wohl durchschaute, griff, im Namen der Götter wählend, nach dem Fette, worunter er zürnend die Gebeine fand. Seitdem, setzt Hesiod hinzu, besteht die Sitte, den Göttern fleischlose Gebeine zu opfern. — In dem Lucianischen Dialog Prometheus wird, außer dieser Fleischvertheilung und dem Feuerraube, Prometheus beschuldigt, die Menschen geschaffen zu haben. Nach Apollodor bildete er sie aus Wasser und Leimen, und theilte ihnen das Feuer mit, indem er dürres Holz an der Sonne anzündete. Plato erzählt, die Götter hätten die sterblichen Geschlechter aus Erde und Feuer gemischt, die Vertheilung des Maßes aber, das jedem Einzelnen zu Theil werden sollen, dem Prometheus, und seinem Bruder (dem Gemahle der Pandora) Epimetheus überlassen. Epimetheus hatte die besten Kräfte an die unvernünftigen Thiere verschwendet, und Prometheus, um die Menschen nicht ganz hülflos zu lassen, entwendete für sie dem Hephästos und der Athene die Künste des Feuers. Andere, sowol Dichter als Philosophen, haben diesen Mythus noch anders modificirt, nach ihrem jedesmaligen Zwecke und Bedarf.

Promotion, die Beförderung, Erhebung, Standeserhöhung, besonders auf Universitäten die Erhebung zur Doktorwürde (s. d. Art.).

Promptuarium, die Vorrathskammer, ein Titel mehrerer Bücher, gleichbedeutend mit Handbuch, Noth- und Hülfsbuch.

Pronomen, Fürwort, also ein Wort, daß an der Stelle eines andern, und zwar an der Stelle eines Substantivs steht, in der Grammatik ein eigner s. g. Redetheil. Nach den Verhältnissen und der Art und Weise, wie dieß geschieht, unterscheidet man verschiedene

Digitized by Google

:ten der Fürwörter. Persönlich ist ein Fürwort (pronomen pernale), wenn es statt einer Person steht, oder eine Person bezeicht: Ich, Du, Er; hindeutend (demonstrativum), wenn es auf ien vorliegenden Gegenstand hinweiset, Jener, jene, jenes, Dier, diese, dieses; zurückweisend (relativum), wenn der Gegenstand, orauf es sich bezieht, eben vorhergeht, welcher, welche, weles; fragend (interrogativum), wenn der Gegenstand noch unbennt ist, und zwar entweder direct fragend, wer, was; oder indict fragend, welcher, welche, welches, wer, was; endlich den esitzer anzeigend (possessivum), mein, dein, sein.

Pronuba, s. Juno.

Prony, Mitglied des franz. National-Instituts und der mehren europäischen Gelehrten Gesellschaften, ist einer der ersten französchen Mathematiker unserer Zeit. Mit Monge (s. d. Art.) freundschaftlich erbunden, hat er als Lehrer und Mitbegründer der polytechnischen chule zur Ausbildung und zum Ruhm dieses in seiner Art einzigen nstituts thätig beigetragen. Von seinen zahlreichen und ohne Ausahme ausgezeichneten Schriften in der höhern Mathematik, nennen ir hier nur: I. Nouvelle Architecture hydraulique; II. Mécaique philosophique; III. Analyse du Système de l'exposion du Système du monde de Laplace. — Sein Bruder war er Naturforscher Riche, der zu la Perouse's Aufsuchung war ausesandt worden und 1797 starb.

Propädeutik. Propädeutisch nennt man alles dasjenige, as zum Unterrichte und zur Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft orbereitet. Propädeutik, eine Vorübung, Vorbereitung. Eine ropädeutische Wissenschaft oder Propädeutik (Andere schreien Propädevtik) heißt daher eine Vorbereitungswissenschaft, d. h. eine olche Lehre, welche die nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen und Beteiben einer Kunst oder Wissenschaft enthält, oder ihren Inhalt und mfang, so wie die Methode, wie dieselbe am zweckmäßigsten erlernt erden soll, angibt, ja auch diejenige, welche das Verstehen einer anern nur erleichtert. Es gehören daher in die Classe der propädeutischen Wissenschaften nicht bloß die besondern Einleitungen, welche eder umfassenden Wissenschaft vorhergehen können, sondern auch die ogenannten Hülfswissenschaften und Encyclopädien der Wissenschaften, von denen erstere mannichfaltige Kenntnisse darbieten, on welchen in einer Wissenschaft Gebrauch gemacht wird, letztere urch den Ueberblick eines ganz wissenschaftlichen Gebiets, die Einsicht n das Verhältniß jedes speciellen Theils zum Ganzen erleichtern und efördern. Einige Wissenschaften können als propädeutisch für alle übrigen angesehen werden, z. B. die Logik, Sprachwissenschaft u. A.; ndere propädeutisch für eine besondere Classe der Wissenschaften, . B. die Encyclopädien derselben. Vorzugsweise nennt man aber Propädeutik einer Wissenschaft oder Kunst diejenige Lehre, welche ie nothwendigsten Vorbegriffe einer Wissenschaft oder Kunst und speielle Regeln für das Studium derselben aufstellt, die durch Anwenung der allgemeinen Gesetze der Wissenschaft oder Kunst auf den Inalt und Charakter einer besondern Classe der Wissenschaften oder Künste, oder auf eine besondere Disciplin, entstehen, und die Ordnung nd Methode betreffen, wie man dieß zweckmäßig einrichten muß. So ennt Schulze Vorbereitungswissenschaften auf die Philosophie diejenigen, welche den philosophirenden Geist mit den Beingungen bekannt machen, unter welchen allererst das Ziel seiner

Digitized by Google

Bestrebungen zu erreichen ist, ohne doch dieses Problem selbst zu lösen, und rechnet Logik (s. d. Art.) und Erfahrungsseelenlehre zu derselben, wozu auch noch die philosophische Encyclopädie hinzugesetzt werden kann. Philosophische Propädeutik vorzugsweise wird diejenige philosophische Einleitungswissenschaft genannt, welcher Einige den Namen Fundamentalphilosophie, Andere insbesondere Dialectik, Andere noch einen andern Titel gegeben haben, und die den Zweck haben soll, die philosophische Erkenntniß überhaupt nach ihren Bedingungen und Principien, und das Wesen der Philosophie, als Wissenschaft insbesondere, sowol im Ganzen, als nach ihren Bestandtheilen und deren Verhältniß zu einander, zu untersuchen, welche Prüfung jedoch ohne philosophischen Standpunkt und ohne Berührung der philosophischen Grundwahrheiten kaum zu denken ist, und somit nicht allein die Form der Wissenschaft betrifft, sondern in eine Kritik der philosophischen Erkenntniß selbst übergeht, welche sich gewöhnlich dem philosophischen System entgegenstellt, oder dessen Stelle einzunehmen strebt. Indessen kann sie, mit philosophischem Geiste bearbeitet und vorgetragen, zu einer wahren Vorbereitung auf die Philosophie werden. Mit fast größerem Rechte nennt man jedoch die mit der philosophischen Encyclopädie verbundene Methodologie philosophische Propädeutik. — So gibt es ferner in jenem weitern und engern Sinne eine Propädeutik der Geschichte, der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin u. s. w., und zu wünschen wäre es, daß vor der Erlernung einer jeden Hauptwissenschaft, zu welcher die Universitäten und hohen Schulen Gelegenheit darbieten, die propädeutischen Wissenschaften vor allen beachtet würden, weil Wissenschaften nicht das Werk augenblicklicher Auffassung sind, sondern vor allem einer gründlichen Vorbereitung bedürfen, und ohne letztere nur ein seichtes, oberflächliches Wissen erlangt wird, dem die völlige Unwissenheit eines Gegenstandes oft noch vorzuziehen ist. Ohnedieß erspart der Vortrag einer Propädeutik die oft ermüdenden Prolegomenen bei den besondern Wissenschaften. Was aber die Kunst anlangt, so erblicken wir in ihrem Gebiete leider auch darum so viele einseitig gebildete Menschen, weil die verbreitete Meinung, als komme es bei der Ausübung der Künste bloß aufs Thun an, sich der Erlernung theoretischer Vorkenntnisse in den Weg stellt. T.

Propaganda nennt man im Allgemeinen den Inbegriff aller Anstalten, durch welche die christliche Religion unter heidnischen, oder überhaupt nicht christlichen Völkern verbreitet wird. Insbesondere heißen so die im 17ten Jahrhunderte entstandenen Anstalten zur Verbreitung des Christenthums, vorzüglich diejenige Anstalt, durch welche der päpstliche Stuhl die Ausbreitung des catholischen Glaubens und der päpstlichen Hierarchie unter Nichtchristen oder Mitgliedern fremder Religionsparteien bezweckte und leitete — nämlich die von Gregor XV. 1622 gestiftete Congregatio de propaganda fide, (Versammlung zur Ausbreitung des Glaubens), ein aus 18 Cardinälen und einigen päpstlichen Ministern und Beamten bestehendes Collegium, welches den Zweck hatte, Alles, was auf die Verbreitung des catholischen Glaubens und Ausrottung der Ketzer Beziehung hat, anzuordnen und zu leiten, und das von Urban VIII. 1627 damit verbundene Collegium s. seminarium de propaganda fide, welches eine Bildungs- und Vorbereitunganstalt für Missionarien seyn sollte. Jene Gesellschaft versammelte sich sonst wöchentlich einmal in Gegen-

Digitized by Google

wart des Papstes in einem besonders dazu erbauten Palaste. Durch sie wurden Personen, welche in die catholische Kirche getreten waren, und nach Rom kamen, ferner vertriebene Bischöfe und andere Geistliche aufgenommen, unterrichtet, unterstützt und verpflegt. Auch hat die römische Propaganda ihre eigene Druckerei, aus welcher Breviarien und Missale's nach allen Gegenden hin versendet werden. Nach diesem Vorbilde wurden auch in protestantischen Ländern Missionsanstalten zur Verbreitung der christlichen Religion gestiftet, welche den Namen Propaganden erhielten, z. B. eine in England 1643 gestiftete, von Carl II. 1661 bestätigte Gesellschaft dieser Art, deren erster Director Boyle war, die aber in der Folge die Erzbischöfe von Canterbury zu Präsidenten, und unter Wilhelm III., wo sie eine vollkommnere Gestalt und große Fonds erlangte, bis auf 90 Mitglieder (Geistliche und Laien) erhielt. Ihre Blicke waren vorzüglich nach Indien gerichtet, um dieses Land durch gemeinschaftliche Religion mit den Engländern zu verbinden. Eine ähnliche Gesellschaft errichtete der König von Dänemark für Tranquebar seit 1705. Zur Zeit der franz. Revolution nannte man geheime Gesellschaften und Anstalten Propaganden, welche den Zweck hatten, die Grundsätze der franz. Demokraten zu verbreiten. Daher heißt Propaganda endlich eine jede Bekehrungsanstalt.

Propretius (Sextus Aurelius), aus Hispellum, nach Andern aus Mevania in Umbrien gebürtig, einer der berühmtesten elegischen Dichter der Römer im Zeitalter des August. Er starb im J. 16 nach Chr. Geb. Er hat nicht die natürliche Leichtigkeit und Anmuth des Ovid und Tibull, aber viel rhetorische Kunst und Gewandtheit, dabei nicht selten eine unnachahmliche Kürze, die oft das Verständniß seiner Worte erschwert. Vorzüglich glücklich ist er in der Schilderung heroischer Gegenstände. Wir haben noch vier Bücher seiner Elegien, von denen die letzte des vierten Buchs für eine der vorzüglichsten, ja für die allervorzüglichste gehalten, und deßhalb auch oft die Königin der Elegien genannt wird; doch ist sie nicht ganz frei von den Fehlern des Verfassers, Gezwungenheit und Gesuchtheit des Ausdrucks. Die Liebe ist ein Gegenstand vieler Properzischen Elegien; aber nicht die edlere, himmlische, die man von keinem römischen Dichter der damaligen Zeit erwarten darf, wiewol nicht alle sich in gleichem Grade, wie Properz, in üppigen und wollüstigen Darstellungen gefallen. Auch finden sich, besonders im 4ten Buche, mehrere Gedichte, die bloß im elegischen Sylbenmaße geschrieben sind, aber ihrem Inhalte nach in die Classe des Lehrgedichts und erzählenden Gedichts gehören. Hier zeigt der Dichter vorzüglich seine Gelehrsamkeit und Belesenheit, wo er Gegenstände aus dem Gebiete der Mythologie behandelt, und wirkt deshalb auch weniger auf das Gefühl. Wie überhaupt, so ahmte er auch hier die griechischen Elegiker nach, namentlich den Alexandriner Callimachus. — Von seinem Leben ist wenig bekannt. Er verlor seine Güter in den bürgerlichen Unruhen, fand aber an Mäcen einen Beschützer. Er scheint, wie sein Busenfreund Ovid, ohne ein öffentliches Amt und Geschäfte, fast einzig dem Genusse der Liebe und der Poesie gewidmet, größtentheils in Rom gelebt zu haben. Häufig findet man die Elegien des Properz in Verbindung mit Tibulls und Catulls Gedichten herausgegeben. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Brouckhusius (Amst. 1702 u. 1727), Vulpius (1755, 2 Bde.), und Burmann und Santen (Utrecht 1780). Die neueste größere kritische Ausgabe mit Commentar ist von Kuinöl

Digitized by Google

(Leipzig 1805) in 2 Bänden. Eine brauchbare Handausgabe lieferte Barth (Leipzig 1777). Eine deutsche Uebersetzung erschien v. von Knebel (Leipzig, bei Göschen 1798) unter dem Titel: Properz Elegien, und lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen v. von Strombeck, erster Theil, Braunschweig 1803. Von demselben die Elegie, Cornelia, einzeln metrisch übersetzt mit Anmerkungen, Wolf.nb. 1801. 4. S.

Propheten, Seher, Weise, waren die Lehrer der hebräischen Nation, denen sie vorzüglich ihre Literatur und die Erhaltung der Mosaischen Religionsverfassung verdankte. Schon Moses, der größte Staatsweise und Naturkundige dieses Volks, nannte sich einen Propheten, und verpflichtete die Hebräer zur Achtsamkeit auf die Lehrer, die Gott nach ihm erwecken würde. Samuel, der letzte unter den Richtern, gründete das Institut der Prophetenschulen, Verbrüderungen, in denen die erlesensten, geistvollesten Jünglinge aus allen Stämmen mit Lehrern des Gesetzes und der Poesie nach Art der Pythagoräischen Gesellschaft beisammenlebten, den Geist des Gesetzes erforschten und in heiligen Gesängen aussprachen. Aus ihnen gingen die unter dem Namen der Propheten des alten Testaments berühmten Volksredner hervor, die die Religions- und Sittenlehre reinigten und erweiterten, die Mosaische Idee der Theokratie gegen die Anmaßungen der Könige und gegen die Schlaffheit der nur mit den Formen der Religionsübung beschäftigten Priester aufrecht erhielten, und die Schicksale der Staaten in warnenden und trostreichen Orakelsprüchen vorherverkündigten. Die Bildung, die tiefe Einsicht und religiöse Begeisterung dieser Männer, die so weit über ihr Zeitalter hervorragten, war eine Erscheinung, die sich nur durch besondere Einwirkung Gottes erklären ließ. Sie traten daher als Gottgesandte, von Gott begeisterte Weise auf, deren Reden und Lieder als Gottes Wort geachtet und durch die Kraft der Poesie und Musik, die ihren Vortrag belebte, eindringlich wurden. Größere Zeichen und Wunder, als die außerordentlichen Thaten, die man den ältesten unter ihnen zuschrieb, sind ihre Dichtungen, deren Originalität, Gedankenfülle und Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung der Kenner erweckt. Gegen das Ende des Exils hin und nach demselben, wo nur noch einer, Maleachi, auftrat, wird ihre poetische Kraft immer schwächer und der Ton ihrer Reden düster, wie das Schicksal der Nation selbst. Vergl. d. Art. Hebräische Sprache und Literatur und die Art. Jesaias, Jeremias, Habakuk u. s. w., in denen einzelne Propheten charakterisirt sind. In spätern Zeiten haben sich religiöse Schwärmer nicht selten Propheten genannt, ohne ihren Beruf auf gleiche Art rechtfertigen zu können. Das 17te Jahrhundert war besonders reich an neuen Propheten und Prophetanten dieser Art, die die Kirchengeschichte unter die Fanatiker rechnet, und noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts erregten die Propheten aus den Sevennen (vergl. die Art. Inspirirte und Camisarden) in den Rheingegenden ein vorübergehendes Aufsehn. Das Thema ihrer Prophezeiungen war die Erscheinung des Antichrists und das Gewebe von Träumereien, die der Chiliasmus durch den vorwitzigen Gebrauch der Offenbarung Johannis in Umlauf gebracht hatte, so wie der Welt Untergang. E.

Propontis hieß bei den Alten das zwischen dem Aegeischen und schwarzen befindliche Meer; jetzt Mare di Marmora.

Proportion (Ebenmaß), ist die Zusammenstellung zweier glei-

Digitized by Google

er Verhältnisse. Die Vergleichung zweier Größen in der Mathematik kann immer auf doppelte Weise geschehen: entweder 1) dadurch, aß bestimmt wird, um wie viel Einheiten das eine Glied größer ist, ls das andere, so daß sie also nach ihrem Unterschiede (Differenz) erglichen werden; oder 2) dadurch, daß die eine Zahl selbst zum Maß der andern genommen und bestimmt wird, wie oft die eine in er andern enthalten sey, d. i. ihr Quotient. Erstere Beziehung eben arithmetische Verhältnisse, letztere werden geometrische genannt. Die Differenz in jenem, der Quotient in diesem etztern heißt der Name des Verhältnisses oder Exponent. Es estehet eine jede Proportion aus vier Gliedern, zwei äußern und wei innern Eine Proportion, worin das 2. dem 3. Gliede gleich ist, eißt eine zusammenhängende oder stetige Proportion, zum Unterschiede jeder andern, die abgesondert heißt. Da in jeder Proportion arithmetischer Art die Summe der äußern Glieder gleich der Summe der innern, und bei einer geometrischen, das Product der äußern Glieder gleich dem Producte der innern ist, so kann ein äußeres gefunden werden, wenn man bei einer arithmetischen, die beiden innern addirt, und das bekannte äußere davon abzieht, bei einer geometrischen, wenn man in das Product der beiden äußern Glieder mit em ersten Gliede dividirt. Das mittlere Glied einer arithmetischen stetigen Proportion wird gefunden, wie man die beiden äußern addirt und halbirt; ein äußeres Glied aber erhält man, wenn man das mittlere doppelt nimmt, und das bekannte äußere davon abzieht. Bei einer geometrischen stetigen Proportion wird das mittlere Glied gefunden, wenn man aus dem Producte der äußern Glieder die Quadratwurzel zieht, und ein äußeres erhält man, wenn man mit dem bekannten äußern in das Quadrat des innern dividirt. Macht man die vierte Proportionszahl wieder zur mittlern einer 2ten stetigen Proportion, und setzt man dies Verfahren fort, wie 8 — 11 = 11 — 14; 11 — 14 = 14 — 17; 14 — 17 = 17 — 20 u. s. w. oder 4 : 8 = 8 : 16; 8 : 16 = 16 : 32; 16 : 32 = 32 : 64 u. s. w., so erhält man die Zahlen 5, 8, 11, 14, 17, 20 u. s. w. oder 2, 4, 8, 16, 32, 64, u. s. w. einer arithmetischen oder geometrischen Progression. Vergl. d. Art.

Proportionalcirkel, Verhältnißcirkel, ist ein Lineal, welches in seiner Mitte durchbrochen und hier in seinen zwei Hälften um ein Gewinde gleich einem gewöhnlichen Cirkel beweglich ist. Auf diesem Lineal sind in Linien die merkwürdigsten arithmetischen und geometrischen Verhältnisse angegeben. So gibt es z. B. zuerst eine arithmetische Linie, die gleich einem Maßstabe in gleiche Theile getheilt ist, oder deren Theile im arithmetischen Verhältnisse zu einander stehen. Ferner eine geometrische Linie, deren Theile in geometrischer Progression wachsen. Dann Linien für die Sinus, für die Tangenten, für das Verhältniß der regulären geometrischen Körper u. s. w. Es ist von Just Byrgen erfunden.

Proportionalgrößen heißen in der Mathematik überhaupt Größen, die einerlei Verhältniß zu einander haben. Z. B. Proportionallinien.

Proprätor, s. Proconsul.

Proprehandel, Eigenhandel, heißt diejenige Gattung des Verkehrs, bei welcher der Handelsmann wirklicher Eigenthümer der Waare wird, aus deren nachherigem Verkaufe sein Gewinn entstehen soll; doch versteht man noch nicht darunter den Handel, welchen der Hervorbringer des Naturproducts oder der Verfertiger eines Kunst-

Digitized by

erzeugnisses mit demselben treibt, sondern man verbindet damit immer die Vorstellung, daß dem Verkaufe solcher Güter ein Kauf unter der Hoffnung eines von deren Wiederverkauf zu erwartenden Gewinns vorangegangen sey. K. M.

Proprietät, s. Eigenthum.

Propst (aus dem lateinischen Praepositus), ist ein kirchlicher Vorgesetzter, der im Range gewöhnlich nach den Decanen steht. Die catholische Kirche nennt die Vorsteher der männlichen Geistlichkeit bei den Frauenklöstern Pröpste, welche zugleich die Beichtväter der Nonnen sind oder die Vorsteher der Kathedralstifte, auch Dompröpste. Bei den Protestanten hat dieser Titel verschiedene Bedeutungen. In Berlin, Breslau, und einigen andern Städten des nördlichen Deutschlands heißen die Pastoren an den Hauptkirchen, im Holsteinischen einige Superintendenten und Adjuncte Pröpste, und überhaupt ist dieser Titel vermöge alter Fundationen mit den obersten Predigtämtern an gewissen ausgezeichneten Kirchen verbunden, ohne daß sich jedoch für den Gebrauch desselben eine allgemeine Regel angeben ließe. Feldpropst ist der oberste Geistliche bei der Armee, der die übrigen Feldprediger unter sich hat. E.

Propyläen hieß bei den Griechen der mit Säulengängen eingefaßte viereckige Platz vor den Tempeln, auf welchem unter freiem Himmel der Opferaltar stand, Vorhallen des Tempels. Berühmt sind die prachtvollen Propyläen in Athen, welche zur Acropolis (Burg) führten und von Perikles nach dem Plane und unter der Aufsicht des Mnesicles erbaut worden waren. Sie enthielten, außer dem mittleren zum Eingange in die Burg dienenden Hauptgebäude, noch zwei Nebengebäude, wovon das eine durch treffliche Malereien ausgeschmückt war, das andere einen Tempel des Siegs bildete. Nach ihrem Muster ist das brandenburger Thor in Berlin aufgeführt. Göthe gab diesen Namen einem von ihm herausgegebenen Kunstjournale.

Prorogation, der Aufschub, die Hinaussetzung auf eine künftige Zeit, verschieden von Ajournirung, der Hinaussetzung auf einen der nächsten Tage. — Prorogation der Gerichtsbarkeit findet Statt, wenn in einer Rechtssache die Gerichtsbarkeit über eine Person ausgeübt wird, welche sonst unter diesem Gerichte nicht steht.

Prosa, prosaisch. Der Begriff der Prosa bezieht sich auf den Begriff der Poesie (s. d. Art.), und kann nur in dieser Beziehung richtig gefaßt und genau erklärt werden. Beide sind verschiedene Formen der Sprachdarstellung, deren Grund in der wesentlichen Verschiedenheit gewisser innerer Zustände liegt, welche der Mensch durch Sprache auszudrücken sucht. Hier zeigen sich nun die zwei Hauptzustände desselben, welche wir Denken und Dichten nennen, und die von der vorherrschenden Thätigkeit des Verstandes oder der Phantasie abhängen. Wenn wir denken im engern Sinne, so stellen wir uns bestimmte Gegenstände durch Begriffe vor, und verbinden Begriffe zur Einheit des Verstandes; wenn wir dichten, so suchen wir das innere Leben des bewegten Gemüths anschaulich auszusprechen, und verknüpfen Gedanken zu einem anschaulichen Ganzen. In der Sprachdarstellung des Dichters herrscht daher der sinnliche und individuelle Ausdruck der gefühlvollen Anschauung vor; beim (gemeinen oder höhern) Denken aber nimmt die Sprache die Allgemeinheit und Bestimmtheit der Begriffe

Digitized by Google

m. Sonach ist Poesie Sprache der Anschauung, Prosa die Sprache der Reflexion. Dort ist der Zweck das angeschauete innere harmonische Leben des Individuums, das sich im Gefühle lebhaft ankündigt, zu veräußern; hier gilt es zunächst der verständigen Mittheilung bestimmter Kenntnisse oder Erkenntnisse. Prosa ist daher diejenige Form der Sprachdarstellung, welche die Mittheilung bestimmter Erkenntnisse zum Gegenstande hat, und prosaisch, was mit dieser Form in Verbindung steht. Die Prosa hat sonach einen von ihrer Darstellung verschiedenen, genau bestimmten und begränzten Zweck, und die Mittheilung und Darstellung der Vorstellungen durch sie ist das Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Sie spricht nämlich bestimmte Erkenntnisse und Ansichten über Gegenstände aus, entweder, um überhaupt dieselben in andern hervorzubringen, die Erkenntniß zu vermehren, zu berichtigen, und so das Erkenntnißvermögen zu bilden, die Wahrheit zu befördern, (und ist sonach die Sprache des gemeinen und Geschäftslebens, so wie die Sprache der Wissenschaften) oder sie hat dabei den Zweck, auf Gesinnung, Entschluß und auf das Handeln, kurz auf das Begehrungsvermögen überhaupt, zu wirken. In ersterer Hinsicht wird sie Prosa im engern Sinne, und insbesondere belehrende Prosa genannt; in letzterer Hinsicht begründet sie die oratorische Prosa, Redekunst. Die Poesie unterscheidet sich daher von beiden auch dadurch, daß sie, als Sprachdarstellung betrachtet, einen absoluten und in ihr selbst liegenden Zweck hat, den nämlich, in einer durch sich selbst gefallenden Gedankenreihe das innere Leben zur Anschauung zu bringen. Die Prosa ist daher durch subjective Gesetze der Verstandeserkenntniß und Reflexion bestimmt, und ihr höchster Charakter ist Zweckmäßigkeit; die Poesie steht unmittelbar nur unter dem Gesetze der geniellen Auschauung des Darstellenden, und seiner eigenen, freien Lebensentwickelung. Jene sucht etwas als wahr darzustellen, diese muß es als schön und somit als ideal für die Anschauung darstellen. Wie aber jene Zustände im Menschen nicht ganz getrennt, sondern nur durch die abwechselnd hervortretende Aeußerung des Geistes bestimmt sind, so gibt es auch Berührungen und Uebergänge beider, wie z. B., wenn der Redner oder der Lehrende den bildlichen Schmuck des Dichters leiht, um die Erkenntniß mehr zu verdeutlichen, oder den Hörenden für einen Gegenstand zu gewinnen. — Zu jener vollkommenen Veranschaulichung des innern Lebens bedient sich der Dichter 1), was nämlich die Bedeutung der Worte anlangt, des versinnlichenden bildlichen Ausdrucks. So ist die Poesie, äußerlich betrachtet, sinnlicher, bildlicher Ausdruck, oder vielmehr dieser in ihm vorherrschend. Daher haben auch Einige die Poesie sinnliche Sprache, Bildersprache, bildliche Rede genannt, — wiewohl diese nicht ihr Wesen ausmacht, sondern nur dessen natürliche Folge ist: — indem es auch unpoetische Bilder gibt, und bloße Bilder, wenn auch verständig angeordnet, noch kein Gedicht erzeugen. Dieser entgegengesetzt charakterisirt man die Prosa nun als den unbildlichen oder eigentlichen Ausdruck (unbildliche Rede), nicht als ob dieselbe alle Bilder ausschlösse, sondern weil der Zweck derselben ihre Herrschaft nicht gestattet. 2) Was die hörbare Bewegung der Worte oder die rhythmische und musikalische Form der Sprache anlangt, so bedient sich der Dichter zu jenem Zwecke des bestimmten, den Charakter der poetischen Ge-

müthsbewegung und der sie veranlassenden Gegenstände entsprechenden Rhythmus. Zwar kann der Mensch, der immer den vollkommensten und entsprechendsten Ausdruck seines Innern sucht, auch wenn er zum Zwecke der Erkenntniß sich der Sprache bedient, (in der Prosa) den Sinn für angemessene Bewegung und Wohllaut des Gedankenausdrucks nie ganz verleugnen, ja er muß sogar unwillkürlich seinen Werken eine hörbare Bewegung geben, — daher der unbestimmte aber wohllautende Rhythmus der Prosa, welchen man als Erfoderniß jeder guten Prosa in den Perioden und Verhältnissen der Sätze verlangt (Numerus). — Ferner hängt die innere Poesie der Gedanken nicht so sehr von der äußern Darstellung ab, daß jene nicht auch ohne die strenge und vollkommen ausgebildete Bewegung der Worte auszudrücken möglich wäre, oder gar die geschickte Versification schon das Gedicht bewirkte (im Gegentheile gibt es viele prosaische Verse und viele poetische Prosa); und die strenge geregelte Bewegung ist nur die Folge und gleichsam das Maß der innern poetischen Gemüthsbewegung. Allein vollkommen ausgebildet und mithin der schönen Kunst ganz entsprechend und über das Gewöhnliche erhaben wird die äußere Form, wenn sie das Schöne auch in der wohlgemessenen Bewegung der Worte verkündet. Die Ausnahme, welche heutigen Tages die Dichtung, welche wir Roman nennen, so wie mehrere poetische Erzählungen und Schauspiele machen, hat wohl vorzüglich darin ihren Grund, daß ihr Stoff sich näher an das bürgerliche und wirkliche Leben anschließt. In der zuletzt angeführten, zweiten Beziehung nun hat man die Prosa ungebundene Rede (oratio soluta) genannt, wobei also zu bemerken ist, daß so wenig als die Versification das Wesen der Poesie, so wenig auch die freiere, allgemeinere Bewegung der prosaischen Darstellung das Wesen der Prosa ausmachen kann, aber sehr eng mit ihm verknüpft ist. Ja diese Eigenschaft der Prosa ist die erste, woran die Prosa sogar erkannt, und von der poetischen Darstellung unterschieden worden ist, — wie überall auf niedern Stufen der Bildung das Aeußerliche und Auffallende zuerst aufgefaßt wird, und nach ihm die Dinge unterschieden und benannt werden. Denn selbst der Name Prosa wird fast allgemein hergeleitet von prorsus, so daß prosa (prorsa) oratio die vorwärtsschreitende, ungebundene Rede bedeutet, entgegengesetzt der Versification, weil im Verse (von versus, rückwärts, stammend) die gewählte Bewegung regelmäßig wiederkehrt, und so die Worte, nach einer bestimmten Regel der Bewegung gemessen, fortlaufen; weshalb auch Poesie gebundene Rede genannt wird, wiewohl der Dichter sich nur aus freier Wahl bindet, selbst wenn er versificirt. Aehnliche Bewandtniß hat es in der Poesie der neuern Sprachen mit dem musikalischen Zusammenklange, welchen man den Reim nennt, daher man auch die Prosa im Gegensatze des gereimten Verses, wiewohl unschicklich, ungereimte Rede genannt hat. Aus allem diesen, und daraus, daß der poetische Gemüthszustand eine erhöhete und über das Gewöhnliche erhabene Stimmung der Seele ist, läßt sich auch begreifen, warum man die Prosa als die gewöhnliche Sprache des menschlichen Lebens ansieht und bezeichnet, welche zwar immer ausgewählt und gebildet, aber hauptsächlich ungezwungen und höchst natürlich seyn muß. Hiermit hängt zusammen eine andere Bedeutung jenes Ausdrucks, nämlich die materielle, in welcher man auch die

Digitized by Google

Wirklichkeit, besonders die gemeine, oder das gewöhnliche Leben, die Prosa, und Darstellungen, welche in dasselbe verfallen, und das gemeine Leben gleichsam zu copiren scheinen, oder sich über die gewöhnliche Art zu denken und zu empfinden nicht erheben, prosaisch zu nennen pflegt. Dieß ist ein vorzüglicher Tadel poetischer Darstellungen; denn die Poesie soll idealisch darstellen, der nächste und angemessenste Ausdruck dagegen für die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens ist die Prosa. Sonach kann man aber auch die Prosa (als Form der Sprachdarstellung betrachtet) in Hinsicht ihres Gegenstandes poetisch seyn; die höhere prosaische Darstellung kann einen poetischen Sinn und Geist, eine poetische, d. h. eine, sowohl über die gemeine, sinnliche, als über die bloß verständige und abstracte Denkart erhabene Lebensansicht offenbaren; aber sie darf nicht poetisch seyn ihrer Form nach, d. h. die poetische und prosaische Form vermischen. In letzterer Hinsicht ist die sogenannte poetische Prosa nur eine Zwittergattung. — In Prosa macht sogar der häufige Gebrauch der Bilder die Sache verdächtig, und schadet der Klarheit der Darstellung, je mehr dieselbe Bestimmtheit der Begriffe fodert, und die richtige Erkenntniß zum Zwecke hat; ja die in ungebundener Rede affectirte Feierlichkeit des Verses bewirkt, was Kant mit Hugo Blair die tollgewordene Prosa nennt. Ferner ist der Unterschied des poetischen Rhythmus und des prosaischen Numerus so entschieden, daß Verse, unwillkürlich und ohne geschickte Vorbereitung unter Prosa gemischt, dieselbe eben so verunstalten, und die Aufmerksamkeit stören, als prosaische Gedanken und Ausdrücke die Kraft des Verses schwächen, wenn er auch noch so gut gebaut wäre. Ganz anders ist es mit der absichtlichen und bedeutungsvollen Abwechselung des prosaischen und versificirten Dialogs in den Schauspielen eines Shakspeare. — Nach der nur angegebenen Verschiedenheit der Bedeutungen, welche den Worten Poesie und Prosa zukommen, wird auch der Begriff des Prosaikers oder Prosaisten verschieden bestimmt, mit welchem Namen man sowohl einen Schriftsteller belegt, der seine Gegenstände (als Gegenstände der Erkenntniß) in verstandesmäßiger und ungebundener Rede behandelt, als auch überhaupt den, der in ungebundener Rede schreibt (selbst den Romandichter); zuweilen spottend auch den, welcher poetische Gegenstände unpoetisch ansieht oder darstellt, geschähe es selbst in einer gebundenen Rede. Wir sagten aber oben, die Prosa sey die gewöhnliche Sprache des Menschen. Dem scheint zu widersprechen, daß überall die Prosa sich erst später, als die Poesie entwickelt hat. So soll nach Plinius erst Pherecydes von Syros (zur Zeit des Cyrus) die griechische Prosa gebildet haben (prosam primus condere instituit) — vielleicht daß er jedoch nur der Erste war, der über philosophische Gegenstände in ungebundener Rede schrieb. Ueberhaupt aber wurden öffentliche Urkunden, Geschichten, Gesetze (νομοι) und philosophische Sprüche zuerst in Versen abgefaßt. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Anschauungsvermögen und mit ihm die Einbildungskraft, das Organ der Poesie, sich früher entwickelt, als das Vermögen der Begriffe, und der kindliche Mensch das innere Leben seines Geistes gleichsam in sinnlichen Gestalten außer sich schaut, ferner die Sprache ursprünglich den lebendigsten und frischesten Ausdruck des gesammten innern Zustandes, namentlich aber des Gefühls, enthält, und die Gegenstände lebendig bezeichnet, daher auch mehr Gesang und Rede

ist; endlich die Aufbewahrung wichtiger Sagen, Gesetze, Weisheitsregeln rc., bei Ermangelung der Buchstabenschrift, eine sinnliche Bezeichnung durch den dem Gefühle natürlich entsprechenden Rhythmus, vermittelst welcher der Stoff leichter dem Gedächtnisse eingeprägt und unverfälschter fortgepflanzt werden konnte, vielfach erheischte und empfahl. Somit sind also die äußern Formen oder Erfodernisse der Poesie, d. i. bildlicher Ausdruck und bestimmter Rhythmus, die natürlichen Eigenschaften der Sprache in ihrer frühern Entwickelung; und erst mit der weitern Ausbildung des Verstandes durch schriftliche Bearbeitung der Wissenschaften und Anwendung der Schriftsprache auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bildet sich die Prosa aus. Findet sich nun zu jenen Formen der Poesie eine ausgezeichnete poetische Anlage (wie bei den Griechen), dann erst geht in der That die Poesie der Prosa vorher. Einige behaupten, die gute, reine Prosa sey seltener als gute Poesie. Dieß aber widerlegt das Beispiel der Griechen und Römer. Es könnte dieß also entweder nur von einem bestimmten Volke behauptet werden, dessen poetische Anlage und Ausbildung überwiegend wäre, oder es muß der Satz überhaupt dahin beschränkt werden, daß gute Prosa eben so selten ist, als gute Poesie, was auch nicht zu verwundern ist, da eine gute Prosa hauptsächlich vom klaren, bestimmten und zusammenhängenden Denken der Gegenstände abhängt, welche Fertigkeit nicht minder selten ist, als die Energie der schaffenden Einbildungskraft. Vielleicht ist aber jene Behauptung daraus zu erklären, daß die Dichter einer Nation allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die prosaischen Werke, deren Gegenstände zum Theil von speziellerem Interesse sind, verdunkeln. Daher vergleicht St. Evremont die Prosaisten treffend mit Fußgängern, welche ruhiger einhergehen und weit weniger Lärm machen. So nannten auch die Griechen die Prosa ὁ πεζὸς λόγος, und die Römer übersetzten pedestris oratio. — Die Theorie des prosaischen Styls macht den vorzüglichsten Theil der Stylistik (s. d. Art. Styl) aus, von welcher man die Theorie des oratorischen Styls gewöhnlich trennt. Letztere wird in der Rhetorik, wie die des poetischen Styls in der Poetik, vorgetragen. Der neueste und gründlichste Bearbeiter der Rhetorik, Dr. Schott, in seiner philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik (Leipz. 1815, 8.), betrachtet auch Prosa, Poesie und Beredsamkeit als drei verschiedene Arten oder Grundformen der Sprachdarstellung, welche sich auf die vorherrschenden Zustände des Erkennens, Fühlens und Begehrens beziehen, und ihnen entsprechen sollen. Die erstere und die letztere verfolgen beide einen bestimmten Zweck, wenn der der erstern zuerst theoretisch, der der zweiten aber praktisch ist. Die Prosa in jedem engern Sinne, und von der Beredsamkeit getrennt, begreift den Geschäftsstyl (wozu in gewisser Hinsicht der Briefstyl gehört), den didactischen Styl (wozu in gewisser Hinsicht auch der dialogische gehört), den beschreibenden und erzählenden Styl (wozu der historische gehört). Mehreres über den Unterschied der Prosa, Poesie und Beredsamkeit hat Maaß in den Nachträgen zu Sulzer, B. V, S. 229. Mnioch in seinen Analecten (2tes Bdchen., Görlitz 1804, 8.) und Joh. Gottfr. Hermann in zwei Abhandlungen de differentia prosae et poeticae orationis, Lips. 1803, 4., mitgetheilt. Ueber die Prosa der einzelnen Sprachen s. die besondern Artikel, z. B. deutsche, italienische Sprache rc.

T.

Digitized by Google

Prosaiker, Prosaist, s. Prosa.

Proscenium nannte man im römischen Theater den Ort vor der Scene, wo die Tibicines sich befanden und die Rollen declamirt wurden. Er war etwas niedriger als die Scene, und von dem Crocus, womit man ihn des Wohlgeruchs wegen bestreute, röthlich gefärbt. Bei uns nennt man so den vordern Theil der Bühne.

Prosector, s. Anatomie.

Proselyt. Dieses griechische Wort, welches ursprünglich einen Fremdling, Ankömmling bedeutet, bezeichnet in Hinsicht auf Religion denjenigen, der eine Religion verläßt, um sich zu einer andern zu bekennen; auch hat man es auf diejenigen angewendet, welche nur die Religionspartei oder irgend eine andere Partei wechseln. Schon bei den Juden hören wir von Proselyten in dieser Bedeutung, und zwar unterscheiden dieselben zwei Arten, nämlich die sogenannten Proselyten der Pforte oder des Thors, und die Proselyten der Gerechtigkeit. Erstere, welche man auch Judengenossen nennt, hießen diejenigen, welche dem Götzendienste entsagten und den einzigen wahren Gott nach den sogenannten sieben Gesetzen der Kinder Noahs verehrten, ohne sich zu der Beschneidung und den übrigen gesetzlichen Ceremonien des Mosaischen Gesetzes zu verpflichten. Sie wurden nur in den Vorhof des Tempels zugelassen, und standen an dem Thore des Innern, daher ihr Name. Sie hatten das Recht, in dem Lande Israels zu wohnen, aber nur in den Vorstädten und Flecken. Unter Salomo gab es 150,000 solcher Proselyten, welche am Tempelbaue arbeiteten, und von den Cananitern abstammten (2. Chron. 11, 17, 18). Die Proselyten der Gerechtigkeit waren Personen, die von dem Heidenthume zu dem Judenthume völlig übergetreten und beschnitten waren, und sich zur Beobachtung des Mosaischen Gesetzes (Gerechtigkeit) verbunden hatten. Vor ihrer Beschneidung prüfte man erst die Beweggründe ihrer Bekehrung; nach der Beschneidung erhielten sie die Taufe, indem man sie an einem Festtage in Gegenwart dreier Richter mit dem ganzen Körper in eine Cisterne voll Wasser tauchte. Diese Taufe, welche unter dem Namen der Proselytentaufe bekannt ist, wurde nur an denjenigen Kindern eines Proselyten wiederholt, welche eine heidnische Mutter hatten. Knaben unter 12, und Mädchen unter 13 Jahren konnten ohne Einwilligung ihrer Aeltern, oder im Falle der Weigerung, ohne Hülfe der Gerichtsbedienten nicht Proselyten werden. Bei den Mädchen ersetzte die Taufe auch die Beschneidung. Durch dieselbe wurde Jeder als von neuem geboren betrachtet, so daß seine Aeltern nun nicht mehr als solche angesehen, und die Sclaven dadurch frei wurden. Ueber das Alter der jüdischen Proselytentaufe ist jedoch viel gestritten worden. Die neueste Untersuchung über diesen Gegenstand ist von Bengel (1. Stück seiner Untersuchungen zur jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, Tübingen 1814, auch besonders abgedruckt) angestellt worden. Die Rabbinen lehren, die Proselyten der Gerechtigkeit hätten vom Himmel eine neue Seele, und eine neue wesentliche Form bekommen. Das Mosaische Gesetz schloß übrigens einige Personen von den Vorrechten der Proselyten aus, bald auf immer, bald nur auf gewisse Zeit (5. B. M. 23, 15). Daß es Proselyten der erstern Art noch zu Jesu Zeiten gegeben ha-

Digitized by Google

be, scheint daraus zu erhellen, daß Jesus es den Pharisäern vorwirft, daß sie See und Land umreiseten, um einen Proselyten zu machen, und ihn in einen größern Sünder verwandelten, als er zuvor gewesen (Matth. 23). Hierdurch ist zugleich das wahre Urtheil nicht nur über die religiöse, sondern überhaupt über jede Art der Proselytenmacherei oder Bekehrungssucht (z. B. der politischen, welche Anhänger einer politischen Meinung oder Partei, und philosophischen, welche Anhänger eines philosophischen Systems ꝛc. zu machen sucht) gefällt. Jeder Proselytenmacher, er mag durch die Festigkeit seiner Ueberzeugung und den Drang, sie Andern mitzutheilen, oder durch äußere unreine Absichten, oder auch durch beides dazu bewogen werden, er mag List und Ueberredung, oder Gewalt und dringende Verhältnisse als Mittel anwenden, achtet die Freiheit Anderer nicht. und gewinnt darum nur selten eifrige und wahrhafte Bekenner seines Glaubens, denn ohne die Freiheit ist alles Handeln nur nichtig, und Maschinenwerk oder Heuchelei. Auch wird der Wahrheit selbst durch Proselytenmacherei wohl selten gedient, weil diese der Proselytenmacher als etwas betrachtet, was in seinem Besitze und gleichsam sein Erzeugniß ist, oder nur etwas äußerlich Ueberliefertes, da sie doch im Gegentheile ein Jeder auf seinem eigenen Wege, wenn auch im Umtausche mit Anderer Ansichten finden soll.

Proserpina (griechisch Persephone, Persephoneia), nach Einigen die Tochter des Jupiter und der Styx, oder nach der gewöhnlichen Sage, des Jupiter und der Ceres. Pluto raubte sie mit Bewilligung des Jupiter, und machte sie zu seiner Gemahlin. Diese Mythe wurde von mehreren Dichtern behandelt und verschiedentlich ausgeschmückt. Proserpina, so singt der Homerische Hymnus auf Ceres, tanzte einst in dem Reigen der Nymphen, den Pallas und Artemis anführten, auf einer grasreichen Wiese. Von dem Reigen sich entfernend, las sie mit einigen Gespielen Blumen. Auf des Hades Bitte trieb Gäa, so wollte es Jupiter, blühende Narcissen, hundert Blüthen aus einer Wurzel hervor, und Götter und Menschen staunten über die Schönheit der Blumen, und waren entzückt von ihrem lieblichen Geruche. Aemsig brach sie das Mädchen, und durch die Zauberkraft derselben bethört, entfernte sie sich von den begleitenden Gespielinnen. Plötzlich erbebte die Erde. Aides hob sich aus tiefer Kluft mit unsterblichen Rossen zur Erde empor, ergriff die Proserpina, und entführte sie auf goldnem Wagen durch die Höhle zur Unterwelt. Laut jammernd rief sie ihren Vater um Rettung an, aber außer Hecate und Helios vernahm Niemand ihre Klage, und vergebens hoffte sie auf Rettung. Noch umständlicher ist Claudian. Die reizende Schönheit der Proserpina, singt er, entflammte alle Götter mit Liebe, besonders Mars und Apollo. Die Tochter den Zudringlichkeiten der Liebhaber zu entziehen, barg Ceres sie in Sicilien in einer Höhle, wo sie, von Drachen bewacht, mit ihrer Amme Kalligena lebte. Pluto erbat sich jetzt die Proserpina vom Jupiter zur Gemahlin, der sie ihm auch versprach und der Venus den Befehl gab, das Mädchen durch List aus der Höhle zu locken. Diese ging, von Minerva und Diana begleitet, nach Sicilien, und beredete, da sie die wachsame Mutter nicht zu Hause fand, das Mädchen leicht zu einem Spaziergange. In Begleitung der Nymphen und des Zephyrus gingen sie auf den blumigen Gefilden daher, Blumen pflückend. Da erbebte plötzlich die Erde, und

Digitized by Google

Pluto entführte das betäubte Mädchen in die Unterwelt, während Zeus durch seinen Donner seine Einwilligung verkündigte. Der Genuß eines Granatapfels vereitelte ihrer Mutter Bemühungen, sie für die Oberwelt zurückzugewinnen (vergl. d. Art. Ceres). Die Orphische Hymne nennt sie die Mutter der Eumeniden und des Eduleus (hier Bacchus), die Eingeborne, die vielgeehrte würdige Gemahlin des Pluto, die Königin der Schatten, die Rächerin des Meineids, die Gespielin der Horen, das allherrschende Mädchen, die Fruchtschwangere, die Nahrunggebende, die gewünschte Frühlingsgöttin. Sie bringt Alles an das Licht, ergötzt sich auf duftigen Wiesen, und schmückt ihren heiligen Leib mit grünenden Saaten, sie, die Glanzvolle und Gehörnte. In dem 41sten Orphischen Hymnus wird sie unter dem Namen Mise gepriesen, als die Mutter des Bacchus, die Keusche und Heilige, die unaussprechliche Königin, welche zweigestaltig und Mann und Weib ist. Vom Pluto hatte Proserpina keine Kinder, vom Zeus aber den Zagreus. Zeus hatte ihr die Insel Sicilien geschenkt, und hier war ihr besonders die Stadt Agrigent heilig. Sie wird auf einem Throne sitzend, neben ihrem Gemahle, mit Narzissen oder einem Granatapfel in der Hand, oder auch allein mit dem Zweizack ihres Gemahls abgebildet. Auch zu Locris und Megalopolis wurde sie verehrt, und am averner See hatte sie einen berühmten Hain; in Rom wie in Megalopolis hatte sie mit der Ceres Einen Tempel. Männer durften diesen nur ein Mal des Jahrs betreten. Man opferte ihr als Göttin der Unterwelt schwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuse und der Winter waren ihr heilig. Mit der Ceres wurde sie in den eleusinischen Mysterien verehrt. Pirithous und Theseus, die sie entführen wollten, mußten in der Unterwelt bleiben (s. d. Art.). Man schrieb der Proserpina die Abschneidung der Locke zu, durch welche die Todten zur Unterwelt eingeweiht wurden. Bei Leichenbegängnissen schlug man sich ihr zu Ehren an die Brust. Die Freunde und Diener des Verstorbenen schnitten sich die Haare ab, und warfen sie, Proserpina zu versöhnen, in den Scheiterhaufen. Sie wird oft mit Hecate (s. d. Art.) verwechselt.

Prosodie (vom griechischen Worte προς zu, an, und ᾠδη, Antonung, Accent) heißt der Zeitverhalt der Sylbenlaute und die Lehre davon. Betrachtet man die Sprachelemente, die Selbstlauter (Vocale) und Mitlauter (Consonanten), deren Verein eine Sylbe ausmacht, im Allgemeinen, und erwägt, daß die Consonanten gleichsam die Knochen, die Vocale das Fleisch des Wortbaues sind, so ergibt sich, daß der Ton auf dem Selbstlauter ruht, und zwar länger, wenn mehr Selbstlauter vorhanden sind, die in Einen Laut zusammenfließen. Gleichlautende Selbstlauter also in einer Sylbe machen einen langen Selbstlauter, er werde nun durch Figur, durch Verdoppelung (wie im deutschen Aar), oder durch Dehnungszeichen (wie ohne, Liebe) kenntlich. Verschiedenlautende Selbstlauter in Einer Sylbe machen Diphthongen oder Doppellauter, und gebieten ebenfalls darauf zu verweilen. Also: lange Vocale oder Diphthonge machen ihre Sylbe lang. So wäre im Deutschen auf, euch, bei, ihr, nun &c. lang. Ferner was die Mitlauter oder Consonanten betrifft, so erfodern sie, besonders wo mehrere zusammentreffen, ebenfalls ein Verweilen der Stimme, und machen also die Sylbe lang. Der Einfluß der zusammentreffenden Consonanten auf den Zeitverhalt der Sylben

heißt in den Sprachlehren Position. Nun sind aber in den verschiedenen Sprachen im Wechsel der Consonanten und Vocale entweder die erstern, oder die letztern das Ueberwiegende, hauptsächlich Hervortretende. Sprachen, deren Princip der Wohllaut ist, z. B. das Italienische und Spanische, lieben gehäufte Vocale, und meiden oder dämpfen die Gewalt und Anstrengung der Consonanten. In den nordischen Sprachen herrschen dagegen die Consonanten, deren zwei gewöhnlicheres Vorkommen sind, drei aber das Ungewöhnlichere, und also das mehr den Ton Anhaltende, Hemmende. Daher drei unmittelbar auf einander folgende Consonanten im Deutschen die Sylbe durch Position verlängern würden, und zwar nicht, wenn ein Endconsonant mit zwei anfangenden zusammenträfe, sondern wenn auf zwei endende ein anfangender folgte, z. B. blutend verschied, mächtig trieb, wobei freilich, da der Fuß nicht den Rhythmus, sondern dieser den Fuß macht, die Gesetze des Rhythmus zu befragen seyn würden. Eine solche Bestimmung des Zeitverhalts nach dem verhältnißmäßigen Gewichte der Sylben unter einander heißt Quantität, und Sprachen, in welchen Vocale vorherrschender Theil sind, neigen sich an und für sich mehr zur Quantität und können daher quantitirende genannt werden. Dagegen neigen sich andere, in welchen Consonanten vorwalten, mehr zum Accent, indem sie den Tonverhalt mehr nach einem innern Principe, der logischen Begriffspriorität bestimmen, und heißen daher accentuirende Sprachen. Man hat allgemein die modernen als accentuirend angesehen, und so auch die deutsche. So lange unsere deutsche Poesie im Reim, in der Assonanz und Alliteration (s. diese Art.) eine Entschädigung für den Mangel größeres Rhythmenreichthums, z. B. der Griechen, hatte, blieb auch unser Sylbengehalt höchstens nach dem Tonmaße und der Gewalt des Tactes bestimmbar. Aber so wie in der künstlichen Poesie Sprache, Grammatik und Metrik sich mehr und mehr ausbildeten, als durch Ramler und Klopstock unsere Sprache auch in antiker Rhythmen Nachbildung sich versuchte, verlangte auch die Prosodie eine nähere Erörterung und Bestimmung. Der geistreiche Moriz versuchte zuerst in seinem Versuche einer deutschen Prosodie, Berlin 1786, 8., ein System aufzustellen, dessen Princip die Messung der Sylben nach dem Begriffe war, so daß bei der Bestimmung der Länge und Kürze der Sylben es nicht im geringsten auf die Buchstaben der einzelnen Laute, woraus sie bestehen, ankomme, sondern bloß auf ihre Stellung neben einer bedeutenderen oder unbedeutenderen Sylbe. Er ordnete auch in dieser Hinsicht die Redetheile tabellarisch. Indeß ließen sich die Foderungen des Ohrs nicht abweisen, ja die Sprache fügte sich ihnen, von kunstfertigen Händen geleitet, gern und willig. Voß bildete immer mehr Versmaße der Griechen und Lateiner nach, ja er gab eine Zeitmessung der deutschen Sprache als Beilage zu seinen Oden und Elegien, Königsb. 1802, 8., heraus, worin die Rechte des Ohrs gegen das Auge schon lauter durchgesetzt und die Rhythmen musikalisch bezeichnet wurden. Indessen hatte Hermann, der berühmte leipziger Philolog, ein lateinisches und ein deutsches Lehrbuch der Metrik herausgegeben, um sie wissenschaftlich zu begründen. Aber er betrachtete den Rhythmus als bloß dem Auge dienend, ohne ihn in sinnlicher Anschauung auffassen zu können; dazu fehlte es ihm an Kenntniß der Musik. Da nun hatte der geist- und kenntnißreiche Apel einen Cyklus von Nachbildungen des Styls griechischer

Digitized by Google

Tragödie begonnen. Seine im Polyidos vorkommenden Verse befriedigten sein Ohr nicht. Mit den Aitoliern ging ihm, der auch ein gründlicher Musikkenner war, plötzlich eine neue, auf Musik gegründete und aus ihr abgeleitete Metrik auf, deren Hauptergebnisse er zuerst als Anhang zu den Aitoliern aphoristisch lieferte, in der Tragödie Kallirhoë meisterlich übte, dann in der musikalischen Zeitung 1807 durch alle Metra hindurch verfolgte. Schon hier gelang es ihm bei einer genau beobachteten Prosodie, metrische Variationen über ein Thema mit ihrer musikalischen Bezeichnung gegenüber in wohlklingenden und richtigen Versen aufzustellen, bis er endlich in seiner Metrik, Leipzig 1814, 8., (in welcher er auch auf Hermanns neue Bearbeitung der Metrik Rücksicht genommen hat) eine allgemeine Prosodie aufstellte. Aus ihr ergab sich, daß, wie wir Deutschen überhaupt in Kunst und Wissenschaft ein vermittelndes Volk, unsere Sprache auch hier zwischen den quantitirenden und accentuirenden mitten inne stehe, Accent die Prosodie nur als inneres Princip beherrsche. Dem gemäß macht ein langer Vocal oder Diphthong die Sylbe lang, wird aber wie im Griechischen willkürlich, wenn unmittelbar darauf wieder ein Vocal folgt, z. B. wohnt $\overline{\text{bei}}$ uns $\breve{\ }$ noch göttliche Kraft, bei Entarteten Freiheit, sogar wenn zwischen beiden Vocalen zu Ende der Sylbe ein fließender oder doch einfacher Consonant steht. Ferner macht das Zusammentreffen mehrerer Consonanten die Sylbe lang. Die Vorsylbe ent, das Verbindungswort und, nebst einigen andern, wie mit, denn, ist (als Copula), die zweite Person in der Einzahl (z. B. huldigst) wird durch den Accent nicht absolut lang, sondern nur mittelzeitig. Die Endungen ig und ich bilden mit einem folgenden Consonant Position, aber wenn er einfach ist, nur unvollkommene, welche der vollkommene Daktylus noch verträgt. Endsylben, welche ihre Länge durch Position gewonnen, können nicht in der Hebung des Verses stehen, und umgekehrt hat eine Endsylbe, welche in der Vershebung sich als Länge bewährt, absolute Quantitätslänge und darf nicht kurz gebraucht werden, z. B. Freiheit, Armuth u. a., bloß end in Elend ist absolut lang. Hiemit hätten wir denn eine Prosodie gewonnen, welche der Willkür und Nachlässigkeit ein Ende macht und in einer wissenschaftlichen Metrik ihre tiefere Begründung und Bestätigung findet. Den sichern Erweis ihres Vorhandenseyns gibt nun ihre Beobachtung und Anwendung; wie denn eben Apels wohlklingende und harmonische Verse und die durchgängige ungezwungene Anwendbarkeit seines metrischen Systems selbst auf antike Versmaße dessen Wahrheit am besten beweisen. Auch hat er bis jetzt von Hermann selbst keinen bedeutenden Widerspruch erfahren. Selbst Böckhs Einwürfe, der doch früher sich zu ihm neigte, fanden leicht in der Vorrede zur Metrik ihre Widerlegung, und so steht denn zu erwarten, ob das Ohr noch länger durch das Auge tyrannisirt seyn wolle in Sachen des rhythmischen Gesanges, oder nicht. Näheres hierüber gehört unter den Art. Versmaß. Wa.

Prosopopöie, s. Personification.

Prospect, Prospectmahlerei, s. Mahlerei.

Protagoras, einer der berühmtern ältern griechischen Philosophen, geb. zu Abdera, um die Mitte d. 5. Jahrhund. v. Chr. Er lehrte vorzüglich in Athen; man kann ihn aber als einen der ersten Sophisten betrachten, die in Griechenland umherzogen, ihre

Digitized by Google

Schriften vorlasen, öffentliche Disputationen anstellten und für Geld Unterricht ertheilten. Er wurde des **Atheismus** beschuldigt, deshalb aus Athen verwiesen, und seine Schriften öffentlich verbrannt. Er soll überhaupt die absolute Wahrheit geleugnet und das Zweifelhafte der menschlichen Erkenntniß selbst auf die erhabensten und wichtigsten Gegenstände angewendet haben, die Tugend und die Gottheit; so daß er behauptete, sie könnten eben so wohl seyn, als nicht seyn. In wie fern dieß gegründet ist, läßt sich mit Gewißheit nicht ausmachen, da seine Schriften verloren sind, und nur manches daraus von Spätern angeführt wird.

Protector, Beschützer. Diesen Titel nahm Cromwell (s. d. Art.) an, als er sich der Herrschaft bemächtigt hatte, aber den königlichen Titel damit zu verbinden nicht wagte. Der Protector des Rheinbundes ist noch in frischem Andenken. — **Protectorium** ist ein Schutz- oder Schirmbrief, auch das Schutzamt.

Protesilaus, einer der griechischen Helden vor Troja. Er war ein Sohn des Iphiclus, Königs von Phylace in Thessalien, und der Diomedea, und hieß eigentlich **Iolaus**. Den Namen Protesilaus erhielt er, weil er bei der Landung der Griechen vor Troja zuerst von dem Volke ans Land sprang. Aber gleich nach der Landung wurde er von einem dardanischen Krieger, nach Einigen vom Hector, erlegt. Sein Grabmal war auf dem sigeischen Vorgebirge. Er wurde nach seinem Tode als Heros verehrt, und hatte zu Eläus auf dem Chersones ein Orakel, besonders für Athleten, heilte auch mehrere Krankheiten.

Protest, Widerspruch, Verwahrung, Rechtsvorbehalt. Vom **Wechselprotest** insbesondere s. **Wechsel**.

Protestation, im juristischen Sinne, ist eine in der Absicht von Jemanden gegebene Erklärung, um ein Präjudiz abzuwenden, das sonst in Ansehung seiner Rechte durch eine eigene oder fremde Handlung entstehen könnte, Verwahrung seiner Gerechtsame durch ausdrücklichen Widerspruch, auch Zurückweisung, Verwerfung eines Anspruchs.

Protestant, Protestantismus. Im Allgemeinen kann Jeder, der eine Protestation einlegt, d. h. gegen einen aufgestellten Grundsatz oder eine von Andern ergriffene Maßregel Widerspruch erhebt und sich seine Ueberzeugungen und Gerechtsame dagegen verwahrt, Protestant heißen. Die Geschichte legt diesen Namen jedoch nur den Gliedern der evangelischen Kirche bei, weil die im Reformationswerke begriffenen evangelischen Reichsstände gegen den durch Stimmenmehrheit entschiedenen Beschluß des Reichstages zu **Speier** („daß bis zu einer künftigen allgemeinen Kirchenversammlung weitere Neuerungen in Kirchensachen verhütet, die Messe ferner nicht abgeschafft, auch an den Orten, wo die neue Lehre schon überhand genommen, nirgend gehindert, keine aufrührerischen Predigten gehalten und keine schmähenden Schriften gedruckt werden sollten,“) d. 19. April 1529 vor den versammelten Fürsten eine förmliche Protestation einlegten und deshalb seit dieser Zeit protestirende Stände oder Protestanten genannt wurden, auch sich selbst so nannten. Zu diesem Widerspruch, den sie noch durch eine d. 25. April unterzeichnete feierliche Appellation gegen jede ihren Glauben bedrohende feindliche Maaßregel an den Kaiser, ein künftig zu haltendes Nationalconcilium und jeden unparteiischen Richter bestätigten, hatte sie sowohl die Anmaßung ihrer zahlreicheren katholischen Mitstände, über Glaubenssachen abzusprе-

Digitized by Google

chen, als auch die Betrachtung der augenscheinlichen Hindernisse, welche sie durch Einwilligung in jenen Reichstagsabschied dem Fortgange der Reformation in den Weg legen würden, bewegen müssen. Sie erklärten in ihrer Protestationsurkunde, daß sie in Sachen, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil beträfen, nur Gott als den höchsten Richter ansehen und daher den mehreren Stimmen nicht gehorchen könnten, daß, nach der Verweisung früherer Reichstage auf ein frei, gemein christlich Concilium, keinem Theile der Stände gebühre, des andern Lehren zu verurtheilen und, weil es noch im Streite liege, was die rechte heilige christliche Kirche wäre, keine gewissere Lehre und Predigt sey, als allein bei Gottes Wort zu bleiben und einen Text mit und aus dem andern zu erklären und auszulegen. Sie setzen hinzu, wo diese ihre Beschwerung keine Statt finden sollte, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott und allen Menschen, daß sie für sich und die Ihrigen in alle Handlungen und vermeinten Abschied, so wider Gott, sein heiliges Wort, ihrer Seelen Heil und gut Gewissen, und wider den (der Reformation günstigeren) speierischen Reichsabschied v. J. 1526 vorgenommen und beschlossen worden, nicht willigten; sondern alles für nichtig und unbündig hielten, auch ihre Nothdurft dawider öffentlich ausgehen lassen und an kaiserl. Majestät gründlichen und wahrhaften Bericht erstatten wollten. Sie übergaben dem Könige Ferdinand, als Stellvertreter des Kaisers, diese Protestation mit dem Vorbehalt, sie fernerhin noch zu extendiren, und die darauf folgende im Namen des Churfürsten von Sachsen, Markgraf Georgs von Brandenburg, Herzog Ernsts von Lüneburg, Landgraf Philipps von Hessen und Wolfgangs, Fürsten zu Anhalt ausgefertigte Appellation „für sich selbst insgesammt und sonderlich für ihre christlichen Unterthanen und insgemein für alle die, welche jetzt und künftig dem heiligen Worte Gottes anhangen würden;" rechtfertigten aber diese Allgemeinheit ihrer Appellation durch die Bemerkung, daß, wie schon nach der natürlichen Verwandtschaft der Menschen zulässig sey, wenn einer ohne weitere Vollmacht eines andern zum leiblichen Tode Verurtheilten sich annehme, für ihn appellire und sein Bestes besorge, vielmehr denen, die in einer geistlichen Verwandtschaft und Brüderschaft durch Christum stünden, zustehe und gebühre, in so hochwichtiger Sache, zu Verhütung eignen und des Nächsten ewigen Gerichts, dasselbige zu thun, daß die Nächsten des rechtlichen Schutzes sich mit freuen und gebrauchen möchten. In der That war dieß die Meinung nicht nur der protestirenden Fürsten, denen 10 Reichsstädte sogleich beitraten, sondern auch ihrer sie stets berathenden Theologen, welche hierin als Stellvertreter der ganz mit ihnen übereinstimmenden evangelischen Gemeinen handeln durften. Die Zustimmung derselben bezeugte der uneingeschränkte Beifall, mit dem die Bekanntmachung dieser Urkunden in Hessen und Chursachsen von den Freunden der Reformation aufgenommen wurde, und immer haben nicht nur die Evangelischen in Deutschland, welche die Protestation der genannten Fürsten im politischen Sinne allein anging, sondern die Evangelischen und Reformirten in allen Ländern überhaupt sich zu den darin ausgesprochenen, und hier in den wesentlichsten Zügen urkundlich angegebenen Grundsätzen bekannt. Die Benennung „Protestanten" hat daher einen zwiefachen Sinn, je nachdem entweder die im deutschen Reiche von der katholischen Kirche getrennten und durch gemeinsame Verpflichtung auf die augsburgische Confession

Digitized by Google

mit einander zu einer Religionspartei verbundenen Stände nebst ihren Unterthanen, oder überhaupt diejenigen Christen, welche das Princip des Widerspruchs gegen jede menschliche Autorität in Sachen des Glaubens und der ausschließlichen Unterwerfung unter die Aussprüche der heiligen Schrift und ihrer damit übereinstimmenden Bekenntnißschriften mit einander gemein haben, darunter verstanden werden. Im ersteren Sinne war diese Benennung allerdings an die rechtlichen Verhältnisse der deutschen Reichsstände geknüpft und auf die Reformirten, welche die augsburgische Confession nicht annahmen, wie überhaupt auf Evangelische außer Deutschland nicht anwendbar, weshalb sie auch, da jene Verhältnisse nicht mehr bestehen, in der bekannten Auslassung der preußischen Regierung v. 30. Juni 1817 für veraltet erklärt und in die Geschichte verwiesen werden konnte. Im andern Sinne aber gehört der Ausdruck „Protestanten" keineswegs blos der deutschen Reichshistorie, sondern der Weltgeschichte, und, weil er in dieser ein lebendiges, fortwirkendes, sich immer weiter entwickelndes Princip religiöser Denkart bezeichnet, auch der Gegenwart an. Beide Bedeutungen treffen in dem Begriffe zusammen, welchen die ersten protestantischen Gemeinen von diesem Namen hatten. Nach demselben heißt derjenige Christ Protestant, der in Sachen des Glaubens und des Gottesdienstes die Willkür und Obergewalt menschlicher Satzungen verwirft, die heilige Schrift als einzige Richtschnur seines Glaubens und Lebens anerkennt, die Freiheit, dieser Richtschnur allein zu folgen, fodert, und als Glied einer kirchlichen Gemeinschaft sich auf die Bekenntnißschriften derselben, doch nur weil sie die biblischen Lehren und die einmüthige Ueberzeugung aller Mitglieder dieser Kirche enthalten, auf so lange, als diese Ueberzeugung auch die seinige ist, verpflichtet. Der gegenwärtige Sprachgebrauch bringt es mit sich, die Glieder aller der Kirchen, die sich im Fortgange der Reformation unter der Leitung dieses Princips gebildet haben, Protestanten zu nennen. Dahin gehören die evangelisch-lutherischen, die reformirten, die anglikanische, die mährische Bruderkirche, die Brüdergemeine und jene Parteien, welche aus den Streitigkeiten der Reformation unter einander hervorgingen, wie die Remonstranten und Methodisten. Die Taufgesinnten, Quäker und Unitarier stimmen in der Protestation gegen den Papismus und jeden äußern Zwang mit den Protestanten überein, aber bei dieser Freiheit fehlt ihnen doch die Gesetzmäßigkeit, die der Protestantismus durch unbedingte Folgsamkeit gegen die klaren Entscheidungen des, von ihnen in einigen Punkten willkürlich gedeuteten, göttlichen Wortes beobachtet. Der Protestantismus bedient sich der Freiheit des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienstes, die er seit seiner Entstehung unablässig behauptet hat, nur gegen die Anmaßungen menschlicher Machtsprüche, er vertheidigt sie gegen alles, was seinem Fortschreiten zu einer helleren Erkenntniß, schriftmäßigeren Lehre und erbaulicheren Gottesverehrung in den Weg treten will; aber er wehrt auch eben so nachdrücklich die Willkür subjectiver Meinungen und Einfälle, den Einfluß wandelbarer Zeitideen und Vorurtheile von seiner Auffassung des Christenthums ab, indem er die religiösen Ansichten der Einzelnen dem Worte Gottes unterordnet und dessen Aussprüche, wie sie nach den Regeln einer vernünftigen Auslegung einander gegenseitig erläutern und bestätigen, als göttliche über jeden Widerspruch erhabene Entscheidungen achtet. Daher fodert er von seinen Bekennern den Glauben an die auf diese Art aus der heiligen Schrift her-

Digitized by Google

orgehenden Wahrheiten des Christenthums. Sie dürfen und sollen llerdings ihre Vernunft gebrauchen, um aus dieser alleinigen Quelle mmer genauer zu erforschen, was christliche Lehre sey, und der erorschten Wahrheit die Form zu geben, in welcher sie nach Maßgabe er verschiedenen Zwecke der Mittheilung derselben faßlich, erwärmend nd fruchtbar werden kann — und dieß ist insonderheit das Geschäft es evangelischen Lehramtes; — aber in den Stoff und Gehalt der ristlichen Lehre etwas einzumischen, was in den Ergebnissen einer dlichen und bescheidenen Schriftauslegung keine Bestätigung findet, äre ein Verfahren, dem die geschichtliche Entwickelung und rein ristliche Tendenz des Protestantismus durchaus keine Rechtfertigung ibt. Denn da der Geist des Protestantismus jedem seiner Bekener die Pflicht auflegt, durch selbstständige Erkenntniß und eigne Ueberzeugung zum Glauben an die Wahrheiten des Christenthums zu gengen, so kann er zu denselben nur das rechnen, was von der allemeinen und höchsten Vernunft, d. h. von Gott, geoffenbaret ist, und aher die Vernunft jedes Menschen sowohl vermöge ihrer ursprüngli)en Verwandtschaft mit der göttlichen schon an sich befriedigen, als uch aus Ehrfurcht gegen das allgemeingültige, gesetzliche Ansehen ötlicher Aussprüche zur Unterwerfung verpflichten muß. Der Proestantismus läugnet zwar keinesweges, daß der Wille Gottes sich uch in der Natur und durch den Gang der menschlichen Schicksale und gebe, bindet aber die Versuche, diese hieroglyphische, menschichen Augen nicht klar und verständlich genug vorliegende Offenbarung ufzufassen und zu deuten, an die Norm des Glaubens, welche der eligiöse Inhalt der heiligen Schrift, als der unzweifelhaftesten und eutlichsten Offenbarung Gottes, an die Hand gibt, weil er vorausetzt, nur in ihr habe Gott geredet und ausgesprochen, was christliche ehre sey. Vergl. d. Art. Offenbarung. So bewahrt er in seiner reiheit den Gehorsam, den der Mensch dem höchsten Gesetzgeber schuläig ist, und protestirt gegen das Eindringen selbsterdachter, dem hriftmäßigen Lehrbegriffe (s. Symbolische Bücher) nicht entprechender Lehrsätze menschlicher Philosophie, wären sie auch von der Vernunft weiser Männer für wahr erkannt, eben so ernstlich, als egen den Papismus. Demnach ist der Protestantismus, wie das hristenthum selbst, ein objectiv in sich abgeschlossenes System relisiöser Wahrheit, dessen formale Ausbildung und subjective Erkenntiß unablässig vervollkommnet und in Gesinnung, Wandel und Gotesdienst seiner Bekenner lebendig werden soll. Diesen hat er nach en Vorschriften des neuen Testaments und dem Muster der ältesten ristlichen Kirche, in der den Bedürfnissen vernünftiger Menschen zugenden würdigen Einfachheit, mit dem Vorbehalte geordnet, außer en von Christo selbst eingesetzten und daher unabänderlichen Sacraenten (Taufe und Abendmahl) keinem Kirchengebrauche eine durch ie Handlung selbst segnende Kraft beimessen und, wenn die forthreitende Erkenntniß Veränderungen darin nöthig macht, jedem eine veckmäßigere Einrichtung geben zu dürfen. Im Art. Reformation ndet man die Eigenthümlichkeit und geschichtliche Bedeutung des Prostantismus ausführlich dargestellt. Doch schon aus den hier angegeenen Grundsätzen desselben erhellt sein Verhältniß zum Catholicisus. Als Lehre und Cultus kann jeder von beiden ohne den andern estehen, ja das kirchliche Princip des einen schließt den andern aus, nd, wenn der Protestantismus den Catholicismus duldet und als ristlich anerkennt, dieser aber jenen nicht dulden, für ketzerisch er-

Digitized by Google

klären und ausrotten will, so handeln beide ihren Principien gemäß; nur beweist jener durch seine Demuth und Billigkeit, daß er der Gesinnung nach dem Urchristenthume näher stehe, als dieser. Als geschichtliche Erscheinungen und Elemente der Bildung des Menschengeschlechts zeigen aber beide in der geselligen Reibung und Wechselwirkung ihres wirklichen Lebens, daß sie einander bedingen, anregen, warnen und ergänzen, wie im Staate das monarchische und das republicanische Princip. Vergl. d. Art. Catholicismus.

Proteus, in der altgriechischen Fabel ein vergötterter Mensch, der als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben (Seekälber) Poseidons im Aegeischen Meere weidete und, nach dem Berichte verirrter Seefahrer, manchmal auf der wüsten Insel Pharos, unweit der westlichen Nilmündung, manchmal auch auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeers, in Carpathos, dem heutigen Scarpanto, zwischen Creta und Rhodus, sich mit den Robben sonnte und Mittagsschlaf hielt. Nur durch List und Gewalt gezwungen, weissagte er; zuvor wandte er Alles an, um dem Fragenden zu entwischen, und verwandelte sich, nach der Art der Meergötter, in allerlei Gestalten, in verschiedene Thiere, Bäume, ja selbst in Feuer und Wasser. Wer aber, unabgeschreckt, ihn stets in festen Banden hielt, dem entdeckte er endlich, was er zu wissen verlangte, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. So überlistete und zwang ihn Menelaus (Homer Od. IV. 351 u. ff.), ihm seine Prophezeiungen und seinen Rath zu ertheilen. Homer nennt den Proteus einen Aegyptier, entweder im eigentlichen Sinne oder weil er in der Nähe des Stroms Aegyptus sich aufhielt. Als später die ägyptischen Priester sich der gesammten griechischen Götterlehre bemächtigten, machten sie den Proteus zu einem Könige aus der Zeit des trojanischen Kriegs, der entweder durch heilige Künste, oder durch künstliche Veränderungen des Hauptschmucks mancherlei Gestalten habe annehmen können. In andern Erzählungen, welche vielleicht Virgil vor sich hatte, war Proteus ein vergötterter Tausendkünstler aus Pallene, einer Landzunge Emathiens oder Macedoniens. Durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, wanderte er zu Hercules Zeiten unter dem Meere weg nach Aegypten, und hütete seinem Herrscher Neptunus, der ihm die prophetische Wundergabe verliehen hatte, die Robben jenes noch unerkundeten Meeres. Erst die spätern Mystiker schufen ihn zu einem Sinnbilde des Urstoffs um, und so erscheint er im 24sten Orphischen Hymnus. Der sterblich geborene Meerdämon wurde jetzt ein Sohn des Neptun und der Phönice oder gar des alten Oceanus selbst und der Tethys. Zur Gemahlin gab man ihm die Psamathe, mit der er mehrere Söhne und Töchter zeugte, deren Namen verschieden angegeben werden. Von ihm nennt man jeden Menschen, der schnell seine Gestalt verwandelt, unter verschiedenen Charakteren und Namen erscheint, einen Proteus.

Protocoll, ein schriftlicher Aufsatz, welcher zur näheren Angabe und Bescheinigung einer Verhandlung dient. So werden Protocolle aufgenommen über die Aussagen einer zur Untersuchung gezognen Person, über eine gemachte Anzeige, über die Berathschlagungen einer Versammlung wegen amtlicher Angelegenheiten u. s. w.

Protogenes, ein griechischer Maler und Zeitgenosse des Apelles, nach Einigen aus Rhodus, nach Andern aus Carien gebürtig. Es werden mehrere meisterhafte Gemälde von ihm genannt,

Digitized by Google

namentlich der Jalysus, der vermeintliche Stifter der Stadt Rhodus. Auf diesem Gemälde befand sich ein Hund, den der Maler keuchend und mit schäumendem Munde vorgestellt hatte. Plinius erzählt, daß ihm lange der Schaum am Munde nicht hatte glücken wollen. Vor Unwillen warf er endlich den Schwamm, womit er die Farben abzuwischen pflegte, auf das Gemälde, wodurch zufälliger Weise der Schaum so natürlich gebildet wurde, als es Protogenes nur wünschen konnte. Dieses Gemälde rettete auch die Stadt Rhodus bei der Belagerung durch den Demetrius. Zur Zeit des Cicero war es noch zu Rhodus; Cassius brachte es nach Rom und stellte es in dem Tempel des Friedens auf, wo es unter Commodus sammt dem Tempel verbrannte. Ueber sein Zusammentreffen mit Apelles vergl. man den Art. Apelles.

Prötus (Prötos), Zwillingsbruder des Acrisius, Königs von Argos. Beide waren schon feindselig gegen einander im Mutterleibe. Acrisius vertrieb den Prötus aus Argos. Dieser flüchtete zu Jobates oder Amphianax, König von Lycien, heirathete dessen Schwester, eroberte mit dessen Beistande die Stadt Tyrius und stiftete daselbst ein kleines Reich. Hier kam Bellerophon zu ihm (s. d. Art.). Seine Töchter, die Prötiden, irrten entstellt und wahnsinnig durch Argolis und Arkadien, weil sie des Bacchus Geheimnisse verachtet, oder der Juno Bild verspottet hatten. Nach spätern Sagen wähnten sie Kühe zu seyn, und irrten mit wildem Gebrüll durch die Fluren, und dieser Wahn ergriff auch die übrigen Argiverinnen. Melampus heilte sie, und erhielt einen Theil des Reichs. Prötus soll von Perseus durch das Medusenhaupt versteinert worden seyn.

Protze, s. Canonen.

Provence, eine ohngefähr 400 Quadratmeilen große und von 800,000 Menschen bewohnte Provinz Frankreichs, welche bis zu der neuen Eintheilung in Departements eins von den Generalgouvernements dieses Reichs war, jetzt aber die drei Departements der Rhonemündungen, des Var und der niedern Alpen bildet; ein kleiner Theil ist zum Departement der Vaucluse geschlagen. Die Gränzen der Provence sind gegen Osten Piemont und Nizza, gegen Süden das mittelländische Meer, gegen Westen der Rhonefluß, welcher sie von Languedoc (den Departements des Herault und des Gard) trennt, und gegen Norden die Grafschaft Venaissin und Dauphiné (die Departements Vaucluse, Drome und der obern Alpen). Diese Landschaft, welche die erste des alten Galliens war, in der sich die Römer vor Christi Geburt festsetzten, erhielt von ihnen den Namen Provincia, woraus der jetzige Name Provence entstanden ist. Bei dem Untergange des abendländischen römischen Reichs bemächtigten sich nach und nach die Westgothen, die Burgunder, die Ostgothen und die Franken dieser Landschaft. Auch die Sarazenen waren eine kurze Zeit im Besitze derselben. Karl Martel vertrieb sie wieder daraus. Als das fränkische Reich im Jahre 841 unter die Kinder Ludwig des Frommen getheilt wurde, kam die Provence zu dem Antheile Lothars II. Unter den Nachfolgern desselben machten sich die Grafen von Provence allmählig unabhängig, und ihre Nachkommen von vier verschiedenen Zweigen blieben Herren derselben bis auf das Jahr 1480, wo der letzte Stamm erlosch und die Provence an die Krone fiel. In Rücksicht der Naturbeschaffenheit ist diese Landschaft in zwei Haupttheile abgetheilt, in den nördlichen und den südlichen, wovon jener die Oberprovence, der letztere die Niederprovence heißt,

Digitized by Google

Die Oberprovence ist ein völliges Gebirgsland, durchaus mit Zweigen der Alpen bedeckt, zwischen welchen sich weitere und engere Thäler öffnen. Eins der weitesten, aber zugleich das wildeste ist das von Barcelonette. Man nennt diese Alpenzweige Alpinen, die sich auf der Gränze Piemonts von den cottischen Alpen trennen, und ihre verschiedenen Zweige über die ganze Oberprovence ausbreiten. Hauptfluß ist die Durance. Außerdem giebt es eine Menge Waldbäche, die im Sommer austrocknen, im Frühjahre aber, wenn der Schnee auf dem Gebirge schmilzt, furchtbar anwachsen, aus ihren Ufern treten und große Verwüstungen anrichten. Das Klima ist feucht und veränderlich; ein eintretender Nordwind verwandelt schnell die größte Hitze in schneidende Kälte und im Sommer folgt ein Regen dem andern. Der steinige, trockene und dürftige Boden erlaubt nur einen geringen Ackerbau, welcher, ungeachtet des Fleißes des Landmannes, kaum die Hälfte des Getreidebedarfs gewährt. Kartoffeln, die in Menge gebaut werden, müssen das Fehlende ersetzen. Pferde- und Rindviehzucht sind weniger bedeutend als die Schaf- und Ziegenzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. Wein, Mandeln, Feigen und andere edle Früchte, Kapern, Oliven kommen in mehreren Gegenden fort. Von den zahlreichen Mineralien wird fast nichts, selbst die Salzquellen nicht genutzt. Die Industrie ist unbedeutend, die Fabriken, die man hat, sind auf wenige Städte beschränkt. Ein Erwerbszweig der armen Bewohner besteht hauptsächlich in der Auswanderung in andere Provinzen, wo sie den Sommer durch ihrer Hände Arbeit etwas verdienen; ein anderer Theil nährt sich vom Hausiren. Was die Niederprovence betrifft, so ist auch der nördliche und östliche Theil bergig, und wird gleichfalls von den Alpinen durchzogen, die sich auf der Gränze von Nizza von den Seealpen trennen, und unter dem Namen Maures die Provinz durchziehen. Ihr Anblick hat nichts Erfreuliches, indem sie größtentheils nackte unbewaldete Felsen, doch mit den aromatischsten Pflanzen, als Rosmarin, Lavendel, Thymian, Salbei ꝛc. bewachsen sind. Der westliche Theil und der Küstenstrich ist eben und flach und zum Theil morastig. Einen Raum von achtzehn Quadratmeilen nimmt die Crau ein, eine Fläche, worauf man nichts als Steingeschiebe sieht, die spärlich mit Lehm vermischt sind, und wenig mehr als Wermuth und Lavendel hervorbringen. Die vornehmsten Flüsse sind die Rhone, welche hier ins Meer sich ergießt, die reißende Durance, deren Ueberschwemmungen vielen Schaden anrichten, und der Var als Gränzfluß gegen Nizza. Das Klima ist ganz italienisch; man kennt kaum Frost und Schnee, wohl aber starke Reife, welche häufig der Olive und den zärtlichen Südfrüchten schädlich werden. Die Hitze im Sommer ist oft unmäßig, und es regnet selten. Im Januar bekleidet sich die Erde schon mit frischem Grün, und im Februar steht alles in Blüthe; doch führt der kalte Nordwestwind, hier Mistral genannt, häufig Frost und Reif zurück, hält aber nicht lange an. Die Rindvieh- und Pferdezucht ist nicht bedeutend, wichtig ist die Schafzucht, auch hält man eine Menge Ziegen. Die Bienenzucht liefert trefflichen Honig und Wachs. Die Seidencultur ist beträchtlich, so wie auch die Fischerei. Der Ackerbau ist bei dem steinigen, kalkigen und trocknen Boden eingeschränkt, und liefert kaum den Bedarf für die Hälfte des Jahres. Man kauft das Fehlende zu, oder behilft sich mit Kastanien und Kartoffeln. Dagegen ist der Wein- und Olivenbau sehr ausgebreitet. Ein Theil des Oels wird unter dem Namen

Digitized by Google

Provencerdl ausgeführt. Aus den geringen Weinsorten macht man Branntwein, und es wird auch eine große Menge Rosinen getrocknet. Keine Provinz Frankreichs ist so reich an edlen Südfrüchten; man sieht köstliche Feigen, Mandeln, Kastanien, Maronen, selbst Orangen, Citronen, Granaten, Datteln und süße Pataten im Freien. Vom Obste hat man das meiste Kern- und Steinobst, besonders aber machen die Prunellen und Perdrigonen, die Mispeln, wälsche und Haselnüsse einträgliche Handelsartikel aus. Auch kommen Kapern, Süßholz, Rosinen, Trüffeln in den Handel. An Holz ist drückender Mangel, und daher ist kein großer Bergbau möglich, ob es gleich nicht an Metallen, als Kupfer, Blei, Eisen, fehlt. Man gewinnt fast bloß Steinkohlen, die einigermaßen den Holzmangel ersetzen, und Seesalz. Die Bewohner der Provence, die Provenzalen (s. d. Art.) genannt, zeichnen sich in mancher Hinsicht sehr von den übrigen Franzosen aus. Sie sprechen einen eigenen altromanischen Dialekt, welcher näher mit dem Italienischen als mit dem Französischen verwandt, und nicht übelklingend ist. Sie sind heftig, leidenschaftlich und unbeständig, dafür aber auch ohne Falsch, gutmüthig, und trotz ihres Leichtsinns, brav, emsig und arbeitsam. Die niedern Klassen zeichnen sich durch eine derbe untersetzte Statur, ein rauhes struppiges Haar, äußerst kräftige, leidenschaftliche Gesichtszüge, besonders aber durch wilde, blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über alles, und man findet mancherlei bemerkenswerthe Volkslustbarkeiten bei ihnen. Sie sind übrigens fleißige Landleute, unerschrockene Fischer und Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufakturisten, welche besonders Seidenwaaren, Seife und Leder verfertigen. Die wichtigsten Städte der Provence heißen: Marseille, Toulon, Aix, Arles, Grasse und Tarascon.

Provenzalen, Provenzaldichter sind die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im südlichen Frankreich und Spanien. Diese südlichen Landschaften führten damals den gemeinschaftlichen Namen Provence. Unter dieser ist also nicht nur das Land zwischen der Rhone und Var zu verstehen, sondern auch, was sonst hieß Languedoc, Gascogne, Auvergne, Bourgogne, vereinigt seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts (unter Raimond Berengar IV., zuvor Graf von Barcelona oder Catalonien, und dann durch Verheirathung Graf von Provence, und als solcher Raimond Berengar I.) und dann erweitert durch Aragonien und einen großen Theil des südlichen Spaniens. Die Unterthanen hießen Provinciales oder Provençaux, und waren ungefähr durch die Loire von den weit rohern François geschieden. Südfrankreich, schon sonst durch die Colonien der Griechen, z. B. Marseille, und durch die Nähe der Römer mehr verfeinert, und durch schönern Himmel und liberalere Regierung begünstigt, war bis zum eilften Jahrhunderte dem Norden in der Cultur schon sehr vorgeeilt, und im Besitze einer Sprache, die, aus römischen und germanischen Wörtern gebildet, sich durch Klarheit, Zartheit, Wohlklang und Reichthum so auszeichnete, daß sie die Sprache der Gebildeten auch in Catalonien, Valencia, Majorca u. s. w. ward. Eine solche Sprache, die romanisch-provenzalische, die Verfeinerung des damaligen Adels durch die Bekanntschaft mit dem Orient, namentlich mit den dichtenden Arabern, die durch Reisen und Abenteuer geweckte Phantasie und vergrößerte Verstandesbildung, die herrschend gewordene romantische Stimmung und der durch den Handel erzeugte Wohlstand, alles dieses weckte die

Digitized by Google

Geister, weckte die Poesie; man sang Krieg und Abenteuer, Religion und Liebe, und fand viel Ermunterung und lauten Beifall, besonders von Seiten der in den Liedern verherrlichten Frauen. Bald war poetisch der ganze Adel und Alles, was Bildung hatte in der Provence, deren Fürsten besonders Raimond Berengar III. und V., die Dichtkunst sehr begünstigten. Unter ihrer Herrschaft und an ihren Höfen, damals den gebildetsten und prachtvollsten in ganz Europa, gehörte es zum guten Tone, einen Kreis von Dichtern aus dem Adel um sich zu versammeln. Poesie und Gesang, durch die Laute, Harfe oder Violine begleitet, mußte jede Festlichkeit verherrlichen; daher Viele herumreiseten, um durch solche Gaben die Freudenfeste zu verschönern. Die Namen Provenzal und Dichter wurden fast gleichbedeutend. Ihre Lieder, in denen sich der Reim ausbildete, die aber oft nicht aus poetischer Begeisterung, sondern aus Nachahmungssucht hervorgingen, waren bald süße, fröhliche (Soulas), bald klagende Liebeslieder (Lais), bald idyllische (Pastourelles), bald religiöse, bald didaktische, bald stark satirische (Sirventes), besonders gegen die verdorbene Geistlichkeit, bald Wettgesänge über galante Streitfragen (Tensons), die an den Liebeshöfen (Cours d'Amour) recitirt wurden. Am liebsten sangen sie jedoch Frauen und Liebe, wetteifernd, ihre Damen als Idole und Ideale zu verherrlichen, aber nicht so herzlich und so züchtig, wie die deutschen Minnesänger. So wenig uns nun ihre Gedichte im Ganzen zusagen, da nur einzelne feine und treffliche Stellen in ihnen zu finden sind (die überhaupt im Originale gelesen werden müssen, weil der meiste Reiz im Ausdrucke liegt), und so wenig ihre Lieder wahrhaft poetischen Werth haben, da sie selten etwas fest halten, und oft mehr phantastische Ziererei und alltägliche Reimerei, als Wiederhall eines begeisterten Gemüths sind, so darf man doch die großen Vortheile nicht verkennen, welche ihre Zeit von dieser Poesie davontrug, welche immer die Geister bildete, die Sprache bereicherte, die Männer zu Thaten begeisterte, und die Frauen anfeuerte, sich liebenswürdig zu machen. Die provenzalischen Dichter führten auch den Namen romanische Dichter, weil man die Provenzalsprache auch noch die romanische nannte, aus welcher sie sich gebildet, und in welcher man schon im 10ten Jahrhunderte Romane zu schreiben versucht hatte; ferner Troubadours (s. d. Art.), und im Italienischen Trovatori; während die etwas spätern nordfranzösischen Dichter, welche in der französischen Sprache besonders Romane, die viel Unsinn, alberne Mährchen und Phantastereien enthalten (zuerst den damals so beliebten, aber langweiligen Roman von der Rose), Heldengedichte (von den zwölf Pairs Carls des Großen, von den Rittern der Tafelrunde und von den Amadissen), Contes und Fabliaux schrieben, und die besonders Carl VI. begünstigte, Trouvères genannt wurden. Der älteste Troubadour, den wir noch nach seinem Namen und seinen Liedern kennen, ist Wilhelm, Graf von Poitiers und Guienne (geb. 1071), der die Abenteuer seines Kreuzzugs besang, vor dem jedoch schon Andere gesungen haben müssen. Die Zeit der Provenzaldichter währte höchstens 300 Jahre; ihre Blüthe setzt man auf 1162, als Berengar III. vom Kaiser Friedrich I. mit der Provence belehnt worden war. Da waren nicht bloß die Großen und viele Damen in der Provence, sondern auch große fremde Fürsten (z. B. Richard Löwenherz) und der italienische Adel ganz für den Provenzalgesang entflammt. Die Reize der Provenzalsprache und

Digitized by Google

es Provenzalgesangs verbreiteten sich nämlich gar bald in Italien wo Folchetto der erste namentlich bekannte Provenzaldichter war) und in Spanien (limosinische Provenzaldichter), wo viele Fürsten Dichter waren (wie Alfons II., Peter III. und IV.), auch später in Sicilien. Der Verfall des Provenzalgesangs trifft ins 14te Jahrhundert, in dessen erster Hälfte man schon Preise (zu Toulouse goldene Veilchen, dann auch silberne Ringelblumen und Feldrosen) zur Ermunterung für Dichter ausbieten mußte. Der letzte, den Millot, der Verfasser des Hauptwerks über diesen Gegenstand (Hist. littéraire des Troubadours, Paris, 1774. 3 Voll. 8.) in diesem Fache, anführt, ist Jean Esteve de Biesières (um 1286). Man ward dieses Zeitvertreibs natürlich endlich überdrüssig, der Verstand verdrängte die Phantasie, der Adel verlor seinen Glanz, die fürstlichen Begünstiger starben aus, die entstehende Herrschaft der Könige aus dem französischen Hause begünstigte statt der Provenzalsprache die französische, auch fehlte es an Stoff, da die Ritterabenteuer aufhörten; ein kräftiger Petrarca trat unter den Provenzalen nicht auf, und statt der Sänger, die man, wenn sie selbst Troubadours waren, **Menetriers** nannte, gab es nur noch Lustigmacher, **Jongleurs**, die den Namen Troubadours mißbrauchten, und die Verachtung der letztern bewirkte auch das Vergessen der frühern bessern Dichter. Wir haben noch viel von dem poetischen Nachlasse der Provenzaldichter, unter andern einige religiöse Romane, und dieser Nachlaß ist allerdings sehr interessant für uns, weil er nicht nur eine Probe des wiedererwachenden Geschmacks der Europäer, und ein Denkmal der damaligen Denkart und der damaligen Sitten unter den Gebildeten ist, sondern auch den Alterthumsforschern viele Materialien gibt. Wir können diesen Aufsatz nicht schließen, ohne dem Leser selbst eine Probe von den Producten jener Sciença gaye (so nannten sie die Dichtkunst) gegeben zu haben.

1) Romanisch = provenzalisch.

Al chans d'ausels commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegar lo luis.
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La u s'espand la blanca flor del lis . . . . .

d. i. singen Vögel wieder, dann schallt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amsel, sehe ich wieder grünen den Grund der Wiesen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieseln die Bäche hell über den Sand hin, dort, wo die weiße Blüthe der Lilien entblüht . . . . .

2) Romanisch = französisch.

Quand florist la violette,
La rose et la fleur du glais,
Que chante le Papegai,
Lors mi poignent amoretes,
Qui mi tiennent gai.
Mis pieça ne chantai;
Or chanterai
Et ferai

Chanson joliette
Pour l'amour de ma miette,
Ou grand pieça me donnai.

d. i. wenn das Veilchen blühet, und die Ros' und Tulpe, wenn die Vögel singen, necken mich die Liebesgötter, welche mich so fröhlich machen. Niemals noch sang ich; doch bald sing' ich; dann mach' ich ein artiges Liedchen der Liebe der Theuern, der ich innig ergeben bin. F.

Provinz, Provincia, hieß bei den Römern eine Landschaft, welche ein gewesener Consul oder Prätor als Statthalter verwaltete (s. Proconsul). Demnach wurden sie eingetheilt in Provincias consulares und praetorias. Aber nur solche dem römischen Reiche unterworfene Landschaften hießen Provinzen, welche außerhalb Italien lagen. Unter August wurden die Provinzen in Provincias senatorias oder populares und imperatorias getheilt. Zu letztern bestimmte man diejenigen Provinzen, welche feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzt waren, und deren Verwaltung sich August unter dem Vorwande allein vorbehielt, um den Senat und das Volk von Unruhen zu befreien, eigentlich aber, um das Commando des Heeres einzig in den Händen zu haben. Sie waren nicht immer dieselben. Bei uns gebraucht man den Ausdruck Provinz statt Landschaft, besonders wenn diese nicht zu den Stammländern gehört, und im Gegensatze von der Residenz.

Provinzial heißt ein Ordensoberer, der über die Klöster seines Ordens in einer bestimmten Provinz Aufsicht führt und unter dem Ordensgeneral steht.

Provinzialismen sind Spracheigenheiten gewisser Landschaften und Landstriche.

Provocation, ist ein gerichtliches Zwangsmittel, wodurch jemand einen Andern zum Processe so auffodert, daß derselbe im Unterlassungsfall einen gewissen Nachtheil leidet. Der dadurch veranlaßte Proceß heißt Provocations-Proceß. Die Provocatio ex lege „diffamari" ist die gerichtliche Auffoderung an Jemand, der etwas für unsere Person, unsre Ehre oder unser Vermögen Nachtheiliges verbreitet hat, solches, bei Strafe eines ewigen Stillschweigens, gerichtlich zu beweisen und auszuführen. Sie heißt auch Diffamationsklage (s. d. Art.). Die Provocatio ex lege „si contendat" ist die Provocation, durch welche man den Provocaten nöthigt, entweder gegen den Provocanten zu klagen oder zu dulden, daß dessen Einreden für fortdauernd erklärt werden.

Prozeß in der Jurisprudenz. In den Staaten, deren Hauptzweck die Sicherung des Rechts ist, muß an die Stelle der Selbsthülfe die Hülfe des Staats, oder der Stellvertreter desselben — der Verwalter der Justizpflege, treten und dem unrecht-Handelnden entgegenwirken. Indessen muß der Natur der Sache nach einer solchen gerichtlichen Hülfe die richterliche Anerkennung der Existenz ihres Objects vorangehen. Dieß erzeugt von Seiten des Richters eine Reihe von Handlungen, für die, weil sie einen bestimmten Zweck haben, sich sowohl in Hinsicht der Ordnung, als Einrichtung, bestimmte Regeln von dem Verstande bilden lassen. Wiewohl nun auch bei nicht streitigen Fällen (z. B. bei Verschollenen, bei Gemeindetheilungen) ein regelmäßiges Verfahren zur Feststellung der Rechte nothwendig

Digitized by Google

ist; so pflegt man doch dem Sprachgebrauche zufolge bloß die Verhandlung eines Rechtsstreits, welche zu einer gerichtlichen Entscheidung desselben nothwendig ist, das gerichtliche Verfahren oder (das procedere) den Prozeß, und die Lehre davon die Prozeßtheorie (oft auch selbst Prozeß) zu nennen. Auch sondert man richtig von der letztern die Anleitung zur Form des Gerichtsstyls, indem diese Anleitung einen Theil der sogenannten juristischen Praxis ausmacht. Da jene Verhandlung nicht ohne einen ihr angehörigen Gegenstand und ohne Verhandelnde denkbar ist, so drängt sich zuvörderst die Frage auf: welches sind die Sachen, so in bestimmter Form verhandelt werden sollen, — wo denn nach geschehener Sonderung der Civilsache (welche das Mein und Dein betrifft) von der Criminalsache (welche mit einer öffentlichen Strafe belegt ist) jede nebst ihren verschiedenen Eigenschaften genau zu entwickeln und von allen verwandten abzusondern ist. — Sodann führt die nothwendige Beantwortung der Frage: welche Personen hat der Staat dazu bestimmt, die Prozesse der Bürger zu leiten und zu entscheiden, in welchem Verhältnisse stehen alle diese Personen in Hinsicht einzelner Individuen und Sachen, und welches sind im Allgemeinen ihre Pflichten — zu der Lehre von der Gerichtsbarkeit. — Hierauf sind die Personen, welche bei einem Prozesse vorkommen, nach ihren Eigenschaften zu betrachten. Sie sind Haupt- und Nebenpersonen. Jene sind theils richtende und zwar von den Parteien gewählte (Schiedsrichter) oder öffentlich angestellte Beamte (Justizbeamte, Richter oder Gerichtscollegium, Ober- und Untergerichte), theils streitende, auch Parteien genannt, Kläger, Beklagter, Denunciant, Denunciat, Inquisit, und als Nebenpersonen ihre Rechtsbeistände, Anwalte, Sachwalter und Intervenienten, mit verschiedenen Namen. In Hinsicht der Personen wie der Sachen ist der Gerichtsstand wichtig (s. Forum). Nach diesen Momenten ist die Verfahrungsweise selbst, welche in engerer Bedeutung Prozeß genannt wird, zu zergliedern. — Die alten Völker, den wahren Geist des Criminalrechts verkennend, zogen zwischen diesem und dem Civilrechte nicht so scharfe Gränzlinien, wie es die Natur der Sache erfodert, und schufen einzig für das erstere den Anklageprozeß, welcher einen dem Gange der Civilstreitigkeiten nicht unähnlichen Weg nahm. Durch das canonische Recht hingegen wurde nach und nach in dem Inquisitionsprozesse eine ganz verschiedene, jedoch dem Strafrechte höchst angemessene, Verfolgungsform eingeführt. Eben so entspricht der deutsche gemeine Civilprozeß dem Geiste des Privatrechts. Daher werden die nun folgenden Grundrisse der Verfahrungsweisen in Gemäßheit deutscher gemeiner Rechte gegeben, und da sie aus der Natur der Sache hervorgehen, so stimmen sie auch mit den meisten positiven Gesetzen überein. — Das Civilverfahren beginnt mit einer Handlung der Parteien, regelmäßig mit der schriftlichen Klage (s. d. Art.). Der Beklagte vertheidigt sich dagegen bald in einer Einlassung (litis contestatio), indem er den Inhalt der Klage ganz oder zum Theil ableugnet, bald Einreden (s. d. Art.) vorschützt. Der Kläger salvirt hierauf sein Recht in einer Replik, worauf gewöhnlich sein Gegner mit einer Duplik (s. d. Art.) schließt. Der Richter leitet diesen Schriftwechsel durch Decrete (s. d. Art.) und spricht dann ein Urtheil aus, in welchem er bei Ermangelung eines Rechtsgrundes die Klage verwirft, oder, wenn er nicht jetzt schon hauptsächlich erkennen kann, auf Beweis (s. d. Art und Deduction) der illiquiden Thatsachen, sey es der Klage oder Einrede,

Digitized by Google

mit Nachlassung des Gegenbeweises erkennt (Beiurtheil). Ist letzteres der Fall, so fängt nun ein Beweisverfahren an. Der Richter beraumt nämlich, nachdem die Parteien in legitimer Frist (s. d. Art.) ihre Beweise (probatio, reprobatio) in Schriften eingereicht haben, einen Termin (Productions- und resp. Reproductionstermin) an. Hier werden Urkunden im Originale zur Anerkennung vorgelegt (producirt), die Zeugen beeidet und in Abwesenheit der Parteien abgehört, auf die zu Eid gestellten Artikel Einlassung und Antwort verlangt und der Augenschein so thunlich eingenommen. Ein besonderes Verfahren über die Zulässigkeit der Beweismittel (Productions-, Reproductionsverfahren im engern Sinne) muß der Richter zu vermeiden suchen, damit nach Lage der Sache, die in einen Rotul gebrachten Zeugenaussagen (s. Zeuge) den Parteien alsbald eröffnet oder ein Termin zu Ableistung des Eides (Schwörungstermin) anberaumt werden kann. Oft liefern nun noch die Parteien Deductionen über ihre behaupteten Rechte aus den Beweisführungen (Impugnationsschrift, Salvationsschrift). Der Richter aber faßt darauf ein Urtheil in der Hauptsache (sententia definitiva,) ab, worin er unbedingt absolvirt, condemnirt oder noch auf Leistung eines Eides von Amts wegen spricht (s. Eid). — Diese Verhandlungsart ist Regel und wird daher ordentlicher Prozeß genannt. Ausnahmsweise tritt aber auch ein hiervon abweichendes Verfahren, außerordentlicher Prozeß, ein. Ist Raschheit der Verfahrens Grund dieser Abweichung, so nennt man das Verfahren ein summarisches, welches einen bestimmten (Wechsel-, Executivprozeß) oder unbestimmten Gang hat. Auf einem andern Sonderungsgrunde beruht der Concursprozeß (s. Concurs). Das ganze Verfahren wird abgekürzt, wenn das Gesuch des Klägers mit einleuchtenden Beweisen versehen ist. — Das bisher beschriebene Verfahren ist Sache eines Richters. Glaubt aber eine Partei durch das Erkenntniß dieses Richters gravirt zu seyn, so muß sie binnen zehn Tagen ein Rechtsmittel (ordentliches Rechtsmittel) dagegen einlegen, wodurch immer die Rechtskraft jenes Urtheils suspendirt wird (Suspensivmittel) und eine neue Instanz (s. d. Art.) anhebt. Wird das ganze Verfahren an ein neues Gericht gebracht, so nennt man das Rechtsmittel vorzugsweise ein devolutives (Appellation). Außerordentlicher Art sind die rescissorischen Rechtsmittel (remedia rescissoria), welche gewöhnlich keinen Suspensiveffect haben (Beschwerde über unheilbare Nichtigkeit, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand). — Ist ein Urtheil nach den Verhandlungen in den gesetzlichen Instanzen oder schon in der ersten rechtskräftig geworden, so darf der Sieger um Vollstreckung desselben (executio) nachsuchen, wobei eine Berechnung (Liquidationsverfahren) vorkommen kann. — Noch können in jedem Theile des ordentlichen und außerordentlichen Prozesses mancherlei Nebenhandlungen vorkommen, welche in den bestimmten Rechtsgang nicht hinein gehören, z. B. Versuch zur Güte, Befristungen und Ungehorsamsanklagen, Reassumtion, Sicherheitsleistungen, Intervention u. s. w. — Den Untersuchungsprozeß (Inquisitionsprozeß), bei welchem die richterliche Thätigkeit, auch ohne Auffoderung, von Amts wegen eintritt, veranlaßt ein gesetzlicher Grund zur Untersuchung, welcher entweder in eine Denunciation oder in ein öffentliches Gerücht oder aber in Anzeigen (indicia praesumt.) zu setzen ist. In Beziehung auf das Formelle zerfällt dieser Prozeß auch in den ordentlichen, feierlichen und in den summarischen. Bei dem letztern kommen nur

Digitized by Google

le bei jedem Strafprozesse überhaupt wesentlich nothwendigen Handungen zur Anwendung. Der solenne peinliche Prozeß findet in eientlichen peinlichen Fällen Statt (s. Criminalrecht). hier haben die Gesetze gewisse besondere Förmlichkeiten und Handungen verordnet, um sowohl eine übereilte Lossprechung als eine geetzwidrige Verdammung desto mehr zu verhüten (Specialinquisition). Die Untersuchung geht sowol auf Ausmittelung des Thatbestandes corpus delicti), mithin auf die Frage, ob und in welchem Maße in Verbrechen begangen worden, als auf den Urheber und seine Zuechnungsfähigkeit. Wenn der eines Verbrechens verdächtig geworene dasselbe weder zugesteht, noch durch Beweismittel, als Augenchein, Zeugen oder Urkunden, dessen überführt werden kann, so sind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Ein höchst verehrtes Mittel ist die Tortur, welche durchaus nicht Prüfung der Schuld und Unschuld, sondern nur Proben der Stumpfheit oder Reizarkeit des Nervensystems ist. Mit dieser verwandt ist die Territion, weil sie in Vorzeigung oder Anlegung der Torturinstrumente ohne Peinigung besteht. Der Reinigungseid (s. Eid) und Confrontation (s. d. Art.) gehören ebenfalls hieher. Um Milderung der verwirkten Strafe oder Abwendung einzelner Prozeßhandlungen, z. B. der Specialinqusition zu bewirken, darf keinem Angeschuldigten ein Sachwalter verweigert werden, welcher zu diesem Zwecke eine Vertheidigung (Defension, s. d. Art.) zu fertigen hat. Das Criminalurtheil (sententia criminalis) spricht entweder frei, sey es nun von der ganzen Anschuldigung (sententia absolutoria) oder nur von der Fortsetzung der Untersuchung (absolutio ab instantia), oder es verurtheilt, d. h. es erklärt des Verbrechens schuldig und bestimmt die Strafe (sent. condemnatoria). Oft ist es von der Untersuchung getrennt und einem andern Richter übertragen. Mit der Zuerkennung der Strafe (Sentenz) ist in Hinsicht auf den Angeschuldigten eine Zurechnnng (imputatio iuridica) verbunden (s. d. Art.). Gegen ein peinliches Erkenntniß stehen dem Verurtheilten mehrere Rechtsmittel zu, anderweitige Vertheidigung, Nichtigkeitsbeschwerde, Appellation. Jedoch kann eine Revision des Urtheils durch höhere Instanz auch ohne Auffoderung des Beklagten erfolgen. Der Bekanntmachung des Strafurtheils (publicatio sententiae cond.) folgt die Vollstreckung (executio). Die Vollstreckung, vorzüglich des Todesurtheils, geschieht öffentlich und mit manchen Förmlichkeiten. — Will man über den Werth dieser letzten Verfahrungsarten einige Reflexionen anstellen, so muß man von dem Charakter des Privatrechts sowol als des Criminalrechts ausgehen. Denn da die Rechtsverfolgung sich zum Rechte selbst wie Mittel zum Zwecke verhält, so kann die erste nur dann auf Beifall rechnen, wenn sie mit der besondern Natur des zu schützenden Rechts harmonirt. Hat nun das Mein und Dein unter den Privaten das Merkmal der Veräußerlichkeit in sich, so muß auch dem Verfahren in Civilsachen das Recht der Veräußerung unterliegen. Denn wer auf das Recht selbst Verzicht leisten kann, ist auch zur Verzicht auf die Mittel zur Erhaltung des Rechts befugt. So lange demnach Niemand ein Privatrecht gegen den Andern vor Gericht in Anspruch nimmt, mangelt es an der Bedingung der civilrichterlichen Thätigkeit — wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Daß dieser Satz an der Spitze der deutschen gemeinen Prozeßrechtslehre steht, ist aus obigem hervorgegangen. Es ist daher diese Grundlage richtig, weil sie auf der Verhandlungs-

Digitized by Google

maxime beruht, nach welcher die richterliche Thätigkeit von den Foderungen der Parteien abhängig ist, und die richterliche Untersuchung darauf gerichtet ist, die Parteien selbst den streitigen Fall und ihre Anfoderungen darlegen, so wie den Beweis führen zu lassen. Ganz anderer Natur ist hingegen das dem öffentlichen Rechte angehörige Criminalrecht. Unveräußerlichkeit ist der Charakter desselben; nur dem Staate kommt das Recht, Strafen zu mildern oder zu erlassen, zu. Mithin müssen auch die Mittel, welche zur Ueberführung eines Verbrechens dienen, lediglich in seiner Hand liegen. Dadurch ist der Criminalrichter aufgefodert, stets von Amts wegen zu handeln. Ergibt sich nun aus obigem, daß das gemeine deutsche Criminalverfahren den Charakter der Unveräußerlichkeit in sich trägt, so ist auch das Fundament, diese Prozeßart, richtig, und zwar deßwegen, weil es auf der Untersuchungsmaxime beruht. Zwar will man neuerer Zeit diese Maxime auch auf den Civilprozeß angewendet wissen; allein dagegen läßt sich behaupten, daß die Untersuchungsmaxime hier nur durch Inconsequenz gehalten werden kann, und daß es weniger Schuld der Verhandlungsmaxime als vielmehr der Richter, welche sie im Leben darstellen sollen, ist, wenn sie sich nicht immer wohlthätig äußert. Uebrigens werden die Verhandlungen in Deutschland durch Schriften gepflogen. So ist für einen sichern Rechtsgang gesorgt worden. Die Fristen und richterlichen Auflagen hingegen sind nicht so streng, als zu schnellerer Beendigung der Prozesse zu wünschen ist. Mehr davon s. Prozeßordnung. Eigenthümliche Beschaffenheiten haben besondere Arten des Prozesses, z. B. der Lehnsprozeß, der Consistorialprozeß und der Wechselprozeß, welche durch die Natur ihrer Gegenstände von dem gewöhnlichen Civilprozeß mehr oder minder abweichen. Ueber den gemeinen deutschen bürgerlichen Prozeß haben K. Grolmann, Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Gießen und Darmst., 1800. Martin, Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerl. Prozesses, Göttingen 1800, 8. Nr. 2. Gönner, Handbuch des deutschen gemeinen Prozesses, 4 Bde., Erlangen 1801—1803, neue Aufl. 1804. Pfotenhauer u. A.; über den summarischen Prozeß, A. F. Danz (Grundsätze des summarischen Prozesses, Stuttg. 1792, neue Aufl. von Gönner 1806). L. L. G. Süptitz (Lehrbuch der summarischen Prozesse, Braunschw. und Helmst. 1807, 8.); über den Criminalprozeß, C. F. G. Meister, fortgesetzt von Eschenbach, 6 Th., Schleswig und Wismar 1795; über die besondern Prozeßarten, Ludovici (Einleitung zum Concurs-, peinlichen, Lehns-, Consistorialprozesse mit Zusätzen von Schlitter, Halle 1794) und Cori, System des Concursprozesses, geschrieben; D. C. J. A. Mittermaier aber hat ein Handbuch des peinlichen Prozesses mit vergleichender Darstellung des gemeinen deutschen Rechts und der Bestimmung der franz., preuß., und baierischen Gesetzgebung (Heidelberg 1812, 8.) geliefert. En.

Prozeß heißt in der Chemie eine Operation der Natur oder Kunst, wobei oder wodurch das Wesen eines Körpers verändert wird. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Bestandtheile, woraus alle Naturkörper zusammengesetzt sind, außer dieser Zusammensetzung, d. h. für sich selbst, eine ganz andere Natur und Beschaffenheit haben, als sie in jener Verbindung zeigen. Von vielen Körpern lehrt die Erfahrung dieß gewiß. So geben z. B. die beiden luftförmigen Stoffe, das Wasserstoffgas und Sauerstoffgas,

Digitized by Google

...n sie sich innigst mit einander verbinden, einen dritten Körper ... ganz verschiedener Natur, nämlich Wasser. — Die Chemie ... zeigt die Mittel, die Naturkörper zu zersetzen, d. h. ihre Be...dtheile aus der Verbindung zu bringen, in welcher sie einen ...issen Körper ausmachen. Sie kennt aber auch Mittel, durch neue ...änderte Verbindungen Körper anderer Art hervorzubringen. Die ...erationen, nach welchen dieß geschieht, heißen chemische Prozesse; ...gleichen sind die Auflösung, die Niederschlagung, die Verdampfung, ... Schmelzen, Destilliren und Sublimiren (s. d. Art.). In der Na... gehen dieselben chemischen Prozesse von Statten, und durch sie ...igt die Natur die beständigen Veränderungen in dem Wesen der ...rper oder den Wechsel der Dinge hervor.

Prozeßordnung (Gerichtsordnung) ist die Gesetzgebung, ...che den Prozeß zum Gegenstande hat. Da der Staat sich nicht ... den guten Willen der Richter verlassen darf, da er die Bürger ...en alle mögliche individuelle Willkür der Richter zu schützen ver...den ist, da das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft einen festen ...chförmigen und, so viel es möglich ist, schleunigen Gang der Ju... unumgänglich erfodert, so muß die Bestimmung der Ordnung und ... des gerichtlichen Verfahrens durch positive Gesetze ein sehr wich...r Gegenstand der positiven Gesetzgebung seyn. Durch sie muß ... bestimmt werden, welche Fälle überhaupt einer richterlichen Ent...idung bedürfen, und welchem besondern Gerichtshofe die Parteien ...erworfen seyn sollen, so wie die Personen, welche einen Prozeß ...ellen können, u. a. Die alten Deutschen hatten keine positive Prozeßge... und wenig bestimmte Observanzen; die Richter schufen sich in jedem ...elnen Falle selbst eine Norm. Erst bei Errichtung des nunmehr ver...undenen Reichskammergerichts erhielt (1495) Deutschland durch aus...kliche Reception des römischen Rechts und im canonischen Rechte ge...ebene Prozeßgesetze, im juridischen Sinne des Worts, und die Ordnung ...ieses Gericht war die erste germanische bürgerliche Gerichtsordnung, ...n anders die des gemeinschaftlichen Hofgerichts zu Leipzig und Alten... nicht früher oder gleichzeitig mit jener erschienen ist. Diese Ordnungen enthielten von der Verfahrungsweise selbst fast gar nichts. Ihr Haupt...t war Bestimmungen über die Verfassung des Gerichts, und so waren ... bloß Gerichtsordnungen im engern Sinne des Worts. Erst in ...Folge erschienen häufiger in den Reichsgesetzen Normen für die ci... Verfahrungsweise, welche, in so weit sie mit einer auf ganz ...tschland sich erstreckenden Kraft gegeben worden, noch jetzt geltend ... Vorzüglich für das ganze Reich war Carls V. peinliche Ge...sordnung berechnet, welche neben dem canonischen und römischen ... Hauptquelle für das gemeine deutsche Criminalrecht und das cri...elle Verfahren ist. Das interessanteste Reichsgesetz für den Civil...eß ist der jüngste Reichsabschied von 1654, worin unter andern ... articulirte Verfahren abgeschafft worden ist. Nur bei diesem Ar...prozesse und der übrigens steifen Verfassung der Reichskammer ist ... Beklagten, von welchem Vultejus erzählt, er habe den Kläger ... Jahre verfahrend hingehalten, bevor er auf die Klage geantwor... und den Krieg Rechtens befestigt, dergleichen möglich gewesen. ...n sollte wirklich glauben, die Justiz sey vor Errichtung des Reichs...mergerichts besser gewesen als nachher, wenn ein Spanier, wel... in der Mitte des 15ten Jahrhunderts Deutschland durchreisete, ... Wahrheit sagt (Roderici Zamor. Sp. Vitae Num. lib. 1. ...18, fol. 21): „In den vielen volkreichen Städten in Deutsch...

Digitized by Google

land, wo ich gewesen, habe ich die vortrefflichste Polizei- und Recht[...]
pflege gefunden, ich habe gesehen, daß ein einziger Mann, ob er glei[...]
der Rechte (römischen) ganz unwissend und in der Entscheidung d[...]
Rechtshändel (nach selbigen) ganz unerfahren war, dennoch alle Strei[...]
händel in der ganzen Stadt binnen kurzer Zeit und ohne alles G[...]
räusch gütlich beilegte, dabei auch weder Advocaten, noch sonst ein[...]
sinnreiche Wortwechselung im Vorbringen der Parteien vorkam; i[...]
erstaunte hierüber und erkundigte mich, woher es komme, daß in eine[...]
so angesehenen Stadt nur solche geringfügige und überdieß so wenig[...]
Streithändel im Gerichte vorkämen? und wenn es geschehe, warum[...]
kein Advocat dabei gegenwärtig sey? Laconisch und mit einem beschei[...]
denen Lächeln antwortete man mir: eben dieses letztere sei die Ursach[...]
vom erstern." — Nach Abfassung des jüngsten Reichsabschiedes ha[...]
nun zwar nirgends in gemeinen deutschen Rechten wieder ein solcher
monströser Prozeß ventilirt werden können; allein das Verfahren könnte
immer noch einfacher seyn, und einen schnellern Gang gehen. Mehr
ist in den deutschen Particulärgesetzgebungen dafür gesorgt worden.
In Sachsen hat man dieß seit alter Zeit durch Strenge der Prozeß-
fristen und richterliche Auflagen, so wie durch die heilsame Eventual-
methode zu erreichen gesucht. In der preußischen Gerichtsordnung ist
deßwegen die Untersuchungsmaxime mit der Verhandlungsmaxime ver-
bunden worden. In Preußen ist der Zweck erreicht worden, weil die
Verfassung der Gerichte damit harmonirt und die Richterstellen gut
besetzt sind. In Sachsen hat sich die Gerichtspflege in der neuern
Zeit verschlimmert, weil die Verhandlungsform nach den sächsischen
Prozeßordnungen höher steht als die Verfassung der Gerichte, welche
für ein prozeßreiches Zeitalter nicht paßt. Noch haben während der
französischen Invasion sich mehrere Prozeßordnungen im Geiste des
Code de procédure civile (s. Code civil françois) in Deutsch-
land eingeschlichen, allein mit der Flucht der Franzosen sind sie zu-
gleich flüchtig geworden und haben aufgehört, als deutsche Prozeßge-
setze zu existiren. Ob die heilige Asträa wieder sich einen gemeinsa-
men Justiztempel unter den Deutschen stiften wird, steht zu erwarten.
Flehend hat deßwegen für Deutschland der eben so sinnreiche, als ge-
lehrte Thibaut zu Heidelberg seine Stimme erhoben. Einen Entwurf
zu einer gemeinen deutschen Gerichtsordnung hat schon Gönner druk-
ken lassen (Entwurf eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfah-
ren in bürgerl. Rechtssachen, 2 Bde., 1815 und 16); wird das Ge-
schenk dieses Rechtsphilosophen benutzt, und werden noch dazu ei[...]
Grolmann, von Almenbingen und Martin zu Rathe gezogen, so mu[...]
etwas Vollendetes daraus hervorgehen. Er.

Prudhon, einer der vorzüglichsten und berühmtesten Maler de[...]
neuern französischen Schule. Die Franzosen nennen ihn den Maler de[...]
Grazien. Mehrere allegorische Gemälde von ihm führt Fiorillo in sei[...]
ner Geschichte der zeichnenden Künste, III. Bde., S. 506 und f., au[...]
Er hat sich durch einen Aufenthalt in Italien und durch eigenes Na[...]
denken gebildet.

Prunellen (pruneolae), eine Art sehr schmackhafter, gelind[...]
getrockneter Pflaumen, die aus Brignoles (daher prunes de Brig[...]
noles), einer Stadt in der Provence, kommen, und die man in Kis[...]
chen und Dosen gepackt weit verschickt.

Pruth, ein großer und schiffbarer, aber reißender Fluß, welch[...]
in Gallizien in den Carpathen entspringt, durch die ganze Molda[...]
geht, und bei Zalocz sich in die Donau ergißt. In dem letzten Frie[...]

Digitized by Google

nsschlusse zu Buchárest (d. 16. Mai 1812) zwischen Rußland und r Pforte, wurde der Pruth, von seinem Eintritt in die Moldau ı, bis zu seinem Einflusse in die Donau, als die Gränze beider eiche in dieser Gegend bestimmt; der ganze auf dem linken Ufer des ruth gelegene Theil der Moldau wurde dadurch an Rußland abgeeten. — Im J. 1711 wurde Peter I. nach dreitägigen nachtheilin Gefechten von der türkischen Armee bei dem Städtchen Hus am ruth gänzlich eingeschlossen, und genöthigt, (am 13ten Juli) einen rieden mit mancherlei Aufopferungen zu erkaufen. (S. Peter I. ıd Catharina I.).

Prytaneum hieß in Athen das Gebäude, wo die Prytanen . h. diejenige von den zehn Classen des Senats, welche der Reihe ıch den Vorsitz hatte) sich versammelten, während der 35 oder 36 age ihrer Amtsführung wohnten und gemeinschaftlich gespeiset urden. Die Speisung im Prytaneum gehörte zu den höchsten Ehnbezeigungen, und widerfuhr nur um den Staat hochverdienten ännern. — In Paris stiftete Napoleon eine Lehranstalt unter m Namen Prytanée, in welcher einige hundert Schüler größtenteils auf Kosten des Staats erzogen und gebildet wurden. Bis s 12te Jahr erhielten sie gemeinschaftliche Bildung, wurden nn entweder zu bürgerlichen Geschäften (worin 5 Professoren) er zu Militärdiensten (worin 3 Professoren Unterricht ertheilten) stimmt. Mit dem 15ten Jahre traten sie aus dieser Anstalt, um r weitern Bildung in ihre Fächer vertheilt und angestellt zu werden.

Psalm bedeutet im Allgemeinen: Gesang. Das griechische tammwort (Ψάλλειν), dem deutschen schallen, hallen entsprechend, ird von dem Spielen auf Saiteninstrumenten, und vom Singen braucht. Sonst wurde zuweilen, wie noch jetzt im Niedersächsischen, s Vorschlags-P weggelassen, und Salm für Psalm gesagt, besonrs in zusammengesetzten Wörtern, wie Salmbuch, das Gesangıch. Wenn aber nach seiner Ableitung Psalm überhaupt Geıng, Lied, bezeichnet, so ist doch das Wort insbesondere von den iligen Liedern und Religionsgesängen, die sich im alten Testament einer ganzen Sammlung finden, üblich worden. Es ist dieß ein reis echter Religions- und Nationallieder des Volkes Gottes, fast le aus den Zeiten Davids und der spätern, und wol nur einer er neunzigste, der Psalm Mosis) aus früherer Zeit. David, r den Tempelgesang vollendete, ordnete nicht nur aus den Leviten ne bedeutende Anzahl von Sängern und Singmeistern an, sondern chtete auch selbst zum gottesdienstlichen Gebrauche heilige Lieder, die s Vorbild und Muster für viele Andere wurden. Mehrere Psalen, die seinen Namen tragen, sind wol nicht von ihm, sondern nur ıch den seinigen gedichtet, und nur in dieser Hinsicht mit seinem amen bezeichnet. Wiewol aber öfters alle Psalmen ihm zugeschrien wurden, und insbesondere einundsiebzig durch die Ueberschriften m beigelegt werden: so können doch auch diese nicht alle von ihm yn, da offenbar einige sehr bestimmt auf spätere Zeiten hinweisen. agegen scheinen andere, die seinen Namen nicht führen und deren eberschriften vielleicht verloren gingen, ihn zum Verfasser zu haben, osür sowol ihr Inhalt, als die Darstellungsweise spricht. Aus Dads Zeiten sind auch die meisten Psalme, die dem Assaph, Heman ıd Ethan oder Jeduthun beigelegt werden. Zwölf Psalme fühn Assaphs Namen, von denen jedoch mehrere auf einen spätern rsprung hinweisen. Assaph selbst, ein Sohn des Berachias (Be-

rechjo), war ein Levit, und (nach 1. Chron. 17, 5) der erste unter den von David zum heiligen Dienste verordneten Sang- und Musikmeistern. Der Name Hemans ist nur einem, dem 88. Psalm vorgesetzt. Heman, mit dem Beinamen der Esrachit, scheint der Levit zu seyn, der unter den Sangmeistern Davids genannt wird. Zu diesen gehört auch Ethan oder Jeduthun, auch ein Esrachit, dem der 89. Psalm zugeschrieben wird. Andere Psalmen sang wol Salomo (der nach 1. Buch der Könige, 4, 32. über tausend Lieder dichtete), dessen Namen aber in unserer Sammlung nur zwei, der 72. und 127. führen, von denen überdieß der erstere mehr auf Salomon, als von ihm gedichtet scheint. Wol aber mögen einige andere unbekannte von ihm seyn. Mehrere sind wenigstens aus seiner Zeit, beziehen sich auf Verhältnisse unter seiner Regierung, auf die Tempelweihe ꝛc. Die Meinung, daß einige Psalmen aus der Zeit Samuels und von ihm selbst seyen, gründet sich zwar auf kein historisches Zeugniß, hat aber nichts Bedeutendes gegen sich. Die meisten, von ungenannten Verfassern, scheinen aus späterer Zeit, wenige aus der Regierungszeit der nächsten Könige nach Salomo, mehrere aus der Trauerzeit des Exils und der Rückkehr, wohin wol besonders die gehören, die mit dem Namen der Kinder Korah bezeichnet sind, und wahrscheinlich meist Einen Verfasser haben. Aus späterer Zeit sind auch wahrscheinlich die sogenannten Aufsteigepsalmen, jene Reiselieder, die man auf die Rückkehr aus dem Exil bezogen hat, die aber wol überhaupt sich auf die jährlichen Wallfahrten nach dem hochliegenden Jerusalem und dem Tempel beziehen. Einige wenige endlich scheinen sogar der Zeit der Maccabäer anzugehören. Die Davidischen Psalme, sie mögen nun ihn selbst zum Verfasser haben, oder zum Theile nur aus seiner Zeit seyn, machten wahrscheinlich eine frühere Sammlung aus, die bis zum 72. reichte. Die folgenden sind meist jünger. Unsere Sammlung besteht bekanntlich aus 150 Psalmen, die jedoch in ältern Handschriften nicht überall mit derselben Zahl bezeichnet sind, die sie in der Lutherischen Uebersetzung führen, weil hier einige Mal zwei oder drei Psalme, die anderwärts so geschieden vorkommen, als einer, und andere, die anderwärts einer sind, in mehrere getheilt erscheinen. Die Masorethen theilten, ohne wichtigen Grund, die ganze Sammlung in fünf Abtheilungen. Noch willkürlicher und übrigens unfruchtbar ist die Eintheilung in hohe, mittlere und niedere. Ihr Inhalt würde eine sicherere Unterscheidung darbieten. Im Allgemeinen sind zwar alle lyrische Gesänge, Lieder im engern Sinne, oder Oden und Hymnen, aber theils eigentliche Oden, die entweder Einen Gedanken, Ein Gefühl, oder Ein Bild in einem kleinern, geschlossenen Kreise sinnig darstellen, oder aus mehrern Gliedern sich zu Einem lyrischen Ganzen runden, theils lyrische Wechselgesänge, theils Lieder, in denen der lyrische Geist durch elegischen oder idyllischen Ton, oder durch eine geschichtliche Thatsache, oder durch weise Lehrsprüche eigenthümlich gestaltet ist. Die meisten haben die Gebetsform, oder beginnen oder enden als Gebet, und sind, sie mögen Klage, Trauer oder Trost aussprechen, Ausdruck des tiefsten Gottvertrauens, der lebendigsten Zuversicht. Die Sittenlehre ist rein, und nur in mehrern, besonders Davidischen Trauergesängen, Kriegs- und Siegsliedern, durch Groll und Haß gegen die Feinde, durch einen nicht selten unfreundlichen Nationalstolz entstellt. Alle aber sind wahre Nationalgesänge, und die meisten von reinem religiösen Gehalte. Sie gehören dem Höchsten

Digitized by Google

und Erhabendſten an, was je die Dichtkunſt erzeugte, und das heilige Licht der Offenbarung, der begeiſternde Glaube an den ewigen wahren Gott verbreitet über ſie einen hellen Glanz, und erfüllt ſie mit tiefer Innigkeit. Man muß ſie nicht vergleichen wollen mit andern lyriſchen Geſängen der Vorwelt; ſie ſind ein ganz eigenthümliches und herrliches Gewächſe des heiligen Landes, in dem der Offenbarung Stimme am lauteſten erſcholl und am reinſten bewahrt ward. Viele werden in ihren beſondern Beziehungen durch die Geſchichte aufgehellt und erklärt, und dieſe geſchichtlichen Beziehungen müſſen deßhalb aufgeſucht werden. Doch würde man zu weit gehen, und leicht den rechten Sinn ſich ſelbſt verdunkeln, wenn man alles geſchichtlich deuten wollte, da offenbar vieles ſinnbildlich, anderes, obwol ſeltner, allegoriſch, vieles auch prophetiſch mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit hinweiſend ausgeſprochen iſt. Einige ſind bei ganz beſondern Zeitbeziehungen für uns minder erbaulich; die meiſten aber, reich an Erhebung, Troſt, kindlicher Zuverſicht, freudigem Gottvertrauen, Zeugniſſe von Demuth und bußfertiger Seele, eignen ſich eben ſowol für chriſtliche Geſangbücher, wie ſie in der Bibel ſelbſt uns tief und innig ergreifen. — Uebrigens enthält die Sammlung unſerer Pſalme im alten Teſtamente keinesweges den ganzen Liederſchatz der Hebräer. Nicht nur ſind die Salomoniſchen Lieder für uns verloren, ſondern im alten Teſtamente ſelbſt werden noch manche erwähnt, die ſich in unſerer bibliſchen Sammlung nicht finden. Dieſe war zwar zu heiligem Gebrauche veranſtaltet, aber enthält gewiß auch nicht alle hebräiſche Religionsgeſänge. Die Pſalmen ſind poetiſch nachgebildet worden von J. A. Cramer; die neueſten Ueberſetzungen ſind von de Wette, Stuhlmann, Schärer (Bern 1812), Reinhard (herausgegeben von Hacker, Leipzig 1813). — Nachmals hat man auch erhabene religiöſe Lieder neuerer Dichter Pſalme genannt, wie wir unter andern von Klopſtock einige herrliche beſitzen. Ke.

Pſalmodie bezeichnet ſowol das Singen der Pſalmen mit Muſikbegleitung, als die Melodie des Pſalmengeſangs. Man hat auch wol den Pſalm ſelbſt, in wie fern er geſungen wird, eine Pſalmodie genannt. Obwol uns die eigentliche alte Geſangweiſe der Pſalmen, wie ſie bei den Juden üblich war, unbekannt iſt, ſo hat doch jeder Pſalm in ſich einen vorherrſchenden Geſangston, eine ihm inwohnende Melodie, die durch die Muſik hervorgehoben wird, und auch in den Sangweiſen der überſetzten Pſalme in unſern ältern Geſangbüchern meiſt ſehr richtig ausgedrückt iſt. In ſo fern iſt uns auch die echte Pſalmodie keineswegs verloren, wenn wir auch den eigenthümlichen Rhythmus der Pſalme nicht aufzufinden vermöchten. Ke.

Pſalter heißt das muſikaliſche Werkzeug, zu dem die Pſalme geſungen wurden, das den Geſang begleitete. Es war ein Saiteninſtrument, wie man glaubt, der Harfe ähnlich; doch wurde es vielleicht geſchlagen, und hatte in ſo fern wol mehr Aehnlichkeit mit einem Hackebrette, vielleicht von vollkommnerer Bauart. Nach bibliſchem Zeugniſſe (beſonders nach Pſalm 33, 2.) hatte es zehn Saiten. Doch konnten andere Arten deſſelben auch weniger haben. Es iſt gewiß eins der älteſten muſikaliſchen Inſtrumente ſo genannt worden. — Auch das Pſalmbuch, die ganze Sammlung der Pſalmen, heißt der Pſalter. Endlich nannte man ſo auch ei-

nen besonders langen Rosenkranz, den die Nonnen einiger Orden führten. Ke.

Psammitich, Psammetich, s. Aegypten und Labyrinth.

Pseudo, ein griechisches Wort welches man Namen und Worten vorsetzt, um dadurch etwas Unechtes oder Falsches auszudrücken. So heißt **Pseudonym**, was einen falschen Namen führt, ein Buch, das unter falschem Namen geschrieben wird; **Pseudoprophet**, ein falscher Prophet; **Pseudo-Smerdis**, der falsche Smerdis (s. d. Art. Perser).

Pseudoemetrier, s. Rußland.

Pseudo-Isidorus, s. Isiodorus, Decretalen und Päpste.

Psyche, Seele und Schmetterling, durch welchen Doppelsinn die schöne allegorische Dichtung von ihr ungemein gewann, war die Tochter des Sonnengottes und der Endelecheia oder Entelecheia, das ist der Stetigkeit und Strebekraft. Spätere Dichter machen sie zu einer Königstochter und erzählen ihre Geschichte also: Psyche, deren zwei ältere Schwestern von mäßiger Schönheit waren, war so liebreizend, daß man sie für Venus selbst hielt, und nur wie eine Göttin zu verehren, nicht zu lieben wagte. Dieß erregte der Venus Neid, die, um sich zu rächen, dem Amor gebot, sie in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Amor kam, sah Psyche und liebte sie selbst. Der Vater indeß, voll Schmerz, seine Tochter verschmäht zu sehen, wendet sich an Apollo's Orakel, welches den Ausspruch thut, man solle Psychen, in Trauergepränge, auf den Gipfel eines Berges führen und daselbst verlassen, denn sie sey zur Braut eines beflügelten Drachen bestimmt. Unter Jammer wird der Ausspruch befolgt, und Psyche sieht sich allein auf dem verlassenen Felsen, als plözlich Zephyr sie sanft umschwebet, aufhebt und in ein schönes Lustschloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieser jede Nacht, ungesehen und unerkannt, sie besucht und mit Anbruch des Tages wieder verläßt. Eines vollkommenen Glücks hätte Psyche genossen, wofern sie, des Geliebten Warnung befolgend, nie neugierig gewesen wäre, ihn näher kennen zu lernen. Allein verführt durch ihre eifersüchtigen Schwestern, die sie, auch gegen Amors Gebot, hatte zu sich kommen lassen, glaubte sie ein Ungeheuer in ihm zu umarmen und die Neugierde siegte. Mit einer Lampe trat sie, als er einst entschlafen war, zu ihm, entdeckte den schönsten der Götter, und ließ vor freudigem Schrecken einen Tropfen heißes Oel auf seine Schultern fallen. Amor erwachte, warf der bestürzten Psyche ihr Mißtrauen vor und entfloh. Trostlos irrte sie, nachdem sie vergebens sich in einen Fluß zu stürzen versucht hatte, in allen Tempeln umher, forschte überall nach ihrem Geliebten und kam zulezt in den Palast der Venus. Hier begann ihr eigentliches Leiden. Venus behielt sie bei sich, behandelte sie als Sclavin und legte ihr die härtesten empfindlichsten Arbeiten auf. Psyche wäre unter der Last erlegen, hätte Amor, der sie noch immer heimlich liebte, sich ihrer nicht unsichtbar angenommen und ihr in allen Unternehmungen beigestanden. Nur der letzten gefährlichsten Probe, zur Proserpina ins Schattenreich hinabzusteigen, und von ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe zu holen, wäre sie fast erlegen. Zwar bestand sie alle Versuchungen glücklich, aber — sie öffnete die Büchse, woraus ein so tödtlicher Dampf hervordrang, daß sie leblos zu Boden sank. Da erschien Amor und die Berührung mit seinem Pfeile brachte

Digitized by Google

hr Leben zurück. Venus war versöhnt; auf Jupiters Wort ward Psyche unsterblich und auf ewig mit dem Geliebten verbunden. Mit großen Festlichkeiten ward ihre Vermählung gefeiert, ihre neidischen Schwestern aber stürzten sich von einem Felsen herab. — Diese allegorische Erzählung finden wir bei Apulejus (s. d. Art.).

Psychologie (Seelenlehre). Eine Wissenschaft von der Seele kann zur Aufgabe haben, die allgemein wahrnehmbaren Veränderungen und Erscheinungen der geistigen Thätigkeit in ihrer Gesetzmäßigkeit, so wie in ihrem innern Zusammenhange darzustellen, oder auch dem letzten Grunde dieser Erscheinungen nachzuspüren, und das Wesen der Seele, ihr Verhältniß im Universum zu erforschen, oder kürzer, die Seele entweder betrachten, wie sie sich äußert oder was sie ist. Eine Untersuchung letzterer Art hat man, weil sie dasjenige zum Gegenstande hat, was nicht erfahren und wahrgenommen werden kann, metaphysische oder transcendentale, sonst auch rationelle Psychologie genannt (s. d. Art. Metaphysik); dahingegen die Untersuchung ersterer Art, weil hier die Seele als Gegenstand der Erfahrung betrachtet wird, Erfahrungsseelenlehre oder empirische Psychologie, auch Psychologie vorzugsweise genannt. Die empirische Psychologie ist sonach die zur Wissenschaft ausgebildete Erfahrung über die Aeußerungen und Veränderungen der menschlichen Seele. Als Wissenschaft bezieht sie sich auf das Allgemeine in der Thätigkeit der Seele, gewisse Klassen der innern Erscheinungen, welche wir durch vergleichende Beobachtung finden; als Wissenschaft der Seele ist sie ein Theil der Anthropologie, daher sie auch psychologische Anthropologie genannt, und von der Physiologie oder physiologischen Anthropologie unterschieden wird, wiewol beide immerfort zur Vereinigung hinstreben. Sie setzt den Unterschied der geistigen Anlage (des Ich) und des Körpers als im Bewußtseyn gegeben voraus, und versucht nicht, denselben zu erklären; sie betrachtet zwar die Seele in ihrer Wirksamkeit, in so fern sie mit dem Körper verbunden ist, aber abstrahirt auch von den bloß körperlichen Veränderungen, und deutet bei aller Verschiedenheit beider auf ihre ursprüngliche Einheit immerfort hin. Geschähe letzteres nicht, so wäre sie der Erfahrung vielmehr zuwider, als gemäß, und dürfte sich des Namens Erfahrungsseelenlehre nicht rühmen. Ihr Verhältniß zur Philosophie ist vielfach. Denn erstens kann sie als Vorbereitungswissenschaft für den sich entwickelnden philosophischen Geist dienen, und ist dieses noch mehr als die Logik, welche unter den Thätigkeiten des Geistes nur den Verstand in seiner Gesetzmäßigkeit betrachtet. So wie nämlich die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt von dem Besondern ausgeht, und zu dem Allgemeinen fortschreitend sich erhebt, so ist die empirische Psychologie, welche eine erfahrungsgemäße Selbstkenntniß gewährt, die zweckmäßigste Vorbereitung und Einleitung in die speculative Weltansicht, welche die Philosophie aufstellt; sie ist es um so mehr, je deutlicher sie das geistige Organ kennen lehrt, mit welchem wir philosophiren. Auch werden hier nur Thatsachen vorausgesetzt und entwickelt, die in Jedes Bewußtseyn liegen, mithin Jedem verständlich sind, deren deutliche und zusammenhängende Erkenntniß aber manchem Irrthum des Philosophirens vorzubeugen im Stande ist, und als die leichtere zu dem Schweren sicherer fortleitet. Nie aber kann sie selbst die Stelle der Philosophie vertreten, weil die Erfah-

rung und Beobachtung nichts über das Wesen der Dinge lehrt; daher auch Einige fälschlich die Philosophie zu einer blos psychologischen Betrachtungsweise machen. Ja die empirische Psychologie ist vielmehr, von einer zweiten Seite betrachtet, eine angewandte philosophische Wissenschaft, in so fern sie nämlich zur Anordnung und Erklärung ihrer Thatsachen nicht nur der philosophischen Form, sondern auch gewisser metaphysischer Begriffe (z. B. Kraft, Wirkung u. s. w.), deren Wahrheit sie voraussetzen muß, und des philosophischen Geistes zu ihrer Begründung und Aufstellung als Wissenschaft bedarf. Dadurch aber unterscheidet sie sich zugleich von einer blosen Naturbeschreibung der Seele, die ihr in ihrer Entwickelung vorhergegangen ist. Letztere stellt nur die Thatsachen selbst in einer natürlichen Anordnung auf; die wahre Erfahrungsseelenlehre aber will dieselben in ihrem lebendigen Zusammenhange und nach ihren Gesetzen erklären und so das innere Leben als geistigen Organismus darstellen. Und so ist sie derjenige Theil der angewandten Philosophie (insbesondre der anthropologischen Wissenschaften), welcher die Organisation der menschlichen Seele, gemäß ihren durch innere Erfahrung (Selbstbewußtseyn) wahrgenommenen Aeußerungen, kennen lehrt. Diesem Ideal schreitet die Ausbildung der Psychologie immer näher, je mehr sie sich über eine blose Aufzählung verschiedener geistigen Aeußerungen, und über die Naturbeschreibung erhebt; sie ist aber als eine jüngere Wissenschaft in allen ihren Theilen noch nicht gleichförmig ausgebildet. Einige theilen sie wie die Körperlehre in die Lehre von den natürlichen, gesunden oder krankhaften Zuständen des Geistes ein; mithin in die psychologische Physiologie und Pathologie. Noch gewöhnlicher ist die Eintheilung in allgemeine und besondere (oder specielle), von welcher jene die Seele in ihren allgemeinen gesetzlichen Aeußerungen, diese besondere Seelenarten und Classen geistiger Zustände betrachtet, und sich daher in die Seelencharakteristik und Pathematologie der Seele theilt. Nach dieser Bestimmung ihres Inhalts und Umfangs leuchtet auch ein, wie sehr empirische Psychologie nicht nur jede andere Wissenschaft und deren Anwendung unterstütze und befördere, sondern auch wie groß ihr Einfluß auf das Leben sey. Die richtige Erklärung der heiligen Schrift und der Rechtsurkunden, Erziehung und Unterricht jeder Art, die Anwendung der Gesetze auf vorliegende Fälle, die tiefere Geschichtsforschung und Darstellung, ein der menschlichen Natur angemessenes Heilverfahren, so wie jede methodische Behandlung der Menschen beruht auf geistigen Gesetzen, deren klare und zusammenhängende Erkenntniß jene Wissenschaft gewährt. Was ihre Geschichte anlangt (Fr. Aug. Carus hat dieselbe in seiner Geschichte der Psychologie, Leipzig 1808, ausführlich behandelt), so lieferten schon die Griechen in zerstreuten Beobachtungen reichlichen Stoff für diese Wissenschaft, z. B. Plato (man sehe Tennemanns System der Platonischen Philosophie, 3ter Bd.) und Aristoteles in seinen Büchern über die Seele; in der neuern Zeit David Hume in seinen Treatise of human nature, von Jacob übersetzt, Hartley, Locke (de intellectu humano), Montaigne in seinen Essais, René des Cartes (besonders in dem Buche de passionibus animae), Helvetius (de l'esprit de l'homme), Charles Bonnet (essai analytique sur les facultés de l'ame), von Irwing (Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen), Tetens (in seinen philosophischen Versuchen über die menschliche Natur 2c.), Tiedemann (Untersuchungen über den Menschen), Herder (in seinen Ideen zu einer Philo-

Digitized by Google

sophie zur Geschichte der Menschheit), Feder u. v. A. — Aber wissenschaftlich wurde die Erfahrung über die menschliche Seele zuerst gefaßt von Christian Wolf, der daher auch der Vater der empirischen Psychologie genannt wird (in seiner psychologia methodo scientifica pertractata. Fcf. et Lips. 1732. 4.), und die empirische Psychologie von der sogenannten rationellen oder metaphysischen, nicht immer glücklich, absonderte. Eine neue Periode dieser Wissenschaft beginnt durch die kritische Philosophie (s. d. Art.), deren Grundlage psychologisch ist. Kant eröffnete nicht nur in seinem größeren Werke (nämlich Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft), sondern auch in der populären Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1802, 2te Aufl.), der Psycholochie manche neue Aussicht. Nach Kant und durch Kants Schüler wurde die empirische Psychologie in mehrern Compendien bearbeitet, von K. L. F. Schmid, H. L. Jacob, welcher noch 1814 einen neuen Grundriß der empirischen Psychologie nebst Commentar über denselben herausgegeben hat, J. Ch. Hoffbauer in mehrern Schriften, Maaß, Kiesewetter, Snell, Olshausen. Die Schriften der beiden Letztern und einige von Hoffbauer sind zum populären Selbstunterrichte für Schüler und für ein größeres Publicum geeignet, die der Ersten sind strenger wissenschaftlich angeordnet und eignen sich mehr zu Vorlesungen. Mit mehr Eigenthümlichkeit haben zuletzt die empirische Psychologie G. F. Schulze (Grundriß der philosophischen Welt, 1r Th.), der genannte Fr. Aug. Carus (in 2 Thln., Leipz. 1803, 8.), und Chr. Weiß in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, Leipz. 1811, bearbeitet. Die neuesten Untersuchungen sind von G. F. Schulze, (psychologische Anthropologie, Gött. 1815), Herbart (Lehrbuch zur Psychologie, Königsb. 1816), und Eschenmeyer (Psychologie, Tübing. 1816). Einzelne Theile derselben sind von Maaß (z. B. die Theorie der Gefühle, und die der Leidenschaften), Dirksen, (über die Stärke der Seele), Dedekind, Suabedissen u. A. besonders bearbeitet worden. Auch gehören hierher einige Werke des trefflichen Schubert, (z. B. Ahnungen des menschlichen Lebens und Symbolik des Traums).

Ptolemäer, der gemeinschaftliche Name der ägyptischen Könige von der griechischen Dynastie, welche nach Alexanders Tode bis auf die Zeit, wo Aegypten eine römische Provinz ward, (ohngef. 290 Jahre) herrschten. Sie heißen auch richtiger (weil sie nicht alle den Namen Ptolemäus führten) Lagiden, von dem Stifter der Dynastie. 1. Ptolemäus Lagi, (d. i. des Lagus, eines Macedoniers, in der That Philipps Sohn) auch Soter (Retter, von den Rhodiern wegen geleisteten Beistands genannt), vorher Statthalter von Aegypten, regierte 39 J. und starb 284 vor Chr. Er verschönerte Alexandrien. Sein und Berenice's Sohn war 2. Ptolemäus Philadelphus, ein gelehrter und sehr prachtliebender Fürst, soll Ptolemais und mehrere Städte und den Pharus (s. d. Art.) erbaut haben, st. 247 vor Chr. 3. Ptolemäus Evergetes, st. 221 v. Chr.; dessen Gemahlin war Berenice. Vorzüglich diese drei ersten Ptolemäer waren die Beschützer der Gelehrsamkeit in Alexandrien. Ueber sie und die übrigen Ptolemäer vergl. Alexandrinisches Zeitalter und Aegypten. Vaillant hat eine Historia Ptolemaeorum etc. geschrieben. Amst. 1701 Fol.

Ptolemais, s. Acre.

Ptolemäus (Claudius), ein berühmter Geograph, Astronom

Digitized by Google

und Mathematiker, geboren zu Pelusium in Aegypten um das J. 70 der christlichen Zeitrechnung. Er blühte zu Alexandria unter der Regierung des Marcus Antoninus und Hadrian, und soll gegen 80 Jahre alt geworden seyn. Ptolemäus ist immer als der Erste unter den Astronomen des Alterthums angesehen worden. Er hat uns in seinen Werken ein vollständiges System seiner Lieblingswissenschaft hinterlassen. Er berichtigte das Fixsternverzeichniß des Hipparchus, und entwarf Tabellen, mittelst welcher die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet werden konnten. Die einzelnen Beobachtungen der Alten wurden von ihm zuerst gesammelt und in ein System gebracht, welches er der Welt in seinem Werke *Μεγάλη Σύνταξις* (aus 13 Büchern bestehend) übergab. (Basel 1538 Fol.) Das Weltsystem, welches er hier aufstellt, ist unter dem Namen des Ptolemäischen bekannt. (S. Weltsystem.) Um das J. 827 wurde dieses Werk auf Befehl eines der arabischen Könige ins Arabische übersetzt, und aus dieser Uebersetzung, welche den Titel Almagest führt, ist es um das Jahr 1230 auf Antrieb des Kaisers Friedrich II. ins Lateinische übertragen worden. Außerdem gibt es noch andere Uebersetzungen dieses Werks aus dem Arabischen ins Lateinische. — Eine andere wichtige Schrift des Ptolemäus ist seine Geographie in acht Büchern. Er folgte bei dieser Arbeit der Geographie des Marinus von Tyrus, welche nicht lange vorher erschienen war, bereicherte aber sein Werk mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen in Hinsicht auf die Längen und Breiten der Orte, so wie auf die Gränzen der verschiedenen Länder und Provinzen; denn er ist als der erste Schriftsteller anzusehen, welcher die Lage der Orte auf diese Weise zu bestimmen suchte, auch enthält sein Werk die ersten Gründe der Theorie der Projectionen zur Verfertigung geographischer Charten. (gr. et lat. c. tab. geogr. per Mercatorem recogn. Montanus, Leyd. 1618 Fol.) So unvollkommen nun auch vieles aus Mangel an Beobachtungen bleiben mußte, so ist er doch dadurch den neuern Geographen unendlich nützlich geworden. Außer diesen beiden Hauptwerken besitzen wir noch verschiedene andre Werke von Ptolemäus, deren Titel wir hier übergehen.

Pubertät, Mannbarkeit, bezeichnet die Lebensepoche, in welcher die Geschlechtsverschiedenheit sich in ihrem Gegensatze ausbildet, die Kindheit zu Ende und in das Jugendalter übergeht. — Diese Epoche tritt in den südlichen Ländern viel früher, in den nördlichen aber später ein. In unsern Gegenden kann man für das weibliche Geschlecht das Alter von 13 — 15 Jahren, für das männliche das von 14 — 16 Jahren als die gewöhnlichste Zeit ansehen, in welcher sie erfolgt. Nämlich nicht blos das Clima, sondern auch manche individuelle, ja selbst äußere Umstände tragen dazu bei, daß dies nicht in einem und demselben Lebensalter, sondern bald früher bald später geschieht. Das römische Recht, nach welchem sich aber eben so wenig als nach andern positiven Gesetzen die Natur in ihren Erscheinungen richtet, bestimmt für das weibliche Geschlecht das 12te, für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geschlechtsreife und Mannbarkeit. — Höchst merkwürdig sind die Erscheinungen körperlicher und physischer Art, welche gleichzeitig mit dieser Periode beobachtet werden, und theils von dem Mannbarwerden selbst, theils aber und wahrscheinlich in der größern Zahl von der Lebensthätigkeit abhängen, wodurch auch die Mannbarkeit ausgebildet wird. Wenn nämlich das Kindesalter ausgezeichnet ist durch ein Leben in der heitern Gegen-

Digitized by Google

wart und durch leichte Befriedigung in derselben, wenn in demselben stets alle Funktionen nur auf die Erhaltung des eignen Individuum hinwirken, wenn insbesondre die Geschlechtstheile, welche der Erhaltung der Gattung, also der Einwirkung in die Zukunft bestimmt sind, gleichsam nur vorgebildet und zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen noch nicht ausgebildet erscheinen; so ändert sich alles dies in der erwähnten Periode oft auffallend schnell und plötzlich, bisweilen unter lebhaften Stürmen. Da sieht man den vorher lebhaften und leicht befriedigten Knaben, das bisher unbefangene und heitere Mädchen zuerst sinnig und in sich gekehrt, die Einsamkeit suchend, und sich trennend von den Gespielen der Jugend, welche vom andern Geschlecht sind. — Während dessen wird die Plastik des Lebens bedeutend erhöht, der Körper wächst gewöhnlich in kurzer Zeit schneller als vorher. Die Hoden vergrößern sich, oft unter Schmerzen, und fangen an, wirklichen Saamen abzusondern; der Uterus bildet sich aus und sondert das im Ueberfluß ihm zuströmende Blut in monatlichen Perioden, oft unter mancherlei krankhaften Gefühlen, aus; die Brüste wölben sich; in beiden Geschlechtern wird die Stimme zuerst rauh und unangenehm und erhält dann den metallischen reinen Ton, der im männlichen Geschlechte tief, im weiblichen zwar hoch, aber vom Kinderton sehr verschieden ist. Als Zeugen des Ueberschusses der bildenden Kraft brechen bei beiden Geschlechtern an den Geschlechtstheilen vorzüglich, jedoch auch bei andern Orten, und beim werdenden Manne namentlich auch im Gesicht, Haare hervor. — Nachdem diese Krisis überstanden ist, so steht der Jüngling und die Jungfrau in aller Blüthe und auf der Höhe des Menschenlebens wie verwandelt da. Gleichsam mit andern Sinnen betrachten sie die Welt und ihre Erscheinungen, im rosigen Glanze der Hoffnung erscheint ihnen die Zukunft, in der sie mehr als in der Gegenwart leben, das Reich der Ideen und Ideale geht ihnen auf und sie werden zu den größten Anstrengungen aufgelegt, sie zu realisiren, ein mächtiger Trieb, in die Außenwelt einzugreifen, regt sich im Jüngling, während die Jungfrau schamhaft sich selbst es verbirgt, wozu sie berufen und welches ihr Wirkungskreis sey; und beiden leuchtet das goldne Bild der Liebe, von Himmelsglorie umstrahlt, aus lichten Fernen als Lohn der Mühen, als die höchste der irdischen Seeligkeiten, die auch über das Grab hinüberreicht, entgegen. Das ist die goldne Zeit, welche von Dichtern nicht genug gepriesen werden kann, deren Seeligkeit nie wiederkehrt und an die jedes fühlende Herz mit Entzücken zurückdenkt; das ist aber auch die Zeit, die über das ganze künftige Leben entscheidet. — Aber eben diese Epoche ist oft auch durch Krankheit getrübt und entstellt. Da tritt sie bei einigen in Folge früherer Krankheiten, welche die bildende Kraft schwächen, zu spät und unvollkommen ein, bei andern hingegen zu früh, und ist in dem erstern Falle gewöhnlich mit Kleinheit und Schwäche des Körpers, so wie mit einem verkrüppelten Geiste, im zweiten aber gewöhnlich mit heftigen Stürmen verbunden, welche jedoch auch von zufälligen Ursachen abhängen können, die während dieser Epoche einwirkten und die Natur in ihrem Wirken störten. In dieser Zeit namentlich wird so leicht das Gefäßsystem überreizt, und Wallungen, Congestionen, Entzündungen, Blutungen oder allgemeine Plethora sind die Folgen davon, die beim weiblichen häufiger, als beim männlichen Geschlechte vorkommen; oder das Nerven- und Geisteüleben wird übermäßig erregt und aus seinen Schranken gerückt, und es entstehen daraus die mannichfaltigsten For-

men krampfhafter Krankheiten, Convulsionen, Fallsucht und Veitstanz, so wie sehr bemerkenswerthe Abweichungen der Geistesthätigkeiten, die sich bald als krankhafte Mitleidenschaft und Nachahmungssucht, Romanensucht und unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, mysteriöse Melancholie, oder als Schlafrednerei, Ecstase, Geisteserhöhung mit der Gabe der Weissagung und unter den interessanten Erscheinungen des spontanen Somnambulismus wahrnehmen lassen. Ueberdies verschlimmern sich die Zufälle von Bildungsfehlern, die aus einer frühern Epoche herrühren (z. B. der Blausucht) gewöhnlich, so wie sich andre Krankheiten (z. B. des lymphatischen Gefäßsystems) von selbst heilen. — Endlich beobachtet man nicht selten örtliche Leiden der Geschlechtstheile, Schmerzen, Röthe und Schleimausflüsse, die aber gewöhnlich nicht viel zu bedeuten haben, so wie auch in dieser ganzen Epoche und in der nächsten darauf folgenden Zeit die Brust in einem so erregten Zustande sich befindet, daß hier sich leicht Entzündungen etabliren, die nicht nur selbst das Leben unmittelbar in Gefahr bringen, sondern oft auch den Grund zu Auszehrungen legen — Es sind das Zufälle, welche nur durch eine sehr weise und umsichtige Ausübung der Kunst gehoben und unschädlich gemacht werden können, und in denen (namentlich in den nervösen) der thierische Magnetismus Wunder thut, indem er zum Somnambulismus führt, zu dem in dieser Zeit eine große Disposition vorhanden ist. — B. P.

Publicität, s. Oeffentlichkeit.

Publikum. Dieses Wort wird in ganz verschiedenen Bedeutungen genommen, seit jedermann lesen und schreiben und um einen geringen Preis sich ein Buch kaufen, und um einen noch geringeren sich eins borgen kann. Die Kenntnisse sind so wohlfeil und so verbreitet — und ein ordentlicher Rock und ein cattunen Kleid sind so leicht zu haben, daß in den Städten eine allgemeine Gleichheit unter den Menschen eingeführt ist. Aus dieser Organisation der Gesellschaft ist nun dasjenige entstanden, was man das Publikum nennt. Das Wort Volk ist anders und edeler. Es bezeichnet etwas Gegliedertes und Geordnetes, etwas worin Verhältnisse und Stufen sind, und kein bloßes Nebeneinander und Durcheinander. Noch edler ist das Wort Volk, wenn es von den Staatsbürgern genommen wird, von den wirklichen Aktionärs der Gesellschaft, und nicht blos von denen, so als Schutzverwandte zwischen den eigentlichen Staatsbürgern wohnen. Das Nähere über diese Abstufungen findet sich in dem Art. Staatsverfassung angegeben.

Publicist, Staatsrechtskundiger, Staatsrechtslehrer, weil man das Staatsrecht ius publicum nennt. Der gründliche Publicist verbindet mit dem Studium des Naturrechts, der Politik, Geschichte und Statistik eine umfassende Kenntniß des öffentlichen Rechts der wichtigsten europäischen Staaten und desjenigen insbesondere, dessen Mitbürger er ist. Er muß aber auch außer der lateinischen, der deutschen, französischen und englischen Sprache, so wie der Kunst der schriftlichen Darstellung in größerm Grade mächtig seyn. Gewöhnlich verstand man sonst unter einem Publicisten einen Kenner des deutschen Staatsrechts, des verwickeltsten und ausgebildetsten in Europa. Diese Gelehrsamkeit ist im practischen Sinne mit dem deutschen Reiche untergegangen, wohl aber noch im historischen Sinne wichtig. Doch kann hier leicht zu viel Kenntniß des Positiven den Blick vom Allgemeinen abziehen, und einer klaren Ansicht des Ganzen nachtheilig werden. Gesunde Begriffe vom Staats-

Digitized by Google

recht überhaupt, eine gründliche Einsicht in das Wesen des Staatenlebens, genaue Kenntniß der vorhandenen Verhältnisse, und ein Geist, der einer Idee empfänglich, auf das Wahre, Rechte, Edle und Große gerichtet ist, dieß sind die unerlaßlichen Eigenschaften eines guten Publicisten. Jeder Diplomatiker muß in diesem Sinne Publicist seyn; und wehe jedem Staate, wehe Europa, wenn nicht dieser gereifte und gebildete Geist der Staatsweisheit, in den Cabinetern der europäischen Mächte den Vorsitz führt! Es ist ein Verdienst der deutschen Publicisten und des aus dem Character der Deutschen hervorgegangenen öffentlichen Rechts im ehemaligen heiligen römisch-deutschen Reiche, daß die deutsche Staatskunst in der Theorie streng die Grundsätze des Rechts beachtete, und in allen Formen, so verworren sie übrigens seyn mochten, die klare Ansicht des Gesetz- und Verfassungsmäßigen fest im Auge behielt. Auch in dieser Hinsicht ist die echt publicistisch-historische Darstellung des baierschen Erbfolgestreites und ähnlicher öffentlicher Staatshändel, wie über die Schelde, in von Dohms Denkwürdigkeiten I. II. sehr lesens- und beherzigungswerth, damit unsre jungen Diplomatiker nicht glauben, Alles gethan zu haben, wenn sie Flassans Hist. de la diplomatie françoise einige Male durchlesen. Als Sammlungen und Handbücher zum Studium der neueren Diplomatik sind von Martens Recueil des principaux traités (von 1761 bis 1808) T. IV. (2 Ed. 1817) und dessen Nouveau Recueil des Traités d'Alliance, de Paix etc. (von 1808 bis 1818. T. III. Götting. 1817) ferner Schoells Recueil de pièces officielles 12 vol., Koch's Hist. abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage refondu et continué jusqu'aux traités de Paris de 1815, par Schoell, 15 vol. Paris 1818, und Klüber's Acten des Wiener Congresses 7 Bd. zu empfehlen. Was ehemals die kaiserlichen Wahlcapitulationen den deutschen Publicisten für Stoff zu gründlichen Erläuterungen boten, wird bei der deutschen Bundesversammlung wieder der Fall seyn. Möge ein zweiter Häberlin diese Verhandlungen publicistisch prüfen und darstellen! K.

Puccitta, Director der italienischen Oper zu Paris, geboren zu Rom um das Jahr 1778. Schon von Kindheit auf zeigte er einen unwiderstehlichen Hang zur Musik, worin seine Aeltern ihn bloß zum Vergnügen unterrichten ließen. Er machte schnelle Fortschritte, und hatte schon in seinem sechzehnten Jahre eine Menge Arietten, Romanzen und vollstimmige Stücke gesetzt. In seinem neunzehnten Jahre wurde seine erste Oper aufgeführt. Der Erfolg dieses Versuchs bestimmte ihn, sich in dem Studium der musikalischen Compositionen unter den berühmtesten Lehrern zu vervollkommnen. Er begann seine Laufbahn zu Florenz, Mailand und Venedig, wo seine Opern den glänzendsten Beifall gewannen, namentlich: I Fuorusciti, Teresa e Wilz, Werther, I due Prigionieri, Zelinda e Lindoro, Lauretta. Er ging darauf nach Amsterdam, um hier die Direction des italienischen Theaters zu übernehmen; von hier wurde er an das londner Theater berufen, wo er binnen sieben Jahren mehrere ernsthafte und komische Opern componirte, die alle sehr wohl aufgenommen wurden. Dahin gehören: La caccia di Enrico IV.; I villeggiatori bizzarri; Le tre Sultane; La Ginevra; La Vestale; L'Aristodemo, welche ihren Verfasser durch ganz Europa bekannt gemacht haben. Nach dem Urtheile der Kenner verbindet Puccitta viel Originalität in seinen Ideen mit einer besonders glücklichen

Digitized by Google

Methode in der Begleitung, welche, ohne den Gesang zu beeinträchtigen, immer gefällt und eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Puder. Im Alterthum finden wir einige Spuren von dem Gebrauche eines Puders. So erzählt Josephus, daß sich die Reiter Salomo's täglich mit Goldstaub puderten; ein Gleiches thaten die Jüdinnen. Die griechischen Fürsten befahlen, daß sich ihre Leibwachen mit Goldstaub pudern sollten. Auch von den Kaisern Gallianus und Commodus wird erzählt, daß sie sich auf diese Weise puderten. Von den Mören heißt es in dem Homerischen Hymnus auf Hermes, daß ihre Häupter mit Mehl bestreut gewesen, wobei man indeß wohl nicht an unsern Mehlpuder denken darf, der auf einer Art Handmühlen (Pudermühlen) gerieben, und durch ein Pudersieb geschlagene Stärke ist, und von den Stärkemachern bereitet wird. Dieser scheint in seiner Anwendung nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaufzusteigen und gehört unter die französischen Modethorheiten.

Pufendorf (Freiherr Samuel von), einer der ersten und größten deutschen Naturrechtslehrer, Publicisten und Geschichtsforscher, geboren zu Flöhe, einem Dorfe bei Chemnitz, 1631. Nachdem er zuerst auf der Fürstenschule zu Grimma, dann auf den Universitäten zu Leipzig und Jena große Fähigkeiten entwickelt hatte, widmete er sich mit allem Eifer dem allgemeinen und deutschen Staatsrechte, indem er dabei das philosophische oder Naturrecht immer zum Grunde legte. Die Mathematik, welche er unter Weigel in Jena, und die Philosophie, welche er nach Descartes studirte, bildeten sein wissenschaftliches Talent aus. Vergeblich bewarb er sich um eine Stelle in seinem Vaterlande. Im J. 1658 nahm er daher die Stelle eines Hofmeisters in dem Hause des königl. schwedischen Gesandten, Herrn von Coyet, am dänischen Hofe an, begab sich mit seinem Zöglinge nach Copenhagen, wurde aber, da eben der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausbrach, mit der ganzen Familie des schwedischen Gesandten verhaftet. In dieser Lage, welche acht Monate lang dauerte, beschäftigten ihn Grotius und Hobbes Ansichten über Recht und Staat vorzüglich. Als Resultat seines philosophischen Nachdenkens erschienen 1660 zu Haag seine Grundsätze der allgemeinen Rechtswissenschaft (Elementa jurisprudentiae universalis). Der gelehrte Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, welchem er sie dedicirt hatte, nahm diese Schrift mit solchem Beifall auf, daß er für ihn eine besondere Professur des Natur- und Völkerrechts — die erste in Deutschland — 1661 stiftete. Hier lehrte er bis zum J. 1670, in welchem ihm der König von Schweden, Carl XI., eine Professur des Naturrechts auf der neuerrichteten Universität zu Lund in Schonen ertheilte. Hier schrieb er sein Werk über das Naturrecht (De jure naturae et gentium, Lund. 1672), welches jenes frühere verdrängte und sich durch Deutlichkeit, systematische Ordnung und Consequenz sehr empfahl; bald darauf das kleinere Compendium, oder vielmehr den Auszug des genannten Werks de officio hominis et civis (Lund. 1673), welche Schrift unzählige Ausgaben und Uebersetzungen erhalten hat. Da Pufendorf in diesen Schriften sich von der bisher beliebten scholastischen Art zu philosophiren noch mehr als Grotius entfernt hatte, so konnte es ihm an heftigen Gegnern in der damaligen Zeit nicht fehlen, die er aber durch sein geistiges Uebergewicht und seine Verbindungen überwand. So verschieden man auch jetzt über diese Schriften Pufendorfs urtheilen mag, so ist doch das nicht zu leugnen, daß Pufendorf in der Geschichte des Naturrechts

Digitized by Google

Epoche gemacht hat. Ihm schwebte noch klarer, als früher dem Grotius, die Idee einer Wissenschaft vor, welche unabhängig von aller Auctorität des positiven Rechts oder der Theologie, die Rechtsverhältnisse bloß nach Gesetzen der Vernunft bestimmen sollte. Sein Naturrecht war eine philosophische Moral über die rechtlichen Verhältnisse der Menschen gegen einander, welche von der christlichen Moral immer noch abhängig blieb. Er stellte als Princip des Rechts mit Grotius die Socialität (Geselligkeit) auf, welche der christlichen Nächstenliebe sehr verwandt ist, und leitete das Recht aus dem Stande der verderbten Natur mit Hobbes ab. — Nicht minder machte Pufendorf im deutschen Staatsrechte Epoche. Noch als Professor in Heidelberg schrieb er auf Anregung des Churfürsten unter dem Namen Severinus a Monzambano das berühmte Buch de statu reipublicae Germanicae, welches er seinem Bruder Esaias Pufendorf, der sich damals als schwedischer Gesandter in Paris aufhielt, zuschickte, und durch denselben zum Drucke befördern ließ. Pufendorf stellte in demselben Deutschland als einen republikanischen Körper dar, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein monströses Ganzes bildeten. Gegen dieses Buch, welches seit 1667 in mehrern Ausgaben und Uebersetzungen erschien und das größte Aufsehn erregte, erhob sich von allen Seiten ein großer Kampf; Pufendorf, der es kräftig vertheidigte, fand doch nicht für rathsam, sich als Verfasser desselben zu nennen, als welcher erst nach seinem Tode mit Gewißheit bekannt worden ist. Wir übergehen andere seiner staats- und kirchenrechtlichen Schriften. Als der Krieg in Schonen ausbrach, begab er sich nach Stockholm, wo er zum Staatssecretär, königl. Hofrath und Historiographen ernannt wurde. Hier schrieb er, ebenfalls in lateinischer Sprache, die Geschichte von Schweden seit Gustav Adolphs Feldzug in Deutschland, bis auf die Abdankung der Königin Christine (De rebus Suecicis, Traj. ad Rh. 1676) und die Geschichte Carl Gustavs (De rebus a Carolo Gustavo gestis. 2 Voll. fol. Noremb. 1696), ferner in deutscher Sprache seine Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten (Frankf. 1682) 3 Theile, späterhin von Oehlenschläger fortgesetzt, und von Martiniere in's Französische übersetzt. Diese Schriften vermehrten seinen Ruhm so sehr, daß er von dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, 1686 einen Ruf nach Berlin, als Hofrath und Historiograph und Kammergerichtsbeisitzer, und den Auftrag erhielt, das Leben dieses Fürsten zu schreiben, welches er unter der Regierung seines Sohns, Friedrichs III., vollendete. Im Jahre 1690 ward er churbrandenburgischer geheimer Rath, und 1694 von dem Könige von Schweden, Carl XI., in den Freiherrnstand erhoben. Den Antrag aber, des Kaisers Leopold Leben zu schreiben, lehnte er, ungeachtet der großen Versprechungen, die man ihm machte, standhaft ab. Er endigte sein thätiges Leben zu Berlin 1694, in einem großen Ansehn, welches er sich durch Geist und Gelehrsamkeit, so wie nicht minder durch seinen Charakter erworben hatte.

Pugatschew (Jemeljan), der Sohn eines Kosacken, geboren 1726 zu Simoveisk, einem kleinen Dorfe am Don, spielte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland eine wichtige, wenn gleich nur kurze Rolle. Schon jung beschäftigte er sich mit dem Handwerke des Kriegs und des Raubens, und ward Anführer einer Bande. Doch entfernte er sich in der Folge aus seinem Vater-

Digitized by Google

lande, nahm im siebenjährigen Kriege beim preußischen Heere Dienste, begab sich dann zur österreichischen Armee, wo er im Kriege gegen die Türken als Kosack mit zu Felde zog, und 1770 der Belagerung von Bender beiwohnte. In sein Vaterland zurückgekehrt, suchte er, ein feuriger, wilder, unbändiger Mann, ganz in dem Geiste seiner Nation, unter seinen Landsleuten den Samen des Aufruhrs auszustreuen, wurde aber bald darauf wegen seines unruhigen Betragens zu Maikowka an der Wolga eingezogen, und nach Kasan ins Gefängniß geschickt. Hier wußte er sich zu befreien, ging nun weiter östlich nach Jaizkoi, und da er hier viel unruhige, zu Gewaltthätigkeiten gestimmte Gemüther fand, so faßte er, verführt durch einige Bekannte, die zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser Peter III. einige Aehnlichkeit fanden, den ungeheuern Gedanken, sich selbst für Peter III. auszugeben. Seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, man habe statt seiner einen ihm ähnlichen Soldaten auf dem Todtenbette ausgesetzt, Peter aber sey verkleidet entkommen, und erscheine nun nach langem Herumirren unter seinen getreuen Kosacken, von deren Unterstützung er die Wiedererlangung seiner Krone erwarte. Der Aufruhr brach in der Mitte August 1773 aus, wo ein Manifest im Namen dieses Pseudo-Peters verbreitet wurde. Von neun Mann, woraus anfangs sein Anhang bestand, hatte sich dieser schon im September auf 300 vermehrt: überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels Schutz und Rache versprach. Sein Anhang vermehrte sich noch durch 500 Ueberläufer aus der Festung Jaizkoi, die er auffoderte; bald traten noch mehrere, und besonders auch die Roskolniken (s. d. Art.) hinzu. So eroberte er mehrere Festungen, beging dabei furchtbare Grausamkeiten, und nachdem er nun auf 5,000 Mann stark, und mit 36 Kanonen versehen war, belagerte er, obwohl vergebens, die Festung Orenburg. Indessen verstärkte sich sein Anhang bis auf 16,000 Mann. Der Zulauf von ganzen Nationen, Baschkiren, Wotjäken, vielen Tatarn rc. ward immer größer, und die Gefahr drohender. — Sogar die alte, große Hauptstadt des Königreichs Kasan eroberte er, und nahte sich nun Europa, indem er über die Wolga ging. Aber der Oberste Michelson war es, der durch die höchsten Strapazen, durch die gefahrvollsten Mühseligkeiten diesem Rebellen einen Schlag nach dem andern beibrachte, und eben als die Gefahr am höchsten und bereits Moskau bedroht war, ihn abschnitt. Von seinen Anhängern verlassen, ja selbst verrathen, wurde Pugatschew gefesselt dem General Suwarow übergeben, und hierauf am 10ten Juni 1775 nebst den übrigen Rädelsführern zu Moskau hingerichtet, — das einzige Todesurtheil, welches unter Catharinens Regierung vollzogen worden ist. So endete dieser Aufruhr, der über 100,000 Menschen, und überhaupt mehr als irgend einer der blutigsten Feldzüge kostete. Hätte Pugatschew eben so viel Klugheit, als Muth und Entschlossenheit gehabt, er würde ohne Zweifel eine noch weit furchtbarere Rolle gespielt haben, statt daß er nun als Rebell und Bösewicht sein Leben auf dem Schaffotte endete.

Pulci (Luigi), einer der namhaftesten Dichter Italiens. Er war im J. 1431 zu Florenz geboren, und der jüngste von drei Brüdern, welche sämmtlich als elegante Schriftsteller aufgetreten sind. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er mit Lorenz von Medici und Polizian in vertrauten Verhältnissen stand. Sein episches Gedicht Il Morgante maggiore, worin er die abenteuerlichen

Thaten des Rinald und des Riesen Morgante erzählt, soll er auf Antrieb der Lucrezia, der Mutter des Lorenzo, verfaßt und die einzelnen Gesänge zur Unterhaltung bei der Tafel vorgelesen haben. Durch eine Vergleichung mit Ariost und Tasso kann Pulci nur verlieren. Phantasie ist ihm nicht abzusprechen; aber es fehlt ihm an sinnreicher Erfindung, an Geschmack und feinem Urtheil. Die Vermischung des Höchsten und Ernstesten, des Heiligsten mit dem Burlesken und Gemeinen ist im Geiste seiner Zeit, der darin nichts Anstößiges fand, erscheint jedoch uns zu roh, um wahrhaft zu gefallen. Seine Schreibart ist reich an echt toscanischen Redensarten, sein Versbau aber rauh und ungelenk, und wenn Varchi ihn dessen ungeachtet dem Ariost vorzieht, beweiset er dadurch nur seine Geschmacklosigkeit. Außerdem sind von ihm noch verschiedene andere Werke gedruckt, die wir übergehn. Von seinen beiden Brüdern schrieb Bernardo eine Elegie auf den Tod des Cosmo von Medici, eine andere auf die schöne Simonetta, ein Gedicht auf die Passion Christi und eine Uebersetzung von Virgils Eclogen; Luca aber Stanzen auf das Tournier des Lorenzo von Medici, heroische Episteln, eine Pastoralromanze unter dem Titel: Driadeo d'Amore, und eine epische Romanze (wahrscheinlich die erste in italienischer Sprache), unter dem Titel: Il Ciriffo Calvaneo.

Pulcinella (Policinell), eine italienische Maske, deren Ursprung Einige von den mimischen Spielen, Andere von den oscischen Atellanen, die älter als die scenischen Spiele der Römer sind, haben herleiten wollen. Den Namen Pulcinella leitet der Abt Galiani von einem mißgestalteten, aber lustigen Bauer aus der Gegend von Sorrento (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) ab, der ihn, weil er häufig junge Hühner (pulcinelli) auf den Markt nach Neapel gebracht, erhalten habe, und der nach seinem Tode zur Belustigung des Volks, dem er wohl bekannt gewesen, auf das Marionettentheater von San Carlino sey gebracht worden. Wahrscheinlicher noch ist die Erzählung von den Ursprung dieses Namens, welche Rehfus in seinem Gemälde von Neapel mittheilt. Eine Schauspielergesellschaft kam zur Zeit der Weinlese zu Acerra an, und ward von den Weinbauern, die sich zu dieser Zeit der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, mit Scherz und Witz auf alle Weise geneckt, woraus sich ein Wortkrieg entspann, in welchem sich auf der Seite der Bauern ein gewisser Puccio d'Aniello vor allen durch seinen satirischen Geist, wie durch seine burleske Gestalt auszeichnete. Die Schauspieler mußten ihm weichen. Sie beschlossen, als ihr Aerger vorüber war, von dem Talent des Puccio d'Aniello Vortheil zu ziehen und überredeten ihn, in ihre Gesellschaft zu treten. Er erschien auf der Bühne in weitem Hemde und mit langem Haare, und ward bald der Liebling der Neapolitaner in dem Grade, daß man seine Maske auch nach seinem Tode beibehielt. Sein Nachfolger wählte, um ihm besser zu gleichen, eine Maske mit langer schwarzer Nase; aus Puccio d'Aniello ward nach neapolitanischer Sitte Pulcinella. Noch jetzt ist diese Maske das Entzücken der Neapolitaner. Ihre Kleidung sind gegenwärtig weite weißwollne Unterhosen, ein großes Oberkleid von demselben Stoff mit weiten Ermeln, festgemacht mit einem schwarzen Ledergürtel oder Haarseil; auf dieses Oberkleid sind Herzen von rothem Tuche genäht, unten ist es mit einer Franze eingefaßt. Um den Hals trägt Pulcinella eine Leinwandkrause, auf dem Kopfe eine weiße wollne Mütze, deren lange Spitze in einen rothen

Digitized by Google

Büschel endigt; drei Viertel des Gesichts sind mit einer schwarzen Maske bedeckt; die Nase ist krumm und spitz, wie ein Vogelschnabel. Aber diese Maske figurirt nicht bloß auf dem Theater; man sieht sie in Neapel bei allen Volksfesten, vornemlich beim Carneval.

Pulk, s. Kosacken.

Pulpitum, derjenige erhöhte Ort auf dem Proscenium (s. d. Art.), wo die römischen Schauspieler ihre Rollen declamirten.

Puls (von pulsus, der Schlag), ist die Bewegung der Arterie, die durch ihre abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung entsteht, und in der Empfindung als ein Anschlagen wahrgenommen wird. Diese Bewegung ist in dem Herzen, als dem Mittelpunkte des Arteriensystems, am stärksten, pflanzt sich von da durch die großen und kleinen Aeste der Arterien bis in die kleinsten Verzweigungen in gleichem Zeitmaße und in verhältnißmäßiger Stärke fort, so daß in jeder, auch der kleinsten Arterie zu derselben Zeit und in derselben Folge nach einander der Puls Statt findet. An denjenigen Arterien, welche hoch und zunächst unter der Haut liegen, kann man das Schlagen der Arterien an der aufgelegten Fingerspitze fühlen, z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis), welche an dem untern Theil der Speiche mehrere Zoll lang an dem Knochen so frei liegt, daß man das Schlagen derselben über dem Handgelenke deutlich fühlen kann, und daher auch gewöhnlich diese Stelle zur Untersuchung des Pulses wählt; man könnte ihn aber auch an jeder andern Arterie fühlen und sehen, wenn man sie von den umgebenden Theilen entblößte. Dieses abwechselnde Ausdehnen und Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern ist Aeußerung ihrer eigenthümlichen inwohnenden Kraft, ihr specifisches Leben, und der Zweck dieser Bewegung ist, die Masse des neubelebten Blutes aus dem Herzen durch die unzählbaren Aeste und Zweige der Gefäße in den ganzen Organismus überströmen zu lassen. Diese Bewegung rührt aber weder von dem Herzen allein, noch von den Adern, noch von dem Strome des Blutes allein her, sondern sie ist die vereinte Folge dieser drei Ursachen. Das Herz zieht sich zusammen, verengert dadurch seinen innern Raum, und preßt folglich die Blutmasse, welche in demselben ist, in die große Arterie, welche dem Herzen zunächst folgt. Diese erweitert sich, und nimmt die zuströmende Blutwelle auf, dann zieht sie sich ebenfalls zusammen und treibt das empfangene Blut weiter. In wellenförmiger Bewegung setzt sich nun die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Schlagadern fort, und befördert den wogenden Strom des Blutes, der sich in unzählige, immer kleiner werdende zertheilt. Ohne diese Beihülfe der Arterien würde der Strom des Blutes, der den mächtigen Antrieb vom Herzen aus zuerst erhalten hat, durch die stete Vertheilung aber immer schwächer wird, in den feinsten Schlagadern stocken. Das Blut selbst ist auch ein mächtiger Reiz zu dieser Bewegung. Indem es in den Lungen sich mit Sauerstoff versehen, aus schwarzem in rothes Blut verwandelt hat, strömt es, von neuem auf die höhere Stufe des Lebens gehoben, in seinen vorher reizlosen Bestandtheilen mit neuem Lebensreize versehen, von dem Mittelpunkt aus, nach der Peripherie. So zeigt also der einzelne Pulsschlag die Energie der Arterie, in der schnellkräftigen Ausdehnung und Zusammenziehung, und den Reichthum der Blutmasse an frischem Lebensstoffe. Weil aber von diesem die vorher indifferente (schlafende) Masse durch den Beitritt des Oxigens erst zum Leben der organischen Faser und zur

Digitized by Google

Contraction fähig gemacht, und auf die höhere Stufe des organischen Lebens erhoben wird, welche wir Irritabilität nennen, und welche schon in dem Herzen und der Arterie selbst ihre Herrschaft und Verrichtung am kräftigsten ausübt, so ist der Puls auch eine äußere Offenbarung der Energie der Irritabilität. Da aber in dem Organismus das höhere Leben das niedere beherrscht, und daher alle Functionen, also auch die des Blutsystems, unter der Herrschaft des Nervensystems stehen, welches sie alle zu dem Einen Zwecke des Organismus vereinigt und regulirt, so offenbart sich demnach durch den Puls auch die Einwirkung des Nervensystems, der Grad von Lebensthätigkeit desselben. Da endlich auch die Function des Nervensystems selbst nur der Ausdruck der realen Darstellung des organischen Lebens ist, die wir Naturkraft nennen (s. d. Art. Physiologie), so ist der Pulsschlag auch überhaupt eine einzelne Aeußerung der Naturkraft oder Lebenskraft. So gibt uns der Puls ein Merkmal von der Beschaffenheit der Blutmasse, von dem Grade der Energie des arteriellen Systems, von der Art der Einwirkung des Nervensystems, und dem Stande der organischen Naturkraft überhaupt, und so vielfältig die Blutmasse von ihrer normalen Mischung, das Arteriensystem von dem normalen Stande seiner Function, das Nervensystem von seiner normalen Einwirkung, die Lebenskraft selbst von ihrer Energie abweichen kann, so vielfältige Abänderungen des Pulsschlages von seiner Normalbeschaffenheit müssen auch dadurch bewirkt werden. Die hauptsächlichsten Rücksichten bei dem Pulse sind nun theils die Zahl der Pulsschläge, welche in einer gewissen Zeit auf einander folgen, und die Ordnung und das Zeitmaß, in welchem dieß geschieht, theils die Art, wie jeder einzelne sich darstellt. In ersterer Rücksicht ist also die Zahl der Pulsschläge häufiger oder seltner; in stets gleichem Zeitmaße, ordentlich; oder in abweichenden Zeitmaßen, unordentlich; ungleich, in Rücksicht der Folge auf einander, des Anschlags, der Stärke; aussetzend, so daß nach einem Schlage oder mehreren Schlägen einer fehlt, u. s. w. In der zweiten Rücksicht ist der Puls in seinen einzelnen Schlägen stark oder schwach; — die Ausdehnung der Ader schnell oder langsam; — in Einem Schlage oder unterbrochen und in Absätzen; — dem äußern Drucke widerstehend oder nachgebend (hart oder weich); — mit viel oder wenig Blutmasse versehen: voll oder leer; — in seiner Ausdehnung größern oder kleinern Raum einnehmend: groß oder klein. Der Normalstand aller dieser Bestimmungen ist aber eben so verschieden, als der Stand des Lebens in seinem organischen Cyclus, den es durchläuft, nach den verschiedenen Lebensaltern; in der Spaltung des schaffenden und bildenden Charakters, nach den zwei verschiedenen Geschlechtern; in der realen Darstellung der Lebensidee, nach den verschiedenen Individuen, nach dem Temperament; endlich nach dem Kreise des Lebens im Sonnenlicht und in der Finsterniß, nach dem Wachen und Schlafe, und nach zufälligen Einwirkungen von Nahrung, Getränken, Gemüthsaffecten u. s. w. verschieden ist. Bei dem Kinde erreicht der Normalpuls die höchste Zahl, er schlägt in der Zeitabtheilung einer Minute hundert Mal, bis hundert und zehn Mal, ist dabei gleichmäßig, schwach, schnell, mehr weich als hart, klein, nicht voll. Bei dem Jünglinge hat die Zahl schon etwas abgenommen, sie beträgt etwa 90, etwas drunter oder drüber. Dabei ist der Puls gleichmäßig, kräftig, etwas schnell und lebhaft, etwas stärker, doch noch mehr weich als hart, mäßig voll, mehr klein als groß. Bei dem Erwachsenen beträgt die

Digitized by Google

Zahl 75, der Puls ist sehr gleichmäßig, kräftig, oder gemäßigt, zwischen weich und hart schwebend, eben so im Mittel zwischen voll und leer, zwischen groß und klein. Im Greisenalter sinkt die Frequenz auf die Zahl 63, auch wohl auf 60. Der Puls ist zuweilen ungleichmäßig, stark aber langsam, hart, mehr voll als leer, mehr groß als klein. Bei dem weiblichen Geschlecht ist der Puls, im Verhältnisse zu dem des männlichen Geschlechts, häufiger, schwächer, schneller, lebhafter, weicher, voller und kleiner; der Puls des männlichen Geschlechts ist dagegen immer etwas weniger häufig, stärker, langsamer, gemäßigter, härter und größer. Bei dem sogenannten sanguinischen Temperament ist der Puls häufiger, lebhafter, weicher und voller; bei dem cholerischen weniger häufig, gemäßigter, härter, stärker; bei dem phlegmatischen langsamer, schwächer, weicher, voller; bei dem melancholischen langsam, hart und stark. Frühmorgens ist der Puls sparsamer, langsamer, gemäßigter; Nachmittags und zum Abend hin wird er häufiger (der Normalpuls von 65 Schlägen steigt bis zu 75), schneller, lebhafter. Bei dem Genusse von Pflanzennahrung ist er gemäßigter, langsamer, schwächer, voller, weicher; bei Fleischnahrung, nach dem Genusse von Gewürzen, geistigen Getränken wird er häufiger, lebhafter, härter. In reiner, heller Luft wird er häufig, lebhaft, schnell, in feuchter, unreiner Luft matt, langsam, weniger häufig. Von plötzlichen Gemüthserschütterungen und heftigen Leidenschaften wird er beschleunigt, lebhafter, unordentlich; von Freude häufig, lebhaft, kräftig; von anhaltendem Kummer wird er schwach, langsam, weich, klein. Hieraus leuchtet hervor, daß der Puls zwar ein höchst wichtiges Zeichen des innern Zustandes des Organismus seyn kann, aber auch, welche sorgfältige und genaue Beobachtung, Rücksicht auf alle Verhältnisse, und Uebung in der Untersuchung und Beurtheilung der feinen Unterscheidungen nothwendig sind, wenn er für den Arzt es werden soll. Wenn z. B. die Art des Pulses, welche bei dem Kinde normal ist, bei einem Erwachsenen Statt fände, so würde dieser in bedeutendem Zustande von Krankheit sich befinden, und wenn ein Mensch den Puls des Morgens hätte, der am Abend sein Normalpuls seyn kann, so würde er ebenfalls krank seyn, u. s. w. Jede Abweichung von dem Normalpuls eines Menschen deutet folglich auf einen krankhaften Zustand. Bei Schwäche des Organismus überhaupt, besonders des irritabeln Systems, bei abweichender Beschaffenheit der Blutmasse, Mangel an gut assimilirtem Nahrungsstoffe und gehöriger Belebung durch Annahme des Oxygens, ist der Puls weniger häufig, schwach, langsam, weich, doch kann er dabei voll, zuweilen auch groß seyn. Ist die Function der Irritabilität durch irgend eine Einwirkung in ihrer Norm so zerrüttet, daß sie sich der Herrschaft des Nervensystems entzieht, so entsteht der Zustand, den wir, wenn er allgemein ist, Fieber, wenn er örtlich ist, Entzündung nennen, und der Puls ist dann häufiger, als die Norm erfodert. Ist dabei die Energie der Irritabilität selbst erhöht oder doch ungeschwächt, so ist der Puls zugleich hart, oft auch stark, schnell, voll und groß, in Entzündungen jedoch öfter auch hart, schnell und klein; ist aber die Irritabilität im Sinken, so ist bei dem fieberhaften Zustande der Puls zwar häufig, zuweilen noch voll, aber zugleich weich, oft auch schwach und klein. Diese Beschaffenheit des Pulses nimmt zu, je mehr die Irritabilität herabsinkt, so daß er, wenn sie dem Erlöschen nahe kommt, nur noch als schwaches Zittern der Arterie bemerkbar ist. Ist die Einwirkung

Digitized by Google

des Nervensystems unregelmäßig, oder über die Norm verstärkt, z. B. bei ungleicher Vertheilung der Naturkraft, geringer Irritabilität und gesteigerter Sensibilität, bei empfindlichem, reizbarem Nervensystem, so entsteht oft ein häufiger, ein ungleicher, unordentlicher, aussetzender Puls, z. B. bei Krämpfen, bei krankhaftem Reiz im Unterleibe, z. B. von Würmern, bei Hypochondristen und Hysterischen. Bei mechanischen Hindernissen des Kreislaufs, z. B. Wassersucht des Herzbeutels, Polypen im Herzen oder in den großen Arterien 2c. entsteht ein ungleicher, aussetzender Puls. Da der Puls ein so wichtiges Zeichen ist, den innern Zustand des Organismus zu erkennen, so war es natürlich, daß die Aerzte jedes Zeitalters sich bemühten, durch genaue Beobachtung desselben seine Bedeutung in Rücksicht des innern Zustandes zu erforschen. Zwar ist es zweifelhaft, ob Hippokrates genauere Kenntniß von dem Pulse gehabt habe. Doch wurden bald nach ihm die Aerzte, besonders aus der alexandrinischen Schule, auf die wahre Bedeutung des Pulses aufmerksamer. Obgleich ihre Definitionen desselben, wegen mangelhafter Kenntnisse der Anatomie und Physiologie, noch verschieden und schwankend waren, so vermehrten sie doch die Hülfsmittel zur Unterscheidung der einzelnen Krankheiten durch sorgfältige Beobachtung des Pulses in denselben schon bedeutend. Archigenes aus Apamea z. B. nahm schon den Pulsschlag als natürliche Erweiterung des Herzens und der Schlagadern an. Aretäus aus Cappadocien erklärte ihn (wie schon vor ihm Athenäus aus Cilicien) als eine Bewegung, die durch eine Bewegung, die durch eine natürliche und dem Willen nicht unterworfene Ausdehnung der dem Herzen und den Schlagadern eigenthümlichen Wärme, die durch sich selbst bewegt wird, und den Grund der Bewegung des Herzens und der Schlagadern enthält, hervorgebracht wird. Er beschrieb die vielen einzelnen Krankheiten eigenthümlichen Pulsarten. Galen hat verschiedene Schriften über den Puls geschrieben. Von Galen an machte die Lehre des Pulses wenig oder gar keine weitern Fortschritte; Galen war, wie in der Medicin überhaupt, so auch hier der Führer der Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch. Durch Harvey, der zuerst den Umlauf des Blutes unumstößlich erwies, durch Haller, der die Reizbarkeit der Muskelfaser durch Versuche darthat, bekam die Lehre von dem Pulse neues Leben, Bestimmtheit und tiefere Bedeutung, und nach diesen haben nun mehrere Physiologen durch genaue Bestimmungen, durch gesammelte Erfahrungen über die Abänderungen und Anzeigen desselben in Krankheiten, durch Festsetzung seiner Bedeutung als Zeichen zur Unterscheidung und Erkenntniß der Krankheitszustände, und zur Vorherbestimmung der Vorgänge im weitern Verlauf der Krankheiten und deren Entscheidung, die Lehre vom Pulse immer weiter ausgebildet. H.

Pulsadern (arteriae), diejenigen Adern, welche das Blut aus dem Herzen führen, im Gegensatz der Blutadern (venae), in denen es dahin zurückkehrt. S. die Art. **Adern**, **Blut** und **Puls**.

Pulsadergeschwulst, s. **Anevrisma**.

Pultawa, eine befestigte Stadt in Rußland, am Flusse Worskla, ehemals in der Statthalterschaft Ekaterinoslaw. Im J. 1797 wurde sie mit ihrem ganzen Kreise zum Gouvernement Klein-Rußland geschlagen, im Jahre 1802 aber ein eigenes Gouvernement Pultawa gebildet, worin sie die Hauptstadt ist. Sie zählt 4000 männliche Einwohner, und ist merkwürdig wegen der Schlacht, in welcher 1709 Peter der Große Carl XII. vollkommen schlug. (Vergl.

Peter I. und Carl XII.). Zu ihrem Andenken steht auf einem großen Platze vor der Kirche zur Auferstehung Christi eine Säule aufgerichtet.

Pulver, 1) überhaupt jedes staubförmige Material. In den Apotheken stehen die Pulver den Tränken und Pillen entgegen; 2) Schießpulver, s. d. Art.

Pulververschwörung. Als König Jacob I. von England, welcher nach dem Tode der protestantisch gesinnten Elisabeth (1603) den Thron bestiegen hatte, zweideutigere religiöse Gesinnungen äußerte, als seine Vorgängerin, wiewohl er sich zur protestantischen Religion bekannte, hatten die Catholiken große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Diese Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Einige wenige Catholiken, von religiöser Wuth entflammt, und von den Jesuiten unterstützt, entwarfen daher den gräßlichsten aller Mordplane. Sie wollten den König, der den 5. November 1605 in der Parlamentsversammlung erscheinen sollte, nebst sämmtlichen Mitgliedern des Hauses der Lords und der Gemeinen durch eine ungeheure Pulvermasse in die Luft sprengen, dann dessen Tochter Elisabeth gefangen nehmen, und zur Königin ausrufen, alle Catholiken unter ihre Fahnen bringen, und die catholische Religion zur herrschenden erheben. Die Verschwornen waren nicht zahlreich. Einer derselben, Thomas Percy, miethete ein Gewölbe unter dem Palaste des Parlaments, und noch ein Gebäude neben an, füllte das Gewölbe mit Pulver, und grub nebst seinen Mitverschwornen von dem Gebäude aus eine Mine. Schon war Alles zur Ausführung bereit, als Mounteagle (Freund eines Verschwornen) kurz vor dem bestimmten Schreckenstage ein namenloses Billet erhielt, worin er in undeutlichen Ausdrücken gewarnt wurde, nicht ins Parlament zu gehen, weil daselbst „ein schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand erfolgen werde." — Er zeigte dieses Billet dem Staatssecretär, Grafen von Salisbury, dieser dem Könige, welcher sogleich, wiewohl dunkel, das Dasein einer Pulvermine vermuthete, und die Parlamentsgewölbe noch in der Nacht vor dem 5. November unter dem Vorwande eines geschehenen Diebstahls durchsuchen ließ. Dies führte zur Entdeckung. Man traf in diesen unterirdischen Behältnissen einen äußerst verwegenen Menschen, Fawkes, Percy's Bedienten, an, der das Pulver anzünden, und sich selbst mit in die Luft sprengen wollte, brachte ihn zur Anzeige der Mitverschwornen, ließ sie einziehen, und, wenn sie sich bewaffnet widersetzten, niederschießen. Die meisten derselben wurden zugleich mit dem Provinzialpater der Jesuiten, Heinrich Garnet, hingerichtet, und die sehr verdächtigen Jesuiten einige Zeit nachher aus dem Reiche verwiesen. Jacob bewies sich hierbei sehr gemäßigt und schonend, erklärte die übrigen Catholiken der Wahrheit gemäß für unschuldig, führte aber doch, weil sie der Staatsruhe gefährlich werden konnten, den Eid der Treue (Oath of Allegiance) ein, vermöge dessen Jeder, der ein geistliches, und seit 1610 auch ein weltliches Amt erhalten wollte, der geistlichen Oberherrschaft des Papstes entsagen mußte, wodurch alle Catholiken von der Anwartschaft zu Aemtern ausgeschlossen wurden.

Pumpe ist überhaupt jede Maschine, wodurch eine Flüssigkeit in einer Röhre mittelst des Auf- und Niederstoßens eines darin fest anschließenden Körpers in die Höhe gebracht wird. Es gibt Luft- und Wasserpumpen. Erstere sind in einem eigenen Artikel beschrie-

Digitized by Google

den worden. Die Einrichtung der Wasserpumpen, wie man sie über Brunnen anbringt, um das Wasser auf eine bequeme Art heraufzuheben, ist eben so einfach als sinnreich. Eine einfache Röhre, welche senkrecht im Wasser steht, ist das Hauptstück der Pumpe. Sie ist bei den gemeinen Pumpen aus zwei Stücken zusammengesetzt, von welchem das untere noch über dem Wasser hervorragt, spitzig zuläuft und mit seiner Spitze in die Höhlung des obern Stücks paßt. Die Höhlung des untern verschließt da, wo es in das obere Stück eingefügt ist, ein nach oben sich öffnendes Ventil oder eine Klappe von starkem Leder. Im Innern des obern Theils der Röhre befindet sich der Stempel oder Kolben, gemeiniglich Eimer genannt. Er ist durchbohrt, unten mit einer sich ebenfalls nach oben öffnenden ledernen Klappe (Ventil) versehen und oben an der Zugstange befestigt. Wenn nun der Kolben in die Höhe gezogen wird, so entsteht zwischen ihm und dem Ventil des untern Stücks der Röhre ein luftleerer Raum, nach welchem sich das Wasser von unten in die Höhe drängt, weil die äußere Luft auf das Wasser im Brunnen drückt. Beim Hinausdrängen in den luftleeren Raum stößt das Wasser die nach oben sich öffnende Klappe auf, um durchzukommen; diese wird aber wieder verschlossen, sobald der Kolben zurück- oder niedergestoßen wird. Das eingedrungene Wasser kann also nicht wieder zurück, indem es das Ventil durch seine eigene Schwere niederdrückt. Durch den Druck des Kolbens, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet, wird die Luft in einen engern Raum gepreßt; sie wirkt auf das in der Röhre befindliche Wasser; dieses hebt das Ventil des Kolbens auf, dringt durch und strömt bei fortgesetzter Bewegung des Kolbens so lange in den über ihm befindlichen Theil der Röhre, bis es irgendwo einen Ausgang findet. — Uebrigens lassen sich alle Pumpen in drei Arten abtheilen: in Saugpumpen, Druckpumpen, und solche, die beide Wirkungen, das Saugen und Drucken, in sich vereinigen. Bei der Druckpumpe ist der Kolben unterhalb des Wasserstandes angebracht; bei der Saugpumpe aber oberhalb desselben, und zwar auf einer Höhe, die nicht über 32 Fuß steigen, ja noch unter diesem Maße bleiben muß, weil durch den Druck der Luft das Wasser nicht höher gehoben wird (s. Atmosphäre). In den vereinigten Saug- und Druckwerken steigt zwar das Wasser wie in der Saugpumpe; aber der Kolben ist hier voll, und wenn das Wasser bis an seine Basis gelangt ist, so treibt er dasselbe beim Herabsteigen wieder zurück, und zwingt es, in eine Seitenröhre zu treten.

Pumpernickel, ein in Westphalen, besonders im Münsterschen und Osnabrückschen, aus Rockenmehl gebackenes, grobes, schwarzes Brot, wovon ein einziges oft gegen 60 Pfund wiegt. Seinen Namen soll es der Spottrede eines Franzosen zu verdanken haben, welcher gesagt haben soll: Bon pour Nickel (unter welchem Namen er sein Pferd oder seinen Bedienten verstand).

Punct, in der Geometrie, nach Euklides Definition, eine Größe, die keine Theile hat, oder untheilbar ist. Ein Punkt, welcher fortbewegt wird, beschreibt eine Linie. Ueber den Punct in der Interpunction und der Tonschrift sehe man Interpunction und Bepuncten.

Punctation heißt jede Schrift, worin die Hauptpuncte eines zu schließenden Vertrags enthalten sind, und aus welcher erst, sobald

Digitized by Google

sie gegenseitig angenommen worden, auf Vollziehung geklagt werden kann, Entwurf zu einem Vertrage.

Punctiren, in der Tonschrift, mit Punkten versehen, bepunkten; in der Miniaturmalerei, mit der Pinselspitze arbeiten.

Punctirte Manier, s. Kupferstecherkunst.

Punier, eigentlich Phönicier, und punisch, phönicisch, dann aber auch für Carthaginienser und carthaginiensisch, weil Carthago eine phönicische Colonie war. Ueber die punischen Kriege s. Carthago, Rom und Hannibal. Die punische Treue (fides punica) war im Alterthume übel berüchtigt und die punische Treulosigkeit zum Sprichworte geworden.

Punt (Johann), geboren zu Amsterdam im J. 1711, Kupferstecher, Maler und einer der berühmtesten Schauspieler Hollands, bewies an sich die Verwandtschaft der schönen Künste. Nachdem er sich im Jahre 1733 mit Anna Maria Bruin, der damaligen holländischen Melpomene, verheirathet hatte, betrat er selbst das Theater von Amsterdam. Schon in seiner ersten Rolle als Rhadamist zeigte er seine Meisterschaft. Heroische kräftige Rollen wurden trefflich von ihm dargestellt. Nachdem er im Jahre 1744 Witwer geworden, zog er sich von der Bühne zurück, und nahm den Grabstichel wieder, den er seit einiger Zeit vernachlässigt hatte. Er beschäftigte sich besonders damit, die von Rubens für die vier großen Gallerien der Kirche der Jesuiten zu Antwerpen gemalten 35 Deckenstücke zu stechen. Jacob de Witt hatte sie sechs Jahre früher, als dieses prächtige Gebäude ein Raub der Flammen wurde, gezeichnet. Punts Haus war damals der Sammelplatz aller Männer von Geschmack und aller Freunde der Künste geworden. In dieser ausgezeichneten Gesellschaft unterhielt er sich gern über dramatische Dichtkunst und Declamation, und bildete durch die Reflexion seine natürlichen Anlagen für die letztere aus. Nachdem er sich im Jahre 1748 mit der Tochter eines Gemäldehändlers, Anna Maria Chicot, wieder verheirathet hatte, gab er dem allgemeinen Wunsche nach und betrat 1753 das Theater mit dem ungemeinsten Beifalle als Achilles wieder. Im Jahre 1755 erhielt er den einträglichen Posten eines Castellans des Schauspielhauses, welcher ungefähr mit dem Posten eines Directors gleichbedeutend war. Um dieselbe Zeit vertauschte er den Grabstichel mit dem Pinsel, dem er einen Theil seiner Wohlhabenheit verdankte. Er malte Portraits, Landschaften und selbst historische Bilder, und lebte glücklich und geachtet, als er im Jahre 1771 zum zweiten Male Witwer wurde. Dem Wunsche seiner sterbenden Gattin gemäß verheirathete er sich im folgenden Jahre mit der berühmten tragischen Schauspielerin, Catharine Elisabeth Fokke, und sah kurze Zeit darauf seine ganze Ruhe durch den unglücklichen Brand des amsterdamer Schauspielhauses vernichtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sein und seiner Gattin Leben zu retten. — Sein Sterbejahr ist uns nicht bekannt.

Punze, eine Art Meißel der Metallarbeiter, welchen sie zur Hervorbringung der getriebenen oder erhabenen Arbeit brauchen.

Pupille, 1) Augapfel, s. Auge; 2) der Pupill, die Pupille, soviel als Mündel, der einem Vormund untergeordnete Unmündige. S. Minorennität.

Puppe, s. Insecten.

Digitized by Google

Purgatorium, 1) (purgatio spiritualis oder canonica) Reinigungseid, s. Eid; 2) in der Lehre der römisch-catholischen Kirche das Fegefeuer, s. d. Art.

Purismus, das (besonders übermäßige) Streben, seine Muttersprache von fremden Worten zu reinigen; **Purist**, Sprachreiniger in diesem Sinne.

Puritaner, s. Dissenters.

Purpur. Die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, war theils schwärzlich, theils violett und rosenroth. Sie gehörte zu dem Schönsten und Kostbarsten, was sie kannten. Wir wissen, daß die Alten ihren Purpur theils aus verschiedenen Farbekräutern verfertigten, theils aus mehrern Schaalthieren zogen, sowohl aus dem buccinum (einer an Felsen und Klippen gefundenen Muschelart), als aus der purpura, der eigentlichen Purpurschnecke. In neuern Zeiten hat man in mehrern Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, einen purpurähnlichen Saft entdeckt. Er ist zähe und in einem besondern Beutelchen enthalten, welches bei den meisten zwischen dem Herzen und der Leber liegt. Die Farbe dieses Saftes ist sehr verschieden; bei einigen nämlich wirklich purpurroth, bei andern blaßgelb, oder pomeranzenfarbig. Reaumur fand, daß der anfangs gelbliche Saft der Trompetenschnecke, auf Leinwand getragen, in wenigen Secunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, und zuletzt purpurroth ward. Der Saft der Kräuselschnecke, die unter dem Namen des blauen Kräusels in Peru von den Spaniern zum Färben gebraucht wird, bietet ähnliche Erscheinungen dar. Wenn man ihn aus der Schnecke nimmt, sieht er gelblich weiß aus; taucht man ein Stück Zeug darein, und setzt es der Einwirkung der Luft und Sonne aus, so ändert sich jene Farbe stufenweis, und geht endlich in ein Roth über, welches zwar unvertilgbar, aber doch nicht rein ist, wie das Roth der Cochenille, welche nebst dem Kermes bei uns die Stelle des Purpurs vertritt. — Als Erfinder der Purpurfarbe nennen die Alten einstimmig die Phönicier. Die Sage von dem Schäferhunde, der die Schnauze von dem Safte zerbissener Purpurschnecken sich roth färbte, und dadurch Veranlassung zur nähern Untersuchung dieser Thiere ward, ist bekannt. Da die Purpurschnecke nicht bloß an der phönicischen Küste, sondern im ganzen Mittelmeere gefunden wurde, so waren auch die Purpurfärbereien nicht den Phöniciern ausschließend eigen. Aber in der Schönheit, Güte und Haltbarkeit der Farbe fand ein Unterschied Statt. In Tyrus war der hochrothe und violette Purpur ganz vorzüglich. Man färbte damit vornämlich Wolle, gewöhnlich zweimal, und gab den Purpurgewändern durch Kunst noch einen besondern Glanz.

Putbus. Die **Fürsten**, Grafen und Majoratsherren zu Putbus stammen von des rügischen Fürsten Stoislaf's I. Enkel, Borante, ab, welcher 1249 als Apanage das Schloß Putbus nebst 15 Dörfern, die Halbinsel Jasmund und andre ansehnliche Ländereien erhielt. Gustav IV. Adolf, König von Schweden, erhob d. 25. Mai 1807 den Grafen **Malte** von Putbus und dessen männliche Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt, in den schwedischen Fürstenstand, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bestätigte 1817 nicht nur, da Schwedisch-Pommern 1815 an Preußen gekommen war, diese Würde, sondern ertheilte auch dem Fürsten von Putbus den Titel Durchlaucht. Der Fürst Malte (geb. 1783) ist Mitglied des k. preuß. Staatsraths, k. preuß. Generalma-

Digitized by Google

jor, General-Gouverneur in Neu-Vorpommern und Rügen, und Canzler der Universität Greifswalde.

Putrefaction, Versetzung in Fäulniß, Faulung; putresciren, in Fäulniß gerathen; Putricität, Fäulniß, Faulungszustand. (S. d. Art. Fäulniß).

Pütter (Johann Stephan). Das Leben dieses großen Staatsrechtslehrers ist nicht reich an wechselvollen Ereignissen, aber es zeigt uns einen Mann, der durch stille, doch kräftige Thätigkeit der Lehrer von Tausenden wird, und in ungestörter Ruhe das höchste Glück eines gelehrten Stillebens genießt. Pütter wurde den 25sten Juni 1725 zu Iserlohn in der westphälischen Grafschaft Mark geboren, wo sein Vater einen ansehnlichen Handel trieb. Seine Mutter war die Tochter des Predigers Varnhagen an der Stadtkirche zu Iserlohn. Von acht Geschwistern war er der jüngste. Als sein Vater im Jahre 1731 starb, übernahm der älteste Bruder, Caspar Dietrich, welcher im Jahre 1763 als Hoffiscal in seiner Vaterstadt starb, die Erziehung der jüngern Geschwister. Den ersten Unterricht erhielt Pütter von einem Candidaten der Theologie, welcher seinen Zögling auf eine sehr zweckmäßige Weise in den alten Sprachen unterrichtete. Als dieser eine Predigerstelle übernahm, trat an dessen Stelle (1734) ein Verwandter des Pütterschen Hauses, welcher eben in Jena seine theologischen Studien beendigt hatte. Allein da der ältere Bruder fand, daß derselbe bei dem Unterrichten eines neunjährigen Knaben von seinen Universitätsheften ungereimten Gebrauch machte, und die Sätze der Wolfischen Metaphysik lateinisch dictirte, so gab er seinen Bruder einem geschickten einsichtsvollen Prediger zu Hohenlimburg unweit Iserlohn in Pension. Noch in seinem höchsten Alter erinnerte sich Pütter mit liebenswürdiger Begeisterung der schönen Zeit, welche er in dem Hause dieses würdigen Mannes verlebte. Der gründliche und anziehende Unterricht trug zur schnellen Entwickelung der geistigen Kräfte des Knaben bei; daher darf es nicht befremden, daß er im Griechischen und Lateinischen reißende Fortschritte machte, das Hebräische mit Eifer trieb und als elfjähriger Knabe den größten Theil des alten Testaments durchlas, ja selbst das Chaldäische erlernte. Uebrigens umfaßte der Unterricht, den er hier erhielt, auch die Geschichte, Geographie und die römischen Alterthümer. Pütter reifte so schnell, daß man ihn im dreizehnten Jahre seines Alters die Universität zu Marburg beziehen lassen konnte. Im Frühjahre 1738 ging er dahin ab, und hörte vornehmlich reine Mathematik und Metaphysik bei dem berühmten Christian Wolf, dessen lichtvoller Vortrag ihm eben so viel Nutzen als Vergnügen gewährte. Da außer Wolf nur wenige ausgezeichnete Lehrer damals in Marburg waren, so faßte er den Entschluß, Marburg mit Halle zu vertauschen, und bezog im Herbste 1739 diese Universität. Weil er noch nicht confirmirt war, so hörte er vor allem Dogmatik bei Siegm. Jac. Baumgarten, und Moral bei Alex. Gottl. Baumgarten, dessen Vortrag vorzüglich lehrreich und angenehm war; außerdem besuchte er die Vorlesungen des berühmten Heineccius über Pandecten und Institutionen. Zuletzt hörte er das Lehnrecht bei Just. Böhmer, und das Staatsrecht bei Ludwig. Letzterer befriedigte ihn nicht; daher ging er auf den Rath seines Freundes Emminghaus 1741 nach Jena, um den berühmten Estor zu hören, durch dessen gründlichen und anziehenden Vortrag er sich ganz befriedigt fühlte. Sein Aufenthalt in Jena wurde sehr folgenreich für ihn. Er wohnte in Estors Hause, wurde ein vertrauter

Digitized by Google

Freund seines Lehrers, konnte dessen reiche Büchersammlung ohne Zwang benutzen, und erhielt von ihm Acten, durch welche er sich eine genaue Kenntniß von den verschiedenen Arten, wie in Deutschland Prozesse geführt werden, erwarb. Nicht weniger Nutzen zog er aus dem Practicum, welches Estor über den Reichsprozeß las, und der Beifall, der seinen practischen Arbeiten ertheilt wurde, munterte ihn täglich mehr auf. Unverkennbar ist es, daß Pütter durch Estor auf die Bahn geführt wurde, die er späterhin mit großem Ruhme betrat. Gefesselt an seinen Lehrer folgte er ihn auch 1742 nach Marburg. Dieser Schritt war für ihn entscheidend. Um mit einigen Studenten die Vorlesungen Estors über die Pandecten repetiren zu können, hörte er dieselben. Dieß war sein erster Anfang im academischen Vortrage. Bald übernahm er auch practische Arbeiten. Um Ostern 1743 — 45 gab er dem in Marburg studirenden Burggrafen zu Kirchberg täglich eine Stunde Unterricht in der Jurisprudenz, und wurde durch eine Reise nach Wetzlar, welche ihm Estor auftrug, mit dem Reichskammergerichte daselbst näher bekannt. 1744 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, zugleich mit der Licenciatwürde, und fing nun an, die deutsche Reichsgeschichte vorzutragen. Sein Eifer wurde nicht wenig aufgemuntert, da er viele Zuhörer durch seinen Vortrag anzog. Mit Wetzlar trat er in nähere Verbindung, als der Burggraf von Kirchberg dahin abging, und ihn zu wöchentlichen Besuchen daselbst einlud. Er machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft vieler beim Reichskammergerichte angestellter Personen, und führte auch einige Rechtssachen vor diesem hohen Tribunale mit Glück. Zugleich machte er sich durch einige Druckschriften, welche durch Estors Namen noch mehr empfohlen wurden, bekannt. Durch jene Prozesse zog er auch die Aufmerksamkeit des Kammergerichtsassessors von Schwarzenfels, eines Neffen des großen Münchhausen, auf sich; und da dieser berühmte Minister und Stifter der Universität Göttingen über den Reichsprozeß Vorträge in Göttingen gehalten wissen wollte, schlug Schwarzenfels unsern Pütter vor. Er reisete daher in den Pfingstferien 1746 nach Hannover, und wurde von Münchhausen für Göttingen gewonnen. Um sich jedoch die möglich vollkommenste Kenntniß von dem Rechtsgange bei dem höchsten Gerichte in Deutschland zu verschaffen, reisete er auf königliche Kosten nach Wetzlar, Regensburg und Wien, und ging erst im Herbste 1747 als außerordentlicher Lehrer der Rechte nach Göttingen. Vor drei Zuhörern eröffnete er hier seine Vorlesungen über den Reichsprozeß; doch bald stiegen sie auf 23, und vermehrten sich von dieser Zeit an mit jedem Jahre. Seine Thätigkeit war nun zwischen academischen Vorträgen und schriftstellerischen Arbeiten getheilt. Vom Jahre 1752 an las er regelmäßig drei Collegien: Staatsrecht, Reichsgeschichte und Reichsprozeß, und hielt ein sehr besuchtes Practicum. Im Jahre 1757 verheirathete er sich mit der zweiten Tochter des fürstlich solmsbraunfelsischen Regierungsrathes Stock; doch genoß er nie das süße Vaterglück. Mit welchem Erfolge er als academischer Docent und als berühmter Rechtsconsulent und Schriftsteller gearbeitet habe, beweisen die verschiedenen vortheilhaften Anträge zu anderweitigen Ehrenstellen, die ihm von Zeit zu Zeit gemacht wurden. Er lehnte sie alle aus Dankbarkeit gegen seinen erhabenen Freund und Gönner Münchhausen, und aus Liebe zur Georgia Augusta ab. 1755 rückte er als ordentlicher vierter Professor in die Facultat ein, und wurde 1757 an die Stelle des verstorbenen Schmauß

zum Professor juris publici mit dem Hofrathstitel ernannt. Eine ihm sehr angenehme Unterbrechung der academischen Geschäfte verursachte die Auffoderung, welche der Herzog von Gotha an ihn ergehen ließ, den Erbprinzen im Staatsrechte und in der Reichsgeschichte zu unterrichten. Er erhielt dazu die königliche Erlaubniß, und verlebte in Gotha von 1762 — 1763 ein sehr glückliches Jahr, da er am Hofe und bei den vornehmsten Personen die größte Achtung genoß, und zu allen Vergnügungen des Hoflebens gezogen wurde. Er hatte auch das Glück, dem großen Friedrich vorgestellt zu werden, als dieser nach dem ruhmvoll beendigten siebenjährigen Kriege in Gotha einen Besuch abstattete. Zugleich ward er durch diesen Aufenthalt allen Unannehmlichkeiten entzogen, welche die letzten Ereignisse jener Kriegszeit auch über Göttingen herbeiführten. Gleich im folgenden Jahre 1764 ward er der churbraunschweigischen Wahlgesandtschaft bei Gelegenheit der Ernennung Josephs II. zum römischen Könige als Rath beigegeben, welches ihm einen sehr angenehmen Aufenthalt in Frankfurt, und die Bekanntschaft ausgezeichneter Personen verschaffte. Ueberhaupt stand er selbst mit fürstlichen Personen in genauer Verbindung, wurde wegen seiner Kenntniß des Reichskammergerichts oft um Rath gefragt, und zu thätigem Rechtsbeistande aufgefodert. Er fühlte sich in seinen häuslichen und Amtsverhältnissen so glücklich, daß ihm fast nichts zu wünschen übrig blieb. Daher konnte er auch nicht bewogen werden, Göttingen zu verlassen, ungeachtet er 1763 zum geheimen Archivar in Dresden mit 2000 Thalern Gehalt, 1766 zum Reichshofrathe, und 1769 zum Kanzler der Universität Gießen berufen wurde. Zur Belohnung seiner treuen Anhänglichkeit an Göttingen legte ihm Münchhausen den geheimen Justizrathtitel bei. In ununterbrochener Thätigkeit, wofür ihm die Achtung seiner zahlreichen Schüler, die Freundschaft aller Kenner der Wissenschaften, die Werthschätzung der höchsten Staatspersonen zu Theil wurde, brachte er die übrigen Jahre seines Lebens hin, und erheiterte dieselben durch den anmuthigen Wechsel kleiner Reisen nach Pyrmont, Straßburg, Stuttgart, Dresden, Gotha u. a. O. Der Beifall, mit welchem er lehrte, erhielt sich bis in sein höchstes Alter. 1796 feierte er sein Amtsjubiläum mit großer Theilnahme der Lehrenden und Lernenden, und wurde, nachdem er noch als erschöpfter Greis Ordinarius der Juristenfacultät geworden war, den 12ten August 1807 zu seinen Vätern versammelt. Von seiner großen Thätigkeit als Schriftsteller zeigt die Menge seiner Schriften, von denen viele in mehrern Auflagen erschienen. Seine historische Entwickelung der sonstigen Verfassung der deutschen Staaten, in 3 Theilen, hat auch jetzt noch Werth, da er aus Quellen schöpfte, und sein Urtheil auf eine umfassende Kenntniß des Rechts gründete. Da er indessen sein schriftstellerisches Verdienst größtentheils an den damaligen Zustand des deutschen Reichs knüpfte, so hat dasselbe seine einwirkende Kraft zugleich mit dem Untergange des heiligen römischen Reichs verloren. Aber immer wird er wegen seiner Religiosität, seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und seiner außerordentlichen Thätigkeit als academischer Lehrer der Gegenstand reiner Achtung bleiben.

Puysegur (Marquis von), in Frankreich der Apostel des thierischen Magnetismus, ist 1752 geb. Dem Kriegsdienste gewidmet, wohnte er im Artillerie-Corps der Belagerung von Gibraltar bei, garnisonirte dann in Strasburg und nahm beim Ausbruche der Revolution nur geringen Theil an den politischen Händeln, indem er sich

Digitized by Google

ganz dem Studium der Wissenschaften widmete und insbesondere den Mesmerismus zu verbreiten und zu erhalten suchte. Er hat in Beziehung hierauf viele Schriften herausgegeben, von welchem wir hier nur die wichtigste du magnétisme animal considéré dans ses rapports avec la Physique, 1807 — 1809, anführen wollen.

Puzzolana (terra puzzolana) oder **Puzzolanerde** wird ein vulkanisches Product genannt, welches in Unteritalien, insonderheit bei Puzzolo (Puteoli) häufig vorkommt. Von Farbe ist diese Erde bald grau, bald schwarz, braun oder gelblich; ihre Consistenz ist theils staubartig, theils fest in Brocken. Man hält sie für eine Spielart der Tuffwacke. Mit Wasser vermischt und wieder getrocknet, verhärtet sie sich zu einer festen steinartigen Masse, weßhalb schon die Alten sie als Mörtel zum Bauen gebrauchten. Vornehmlich ist sie beim Straßen- und Wasserbau anwendbar. Die berühmte **Appische Straße** (s. d. Art.), welche vor fast 2000 Jahren angelegt wurde, gibt davon einen merkwürdigen Beweis. Noch jetzt sind die mit Mörtel von Puzzolanerde ausgefüllten Fugen zwischen den Steinen so fest, daß man nicht im Stande ist, mit einer Degenspitze dazwischen zu stechen. Eben so widerstehen die Dämme des alten Hafens von Puzzolo, welche von Backsteinen mit diesem Mörtel aufgeführt sind, noch jetzt der Gewalt des Meers.

Pygmäen, ein fabelhaftes Zwergenvolk, welches die Alten an die Quellen des Nils, Andere nach Indien versetzten. Schon Homer singt von ihnen, daß die Kraniche sie mit Tod und Verderben bedroheten. Diese Erzählungen wurden von Spätern noch mehr ausgeführt. Nach Plinius waren ihre Städte und Häuser nur von Eierschalen gebauet; ihr Getreide schnitten sie nach Philostrat mit Beilen ab, als ob sie Bäume fällen wollten. Ebenderselbe spricht von einem Pygmäenheere, welches den nach der Niederlage des Antäus eingeschlafenen Hercules angriff. Sie machten dazu Anstalten, als ob sie eine Stadt belagern wollten. Die beiden Flügel des Heeres stürzten sich auf die rechte Hand des Helden, das Mitteltreffen griff die linke an; der Nachtrab umlagerte die Füße, der König machte mit den Tapfersten einen Sturm auf den Kopf. Hercules erwachte, lächelte über die kleinen Wesen, wickelte sie in eine Löwenhaut, und trug sie zum Eurystheus.

Pygmalion, König von Cypern, haßte die Weiber seines Landes wegen ihrer Ausschweifungen. Als ein geschickter Bildner hatte er einst eine weibliche Statue aus Elfenbein gefertigt, deren Schönheit ihn so entzückte, daß er von Liebe für sein eigenes Werk entbrannte, und die Venus bat, den Stein zu beseelen. Seine Bitte wurde endlich erfüllt. Die Statue begann vor seinen Augen und unter seinen Umarmungen zu athmen und zu leben. Sie wurde seine Gemahlin und er zeugte mit ihr den Paphos. Rousseau hat diesen Stoff dramatisch bearbeitet. Ein andrer Pygmalion ist der Bruder der **Dido**, König von Tyrus und Sidon.

Pylades, ein Sohn des Strophius, Königs in Phocis, und der Anaxibia, der Schwester Agamemnons, berühmt durch seine Freundschaft mit Orest (s. d. Art.). Er vermählte sich mit Elektra, und zeugte mit ihr den Medon und Strophius.

Pylos, des Nestor Residenz (daher der **pylische** Nestor), lag in Elis, ist aber mit dem andern Pylos (Eliakos) nicht zu verwechseln, welches gleichfalls in Elis lag, und des Augias Residenz war.

Digitized by Google

Noch ein drittes Pylos lag in Messenien, auch im Peloponnes, welches Einige für das Nestorische hielten.

Pyramide (Spitzsäule) heißt in der Geometrie ein Körper, welcher zur Grundfläche ein Vieleck hat, in der Oberfläche aber sich in einer Spitze endet. Der Pyramide Seitenflächen sind Dreiecke, deren Inhalt durch Berechnung derselben, sich leicht finden läßt. Der körperliche Inhalt einer Pyramide ist gleich dem dritten Theile eines Prisma, das mit ihm gleiche Grundfläche und Höhe hat, und ihr Inhalt wird gefunden, wenn man die Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe multipliciret.

Pyramiden oder Piramyden, in der Architektur, Gebäude, welche sich von den Aegyptern herschreiben. Nach Herodot betrachtete dieses Volk die pyramidische Form als ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Die breite Basis bedeute den Anfang, und das Zusammenlaufen in einen Punkt das Ende unsers Daseyns in dem gegenwärtigen Zustande; weßhalb sie solche auch bei Begräbnissen anwendeten. Einige Schriftsteller leiten das Wort Pyramide von πυρος, Weizen, Getreide, ab, und verstehen darunter entweder Kornbehältnisse, dergleichen der Patriarch Joseph erbauet haben soll, oder denken an πυρ, Feuer, weil die Gestalt der Pyramide einer aufsteigenden Flamme gleicht. Wahrscheinlich aber stammt der Name von einem ursprünglich ägyptischen Worte ab. Einige leiten es von dem Worte Piramue, Sonnenstrahl, Andere von Pi-rama, das hohe Denkmal, ab. Die ägyptischen Pyramiden (denn auch bei den Babyloniern, Indiern und anderwärts finden sich ähnliche Gebäude) sind große, viereckige, inwendig nicht dichte, von einer breiten Basis allmälig in schiefer Richtung spitziger zulaufende, theils sich in eine völlige Spitze, theils in ein kleines Viereck endigende, meist aus großen, nicht sehr harten Kalksteinen (seltener aus Ziegeln oder andern Steinen) verfertigte, auswendig bekleidete Gebäude, von verschiedener, gewöhnlich der Länge der Grundfläche gleicher Höhe, deren vier Seiten nach den vier Weltgegenden gerichtet seyn sollen, und von denen zwei Seiten gewöhnlich größer als die andern sind. Sehr verschiedene Meinungen sind über Zweck und Bestimmung der Pyramiden aufgestellt worden. Einige behaupten, daß sie der Sonne oder einer andern Gottheit geweihet waren, nach Andern dienten sie zu astronomischen Beobachtungen, als eine Art Gnomons, nach Diderot zur Erhaltung und Ueberlieferung historischer Nachrichten und Kenntnisse, nach Andern bloß zur Befriedigung der Eitelkeit und des drückenden Despotismus der Könige, oder zur Feier von Mysterien, zu geheimen Zusammenkünften, oder zu Kornmagazinen, oder endlich — und dieß ist die gewöhnlichste Meinung der Alten, zu Begräbnissen, Gebäuden auf Begräbnißplätzen, symbolischen Darstellungen des Schattenreichs oder Mumienkammern. Eben so abweichend sind die Meinungen über ihr Alterthum. Am berühmtesten waren die des Cheops und des Chephren. Man theilt die noch vorhandenen (sämmtlich in Mittelägypten) in 5 Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Der ganze Strich, in welchem die Pyramiden stehen, fängt von Dagschur an, und geht bei Saccarah und Memphis vorbei, bis fast zum 30° N. B. in der Länge von 14000 Schritten und geringer Breite. Die Pyramidengruppe von Gizé (Dschischeh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Hier steht die größte, des Cheops. Herodot sagt, man habe ihm berichtet, daß sie die Gebeine des Cheops, eine andere dabei stehende aber die Gebeine seines Bru-

ders Chephren bedecke, welcher ihm nachfolgte. Nicht unwahrscheinlich ist die Nachricht dieses alten Schriftstellers, daß hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang ununterbrochen an Errichtung dieses ungeheuren Gebäudes gearbeitet hätten, und daß Cheops deßhalb der Gegenstand des Hasses seines Volks geworden sey. Als Savary die Pyramiden von Gize besuchte, stand das Land unter der Herrschaft seiner jetzigen Bewohner, deren Kiaschif oder Gouverneur des Districts einen kleinen Zoll von den Reisenden nahm und ihnen dagegen eine Bedeckung zum Schutze wider die Araber mitgab, die jede Gelegenheit benutzten, sie zu plündern. Savary brach, von einigen Freunden und einer Bedeckung begleitet, um 1 Uhr nach Mitternacht von Gize auf, und wurde bald darauf durch den Anblick der beiden größten Pyramiden erfreuet, deren Gipfel der Mond beschien. Sie hatten das Ansehn ungeheurer Felsenspitzen, welche durch die Wolken drangen. Um halb vier Uhr Morgens machte sich die Gesellschaft bereit, in die große Pyramide hineinzusteigen. Sie legten größtentheils ihre Kleider ab, und Jeder nahm eine Fackel in die Hand. So begannen sie einen langen Gang hinabzusteigen, der zuletzt so eng wurde, daß sie auf Händen und Knien kriechen mußten. Als sie ihn zurückgelegt hatten, mußten sie fast unter gleichen Umständen wieder aufwärts steigen. Am Ende dieses zweiten Ganges traten sie durch eine kleine Thür in ein weites längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach. An dem einen Ende dieses Gemachs sah Savary einen leeren marmornen Sarkophag, aus einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße waren über den Fußboden verstreuet. Sie besuchten noch ein zweites Zimmer, das unter dem eben erwähnten gelegen und von kleinerem Umfange war. Es enthielt den Eingang eines damals mit Schutt angefüllten Ganges. Befriedigt stieg man jetzt auf demselben Wege wieder hinaus, nicht ohne Schwierigkeit einen tiefen und gefährlichen Brunnen zur linken Hand vermeidend. Als sie sich wieder in freier Luft befanden, waren alle bleich und erschöpft durch die Hitze, welche sie im Innern der Pyramide ausgestanden hatten. Nachdem sie sich erholt und gestärkt hatten, bestiegen sie die Pyramide von außen. Sie zählten gegen zweihundert steinerne Stufen, deren Höhe unregelmäßig von zwei bis vier Fuß war, und genossen von oben der schönsten Aussicht auf die Landschaft. Weit schwieriger als das Hinaufsteigen war das Niedersteigen. Als sie den Erdboden wieder erreicht hatten, gingen sie rings herum und betrachteten mit Entsetzen die rauhe Masse, die in der Entfernung aber die Unebenheit verliert, und mit ebenen Oberflächen erscheint. Die Form dieses ungeheuren Gebäudes läßt eine genaue Messung der Dimensionen nicht wohl zu; daher die vorhandenen Angaben nur als Vermuthung anzusehen sind. Herodot gibt die Höhe auf 800 Fuß und die Breite auf jeder Seite der Basis auf eben so viel an; Strabo bestimmte sie auf 625, Diodor auf 600 Fuß. Mit Letzterm stimmen die neuern Angaben am meisten überein. Die Verschiedenheiten in diesen Messungen mögen zum Theil daher rühren, daß sie auf verschiedenen Seiten gemacht worden, diese aber des mehr oder weniger angewehten Sandes wegen nicht gleich sind. Strabo erwähnt, daß der Stein, welcher den Eingang in die Pyramide verschlosse, fast auf der Mitte der einen Seite befindlich sey; wäre dieß richtig, so müßte das Erdreich in der Nähe sich sehr angehäuft haben, da jetzt der Eingang nicht über 100 Fuß von der Grundfläche entfernt ist. Herodot sagt, die große und nächste Pyramide sey ganz mit weißem

Digitized by Google

Marmor bekleidet; Diodor und Plinius nahmen an, sie seyen ganz aus diesem kostbaren Material erbauet. Herodots Anführung wird durch noch vorhandene Ueberreste bestätigt. — Denon, der die französische Expedition nach Aegypten begleitete, liefert über den gegenwärtigen Zustand der Pyramiden folgende Details. Bonaparte hatte beschlossen, die großen Pyramiden von Gize zu untersuchen. Es waren dazu gegen 300 Personen bestimmt, unter denen sich auch Denon befand. Man näherte sich auf Böten vermittelst der unter Wasser gesetzten Canäle des Nils der Gränze der Wüste in einer Entfernung von einer halben Stunde von den Pyramiden. Der erste Eindruck, den ihr Anblick machte, entsprach der Erwartung nicht, da es an Gegenständen zur Vergleichung fehlte. Erst als man ihnen näher kam und Menschen an dem Fuße der Pyramiden erblickte, trat ihre riesenmäßige Größe hervor. Man bestieg einen kleinen Hügel von Schutt und Sand, der zu der Oeffnung der Pyramide führte. Diese Oeffnung, welche nach Denons Angabe ungefähr sechzig Fuß über der Basis liegt, ist versteckt durch eine allgemeine Außenseite von Stein, welche die dritte oder innere Einhegung des die Pyramide umgebenden Bollwerks bildet. Große Steine liegen horizontal an den Seiten des Eingangs, und über diesen befinden sich andere von ungeheurer Größe so gelegt, daß sie durch ihr Gewicht ihren Fall oder ihre Verrückung unmöglich machen. Hier beginnt der erste Gang in einer Richtung gegen den Mittelpunkt und die Grundfläche des Monuments. An dem Ende dieses Ganges, sagt Denon, findet man zwei große Granitblöcke, welche ihn unterbrechen. Da die Versuche, das Hinderniß zu überwinden, fruchtlos geblieben, so ist man wieder etwas zurückgekehrt, ist um zwei Steinblöcke herumgegangen und hat, über sie wegklimmend, einen zweiten so steilen Gang entdeckt, daß man, um hinaufzusteigen, hat Stufen aushauen müssen. Dieser Gang führt in einen Raum, wo eine Höhle ist, welche gewöhnlich der Brunnen genannt wird. Sie ist der Eingang zu einem horizontalen Gange, welcher in ein unter dem Namen Gemach der Königin bekanntes Zimmer ohne alle Zierrathen oder Inschriften führt. Von dem oben genannten Raume führt eine Oeffnung in perpendiculärer Richtung zu dem Hauptgange, und dieser endigt in einem zweiten Raume, wo sich ein drittes und letztes Behältniß befindet. Dieß ist mit größerer architectonischer Sorgfalt und Eigenthümlichkeit gebauet. Zuletzt kommt das königliche Gemach, welches den Sarkophag enthält, und der letzte Zweck eines so ungeheuern Gebäudes ist. (S. Grobert, Beschreibung der Pyramiden zu Gize u. s. w., aus dem Französ. Gera und Leipz. 1801.) — Außer dieser Pyramidengruppe sind noch die von Mandschelmusa, Saccara, Dagschur und von Fejum zu nennen.

Pyramus, s. Thisbe.

Pyrenäen, berühmtes 56 Meilen langes und 5 Meilen breites Gebirge zwischen Frankreich und Spanien, das sich von Osten nach Westen, vom mittelländischen bis zum biscajischen Meere ziehet, wo es sich an beiden Meeren allmählig senkt, und sich am mittelländischen Meere im Vorgebirge Cervera, und am biscajischen Meere im Vorgebirge Higuer endigt. Am erhabensten zeigt es sich von der französischen Seite, wohin auch seine höchsten Spitzen gehören. Es ist ein rauhes Granitgebirge, bis zu einer gewissen Höhe mit Waldung bedeckt, aber auch mit vielen nackten Gipfeln versehen, auf welchen selbst im Sommer der Schnee liegen bleibt, und wo es Glet-

Digitized by Google

her, Eisthäler und Schneeberge giebt, von welchen sich Schneelawinen herabstürzen. Die höchste Spitze bildet in der Mitte der Pyrenäen, auf der nördlichen Gränze von Aragonien, aber zu Frankreich gehörig, der 10,578 Fuß hohe Montperdu, den man deutlich von Saragossa sieht. Die übrigen höchsten Spitzen auf der französischen Seite sind: der 10,332 F. hohe Vigne male, der 10,020 F. hohe Maladetta, der 9978 F. hohe Marboré, der 9036 F. hohe Pic du Midi und der 8640 Fuß hohe Canigou. Auf der spanischen Seite ist der Mousset die höchste Spitze, nach Einigen 6646, nach Andern 7518, nach 8461 F. hoch. Mehr als hundert gangbare Wege verbinden über dasselbe beide Reiche, doch sind nur fünf für Wagen und Kanonen fahrbar: 1) von St. Jean de Luz über den Bidasoa nach Vittoria; 2) von St. Palais nach Navarra, nur für Maulthiere gangbar und höchst beschwerlich; 3) von St. Jean Pied de Port nach Pamplona; 4) die Rolandspforte von Bielsa nach Bareges, beschwerlich und meistens von Schleichhändlern benutzt; 5) von Gerona über Junqueira nach Perpignan, der gebahnteste von allen. Nach Spanien und Portugal verbreiten die Pyrenäen ihre Zweige weit hin, und durchziehen beide Länder; nach der Seite von Frankreich hingegen senden sie keine Ketten ab, sondern haben nur niedrige Vorberge, meistens Berge dritter Bildung, die aus Kalkstein bestehen, und auf ihren Gipfeln Wald und an ihren Seiten Reben tragen.

Pyrgoteles, ein berühmter griechischer Steinschneider, der allein das Bildniß des Alexander schneiden durfte.

Pyrmont, fürstlich waldeckische Grafschaft, zwischen dem Fürstenthume Lippe-Detmold, dem preußischen Regierungsbezirke Minden und der hannöverschen Provinz Calenberg, drei Stunden von der Weser gelegen, ist ein gebirgiges, von der Emmer durchflossenes Ländchen, welches $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, eine Stadt, ein Schloß, zehn Dörfer und 4,500 größtentheils evangelisch-lutherische Einwohner enthält, die sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Ungeachtet der Kleinheit bringt diese Grafschaft doch dem Landesherrn jährlich 5,000 Thlr ein, wozu der berühmte Mineralbrunnen allein 30 bis 40,000 Thlr beiträgt. Auch ein Salzwerk ist vorhanden. Der Hauptort Neustadt Pyrmont ist eine wohlgebaute offene Stadt von 300 Häusern und 2000 Einwohnern, und liegt am nördlichen Ende eines romantischen Thales, an der Emmer. Die Hauptstraße wird auf beiden Seiten von hohen Linden beschattet, und führt zur großen Allee und den Mineralquellen, wegen welcher der Ort berühmt ist, und jährlich von mehr als 1500 Badegästen besucht wird. Die Hauptquelle, in der Vorzeit der heilige Brunnen genannt, befindet sich an dem obern Ende der großen Allee, quillt klar und krystallhell in einer steinernen Einfassung, und hat zur Zierde und Bedeckung ein achteckiges Haus. Dies Wasser hat eine berauschende Kraft und einen geistigen, weinsäuerlichen, erquickenden Geschmack. In Hinsicht auf seine Stärke und Wohlthätigkeit für den menschlichen Körper behauptet es schon viele Jahrhunderte hindurch vor allen bekannten Stahlwassern den Vorzug. Es friert niemals zu, und wird jährlich in einer erstaunlichen Menge Flaschen nach allen Welttheilen verschickt. Durch die Versendung verliert das Wasser sehr wenig von seinen flüchtigen Bestandtheilen. Unweit davon entspringt der Brodelbrunnen, welcher diesen Namen von dem starken Geräusche hat, mit welchem er hervorquillt. Sein Wasser ist nicht ganz klar, und wird bloß zum Baden gebraucht. Die übrigen Quellen sind der Au-

genbrunnen, der kleine Badebrunnen, der Säuerling, die Salzquelle welche zu einem Salzwerke benutzt wird, und der mineralische Salzbrunnen. Zu den vortrefflichen Anlagen zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Badegäste gehört vorzüglich die große Allee, welche 500 Schritte lang, 40 breit und mit vier Reihen hoher Lindenbäume besetzt ist. An dem einen Ende ist ein Springbrunnen, an dem andern Ende das Brunnenhaus; zu beiden Seiten das Schauspielhaus das Kaffeehaus, der große und kleine Ballsaal, verschiedene andere Gebäude und eine große Zahl von Boutiken, die mit den kostbarsten Galanteriewaaren versehen sind. In dieser Allee ist der Versammlungsplatz und Mittelpunkt der Kurgäste, die hier den Brunnen trinken. Nahe an der Allee ist das große Badehaus, welches 140 geschmackvoll eingerichtete Gemächer enthält. In der untersten Etage desselben sind schöne geräumige Bäder, wo man nach Belieben in Marmor, Zinn, Fayence oder Holz badet. Seit 1809 ist bei der Saline noch ein Badehaus erbaut worden, zur Benutzung der mineralischen Salzquellen. Die Umgebungen Pyrmonts bieten mehrere Merkwürdigkeiten dar, wovon wir folgende anführen: 1) das ein Paar hundert Schritte von der großen Allee entfernte Schloß Pyrmont welches seit 1806 die Residenz des regierenden Fürsten ist, und aus dem Hauptgebäude, zwei Pavillons, einem Commandantenhause und mehreren Nebengebäuden besteht. Es ist mit einem mit Linden bepflanzten Walle und einem tiefen, breiten Graben umgeben. Der bisher auf dem Walle befindliche sogenannte Pulverthurm ist in einen schönen Salon, welcher mittelst einer fliegenden Brücke über den Schloßgraben mit dem neuangelegten englischen Bosket zusammenhängt, verwandelt worden; 2) der Königsberg, der seinen Namen nach Friedrich II, König von Preußen, hat, welcher sich, während seines Aufenthalts in Pyrmont, auf demselben täglich befand, und hier den Brunnen zu trinken pflegte. Im Dunkel ehrwürdiger Eichen hat man ihm ein marmornes Denkmal mit folgender Inschrift errichtet: Fridericus Maximus fonte salutifero vires restauraturus hoc secessu gaudebat; 3) die Dunsthöhle in einem Steinbruche, wo aus den Ritzen der Steine ein erstickender Dunst dringt. Sie besteht aus einer im Quadrat sechs Fuß großen, zehn Fuß hohen gewölbten Grotte. Der aus dem untersten Boden hervorkommende Dunst steht gewöhnlich zwei bis drei Fuß hoch darin. Bei großer Wärme aber, bei östlicher Luft, bei schönem hellen Wetter füllt er bisweilen die ganze Grube an. Alsdann empfindet man in derselben Angst, Beklemmung, Schwindel, und muß sich schnell zurückziehen, wenn man nicht augenblicklich leblos zur Erde sinken will. Bisweilen findet man in der Vorhalle der Dunsthöhle todte Frösche, Vögel, Hasen und andere Thiere. Das brennende Licht erlischt, sobald man sich diesem Dunste nähert. Dieser erstickende Dunst ist nichts anders als Luftsäure oder kohlensaures Gas; 4) die kleine Quäkerkolonie Friedensthal in einem Thale, mit einer Messerfabrik.

Pyromantie, die vermeintliche Kunst, aus dem Feuer zu wahrsagen. Die Priester der Alten wollten dieses besonders aus dem Opferfeuer.

Pyrometer, Feuermesser, ein Werkzeug, mit welchem höhere Grade der Wärme oder des Feuers, und deren Wirkung auf Metalle oder andere feste Körper gemessen werden können. Unter den verschiedenen zu diesem Zwecke erfundenen Instrumenten verdient das Wedgwoodische den Vorzug. Es gründet sich auf die Eigenschaft

des Thons, in dem Maße zu schwinden, als die Hitze groß ist, ohne sich hernach in der Kälte wieder auszudehnen. Auf einer messingnen Platte sind Stäbe von demselben Metalle gelöthet, welche etwas schräg gegen einander laufen und so eine allmälig enger werdende Ruth bilden, in welche die zu den Versuchen nöthigen thönernen Würfel hineingeschoben werden. Will man den Grad der Hitze, z. B. eines Ofens, messen, so legt man einen thönernen Würfel in die Ruth, läßt ihn die Hitze des Ofens aufnehmen, und wirft ihn dann sogleich in kaltes Wasser. Der Würfel geht desto tiefer in die Ruth, des Pyrometers hinein, je schmaler seine Seite durch die Hitze geworden ist. Da, wo der Würfel stecken bleibt, steht an den Stäben eine Zahl, die den Grad der Hitze angibt. Es versteht sich übrigens, daß die Thonart, welche man braucht, immer dieselbe seyn muß. Lambert, welcher zuerst die Lehre vom Maße des Feuers und der Wärme in eine förmliche Wissenschaft brachte, unterscheidet Thermometrie und Pyrometrie, und schränkt jene auf die unserm Gefühle erträglichen, diese auf die höhern Wärmegrade ein.

Pyrrha, s. Deukalion.

Pyrrhichius, s. Rhythmus.

Pyrrho, ein ausgezeichneter griechischer Philosoph, Stifter der Pyrrhonischen oder skeptischen Schule, gebürtig aus Elis im Peloponnes, blühete um die hundert und zehnte Olympiade (340 Jahre vor Chr.). In seiner Jugend beschäftigte er sich einige Zeit mit der Malerkunst, verließ sie aber nachher, um sich dem Studium der Philosophie zu widmen, zu welchem er durch die Schriften des Democrit geführt wurde. Sein erster Lehrer war Bryson. Nachher schloß er sich an Anaxarchus, einen Schüler des Metrodorus von Chios. Diesem Lehrer folgte er nach Indien im Gefolge Alexanders des Großen, und sparte keine Mühe, sich mit den Meinungen der Brachmanen, Gymnosophisten, Magier und anderer morgenländischen Philosophen bekannt zu machen. Sein Zweifel gegen das positive Wissen (Skepticismus) stieg mit dem Fortgange seiner Studien so hoch, daß er endlich alles Wissen für unnütz und unmöglich hielt, und nur der Tugend einen Werth beilegte. In allen Fällen antwortete er seinen Gegnern: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr seyn, ich entscheide nicht," und lehrte in seiner Schule, daß jeder Gegenstand der menschlichen Untersuchung in Ungewißheit gehüllt sey, so daß man nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen könne, sondern sein Urtheil zurückhalten müsse. Einen großen Theil seines Lebens brachte er in der Einsamkeit zu, und suchte durch Enthaltung von allem bestimmten Urtheil (ἐποχη) über Meinungen und äußere Erscheinungen zu einer von Furcht, Freude und Kummer unangefochtenen Gemüthsruhe zu gelangen. Körperliche Schmerzen ertrug er mit großer Seelenstärke; keine drohende Gefahr machte ihm Unruhe. In der Disputirkunst war er berühmt wegen der Scharfsinnigkeit seiner Gründe und der Klarheit seiner Sprache. Er war ein großer Bewunderer der Dichter, besonders des Homer, und führte oft Stellen aus seinen Gedichten an. Von der hohen Achtung, worin er bei seinen Landsleuten stand, zeugen viele Umstände. Sie ernannten ihn unter andern zum Oberpriester, und gaben ein Gesetz, das alle Philosophen von den öffentlichen Abgaben befreiete. Um so unglaubwürdiger erscheinen die Abgeschmacktheiten, welche Diogenes Laertius ihm aufbürdet. Er starb in einem neunzigjährigen Alter, wahrscheinlich in der hundert drei und zwanzigsten Olympiade. Die Athenienser errich-

Digitized by Google

teten ihm zu Ehren eine Statue, seine Landsleute aber zu seinem Andenken ein Monument. Wie Pyrrho zu dem Skepticismus kam, ist leicht zu er... en. Frühzeitig war er mit dem Systeme des Demokrit bekannt geworden. Nachdem er von diesem Philosophen gelernt, das wirkliche Daseyn aller Eigenschaften an den Körpern zu leugnen, diejenigen ausgenommen, welche den anfänglichen Atomen eigen sind und jede Erkenntniß auf den Anschein und die Meinung zurückzuführen, schloß er, daß unser ganzes Wissen von dem trügerischen Einfluß der Sinne abhänge, und folglich nichts für gewiß gelten könne. In diese Ansichten wurde er durch den allgemeinen Geist der eleatischen Schule in welcher er erzogen worden, und durch die Bekanntschaft mit de practischen Lehre des Sokrates, mit welchem sein Charakter viel Aehnlichkeit hatte, bekräftigt. Nichts aber trug mehr dazu bei, ih in dem Skepticismus zu bestärken, als die Spitzfindigkeiten der dialectischen Schulen, mit welchen er sich bekannt gemacht hatte. Kein Methode war so geschickt, die Sophistik über den Haufen zu werfen als die Lehre von einer allgemeinen Ungewißheit. Durch angebornes Temperament und Lebensgewohnheit geneigt, eine unwandelbar Ruhe als den großen Zweck aller Philosophie zu betrachten; wahrnehmend, daß nichts diese Ruhe so sehr störe, als die unzählige Meinungsverschiedenheiten in den Schulen der Dogmatiker, und da durch ihre Disputationen eher die Ungewißheit als die Gewißhei vermehrt werde, beschloß er, den Frieden, den er in der dogmatischen Philosophie zu finden verzweifelte, auf eine andere Weise zu suchen. So erzeugte sich bei ihm der Skepticismus. Pyrrho hinterließ keine Schriften. Sein Freund und Schüler **Timon** behandelt zuerst diesen Skepticismus schriftlich; aber seine Schriften sind verloren gegangen. Nur aus Schriften seiner spätern Nachfolger, un besonders aus **Sextus Empiricus** können wir die Grundsätz seiner Schule, oder richtiger, die philosophische Denkart, kenne lernen, durch welche sie mehr danach strebte, jedes andere philosophische Gebäude umzustürzen, als ein eigenes anzubauen. Im ge meinen Leben nennt man oft von ihm die Zweifelsucht **Pyrrhonismus**, und redet auch von einem **historischen Pyrrhonismus**.

Pyrotechnie, s. **Feuerwerkerkunst**.

Pyrrhus, des Achilles und der Iphigenia Sohn, welchen sei Vater nach der Opferung Iphigenia's nach Skyros brachte, und de Deïdamia übergab. (Andere geben ihm die Deïdamia, des Lycomedes Tochter, zur Mutter). Auf Skyros wurde er erzogen und e blieb dort, bis Ulysses und Diomedes ihn abholten, da ohne ihn Troj nicht erobert werden konnte. Er erhielt jetzt den Namen **Neoptolemus**. Homer beschreibt ihn als schön, beredt, tapfer und stets un verzagt. Die nachhomerischen Dichter lassen ihn die Opferung de Polyxena auf seines Vaters Grabe veranstalten, den Philoctet vo Lemnos abholen und den Polites und Priamus tödten. Von den Ge fangenen wurde ihm Andromache und Helenus zu Theil. Sehr vo einander abweichend sind die spätern Sagen. Einige lassen sein Rückkehr zu Lande, Andere zu Wasser geschehen. Nach Einigen kan er nach Epirus zu den Molossern, dort eine neue Herrschaft stiftend Hier war Andromache seine Gemahlin, mit welcher er den Molossus Pielus und Pergamus zeugte. Endlich überließ er Gemahlin un Reich dem Helenus, den er als Weissager ehrte, und nun finden wi ihn in einem neuen Mythenkreise, wozu der Grund bei Homer ist

Er ward nämlich mit Hermione vermählt, die ihr Vater Menelaus ihm vor Troja zur Gemahlin gelobt hatte. Darüber wurde er, nach Einigen, von Orest, der Hermione vorherigem Gemahl, am Altare Apollo's ermordet. Nach Andern erfolgte sein Tod auf Apollo's Veranlassung, den er beleidigt hatte. Darüber sind die Meisten einig, daß seine Ermordung zu Delphi geschah. Hier zeigte man sein Grabmahl und brachte ihm alljährlich ein Gedächtnißopfer.

Pyrrhus II. Dieser in der Geschichte der Römer so merkwürdige König von Epirus lebte fast 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er war einer der größten Feldherrn seines Zeitalters, dabei aber ein äußerst ehrgeiziger und eroberungssüchtiger Fürst. Schon in seinem 12ten Jahre bestieg er den väterlichen Thron; und ob er gleich nach fünf Jahren durch den Neoptolemus von demselben vertrieben wurde, so erhielt er ihn doch bald nachher wieder. Er vergrößerte darauf seine Macht durch die Eroberung Macedoniens. Nach neuen Eroberungen lüstern, nahm er mit Vergnügen die Einladung der Tarentiner in Calabrien an, welche ihn gegen die Römer zu Hülfe riefen. Zwar besiegte er mit Hülfe seiner Elephanten die in dieser Art des Krieges noch unerfahrnen Römer; allein sein eigenes Geständniß: „noch ein solcher Sieg, und er werde allein nach Hause gehen müssen," bewies, wie viel ihm derselbe gekostet hatte. Unterdessen lockten ihn die Unruhen in Syrakus nach Sicilien. Aber ohne seine eiteln Eroberungsplane ausgeführt zu haben, kehrte er nach Italien zurück; und nachdem er hier von den Römern, die sich an seine Art zu kriegen bald gewöhnt hatten, geschlagen worden war, sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Griechenland zurückzugehen, wo endlich ein Wurfspieß bei der Belagerung von Argos seinem unruhigen Leben (272 vor Chr. Geb.) ein Ende machte. Von diesem Könige haben die Römer einen großen Theil jener Kriegskunst erlernt, welche sie nachmals ihren Feinden so furchtbar machte. Er hingegen hatte sehr oft Gelegenheit, ihren Edelmuth zu bewundern. (Man s. d. Art. Fabricius).

Pythagoras, ein berühmter Weiser des griechischen Alterthums und der gepriesene Stifter der italischen Schule. Nach der gewöhnlichen Meinung war er aus Samos gebürtig. Sein Vater war ein Kaufmann, Namens Mnesarchus, wahrscheinlich aus Tyrus oder sonst einer phönicischen Stadt, welcher nach Samos handelte. Hier erhielt er das Bürgerrecht und ließ sich mit seiner Familie nieder. Ueber das Geburtsjahr des Pythagoras haben mehrere Gelehrte Untersuchungen angestellt. Meiners, der mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die verschiedenen Meinungen beurtheilt hat, setzt des Pythagoras Geburt zwischen 584 und 586 vor Chr Geb. Die uns von Jamblich und Porphyrius überlieferten Nachrichten sind so voll fabelhafter Wundergeschichten, daß wir uns ihrer nur mit der größten Vorsicht bedienen können. Seinen ersten Unterricht empfing Pythagoras von Creophilus in seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach der Insel Scyrus und war ein Schüler des Pherecydes bis zu dessen Tode; auch besuchte er Milet, wo er von Thales und Anaximander Unterricht erhalten haben soll. Der erstere rieth ihm, nach Aegypten zu gehen, und dort von den Priestern zu Memphis und Theben zu lernen. Ob er den Unterricht dieser berühmten Milesier wirklich genossen, bleibt bei der großen Verschiedenheit zwischen seinen und der ionischen Schule Grundsätzen immer zweifelhaft; wahrscheinlich begab er sich von den griechischen Inseln zunächst nach Aegypten, dem Lande,

Digitized by Google

das in jener frühen Zeit vor allen andern sich tiefer und geheimer Weisheit rühmte. Jamblich erzählt, daß Pythagoras auf seiner Reise nach Aegypten einige Zeit in Phönicien im Umgange mit des Moschus Nachfolgern und andern Priestern des Landes verweilte, von denen er in ihre besondern Mysterien eingeweiht worden sey, und daß er verschiedene Theile Syriens bereiset habe, um ihre wichtigsten heiligen Gebräuche und Lehren kennen zu lernen. Auch diese Angabe ist mit vielen fabelhaften Umständen verbunden. Pythagoras hatte Briefe von Polykrates, Tyrannen von Samos, an den ägyptischen König Amasis bei sich, worin er des Königs Gunst empfohlen, und dieser gebeten wurde, ihm den Zutritt zu den Schulen der ägyptischen Priester zu erleichtern. Trotz des königlichen Befehls fand er große Schwierigkeiten. Von Heliopolis wurde er nach Memphis, und von da nach Theben geschickt. Dort wagten zwar die Priester nicht, den Befehlen des Königs geradezu entgegen zu handeln, aber sie hofften ihn durch die strengsten Prüfungen und Ceremonien (unter andern auch durch die Beschneidung), die sie ihm auferlegten, abzuschrecken. Zu ihrem Erstaunen überstand Pythagoras die härtesten Proben mit unerschütterlicher Geduld. Er gewann ihr Vertrauen, und wurde nach und nach in ihre geheimsten Lehren eingeweiht. Er blieb 22 Jahre in Aegypten, während welcher Zeit er die in diesem Lande üblichen Schriftarten vollkommen erlernte. Durch seine Bekanntschaft mit den gelehrtesten Männern in allen Priestercollegien gelang es ihm auch, ihre ältesten Sagengeschichte kennen zu lernen, und mit der ägyptischen Gelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange vertraut zu werden. Von Aegypten aus begab er sich in den Orient, und besuchte sowol die persische und chaldäischen Magier, als die indischen Gymnosophisten. Nach Jamblich war er unter den Gefangenen, welche Cambyses von Aegypten nach Babylon brachte, woselbst er zwölf Jahre die Philosophie der morgenländischen Weisen studirte. Einige haben behauptet, daß er den Unterricht des berühmten Zoroaster selbst genossen, Andere, daß er mit jüdischen Propheten umgegangen sey, von denen er die jüdischen Gesetze und Gebräuche kennen gelernt. Allein alle diese und andere zum Theil noch unglaubhaftere Angaben sind so widersprechend und mit so unüberwindlichen chronologischen Schwierigkeiten verknüpft, daß wir geneigt sind, sie für Erdichtungen zu halten, welche das Ansehn des Pythagoras noch vermehren sollten. Pythagoras eröffnete nach seiner Rückkehr auf Samos eine Schule, worin er nach dem Muster der Aegypter seine Lehren in einer symbolischen Form vortrug. Seine Landsleute zeigten aber so wenig Geschmack daran, daß er es gerathen fand, auf neue Mittel zu denden, um sich Zuhörer zu verschaffen. In dieser Absicht ging er nach Delos, wo er dem Apollo ein Geschenk von Kuchen darbot, und dagegen von der Priesterin moralische Dogmen erhielt, oder erhalten zu haben vorgab, welche er seinen Schülern unter dem Namen göttlicher Vorschriften mittheilte. In gleicher Absicht besuchte er auch Creta, wo die Priester der Cybele ihn in die Höhle des Ida führten, in welcher Jupiter gewiegt worden, und man das sogenannte Grab desselben zeigte. Hier traf er mit Epimenides zusammen, der sich des Umgangs mit Göttern und der Gabe der Weissagung rühmte, und ihn in die heil. Mysterien der Griechen einweihte. Von Creta ging er nach Sparta und Elis, und von da weiter nach Phlius, wo er, vom Könige Leon nach seinen Geschäften befragt, sich einen Philosophen oder Freund der Weisheit genannt haben soll, indem er erklärte, daß

der Name eines Weisen (Sophos) nur der Gottheit zukomme. Mit vermehrtem Wissen kehrte Pythagoras in seine Heimath zurück, wo er nun mit glücklichem Erfolge eine philosophische Schule stiftete. Zu dem Ende errichtete er ein halbrundes Gebäude, in welchem er, mit der Miene göttlichen Ansehns, Vorschriften der Moral vortrug, welche so eingekleidet waren, daß sie nicht nur die Aufmerksamkeit fesselten, sondern auch belehrten. Einen großen Theil seiner Zeit brachte er mit seinen vertrauten Freunden und geweihten Schülern in einer Höhle zu, wo er sie unter mystischen Formen in den dunklern Theilen der Philosophie unterrichtete. Seine Lehren schienen göttliche Orakelsprüche, und das heilige Dunkel, worein er sie zu hüllen wußte, zog eine Menge von Schülern an. Dennoch faßte er den Entschluß, Samos zu verlassen, entweder um den ihn angetragenen Staatsämtern, oder um der Tyrannei des Polykrates zu entgehen. Er begab sich nach Großgriechenland. Hier landete er zu Crotona, dessen Einwohner durch die Verderbtheit ihrer Sitten berüchtigt waren. Jamblich und Porphyrius erzählen, daß, als er beim Betreten des Landes einige Fischer gesehen, die eben einen reichen Fang gethan hätten, er ihnen alle Fische abgekauft, sie wieder ins Meer gelassen, und den Umstehenden die Lehre gegeben habe, keine Fische zu tödten, und überhaupt sich aller animalischen Nahrung zu enthalten. Sie fügen dieser Erzählung noch die wunderbaren Umstände bei, daß Pythagoras, als die Netze noch im Wasser gewesen, genau die Anzahl der Fische bestimmt, und durch seine Gegenwart verhindert habe, daß ein einziger Fisch, während sie außerhalb des Wassers gewesen, gestorben sey. Aus ihren Nachrichten geht hervor, daß er Ansprüche auf übernatürliche Kräfte machte, und als ein außerordentlicher Mann Leute aus allen Volksklassen um sich versammelte. Die guten Wirkungen seines Einflusses wurden bald sichtbar. Nüchternheit und Mäßigkeit traten an die Stelle der Völlerei und Sittenlosigkeit. Sechshundert Einwohner von Crotona unterwarfen sich den strengsten Vorschriften seiner Disciplin und legten ihr Vermögen zusammen, zum Vortheil der ganzen Gemeinde. Noch zweitausend Andere, heißt es, nahmen seine Lehre an, und traten in das Noviciat dieser höchsten Classe seiner Anhänger. Auch lehrte er in andern Städten von Großgriechenland, Italien und Sicilien, und zog allenthalben zahlreiche Schüler an sich, die ihn fast göttlich verehrten. Doch erregte er dadurch Argwohn, daß er seine Anweisungen auf politische Gegenstände ausdehnte und allenthalben auch bessere Einrichtungen in der Verwaltung zu machen versuchte. Nicht nur zu Crotona, sondern auch zu Metapontum, Rhegium, Himera, Agrigentum, Tauromenium, und an vielen andern Orten, foderte er das Volk auf, seine Rechte gegen tyrannische Regenten zu behaupten. Dadurch zog er sich mächtige Widersacher zu. An der Spitze seiner Feinde zu Crotona stand Cylon, ein reicher und angesehener Bürger, den er durch Verweigerung der Aufnahme unter seine Schüler gegen sich aufgebracht hatte. Um sich zu rächen, überfiel dieser einst das Haus des Milo, wo eine Anzahl von Pythagoräern versammelt war, umringte es mit seinen Anhängern und steckte es in Brand. An vierzig Personen verloren das Leben, und nur Archippus und Lysis entkamen. Pythagoras selbst war wahrscheinlich in Crotona, aber nicht in dem Hause gegenwärtig. Er floh zu den Lokrern, und da dieselben ihn nicht aufnehmen wollten, nach Metapontum. Da er auch hier Feinde fand, die auf seinen Untergang dachten, so suchte er eine Freistätte in dem Tempel der Musen, wo er aus Mangel an

Digitized by Google

Nahrung in einem Alter von 80 Jahren umkam. Einige Zeit nach seinem Tode errichteten ihm seine Schüler Statuen und bezeigten ihm eine so abergläubische Verehrung, daß sie sein Haus zu Crotona in einen Tempel der Ceres verwandelten, und ihn als eine Gottheit bei Betheuerungen anriefen. — Zu den vielen Erdichtungen, womit man seine Lebensgeschichte ausgeschmückt hat, gehört, daß er einen daunischen Bären, der eine ganze Gegend verwüstet, mit einem Worte gezähmt, daß er einen Ochsen abgehalten, Bohnen zu fressen, indem er ihm etwas ins Ohr geraunt habe, daß er einen Adler aus dem Himmel herabgerufen habe, daß er an zwei Orten zugleich gegenwärtig gewesen, Naturbegebenheiten vorhergesagt habe, und beim Ueberfahren über einen Fluß von diesem mit dem Zuruf: „Heil, Pythagoras!" sey begrüßt worden. Er selbst benutzte wahrscheinlich seine ungemeine Kraft und Naturkenntniß, um sich in ein größeres Ansehn zu setzen, und nachdrücklich auf den leichtgläubigen Haufen zu wirken. So soll er auch behauptet haben, daß seine Seele schon in mehreren Körpern gelebt habe. Vor dem Volke erschien er in einem langen weißen Gewande, mit herabfließendem Barte, und wie Einige erzählen, eine goldne Krone auf dem Haupte, in seinem Aeußern ernst, gebieterisch und würdevoll. Nie drückte sich in seiner Miene irgend eine Leidenschaft aus. Er enthielt sich aller animalischen Nahrung, und beschränkte sich auf Vegetabilien, mit Ausschluß der Bohnen. Diese Eigenheiten trugen dazu bei, ihm bei dem Volke den Anschein eines übermenschlichen Wesens zu geben. Um seine Achtung für die Ehe zu zeigen, nahm er selbst ein Weib aus Crotona zu sich, mit der er unter mehrern Kindern zwei Söhne, Telauges und Mnesarchus, zeugte, welche nach seinem Tode einige Zeit seiner Schule vorstanden. Daß Pythagoras Schriften hinterlassen habe, ist nach den Zeugnissen der Alten unwahrscheinlich. Die unter seinem Namen vorhandenen goldnen Sprüche, die als ein kurzer Abriß seiner populären Lehren gelten mögen, scheinen entweder von Epimarchus oder von Empedocles abgefaßt worden zu seyn. — Pythagoras Lehre war wie die ägyptische Priesterlehre, doppelt, exoterisch und esoterisch oder eine öffentliche und eine geheime. Sein öffentlicher Unterricht bestand in practischen Vorträgen, in welchen er die Tugend empfahl und von Lastern abmahnte, mit besonderer Rücksicht auf einzelne Menschenklassen, als Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Bürger und Magistratspersonen u. s. w. Seine Zuhörer bei diesen Vorträgen sind wohl zu unterscheiden von der auserwählten Anzahl seiner Schüler, die er einer eigenen Disciplin unterwarf, und erst nach einem langen Unterrichte und nach strengen Prüfungen in alle Geheimnisse seiner esoterischen Lehre einweihte. Diese Schüler durften keine andere Kleider tragen, als solche, welche die größte Reinheit und Einfachheit der Sitten bezeichneten; um sie in Demuth zu üben, gab er sie drei Jahre lang dem beständigen Widerspruche, dem Spotte und der Verachtung seiner andern Schüler preis, und verurtheilte sie zu freiwilliger Armuth, indem sie ihr Vermögen in die öffentliche Casse liefern mußten. Nach Beschaffenheit der Umstände legte er ihnen ein Stillschweigen von 2 bis 5 Jahren (das Pythagoräische Stillschweigen) auf. Dadurch sicherte er sich zugleich vor zudringlicher Neugierde und feindlichem Widerspruch. Er gab seine Lehren als unfehlbare Sätze, vor den Blicken seiner Zuhörer durch einen Vorhang verborgen, oft auch durch das Organ eines untergeordneten Lehrers. Das bekannte: Er hat's gesagt (αὐτὸς ἔφα),

Digitized by Google

galt statt alles Beweises. Nur wer die rauhe Bahn der Prüfungen geduldig zurückgelegt hatte, durfte als Esoteriker des Meisters Wort in dessen unmittelbarer Gegenwart vernehmen. Wer, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, sein Vorhaben aufgeben wollte, der konnte ungehindert zurücktreten; seine Beiträge zur Casse wurden zurückgezahlt. Man beging sein Leichenbegängniß, errichtete ihm ein Grab, wie einem Todten, und gedachte seiner nicht mehr. Den Mitgliedern der esoterischen Schule wurde die ganze Lehre des Pythagoras, nicht wie den Exoterikern unter der Hülle von Bildern und Symbolen, sondern unverschleiert vorgetragen. Sie mußten sich jedoch durch einen Eid zur Geheimhaltung verbinden. Jetzt durften sie auch Fragen thun und Einwürfe machen. Man nannte sie vorzugsweise Pythagoräer, auch Mathematiker, von den Studien, mit welchen sie sich unmittelbar nach ihrer Einweihung beschäftigten. Sobald sie hinlängliche Fortschritte in der Geometrie gemacht hatten, wurden sie zum Studium der Natur, zur Erforschung der Grundprincipien und zur Kenntniß Gottes angeleitet. Denen, die diese erhabenen Speculationen verfolgten, wurde der Name Theoristen gegeben, während die, welche sich insbesondere mit der Theologie beschäftigten, Sebastikoi oder Religiosen hießen. Andere wurden, in Gemäßheit ihrer Neigungen und Fähigkeiten, in der Moral, Oekonomie oder Politik unterrichtet, und sodann entweder zur Besorgung der Gesellschaftsangelegenheiten gebraucht, oder ausgesandt, die Grundsätze der Philosophie und Staatsverwaltung in den übrigen griechischen Städten zu lehren und in Ausübung zu bringen. Die Lebensweise in der Pythagoräischen Schule zu Crotona war, nach den Angaben der Alten, folgende: Die Pythagoräer, etwa 600 an der Zahl, lebten bei einander in einem öffentlichen Gebäude, wie in einer Familie, nebst ihren Weibern und Kindern, in der vollkommensten Ordnung. An jedem Morgen wurde bestimmt, was den Tag über vorgenommen werden sollte, und an jedem Abend untersucht, was geschehen sey. Sie standen auf vor Aufgang der Sonne, um sie zu verehren; dann wurden Verse des Homer und anderer Dichter recitirt, oder man suchte durch Musik die Geisteskräfte zu wecken, und für die Pflichten des Tages geschickt zu machen. Sodann wurden mehrere Stunden in ernsten Studien zugebracht. Hierauf folgte eine Pause zur Erholung, in welcher gewöhnlich ein einsamer Spaziergang gemacht wurde, um sich der Contemplation zu überlassen; dann eine Unterhaltung. Vor der Mahlzeit wurden mancherlei gymnastische Uebungen angestellt. Das Mahl bestand vornemlich in Brot, Honig und Wasser. Der Ueberrest des Tages war öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, dem Gespräche, dem Bade und religiösen Gebräuchen gewidmet. Nachdem die Pythagoräische Schule von Cylon überfallen worden, hielten es Lysis und Archippus für nothwendig, ihres Meisters Lehre in eine systematische Uebersicht zu bringen, und sie der Vergessenheit zu entreißen; aber immer noch wurde die größte Geheimhaltung empfohlen. Endlich kaufte Plato vom Philolaus eine Handschrift über des Pythagoras Philosophie, und erhielt von Architas dessen Commentare über die Aphorismen und Lehren seines Meisters. So erhalten wir durch ihn und seine Schüler Nachrichten von der Pythagoräischen Philosophie, von der er vieles in sein System aufnahm. Rein ist daher auch diese Quelle keineswegs, und das Meiste, was wir von der Lehre des Pythagoras wissen, muß daher als unsicher und unzuverläßig angesehen werden. Wir begnügen uns, Folgendes davon an-

Digitized by Google

zuführen. Der Zweck aller Philosophie ist, den Geist von den Beschwerden zu befreien, die seine Fortschritte zur Vollkommenheit hindern, und ihn emporzuheben zur Betrachtung unwandelbarer Wahrheit, zur Erkenntniß göttlicher und geistiger Gegenstände. Dieß kann bei unserer Gewöhnung an sinnliche Dinge nur stufenweise geschehen. Die erste Stufe zur Weisheit ist das Studium der Mathematik, welche, da sie Gegenstände betrachtet, die zwischen körperlichen und unkörperlichen Dingen in der Mitte liegen, den Geist am geschicktesten zur Contemplation hinüberführt. Der ganze Cursus der mathematischen Wissenschaft kann in vier Theile getheilt werden, zwei in Hinsicht auf Zahlen, zwei in Hinsicht auf Größen. Zahl kann betrachtet werden als abstract für sich, und als angewandt auf einen Gegenstand. Ersteres gibt die Arithmetik, von letzterer Art ist die Musik. Größe kann betrachtet werden entweder in Ruhe, oder in Bewegung. Von ersterer handelt die Geometrie, von letzterer die Astronomie. Arithmetik ist die edelste Wissenschaft, Zahlen der erste Gegenstand des Studiums, und eine vollkommene Bekanntschaft mit den Zahlen das höchste Gut. Zahlen sind entweder scientifisch oder intelligibel. Eine scientifische Zahl ist das Erzeugniß der in die Einheit gehüllten Kräfte oder die Progression der Vielheit von der Monade oder Einheit und ihre Rückkehr zu derselben. Einheit und Eins sind zu unterscheiden; jenes ist ein Abstractum, dieses auf zählbare Dinge anwendbar. Die Zahl ist nicht unendlich, aber die Quelle jener unendlichen Theilbarkeit in gleiche Theile, welche die Eigenschaft aller Körper ist. Intelligible Zahlen sind die, welche in dem göttlichen Geiste vor allen Dingen waren, von denen jedes Ding seine Form empfangen und die immer unveränderlich dieselben bleiben. Sie sind das Modell, wonach die Welt in allen ihren Theilen gebildet worden, und die Principe der Dinge. Die ungeraden Zahlen sind begränzt und vollkommen, die geraden unbegränzt und unvollkommen. Die Monade oder Einheit, das Prinzip der erstern, ist die Größe, welche, wenn sie aller Zahl entkleidet worden, fest übrig bleibt; sie ist die Quelle aller Zahl. Die Duas ist unvollkommen und passiv und die Ursache von Wachsthum und Theilung. Die Trias, zusammengesetzt aus der Monas und Duas, nimmt an der Natur Beider Theil. Die Tetras oder Geviertzahl ist höchst vollkommen. Die Decas, welche die Summe der vier ersten ist, umfaßt alle musikalischen und arithmetischen Proportionen. — Den vollkommenen Sinn der Zahlenlehre des Pythagoras zu ergründen, ist vergebens versucht worden, wahrscheinlich waren die Zahlen nach derselben symbolische oder sinnbildliche Vorstellungen der ersten Prinzipien oder Formen der Natur. Da Pythagoras die abstracten Begriffe in der einfachen Sprache nicht ausdrücken konnte und wollte, so scheint er sich der Zahlen, wie der Geometer der Diagramme, bedient zu haben, um dem Fassungsvermögen seiner Schüler zu Hülfe zu kommen. Er nahm einige Analogie zwischen den Zahlen und Denkformen in dem göttlichen Verstande wahr, und machte daher erstere zu Symbolen der letztern. Wie die Zahlen von der Monas oder Einheit ausgehn, sich mannichfach verbinden und in ihren Fortschritten neue Eigenschaften annehmen, so sah er das reine und einfache Wesen der Gottheit als den gemeinsamen Urquell aller Naturformen an, welche nach ihren verschiedenen Abstufungen verschiedene Eigenschaften haben. Pythagoras soll auch die Rechentafel (abacus) d. i. eine Tafel, welche das Einmaleins in einem eingeschlossenen Viereck

Digitized by Google

enthält, erfunden haben; daher Pythagoräische Rechentafel. Nächst den Zahlen gehört die Musik zu den Vorbereitungsübungen der Pythagoräischen Schule, wodurch der Geist über die Herrschaft der Leidenschaften erhoben und zur Contemplation geschickt gemacht wird. Pythagoras betrachtete die Musik nicht nur als eine vom Ohre zu beurtheilende Kunst, sondern als eine auf mathematische Grundsätze und Verhältnisse zurückzuführende Wissenschaft. Er ward der Erfinder einer musikalischen Tonleiter (Pythagoräische Lyra, octochordum Pythagorae), welche nach seinem Tode in Erz eingegraben und im Tempel der Juno auf Samos aufbewahrt wurde. Die Erfindung des harmonischen Canons oder Monochords, eines Instruments mit einer einzigen Saite, das zur Messung der musikalischen Intervallen diente, ist ihm von alten und neuern Schriftstellern beigelegt worden; Pythagoras glaubte, daß die himmlischen Sphären, worin die Planeten sich bewegen, indem sie bei ihrem Umschwunge den Aether theilten, einen Ton hervorbrächten, und daß dieser Ton verschieden seyn müsse nach ihrer Größe, Schnelligkeit und Entfernung. Daß diese Verhältnisse aber von der Art wären, daß diese Töne die vollkommenste Harmonie bildeten (Sphärenmusik), mußte er glauben vermöge seiner Vorstellung von der höchsten Vollkommenheit des Weltgebäudes. Seine Nachfolger benutzten diese Lehre, um von ihrem Meister zu erzählen, daß er der einzige Sterbliche gewesen, dem die Götter vergönnt hätten, die Harmonie der Sphären zu vernehmen. Die Geometrie, welche er in Aegypten erlernt hatte, brachte er mehr als einer seiner Vorgänger und Zeitgenossen in die Form einer regelmäßigen Wissenschaft. Nach seiner Vorstellung war der geometrische Punkt das Einfache, die Linie das Zweifache, die Fläche das Dreifache, der Körper das Vierfache. Von den geometrischen Sätzen, welche ihm zugeschrieben werden, sind folgende die wichtigsten: Die inneren Winkel eines Dreiecks sind gleich zweien rechten; und in einem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypotenuse den Quadraten der Katheten gleich. Der letztere Satz heißt nach ihm noch jetzt der Pythagoräische Lehrsatz (auch Magister matheseos). In der Astronomie lehrte er seine Schüler Folgendes: das Wort Himmel bezeichnet entweder die Sphäre der Fixsterne, oder den ganzen Raum zwischen den Fixsternen und dem Monde, oder die ganze Welt, sowol die himmlischen Sphären als die Erde in sich schießend. Es gibt zehn himmlische Sphären, von denen uns neun sichtbar sind, nämlich die Sphäre der Fixsterne, die sieben Sphären der sieben Planeten (die Sonne und den Mond mitgerechnet) und die Sphäre der Erde. Die zehnte Erde, von ihm Antichthon (Gegenerde) genannt, ist unsichtbar, aber nothwendig zur Vollkommenheit der Harmonie der Natur, da die Decas die Vollendung der Zahlenharmonie ist. Dieses Antichthon mag die Ursache seyn, daß es mehr Sonnen- als Mondfinsternisse gibt. In der Mitte des Weltalls, oder in der Mitte der vier Elemente befindet sich die feurige Kugel der Einheit, das Centralfeuer, Prinzip der Wärme und des Lebens. Die Erde ist nicht ohne Bewegung, noch in dem Mittelpunkt der Sphären befindlich, sondern sie ist einer der Planeten, welche sich um die Feuersphäre bewegen. Der Umlauf des Saturn wird in dreißig, der des Jupiter in zwanzig, der des Mars in zwei, der der Sonne, des Mercur und der Venus in einem Jahre vollendet. Die Entfernungen der verschiedenen himmlischen Sphären von der Erde entsprechen dem Verhältnisse der musikalischen

Digitized by Google

Tonleiter. Der Mond und die andern planetarischen Körper sind bewohnbar. Die Erde ist eine Kugel, auf der es Antipoden geben kann. — So erwarb sich Pythagoras vorzüglich um die mathematischen Wissenschaften große Verdienste und begründete zuerst eine mathematische Philosophie. Seine Schüler Alcmäon, Philolaus, Archytas, Eophantus bildeten sie weiter aus. Namentlich zeichnete sich Philolaus durch sein astronomisches System aus. Von diesen Vorbereitungsstudien werden die Schüler der Pythagoräischen Schule zum Studium der Naturwissenschaft, der Theologie und Moral geleitet. In Ansehung der Weisheit überhaupt lehrte Pythagoras, daß das wahre Wissen solche Gegenstände umfasse, welche in ihrer Natur unveränderlich, ewig und unzerstörbar sind, und von denen allein eigentlich gesagt werden kann, daß sie existiren. Wer sich diesem Studium widmet, ist ein Philosoph. Der Zweck der Philosophie ist, den menschlichen Geist durch die Contemplation dem göttlichen ähnlich und zuletzt geschickt zu machen, in die Versammlung der Götter zu treten. Mit größtem Fleiß ist dahin zu streben, den Geist von der Herrschaft der Leidenschaften, von dem Einflusse der sinnlichen Gegenstände und allen körperlichen Eindrücken frei zu machen, damit er zu der Anschauung des Geistigen und Göttlichen geschickt werde. Zu diesem Zwecke muß man den Beistand der Gottheit und der guten Dämonen im Gebete anrufen. Die Philosophie ist entweder theoretisch oder practisch, je nachdem sie sich mit speculativen Wahrheiten oder mit den Regeln des menschlichen Verhaltens beschäftigt. Die practische Philosophie ist nur so weit zu studiren, als für die Zwecke des Lebens erfodert wird; die theoretische Philosophie ist die vollkommene Weisheit. Contemplative Weisheit kann nicht vollständig erreicht werden ohne gänzliche Abgezogenheit von den gewöhnlichen Dingen des Lebens und gänzliche Ruhe und Freiheit des Geistes. Daher die Nothwendigkeit, eine von der Welt gesonderte Gesellschaft zu stiften für Contemplation und Studium. Moralphilosophie wurde, wie Aristoteles sagt, zuerst von Pythagoras, dann von Socrates gelehrt. Man schreibt ihm folgende Lehren zu: die Tugend zerfällt in Privattugend und in öffentliche. Erstere betrifft Erziehung, Stillschweigen, Enthaltung von thierischer Nahrung, Muth, Nüchternheit und Klugheit. Die Kräfte des Geistes sind Vernunft und Leidenschaft; wo die letztere der erstern gehorcht, ist die Tugend herrschend; sie ist Einheit, Harmonie, Gottähnlichkeit. Das Recht ist Wiedervergeltung. Die Jugend ist an Gehorsam zu gewöhnen, dann wird sie es leicht finden, dem Ansehn der Vernunft zu gehorchen. Man führe sie auf die beste Lebensbahn; die Gewohnheit wird sie ihr bald zur angenehmsten machen. Stillschweigen ist besser, als nichtige Worte. Der Weise wird sich auf Alles bereit machen, was nicht in seiner Macht steht. Thue was du für recht hältst, wie auch das Volk über dich urtheile; verschmähe seinen Tadel und sein Lob. Es ist feig, den vom höchsten Gott angewiesenen Posten früher zu verlassen, als er es erlaubt hat. Auf der Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, denn sie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenschaft. Niemand ist für frei zu halten, der sich nicht vollkommen beherrscht. Trunkenheit ist ein temporärer Wahnsinn. Das Verlangen nach Ueberflüssigem ist thöricht, weil es keine Gränzen kennt u. s. w. Die öffentliche Tugend bezog sich nach Pythagoras auf den Umgang, die Freundschaft und den Gottesdienst, die Ehrfurcht vor den Todten und die Gesetzgebung. Im Umgange ist der Charakter und die Lage dessen zu berücksichtigen, mit dem wir umgehn. In der

Freundschaft verlangt er Entfernung alles Zwiespalts, vollkommenes Vertrauen, Beistand unter allen Umständen und gegenseitiges Bestreben, einander vollkommen zu machen. Wahre Freundschaft ist unvergänglich. Der Zweck und Gegenstand aller moralischen Vorschriften ist, die Menschen zur Nachahmung Gottes anzuleiten. Alles Gute kommt von der Gottheit, welche Alles leitet, und gegen deren Willen nichts geschieht. Bei der Vollziehung heiliger Gebräuche muß Frömmigkeit in der Seele wohnen. Die Götter müssen verehrt werden durch Symbole, welche für ihre Natur passen, durch einfache Reinigungen und Gaben und mit Reinheit des Herzens. Ein Eid darf nie verletzt werden. Die Todten müssen nicht verbrannt werden. Nächst den Göttern und Dämonen gebührt die höchste Verehrung den Eltern und Gesetzgebern; die Gesetze und Gebräuche unseres Landes sind heilig zu beobachten. — Die theoretische Philosophie des Pythagoras, welche von der Natur und ihrem Ursprunge handelt, war in das tiefste Dunkel gehüllt, und wir wissen nichts davon, als was sich aus einzelnen Winken der Alten errathen läßt. Gott ist nach Pythagoras, wie es scheint, der Weltgeist, allenthalben verbreitet, die Quelle alles thierischen Lebens, die eigentliche und innere Ursache aller Bewegung, in der Substanz dem Lichte ähnlich, in der Natur gleich der Wahrheit, das erste Princip des Weltalls, unfähig eines Leidens, unsichtbar, unzerstörbar und nur mit dem Geiste zu erfassen. Der Gottheit untergeordnet waren drei Gattungen von Intelligenzen, Götter, Dämonen und Heroen, verschieden an Würde und Vollkommenheit, je nachdem sie, als Ausflüsse des höchsten Gottes, mehr oder minder von ihrer Quelle entfernt waren. Die Heroen dachte er als bekleidet mit einem feinen materiellen Körper. Zu diesen drei Gattungen kam eine vierte, der menschliche Geist, ebenfalls ein Ausfluß der Gottheit. Alle hatten von Gott, dem Urquell der Intelligenz, eine reine, einfache, unveränderliche Natur erhalten. Da Gott ein einiger und der Ursprung aller Verschiedenheit ist, so wurde er als Monas und die untergeordneten Intelligenzen als von der Einheit abgeleitete und in der Einheit enthaltene Zahlen dargestellt. So kamen die Zahlen oder abgeleiteten Intelligenzen des Pythagoras mit den Ideen des Plato überein, ausgenommen, daß diese reingeistiger Natur, jene aber mit einem feinen ätherischen Körper bekleidet waren. Die Region der Luft dachten sich die Pythagoräer angefüllt mit Geistern, Dämonen und Heroen, welche Menschen und Thieren Gesundheit oder Krankheit erzeugen, und vermittelst der Träume und anderer Mittel der Divination die Kunde zukünftiger Dinge mittheilen. Die materielle Welt war nach Pythagoras durch die Kraft der göttlichen Intelligenz hervorgebracht worden. Es ist eine belebte Sphäre, jenseits welcher ein vollkommenes Vacuum ist. Diese enthält Sphären, die sich im harmonischem Verhältnisse drehen. Die Atmosphäre der Erde ist eine dicke und unveränderliche Masse, aber die Luft oder der Aether ist rein, heilsam, klar, stets bewegt, und die Region aller göttlichen und unsterblichen Naturen. Sonne, Mond und Sterne werden bewohnt von Theilen der Gottheit oder Götter. Die Sonne ist ein sphärischer Körper; ihre Verfinsterungen werden dadurch verursacht, daß der Mond zwischen Sonne und Erde tritt; die Verfinsterungen des Mondes durch das Dazwischentreten der oben erwähnten Antichthon. Der Mond ist von Dämonen bewohnt. Kometen sind Sterne, die nur zu gewissen Zeiten sichtbar werden. Von dem Menschen glaubten die Pythagoräer, daß, da er aus einer elementaren Natur, aus einem

göttlichen oder rationalen Princip bestehe, er ein Mikrokosmus sey; daß seine Seele ein sich selbst bewegendes Princip und aus zwei Theilen zusammengesetzt sey, dem rationalen, welcher ein Theil der Weltseele, Ausfluß des Centralfeuers, sey, und im Gehirne wohne, und dem irrationalen, welcher die Leidenschaften in sich fasse und im Herzen wohne; daß in beiden der Mensch etwas mit den Thieren gemein habe, die wegen der Mischung ihres Körpers und des Mangels der Sprache unfähig seyen, vernünftig zu handeln; daß die sensitive Seele (θυμος) untergehe, der rationale Geist (φρην) aber unsterblich sey, weil er aus einer unsterblichen Quelle stamme; daß der letztere, wann er aus den Fesseln des Körpers gelöset worden, ein ätherisches Vehikel annehme und in die Wohnungen der Todten übergehe, wo er bleibe, bis er auf diese Welt zurückkehre, um einen andern menschlichen oder thierischen Körper zu bewohnen, und daß er endlich, wenn er genugsam geläutert worden, zu dem Urquell zurückkehre, von dem er ausgegangen. Diese ursprüngliche ägyptische Lehre von der Seelenwanderung (Metemsychose) war die Ursache, weßhalb die Pythagoräer kein Thier tödteten.

Pythagoräische Lyra
Pythagoräische Rechentafel } s. **Pythagoras.**
Pythagoräischer Lehrsatz

Pythia, die Priesterin des Apollo, welche in Delphi die Orakelsprüche ertheilte. S. **Delphi.**

Pythias, s. **Damon.**

Pythische Spiele. Sie gehörten zu den vier großen Spielen, welche in Griechenland gefeiert wurden, und waren zu Ehren Apollo's des Pythonbezwingers schon in den frühesten Zeiten gestiftet. Gehalten wurden sie auf den sogenannten crissäischen Feldern bei Delphi, welches früher Pytha hieß, anfangs alle neun Jahre, später, auf eine Verordnung der Amphiktyonen, alle fünf Jahre. Hier wurden Lobgedichte zu Ehren Apolls zur Flöte oder Lyra abgesungen, und Dichter und Musiker stritten dabei um den Preis, der in einem Lorber- oder Eichenkranze bestand. Kampfrichter waren die Amphiktyonen. Später kamen auch andere musikalische und gymnastische Wettstreite dazu. Mehrere Sieger in diesen Spielen hat Pindar besungen. In der spätern Zeit wurden diese Spiele auch in andern griechischen Städten gefeiert, bei Delphi aber bis ins dritte Jahrhundert nach Chr. Geb.

Python, ein furchtbarer Drache, welcher dem von der Deucalionischen Fluth zurückgeblievenen Schlamme entsprossen war, und bei Crissa am Parnassus hausete, wo er das nachherige delphische Orakel bewahrte. Der Zukunft kundig, wußte er, daß Latonens Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie aufs heftigste. Apollo erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach seiner Geburt durch den Pfeil, warf seine Gebeine in den Abgrund, bemächtigte sich des Orakels, und erwarb sich dadurch den Beinamen des **Pythischen**, des Pythonbezwingers. Wegen des **Orakels** heißt **Python** auch ein Weissager, **Pythonissa** eine Weissagerin. Wahrscheinlich wollte man durch diese Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Ueberschwemmung entstandenen schädlichen Dünste sinnbildlich bezeichnen.

Digitized by Google

Q.

Q, der siebzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher den zusammengesetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüssig ist, hinter sich hat.

Quaden, ein deutsches Volk, dessen älteste Sitze an der Donau östlich bis gegen die Jbris reichten, und nördlich von den Carpathen begränzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel, lange und blutige Kriege, bis sie im fünften Jahrhundert, wenigstens dem Namen nach, verschwinden.

Quadragesima, auch Quaresima, s. Fastnacht.

Quadrant, (quadrans, ein Viertel), in der Astronomie ein Werkzeug, welches zur Abmessung von Bogen größter Kreise der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Gestirne und ihre Abstände vom Scheitel zu bestimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Cirkelausschnittes von 90 Grad ausmacht. Diese 90 Grade sind mit weitern Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner sind an diesem Werkzeuge Dioptern (Absehen) an einem Lineal oder einer sogenannten Regel angebracht, welche man auf den Stern richtet, dessen Höhe oder Abstand vom Scheitel man messen will. Wenn nun die dioptrische Regel oder das Diopternlineal gegen ein Gestirn gerichtet auf irgend einen Theilungspunkt des Quadranten fällt, so wird alsdann das Verhältniß der Theile desselben zu 90 Graden, dem Verhältnisse der von der dioptrischen Regel auf dem Quadranten abgeschnittenen Theile zu den zu findenden Graden gleich seyn. In den neuern Zeiten sind die Quadranten theils durch die genaueste Eintheilung, theils dadurch, daß man sich statt der bloßen Absehen zum Visiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommnet worden. Uebrigens pflegt man sich jetzt fast allgemein statt der Quadranten ganzer Kreise zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erstere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Verticalfläche aufgestellt, und sind doppelter Art, entweder ist das Diopternlineal am Quadranten selbst fest, und aus dem Mittelpunkte des Limbus spielt ein Bleiloth herab, dessen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt fest auf seinem Gestell stehen, aber das Diopternlineal ist an einem Punkte so befestigt, daß es sich um denselben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten sind dieselben, welche, weil sie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befestigt sind, Mauerquadranten heißen. Sie sind größer als die andern, und geben die genauesten Bestimmungen.

Quadrat heißt in der Geometrie jedes gleichseitige und zugleich rechtwinklichte Viereck. Sein Flächeninhalt wird bekanntlich gefunden, wenn man seine Grundlinie mit seiner Höhe, oder, welches hier dasselbe, zwei seiner Seiten mit einander multiplicirt. Daher heißt auch in der Arithmetik jedes Product zweier gleicher Zahlen, z. B. $8 \times 8 = 64$ ein Quadrat, oder 64 die Quadratzahl von 8, und die Zahl selbst, hier 8, die Quadratwurzel des Products 64. Eine Quadratwurzel ausziehen heißt eine Zahl finden, welche mit sich selbst multiplicirt eine gegebene Zahl hervorbringt. Eine Quadratwurzel heißt rational, wenn das Quadrat selbst genau das Product von zwei bestimmten Zahlen war. So sind 1, 2,

3, 4, 5, 6 u. s. w. die rationalen Quadratwurzeln der Zahlen 1, 4, 9, 16, 25, 36 u. s. w. Alle andere ganze Zahlen aber, die zwischen jenen liegen, wie 2, 3, 5, 6, 7, 8 u. s. w. haben keine vollkommene Quadratwurzeln, oder diese können nur näherungsweise gefunden werden als Zahlen, deren Quadrat von dem gegebenen nur wenig abweicht, und solche Wurzeln heißen irrational. — In der Geometrie wird zum Maß des Flächeninhalts der Figuren immer ein Quadrat gebraucht; daher heißt den Flächeninhalt einer Figur suchen, vorzüglich in der höheren Geometrie bei krummlinigten Figuren, ihre Quadratur suchen oder sie quadriren. Cirkelquadratur, s. Kreis. Quadraturen in der Astronomie, s. Aspecte, Quadratelle, Quadratfuß, Quadratruthe, Quadratmeile u. s. w., eine Elle, ein Fuß, eine Ruthe, eine Meile u. s. w. ins Gevierte.

Quadratische Gleichung, in der Algebra eine Gleichung, deren eines Glied das vollkommene Quadrat einer mehrtheiligen Wurzel ist. Z. B. $x^2 = a^2 + 2ab + b^2$. Die Quadratwurzel vom zweiten Gliede ist $a+b$, mithin $x = a+b$. Die strengere Erklärung des Begriffs würde hier unverständlich seyn. Die Operationen der Buchstabenrechenkunst, wobei ein unbekannter Werth x durch Vergleichung mit bekannten (gegebenen) Größen gefunden werden soll, suchen durch mancherlei Veränderungen, die mit beiden Gliedern unbeschadet ihrer Werthsgleichheit vorgenommen werden, auf eine solche Formel zu kommen, wo denn das Ausziehen der Wurzel an das Ziel der Aufgabe führt. So gibt es auch cubische Gleichungen, u. s. f., durch alle Potenzen; und die Auflösung der unreinen bildet ein eignes Kapitel der mathematischen Analysis. A. Mnr.

Quadratrix des Dinostrates, heißt in der höheren Geometrie eine transscendente Curve, welche Dinostrates brauchte, um Annäherungsweise (approximando) den Kreis zu quariren (s. Kreis). Wenn man nämlich einen Viertel-Kreisbogen (Quadranten) in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, und aus dem Kreiscentrum in die Theilungspuncte Radien ziehet; nun aber einen der zwei Gränzradien des Quadranten in eben so viele gleiche Theile theilt, und in den Theilungspuncten Perpendikularlinien aufrichtet; so bestimmen die Puncte, wo jene Radien von diesen Perpendikularen geschnitten werden, den Lauf der Dinostratischen Quadratrix. Die Verhältnisse der dadurch entstehenden geraden Linien zu den Bogenstücken geben die Mittel, die Kreisperipherie durch Rechnung zu rectificiren, und so ihr Verhältniß zum Durchmesser approximando zu bestimmen. Eine Nachahmung dieser Dinostratischen Curve ist die Quadratrix Tschirnhausens. Anstatt in die Theilungspuncte des Quadrantenbogen Radien zu ziehen, werden durch dieselbe Parallelen des getheilten Gränzradius gezogen, welche nothwendig die auf letztgenanntem errichteten Perpendikel schneiden müssen. Diese Schneidungspuncte bestimmen den Lauf der Tschirnhausen'schen quadrirenden Curve. A. Mnr.

Quadrivium, s. Schulen.

Quadrille, der Name eines französischen Tanzes von muntern Charakter, welcher von 4 Paaren getanzt wird. Die Melodie, welche aus zwei Reprisen von acht Tacten besteht, wird in $\frac{2}{4}$ Tact gesetzt, und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen. Eben so heißt ein Kartenspiel.

Quadriren, s. Quadrat.

Digitized by Google

Quadro, 1) der Würfel eines Postaments, der Grundstein auf die Füllung, 2) so viel als Quartett.

Quadruple- und Quintuple-Allianz: bedeutungsvolle Namen in der Geschichte des politischen Systems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkte der neueren Geschichte vorherrschende (präponderirende) Mächte gegeben hat, so lag den meisten zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts (s. d. Art.) geschlossenen Bündnissen die Absicht zum Grunde, die Präponderanz einzelner Mächte zu verhindern, oder dem Fortschritte einer bereits erworbenen Einhalt zu thun. Deßhalb vereinigten sich größere und kleinere Staaten bald gegen das Uebergewicht der österreichischen, bald gegen das der spanischen, bald gegen das der französischen Macht. Doch waren diese Bündnisse gewöhnlich nur auf einen besondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäischen Zweck berechnet. (Vergl. d. A. Allianz.) Auch wurden sie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten historisch benannt. Der erste Bund, den man nach der Zahl seiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalstaaten, dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürsten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg), und dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg geschlossene Quadruple-Allianz, Haag d. 28. Oct. 1666. Sie entstand aus früheren Bündnissen dieser Staaten unter sich, und hatte die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Absicht, ob sie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen allgemeinen Bund zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der zweite Bund dieses Namens, die Quadruple-Allianz vom J. 1718 (London d. 2. Aug.). Sie entstand aus der im Haag d. 4. Jan. 1717 zwischen Großbritannien, Frankreich und der Republik der Niederlande gegen Spanien geschlossenen Triple-Allianz. Der spanische Minister Alberoni (s. d. A.) wollte nämlich die Verfügungen des utrechter Friedens (s. d. A.) umstoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentschaft in Frankreich entreißen. Letzterer suchte daher die Freundschaft der Seemächte, und es gelang seinem Minister, dem Abbé Dubois (s. d. Art.), jenen Bund der genannten drei Mächte zur Aufrechthaltung des utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein der kühne Alberoni ließ sich dadurch in seinen Entwürfen nicht stören. Spanien griff vielmehr das Haus Oesterreich in Italien an, und eroberte Sardinien. Nun schlossen Großbritannien und Frankreich, jenes durch den Staatssecretär Will. Stanhope, dieses durch den Abbé Dubois, mit Oesterreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum so heißt, weil die Republik der Niederlande (d. 16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des utrechter Friedens zu zwingen, und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Oesterreich fallen sollte, Sardinien anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieser Verfügung nachgeben (s. d. A. Sardinische Monarchie); er trat zur Quadruple-Allianz schon den 10. Nov. 1718. Spanien hatte sie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral Byng (s. d. Art.) die spanische Flotte d. 11. Aug. 1718 an der Küste von Sicilien gänzlich geschlagen hatte, und ein französisches Heer unter Berwick siegreich in Spanien eingedrungen war, gab Philipp V. nach. Alberoni wurde abgesetzt, und Spa-

Digitized by Google

nien trat zu der Quadruple-Allianz im Haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht dauerhaft befestigt, und das ränkevolle Spiel politischer Combinationen und diplomatischer Umtriebe, um politischen Einfluß auf die fremden Cabinete zu erlangen, beschäftigte die vorherrschenden Mächte, nach wie zuvor, in Paris, in Petersburg, in Wien und London. — Einen ganz entgegengesetzten Charakter hatte die Politik, welche hundert Jahre später das neue Friedenssystem von Europa auf die Quadruple-Allianz von Chaumont, auf die heilige Allianz und auf die Quintuple Allianz von Aachen gründete; doch wird die letztere in der Diplomatie nicht ausdrücklich so genannt. Die Quadruple Allianz der vier Mächte, Oesterreich, Rußland, Preußen und England, zu Chaumont (s. d. Art.) vom 1. März 1814, ging aus der großen Verbindung hervor, welche 1813 zur Auflösung des Napoleonischen Reichs gebildet worden war. Sie hatte nicht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatischen Sinne, sondern die einer bewaffneten Coalition zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit. Nachdem sie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Gränzen zurückgeführt hatte, ward sie die Grundlage des gegenwärtig bestehenden politischen Systems, welches sowohl auf dem Congresse zu Wien, als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch bestimmter und feierlicher auf dem Congresse zu Aachen im Oct. u. Nov. 1818, in dem Vereine der fünf Mächte, Oesterreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als seinen einzigen Zweck ausgesprochen hat, so daß dieser Verein mit dem Herrn von Genz eine Coalition des Friedens genannt werden kann. In diesem System hat, wie Hr. v. Genz (s. Wiener Jahrb. d. Literat. 5. B. 1819. S. 279 — 318.) dasselbe charakterisirt, jeder europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftliche positive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geschichte noch nichts Aehnliches aufzuweisen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einstweilige Oberleitung der Geschäfte, eine Art von föderativer Dictatur ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anspruch genommen, sie stets nur im Sinne des gemeinsamen Interesses und unter Beistimmung aller Interessenten geführt, und sie endlich zu Aachen, nachdem die letzte provisorische Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. — Frankreich aber hat durch seine Theilnahme an den Aachner Verhandlungen in der großen europäischen Friedens-Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten; und die Ansicht des Hrn. v. Pradt (in s. Schrift: L'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. Par. 1819.), als ob Frankreich in eben die Allianz aufgenommen worden sey, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet gewesen war, ist eben so wenig historisch und diplomatisch richtig, als in der Natur der Sache begründet. Wenn jene letzte Quadruple Allianz, die durch besondre Verträge in d. J. 1814 u. 1815 gestiftet wurde, und aus welcher sich allerdings die neueste Aachner Verbindung der fünf Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie sich wohl nicht mehr bezweifeln läßt, so ist sie doch nur auf bloße Möglichkeiten der Zukunft und

Digitized by Google

vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) eintretende Gefahren gerichtet. Uebrigens sind jene Hauptmächte, seit Frankreich ihren in der Declaration vom 15. Nov. ausgesprochenen Grundsätzen förmlich beigetreten ist, forthin nichts mehr als die „ersten und natürlichsten Beschützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Christenheit beschworenen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Friedens. Der kleinste souveräne Staat ist auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner Rechte so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach alt-völkerrechtlichen Grundsätzen und in rein-diplomatischen Formen verhandelt." (S. Genz a. a. O.) Daher heißt es in der **Aachner Declaration des Völkerrechts**, welche die fünf Mächte, als die Basis der europäischen Staatskunst, d. 15. Nov. erlassen haben, und die von ihren Ministern (Metternich, Castlereagh und Wellington, Nesselrode und Capo d'Istria, Hardenberg und Bernstorff, und von Richelieu) unterzeichnet worden ist, von diesen Mächten selbst: Ils reconnaissent solennellement, que **leurs devoirs** envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, **l'exemple de la justice, de la concorde et de la modération.** Aus diesen Grundsätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte und deren Staatsmänner von dem wahren Werthe des sonst so eifrig (von Frankreich und Rußland) gesuchten politischen Einflusses, oder von dem eiteln Vortheile, fremde Cabinete für den jedesmaligen Privatzweck nach Willkür zu stimmen, zu bearbeiten und zu lenken, — endlich eine richtige Ansicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäischen Friedensbundes (sagt Hr. v. Genz a. a O.) schließt alle alten Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung und **wechselseitige Unterstützung jeder Art** sind seine einzigen Zwecke." Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umstände, unter welchen die wechselseitige Unterstützung jeder Art, und wie sie Statt finden soll. Der möglichen Dazwischenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin nicht gedacht, und doch folgt sie daraus. Mithin hängt die Anwendung der ausgesprochenen Grundsätze einzig von dem Gewissen der Cabinete ab, und es bleibt unentschieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen diesen das Recht geben, sich darein zu mischen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwischenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einst die Targowitzer Conföderation Rußland gegen die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefestigte Unabhängigkeit der Völker auch mit darin besteht, daß jedes das Recht hat, seine Angelegenheiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen, so darf jene Dazwischenkunft in solche Angelegenheiten nur dann Statt finden, wenn Unruhen damit verbunden sind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, so würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig seyn: denn er allein könnte das Einmischen in seine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Garantie hat das gegenwärtige politische System der fünf Hauptmächte? Nach Hrn. v. **Pradt** ist die einzige Garantie

Digitized by Google

desselben die heilige Allianz (s. d. Art.), welche aber schon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer vieldeutigen Unbestimmtheit oder Allgemeinheit wegen, von einem Spötter l'Apocalypse de la Diplomatie genannt wurde. Dagegen erklärt sich Hr. v. Genz a. a. O. so: „Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größeren und kleineren Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Acten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dieß sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souverains, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien, nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen, und ist in so fern allerdings die höchste Garantie. Daß der Aachner Friedensbund der fünf Hauptmächte aber zugleich eine Art von Tribunal für die politischen Angelegenheiten von Europa seyn wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt sich keineswegs aus dem Inhalte der Aachner Documente. Die Souverains oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eigenen Namen, von ihren eigenen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemanden den Schein von Suprematie oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sey denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefodert würden, beschäftigen wollen. Und daß dieß wirklich ihr Entschluß sey, beweist die Art, wie der Territorialstreit zwischen Baiern und Baden von ihnen angesehen und ausgeglichen worden ist. Ein Normalbeispiel für alle ähnliche Fälle! Wenn also dieser Bund durchaus nichts weiter aufstellt, als die Pflichtgebote einer christlichen Friedenslehre, was gibt er der von so vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgschaft der längeren Dauer des durch die neu geordneten äußern Verhältnisse der Staaten wiederhergestellten politischen Friedens? — Er gibt ihr das Fürstenwort des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieses große Wort erfüllen! K.

Quäker (engl. Quakers, Zitterer) werden die Glieder einer um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in England entstandenen Religionsgesellschaft genannt, weil sich die Begeisterung bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzuckungen und Zittern anzukündigen pflegte, und ihr Stifter George Fox (vergl. d. Art.) einst vor Gerichte gesagt haben soll: Zittert vor dem Worte des Herrn. Diese Secte nennt sich selbst die christliche Gesellschaft der Freunde, weil das Band der Freundschaft und gleichen Gesinnung die Anhänger ihres Stifters zu eigenen, von der englischen Kirche abgesonderten Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politischer Gährungen und um sich greifender Beschwerden gegen die bischöfliche Kirche dem Separatismus besonders günstigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreistigkeit, mit welcher dieser, von aller wissenschaftlichen Bildung entblößte Schustergesell auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, alle Gelehrsamkeit und Schulwissenschaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand eben so viel Beifall bei den gemeinen Leuten, als Widerspruch unter den Gebildeten. Trotz aller Ver-

Digitized by Google

folgungen, die über ihn ergingen, breiteten sich seine Meinungen schnell genug aus. In Wales und Leicester hatten sich die ersten Quäkergemeinden gebildet; 1654 entstand auch eine zu London, und schon 1658 hielt Fox die erste Generalversammlung seiner Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fisher, George Keith, William Penn (s. d. Art.), der ihr eifrigster Verbreiter ward, und besonders Robert Barclay, dessen Apologia theologiae vere christianae 1676 den Glauben der Quäker am gründlichsten darstellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrenen Aussprüche des Stifters erst die Bestimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieser Secte kenntlich macht. Ihr Princip ist die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geist ernstlich suche, unmittelbar göttliche Offenbarungen zu Theil würden, deren Keime der menschliche Geist in sich trage. Diese nach ihrer Ansicht dem Menschen angeborne Fähigkeit, sich durch Anregung des heiligen Geistes göttlicher Offenbarungen und der gesammten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus, das innere Licht oder Wort, welches sie im Range über die Schrift stellen. Diese gilt ihnen nur als eine secundäre Glaubensregel und sie sprechen ihr das Prädicat der Vollständigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlösung halten sie für eine geistige Thatsache, die sich im Innern jedes wahren Christen erneuere; eben so sind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchliche Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den Cultus jeder andern christlichen Secte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in den Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und harret schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, kündigt seine Begeisterung durch Seufzer an, in welche die übrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte zu. Bisweilen sprechen Mehrere nach einander, doch geht man auch, wenn Keiner sich dazu gedrungen fühlt, nach stundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Versammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der heilige Geist noch jetzt, wie in den Aposteln, bei jedem Christen wirkt und das innere Wort erweckt. Erst in neueren Zeiten haben sie Glieder der Gemeinde, die sich oft im Predigen auszeichneten, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn sie sich begeistert fühlen, einzuschränken; auch bleiben solche Diener bei ihrem Gewerbe und erhalten nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindecasse. Ihre Predigten sind ganz kunstlos, und absichtlich vermeiden sie die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatische Terminologie. Die Verfassung der Quäkergemeinden ist zufolge ihres Princips, das alle gleich macht, ganz democratisch. Jede versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Proselyten, über die Sittenzucht und Bestrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß

Digitized by Google

zu Heirathen, die durch ein vor den Aeltesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Glieder, führt die kirchlichen Listen und wählt die weder durch Besoldung, noch durch andere Vorrechte ausgezeichneten Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Aeltesten, die Diener und ihre Deputirten zu den vierteljährigen Versammlungen. Die vierteljährigen Versammlungen bestehen aus den Deputirten der Gemeinden eines Districts und bilden eine höhere Synode, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätiget, die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimmt und entscheidet, und die Repräsentanten des Districts zu den jährlichen Versammlungen ernennt. Letztere sind für alle Gemeinden eines Landes die höchste Instanz, üben in Sachen der Disciplin, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apostel (Missionärs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die definitive Entscheidung. Solcher jährlichen Generalversammlungen werden für die sieben Länder oder Provinzen, in welche die Secte sich eingetheilt hat, gleichzeitig sieben gehalten, nämlich in Neu-England, wozu Neu-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, für Virginien, für Nord- und Süd-Carolina mit Georgien, und für die europäischen Quäker zu London. Sie erhalten durch die Ausfertigung und Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zustand der ganzen Secte und durch gegenseitige Unterstützung den Zusammenhang aller Quäkergemeinden; auch stehen unter ihrer Aufsicht die Gesellschaftscassen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten bloß aus dem Ertrage freiwilliger, und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geistliche sind, halten sie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Klerus für unerlaubt. Schon die aus diesem Grundsatze folgende Verweigerung des Zehnten und anderer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in christlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrschende ist, schwierig machen: in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen sie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Diese ist, wie bei den Mystikern, sehr streng; sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern, und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenschaften erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Uebung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Wegen der biblischen Vorschrift: achte nicht das Ansehn der Person! glauben sie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu seyn, nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beschränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfärbige Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorschreibt, ist für Alle Gesetz. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlen-

Digitized by Google

ordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfassung und Sitte mußten die Quäker um so mehr zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbescheidner und hartnäckiger sie im ersten Enthusiasmus ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und anderer rechtswidriger Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser; noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Hollsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote und Streitschriften *) sie wieder vertrieben. Besser gerieth ihr Werk auf holländischem Gebiete, wo die schon 1658 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Carl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 endlich vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die erst 1786 durch englische Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen, den jetzt 60,000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 32 Bethäuser haben, und den Quäkercolonien in den norwegischen Handelsstädten gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondere Abgaben unter andern Namen. Nirgend aber haben sie sich weiter und freier ausgebreitet, als in Nordamerika. Die ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neu-Yersey an, aber viel zahlreichere Colonien folgten ihnen 1681, da William Penn ihnen das von der englischen Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pensylvanien und gründete die Verfassung der dasigen durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundsätze mit jeder Staatsverfassung in dem Kriege empfinden, der die vereinigten Staaten von England losriß. Damals entstand unter ihnen die besondere Secte der freien oder fechtenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Mifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Systeme, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Rocken, Weizen und andere Körner (sie wollten nicht sagen Munition) beweisen mochten. Die freien Quäker unterscheiden sich von den alten nur durch die Meinung von der Zulässigkeit der Kriegsdienste, sind aber von diesen völlig getrennt und machen ungefähr den sechsten Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des sittlichen Charakters übertreffen die Quäker alle andere christliche Secten. Ihr Fleiß, ihre Redlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher

*) Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts erschienen in Deutschland viele Streitschriften wider diese Secte unter den Titeln: **Quäkergreuel, Quäkerpulver, Quäkerquark, Quäkerquakelei.**

Digitized by Google

sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgend Bettler und Landstreicher zu sehen; ihre trefflichen Anstalten für Arme und Hülfsbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen, und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht etwas aufkommen, das ihren Ruf beflecken könnte. Vorzüglich ihren menschenfreundlichen Bemühungen ist die Aufhebung des Sclavenhandels und die Befreiung der Neger in den vereinigten Staaten zuzuschreiben. Wissenschaften und Künste werden freilich von ihnen wenig gefördert, unter den Facultätsstudien schätzen und üben sie nur die Medizin, ihr Sinn ist durchaus mehr auf das Practische gerichtet, und die meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Uebrigens erscheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger schroff, als sonst; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen seltener, und die Begeisterung für ihren Particularismus verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde ist in neueren Zeiten öfter übertreten worden, wohlhabende und vornehme Familien ziehen sich häufig von ihnen zurück, um der freien Geselligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkerthum in England ausschließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche sich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen, dagegen die altgläubigen und strengen trockene heißen. Da die Zahl der Letzteren allmälig geringer wird, so scheint diese Secte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürrer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Ueber die von den Quäkern wesentlich verschiedene Secte der Schütter-Quäker oder Shakers vergl. d. Art. Schütterer. E.

Qualität und Quantität sind zwei Denkformen, welche als Urbegriffe des menschlichen Verstandes von den Philosophen zu den Categorien (s. d. Art.) gezählt werden. Qualitäten sind die innern Eigenschaften einer Sache, welche an dieser Sache für sich, ohne daß sie mit etwas Anderm verglichen wird, wahrzunehmen sind. (Im gemeinen Leben versteht man unter Qualität auch bürgerliche und andere Eigenschaften, Stand, Würde u. s. w.) Nach Kant ist Qualität die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch sein Inhalt oder seine Materie gedacht wird, und die Qualität der Urtheile des Verstandes besteht in der Bestimmung des Verhältnisses des (positiven oder negativen) Prädicats zum Subjecte. Vermöge der Qualität reden wir von Realität, Negation und Limitation. Seyn, Empfindung in der Zeit, heißt Realität; sein Gegentheil Negation, Nichtseyn überhaupt. Seyn in der Zeit durch Nichtseyn eingeschränkt, heißt Limitation. Die Urtheile ihrer Form nach sind positiv, negativ und limitirt. Durch Quantität wird gedacht die Verbindung eines gleichartigen Mannichfaltigen, welches vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) bestimmt werden kann, woraus sich der Begriff von einem Quantum (Größe überhaupt) ergibt. Die Quantität durch Zeit versinnlicht gibt Zeitreihe; eine bestimmte Größe in der Zeit ist die Zahl, wobei man sich eine successive Wiederholung von Einheiten vorstellt. Eine Größe, welche successiv, von Theil zu Theil, apprehendirt wird, ist eine extensive, eine Größe, welche auf einmal apprehendirt wird, ist ein Grad oder eine intensive Größe.

Eine sowol extensive als intensive Größe ist continuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile bezieht sich auf den theilweisen oder ganzen Umfang des Subjects, von welchem sie gelten. Extensive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre); intensive, Größe des Inhalts, d. i.. der Merkmale eines Begriffs. Beide stehen im umgekehrten Verhältnisse. — Quantitativ, der Größe nach. — Qualitativ, der Beschaffenheit nach. — Vergl. übrigens auch den Art. Prosodie.

Quanz (Johann Joachim), geboren zu Oberscheden im Hannöverschen 1697, war von seinem Vater, einem Hufschmid, ebenfalls zu dieser Profession bestimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit seiner Baßgeige aufgespielt und an dieser Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, so begab er sich im zehnten Jahre nach des Vaters Tode zu seinem Oheim, Stadtmusikus in Merseburg, in die Lehre, wo er nachher als Kunstpfeifergeselle Gelegenheit hatte, in der herzoglichen Kapelle seinen Geschmack zu bilden. Im J. 1714 ging er nach Dresden, wo er den 1716 erlangten Dienst eines Stadtpfeifergesellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist bei der sogenannten polnischen Capelle (1718) ging er mit nach Warschau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenstande seines Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. Im J. 1724 erhielt er die Erlaubniß, im Gefolge des polnischen Gesandten nach Italien zu gehen; hier traf er (1725) den berühmten Hasse zu Neapel, und wurde durch diesen bei dem alten Aless. Scarlatti eingeführt, bei welchem er sich sehr in Gunst setzte. Nach mehrern Reisen (er besuchte auch Paris und London) erlangte endlich Quanz in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, eine Anstellung in der königlichen Capelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm schon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thalern Gehalt und andern vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei diesem Monarchen, dessen Lehrer auf der Flöte er ward, und den er oft begleiten mußte, bis an sein Ende, welches 1773 zu Potsdam erfolgte. Quanz hat nicht bloß als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer dieses Instruments große Verdienste. Schon auf seinen Reisen machte er zu Paris (1726) den ersten Versuch zur Verbesserung der Flöte, indem er ihr noch eine Klappe zusetzte; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten selbst zum Verkauf zu fertigen; und 1752 erfand er den Aus- und Einschiebekopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechselung der Mittelstücke, um einen halben Ton tiefer oder höher gestimmt werden kann. Seine Anweisung, die Flöte zu spielen, hat mehrere Auflagen erlebt. Als Compositeur lebte er zwar meistentheils nur für seinen Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Conzerts und 200 Solo's gesetzt haben soll, welche nicht ins Publicum gekommen sind; aber was man von ihm in dieser Art hat, wird von Kennern sehr geschätzt, und verräth seine große Kenntniß in der Harmonie. — Wie weit übrigens die Zärtlichkeit und Sorgfalt des Königs für seinen Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in seiner letzten Krankheit selbst Arztes Stelle bei Quanz vertrat und für die nöthige Pflege sorgte, auch ihm nach seinem Tode ein schönes Grabmal setzen ließ.

Quarantaine, s. Contumaz.

Quarin (Joseph von), ein sehr geachteter und gelehrter Arzt, Ritter des österreichischen Leopoldsordens, geboren zu Wien am

Digitized by Google

19. November 1733, wo sein Vater ebenfalls Arzt war. In seinem 15ten Jahre erhielt er bereits nach schweren Prüfungen die Würde eines Doctors der Philosophie und drei Jahre später zu Freyburg die medicinische Doctorwürde. Das Jahr darauf ward er zu Wien darin bestätigt, und in die medicinische Facultät aufgenommen. Van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, der seine seltenen Fähigkeiten erkannte, ermunterte ihn, sich dem Lehrfache zu weihen. Quarin hielt daher schon 1754 öffentliche Vorlesungen über Anatomie, später auch über Arzneimittellehre und Clinik im Hospitale der barmherzigen Brüder. Die Kaiserin ernannte ihn 1758 zum Regierungsrathe und Referenten des Sanitätswesens bei der niederösterreichischen Landesstelle. Er schrieb Abhandlungen über den Nutzen und Schaden der Insecten; über die Verschiedenheit der Salze, Versuche über die Cicuta u. s. w. In seinen größern Werken: De curandis febribus et inflammationibus und Animadversiones practicae in diversos morbos, zeigte er sich als beobachtenden und practischen Arzt. Mehrere gelehrte Gesellschaften zu London, Madrid, Venedig, Copenhagen und Wilna ehrten seine tiefen Kenntnisse und nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Selbst das große Zutrauen der Kaiserin offenbarte sich durch eine Sendung nach Mailand zu ihrem dritten Sohne, dem Erzherzoge Ferdinand, der an einem schleichenden Fieber dort fast aufgegeben war. Eine schnelle Genesung des Prinzen krönte Quarins Bemühungen, der jetzt zum Leibarzt befördert ward. Dadurch begründete sich sein Ruf als practischer Arzt so fest, daß bei Conferenzen sein Ausspruch als entscheidend galt. Joseph, der Quarin die oberste Leitung des neuen Krankenhauses übertrug, kränkelte seit der Rückkehr aus den Sümpfen des Bannats und foderte Quarin auf zu gestehen, wie lange er noch leben dürfte. Quarin, dem Befehle gehorchend, bestimmte eine kurze Frist, und der Monarch belohnte ihn für seine Offenheit mit der Erhebung in den Freiherrnstand, und einem ansehnlichen Geschenke. Dieses Zusammentreffen brachte vielleicht Quarin zu der Sonderbarkeit, mit eingebildeter Unfehlbarkeit jedem Menschen seine Lebensjahre zuzuzählen und ihm sogleich sein Alter anzusehen. Quarin diente jedoch nicht allein der leidenden Menschheit mit Ausdauer und Talent, er war auch ein eben so großer Patriot, der 1797 durch Sammlung von Beiträgen die Ausrüstung der wiener Freiwilligen vorzüglich unterstützte. Nicht minder schützte er 1805 die Universität und ihre Sammlungen durch seine Verwendung und sein Ansehn. Diese Verdienste wurden von der hohen Schule anerkannt, sechsmal war er Rector derselben und 1802 stellte man seine Marmorbüste in dem Universitäts-Consistorialsaale mit hoher Feierlichkeit auf. Noch in seinem Alter schrieb er alle neuerlich gemachten Erfahrungen nieder, welche er seinen Animadversionibus als Bereicherung beifügte, die bald nach seinem Tode (19. März 1814) erschienen und seine Kenntnisse aufs neue beurkundeten. Fs.

Quarré, gleichbedeutend mit Viereck.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der vierte Theil einer Last (im Niedersächsischen) oder 10 Scheffel; oder bei flüssigen Dingen der vierte Theil eines Stübchens oder einer Kanne. — Quarta die vierte Classe einer Schule, daher ein Quartaner. — Quartal der vierte Theil eines Jahrs, oder die Zeit, wo ein Quartal anfängt und schließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Besoldung, Einnahme (Quartal-

geld); bei Handwerkern die vierteljährige Zusammenkunft der Meister oder Gesellen. — Quartalschrift eine Zeitschrift, welche vierteljährig erscheint. — Quartformat nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zusammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entsteht; Quartant (in quarto) ein Buch von diesem Format. — Quartanfieber das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Musik a) ein Intervall von vier Stufen, welches drei Gattungen unter sich begreift, nämlich die verminderte, reine und übermäßige Quarte. Ueber die Frage, ob die Quarte unter die Consonanzen oder unter die Dissonanzen gehöre, ist viel gestritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, ist sie eine Consonanz, die in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer eben so beschränkten Fortschreitung wie die Dissonanzen unterworfen ist. Ist die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so wird sie von den meisten Theoristen jetzt als eine Dissonanz betrachtet; b) auf der Violine die A=Saite; 2) in der Fechtkunst die vierte Hauptstoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrecht gehalten wird; 3) im Kartenspiel namentlich im Piquet, vier in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und zwar Quarte Major, wenn diese Reihe vom höchsten Blatte anfängt.

Quartett, Quadro, Quatuor, wird in der Musik sowohl von Instrumental= als Singstücken gebraucht. und bezeichnet bei jenen ein Tonstück für vier meistens concertirende Instrumente, bei diesen ein Tonstück für vier Singstimmen, mit oder ohne Instrumentalbegleitung. In Instrumentalquartetten hat Joseph Haydn (s. d. Art.) eine neue Bahn gezeichnet, und schon diese würden den würdigen Veteran in der Tonkunst bei den Verehrern derselben unsterblich machen. Ihm folgten der große Mozart, der originelle Beethoven, die Romberge, Spohr, Krommer u. A.

Quartier, ein Maß für trockene oder flüssige Dinge; im letztern Falle der vierte Theil eines Nösels, oder Schoppens.

Quartierfreiheit, s. Gesandten.

Quarze, eine zum Kieselgeschlecht gehörige Steinart, die sehr gemein und verbreitet ist. Es gibt eine Menge Abarten, die zum Theil eigene Namen führen. Der Quarz ist meistens farblos oder weißlich, wasserfarbig, und in Hinsicht des Glanzes und der Durchsichtigkeit höchst verschieden. Häufig findet man ihn crystallisirt als sechsseitige Säule, deren Flächen nicht selten fein in die Queere gestreift sind. Er ist immer hart und gibt, im Finstern an einander gerieben, ein phosphorartiges Licht. Am gewöhnlichsten kommt er in Ganggebirgen vor, wo er auch meistens Erze und Metalle enthält; seltener in Flözgebirgen, und zwar als Geschiebe. Die beiden Hauptarten des Quarz sind der Bergcrystall, welcher eine schöne Politur annimmt, und der gemeine Quarz, welcher zur Glasirung des Steingutes, zu Porzellan und zum Glasmachen benutzt wird. Zu den Quarzen gehört aber auch der Amethyst (s. d. Art.).

Quästoren, diejenigen ordentlichen Magistratspersonen (s. Magistratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatze (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorstanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder besorg-

Digitized by Google

ten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und seit dem J. 307 von dem Volke in den Comitiis tributis erwählt. Ihre Zahl wechselte zu verschiedenen Zeiten. Anfangs gab es zwei Quästoren; im J. 333 wurden außer diesen, welche in der Stadt blieben, noch zwei andere zur Unterstützung der Consuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch vier hinzu; unter Sulla gab es zwanzig, und unter Cäsar vierzig. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom selbst nur zwei, welche zum Unterschiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Q. provinciales oder militares. Die Quästur war das unterste Ehrenamt, und bahnte den Weg zum Senat; bisweilen bekleideten sie aber auch Consularen.

Quatember (vom lateinischen quatuor tempora, d. i. die vier Jahrszeiten), das Vierteljahr, Quartal; insbesondere heißen die Tage so, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewisse Steuern und Abgaben gefällig sind (Quatembergeld; auch Quatember selbst). Die Quatember sind in einigen Gegenden: Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen, Reminiscere, Trinitatis, Crucis und Luciä; in noch andern, z. B. in Nürnberg, Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. — In Sachsen heißt Quatember auch eine Grund- und Gewerbesteuer, welche jeder Contribuent nach Maßgabe seiner Schocke entrichtet, und welche anfangs seit 1653 nur vier Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landstände abhängt. — Bei den Katholiken sind die Quatember vier Fasttage, welche am ersten Freitage eines jeden Vierteljahrs streng beobachtet werden müssen.

Quaterne, s. Lotterie.

Quatrain nennt man in der Verskunst eine vierzeilige Strophe, z. B. die zwei ersten des Sonetts.

Quatremère-de-Quincy (A. L.), Mitglied des franz. National-Instituts und Red. des Journal des savans für die Abtheilung der schönen Künste, war vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, und nahm die gemäßigtern Grundsätze der Revolution an. Als Deputirter von Paris bei der Legislatur verfocht er mit Eifer und Kraft die monarchische Constitution. Er überlebte die Proscriptionen, und ward aus Abscheu vor den Terroristen einer der Anführer des Aufstandes vom 13ten Vendemiaire, welchen Bonaparte beim Antritte seiner großen öffentlichen Laufbahn bekämpfte. Den 18. Oct. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufstandes durch ein Militärgericht zum Tode verurtheilt, entwischte aber, und nachdem im Juli 1796 unter wieder veränderten Umständen eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufstand gewesen sey, erschien er wieder öffentlich und ward 1797 Deputirter des Seine-Departements bei der ersten gesetzgebenden Versammlung und beim Rathe der 500. Aber seine Grundsätze trieben ihn zu der Partei der gemäßigten Republikaner; so ward er in die Proscription des 18ten Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne, und wurde nach dem 18ten Brumaire durch die Consuln zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Secretär des allgemeinen Raths des Seine-Departements, und wurde, als Verfasser mehrerer Schriften im Fache der schönen Künste, in das Institut aufgenommen. Nach Denons Abdankung wurde er von Ludwig XVIII.

Digitized by Google

provisorisch zum General-Director des Museums des Louvre ernannt.

Quatuor, s. Quartett.

Quatuordecimaner, s. Secten.

Quebeck, Hauptstadt von Niedercanada, und die wichtigste Stadt aller brittischen Besitzungen in Nordamerika, liegt am zwei Stunden breiten Lorenzstrom, wo er den St. Charlesfluß aufnimmt, und an dem 350 Fuß hohen Diamantenvorgebirge. Sie ist von romantischen Gegenden umgeben, und hat eine höchst reizende Lage. Man erblickt hier den wogenden großen Lorenzstrom, in dem hier Ebbe und Fluth eben so merkbar sind, wie an der Küste, ungeheure Felsen, unabsehbare Wälder, angebaute Ebenen, Städte, Dörfer und Gärten. Dem südlichen noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romantisches Ansehen, und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge nur reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur ein Dorf zu seyn scheint. Die Stadt selbst ist stark befestigt, wird auch durch eine Citadelle beschützt, und hat fünf Kirchen, vier Klöster, ein Zeughaus, 2000 Häuser und 15,000 Einwohner, worunter noch immer zwei Drittel Abkömmlinge der Franzosen sind. Sie wird in die Unter- und Oberstadt abgetheilt. In der erstern wohnen die meisten Kaufleute, sie ist aber enge gebaut. Auf einer steilen Anhöhe liegt die Oberstadt, dahin man auf Stufen kommt, welche für die Fußgänger in den Felsen gehauen sind. Diese hat prächtige Häuser von Steinen und ein ins Viereck gebautes Schloß, worin der Gouverneur der Provinz Niedercanada wohnt. Quebeck ist der Stapelplatz für alle canadische Waaren, treibt wichtige Handlung und Schifffahrt, und hat einen großen, sichern Hafen, worin hundert Schiffe sicher liegen können. In der Nähe der Stadt liegen eine Menge Land-, Garten- und Lusthäuser. Auch sind in der Gegend zwei herrliche Wasserfälle, der des Montmorencieflusses, der in einer Breite von 50 Fuß 220 Fuß hoch herabstürzt, und in einen weißen Dunst, dem Schneegestöber ähnlich, zerstiebet, und der des la Chaudière, der in einer Breite von 230 Fuß 100 Fuß hoch herabstürzt. Unweit Quebeck ist die berühmte Ebene Abrahams, wo der brittische General Wolf am 13. Sept. 1759 siegend starb.

Quecksilber, argentum vivum, hydragyrium, Mercurius, bezeichnet ☿, ein Metall, welches schon in unsrer gewöhnlichen Temperatur tropfbar flüssig erscheint, bei 600 Grad Fahrenheit sich verflüchtigt, und bei hohen Graden der Kälte (39 bis 40 unter 0 nach Fahrenheit), die bei uns nur künstlich erlangt werden, ein fester Körper von schönem Silberglanze wird, der sich hämmern und schneiden läßt, sehr biegsam ist, und einen dumpfen Klang, wie Blei, von sich gibt. In seinem gewöhnlichen Zustande der Flüssigkeit gleicht es an Farbe dem geschmolzenen Blei oder Silber und ist ungemein beweglich. Es theilt sich leicht in kleine Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund sind. Größere Massen nehmen eine platte Gestalt an mit erhaben rundlicher Oberfläche, wie andere geschmolzene Metalle. Mit Sauerstoff verbunden, säuert das Quecksilber. Dieß geschieht langsam, wenn es an der freien Luft still liegt; es setzt sich eine schielende Haut auf der Oberfläche, welche ein unvollkommener Quecksilberkalk ist. Nach der Platina und dem Golde ist das Quecksilber das schwerste Metall; es ist nach einer mittlern Angabe ungefähr vierzehn Mal schwerer als das Wasser. — Mit pulverför-

migen oder zerreiblichen, festen, deßgleichen mit allen zähen und fettigen oder bloß schleimichten Substanzen läßt sich das Quecksilber im regulinischen Zustande so verändern oder vermengen, daß es seine laufende Eigenschaft verliert und wie ein Brei oder eine Salbe still steht. Dieß nennt man das Quecksilber tödten; es geht dabei eine unvollkommene Verkalkung vor. Regulinisches Quecksilber mit Schwefel zusammengerieben oder zusammengeschmolzen gibt ein schwarzes Pulver, welches mineralischer Mohr oder Quecksilbermohr heißt. Bei einer höhern Temperatur entsteht aus der Verbindung des Quecksilbers mit dem Schwefel das rothe geschwefelte Quecksilber oder der künstliche Zinnober, eine dunkelrothe, nadelförmig angeschossene Masse, welche fein zerrieben eine schöne Farbe gibt. — Mit den meisten andern Metallen tritt das regulinische Quecksilber in eine chemische Verbindung, welche man Amalgama nennt (S. d. Art.). Niedergeschlagen wird das Quecksilber aus seinen Auflösungen in Sauren durch das Kupfer in metallischer Gestalt, durch die Alkalien und alkalischen Erden verkalkt, wobei die Kalke verschiedene Farben zeigen. — In der Natur findet sich das Quecksilber theils gediegen, theils vererzt. Gediegen, Jungfern-Quecksilber genannt, kommt es an mehrern Orten in Europa vor, zumal bei Idria und im Zweibrückischen. Es läuft daselbst in den Gruben zusammen, und man kann an manchen Tagen wol 100 Pfund sammeln. Auch findet sich das Quecksilber in einem natürlichen Amalgama, z. B. gediegenes Quecksilber ist mit gediegenem Silber verbunden. Dieß ist im Zweibrückischen der Fall. Viel Quecksilber wird aus dem Bergzinnober erhalten, in welchem es mit Schwefel verlarvt ist. Noch andere Quecksilbererze sind das Quecksilber-Lebererz (bei Idria das gemeinste) und das Quecksilberhornerz (auch natürlicher Sublimat oder natürliches Turpeth genannt). Ist es in den Erzen gleich gediegen, so fließt es aus diesen von selbst in Tropfen ab, wenn man sie zerschlägt; ist es mit fremden Substanzen verlarvt, so wird es in einem Ofen durch einen Zusatz geschieden. Aufbewahrt wird es in Massen von 100 bis 150 Pfund in ledernen Beuteln. — Der Verbrauch des Quecksilbers ist sehr beträchtlich. Es wird zur Bereitung des künstlichen Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Versilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern, Barometern und dergl. angewendet.

Quecksilbermittel sind die verschiedenen Bereitungen aus dem Quecksilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirksamkeit des Quecksilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieses Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger diese Verbindung, je reichlicher das Quecksilber mit Oxygen oder Säure gesättigt ist, desto schneller, eindringender und zerstörender ist die Wirkung desselben. Wir zählen unter den mannichfaltigen Zubereitungen dieser Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch jetzt merkwürdig, oder in der Heilkunst wichtig sind. Die milderen Mittel sind diejenigen, welche, bloß durch den Zutritt des Sauerstoffs des metallischen Lebens beraubt, als Metallkalke erscheinen, und für sich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Quecksilbers geht schon durch bloßes Reiben oder Schütteln desselben vor sich, da das Oxygen aus der atmosphärischen Luft hinzutritt. So entsteht der unvollkommene Quecksilbermohr, (aethi-

Digitized by Google

ops mercurii per se), der als ein grauer Staub sich darstellt; mit Krebssteinen so lange gerieben, bis ein gleichförmiges schwarzes Pulver entsteht, gibt den beinahe zuerst von den alten Aerzten (s. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermohr, mercurius s. aethiops sacharatus; metällisches Quecksilber mit arabischem Gummi, etwas Zucker und Wasser abgerieben, ist das Mittel, welches Plenk erfand und sich dessen häufig bediente, daher es noch jetzt den Namen mercurius gummosus Plenkii führt. Quecksilber mit Terpenthin gerieben, bis zur Verkalkung des erstern, gibt nun unter verschiedenen Beimischungen von Fett, oder von andern Pflastern, die Quecksilberpflaster (unguentum mercuriale, — neapolitanum). Wird das Quecksilber mit Schwefel gerieben, so entsteht ebenfalls ein unvollkommener schwarzer Kalk, der mineralische Mohr (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle diese unvollkommenen Kalke sind in Wasser unauflöslich, in allen Säuren aber sehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magensaft, und wie die Erfolge beweisen, auch die lymphatischen Flüssigkeiten des thierischen und menschlichen Körpers müssen eine auflösende Gewalt über sie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Quecksilbersalze, doch immer etwas unsicher, weil der Grad der Verkalkung zu schwankend und von der Bereitungsart abhängig ist; daher die meisten Präparate dieser Classe veraltet sind. Einige davon bleiben indessen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer schätzbar, nur müssen sie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Quecksilbermitteln, und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen sind die mit Salpetersäure und die mit Salzsäure verbundenen Mercurialsalze die gebräuchlichsten. Die Auflösung des Quecksilbers in verdünnter Salpetersäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine wasserhelle sehr scharfe und ätzende Flüssigkeit, die unter dem Namen solutio mercurii nitrata (mercurius nitrosus Selle) gebräuchlich, und ein schon altes Mittel ist, welches die ältern Aerzte, jedoch nach verschiedenen Zubereitungen brauchten. Wird die Flüssigkeit gelind abgedampft, so schießen Salzcrystallen an, welche Quecksilbersalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieses Mittel wurde seiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und sehr furchtsam innerlich, meistens nur in Auflösungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß es unter die wirksamsten und eindringendsten Quecksilbermittel gehört, und bei gehöriger Vorsicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Quecksilbersalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpetersäure wieder abgetrieben, so bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Quecksilberkalk und noch einigem Antheil von Salpetersäure besteht, und (mit Unrecht) rother Quecksilberniederschlag, rother Präcipitat, (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es ist ein ätzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geschwülsten, Auswüchsen, zur Reinigung venerischer Geschwüre gebraucht wird, dessen innerliche Anwendung aber man erst neuerlich mit großer Behutsamkeit in hartnäckigen venerischen Uebeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpetersäure aus der Verbindung mit dem Quecksilber durch das flüchtige Laugensalz weggenommen, so entsteht ein Niederschlag, der erst schwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Blacks aschgrauer Quecksilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugensalz nur so lange zu, als der Niederschlag schwarz erscheint,

Digitized by Google

und sammelt diesen besonders, so ist dieß der schwarze Quecksilberkalk, welcher auch mercurius solubilis Hahnemanni genannt wird, weil Hahnemann dessen Zubereitung zuerst in einer sehr umständlichen und kostspieligen Methode angab, die aber nachher von Göttling vereinfacht worden ist. Beide Mittel sind nichts anders, als unvollkommene Quecksilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederschlag noch einen geringen Antheil von Salpetersäure behält. Der Vorzug des ganz schwarzen Quecksilberkalkes besteht in der größern Sicherheit und Milde seiner Wirkung. Er ist aber nicht im Wasser, sondern nur in Essigsäure auflöslich. — Die Auflösung des Quecksilbers in Salzsäure geht nur im verkalkten Zustande vor sich; in diesem Zustande hat aber das Quecksilber nähere Verwandtschaft zu der Salzsäure, als zu andern Säuren, daher es sich, wenn es in Vermischung zur Salzsäure kommt, aus allen andern Verbindungen trennt, und mit dieser vereinigt. Die Verbindung des Quecksilbers mit der Salzsäure gibt das salzsaure Quecksilber (mercurius salitus corrosivus), welches gemeiniglich auch ätzender Quecksilbersublimat (mercurius sublimatus corrosivus) genannt wird. Er ist das schärfste, ätzendste, am schnellsten zerstörende unter den Quecksilbermitteln, und daher eins der allerstärksten Gifte. Er ist ein vollkommenes metallisches Mittelsalz, in 16 bis 20 Theilen kalten, und schon in drei Theilen siedenden Wassers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflösungen auf mancherlei Weise, für sich allein und in Verbindung, angewendet. In der Mischung einer Auflösung desselben in Wasser und mit Zusatz von Kalkwasser, dem sogenannten phagadänischen Wasser, wird die Säure von dem Kalke weggenommen, das Quecksilber fällt als ein gelber Quecksilberkalk zu Boden. Wird das Quecksilber aus seiner Auflösung in Salzsäure durch flüchtiges Laugensalz abgeschieden; so fällt es als ein weißer Quecksilberkalk zu Boden, dem noch Salzsäure und etwas flüchtiges Laugensalz anhängt, und welcher mercurius praecipitatus albus, weißer Quecksilberniederschlag, weißer Präcipitat, genannt wird. Er ist zwar weniger ätzend, als der Sublimat, aber in seiner Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht sicher. Er wird deßhalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugesetztem Quecksilber gesättigt, so entsteht ein ganz neues Product, dem die Alten den Namen: mercurius dulcis, versüßtes Quecksilber, die Neuern: mildes salzsaures Quecksilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermischung von drei Theilen metallischen Quecksilbers mit vier Theilen ätzenden Quecksilbersublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Destillation und Sublimation verfertigt. Es ist im Wasser sehr schwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Theile Wasser zur Auflösung erfodert. In seiner Wirkung ist es viel milder, als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauche sehr wirksam, und dabei eins der sichersten Quecksilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Destillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es sechs Mal, jedesmal mit dem Zusatze von etwas metallischem Quecksilber sublimirt, so bekam es den Namen Calomel, calomelas, sehr uneigentlich, weil diese Benennung zuerst dem aethiops mineralis wegen seiner schwarzen Farbe beigelegt wurde, das versüßte Quecksilber hingegen weiß sieht. Man ließ es auch wohl 12 bis 16 Mal ohne Zusatz von Quecksilber sublimiren, und nannte es alsdann Quecksilberpanacee (panacea mercurialis).

Durch diese öftere Sublimation wird es aber nicht milder, sondern wieder schärfer und ätzender. Die Verbindung des Quecksilberkalkes mit Phosphorsäure gibt das phosphorsaure Quecksilber, das im Wasser unauflöslich, und ein mildes Quecksilbersalz ist, das, wie die andern milden Quecksilbermittel, zum innern Gebrauch angewendet werden kann. Es wird indessen durch jene Mittel überflüssig, eben so, wie das essigsaure und weinsteinsaure Quecksilber, welche beide sonst die Grundlage verschiedener Geheimmittel gegen die venerische Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergessenheit gekommen sind. Die Wirkungen der Mercurialmittel auf den menschlichen Körper sind zwar im Grade verschieden, je nachdem sie mit Sauerstoff oder mit Säure verbunden, als Kalke, als milde oder als scharfe Salze erscheinen, doch kommen sie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn sie nämlich in nähere Berührung und Zusammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, so zeigen sie eine Tendenz, den Zusammenhang der organischen Faser, die Cohäsion, aufzuheben, die plastische bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus ist eine Aeußerung der organischen Naturkraft oder der Lebenskraft in der untersten Sphäre der Reproduction. Indem nämlich die thierische Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden ist, geht diese in dem Haargefäßsystem in Gerinnung, die erste organische Gestaltung, den Zellstoff, über, welcher sich in den verschiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Ersatz der abgesonderten Theile ansetzt. Die Stärke, mit welcher diese erste organische Zellform zusammenhält, ist die Cohäsion. Die innere Naturqualität dieses unter den Metallen mit der geringsten Cohärenz versehenen Metalls geht schon im Metallreiche selbst auf Vernichtung der Cohäsion derselben und Auflösung. Soll es aber diese Qualität auch auf den lebenden Organismus äußern können, so muß es selbst durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineralischen Lebens gesetzt werden, wodurch seine innere Qualität erst aufgeschlossen und regsam, und nun erst fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichsam begeistet in der kleinsten Quantität seine innere Qualität zu offenbaren, und Auflösung der Cohäsion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Das Verdauungssystem, besonders das ihm zugehörige Speicheldrüsensystem, hat die Tendenz, die äußern Stoffe durch Auflösung und Vernichtung ihrer Cohäsion und innern Qualität, und durch Zersetzung in ihre einfachen Bestandtheile zur neuen organischen Lebensform fähig zu machen. Diese Organe haben daher unter allen die nächste Verwandtschaft zum Quecksilbermittel. Da nun diejenigen Stoffe, welche von der Assimilation nicht bezwungen werden, sondern durch Verbindung mit Oxygen schon auf einer höhern Stufe des Lebens stehen, ihre innere Qualität in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und die ihnen verwandten Functionen dadurch verstärken, so folgt hieraus, daß auch die Quecksilbermittel auf das Speicheldrüsensystem vorzüglich erregend wirken, und eine normwidrige übermäßige Thätigkeit, die Tendenz, Alles in lymphatische und speichelartige Flüssigkeit zu verwandeln, erregen müssen. Diesem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Mercurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein solches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form an eine Stelle des Körpers gebracht, so wirkt es ätzend und zerstörend

Digitized by Google

auf dieselbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ätzendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächst eine Verminderung der organischen Cohäsion, und Beschränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortsetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleisch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeschwollen, es entsteht Hitze im Munde, metallischer Geschmack, übelriechende Ausdünstung aus demselben, vermehrte Absonderung des Speichels, die immer mehr überhand nimmt, endlich so übermäßig wird, daß diese Flüssigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entstehen Absonderungen der innern Haut, oberflächliche Geschwüre, die schnell um sich greifen, Losstoßung der Zähne, Aufgedunsenheit des ganzen Gesichts. Würde noch immer das Einbringen der Quecksilbermittel fortgesetzt, so würde endlich Alles in speichelartige Flüssigkeit aufgelöset, die Cohäsion und organische Reproduction würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Diese mächtige Wirkung der Quecksilbermittel macht sie nun in denjenigen Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäsion zu stark, die Bildungskraft in der Sphäre der Reproduction entweder allgemein, oder örtlich auf eine normwidrige Art erhöht oder ausgeartet ist. Das Quecksilber ist das einzige specifische Mittel gegen die venerische Seuche und deren Ausbrüche verschiedener Art. Die Aerzte der ältesten Zeit kannten seinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erst die arabischen Aerzte wandten es in Salben an. Von diesen kam es in dem elften Jahrhunderte zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Quecksilbersalben einen Speichelfluß, und dadurch Heilung hervorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es schon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Quecksilbermittel wagte man viel später, erst im sechszehnten Jahrhunderte. Matthiolus bediente sich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitats; Huxham gebrauchte Burtons mercurius alkalisatus; Basilius Valentinus empfahl zuerst den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhave machte eine, wiewohl noch sehr furchtsame Anwendung davon. Erst nach van Swietens Anleitung wagten es die Aerzte, häufigere Versuche damit zu machen. Gegen andere als venerische Krankheiten wurde das Quecksilber noch später angewendet, nachdem man erst mehr Erfahrung über dessen Heilkraft gesammelt hatte. Man versuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatischen Systems, den Skropheln, bei verhärteten Drüsen- und andern Geschwülsten, in der Wasserscheu, sogar in krampfhaften Krankheiten. Der englische Arzt Hamilton machte auf seinen großen Nutzen in verschiedenen Entzündungskrankheiten aufmerksam; deutsche Aerzte bestimmten diese Anwendung noch genauer.

Quedlinburg, ein ehemaliges fürstliches Damenstift lutherischer Religion, zwischen Halberstadt und Anhalt gelegen, dessen Aebtissin ein Reichsstand war, und auf der rheinischen Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Es enthielt auf 2 Quadratmeilen 15,000 Einwohner. Die Stiftshauptmannschaft und Erbvogtey darüber hatte Sachsen im J. 1697 an Brandenburg für 300,000 Thaler verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Huldigungseid leisten u. s. w. und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stiftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Aebtissin aber war im Besitz der höhern und niedern Ge-

Digitized by Google

richtsbarkeit, hatte ihre Regierungskammer, ihr Consistorium u. s. w. Im J. 1802 kam Quedlinburg als Entschädigung ganz an Preußen. Die Hauptstadt Quedlinburg gehört jetzt zum Regierungsbezirk Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, und liegt an der Bode, welche sich vor der Stadt in zwei Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der südlichen und östlichen Seite umfließet, der kleinere oder der Mühlgraben die Altstadt von der Neustadt scheidet. Sie besteht, außer der Alt- und Neustadt, noch aus drei Vorstädten, und hat acht Kirchen, sechs Hospitäler, ein Gymnasium, 1680 Häuser und 11,000 Einwohner, welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweinbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen liegen, die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit einer schönen Stiftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des Kaisers Heinrich I., und seiner Gemahlin Mathilde. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein angenehmes Wäldchen und Spaziergang der Einwohner mit acht Haupt- und mehreren Nebenalleen und Gängen. Eine halbe Stunde von der Stadt gegen Südwesten ist ein eisenhaltiger Gesundbrunnen.

Queerflöte, s. Flöte.

Queerpfeife (piffaro), ein flötenartiges Kriegsinstrument, bei der Infanterie üblich, welches gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß sie durchgängig gleich weit gebohrt ist, außer dem Mundloche und den sechs Tonlöchern keine Klappen hat, viel kleiner ist und um eine Octave höher steht, auch einen ungleich schärfern und stärkern Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigestrichenen bis zum viergestrichenen d, mit Inbegriff der durch Kreuze erhöheten Töne fis, gis, cis.

Quellen nennt man die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Vereinigung von mehrern derselben Flüsse und endlich Ströme. Da das Wasser, den Gesetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, so können auch Quellen nur an solchen Orten entstehen, die höher liegen als die Gegend, über die sie hinfließen. Alle Quellen entspringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Ihr Wasser strömt in größern oder kleinern Flüssen dem Meere zu, welches dadurch Ersatz für die täglich durch die Ausdünstung verloren gehende Wassermasse erhält. Die Quellen aber bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und Schneewasser, so daß ein beständiger Kreislauf des Wassers auf der Erde Statt findet. Die Quellen selbst sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Der Grad der Reinigkeit ihres Wassers hängt von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen. Die reinsten und klarsten Quellen entspringen meist in den beträchtlichsten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Wassers kommt dem vom Regenwasser am nächsten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser ist mit mehr oder weniger mineralischen Materien, insonderheit mit Gyps, Kalkerde und salzichten Theilen angeschwängert. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichförmige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie

Digitized by Google

bald schwächer, bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hie und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nismes fließt täglich etwas über sieben Stunden und setzt an fünf Stunden aus. Die von Colmar in der Provence setzt allemal in der siebenten Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms, und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt. Erst im J. 1763 fing sie wieder an auszusetzen. In der Schweiz findet man mehrere aussetzende Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berahöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberförmige Röhren oder Canäle wieder leeren. Diese Heber leeren die Behälter nur bis an die waagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen, und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zuflusse, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberförmigen Canal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, so kann eine solche bei trocknem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Fluth äußert.

Quetschung (chirurgisch), ist die Verletzung irgend eines Theils des Körpers durch mechanische Gewalt (eines stumpfen Werkzeuges oder durch Schlag, Stoß, Fall, Wurf u. dergl.) ohne sichtbare Trennung der Theile. Ist letztere damit verbunden, so heißt die Verlezzung eine gequetschte Wunde. Es finden bei der Quetschung verschiedene Grade Statt, je nachdem die Gewalt der mechanischen Einwirkung, oder der Widerstand der verletzten Theile stark war; daher sie bei Knochen, oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnißmäßig immer bedeutender ist als an weichen Theilen. Die Folge der Quetschung ist Lähmung und Zerreißung der feinsten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die diese enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geschwulst und der Schmerz der gequetschten Stelle her, wozu sich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Constitution, in schwammigen Theilen sehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo de Villegas (Don Francisco), Ritter des Ordens von Santiago und Herr von La Torre de Juan Abad, einem in der Gegend von Mancha gelegenen Orte, hat sich in der spanischen Literatur einen berühmten Namen erworben. Er war 1570 zu Madrid geboren, und studirte zu Alcala de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philosophie, weil er keine einzelne Wissenschaft zu seinem Bretstudium machen wollte. Umfassende Kenntnisse waren in ihm mit vielem Witz und großer Eigenthümlichkeit des Geistes vereinigt. Statt die ihm angetragenen Aemter anzunehmen, zog er es vor, auf Reisen zu gehen, um seine Einsichten durch Welt- und Menschenkenntniß zu berichtigen und zu erweitern. Er ging zuerst nach Italien, wo er sich durch

Digitized by Google

Leistung wichtiger Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuna, Don Pedro Giron, damaligen Vicekönigs von Neapel, erwarb. Von Italien aus besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Bald nach seiner Zurückkunft nach Spanien wurde er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs ins Gefängniß geworfen und zur Untersuchung gezogen, und erhielt erst nach drei Jahren seine Freiheit wieder. Um seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, bereisete er Spanien, und ließ sich darauf in Madrid nieder. Durch das erlittene Unrecht gewitzigt, vermied er es, ein Amt anzunehmen, sondern begnügte sich mit dem Titel eines Secretärs Philipps des Vierten. Im J. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des bekannten Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich daher noch mehr von der Welt zurück, und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Minister Olivarez, welches man ihm ohne weitere Untersuchung zuschrieb, zum zweiten Mal eingekerkert wurde. Als er nach zweijähriger Gefangenschaft wieder frei ward, hatte seine Gesundheit sehr gelitten. Ein Lungengeschwür drohte ihm einen nahen Tod. Vom Hofe verbannt, begab er sich auf sein Landgut, welches während seiner Gefangenschaft mehr als einmal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn seine Krankheit, sich nach Villa nueva de los Infantes zu begeben, um sich wiederherstellen zu lassen; allein er war kaum angekommen, als er im J. 1647 in einem Alter von 77 Jahren starb. Quevedo's Werke sind von dem mannichfaltigsten Inhalt. Seine heroischen Gedichte zeichnen sich durch Energie und Erhabenheit, die lyrischen durch Schönheit und Anmuth, die humoristischen durch Scherzhaftigkeit, Witz und sinnreiche Erfindung aus. Seine prosaischen Werke bestehen eines Theils aus ernsthaften, moralischen und religiösen Stücken, andern Theils aus Ergüssen der Laune und Satire. Durch die letztern ist Quevedo dem Auslande am meisten bekannt geworden, namentlich durch seine Sueños y Discursos, deutsch von Philander von Sittewald, Straßb. 1645, und durch sein Gran Tacano, den ersten komischen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier **Bettlerromane** nennen. Seine Obras sind zu Brüssel 1660 und 1670 in 3 Quartbänden und nachher mehrmals erschienen.

Quiberon, ein Städtchen von 1916 Einw. auf der schmalen Halbinsel gl. Nam., die sich zwei St. von Auray in das Meer erstreckt, im Depart. des Morbihan, Bezirk von Lorient. Diese Halbinsel ist bekannt durch die unglückliche **Landung** eines Heerhaufens französischer Ausgewanderter und durch das tragische Ende des heldenmüthigen Grafen von **Sombreuil**. — Die französischen Ausgewanderten in England hatten im J. 1795 mehrere Regimenter in englischem Solde gebildet, und ihre Heerführer wünschten, durch eine brittische Flotte unterstützt, nach Frankreich übergeschifft zu werden, um zu dem königlichen Heere in der Vendée, oder zu den Chouans stoßen zu können. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war so zuversichtlich, daß sie dadurch selbst das besonnene brittische Ministerium hinrissen, welches der Meinung war, man müsse erst mehr Truppen beisammen haben, ehe man eine solche Unternehmuug wagen könne. Pitt sagte daher zu Puysaye und Hervilly, welche die Untermung beschleunigt wissen wollten: „Sie werden Ihren Zweck verfeh-

len, wenn Sie sich mit so wenig Truppen bloßstellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten." — Allein Puysaye versicherte, die Erscheinung einiger tausend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufstande zu bewegen; sie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der brittische Minister glaubte endlich, der Erfahrung eines Mannes nachgeben zu müssen, welcher den Krieg verstand, und schon vor der Revolution Generallieutenant gewesen war. Doch waren einige andere französische Offiziere, unter andern der General Hector, mit diesem Wagnisse so wenig einverstanden, daß sie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit brittischer Freigebigkeit ausgerüstet. Oberanführer war der Graf von Puysaye; die übrigen Anführer waren Graf Hervilly, Marquis Dudresnay de la Châtre u. A. m. Unter den Soldaten befanden sich aber auch eine Menge französischer Kriegsgefangenen, die sich hatten anwerben lassen, um bei dieser Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie segelten unter dem Schutze einer brittischen Flotte nach der französischen Küste, und nachdem Admiral Bridport, der 10 Linienschiffe führte, den franz. Ad. Villaret Joyeuse, welcher 12 Linienschiffe und 11 Fregatten befehligte, den 23. Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geschlagen, und drei Linienschiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 M. stark, ohne Hinderniß d. 27. Juni an der Küste von Quiberon. Sie rückten hierauf rasch vor, und mehrere tausend Franzosen vereinigten sich in kurzem mit ihnen, so daß sie nach einigen Angaben 10,000 M. stark wurden. Aber schnell zog der republikanische Feldherr Hoche mit einem Heere von 25.000 M. heran, und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schaar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, wird durch die Feste Penthievre vertheidigt. Dieser bemächtigten sich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Uebermacht mußten sie sich auf die Halbinsel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Festungswerke sind zum Theil auf steilen Felsen angelegt. Hierauf entsandten sie den 10. Juli eine Schaar königlicher Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Auch mißlang ihnen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ein Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe. Der Graf von Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil an seine Stelle trat. Schon bei diesem Angriffe zeigten sich Spuren von Verrätherei; gleichwol war man so unvorsichtig, die Besatzung der Feste Penthievre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, weil es das stärkste war, indem es 1400 M. zählte; allein es befanden sich in demselben viele gewesene Kriegsgefangene, die durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen suchten. Ihre Lage wurde nicht besser, als sie d. 17. Juli eine Verstärkung von 1174 M. erhielten, die ihnen Sombreuil zuführte. Diese Mannschaft besetzte die Gegend zwischen Penthievre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdessen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feste Penthievre Verabredungen genommen. Sein Heer erhielt Verstärkungen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20. Juli die Feste, welche 4000 M. vertheidigten, und eroberte sie mit 200 M. Die Republikaner wurden näm-

lich von den verrätherischen Vorposten auf einem steilen Felsenwege bis in die innern Werke geführt. Beim ersten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen sammeln, ward aber erschossen; 800 M. legten hierauf das Gewehr nieder, oder schossen ihre eigenen Offiziere todt. Die Verrathenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemetzel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern über, und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerstand Leistenden ein. Sombreuil konnte jetzt nichts thun, als die Einschiffung der übrig gebliebenen Ausgewanderten decken. Er und seine zwei Bataillone wehrten sich gegen Hoche's Heerhaufen mit einem Heldenmuthe, den Hoche und die Conventtruppen bewundern mußten. Man schlug ihm einem Vergleich vor, wenn er keine Truppen einschiffen ließe, sondern sich mit allen ergäbe; allein auf diese Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wissen. Die Einschiffung ging vor sich. Sombreuil blieb als der letzte zurück, und ergab sich endlich als Kriegsgefangener. Ein anderer Theil der Königlichen hatte sich von Penthievre auf einen Felsen gezogen. Die Republikaner stürmten hinauf, tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier von Damas, ein trefflicher Offizier und edler Mensch, sah, daß er ohne Rettung war, stürzte er sich mit seinem Pferde von der steilsten Anhöhe ins Meer herab. An diesem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der englischen Schiffe noch mörderischer wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 M.; die Zahl der geretteten, welche sich wieder einschifften, unter welchen sich der General Puysaye, der verwundete Hervilly, und fast die ganze Artillerie-Mannschaft befand, war 2234. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einst Pelopidas für Theben that. Nur pariser Lüge konnte Pitt als den Urheber dieses verunglückten Zuges anklagen, und ihm Schuld geben, er habe, um England von der kostbaren Last der Ausgewanderten zu befreien, sie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangenen Ausgewanderten, ob sie gleich mittelst einer Art von Vergleich sich ergeben hatten, nach Vannes bringen, wo sie vom 28. Juli an sämmtlich erschossen wurden. In den ersten vier Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteteten auf 188. Unter diesen befanden sich der Graf von Sombreuil, und der Bischof von Doll. Beide starben mit dem Muthe der Helden. Der Graf von Sombreuil, 28 Jahre alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich, und zugleich einer der bravsten. Im J. 1789 hatte er, 22 Jahre alt, durch seine feste Entschlossenheit, seinen Freund, Julius von Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preußische Dienste, focht mit ausgezeichneter Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 bis 1794, und erhielt den preußischen Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig, sich selbst zu retten, sich geweigert hatte, flößte durch seine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, so daß sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehen und sagte: „O so endigt doch, ich bitte, endigt!" Da fiel der junge Held, ein blutiger Zeuge der Raserei französischen Bürgerkriegs. K.

Digitized by Google

Quick, oft so viel als Quecksilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewasser getödtete Quecksilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. Quickmühle, so viel als Amalgamirmühle, s. Amalgama.

Quietismus. Der ganz nach außen gerichtete, hierarchische Geist einiger Mönchsorden, besonders der Jesuiten und Dominicaner, hatte im 17ten Jahrhunderte die Andacht und Gottesverehrung der Catholischen beinahe in eine bloß mechanische Gottesdienstlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Hersagen der Formulargebete aus dem Brevier und am Rosenkranze, mit Fasten, Beichten und Bußübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Allmosen geben, Ablaß kaufen und überhaupt die kleinlichsten Formen des äußern Cultus beobachten, galt unter diesem Einflusse für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten sich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernstlicher meinten, als bei dieser Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Mystik zu, die dem Gefühlvolleren schon sonst Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erstarren schien. Der geistliche Wegweiser, guida spirituale, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, 1675 zu Rom herausgab, entsprach diesem Bedürfnisse. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach außen gestört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die seinen frommen Phantasien bald viele Freunde verschaffte. Nach seiner Anleitung suchten nun die Andächtigen lediglich diese Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietisten, griechisch Hesychasten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünstigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüßig zu scheinen. Der französische Hof setzte es beim Papste durch, daß Molinos seine Irrthümer abschwören und sein Leben unter täglichen Bußübungen in einem römischen Dominikanerkloster beschließen mußte (st. 1696). Dieser Gewaltschritt hinderte keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der geistliche Wegweiser wurde in Deutschland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (s. d. Art.), Poirets und der Pietisten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiste. Die berühmteste Pflegerin des Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, schöne und reiche Wittwe, Johanna Maria Bouvier de la Mothe Guyon, welche die Welt unter dem Namen der Madam Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verstand kennen gelernt hat. Ihr Beispiel, ihre Betstunden, ihre salbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um den Clerus aufmerksam zu machen. In der That gerieth man in Versuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche sich für das schwangere Weib in der Apocalypse (C. 12, V. 2.) hielt und in ihrer eigenen Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sey oft von einem solchen Uebermaaße der Gnade erfüllt, daß sie im buchstäblichen Sinne bersten wolle, und ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadenfülle sich über die, die ihr diesen Dienst leisteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet, und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse,

Digitized by Google

die Guyon selbst aber kam nach einer kurzen Einsperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betstunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit schien daher abgethan, als Fenelon (s. d. Art.) in der Guyon eine Geistesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in seiner Explication des Maximes de Saints sur la vie intérieure 1697 das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes, dessen Andachtsbücher Frankreich mit Begeisterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Vorfechter der französischen Theologen Bossuet Gelegenheit, diesem beneideten Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehn. Bossuet erwirkte 1699 ein päpstliches Breve, in dem 23 Sätze aus Fenelons Explication als irrig verdammt wurden; aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der sich dieser unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Sieges, so daß nicht die Gewalt, von der die Guyon (starb 1717) eine zweite kurze Gefangenschaft zu erleiden hatte, sondern nur der veränderte Zeitgeist den Quetismus allmälig in Vergessenheit brachte. Eine Secte hatte er ohnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgelesener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fenelons Explication, worin er am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerei kennen, deren nur phantasiereiche, exaltirte Seelen fähig sind. Wahres und Falsches ist darin wunderlich vermengt; er fodert die sogenannte reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbstverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigene Kräfte bei guten Werken vernichtet und die Seele in einen leidenden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigene Thätigkeit aufhört und Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth wesentlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und am reinen Anschauen seines Wesens (Contemplation) begnügt. Wie selten nun auch die hier bezeichnete Ansicht des Quietismus in das Leben übergegangen seyn mag, weil sie weder den Bedürfnissen der menschlichen Natur, noch den Foderungen des gesellschaftlichen Zustandes entspricht: so ist sie doch in der Mystik der Neueren und Neuesten häufig wieder erschienen und hat in der Religionsphilosophie und Ascetik der besonders im südlichen Deutschland verbreiteten theologischen Schule, die weder ihren Meister Schelling, noch sich selbst versteht, manches Blatt füllen helfen. E.

Quin (James), ein berühmter englischer Schauspieler, im J. 1693 zu London geboren, der Sohn eines Irländers, welcher sich unglücklicher Weise mit einer Frau verheirathet hatte, die für eine Witwe galt, deren erster Mann aber nach einer langen Abwesenheit zurückkam und sie reclamirte. Quin verlor dadurch seine rechtmäßige Geburt, und befand sich nach seines Vaters Tode 1710 ohne alles Vermögen. Die Noth führte ihn endlich in einem Alter von 21 Jahren auf das Theater von Dublin. Ein Freund, der sein großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu gehen, wo er im J. 1715 in die Gesellschaft von Drury-lane trat. Von da ging er nach zwei Jahren zu Lincoln's Inn Theater über, bei welchem er siebzehn

Digitized by Google

Jahre blieb. Im Trauerspiele glänzte er in ernsten, würdevollen, mannhaften und sententiösen Rollen, als Cato und Coriolan, im Lustspiele in Rollen von sarcastischem Humor, als Falstaff, Volpone und Sir Jon Brute. Doch war eine gewisse Monotonie in seinem Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in der damals beliebten pomphaften Manier. Sein leidenschaftlicher, reizbarer Charakter brachte ihn mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern, so daß er öfters sein Engagement wechselte. Dabei war er der Gesellschaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edelmuth der Gesinnung war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomson, welcher wegen einer Schuldfoderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wurden dadurch die genauesten Freunde, und Thomson hat in seinem Castle of Indolence seinem edlen Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal gesetzt. Garricks Erscheinung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Quin, welcher im J. 1753 der Bühne entsagte, nachdem er sie in einem Benefiz seines Freundes Ryan zum letzten Male in der Rolle des Fallstaff betreten und in derselben ein dauerndes Andenken zurückgelassen hatte. Er lebte seitdem größtentheils zu Bath, wo er im J. 1766 starb. Garrick, anfangs sein Nebenbuhler, später sein Freund, verfaßte eine poetische Inschrift für sein Grabmal in der Cathedrale zu Bath.

Quinault (Philippe). Dieser bekannte französische Schauspieldichter war im J. 1635 in einer Schauspielerfamilie geboren, und erhielt eine nicht eben sorgfältige Erziehung. Die Anweisung abgerechnet, welche ihm Tristan l'Hermite in der Verskunst gab, verdankte er seine Geistesbildung allein seinem eigenen Fleiße und Talente. Noch vor seinem zwanzigsten Jahre brachte er einige Schauspiele auf die Bühne und fuhr mehrere Jahre mit dramatischen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieser Beifall machte bei dem Ungeschmacke, der in ihnen herrscht, Boileau's Satire rege, der ihn mit so vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich seinem eigenen Rufe dadurch zu schaden schien. Denn Quinault, der das Trauerspiel, für welches er sich nicht geeignet fühlte, aufgab, verband sich mit Lully für die Oper und entwickelte in der lyrisch-musikalischen Poesie eine solche Meisterschaft, daß er alle seine Nebenbuhler übertraf, und von den besten Kunstrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der französischen Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres, als seine Arien und Liebesgespräche. Boileau und seine Tadler schrieben den Beifall einzig der Musik Lulli's zu, welche jedoch jetzt vergessen ist, während man Quinault's Verse noch immer mit Vergnügen lieset. Seine Armide und sein Attys sind in ihrer Art Meisterstücke. Quinault, der zugleich in den Geschäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht, und heirathete nach dessen Tode die hinterlassene Witwe desselben. Dadurch kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, und kaufte sich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechenkammer (Chambre des comtes). Man machte ihm anfangs Schwierigkeiten, wahrscheinlich weil er ein Theaterdichter war. Bei dieser Gelegenheit verfaßte ein witziger Kopf ein Epigramm, welches mit den Versen schloß:

Digitized by Google

Puisqu'il a fait tant d'auditeurs,
Pourquoi l'empêchez-vous de l'être?

Bald darauf trat er auch in die französische Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei seiner Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler desselben erscheint er in den Prologen seiner Opern, und er wurde dafür mit einer Pension belohnt. Eine gewisse Schwermuth, die wahrscheinlich durch Abnahme seiner Gesundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, sein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatralischen Arbeiten schienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er beschloß, den Ueberrest seiner Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich an, das er jedoch glücklicher Weise nicht vollendete; es würde seinen Ruhm nur vermindert haben. Er starb im Jahre 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er sprach und recitirte angenehm. Außer seinen Theaterstücken schrieb er mehrere gelegentliche Gedichte, unter denen sich einige vortheilhaft auszeichnen. Seine sämmtlichen Werke sind 1739 und 1778 in fünf Bändchen erschienen.

Quinquertium, s. Gymnasium.

Quinquet, s. Argandsche Lampe.

Quinte, 1) in der Musik a) ein Intervall von fünf Stufen oder der fünfte Ton vom Grundtone an. Man unterscheidet drei Arten der Quinte: die reine, verminderte, und übermäßige; die reine Quinte ist eine Consonanz, die verminderte und übermäßige sind Dissonanzen. Die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten ist fehlerhaft und übelklingend; daher man diese Fortschreitung auch falsche Quinten nennt; b) heißt Quinte bei dem Saiteninstrumente die schwächste Saite auf demselben, welche die höchsten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite; 2) die fünfte Classe einer Schule, Quinta, daher ein Quitaner; 3) im Kartenspiel, namentlich im Piquet, eine Reihe von fünf hintereinander folgenden Blättern, die, wenn sie von dem höchsten Blatte anfängt, Quinte major heißt.

Quintencirkel heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle zwölf harte und weiche Tonarten vermittelst der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man sie von Quinte zu Quinte wie in einem Cirkel durchläuft.

Quinterne, s. Lotterie.

Quintessenz (von quinta essentia), abbrevirt Q. e., die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dings, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Quintett ist ein Tonstück für Instrumental- sowol, als für Vocal-Musik, wozu bei jenem fünf Instrumente, bei diesem fünf concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumental-Begleitung) erfodert werden. Was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus oder Quinctilianus (Marcus Fabius), lebte im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und kam aus Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, seiner Geburtsstadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerst als Redner vor Gericht und Sachwalter, und

dann als öffentlicher Redelehrer (Rhetor) sich berühmt machte. Er hatte viele Jahre hindurch die vornehmsten Römer zu seinen Schülern. Der Kaiser Domitianus ehrte ihn durch Ertheilung der Consulwürde. Unter dessen Regierung, in den letzten Jahren seines Lebens, schrieb Quintilian sein vortreffliches Werk de institutione oratoria, welches in zwölf Büchern eine Theorie der gerichtlichen Rednerkunst aufstellt. Man erkennt darin den geübten Meister, und den feingebildeten, geistvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geschichte der Literatur ist das zehnte Buch, wo er mit eben so vielem Scharfsinn, als Bündigkeit, sein Urtheil über die Autoren der Griechen und Römer ausspricht. Außerdem legt man dem Quintilian noch eine ansehnliche Sammlung zur Uebung gehaltener größerer und kleinerer Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht so anziehend sind, als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man ihr zufolge erwarten sollte; daher man auch glaubt, daß wenigstens nicht alle von Quintilian selbst herrühren. Endlich findet man noch in den Ausgaben der Quintilianischen Werke eine Schrift: de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae, die aber mehrere Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Verfasser zuschreiben. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Burmann (Leiden 1720, 2 B. 4°), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Gesner (Göttingen 1738, 4°) und Spalding (Leipzig 1798 — 1813, 4 B. 8°); nur die erste der genannten enthält auch die Declamationes. Eine deutsche Uebersetzung des ganzen Werks lieferte Henke unter dem Titel: Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa; aus dem Lateinischen von H. Ph. Kr. Henke, Helmstädt 1775 — 1777. Von der Schrift: de orator. sive de causis corruptae eloquentiae, haben wir eine Uebersetzung mit kritisch historischen Anmerkungen und Erläuterungen von J. Jac. H. Nast, unter dem Titel: Von den Ursachen des Verfalls der römischen Beredsamkeit, Halle 1787.

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus fünf Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden, und die Haltung von vier Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber oder Smyrnäus, ein griechischer Dichter, dessen Zeitalter eben so wenig genau bekannt ist, als sein Geburtsort. Seine Beinamen beziehen sich darauf, daß sein Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde, und daß er in demselben Smyrna als seinen Aufenthaltsort erwähnt. Nach mehrern Gelehrten lebte er wahrscheinlich im 4ten Jahrhundert n. Chr. Sein Gedicht unter dem Titel: *Παραλειπομενα Ὁμηρου* oder Posthomerica, enthält eine Fortsetzung der Ilias in 14 Büchern, wo Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in seiner anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden ist. Der berühmte Philolog Rhodomann machte sich um dieß Gedicht sehr verdient; die neueste kritische Ausgabe von Tychsen mit Anmerkungen von Heyne erschien im Verlage der Zweibrücker-Gesellschaft, Straßburg, 807, 2 B. 8.

Quippos, eine Art von Farben- oder Bilderschrift, welche den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16ten Jahrhunderts die Schreibekunst nicht kannten, anstatt derselben diente. Es wurden nämlich mehrere

Fäden von verschiedenen Farben an eine Schnur gereiht, und in diese Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung; und wenn man durch Farben etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man sich der Knoten. Auf diese Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, sondern auch Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, geschlossene Bündnisse und Tractaten aufgezeichnet u. s. w. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt, welche mit unsern Archivaren und Rechnungsführern übereinkamen. Uebrigens ersetzten mündliche Ueberlieferungen und kleinere Gedichte das Mangelhafte dieser Schreibart. Eine den Quippos ähnliche Art der Schrift findet sich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geboren 1680, stammte aus einer edlen venetianischen Familie. Nachdem er in dem Collegium von St. Antonio zu Brescia seine erste Erziehung erhalten, trat er als ein Jüngling in den Orden der Benedictiner von Monte Cassino. Zu Florenz genoß er den Unterricht verschiedener der ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit und wurde darauf selbst Professor in seinem Kloster. Eine Rede, welche er hier hielt, de mosaicae historiae praestantia, wurde gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden seine Studien einige Zeit unterbrochen; nachdem er sich aber von dem Ungrunde seiner Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 seine literarischen Reisen an. Er besuchte Deutschland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über zwei Jahre, meist bei den Benedictinern von St. Germain des Pres. Alles, was diese Länder an interessanten Menschen und Gegenständen besaßen, suchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch seine Talente, seine Wißbegierde und sein Benehmen Achtung. Bei seiner Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geschichte dieses Landes, und den Versuch einer Geschichte des Klosters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Papst Innocenz XIII. ernannte ihn zum Erzbischof von Corfu. Hier verfaßte er sein gelehrtes Werk: Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata. Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Bischof von Brescia ernannt hatte. Quirini begnügte sich nicht, zur Ehre seine Diöcese verschiedene Werke über die Literatur von Brescia zu verfassen, sondern suchte auch seine Cathedrale zu einer der prachtvollsten von Italien zu machen, und gründete zu Brescia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl zeigte er durch sein Leben Papstes Paul II. (gedruckt 1740), worin er denselben gegen die Angriffe Platina's vertheidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorsteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in diesen Aemtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf seinen Antrieb erschienen die Werke des heiligen Ephraim in einer neuen Ausgabe, griechisch, syrisch und lateinisch (6 Bände in Folio). Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der römischen Kirche als nicht zu rechtfertigend darstellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichsten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm selbst den Beifall der Protestanten. Er war Mitglied

mehrerer gelehrten Gesellschaften, namentlich der Akademien von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war seine Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentlichen Wohle und der Unterstützung der Armen galt. Zur Erbauung der schönen catholischen Kirche zu Berlin trug er freigebig bei; seine kostbare Bibliothek schenkte er der vaticanischen. Die Pflichten seines Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an seinen Tod, welcher im Jahre 1755 zu Brescia erfolgte. Außer den genannten Werken hat er auch eine Reisebeschreibung und eine Nachricht von seinem Leben hinterlassen.

Quirinus, ein Beiname des **Romulus** (s. d. Art.), den man ihm nach seiner Vergötterung gab, und welchen man von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürlich einen Krieger bezeichnen soll, herleitet. Daher kam auch der Name **Quirites**, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten, und welcher bei Anreden der römischen Bürger gebraucht wurde. Daher auch endlich die Quirinalia — ein Fest, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde.

Quistorp. Die Familie **Quistorp** hat sich in der gelehrten Welt große Verdienste erworben, und ihren Namen unvergeßlich gemacht. Schon im Jahre 1628 trat Johann **Quistorp**, Professor der Theologie, Superintendent und Prediger an der lieben Frauen Kirche zu Rostock, (geboren 1584, gestorben 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum, als ein mit vielen Kenntnissen ausgestatteter Mann, in der Reihe der Schriftsteller auf. — Sein Sohn, Johann **Quistorp** (geb. 1624, gest. 1699), der zu Greifswalde, Königsberg, Copenhagen und Leiden studirt hatte, ward Doctor und Professor der Theologie zu Rostock, in der Folge auch Prediger daselbst, starb als Rector magnificus, und machte sich durch mehrere Schriften verdient. Dessen Sohn, Johann Nicolaus, war ebenfalls Professor der Theologie zu Rostock. — Bernhard Friedrich **Quistorp**, geboren zu Rostock im Jahre 1718, Doctor und (seit 1779) erster Professor der Theologie und Generalsuperintendent über Schwedisch-Pommern und Rügen, vertheidigte (im Jahre 1751) die rostocksche theologische Facultät gegen eine, den meklenburgischen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrerer Selbstständigkeiten in dem einigen Wesen Gottes, gab demnächst mehrere (größtentheils kleinere) theologische Schriften, Dissertationen, Programme und Predigten heraus, und starb im Jahre 1788. — Theodor Johann **Quistorp** ward im Jahre 1722 zu Rostock geboren, studirte daselbst und in Leipzig, ward von **Gottsched** vorzüglich geachtet, und mit dem dichterischen Lorbeerkranze gekrönt. Er schrieb philosophische, juristische und historische Abhandlungen, einige Lust- und Trauerspiele und mehrere Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil längst vergessen ist. Im Jahre 1744 ward er unter Ernst Johann Friedrich **Manzels** Decanate zu Rostock Licentiat, und bald darauf Doctor der Rechte. Er ging hierauf nach Wismar, widmete sich der Praxis, und ward im Jahre 1746 Tribunaladvocat. In der Folge führte er zwei dänische Grafen von **Schulenburg** auf Reisen, übernahm nachher die Procuratur beim Tribunal zu Wismar, und ward im Jahre 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er starb am 29. Mai 1776 zu Wismar

Digitized by Google

als Procurator und Advocat des königl. Tribunals, wie auch Director der Kämmerei im Senatscollegio. Mehrere rhetorische Aufsätze, juristische und historische Abhandlungen und kleine, im Gundlingschen und Estorschen Geschmacke abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handschriftlich. Sie verdienten wohl die Ehre des Drucks. — Johann Christian Quistorp ward im Jahre 1737 zu Rostock geboren. In seinem 23sten Jahre vertheidigte er (gleichfalls unter Manzels Vorsitze) seine Inaugural-Dissertation, welche die damals wichtige Frage zu beantworten suchte: Utrum unus testis faciat torturae locum? Er ward zuerst Professor in Rostock, im Jahre 1772 ordentlicher Lehrer der Rechte zu Bützow, im Jahre 1774 herzoglich-meklenburg-schwerinischer Justizrath, im Jahre 1780 Oberappellationsrath, und im Jahre 1792 von dem sächsischen Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelstand erhoben. Er starb am 15. März 1795. — Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige von einem ausgezeichneten Werthe sind, und wiederholte Auflagen nothwendig machten, sind unverwerfliche Zeugen seines gelehrten Werthes. Man findet ein Verzeichniß derselben in dem bekannten Meuselschen gelehrten Deutschlande, so wie sein Leben im ersten Stücke von Koppe's gelehrtem Meklenburg, Seite 142 bis 154. DH.

Quito, sonst eine Provinz von Peru, jetzt vom Vice-Königreich Neu-Granada in Süd-Amerika, auf den hohen Andesgebirgen, wohl angebauet, und in den nördlichen Gegenden reich an Gold. Die Stadt gleiches Namens liegt in einem anmuthigen Thale, 8772 Fuß hoch, hat 60,000 Einwohner, eine Universität, Fabriken und Handel, und ist der Sitz eines Bischofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, liegen noch 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Pisang und Pampelmus, die mit Gärten von Obstbäumen, mit herrlichen von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln.

Quittung, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang dessen, was er an ihm zu fodern hat, ganz oder zum Theil bekennt.

Quixote, s. Cervantes.

Quodlibet, von dem lateinischen Quod libet, was beliebt. Man bezeichnet mit diesem Worte Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang, oder doch mit scheinbarer Willkür neben einander gestellt ist, — ein Mischmasch. Daher pflegt man kleine scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehrere Gegenstände, die an sich in keiner Verbindung stehen, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind; ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit mit dem Namen Quodlibet zu bezeichnen. Eben so nennt man ein musikalisches Quodlibet solche Musikstücke, worin allerhand Abwechselungen, sowol in Rücksicht der Tactarten, als der Melodien vorkommen. Der Werth solcher Quodlibets, die neuerlich unter dem modernisirten Namen musikalischer Potpourri's wieder Mode geworden, ist an und für sich sehr gering. Der witzige Contrast ist es vornemlich, wodurch sie für einen Augenblick unterhalten können: denn gewöhnlich wählt man zu diesen Zusammensetzungen schon gegebene Musikstücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren musikalische Zusammenstellung für sich angenehm oder komisch ist. Die Instru-

Digitized by Google

mentalstücke dieser Art, welche man gewöhnlich musikalische Potpourri's nennt, können durch phantasieartige Uebergänge und Variationen verschiedener allgemein beliebter Themen interessant seyn. Die Singspiele aber, welche den Namen musikalisches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des musikalischen und des komischen Reizes zugleich, indem sie dem komischen Effect nachjagend, den sie in dem Abgebrochenen und Zusammenhangslosen suchen, den musikalischen verlieren.

Quote, der bestimmte Antheil Jemandes an einer Sache (Kosten oder Gewinn).

Quotient, wird im Allgemeinen die Zahl genannt, welche entstehet, wenn man mit einer andern Zahl in eine dritte dividirt. Daher ist der Quotient gleich dem Producte des Divisors und Dividendus.

Digitized by Google

Anhang.

Ostindische Compagnien. Seit den frühesten Zeiten sind die Handelsspeculationen der Europäer auf eine directe Verbindung mit Ostindien als auf ihr höchstes und glänzendstes Ziel hingerichtet gewesen. Bekanntlich hat sich zuerst in der neueren Zeit das arabische Weltreich und dessen merkantilische Größe, dann später die Herrschaft der Perser und Türken ins Mittel gelegt und diejenigen Länder in Beschlag genommen, durch welche die kürzeste Straße nach Hindostan führet. Der schlauen merkantilischen Politik der italienischen Republiken gelang es nicht, diese Hindernisse ganz zu umgehn, und selbst der venetianische Handel mit Indien, bei aller seiner Ausdehnung, war in keiner Beziehung ein directer zu nennen.

Nachdem nun die Türken durch die Eroberung von Constantinopel in Europa Wurzel gefaßt hatten, und der Wall der Barbarey, welcher unsern Welttheil von Indien trennt, um so fester gegründet war, mußte sich aller Unternehmungsgeist der christlichen Kaufleute auf die Auffindung eines directen Weges nach jenem Handelslande der Verheißung wenden. Der Westen von Europa wurde von der Herrschaft der Sarazenen befreit; der im Kampfe mit den Ungläubigen lange geübte kriegerische Geist der Völker brauchte Nahrung; der große portugiesische Fürst Henricus, von der dankbaren Mit- und Nachwelt Navigator genannt, hatte ihn auf den Ozean hingewiesen, und noch kein halbes Jahrhundert seit dem schmachvollen Verluste Constantinopels war verflossen, als Vasco da Gama direct von Lissabon kommend an der malabarischen Küste von Hindostan landete, und sich der glückliche Kampf der portugiesischen Christen dort jenseits des Meeres erneuete. So gerieth der ostindische Handel mit allen seinen Dependenzen auf ein Jahrhundert fast ausschließend in die Hände der Portugiesen: das goldne Zeitalter dieses Volkes, würdig der Verewigung, wenn auch nicht in der durch Ungeschick, Habsucht und Grausamkeit entstellten Wirklichkeit, doch in den Gesängen seines Nationaldichters Camoens. Was Alfonso Albuquerque, Nunis de Cunha und Franciscus Xaverius, jene mit ritterlichen, dieser mit geistlichen Waffen vollbracht, wird der Bewunderung der spätesten Nachwelt würdig bleiben.

Die Herrschaft der Portugiesen in Ostindien war mehr politischer als merkantilischer Natur; ihre Unternehmungen waren vom Hofe, die späteren der Holländer und Engländer vom Kaufmannsstande ausgegangen; daher waren jene zuverlässiger begründet und konnten nur durch politische Machtumwälzungen in Europa erschüttert werden. Achtzig Jahre hindurch, nachdem sich der Landweg der indischen Produkte über Venedig, Genua und die Hanseestädte mehr und mehr verschlossen hatte, war Lissabon das eigentliche Indien für den Norden von Europa; Engländer und Holländer bezogen von dorther oder von portugiesischen Kaufleuten in Antwerpen ihren gesammten Bedarf an indischen Spezereyen. Auch an der Quelle sahe sich Venedig durch

Digitized by Google

die Niederlage seiner Handelsfreunde, der Sarazenen, und durch die militärische Größe der Portugiesen verdrängt.

Als nunmehr Philipp II. gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Portugal der spanischen Monarchie einverleibte, und bald darauf seinen Krieg mit England unternahm, dem er die Häfen seines Reichs verschloß, wurde das brittische Bedürfniß der indischen Gewürze nach den Niederlanden verwiesen. Die Holländer benutzten diese Conjunktur und steigerten den Pfefferpreis aufs dreifache. Aus Verzweiflung mußten sich nun die Spekulationen der londoner Kaufleute auf den directen Handel nach Indien wenden. Aber die Widersetzlichkeiten der Niederländer gegen das spanische Joch bewogen Philipp II. zu einer entscheidenden Maßregel auch gegen den holländischen Handel: die Wegnahme ihrer Schiffe im Hafen von Lissabon nöthigte auch die Holländer, an eine unmittelbare Verbindung mit Indien zu denken.

So geschahe es in dem letzten Jahrzehend des 16ten Jahrhunderts fast gleichzeitig, daß sich in England und Holland die ersten Keime jener großen Geldcorporationen, die wir mit dem Namen der Handels-Compagnien bezeichnen, bildeten, — unterschieden von der ehrwürdigen Hansa und allen früheren Verbindungen dieser Art dadurch, daß nicht politische Körperschaften, Städte oder Gemeinden in Person, sondern bloße Privatleute mit Gelde (veräußerlichen Actien) zu Erreichung eines gemeinschaftlichen Handelszweckes zusammentraten; ferner dadurch, daß ihre Rechte und Privilegien von der Staatsgewalt ein für allemal erkauft, während diejenigen der älteren Handlungsbünde in und mit ihren politischen Rechten durch unzählige einzelne Tractaten allmählich erworben wurden. Da nun der Handel, nach entfernten Weltgegenden in großen Massen getrieben, einer begleitenden politischen Kraft zu seiner Befestigung und Beschützung durchaus nicht entbehren, und die Geldkraft an sich zwar große momentane, aber nur geringe dauernde Wirkungen hervorbringen kann, so sehen wir die engländische, holländische und alle übrigen kleineren ostindischen Handels-Compagnien sehr bald nach ihrer Entstehung in die Lösung der unglücklichen Aufgabe verwickelt, aus bloßen Geldmitteln eine politische Macht zu construiren, die, auch wenn sie gelingen könnte, weder zu vollständiger Uebereinstimmung mit der Politik des Mutterlandes gedeihen, noch auch den Reactionen der unterworfenen Länder auf die Dauer widerstehen würde. —

I.) Die älteste, obwohl ihrer ganzen Verfassung nach von den späteren wesentlich verschiedene ostindische Handels-Compagnie war die portugiesische. Durch die unnatürliche Vereinigung Portugals mit Spanien war die Verbindung der entfernten portugiesischen Verwaltung in Indien mit dem Mutterlande lockerer geworden; Misbräuche aller Art, unerlaubter Zwischenhandel der Vicekönige und Beamten, Contrebande, Seeräuberei nahmen überhand. Die spanische Regierung erkannte, daß der ostindische Handel, dafern er wie bisher auf Rechnung der Krone geführt wurde, nicht nur keinen Gewinn, sondern ein jährlich wachsendes Deficit abwerfen mußte. Dies bestimmte sie, das ausschließende Privilegium des indischen Handels im Jahre 1587 einer Compagnie portugiesischer Kaufleute gegen jährliche Abführung einer bedeutenden Summe an das Aerar zu überlassen. Diese nicht aus eigenem, sondern äußerem Antriebe gebildete Gesellschaft gerieth, da sie ihr Vorrecht an Ort und Stelle geltend machen wollte, unvermeidlich mit der gesammten portugiesischen Ver-

waltung von Indien, die in den Schleichhandel verflochten war, in einen für beide Theile gleich verderblichen Conflict, und die Unternehmungen der Holländer und Engländer hätten nicht glücklicher vorbereitet werden können, als durch die Lähmung der portugiesischen Macht, welche der Kampf jener beiden auf dasselbe Object privilegirten Körper nach sich zog. Hiezu kam die allgemeine Erbitterung aller indischen Stämme gegen das portugiesische Joch, und alte Eifersucht und Feindschaft der Sarazenen gegen beide. Die englischen und holländischen Compagnien fanden alles in jener vortheilhaftesten Trennung, die der Herrschaft des hinzukommenden Dritten, der alsdann mit den geringfügigsten Gewichten entscheidet, so günstig ist: dieß erklärt bei dem großen Mißverhältniß der Kräfte ihre unmittelbaren glänzenden Erfolge. Die portugiesische Compagnie hingegen sah sich, da die offnen Kriege der Engländer und Holländer gegen Spanien ausbrachen, bald außer Stand gesetzt, ihre jährlichen Geldabgaben an die Krone abzutragen, und gerieth in immer tieferen Verfall, bis sie, bei der im Jahre 1640 erfolgten Befreiung Portugals, von König Johann IV., dem ersten aus dem Hause Braganza, aufgehoben wurde. Von da an sind die unbedeutenden Reste des portugiesischen Handels nach Ostindien, wenn wir den mißglückten Versuch einer neuen Compagnie vom J. 1731 ausnehmen, in den Händen der Regierung geblieben.

II.) Acht Jahre nach der Entstehung der ersten portugiesischen Compagnie wird das Anerbieten eines in spanischer Gefangenschaft über das Innre des portugiesisch-ostindischen Handels unterrichteten Holländers, Cornelius Houtman, die Veranlassung, daß die Kaufleute von Amsterdam, welche bereits drei vergebliche Versuche gemacht hatten, durch das nördliche Eismeer nach Indien vorzudringen, sich unter dem Namen der Compagnie für entfernte Länder vereinigen und die erste Handelsflotte unter Houtmans commerzieller Leitung über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien abgehen lassen. Vier kleine Schiffe wurden mit einem Capital von 70,000 Gulden ausgerüstet, und segelten am 2. Apr. 1595 vom Texel ab. Dieß ist der geringe Anfang der holländisch-ostindischen Compagnie. Das Beispiel von Amsterdam fand in den übrigen vereinigten Provinzen Nachahmung; die mehreren Handels-Compagnien, welche sich auf diese Weise bildeten, fühlten bald, daß sie sich in der Vereinzelung nur gegenseitig beeinträchtigen würden; so erfolgte am 20. März 1602 ihre Vereinigung durch einen Freibrief der Generalstaaten, worin ihnen durch 21 Jahre das ausschließliche ostindische Handelsprivilegium, nebst allen davon unzertrennlichen politischen und militärischen Rechten eingeräumt wurde, jedoch so, daß die bisherigen einzelnen Gesellschaften in einer gewissen Absonderung erhalten wurden, und jede der sechs Städte, Amsterdam, Middelburg, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuysen, welche die ersten Versuche gemacht, den Handel von ihren eignen Häfen aus zu betreiben befugt blieb. Dieß ist der Grund der Eintheilung der Compagnie in sechs Kammern. Diese Handelsgesellschaft begann ihr Geschäft mit den vereinigten Fonds von 6½ Million Gulden: 65 Directoren (Bewindhebbers), unter den verschiedenen Kammern nach Verhältniß der subscribirten Fonds vertheilt, so daß auf Amsterdam 25, auf Middelburg 12, und auf jede der vier übrigen Städte 7 kamen, besorgten in ihren besonderen Häfen die Ausrüstung der Schiffe; ein Ausschuß von 15 Directoren, nach gleichem Verhältniß zusammengesetzt, die Centralgeschäfte

Digitized by Google

Als im J. 1622, bei Gelegenheit der Frage über die Erneuerung des Freiheitsbriefes der Compagnie, die Erfolge ihrer Unternehmungen von den Generalstaaten untersucht wurden, ergab sich, daß sie in den 20 Jahren ihres Daseyns 30 Mill. Gulden, d. h. mehr als das vierfache ihres Grundkapitals, unter die Inhaber der Actien vertheilt, und das Capital selbst noch außerdem durch Colonialanlagen, Befestigungen, Schiffe und andres untheilbare Eigenthum unermeßlich vermehrt hatte. Diese bewundernswürdigen Resultate können nicht befremden, da der Zustand von Ostindien in allen Rücksichten dem Republikaner und Protestanten günstiger war, als dem monarchischen Catholiken. Waren die größten Feldherrn der Portugiesen von dem Grundsatze ausgegangen, daß ohne feste Begründung militärischer Macht und ohne religiöses Einverständniß des Unterworfenen mit seinem Herrn ein dauerhaftes Handelsverhältniß nicht möglich sey, und war dieser Grundsatz durch ein ganzes Jahrhundert von geschickten und ungeschickten Händen, oft mit Weisheit, öfter mit der menschenfeindlichsten Härte angewendet worden, so mußten wohl die Holländer, bei ihrer Indifferenz gegen die sittlichen Verhältnisse der Völker, mit ihrer kräftig geleiteten Handelspolitik anfänglich überall die günstigste Aufnahme finden. Daß sie in ihren ersten Unternehmungen auch den Engländern den Rang abliefen, lag nicht nur in ihrer nautischen Ueberlegenheit, in dem jugendlich republikanischen Geiste des Mutterlandes und in dem größeren Umfange ihres Capitals, sondern vielmehr darin, daß sie von Anfang an mit vereinigtem Capital handelten, während die erste englisch-ostindische Compagnie bis 1610 eine bloße Innungsvereinigung (regulated company) blieb, in der jeder Theilnehmer sein Geschäft abgesondert betrieb, und nur gewissen allgemeinen Vorschriften, so wie der Verpflichtung, sich der Schiffe der Compagnie zu bedienen, unterworfen war. In Betreff der augenblicklichen Wirkung mußten die neuen Geldcorporationen, wovon die holländisch-ostindische Compagnie das erste große Beispiel aufstellte, den alten persönlichen (Innungs-) Corporationen den Rang ablaufen, wenn auch der spätere Erfolg gelehrt hat, daß eine bloße Geldmacht ohne die völlige Niederlage aller Rücksichten der Menschlichkeit nicht zu behaupten ist; — so wie andrerseits die ersten portugiesischen Eroberer in den Augen aufgeklärter Holländer und Engländer wenigstens in so weit Recht behalten, daß alle Weltherrschaft der Europäer in Indien unsicher bleibt, so lange sie nicht auf einem sittlichen, rechtlichen und religiösen Einverständnisse mit den Urbewohnern jenes Landes beruhet.

Das Privilegium der holländisch-ostindischen Compagnie wurde bis 1644 prolongirt: Batavia, für den Verkehr mit den Gewürzinseln, dem damaligen Hauptobjecte des indischen Handels, äußerst vortheilhaft gelegen, war gegründet; 34 bis 41 Schiffe liefen jährlich von Holland nach Indien aus, 25 bis 34 kehrten im Durchschnitt zurück. Der Handel mit Japan gewann täglich an Ausdehnung, und die Ausbreitung der portugiesischen Macht in Brasilien seit der Thronbesteigung des Hauses Braganza, obwol sie der holländisch-westindischen Gesellschaft den empfindlichsten Verlust brachte, förderte die Angelegenheiten der ostindischen Compagnie, weil sie, die ganze Aufmerksamkeit der Portugiesen auf Amerika ziehend, den Holländern in Asien desto freiern Spielraum ließ: 1641 ging Malacca, die Hauptstadt des portugiesischen Orientes, durch Verrath des Gouverneurs an die Holländer über. Indeß verminderten sich hauptsächlich durch die wach-

Digitized by Google

sende Competenz der Engländer und Franzosen, und durch den politisch-militärischen Aufwand der Compagnie, ihre Dividenden, und sie konnte nur mit Mühe die 1,600,000 Gulden aufbringen, welche sie den Generalstaaten 1644 für die weitere Prolongation ihres Freibriefes bis zum Jahre 1665 zu entrichten hatte. Bald darauf aber gewann die Republik der vereinigten Niederlande die Befestigung ihrer Unabhängigkeit durch den westphälischen Frieden, ein Ereigniß, welches auf das Interesse der Compagnie wohlthätig einwirkte; und so vermochte diese seit dem Jahre 1650 mit einem Aufwande von 20 Mill. Gulden in zwanzig Jahren ihr Etablissement auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Stande zu bringen, welches dem gesammten europäischen Verkehr mit Indien erst die eigentliche Haltung gab, und jenen Kostenaufwand aufs reichlichste vergütete.

Inzwischen wurde 1658 die Eroberung von Ceylon, nach hartnäckiger Gegenwehr der Portugiesen, vollendet, und die tartarische Revolution in China die Veranlassung, erst einer fehlgeschlagenen Gesandtschaft der Compagnie nach China, dann der höchst vortheilhaften Niederlassung von 30,000 unzufriedenen Chinesen, die sich der neuen Herrschaft nicht hatten unterwerfen wollen, auf der holländischen Insel Formosa. Hatte demnach der active Handel nach China mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so entschädigte der indirecte dieser mit dem Local wohlbekannten Flüchtlinge, und der passive Handel mit den chinesischen Producten, die von allen Seiten auf dem Markte von Batavia zusammenströmten, die Compagnie reichlich für jenes Entbehren. Indeß verloren sie im J. 1661 diese als Zwischenstation der Reisen nach Japan so wichtige Insel gegen den chinesischen Partheigänger Coxinga, dessen Familie sie späterhin dem Kaiser von China überließ. So empfindlich dieser Verlust für die entfernteren Interessen der Compagnie war, so steigerte er nichts destoweniger ihren Unternehmungsgeist: im J. 1663 wurden die wesentlichsten portugiesischen Niederlassungen an der Küste Malabar erobert, und 1666, durch die Einnahme von Macassar, das Hauptobject siebenzigjähriger Anstrengung, das Monopol des Gewürzhandels, glücklich erreicht. Um diese Zeit betrug der gewöhnliche Civil- und Militäraufwand der Compagnie, mit Ausschluß der Kriegskosten, 3½ Mill. Gulden.

Als im J. 1665, unter großem Widerstreben feindlich gesinnter Parteien, die Erneuerung des Freibriefes bis zum J. 1700, gegen Zahlung einer großen Summe in den Staatsschatz, erfolgte, ergab sich aus den vorgelegten Berichten der Compagnie ein Handlungsgebiet, welches die Einbildungskraft kaum zu umfassen vermag. Von dem Vorgebürge der guten Hoffnung aufwärts an den Küsten von Arabien und Persien Factoreien, von Surate die malabarischen Küstenländer herab alle bedeutenden Niederlassungen der Portugiesen in Beschlag genommen, Ceylon mit seinem Zimmet und Elfenbein, die Perlenfischerei und der Baumwollen-Waaren-Handel der Küste Coromandel, Bengalen und Orissa mit Seiden-, Baumwollen-Stoff, Reis, Zucker, Salpeter u. s. f., in den Händen der Compagnien, die Geschäfte mit Pegu, Siam und Tunquin nur durch vorübergehende Zufälle unterbrochen, eine reiche Silber- und Kupfer-Ausfuhr aus Japan, dann der unermeßliche Gewürzhandel mit Amboina, den Banda-Inseln und Molukken u. s. f. — sind nur einzelne Züge dieses unermeßlichen Gemäldes. Malacca, Hauptsitz des portugiesischen Handels, erscheint in diesem Berichte als zerfallend, die Stadt zu groß nach

Digitized by Google

Verhältniß des Aufwandes der Vertheidigung; denn die Straße von Sunda, an der Batavia gelegen, und nicht mehr, wie ehemals, die Straße von Malacca, war der Hauptweg nach dem hinteren Orient.

Nach dieser Zeit ist der Freiheitsbrief der Compagnie, jedesmal nach ihrerseitigen bedeutenden Geldopfern, von 1701 bis 1740, dann bis 1775, und im J. 1776 auf weitere 30 Jahre für eine Zahlung von 2 Mill. Gulden und jährliche Zahlung von 360,000 Gulden, erneuert worden.

Habsucht und Grausamkeit, die dann noch zunahmen, als der kräftige Geist der republikanischen Unternehmer, ihre Sparsamkeit und Frugalität sich mehr und mehr verlor; ein schnödes Intriguenspiel mit den alliirten Völkern und Fürsten, welches kein höherer Zweck als die Gewinnsucht beseelte; insbesondre aber die Unfähigkeit, den sittlichen Character jener Völker zu begreifen, sich in religiöser und rechtlicher Hinsicht mit ihnen zu verständigen; endlich die erneuerte Kraft, mit der sich die brittische Compagnie beim Eintritte des 18ten Jahrhunderts erhob, und der Umschwung in den europäischen Bedürfnissen, der Vorzug, den anderweite Reizmittel vor den indischen Gewürzen gewannen. — dies sind die Hauptursachen des Verfalls der holländisch-ostindischen Compagnie. Im 18ten Jahrhundert erfüllen die Erzählungen von Empörungen, Verschwörungen und meist unglücklichen Kriegen ihre Annalen; und 1781 ist sie durch den Krieg mit England, und durch ihren unverhältnißmäßigen politischen Aufwand so weit herabgekommen, daß ihr die Generalstaaten, unter allen eignen Lasten, noch mit sehr beträchtlichen Anlehnen zu Hülfe kommen müssen. Im ersten Revolutionskriege verlor sie ihre meisten Besitzungen und mußte im J. 1796 die Zahlung ihrer Dividenden einstellen; was der Friede von Amiens 1801 zurückgab (denn England behielt nur Ceylon), war kaum in Besitz genommen, als es im erneuerten Kriege verloren ging; und auch nach endlicher Herstellung des allgemeinen Friedens kehrten von allen ostindischen Besitzungen nur die Gouvernements von Batavia und Amboina, Banda, Ternate, Malacca, Macassar, nebst zerstreuten Directorien und Comptoiren an den Küsten von Malabar und Coromandel, an das Mutterland zurück. Auf das Vorgebürge der guten Hoffnung und Ceylon mußte für immer Verzicht geleistet werden.

Je mehr sich die holländisch-ostindische Compagnie bei ihrem ersten Beginnen nur auf den Thron niederzulassen brauchte, den Portugal für sie gegründet; je mehr sie Befestigungen, Handelsbauten, Artillerie und Vertheidigungsanstalten aller Art fertig vorgefunden hatte; je mehrere Handels- und politische Verhältnisse bereits angeknüpft waren, die sie ohne Aufwand von Zeit und Geld übernehmen konnte; je unermeßlicher die portugiesische Beute war, die ihr auf allen Meeren und bis an die Mündungen des Tajo hin in die Hände fiel: um so leichter war ihr Beginn, während die Engländer ein Jahrhundert hindurch mit der Schwierigkeit zu kämpfen hatten, den Boden, auf welchem der merkantilische Hebel zu stützen sey, erst allmählich zu gewinnen. Daher aber kann man auch sagen, daß die holländische Macht in Ostindien ihrem Capital nicht gewachsen war, weil sie es in seinem ganzen Umfange nicht zu unterhalten vermochte; die englische Macht hingegen war besser gegründet, weil sie gehend und schrittweis hat erworben werden müssen.

III.) Um nun die Geschichte der größten, und dermalen fast allein herrschenden ostindischen Handels-Compagnie, nämlich der brit-

tischen, in der Kürze darzustellen, ist erfoderlich, daß man sie in vier Perioden abtheile. In den ersten dreizehn Jahren ihrer Kindheit war sie eine zunftartig regulirte Compagnie; in den folgenden fünf und neunzig Jahren war ihr Capital zwar vereinigt, aber dessen Wirkung theils durch die Suprematie der Holländer in den indischen Meeren, theils durch die Krämpfungen der inneren Verfassung des Mutterlandes, theils auch dadurch beengt, daß der Titel ihrer ausschließlichen Berechtigung als ein bloß königlicher und nicht parliamentarischer, vielfältig in Zweifel gezogen wurde; hierauf erscheint sie in den weiteren vierzig Jahren mit parliamentarisch begründetem, unbestrittenem Rechte, aber auf bloß commerzielle Transactionen beschränkt. Endlich entwickelt sich in den letzten siebenzig Jahren ihre politische Größe; sie wird die Gebieterin über 50 Mill. Menschen, und über die gesegnetsten Erdstriche der Welt.

Erste Periode von 1600 bis 1613. Die Engländer, wie die Holländer, hatten ihre ersten Unternehmungen auf Indien nördlich gerichtet; nord-westlich, während die Holländer mehr nord-östlich. So hatte Johann Cabot auf den Schiffen Heinrichs VII. 1497 Neufundland und die Küsten von Nord-Amerika entdeckt. 1553 unter der Regierung Eduards VI. veranlaßte sein Sohn, Sebastian Cabot, die zweite große Unternehmung dieser Art. Der König privilegirte die Gesellschaft, welche mit einem Fonds von 6000 Pf. St. drei Schiffe zur Entdeckung Indiens auf dem nördlichen Wege ausgerüstet hatte. Ein Theil dieser Expedition erfror im lappländischen Eismeere; ein andrer Theil gerieth an die nördlichen Küsten von Rußland, knüpfte Handelsverbindungen an, und ward die Veranlassung der englisch-russischen Handels-Compagnie, eben so wie die brittische Hudsons-Bay-Compagnie ihre Entstehung den Forschungen nach einer Nordwest-Durchfahrt zu verdanken hatte, die man bis auf den heutigen Tag, jedoch ohne Erfolg, fortgesetzt hat. Wie jenes Jahrhundert mit der Aufgabe, direct nach Indien zu gelangen, gerungen habe, zeigt sich an den nun angestellten Versuchen und Reisen, um auf dem Landwege durchzubringen, und wenigstens die Competenz mit Venedig zu gewinnen, wenn es unmöglich schien, neben Portugal aufzutreten. Dieß war das Hauptobject der im J. 1581 errichteten brittisch-türkischen Compagnie, die indeß bald die Vergeblichkeit ihrer Bestrebungen erkannte, dagegen durch die Notizen, welche Franz Drake von seiner Weltumsegelung zurückbrachte, bestimmt wurde, im J. 1591 eine Expedition von 3 Schiffen unter Capitän Raymond auf dem portugiesischen Wege nach Indien abzuordnen. Dieser Versuch eben sowohl als der andre Robert Dudlys im J. 1596 scheiterten gänzlich. Indeß trieben der spanische Krieg, die Sperre von Lissabon und die Gewinnsucht der Holländer den Unternehmungsgeist der londoner Kaufleute aufs äußerste, und so kam am 22. Sept. des J. 1599 in Founders Hall zu London die Vereinigung zu Stande, aus der sich im Laufe zweier Jahrhunderte die größte Handelsmacht entwickeln sollte, von der in den Jahrbüchern der Welt die Rede ist. Der erste Fonds bestand in nicht mehr als 30,133 Pf. Sterling; und am 31. Decbr. des J. 1600 bewilligte die Königin Elisabeth dem Gouverneur und der Gesellschaft der nach Ostindien handelnden londoner Kaufleute das ausschließliche Privilegium des Handels auf 15 Jahre mit allen Ländern vom Cap der guten Hoffnung östlich bis zur Magellanischen Straße, diejenigen ausgenommen, die im wirklichen Besitze befreundeter christlicher Mächte sind. So bis zum

Digitized by Google

J. 1613 bestand die Compagnie in regulirter Verfassung; jeder Theilnehmer verwaltete seinen Antheil selbst auf eigne Rechnung, und war nur an einige allgemeine Vorschriften gebunden. Ungeachtet dieser unbequemen Form ergaben die in dieser Zeit unternommenen acht Reisen einen Profit von 171 pCt.

Zweite Periode von 1613 bis 1708. Das Capital wird vereinigt; die Gesellschaft wird aus einer regulated, eine joint stock company; demnach die Verfassung derselben aus einer demokratischen eine mehr aristokratische, in der die reichsten Actionärs die Direction der Gesammtverwaltung in allen ihren Details übernehmen, und die große Masse der Actionärs eine Scheincontrolle bei den Generalversammlungen behauptet, im Wesen aber nur den Geldcommerz mit den Actien im Auge hat. Nun prosperirten die Angelegenheiten der Compagnie dergestalt, daß ihre Actien binnen vier Jahren zu dem Werthe von 203 pCt. hinaufstiegen, daß ferner die Holländer, wiewohl vergeblich, um eine Verbindung mit ihr gegen die Portugiesen warben, daß ihre Factoreien sich über Java, Sumatra, Borneo, die Bandainseln, Celebes, Malacca, Siam, die Küsten Malabar und Coromandel, vorzüglich aber über die Staaten des Mogul verbreiteten, den die Compagnie mit besondrer Klugheit in ihr Interesse zu ziehn gewußt hatte, endlich daß bei der neuen Subscription, die sie im J. 1616 eröffnete, 1,629,040 Pf. St. unterzeichnet wurden. Aber schon 1627 zeigten sich Klagen über schlechte Verwaltung, über Mißbräuche aller Art, insbesondre über den eignen Handel der Beamten, welcher das Interesse der Compagnien von jeher am meisten beeinträchtigte. Andrerseits aber, je mehr die königlichen Rechte unter der Regierung des Hauses Stuart in Zweifel gezogen und beschränkt wurden, um so mehr wurde auch das ausschließliche, aus königlicher Machtvollkommenheit herrührende Privilegium der Compagnie bestritten. Die Könige selbst nährten diese Zweifel durch die Licenzen zum indischen Handel, welche sie zum großen Nachtheile der Compagnie einzelnen dritten Personen bewilligten. Dazu griffen unter Cromwells Protectorat die Begriffe der politischen Freiheit so weit um sich, daß kein Monopol irgend einer Art vor ihnen bestehen zu können schien, und der Protector glaubte bei Expiration des Freibriefes im J. 1655 den Versuch wagen und den ostindischen Handel freigeben zu müssen; ein Ereigniß, welches am meisten die holländische Compagnie allarmirte, die es mit freien Nebenbuhlern nicht aufnehmen zu können glaubte, und die Unausführbarkeit der Sache nicht einsah. Die Compagnie aufgeben, hieß, das ganze bereits erworbene, untheilbare Capital von Macht und Einfluß in Indien, zum Nachtheile des Mutterlandes aufgeben, und sich in den Zustand hülfloser Kindheit zurück versetzen. Nach der Restauration der königlichen Familie trat auch das königliche Privilegium, welches schon Cromwell hatte erneuern müssen, wieder in sein volles Recht. In der kurzen Zwischenzeit bis zur Revolution im J. 1688 gewann die Compagnie mit Madras und Bombai den vorherrschenden Einfluß auf den Küsten Malabar und Coromandel, und hiermit die Basis der späteren Operationen auf das innre Hindostan, wie auch der Macht, die sich auf den Trümmern des Reichs des großen Mogul entwickeln sollte. Aber die innern Geschäfte der Compagnie gingen zurück, und gleich nach der Revolution kam die große Streitfrage: ob der Handel durch ein königliches Privilegium beschränkt werden könne, und ob der Landesherr die Majestätsrechte, welche er selbst nur bedingungs-

weise besäße, einer von ihm privilegirte Gesellschaft einseitig über- tragen könne, ernsthaft zur Sprache. Der Erfolg war, da die Compagnie ihr titulo oneroso erworbenes Recht wegen der Verluste, die sie durch Kriege, Untreue der Beamten, Verschwendung u. s. f. erlitt, nicht gehörig zu vertheidigen vermochte, die parliamentarische Patentirung einer neuen ostindischen Compagnie im J. 1698, die ihren Freibrief mit einem Vorschuß von 2 Mill. Pf. St. für den Staatsdienst gegen 8 pCt. Zinsen erwarb. Bald aber drängten die unaufhörlichen Conflicte beider Compagnien zur Vereinigung, welche 1708 erfolgte.

Dritte Periode von 1708 bis 1748. Im J. 1708 kam die Parliamentsacte, welcher die brittisch-ostindische Compagnie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, als united company of merchants of England trading to the East-Indies, ihr Dasein verdankt, zu Stande. Das ausschließliche Privilegium ward bis 1726, und auf nachherige dreijährige Aufkündigung bewilligt. Der Fonds ward durch Actien zusammengebracht, deren Eine von 500 Pf. St. dem Inhaber das Recht auf eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) gab. Unter den Inhabern von vier solcher Actien, oder von einem Antheile von 2000 Pf. St. wurden die 24 Directoren gewählt, welche nach der Natur solcher Societätsverbindungen die Oligarchie bildeten, in deren Händen die Führung des unermeßlichen Geschäftes lag. Die Verkäuflichkeit der Actien einer joint stock company bringt es mit sich, daß die große Masse der Actieninhaber von Tage zu Tage wechselt, das persönliche Interesse an den Geschäften der Compagnie in ihnen nie Wurzel fassen kann, daher nur das reine Geldgeschäft mit den Actien beachtet wird, und die Realität der Sache bald den Directoren anheimfällt, weshalb aber auch alle Mißbräuche oligargischer Verfassungen um so leichter Eingang finden. Mit der Absicht, das Heft der indischen Angelegenheiten im Mittelpunct zu behaupten, wurden die Localgeschäfte der Compagnie dreien von einander getrennten Räthen zu Madras, Bombay und Calcutta anvertraut. Da aber alle Erfolge in letzter Instanz von den Localbeamten in Indien abhingen, so schlich sich frühe der verderbliche Mißbrauch ein, daß man sich ihrer Treue zu versichern glaubte, indem man den höhern Beamten gestattete, auch die kleineren, lucrativen Posten in ihrer Person zu accumuliren.

Die Erneuerung des Privilegiums war bei den hieraus erwachsenden mannichfaltigen Beschwerden gegen die Compagnie im J. 1732 nur im Kampfe gegen eine hartnäckige Opposition durchzusetzen, daher hielt es die Compagnie für gerathen, vor weiterer Expiration ihres Freibriefes die Geldverlegenheit der Regierung im J. 1744 zu benutzen, und ihr mit einem selbstgeborgten Anlehen von 1 Mill. Pf. St. zu Hülfe zu kommen, worauf denn weitere Prolongation bis zum J. 1780 erfolgte.

Vierte Periode von 1748 bis jetzt. Mit dem J. 1748 beginnt die Aera der großen politischen Bedeutung der Engländer in Indien. Die Franzosen waren es, welche ihnen durch ihr Beispiel das Geheimniß ihrer Stärke eröffnet hatten. Im J. 1746 nämlich hatten sie ein Bataillon Franzosen die Armee des Nabobs von Carnatic zerstreuen, und bald darauf den Versuch französischer Offiziere, indische Truppen nach europäischer Disciplin zu bilden, gelingen sehn. Die Erfahrung des Unvermögens indischer Armeen, der europäischen Kriegskunst gegenüber, und der Leichtigkeit, womit sich diese Disciplin den unter dem Namen der Seapoys bekanntgewordenen indischen

Digitized by Google

Rekruten mittheilen ließ, waren die beiden großen Entdeckungen, welche das britische Weltreich in Indien zu Tag förderten. Ehr- und Geldgeiz, alle politischen und merkantilischen Intriguen, konnten nunmehr in einem größeren Maßstabe operiren, und es war um alle Unabhängigkeit indischer Fürsten geschehn, sobald der schon in alle Verhältnisse der Machthaber und Völker jener Gegenden eingreifende Handelskörper durch eine dauerhafte militärische Rüstung verstärkt wurde. Bisher hatte sich das ganze Militärsystem der Compagnie auf die Defensive beschränkt; jetzt durfte sie die Offensive ergreifen, und bei den endlosen Widersprüchen zwischen europäischen und indischen Rechtsansichten, konnte es nirgends an Verwänden fehlen, dem neuerworbenen Machtmittel den gehörigen Spielraum zu geben. Die Begriffe der Erbfolge, und aller fürstlichen, Volks- und Familienrechte, waren, jenachdem indische, mohammedanische oder brittische Rechtsgrundsätze und Gewohnheiten zur Norm gewählt wurden, so streitig unter einander, daß das Streben der Compagnie (die täglich Gelegenheit hatte, schiedsrichterlich zu wirken) nach Erweiterung der Macht juristischer Rechtfertigung niemals entbehren konnte. Wollte man sie wegen irgend einer ihrer Operationen in Europa zur Rechenschaft ziehn, so war sie eben so leicht politisch aus Gründen der Selbsterhaltung, die in einer Entfernung mehrerer tausend Meilen niemand zu würdigen vermochte, als rechtlich durch einen Rückzug in jenes undurchdringliche Gesetzes-Labyrinth zu vertheidigen. Edmund Burke, der bei Gelegenheit des Hastingsschen Processes diese Unangreifbarkeit der Compagnie am tiefsten empfand, hatte allerdings Grund, ihr vorzuwerfen: „daß es keinen Herrn, Fürsten oder Staat in Indien gäbe, „den die Compagnie berührt und den sie nicht verkauft hätte; keinen „Tractat, den sie nicht gebrochen; keinen Fürsten und keinen Staat, „der sich ihr anvertraut und den sie nicht gänzlich zu Grunde gerichtet hätte.“ Ihren obern Beamten in Indien, welche große Namen auch unter ihnen glänzen mögen, wird der Despotismus zugleich mit ihrer Stellung aufgedrungen, 1.) weil jeder von ihnen eine Erbschaft von Ungerechtigkeiten zu übernehmen hat, die behauptet werden muß; 2.) weil keine öffentliche Meinung unter irgend einer Gestalt einsprechen kann; 3.) weil alle moralische und religiöse Sympathie, weil selbst die der Sprache zwischen den Beherrschten und den Herrschern wegfällt; 4.) weil keine Besorgniß vor ernsthaften Insurrectionen bei der großen Theilung der indischen und mohammedanischen Stände und Interessen aufkommen kann; 5.) weil alle Beamte der Compagnie nur wenig Jahre der männlichen Kraft ihrem Dienste widmen, dabei keinen andern Zweck haben als Reichthum, und demnach eine brittische auf indischem Boden geborene, in dessen Interessen von Jugend auf verwachsene Opposition unmöglich ist.

Im J. 1749 mit der Beschützung des Prätendenten von Tanjore begannen die Usurpationen der Compagnie; unter dem Vorwande der Illegitimität wurde der Nabob für den Preis einiger Territorial-Cessionen abgesetzt, dann für neue Cessionen wieder restituirt. Wie weit in kurzer Zeit sie in den Künsten der Machtvergrößerung fortgeschritten, beweisen die Händel mit Surrajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im J. 1757, wobei schon große und blühende Provinzen als Preise der Treulosigkeit in ihre Hände fielen.

Aber alle diese Vergrößerungen zogen so überschwenglichen Aufwand nach sich, die Schwierigkeiten der Herrschaft wuchsen mit deren Ausbreitung so sehr, die mehreren Beamten wurden um so viel raubsüch-

Digitized by Google

tiger, unabhängiger und ungehorsamer, daß die finanzielle Lage der Compagnie eher zurück- als vorschritt. Die in London residirende Direction sank mehr und mehr zu einer bloßen Controlle der eigentlichen Regierung, die nunmehr in Indien ihren Sitz hatte, herab. Ihre Befehle waren antiquirt, bevor sie in Calcutta anlandeten, denn die Macht der Gegenwart über die Menschen wird um so unwiderstehlicher, jemehr sich ihr Wirkungskreis erweitert. Hatten die Gouverneure alle Vortheile der Localität für sich, so war auch nicht zu erwarten, daß sie anders gehorchen würden, als wo es ihr persönliches Interesse mit sich brachte. So blieben die ausdrücklichen, wiederholten Verbote des inländischen Verkehrs mit Salz, Betelnüssen und Tabak, mit ausdrücklicher Einwilligung der indischen Räthe ohne allen Erfolg, und lange nachdem die Direktion den Beamten der Compagnie verboten hatte, Geschenke indischer Fürsten anzunehmen, wurden erwiesenermaßen bloß von der Familie des Nabobs von Bengalen 6 Millionen Pfund Sterlinge öffentlicher Geschenke acceptirt.

Da nun unter solchen Umständen die häuslichen Angelegenheiten der Compagnie in immer tieferen Verfall geriethen, und sie im Jahre 1772 für ihren laufenden Dienst eine Anleihe erst bei der Bank von 600,000 Pf. St., dann bei der Regierung von 1,400000 Pf. St. eröffnen mußte, so wurde der Allarm im Publikum um so größer, je mehr man von der Ausbreitung der brittischen Macht in Indien das Zuströmen größeren Reichthums nach dem Mutterlande erwartet hatte. Zugleich erhob sich in und außer dem Parliament eine laute Klage über das moralische Verfahren gegen die indischen Fürsten und Völker; nun — da man einsah, daß der Lohn ausblieb dafür, daß die Menschheit mit Füßen getreten worden war. Die Erbitterung der Nation wandte sich ungerechter Weise auf die Direktion: ihre angebliche Gewalt sollte beschränkt werden; man wollte sie, die ohnmächtige, die eine ungehorsame Welt auf ihren Schultern zu tragen hatte, noch mehr schwächen, anstatt sie zu kräftigen. Man foderte Controlle: als wenn eine Controlle die mit den Unterdrückern sympathisirt, und die Unterdrückten nicht kennt, nützen könnte; als wenn Unterdrückung ein einzelner Akt wäre, der sich durch Controlle verhüten oder wie ein Verbrechen bestrafen ließe; und was vermöchte eine Controlle, auch wenn sie möglich wäre, deren Befehle 6 bis 9 Monate brauchen, um hin, die Berichte über ihre Befolgung eben so viele Zeit, um zurück zu gelangen? und war die gesammte Stellung der Compagnie in Indien ein Resultat von Usurpationen, das nur durch neue Usurpationen behauptet werden könnte, nach welchen Grundsätzen sollte alsdann die Controlle verfahren? — Burke's siebenjähriger, glorreicher aber unglücklicher Kampf gegen Hastings und für die Sache der Menschlichkeit in Indien hat gelehrt, daß die einzige, schwache aber mögliche, Controlle der Gewalthaber jenseits des Meeres die öffentliche Meinung des brittischen Publikums ist. —

Man wähnte, alles werde besser, wenn die Compagnie ihre Macht mit dem Ministerium theilte, wie die eine Partei, oder wenn man die Segnungen der brittischen Gesetze über die Hindus verbreitete, wie die andre juristische Partei behauptete; noch Andre glaubten viel erreicht zu haben, wenn der Eintritt in die Direktoren-Stellen erschwert würde. So kam die unförmliche Reform vom Jahre 1773 aus sehr heterogenen Bestandtheilen zu Stande. Statt 500 Pf. sollte nur eine Aktie von 1000 Pf. Anrecht auf Eine, 3000 Pf.

Digitized by Google

auf zwei, 6000 Pf. auf drei, 10000 Pf. auf vier Stimmen ertheilen. Nur 6 Direktoren sollten jährlich wiedererwählt werden können. Ein General-Gouverneur mit vier Räthen (zum erstenmale vom Parliament, d. h. vom Ministerio, auf 5 Jahre, späterhin von den Direktoren zu ernennen) sollte den Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa direkt vorstehn; die übrigen Präsidentschaften sollten von ihm abhängig seyn. Um nun diese Concentration der Macht zu balanciren, wurde ein oberster Gerichtshof in Calcutta beliebt, dessen Oberrichter nebst drei Richtern, unabhängig von der Compagnie, von der Krone ernannt werden sollte. Alle Civil- und Militärcorrespondenz der Compagnie sollte dem Ministerio mitgetheilt werden.

Hatte früher in vielen einzelnen Fällen das Gewissen, oder wenigstens der gesunde Menschenverstand entschieden, so ward nunmehr die Uebertragung einer ganz fremdartigen Rechtsverfassung zum Keime der Zerstörung aller rechtlichen Verhältnisse. Der Gerichtshof war Forum für sämmtliche Klagen gegen jeden, der direkt oder indirekt im Dienste der englischen Compagnie ist, so wie über alle Klagen aus Contrakten, in denen die Parteien sich seinem Spruch unterworfen haben. Wenn man nun erwägt, daß nichts unentschiedner und unbestimmter war, als der status personarum der indischen und mohammedanischen Bewohner von Hindostan, daß die Compagnie einige Departements direkt, andre indirekt durch die Nabobs regierte, daß die Inmindars bald für einen unabhängigen Landadel von Indien, bald für Rentbeamte der Compagnie galten u. s. f.; so ergiebt sich, daß der Gerichtshof alle Art von Jurisdiction nach Gutdünken entweder an sich reißen oder ablehnen konnte.

Der Gerichtshof gab gleich nach dem Antritte seiner Amtsführung eine Probe seines Geistes. Nuncomar, der den General-Gouverneur Hastings verklagt hatte, wurde einer unvollständig erwiesenen Forgery überführt und gehängt, was nach der geistreichen Bemerkung eines Schriftsteller ungefähr eben so viel sagen will, als wenn man einen Mahommedaner wegen Bigamie hätte bestrafen wollen. Ueberhaupt führt die Geschichte der brittisch-ostindischen Händel zu der Bemerkung, daß außer Burke und der Familie Wellesley kaum ein einziger Engländer sich in dem Geiste der indischen Sitten, so wie in der Luft jenes Himmelsstriches, wahrhaft zu orientiren gewußt hat.

Als die Unwirksamkeit der Maßregeln von 1773 weltkundig geworden und der Finanzzustand der Compagnie durch den amerikanischen Krieg neuerdings zerrüttet worden war, wurde die Frage von der Errichtung einer Controlle im Parliamente mit Lebhaftigkeit und in einem größeren Maßstabe als bisher wieder aufgenommen; drei Jahre hindurch, von 1782 bis 1784, waren die größten Talente Englands im Kampfe über diesen großen Gegenstand begriffen. Die berühmte Ostindia-Bill von C. J. Fox, welche sieben vom Parliamente ernannten Commissaren die oberste Macht und das Patronage über Indien einräumen wollte, mußte dem Hofe mißfallen, da sie eigentlich dahin zielte, der Krone allen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten zu entziehn und zwischen dem Könige und Indien eine schiedsrichterliche Macht aufzustellen, die so unberechenbar war, als der brittische Glücksstern in Indien selbst. Deshalb drang der Plan William Pitts durch. Ein Board of Controul (Büreau der obern Aufsicht über die indischen Angelegenheiten) wurde dem königlichen Ministerio einverleibt; dieses von der Krone abhängige Collegium

Digitized by Google

wurde beauftragt, über die Civil- und Militär-Regierung und über die Finanzen der Compagnie Aufsicht zu führen, und die Ausfertigungen der Direktoren an die verschiedenen Präsidentschaften einzusenden. Die Besoldung des Generalgouverneurs, der Präsidenten und Räthe wurde von der Bestimmung des Königs abhängig gemacht. In diesen wesentlichen Schranken bestehet die oben historisch entwikkelte Verfassung der Compagnie noch bis auf den heutigen Tag. Die Macht selbst, inwiefern sie überhaupt in England residirt, ist in den Händen des Ministeriums; nur die Details der Regierung sind der unterworfenen Compagnie verblieben. Gewiß ist, daß seit Errichtung des Board ein dichterer Schleier über den indischen Angelegenheiten liegt, als vormals: die Minister haben nicht mehr, wie ehemals, ein gelegentliches Interesse, diese Vorgänge zur Sprache zu bringen; die Generalversammlung der Compagnie, auch wenn sie sich regen wollte, würde nichts bewirken, wenn Board und Direktoren einig sind; und diese Einigkeit ist um so sicherer begründet, da eine geheime Committé (Committee of Secrecy) aus drei Direktoren besteht, die mit dem Board verhandeln und beschließen kann, ohne alle Mitwissenschaft der Uebrigen.

An eine Verbesserung des moralischen Zustandes des brittischen Indiens ist so lange nicht zu denken, als die eigentliche Colonisation und Verpflanzung geborner Britten nach Indien, durch die Besorgniß eines ähnlichen Schicksals, als der nordamerikanischen Colonien, verhindert wird. Nur ein Stamm auf indischem Boden geborner Britten würde im Laufe der Zeit die auf alle andre Weise unüberwindliche Disharmonie der dortigen Verhältnisse auflösen können. Indeß ist die unmittelbare politische Bedeutung der ostindischen Besitzungen für England zu groß, als daß jemals an gründliche Remedur zu denken wäre. Eine tributäre Bevölkerung von 50 Mill. Menschen, im Dienste der Compagnie gegen 16,000 Civil-, und, mit Einschluß der Eingebornen, 160,000 Militär-Beamten, gegen 14 Mill. Pf. St. jährlicher Exporten und eben soviel Importen aus und von allen Theilen der Welt nach und von Indien, eine Zolleinnahme der brittischen Regierung von mehr als 4 Mill. Pf. St. jährlich, und ein jährlicher Zufluß von 11 Mill. Pf. St. für die Gesammtcirkulation des brittischen Reichs sind Objekte, die alle moralischen Considerationen überwiegen. Der dermalige Aktienfonds der Compagnie beträgt 6 Mill., der Werth ihres untheilbaren und ihres fliegenden Eigenthums gegen 50 Mill. Pf. St., die Masse ihrer Schulden 46 Mill. und der Belauf ihrer jährlichen Territorialrevenüen 18 Mill. Pf. St., d. h. das anderthalbfache der Einkünfte des gesammten rußischen Reichs, welche, nach der gewöhnlichen Angabe, den Revenüen des bloßen Gouvernements von Bengalen gleich kommen.

Dieser politisch-merkantilische Coloß besteht und wird bestehen, — inwiefern der unüberwundene, großer Widerstrebungen fähige Geist der Braminischen Völker niemals erwacht, auch durch die ungeschickten Bekehrungsversuche brittischer Methodisten niemals geweckt wird; inwiefern die unverhältnißmäßig geringe Militärmacht ausreicht und die eingebornen sieben Achttheile derselben ihre Empörungsversuche nicht wiederholen; inwiefern das System aushält: de faire le commerce en Sultan, et de faire la guerre en marchand; inwiefern die Prätensionen der Metis, der Abkommen europäischer Väter und indischer Mütter, nicht zunehmen; inwiefern den Indiern

und Mohammedanern das Geheimniß der Schwäche ihrer Unterdrücker für immer verborgen bleibt, d. h. inwiefern der natürliche Gang der Dinge selbst stille steht.

Schließlich bemerken wir, daß seit dem Jahre 1813 allen brittischen Unterthanen, unter gewissen zu Gunsten der Compagnie aufgerichteten Normen, der Handel nach Indien gestattet, und daß der Compagnie nur das ausschließliche Privilegium des Theehandels verblieben ist.

IV. Die französischen, dänischen und schwedischen ostindischen Compagnien haben für den Welthandel, selbst in den Zeiten ihres besten Flors, eine zu geringe Bedeutung gehabt, als daß ihre nähere Darstellung für die Zeitgenossen Interesse behalten könnte. Die französische, welche 1664 errichtet wurde, konnte nicht aufkommen; 1769 wurde der Handel freigegeben. Eine neue im Jahre 1785 errichtete Gesellschaft erreichte 1791 ihre Endschaft. Eben so wenig gedieh die ostindische Compagnie in Dänemark, die mehrmals erneuert wurde, und endlich 1777 ihre Besitzungen dem Könige abtrat. Die Gesellschaft ist nur noch im Besitze des chinesischen Handels. Endlich die schwedisch-ostindische Gesellschaft, welche 1731 gestiftet, und 1766 und 1786 erneuert wurde, besteht noch, und hat ihren Sitz zu Gothenburg. A. M.

Digitized by Google

Verzeichniß

der

im siebenten Bande enthaltenen Artikel.

O.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Q.

Google

Digitized by Google

Der Herausgeber des Conversations-Lexicons macht die Leser desselben auf folgendes in seinem Verlage erschienene Werk aufmerksam:

D. J. G. Rosenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Theilen gr. 8. Erster Theil 1817. (XX und 442 S.) Die Glaubenslehre. Zweiter Theil 1819. (573 S.) Die Sittenlehre. Preis beider Theile 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Xr. Rhein.

Allen Freunden und Beförderern der Religion glauben wir hohe Freude zu machen, wenn wir ihnen die vollständige Erscheinung eines Werks ankündigen, welches von dem verewigten Rosenmüller herrührt, einem Manne, der durch Lehre, Schriften und Beispiel zur Kenntniß und Verbreitung des ächten Christenthums so segensvoll gewirkt und der Freunde, Schüler und Verehrer allenthalben so viele hat. Was diesen Mann als Religionslehrer am unvergeßlichsten macht, ist seine von Allen anerkannte, von Vielen bewunderte, von Wenigen erreichte Gabe, die Religionslehren, unbeschadet der Gründlichkeit, allgemein faßlich und verständlich vorzutragen, — eine Gabe, die er nicht nur selbst rastlos übte, sondern auch Andern mitzutheilen redlich beflissen war. Seine Schriften zur Bildung künftiger Religionslehrer, so wie seine homiletischen und katechetischen Uebungsschulen haben viel genützt. Insonderheit aber waren es seine Vorlesungen über die populäre Dogmatik und Moral, wo er seine Meisterschaft im populären Unterrichte am glänzendsten darlegte und die er um so brauchbarer dadurch machte, daß er ihnen sein so sehr geschätztes, so allgemein verbreitetes und in so vielen öffentlichen Schulen eingeführtes christliches Lehrbuch für die Jugend zum Grunde legte, welches er da genau durchging, erklärte und zeigte, wie es beim Unterrichte gehandhabt werden müsse. Diese Vorlesungen wurden daher nicht nur vorzüglich werth gehalten und zahlreich besucht, sondern er wurde auch oft und von vielen Seiten her aufgefodert, ihren Inhalt durch den Druck bekannter und dadurch sein Lehrbuch selbst gemeinnütziger zu machen. Allein Mangel an Zeit, sein hohes Alter, andere literarische Arbeiten, vielleicht auch Abneigung gegen abermalige Bearbeitung eines Werkes, das bereits durch die wiederholten Beschäftigungen damit den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Ein anonymer Brief, den er in dem letzten Jahre seines Lebens erhielt und in dem sich der gebildete und religiöse Geist einer edeln Mutter ausspricht, enthielt die Bitte an ihn, wenigstens die beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden biblischen Sprüche mit Erklärung herauszugeben. Dieser Brief bestimmte ihn, mit seinem dritten Sohne, dem Herrn Pfarrer zu Oelzschau, Rücksprache zu nehmen und ihm den Antrag zur Uebernehmung dieser, seiner Meinung nach, allerdings verdienstlichen, Arbeit zu machen. Als ihn dieser an die in seinen Vorlesungen über populäre Dogmatik und Moral hierzu schon reichlich vorhandenen Materialien und überhaupt an die schon oft an ihn ergangene Bitte erinnerte, diese Vorlesungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, mit der Bemerkung, daß die Erfüllung dieser Bitte auch die der im Briefe geäußerten in sich schließen würde, so zeigte er sich dazu sogleich bereitwillig unter der Bedingung, daß sein Sohn die Bearbeitung des Werkes für den Druck

übernähme, worauf er diesem, der sich mit Freuden dazu verstand, die dahin gehörigen Handschriften zu diesem Zweck einhändigte. Der bald nachher erfolgte Tod des verehrten Greises, so wie die viele Mühe und Sorgfalt erfodernde Uebertragung der so oft überarbeiteten und verbesserten Handschrift in eine zum Abdruck geeignete, verzögerte bisher die Erscheinung des Werkes. Gegenwärtig ist es vollständig unter dem Titel erschienen: D. Johann Georg Rosenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. Das Werk besteht aus zwei Octavbänden, deren ersterer die christliche Glaubens- und der andere die christliche Sittenlehre abhandelt. Die Absicht des Verfassers war, practisch zu zeigen, wie die Lehren der christlichen Religion allgemein faßlich vorgetragen werden können. Er liefert daher einen Commentar zu seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend, in welchem der Text desselben nebst den biblischen Stellen zergliedert, erläutert und weiter ausgeführt wird, nebst eingestreuten Bemerkungen und Winken für tiefer denkende und forschende Kenner der Religion überhaupt, so wie für künftige Religionslehrer insbesondere. Es finden hier also diejenigen, welche als Prediger, Schullehrer, Erzieher, Väter oder Mütter Religion faßlich lehren wollen, ein vollständiges Handbuch — so wie diejenigen, die als denkende Freunde der Religion über den einst in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht hinausgehen und Religion gründlich lernen wollen, ein unterrichtendes Lehrbuch; gelehrte Theologen werden nicht ohne Interesse lesen, wie einer der Würdigsten und Erfahrensten aus ihrer Mitte über manche in unsern Tagen zur Sprache gebrachten theologischen Gegenstände dachte, ungelehrte Laien aber mit Verwunderung wahrnehmen, wie Viel sich bei der schon im Lehrbuche so faßlichen und vollständigen Darstellung der Religionslehre gleichwohl noch denken und lernen lasse; wer das Lehrbuch selbst besitzt und gebraucht, erhält hier einen Schlüssel, der ihn tiefere Blicke in den geschickt angelegten und sorgfältig ausgeführten Bau des Ganzen thun und ihn unter dem Gewande des leichtesten und verständlichsten Vortrages, gleichwohl eine in strenger Ordnung, Kürze und Gründlichkeit entworfene Skizze eines religiösen Unterrichts entdecken lassen wird; — wer hingegen das Lehrbuch nicht besitzt, erhält ein Buch, welches auch ganz frei und unabhängig von jenem betrachtet und gebraucht werden kann. Der Name seines würdigen Verfassers, der gemeinnützige Zweck und Inhalt dieses Werkes, sein so wohl aufgenommener Vorbote — das Lehrbuch, endlich selbst das religiöse Bedürfniß unserer Zeit, wo ein rein biblischer, klarer, nüchterner Religionsunterricht um so nöthiger, als seltener zu werden scheint: — Alles dies vereinigt sich, es zu einer, wie wir hoffen, für Viele willkommenen Erscheinung zu machen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google